Ungültig

HEBEL.

J. P. Hebel's
sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Erster Band.

Allemannische und hochdeutsche Gedichte.

I.

Ld. 229a

Mit dem Bildnisse Hebel's.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Goc 1222 (1/2)

Gesellschaftswissenschaftliche Bibliothek
Universität
Halle

Gesellschaftswissenschaftliche
Bibliothek

Leben des allemannischen Dichters Johann Peter Hebel.

1.

Johann Peter Hebel wurde den 10ten Mai 1760 zu Basel geboren, und den 13ten desselben Jahrs in der Kirche zu St. Peter daselbst getauft.

Sein Vater war Johann Jakob Hebel, Schutzbürger und Webermeister zu Hausen, einem Badischen Dorfe, welches im Wiesenthale eine Stunde hinter Schopfheim liegt, und von Basel sechs Stunden entfernt ist. Seine Mutter war Ursula, eine geborne Oertlin. Das Vermögen dieser beiden Leute bestand in einem kleinem Hause nebst einigen Grundstücken und Kapitalien. Solches Vermögen hatten sie zum Theil von ihren Eltern geerbt, zum Theil in ihrer Dienstzeit, als sie noch unverheirathet

waren, durch redlichen Fleiß und weise Sparsamkeit erworben.

Johann Jakob Hebel war aus Simmern in der jenseitigen Pfalz gebürtig. Schon als Jüngling verließ er seine Heimath, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Zu Basel wurde er Bedienter bei einem Major, Namens Iselin, welcher zuletzt als Brigadier starb, und begleitete ihn und sein Regiment nach Flandern und an den Niederrhein, so wie später nach Korsika, wo er sich in den Jahren 1756 und 1757 befand. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich mit der genannten Ursula Oertlin, welche er zu Basel, wo sie in dem nämlichen Hause diente, kennen gelernt hatte. Da sie die Tochter eines Bürgers von Hausen war, und hier ihr Vermögen hatte, so nahm er mit ihr in diesem Dorfe seinen Wohnsitz. Weil sie aber beide sich durch ihre Rechtschaffenheit und Treue bei der Familie zu Basel, bei welcher sie in Diensten gestanden waren, eine fortdauernde Achtung und Liebe erworben hatten, und sich ihnen zur Zeit des Frühlings und Sommers in dieser Stadt eine günstigere Gelegenheit zum Erwerbe als in ihrem Heimathsorte darbot, so begaben sie sich jedesmal im Frühling zu ihrer vorigen Herrschaft nach Basel zurück, und blieben einige Monate hindurch daselbst, indem sie theils im Hause, theils im Garten um den Taglohn arbeiteten. Während eines solchen Aufenthalts im Jahr 1760 geschah es, daß ihr

Sohn, Johann Peter, zu Basel geboren wurde.

Johann Jakob Hebel lebte mit seiner Ehefrau zufrieden und glücklich, aber frühe schon entriß ihn der Tod den Seinigen. Schon am 25ten Juli 1761 starb er zu Hausen in einem Alter von 41 Jahren, nachdem er kurz vorher krank von Basel zurückgekommen war. Seine Familie verlor an ihm einen rechtschaffenen und treuen Hausvater, der sowohl wegen seines Verstandes, als auch wegen seines gefühlvollen und frommen Gemüthes bei Allen, die ihn kannten, geachtet war. Als er starb, hatte Johann Peter noch nicht völlig ein Alter von einem Jahre und drei Monaten erreicht. Ein jüngeres Kind, mit Namen Susanna, war beim Tode des Vaters erst fünf Wochen alt, aber es folgte ihm noch im nämlichen Jahre in die Ewigkeit.

Dieses Verhängniß, welches die hinterlassene Wittwe getroffen hatte, war schwer; aber auch hier bestätigte sich der alte Spruch, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Sie war eine Frau von vorzüglichem Verstande und edlem Gemüthe, und ihre bedrängte Lage diente nur dazu, daß sie bei der Erfahrung der Eitelkeit des irdischen Glückes den hohen Werth ihrer Tugend und Frömmigkeit um so inniger fühlen lernte. Ihr theuerstes Gut auf Erden, an welchem ihr mütterliches Herz hieng, war ihr kleiner Knabe, — das einzige Kind,

welches sie noch hatte; und dieser Knabe wurde ihr um so theurer, als sich schon frühe vor ihren Augen die herrlichen Anlagen seines Geistes entwickelten. Aber je mehr sie ihn liebte, um so mehr glaubte sie ihm ihre Liebe nicht besser erweisen zu können, als durch eine gewissenhafte und christliche Erziehung. Frühe schon erkannte sie, daß sein jugendlicher Geist einer wachsamen und strengen Aufsicht bedürfe. Er war ein Knabe von gutmüthigem Herzen, aber bei seinem sehr muntern und regsamen Geiste blieb er nicht von jugendlichem Muthwillen frei, wovon noch jetzt manche Beispiele eigener Art erzählt werden. Deswegen verwendete sie die genaueste Sorgfalt auf seine Erziehung. Mit sanfter Liebe, aber auch, wo es nöthig war, mit ernster Strenge leitete sie ihn auf der richtigen Bahn. Ihr Herz ermüdete nicht in diesem schönen Berufe, und ihre mütterliche Sorgfalt blieb nicht ohne reichen Segen. Besonders machte ihr frommer Geist einen tiefen Eindruck auf ihn, und frühe schon erwachte ein gleicher Geist auch in seinem Gemüthe, und that sich auf eine sehr erfreuliche Weise kund. So zum Beispiel verfertigte er sich als Knabe ein Kästchen, um die Puppen von Raupen darein zu legen, die er gesammelt hatte. Er füllte es mit Erde, machte jeder Puppe ein kleines Grab, legte sie hinein, und setzte, nachdem er sie mit Erde leicht zugedeckt hatte, ein kleines Kreuz darüber. Mit Sehnsucht sah er dann ihrer Auferstehung entgegen, und freute sich, wenn diese erfolgte, um so inniger, da sein frommes Herz eine tröstliche Andeutung unsers zukünftigen Lebens darin fand.

Mit der Mutter vereint wirkten andere gut gesinnte Menschen für das Wohl des heranwachsenden Knaben. Besonders nahm sich desselben auch der Schullehrer des Dorfes, Andreas Grether, gewissenhaft und liebreich an. Bei diesem gieng Hebel von seinem sechsten Jahre an bis in sein zwölftes in die Schule. Grether liebte den Knaben wegen seiner ausgezeichneten Anlagen sehr, bestrebte sich mit aller Treue, sein Wohl zu befördern, und behandelte ihn eben so mit freundlicher Milde als mit gehörigem Ernste. Das Andenken dieses Mannes trug Hebel stets in dankbarem Herzen, und äußerte sich oft mit Rührung und Achtung über ihn. Als vor mehreren Jahren an Hebel von einem seiner Freunde und Schüler, der damals in Schopfheim wohnte, die bekannte Zeichnung des Hauses, in welchem er und seine Mutter einst wohnten, gesendet wurde, wobei sich zugleich noch ein Theil des in der Nähe stehenden Schulhauses darstellt, so schrieb er dem Uebersender zurück: „Beide Stätten sind mir heilig, wo zwei Menschen wohnten, meine Mutter „und mein Schulmeister, Andreas Grether, „die so Vieles an mir thaten, denen ich so Vieles verdanke."

Neben der teutschen Schule zu Hausen besuchte Hebel, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse im Lesen und Schreiben erlangt hatte, auch die lateinische Schule zu Schopfheim, wohin er Nachmittags wanderte. Wahrscheinlich erhielt er noch bei August

Gottlieb Preuschen, welcher bis zum Jahre 1769 Diakonus zu Schopfheim und Lehrer der lateinischen Schule war, den ersten Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Auf Preuschen folgte aber Karl Friedrich Obermüller, welcher im Jahre 1810 als Pfarrer zu Weitnau starb. Von diesem wurde er mehrere Jahre unterrichtet.

Außerdem aber empfieng Hebel auch zu Basel Unterricht im Lateinischen, so wie im Zeichnen und in andern Lehrgegenständen. Auch jetzt noch besuchte seine Mutter oft die Familie zu Basel, bei der sie im Dienst gestanden war, und hielt sich gewöhnlich im Sommer längere Zeit daselbst auf, um durch Arbeit sich Lohn und Unterhalt zu erwerben. Während dieser Zeit genoß er daher in dieser Stadt den nöthigen Schulunterricht.

So brachte er einen großen Theil seines Knabenalters abwechselnd bald in einem armen Dorfe, bald in einer reichen Stadt zu, und lernte das menschliche Leben von verschiedenen Seiten kennen. So lange er sich in Hausen befand, lebte er in Dürftigkeit. Er mußte sich mit geringer Kost begnügen, und, gleich andern Knaben wenig bemittelter Eltern, manche beschwerliche Arbeiten verrichten. Mühsam mußte er im Winter seiner Mutter das nöthige Holz zusammenlesen und nach Hause tragen. Zuweilen arbeitete er auch für das Eisenwerk zu Hausen,

indem er Steine für den Schmelzofen zerschagen half. In den Tagen aber, in welchen er sich zu Basel aufhielt, lebte er im Hause einer vornehmen und reichen Familie, ohne die Beschwerden der Armuth zu fühlen. Stets erfreute er sich hier einer freundlichen und liebreichen Behandlung. Unvergeßlich blieb ihm daher das Gute, welches ihm auf diese Weise zu Theil ward. So oft er in späteren Jahren in die Nähe von Basel kam, besuchte er die edle Familie, von welcher er als Knabe so manche Wohlthat empfangen hatte; und als er später seine Wohlthäterin, die Gemahlin Iselins, nicht mehr unter den Lebenden fand, so verließ er doch Basel nie, ohne die Stätte ihres Grabes besucht zu haben.

Als aber Hebel das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, traf ihn ein schweres, und ohne Zweifel das schwerste Verhängniß seines Lebens. Seine Mutter wurde, als sie nicht völlig das siebenundvierzigste Jahr vollendet hatte, im October 1773 während ihres Aufenthalts zu Basel von einer Krankheit überfallen. Ungeachtet der menschenfreundlichen Pflege, die ihr im Hause ihrer Herrschaft zu Theil wurde, wünschte sie doch in ihre Heimath zurückgebracht zu werden, in der Hoffnug, daß sie bei ihren Verwandten daselbst leichter genesen werde. Ihrem dringenden Wunsche wurde nachgegeben, und ein Einwohner von Hausen holte sie am 16ten October desselben Jahres mit einem Fuhrwerke von Basel ab. Bei der kranken Mutter befand sich zugleich der

Sohn als Begleiter. Noch ahndete man, als sie Basel verließen, die Nähe des Todes nicht. Auf der Straße aber zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, ungefähr in der Mitte des Wegs von Basel nach Hausen, verschlimmerte sich der Zustand der Kranken so sehr, daß alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Ehe nur ein Arzt herbeigeholt werden konnte, lag sie in den letzten Zügen, und verschied unter dem lauten Schluchzen und Weinen ihres bei diesem herzzerreissenden Anblicke trostlosen Sohnes. Ihr Leichnam wurde hierauf nach Hausen gebracht, und auf dem Kirchhofe daselbst beerdigt.

Auf's innigste liebte Hebel seine Mutter, und sein ganzes Leben hindurch blieb ihm ihr Andenken heilig. Nur mit der tiefsten Rührung vermochte er an sie zu denken und von ihr zu sprechen. Auch in einer an eine Landesgemeinde gerichteten Antrittspredigt, die er im 60sten Jahre seines Lebens schrieb, aber nicht vollendete, erwähnt er derselben. Er habe, sagt er, im dreizehnten Jahre seine Mutter verloren. „Aber" — fährt er fort — „der „Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie ver„lassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat „mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott ver„trauen, an seine Allgegenwart denken. Die „Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe „weinten, und in der Ferne sie ehrten, ist mein „bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl „dabei gefahren."

2.

Als Hebels Mutter gestorben war, wurden ihr Haus und ihre Grundstücke verkauft, und das ganze Vermögen, welches dem Sohne zufiel, betrug zweitausend fünfhundert Reichsgulden. Schon mehr als ein halbes Jahr vor ihrem Tode hatte sie ihn seinem Lehrer Obermüller in die Kost und in die Wohnung gegeben, damit er desto ungestörter seine Zeit dem Unterrichte, den er bei demselben empfangen sollte, widmen könnte; und in diesem Verhältnisse blieb Hebel bis zur Confirmation. Außer dem Unterrichte, welchen er bei Obermüller im Lateinischen, im Griechischen und in andern Lehrgegenständen empfieng, wurde er auch von Johann Christian Zilly, welcher damals Präceptor zu Schopfheim war, in der Geometrie, im Rechnen und im Schreiben unterrichtet.

Die vorzüglichen Fähigkeiten, die er immer mehr an den Tag legte, und die immer größeren Fortschritte, die er in seinen Kenntnissen machte, bestärkten seine Freunde immer fester in der Hoffnung, daß etwas Ausgezeichnetes aus ihm hervorgehen werde. Er hatte frühe schon Neigung zum Studiren gefaßt, und seine Freunde ermunterten ihn zur Ausführung dieses Entschlusses. Besonders war es die Theologie, die sein Gemüth ansprach Er wünschte sich dem geistlichen Stande zu widmen; denn von früher Jugend an schien ihm der Beruf eines Predigers der

schönste zu seyn. Schon als kleiner Knabe hatte er manchmal auf einem Tische oder Stuhle gepredigt, und dadurch seine Neigung zu erkennen gegeben.

Im Mai 1774, bald nach seiner Confirmation, begab er sich in Begleitung seines Vormunders, Sebastian Wehrer, eines Bürgers von Hausen, nach Karlsruhe, um in der gelehrten Anstalt, die damals unter dem Namen „Gymnasium illustre" daselbst blühte, sich weiter auszubilden, und für die Universität vorzubereiten. Um diese Zeit war Joh. Christian Sachs, der bekannte Verfasser einer Geschichte Badens, Rector des Gymnasiums. Neben ihm lehrten Johann Leonhard Walz der Aeltere, welcher zugleich Oberhofprediger war, Christoph Mauritii, Gottlob August Tittel, Johann Lorenz Böckmann, Karl Joseph Bougine, und Wilhelm Friedrich Wacherer, von welchen Männern die meisten durch ihre Schriften bekannt sind.

Da Hebels Vermögen nicht bedeutend war, wurde er von einigen edlen Männern auf menschenfreundliche Weise unterstützt. Georg Friedrich Hummel, Geheimer Hofrath und Ephorus des Gymnasiums, machte ihm von Zeit zu Zeit Geschenke mit Geld. Christoph Mauritii, Kirchenrath und Professor, welcher bereits erwähnt wurde, gab ihm in jeder Woche an einem Tage unentgeldlich

die Kost. Besonders aber nahm sich desselben August Gottlieb Preuschen liebreich an, der ihn schon früher in Schopfheim kennen gelernt hatte, und seit dem Jahr 1769 als Hofdiakonus zu Karlsruhe angestellt war. Preuschen gab ihm nicht nur zwei Tage in jeder Woche freie Kost, sondern auch unentgeldlich ein Wohnzimmer in seinem Hause, und übernahm die Aufsicht über ihn, so lange sich Hebel als Schüler in Karlsruhe befand.

Vier Jahre brachte Hebel in dieser Stadt zu, und zeigte sich im erfreulichsten Lichte. Er war einer der ausgezeichnetsten Schüler des Gymnasiums, und machte vorzügliche Fortschritte. Im März 1778 wurde er mit einem ehrenvollen Zeugnisse zur Universität entlassen.

Unter den Universitäten wählte er Erlangen, wo damals besonders zwei berühmte Theologen lehrten. Der eine war Georg Friderich Seiler, unter dessen zahlreichen Schriften besonders sein biblisches Erbauungsbuch bekannt ist; der andere Johann Georg Rosenmüller, dessen Scholien zum neuen Testament noch immer als ein gutes Handbuch gebraucht werden. Letzterer war zugleich in dem Jahr, als Hebel nach Erlangen kam, Prorector der Universität, und unterzeichnete am 8ten Mai 1778 den Aufnahmsschein, vermöge dessen Hebel in die Reihe der akademischen Bürger eintrat.

Auf der Universität zeichnete sich Hebel nicht

durch angestrengten Fleiß aus. Ein anhaltendes Besuchen der Collegien und vieles Studiren sprach seinen freien und selbstthätigen Geist nicht sehr an. Aber auch mit geringerem Fleiße brachte er es durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten dahin, daß er nach seiner Zurückkunft die ihm auferlegte Prüfung zu Karlsruhe im September 1780 wohl bestand, und unter die Candidaten der Theologie aufgenommen wurde.

3.

Nachdem Hebel seine Prüfung zu Karlsruhe bestanden hatte, so begab er sich in die geliebte Gegend zurück, in welcher er einst als Knabe gelebt hatte. In Hertingen, einem Dorfe, welches in einer schönen Gegend vier Stunden unterhalb Basel liegt, und ungefähr fünf von Schopfheim entfernt ist, wurde er von dem Pfarrer Philipp Jakob Schlotterbeck als Hauslehrer für seine Kinder angestellt. Zugleich unterrichtete er die Kinder eines andern Einwohners daselbst. Später unterstützte er den Pfarrer auch in kirchlichen Geschäften, nachdem er im August 1782 ordinirt worden war.

Der Aufenthalt in Hertingen war für Hebel sehr angenehm, und mit Vergnügen sprach er auch in späteren Jahren oft noch davon. Schon im März 1783 aber wurde er von da abberufen, und zum Hülfslehrer an dem Pädagogium zu Lörrach mit dem Titel: Präceptorats-Vicarius, ernannt.

Nicht leicht konnte ihm ein angenehmerer Aufenthaltsort zu Theil werden, als es durch diese Anstellung geschah. Lörrach, eine kleine aber freundliche Stadt, liegt am Ausgange des lieblichen Wiesenthals, ungefähr vierthalb Stunden von dem ebenfalls freundlichen Schopfheim entfernt, und anderthalb Stunden von Basel, welches sich südlich von Lörrach in einer prächtigen Lage dem Auge darstellt. Die nahen Anhöhen gewähren die herrlichste Aussicht, und auf einigen derselben, wie auf dem mit Reben besetzten Tüllinger Berge, an dessen Ecke sich das Wiesenthal mit dem großen Rheinthale vereinigt, sieht man drei Länder vor sich: Teutschland, Frankreich und die Schweiz In dieser Stadt, in deren Umgebung die Natur so viel Großes und Herrliches darbietet, und die ihm wegen der Nähe seiner Heimath um so angenehmer war, brachte er nun acht und ein halbes Jahr zu, und die Tage, die er hier verlebte, waren die schönsten und heitersten seines Lebens.

Mit reichem Segen wirkte er in seinem Berufe, und fand bei den Eltern, deren Kinder er unterrichtete, dankbare Anerkennung. Bei den gründlichen Kenntnissen, die er in manchen Lehrfächern besaß, bei dem trefflichen Verstande, mit dem er sich schnell in jedes Fach, wenn es ihm unbekannt war, einarbeitete, welches namentlich bei der Naturgeschichte geschah, die er, um sie lehren zu können, selbst erst lernen mußte, und bei der sanften Gemüthsart und der heiteren Freundlichkeit, womit er die

Herzen der Schüler zu gewinnen wußte, eignete er sich ganz vorzüglich zum Lehrer. Bei allen seinen Schülern erwarb er sich Achtung, Liebe und Dank.

Außer dem Unterrichte, den er an dem Pädagogium ertheilte, besorgte er zuweilen auch kirchliche Geschäfte. Er predigte manchmal theils in der Stadt, theils in der umliegenden Gegend. Auch in dieser Hinsicht fand er vielen Beifall.

Besonders aber gewann er durch das Angenehme seines gesellschaftlichen Umgangs die Herzen derer, die ihm nahe waren. Er lebte unter einem, durch gesunden Verstand, gefühlvolles Gemüth, einfache Sitten und redliche, fromme Denkungsart sich auszeichnenden Volke, das den Umgang mit einem Manne, wie er war, nicht anders als sehr hoch schätzen konnte. Mit seinem geistreichen Wesen, seinem eigenthümlichen Scharfsinn und seinem unerschöpflichem Witz, so wie mit seiner freundlichen ungeheuchelten Gemüthlichkeit und Einfachheit der Sitten, und dabei mit seinem heiteren und frohen Sinne zog er die Menschen aus allen Ständen und vom verschiedensten Alter an sich. Bei ihm fand der Landmann wie der höhere Gewerbsmann, und der wissenschaftlich gebildete Staatsdiener angenehme Unterhaltung. Wie der Knabe und der Jüngling, so schloßen sich der Mann und der Greis im Umgange gern an ihn an. Wer in jener Gegend wohnte, und ihn kennen lernte, liebte und achtete ihn.

Besonders aber waren es drei Männer, die sich damals des Umgangs mit ihm vorzüglich zu erfreuen hatten, und stets mit ihm in der vertrautesten Freundschaft standen. Der eine war Wilhelm Engelhart Sonntag, damals Lehrer der lateinischen Schule in der drei Stunden von Lörrach entfernten Stadt Kandern, und später Pfarrer zu Bötzingen, wo er im Jahr 1799 im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens starb. Schon auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo sie miteinander studirten, schloßen sie ihren innigen Freundschaftsbund, dem sie bis in den Tod getreu blieben. Der andere war Tobias Güntert, damals Prorector des Pädagogiums zu Lörrach, und später Pfarrer zu Weil, wo er im Jahr 1821 starb. In Güntert s Hause gieng Hebel zu Lörrach in die Kost, und genoß viele frohe Stunden, und viele ihm unvergeßliche Beweise der Freundschaft. Der dritte ist Wilhelm Friedrich Hitzig, der im Jahr 1787 als Pfarrvicarius nach Lörrach kam, später Prorector des Pädagogiums daselbst wurde, hierauf in Rötteln, in Schopfheim und in Augaen nacheinander angestellt war, und gegenwärtig wieder zu Lörrach als Pfarrer dieser Stadt und als Decan der Diözese mit dem Titel „Kirchenrath" sich befindet, in welchem zweifachen Berufe er mit reichem Segen und im Besitze allgemeiner hoher Achtung stets fortwirkt. Hebel liebte und schätzte ihn sehr, und stand bis an seinen Tod mit ihm in vertrautester Freundschaft.

4.

Lange war Hebel von der Oberkirchenbehörde nicht so erkannt und geachtet, wie er es verdiente. Daß er ein geistreicher junger Mann und sehr brauchbarer Lehrer war, entgieng ihr nicht, aber sie erkannte ihn lange Zeit nicht nach dem vorzüglichen Grade seiner Würdigkeit. Acht und ein halbes Jahr mußte er sich zu Lörrach als Präceptoratsvicarius mit einer jährlichen Besoldung von ungefähr 350 Gulden begnügen, wobei er von seinem eigenen Vermögen zusetzte; und eilf Jahre, vom Jahr seiner Aufnahme unter die Candidaten an gerechnet, wartete er auf Anstellung an einer Pfarrei oder an einem Diakonat. So lange er als Präceptoratsvicarius in Lörrach sich befand, gehörte er in die Reihe der Candidaten. „Eilf „Jahre", sagte er daher in seiner oben erwähnten Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, „bis in das „einunddreißigste meines Lebens wartete ich ver„geblich auf Amt und Versorgung. Alle meine „Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. „Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias „sagt, gleich einem Baume oben auf einem „Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel."

Die Neigung seines Gemüths war hauptsächlich auf eine Anstellung an einer Landpfarrei gerichtet; aber die Vorsehung lenkte es anders. Es war nicht das stille, bescheidene Loos des Dorfpredigers, das ihn erwartete, sondern es war eine glänzendere Höhe, wohin er geführt werden sollte.

Allmählig immer mehr von der ausgezeichneten Fähigkeit überzeugt, die er als Schulmann bewies, beschloß die oberste Kirchen- und Schulbehörde ihn nach Karlsruhe an das Gymnasium zu berufen. Diese Anstalt enthielt damals zwei Abtheilungen. Die eine umfaßte die untern Schüler, welche sechs verschiedene Klassen nach dem Verhältniß ihrer Kenntnisse ausmachten; die andere die obern, welche den Namen „Exemten" führten, und in drei Ordnungen eingetheilt waren. Hebel wurde im Spätjahr 1791 als Lehrer bei der Abtheilung der untern Schüler, und zwar an der obersten und zweitobersten Klasse derselben mit dem Titel „Subdiakonus" angestellt. Er hatte in diesem Berufe theils im Lateinischen und Griechischen und in den Anfangsgründen des Hebräischen, theils in Realien, wie zum Beispiel in der Naturgeschichte, Unterricht zu ertheilen. Dabei war ihm auch zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit in der fürstlichen Hofkirche zu predigen. Die nämlichen Geschäfte blieben ihm auch, als er im folgenden Jahre zum wirklichen Hofdiakonus ernannt wurde.

Wenig bekannt war er noch, als er in der Residenzstadt Karlsruhe ankam; aber bald leuchtete sein Name wie ein freundlicher Stern, der in der Nacht aus einer Wolke hervorbricht. Bald erlangte man allgemein die Ueberzeugung, daß ein vortrefflicher Lehrer für die Anstalt an ihm gewonnen sey. Nicht nur in denjenigen Lehrgegenständen, in welchen er

bereits gründliche Kenntnisse besaß, wie in der lateinischen und griechischen Sprache, sondern auch in solchen, in die er sich selbst erst einarbeiten mußte, welches jetzt namentlich bei der hebräischen Sprache geschah, lehrte er mit dem besten Erfolge; denn bei seinem ausgezeichneten Verstande und bei seiner trefflichen Lehrgabe, wie sie nur selten gefunden wird, war er jedem Unterrichte, den er zu geben hatte, gewachsen. Man bewunderte an ihm die Kunst, auf eine eben so leichte und angenehme Weise als mit reichem Segen zu unterrichten. Sein Blick war auch hier beim Unterrichte stets freundlich, seine Rede sanft und lieblich, sein Ernst, wenn er ihn zeigen mußte, würdig, sein Vortrag lichtvoll und deutlich. Wie ein Vater stand er unter seinen Schülern; alle Herzen, von Liebe und Achtung ergriffen, waren ihm zugethan.

Wie im Lehrzimmer, so gewann er auch auf der Kanzel großen Beifall. Wenn er vor Landgemeinden predigte, war seine Rede sehr einfach, und leicht zu verstehen. In der Hofkirche zu Karlsruhe aber waren seine Predigten hauptsächlich an Zuhörer aus höheren Ständen gerichtet. Daher wendete er bei diesen Predigten nicht immer die gleiche Sorgfalt auf die Einfachheit und Klarheit der Darstellung, wie sonst bei andern Arbeiten. Was aber seinen Predigten bei seinen Zuhörern einen hohen Werth verlieh, war der Reichthum und die Tiefe der Gedanken, und der ächt christliche Geist,

der darin athmet, so wie die Wärme des Herzens, die sich in ihnen kund thut. Auch die Art seines Vortrags war angenehm. Er sprach mit Ruhe und mit tiefem Gefühle. Er verschmähte alle künstliche Declamation, aber der Ton war der treue Ausdruck seines fühlenden Herzens. Er bewegte nur selten seine Hände, aber um so bedeutungsvoller war der Ausdruck seiner Augen und seiner Gesichtszüge. Unter die große Zahl derjenigen, bei welchen Hebel als Prediger ausgezeichneten Beifall erlangte, gehörte auch Badens großer Regent, Karl Friederich, der gewöhnlich sein Zuhörer war. Von diesen Predigten wurden während der Lebenszeit Hebels nur zwei dem Drucke übergeben, und beide auf besonderes Verlangen seiner Freunde. Die eine, welche am vierten Sonntag nach Trinitatis 1794 über Apostelgeschichte Kap. 5. Vers 30 und 31 gehalten wurde, und vom glücklichen Loose des christlichen Menschenfreundes handelt, kam im Jahr 1795 heraus mit dem Titel: „Etwas zur Befestigung „des Glaubens an die göttliche Weisheit und „Güte bei den Schicksalen unglücklicher Gottes„verehrer und Menschenfreunde.“ Die andere, die er am zweiten Christtage 1796 über den Text Luk. 2. Vers 15 bis 20 vortrug, und in welcher er darüber sprach, wie Jesus mehr als einmal unerwartet unter den Menschen erschien, wurde im Anfang des Jahres 1797 herausgegeben. Vielleicht würde er selbst noch mehrere öffentlich mitgetheilt haben, wenn er länger gelebt hätte.

Auch der gesellschaftliche Umgang trug, wie einst in Lörrach, so auch in Karlsruhe viel zu der hohen Achtung und Liebe bei, die er sich erwarb. Alle die herrlichen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes, die er dort gezeigt hatte, erkannte und bewunderte man auch hier. Junge und Alte, Vornehme und Geringe fühlten sich auch hier in seiner Gesellschaft, durch seine ausgezeichnete Gabe zu unterhalten und zu erheitern, auf's innigste ergriffen, und an ihn gezogen; und wohl kann man sagen, daß er der unterhaltendste und beliebteste Gesellschafter in der ganzen Residenzstadt war.

Unter die Freunde und Verehrer Hebels gehörte besonders auch der damalige Geheimerath Friedrich Brauer, der seit 1793 als Präsident an der Spitze des Consistoriums stand, ein Mann, der als Staatsmann und Gelehrter, so wie auch als Mensch und als Christ groß war, und sich durch seine Verdienste um Staat und Kirche ein Andenken erwarb, das noch lange im Segen bleiben wird. Brauer liebte und schätzte seinen Freund Hebel sehr, und ergriff, so wie auch das Collegium, dem er vorstand, gern die Gelegenheit, die sich im Jahr 1798 darbot, denselben zu befördern. Am 21ten März dieses Jahres wurde Hebel zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache für die Abtheilung der Exemten des Gymnasiums mit bedeutender Erhöhung seiner Besoldung ernannt. In diesen Lehrfächern sollte er diejenigen Exemten,

welche Theologie studiren wollten, fortan unterrichten. Dabei hatte er aber auch jetzt noch mehrere Lehrstunden in alten Sprachen und in der Naturgeschichte den Klassenschülern, die er bisher unterrichtet hatte, zu ertheilen. Dagegen wurde ihm die Verpflichtung zum Predigen abgenommen. Selten nur trat er noch in diesem und einigen folgenden Jahren als Prediger auf. Die wenigen Festpredigten aber, die er seitdem hielt, wurden wegen ihrer Vortrefflichkeit mit vorzüglichem Beifall aufgenommen, und sind, wie die Ausgabe seiner Werke beweist, noch vorhanden.

Der hebräische Unterricht bei den Eremten kam dadurch, daß er ihm übertragen wurde, in sehr gute Hände. Zwar hatte er nur geringe Kenntnisse der hebräischen Sprache nach Karlsruhe mitgebracht, aber bald, nachdem er an das Gymnasium berufen worden war, sich eine vorzügliche Tüchtigkeit zu diesem Lehrfache erworben. Auch mit der chaldäischen Sprache, so wie mit den Anfangsgründen der syrischen und arabischen hatte er sich bekannt gemacht. Sein Unterricht im Hebräischen war, wiewohl er hinsichtlich der Grammatik Manches, das ihm kleinlich schien, nicht so genau nahm, als es Andere genommen haben würden, dennoch gründlich, und, besonders wenn er die herrlichen Gesänge von David, Assaph, Jesaias, Joel und Nahum, vor sich hatte, sehr anziehend und geistreich. In vorzüglichem Grade besaß er die Fähigkeit, in den

Herzen seiner Zuhörer ein lebendiges Gefühl des schönen und erhabenen Geistes der hebräischen Dichtkunst zu erwecken. Noch erinnern sich seine Schüler mit dem innigsten Vergnügen an die lehrreichen Stunden, die sie in diesem Unterrichte zubrachten.

Auch sein Unterricht in der Dogmatik, den er der obersten Ordnung der Exemten ertheilte, verdient mit Lob erwähnt zu werden. Mit Recht betrachtete er diesen nur als eine Vorbereitung für das dogmatische Studium auf der Universität, und beschränkte sich darauf, seinen Zuhörern einen kurzen Abriß der christlichen Glaubenslehre zu geben, und das Wichtigste aus der Dogmengeschichte beizufügen. Der Geist, in welchem er lehrte, war der rein biblische, ausgehend von dem Glauben an eine unmittelbare Offenbarung, und von der Anerkennung der göttlichen Würde des Stifters der christlichen Religion. Mit weiser Besonnenheit und zarter Gewissenhaftigkeit hütete er sich, in die Gemüther der Jünglinge den Keim der Zweifelsucht oder des Unglaubens zu pflanzen. Auf diese Weise wußte er den Unterricht einer Wissenschaft, die sonst ganz der Universität überlassen wird, auf dem Gymnasium für die angehenden Theologen nützlich zu machen.

Brauer, von Hebels guten theologischen Kenntnissen und seiner trefflichen Lehrart immer mehr überzeugt, ermunterte ihn, für die badischen Schulen einen Katechismus zu verfassen. Hebel

hielt damals für das Beste, Luthers Katechismus neu zu bearbeiten, und dabei die Arbeit von Herder zu Grunde zu legen. Ums Jahr 1801 unterzog er sich wirklich diesem Geschäfte, und legte sodann den neu bearbeiteten Katechismus der Oberkirchen-Behörde vor, die diesen mit Beifall aufnahm, und in Abschriften zur Beurtheilung an die Diözesen sandte. Da aber das neue Lehrbuch den Wünschen eines großen Theils der Geistlichen nicht entsprach, so konnte es nicht eingeführt werden, und es wurde weder zu Hebels Lebzeiten, noch nach seinem Tode dem Druck übergeben.

Neben diesen Geschäften befaßte sich Hebel seit seiner Anstellung zu Karlsruhe besonders mit dem Studium der Naturgeschichte, und brachte es in diesem Fache bis zu einem vorzüglichen Grade der Gelehrsamkeit. Der Ruf von seinen trefflichen Kenntnissen in der Naturgeschichte verbreite sich durch seine Freunde und Verehrer selbst im Auslande. Den 1ten März 1799 wurde er daher von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede, und den 9ten Mai 1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum correspondirenden Mitgliede ernannt.

3.

Höher aber fieng um diese Zeit sein Ruhm an, von einer andern Seite zu leuchten, gleich einer lieb-

lichen Morgensonne, die in stiller Herrlichkeit aufgeht, und mit ihrem freundlichen Glanze alle Herzen entzückt.

Obgleich nämlich Hebel zu Karlsruhe in sehr angenehmen Verhältnissen lebte, so vermißte er doch die Heimath, in der er als Knabe und Jüngling gelebt hatte, jene herrliche Gegend, die oben von den freundlichen und fruchtbaren Fluren bei Basel zwischen dem Rheine und Schwarzwalde hinab bis zu den lieblichen und segensreichen Gefilden bei Müllheim und Badenweiler sich erstreckt. Er vermißte zugleich das daselbst zurückgelassene Völklein, unter dem er geboren war. Die Menschen dieser Gegend, ausgezeichnet durch einen aufgeweckten Geist, durch ein tief fühlendes und frommes Gemüth, durch Fleiß in ihrem Berufe, durch Einfachheit in ihren Sitten, und durch einen freundlich heiteren Sinn, waren und blieben seinem Herzen sehr werth. Ein heimwehähnliches Sehnen erwachte bei der Rückerinnerung in seiner Brust, und niemals vermochte er es ganz zu unterdrücken. Zwar machte er fast jedes Jahr in der Ferienzeit zu Ostern oder im Herbste eine Reise in die geliebte obere Gegend, um seine Freunde zu besuchen; aber dieses diente nur dazu, die alten Gefühle in ihm neu zu beleben. In den Stunden der Einsamkeit kehrten stets wieder die Bilder der vergangenen Zeit vor seine Seele zurück Mit stiller Wehmuth erinnerte er sich der freundlichen Städte und Dörfer, in denen er einst

lebte, und der lieblichen Fluren, wo er einst so oft weilte, besonders der Gefilde, durch welche die Wiese strömt, und der blumenreichen Hügel, auf deren einem das Bergschloß Röttein mit seinen ehrwürdigen Trümmern als mächtiger Zeuge der Vergänglichkeit steht; und mit tiefer Sehnsucht dachte er an die lieben Seelen, denen sein Herz auch in der Ferne nahe war. Alle diese Rückerinnerungen erweckten in seinem Gemüthe den mächtigen Drang, die Gemüthsart und Lebensweise jenes Volkes, unter welchem er einst lebte, in der eigenen Mundart des Volkes dichterisch darzustellen, und dessen Bild, hervorgerufen aus der Tiefe des innigst bewegten liebevollen Gemüthes, und verklärt im Spiegel der dichterischen Phantasie, idealisch der Welt zu geben. So entstanden die allemannischen Gedichte, die er meist in den Jahren 1801 und 1802 verfaßte. Hebel selbst äußerte daher, daß das Heimweh sie erzeugt habe.

Schüchtern von Natur konnte er nicht ohne fremden Zuspruch sich entschließen, sie öffentlich im Drucke herauszugeben; aber aufgemuntert durch das Urtheil sachkundiger Freunde, und durch den großen Beifall, welchen einige in Abschriften verbreitete Gedichte allenthalben gefunden hatten, faßte er den Entschluß. Noch hatte er keinen schriftstellerischen Ruhm, und sah sich daher genöthigt, den Weg der Subscription einzuschlagen.

Im Anfang des Jahrs 1803 erschien die erste

Ausgabe der allemannischen Gedichte zu Karlsruhe in der Macklottischen Hofbuchhandlung. Es waren zweiunddreißig Gedichte, die an das öffentliche Licht traten. Dabei befanden sich zugleich vier treffliche Melodieen. Drei davon zu den Liedern: Freude in Ehren, Hans und Verene, und: Wächterruf, hatte Karl Ludwig Müller, Pfarrer in Friesenheim, verfaßt. Die vierte zum Morgenstern hatte Hebel von einem unbekannten Verfasser aus Colmar im Elsaß erhalten.

Der Eindruck, den die allemannischen Gedichte bei ihrem Erscheinen überall machten, war außerordentlich. Wer sie las, fühlte sich hoch erfreut. Gebildete und ungebildete Leser, Leute von den niedrigsten Volksklassen und von den vornehmsten Ständen betrachteten sie mit dem innigsten Vergnügen. Der Greis las sie mit der tiefsten Rührung; das Kind hörte sie mit Entzücken an. Und was der wahre Beweis des natürlich und ewig Schönen ist: wer sie las oder anhörte, konnte sie immer wieder von neuem lesen oder anhören; ihr Reiz veralterte nicht, und verlor sich nicht. Mit der höchsten Bewunderung erkannte und fühlte man die herrlichen Eigenschaften, die sich in diesen Gedichten zeigen, die natürliche Einfachheit und Schönheit, die Eigenthümlichkeit sowohl des Stoffes, als auch der Art, wie dieser Stoff bearbeitet worden war, den kindlichen Sinn, mit dem der Dichter Alles in der Natur zu beleben und zu beseelen wußte, die lieb-

liche Naivität, mit der er die Herzen so wohlthätig anspricht, den trefflichen Witz, den heiteren Frohsinn, und den unschuldigen Scherz, und besonders auch das tiefe Gefühl der Sittlichkeit und der Religion, so wie die ausgezeichnete Kraft und die aufs tiefste ergreifende Erhabenheit der Gedanken und Schilderungen, ohne irgend einen künstlich gesuchten Schmuck des Ausdrucks. Kein Gedicht erschien in der ganzen Sammlung, dem nicht der Ruhm eines vorzüglichen Werthes zu Theil wurde. Welches aber unter diesen schönen Gedichten das schönste sey, ob die Wiese, oder der Morgenstern, oder der Karfunkel, oder der Sommerabend, oder die Mutter am Christabend, oder das Gespenst an der Kanderer Straße, oder das Habermuß, oder Sonntagsfrühe, oder der Wächter in der Mitternacht, oder die Vergänglichkeit, oder die Spinne, oder irgend ein anderes, darüber konnten die Leser kaum mit sich selbst, geschweige denn mit anderen einig werden. Bei dem Gedichte übrigens, worin er die Vergänglichkeit so rührend besang, folgte er besonders der kindlichen Stimme seines Gemüths, indem er das Gespräch auf die Straße zwischen Brombach und Steinen versetzte. Hier war einst seine Mutter gestorben, und von hier aus mußten die Trümmer des Röttler Schlosses, die dem Auge des Wanderers im Wiesenthale sich darstellen, als mächtige Zeugen der Vergänglichkeit einen besonderen Eindruck auf sein Herz machen.

Bald erschienen auch in öffentlichen Blättern die Urtheile ausgezeichneter Männer und Kunstrichter über Hebels Gedichte. Die Stimme des Volkes wurde dadurch bestätigt.

Zuerst als öffentlicher Beurtheiler trat Johann Georg Jacobi auf, der liebliche Dichter, der im ganzen teutschen Vaterlande mit Achtung genannt wird. Im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt vom 23ten Februar 1803 sprach er das freudige Gefühl aus, das ihn beim Lesen dieser Gedichte ergriffen hatte. Jedes dieser Gedichte, sagte er, habe etwas Eigenthümliches, in jedem wehe der wohlthätige Geist seines Verfassers. Er bekannte, daß er kaum den Eindruck wiederzugeben vermöge, den sie auf ihn gemacht hätten, und pries sie als eine ausgezeichnete Erscheinung, besonders in einer Zeit, in der sonst so viel Alltägliches und Erkünsteltes zum Vorschein komme. Auch machte er darauf aufmerksam, wie Hebel mit eigenen Augen sah, mit eigenem Herzen empfand, und das Gesehene und Empfundene treu darstellte, und wie er sich in den gemeinen Bürger und Landmann ganz hineindachte, in den ländlichen Bildern seine süßesten Erinnerungen aus den Jugendjahren aussprach, keine geschaffenen, sondern ungerufen gekommene Bilder gab, und glücklich mit seiner Phantasie jeden Baum und Felsen belebte, den Zeiten, Gestalt und Rede verlieh, und am Himmel und auf Erden überall seines Gleichen fand. Nicht genug, setzte er hinzu, könne er

die Kunst bewundern, mit welcher Hebel die wichtigsten Wahrheiten, die so weit über dem Gesichtskreise des Feldbewohners liegen, versinnlicht zu diesem herabbringe, und nicht genug dem Dichter danken für die Liebe zum Guten und Schönen, die jeden Scherz heilige, und jeder Volkssage eine bedeutende Warnung oder einen Trost unterlege. Hebels Gedichte seyen von solcher Art, daß sie in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken müßten, dessen Geschmack unverdorben und dessen Herz der Stimme der Natur noch offen sey. Auf ähnliche Weise sprach auch später noch Jacobi in der Iris sein Lob über Hebels Gedichte aus.

Im nämlichen Jahre aber, in welchem die allemannischen Gedichte erschienen, erhob sich auch noch eine andere, und noch mächtigere Stimme für dieselben. Jean Paul, einer der größten Geister, die je unter dem teutschen Volke lebten, sprach im November 1803 in der Zeitung für die elegante Welt, in einem Schreiben an den Herausgeber dieser Zeitschrift, seinen Beifall und seine Freude aus. „Unser allemannischer Dichter, sagt er, „hat für alles Leben und alles Seyn das „offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und „jeder Stern und jede Blume wird ihm ein „Mensch. Durch alle seine Gedichte greift die„ses schöne Zueignen der Natur, deren allego„risirende Personification er oft bis zur Kühn„heit der Laune steigert, z. B. im ganzen ersten

„Gedicht: die Wiese." — „Er ist", fährt er fort, „naiv, er ist von alter Kunst und neuer „Zeit gebildet, er ist meistens christlich-elegisch, „zuweilen romantisch-schauerlich, z. B. in der „hohen Erzählung: der Karfunkel; er ist ohne „Phrasen-Triller, er ist zu lesen, wenn nicht „einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. „Mit andern bessern Worten: das Abendroth einer „schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, „die er aufsteigen läßt; poetische Blumen ersetzt „er durch die Blumengöttin selber, durch die „Poesie. Das Schweizer Alphorn der jugendlichen „Sehnsucht und Freude hat er am Munde, in„deß er mit der andern Hand auf das Abend„blüben der hohen Gletscher zeigt, und zu beten „anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken „schön herabrufen."

Eine geraume Zeit nachher machte ein anderer der berühmtesten Männer Teutschlands seine Ansicht über die allemannischen Gedichte bekannt. Göthe nämlich beurtheilte sie im Februar 1805 in der Jenaischen Literaturzeitung, nachdem im Jahr 1804 die zweite unveränderte Ausgabe erschienen war. Er lobte Hebels dichterisches Talent sehr, besonders seinen frischen frohen Blick, mit dem er die Gegenstände der Natur beobachte, seine Fähigkeit, durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben, und auf die naivste und anmuthigste Weise die Natur-

gegenstände zu Landleuten zu verwandeln, seine vorzügliche Anlage, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern, seine heitere Laune und seine Geschicklichkeit, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssagen wohl aufzufassen. Er spricht mit großem Lob von der Wiese; das Detail dieser Wanderung sey außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt. Er deutet sodann auf die Schönheiten hin, die uns im Morgenstern und im Sommerabend ansprechen. Er erwähnt hierauf mit Beifall das Herlein, den Bettler, Hans und Verene, den zufriedenen Landmann, den Schmelzofen und den Schreinergesell. Er bemerkt, wie dem allemännischen Dichter besonders die Schilderungen der Jahres- und Tagszeiten gelungen seyen, und führt als Beispiel, außer dem Winter, dem Jenner und dem Sommerabend, vorzüglich das Gedicht: Sonntagsfrühe, an, welches zu den besten gehöre, die jemals in dieser Art verfaßt werden seyen. Besonders rühmt er auch das Habermuß, welches Gedicht vortrefflich idyllisch ausgeführt sey, und die Spinne und den Käfer, bei welchen man die schöne Anlage und Ausführung bewundern müsse. Außerdem lobt er die große Anmuth der Erfindung und Ausführung des Wegweisers, des Mannes im Mond, der Irrlichter, und des Gespenstes an der Kanderer Straße, von welchem Gedichte man eben-

falls sagen könne, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht, noch gemacht werden sey. Sodann erwähnt er auch die Geschicklichkeit, mit der das Verhältniß von Eltern zu Kindern benutzt werde, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten, wie es in den Gedichten: die Mutter am Christabend, Eine Frage, und: Noch eine Frage, geschehe. Endlich redet er von der glücklichen Darstellung des dämmernden dunkeln Zustandes, der in dem Gedichte: Auf einem Grabe, so wie im Wächterruf, im Wächter um Mitternacht, und in der Vergänglichkeit dargestellt sey, und bemerkt die vortreffliche Auffassung und idyllenartige Behandlung der Volkssagen, die im Karfunkel und im Statthalter von Schopfheim mitgetheilt werden. Nur mit zwei Gedichten war Göthe nicht zufrieden, nämlich mit dem Storch und den Marktweibern in der Stadt. Bei dem ersten meinte er, daß nur die friedlichen Motive hätten darin aufgenommen werden sollen; bei dem andern, daß die Weiber beim Ausgebote ihrer ländlichen Waare den Städtern zu ernstlich den Text lesen. Auch gab er den Wunsch zu erkennen, daß Hebel bei seinen Gedichten, wenn sie in einer neuen Ausgabe wieder erscheinen würden, hie und da noch dem Metrischen einige Aufmerksamkeit schenken möchte.

Mit großem Beifall wurden Hebels Gedichte noch außerdem in anderen Zeitschriften gepriesen,

und namentlich verdient unter diesen die Hallische Literaturzeitung erwähnt zu werden, in welcher im nämlichen Jahre, als Göthe in der Jenaischen sein Urtheil aussprach, ein Unbekannter die allemannischen Meisterwerke auf eine für Hebel eben so ehrenvolle als an sich treffliche Weise beurtheilte. Bald verbreitete sich Hebels Ruhm nicht nur in ganz Teutschland, sondern auch außerhalb des teutschen Vaterlandes, so weit die teutsche Sprache gesprochen wird.

Im Jahr 1803 erschien bereits die dritte Ausgabe der allemannischen Gedichte, bei welcher sich einige unbedeutende Kupferstiche befanden, und im Jahr 1808 mußte schon die vierte gedruckt werden. In keiner dieser beiden Ausgaben vermehrte Hebel die Zahl der Gedichte, aber in der dritten änderte er mehrere Ausdrücke und Stellen, und behielt diese Aenderungen auch in der vierten bei. Er vertauschte einige Worte und Redensarten, die ihm zu gemein schienen, mit anderen, milderte manche metrische Härten, ließ verschiedene Stellen, die allzu örtliche Beziehungen hatten, aus Rücksicht gegen die entfernteren Leser weg, und arbeitete andere um, in welchen einige Leute, und selbst solche, die er nicht persönlich kannte, Anspielungen auf sie, ihre Schicksale oder persönlichen Eigenheiten finden wollten. Nicht Jedermann war mit allen diesen Aenderungen zufrieden. Mehrere seiner Freunde äußerten ihm den Wunsch, daß er wieder zu dem alten Texte

zurückkehren möchte; aber er ließ sich nicht bewezen, diesem Wunsche zu entsprechen.

Bei dieser Hochschätzung der allemannischen Gedichte wurden bald auch Versuche gemacht, sie in das Hochteutsche zu übersetzen. Zwar bemerkte Jean Paul in der oben erwähnten Zeitschrift, daß, wenn man diesem zarten spielenden Musenkinde seine Mundart entzöge, ihm seine halbe Kindlichkeit und Anmuth genommen würde. Auch glaubte Hebel selbst, daß die allemannischen Gedichte nur allemannisch gelesen werden sollten. Sie in das Hochdeutsche übertragen zu wollen, äußerte er einem Freunde, komme ihm vor, wie wenn man ein hübsches naives Bauernmädchen in ländlicher Tracht in städtischen Putz kleiden, und so in höhere Gesellschaften einführen wollte. Dagegen meinte Jacobi, wie er schon im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatte sich ausdrückte, daß diese Gedichte, wenn auch gleich manche Schönheit in jeder Uebersetzung, selbst in der besten verloren gienge, doch immer den Stempel des Dichtergenius an sich tragen, und in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken würden, dessen Geschmack unverdorben, und dessen Herz der Stimme der Natur offen geblieben sey. Diese Ansicht sprach er auch in der Iris aus, und fügte den Wunsch bei, daß ein Mann, mit dem seltenen Talente begabt, womit Herder jede unter einem entfernten Himmel sprossende Blume zu verpflanzen wisse, die allemannischen Gedichte mit eini-

gen unumgänglich nöthigen Auslassungen und Veränderungen übersetzen möchte. Jacobi selbst gab einige Proben, indem er zuerst im genannten Intelligenz- und Wochenblatte das Gedicht: Freude in Ehren, und sodann in der Iris noch Einiges von Hebel in die hochteutsche Sprache übertrug. Im Jahr 1808 aber wurde zu Bremen und Aurich in der Müllerischen Buchhandlung von einem Ungenannten eine hochteutsche Uebersetzung sämmtlicher allemannischer Gedichte nach der dritten Auflage herausgegeben. Zwar gestand der Uebersetzer selbst in der Vorrede, daß die herrlichen Dichtungen wohl Vieles von ihrer bezaubernden Anmuth verloren hätten, aber er glaubte, daß seine Uebersetzung im nördlichen Teutschland willkommen seyn werde, um Lesern das Original verständlicher zu machen.

Wie Jacobi den Wunsch äußerte, daß die allemannischen Gedichte in die hochteutsche Sprache übersetzt würden, so wünschte Göthe umgekehrt, daß man auch hochteutsche Gedichte in die allemännische Mundart übertragen möchte. Wie es für ein ganzes Volk ein Hauptschritt zur Kultur sey, fremde Werke in seine Sprache zu übersetzen, so sey es ebenso ein Schritt zur Cultur einzelner Provinzen, wenn man ihnen die Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gebe. Dabei berief er sich auf das Beispiel der Italiener, die ihren Tasso in mehrere Mundarten übersetzt hätten, und forderte den Verfasser der allemannischen

Gedichte selbst auf, solche Versuche zu machen. Uebrigens bedachte Göthe nicht, daß in jener ganzen Gegend, wo die allemannische Mundart herrscht, solche nur im gemeinen Leben gebraucht wird, und die hochteutsche Sprache durch den Gebrauch in den Schulen, Kirchen und Amtsstuben dem Volke so bekannt ist, daß es keiner Uebersetzung hochteutscher Gedichte bedarf.

Auch mit Göthe's Ansicht war Hebel so wenig, als mit Jacobi's Meinung einverstanden. Er glaubte, daß die allemannische Sprache durchaus nichts vertrage, was nicht in ihr selbst erzeugt und geboren sey, weil es sonst aussehe wie eine fremde Seele in einem fremden Körper, oder wie wenn ein bekannter Mann von seinem Geschmacke und seinen Sitten auf einmal im Zwilchrocke erscheinen würde. Höchstens könne das Hochteutsche in die allemannische Mundart hinübergedichtet, aber nicht bloß hinübergesetzt werden.

Solche Anerkennung in der Nähe und Ferne fanden die allemannischen Gedichte. Von allen Seiten strebte man, dem großen Sänger hohe Achtung zu erkennen zu geben. Besonders aber stiftete ihm sein Freund, der noch lebende Geheimerath Karl Christian Gmelin, der berühmte Verfasser der Flora Badensis, im Jahre 1806 ein ehrenvolles Denkmal, welches er ebenso Hebels naturgeschichtlicher Gelehrsamkeit als seiner Dichtergröße setzen

wollte. Als Gmelin die beiden Pflanzenarten, welche bei Linné unter dem Namen: Anthericum calyculatum vorkommen, wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Befruchtungstheile, in ein besonderes Geschlecht absonderte, und dieses Geschlecht in zwei Arten theilte, so gab er dem neuen Geschlechte den Namen Hebelia, und der einen der beiden Arten den Beinamen: Allemannica. Wenn einst den lieblichen Sänger das Grab deckte, dann sollte die Natur, deren Freund und Dichter er war, noch von ihm zeugen, und mit der Wiederkehr jedes Frühlings seines Namens Denkmal wieder hervorbringen.

6.

Während auf solche Weise Hebels Dichterruhm sich weit verbreitete, wirkte er selbst als Lehrer mit seiner bisherigen Berufstreue und mit segensreichem Erfolge fort. Um ihm einen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste zu geben, ertheilte ihm Karl Friederich durch einen Beschluß vom 12ten December 1805 den Titel: Kirchenrath, ohne daß übrigens dadurch etwas in seinen bisherigen Berufsgeschäften geändert wurde.

Gegen Ende des Jahrs 1806 aber war er nahe daran, daß er seinem bisherigen Beruf entsagte, und Karlsruhe verließ. Da die Stadt Freiburg nach dem Preßburger Frieden an Baden gefallen war, so beschloß die Regierung, daselbst eine evangelische Pfarrei zu errichten. Hebel war geneigt, diese Stelle

anzunehmen, die wegen der Freundlichkeit der Stadt und Gegend, und wegen vieler Freunde und Verehrer, die ihn dort erwarteten, besonders aber wegen der Nähe seiner alten Heimath, viel Anziehendes für ihn hatte. Im December 1806 machte er daher eine Reise dahin, um die Verhältnisse der Pfarrei noch genauer zu betrachten. Der freudige Empfang, der ihm in Freiburg zu Theil wurde, der allgemeine Wetteifer der Einwohner, ihm ihre Liebe und Achtung zu beweisen, und die herzlichen Zusprüche seiner Freunde, die Stelle anzunehmen, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er Anfangs den Vorsatz faßte, Pfarrer zu Freiburg zu werden. Aber als er kaum die Rückreise angetreten hatte, wurde er in seinem Entschlusse wieder wankend; denn er hatte auch in Karlsruhe viel Angenehmes, das er nun verlassen sollte, und ohnedies war es mehr das Bild des Landgeistlichen, als des Stadtpfarrers, was ihm von Jugend auf in reizender Gestalt vorschwebte. Schon in Emmendingen, der ersten Poststation unterhalb Freiburg, war sein Gemüth, als er daselbst übernachtete, von der Ungewißheit hinsichtlich dessen, wozu er sich entschließen sollte, so ergriffen, daß er mehrere Stunden nicht ruhig schlafen konnte. Da geschah es Morgens um zwei Uhr, daß er bei seinem unruhigen Schlafe plötzlich die Stimme des Nachtwächters hörte. Die Worte, die der Nachtwächter sang, waren Hebels eigene Worte aus dem Wächterruf: „Und wem scho wieder, ebs no „tagt, die schweri Sorg am Herze nagt, du

„arme Tropf, di Schlof isch hi! Gott sorgt, es „wär nit nöthig gsi.“ Durch diese Worte kehrte die verlorne Ruhe wieder in seine Seele, denn er betrachtete dieselben als eine höhere Mahnung, die ihn in diesem Augenblicke auffordere, den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten. Als er nach Karlsruhe zurückgekommen war, so eröffnete ihm Karl Friederich, daß er ihn in seiner Residenz zu behalten wünsche, und ihm eine Besoldungszulage verwilligen werde. So wurde Hebels Gedanke, Pfarrer zu werden, bald wieder vereitelt. Doch sagte er später scherzweise, daß er drei Tage Pfarrer zu Freiburg gewesen sey.

Mit gewissenhafter Treue fuhr er nun wieder wie bisher in seinem Berufe als Lehrer fort. Durch einen Beschluß aber, den die Regierung am 1ten Februar 1808 faßte, wurde er zum Director des Lyceums ernannt. Diesen Namen hatte die Anstalt einige Zeit vorher wegen ihrer veränderten Einrichtung erhalten. Das Fach, in welchem er als Director lehrte, war, wie früher, hauptsächlich das der alten Sprachen, nur mit dem Unterschiede, daß er fast alle seine Unterrichtsstunden jetzt der obersten Abtheilung der Lyceisten ertheilte, und sie in höheren Autoren unterrichtete. Außerdem besorgte er noch den Unterricht der Rhetorik, verbunden mit Aufsätzen, zu deren Verfertigung er seine Schüler anleitete. Auch behielt er den Unterricht der Naturgeschichte in der zweitobersten Abtheilung der Schüler

wie bisher bei Die Dogmatik wurde seit Ostern 1800 nicht mehr von ihm vorgetragen, und überhaupt seitdem an dieser Anstalt nicht mehr gelehrt. Im Jahr 1809 aber wurden seine Geschäfte dadurch vermehrt, daß er zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungscommision ernannt, und hiermit derjenigen Behörde beigegeben wurde, welche unter der Oberaufsicht der Ministerial-Kirchensection die Beschlüsse über die Kirchen- und Schulvisitationen erläßt, und die Prüfung der Candidaten der Theologie und Philologie besorgt.

Bei allen diesen Berufsgeschäften aber verließ ihn sein Dichtergeist nicht. Zwar erweckte in ihm der außerordentliche Beifall, den seine allemannischen Gedichte gefunden hatten, keine große Lust, noch mehrere zu dichten, sondern der eingeerntete hohe Ruhm machte ihn vielmehr vorsichtig und ängstlich. Eingeschüchtert durch das Beispiel anderer Dichter, welche ihre dichterische Laufbahn nicht zur rechten Zeit zu beschließen wußten, besorgte er, daß er den erworbenen Beifall durch neue Gesänge wieder wegsingen möchte. Jedoch erschienen noch seit 1803 einzelne allemannische Gedichte von ihm in verschiedenen Jahren, theils in der Iris, theils in andern Zeitschriften. Er nannte diese späteren Erzeugnisse den Nachtrieb; aber auch in ihnen zeigte sich der hohe Dichtergeist, der ihn früher beseelte. Mit allgemeinem Beifall wurden solche Gedichte, wie: die Ueberraschung im Garten, das Gewitter, des

neuen Jahrs Morgengruß, Agatha an der Bahre des Pathen, der Schwarzwälder im Breisgau, die Feldhüter, und andere, aufgenommen. Noch Einiges, was er seit der ersten Ausgabe verfaßte, aber bloß seinen Freunden handschriftlich mittheilte, würde vielleicht von ihm auch noch öffentlich herausgegeben worden seyn, wenn sein Freund Jacobi, der Herausgeber der Iris, länger gelebt hätte.

Auch in hochteutscher Sprache verfaßte Hebel um diese Zeit verschiedene Gedichte. Den Abendstern, eine freie Uebersetzung des allemannischen Gedichtes gleichen Namens, verfaßte er 1804, im nämlichen Jahre, als das allemannische Gedicht erschien. Das Sommerlied, und das Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus heimgeht, dichtete er im Jahr 1806, und ließ beide im Badischen Kalender 1807 erscheinen. Die beiden Soldatenlieder: Das Grenadierlied, und das Musquetierlied, entstanden in dem Kriegsjahre 1809, und waren für die in das Feld ziehenden Badischen Soldaten bestimmt. Einige andere, meistentheils Gelegenheitsgedichte und poetische Briefe, deren Ursprung in die Jahre 1803 bis 1811 gehört, wurden von ihm seinen Freunden mitgetheilt, aber während seiner Lebenszeit nicht gedruckt. Uebrigens erkannte man auch bei den hochteutschen Gedichten, die er verfaßte, die trefflichen Anlagen seines Geistes und Gemüths.

Eine besondere Geschicklichkeit aber zeigte er um diese Zeit auch in der Kunst, Räthsel, Charaden und Logogriphe zu verfassen. Vornehmlich in dem Drechsleriſchen Kaffeehause, welches Hebel besuchte, und unter der Gesellschaft, die sich daselbst an ihn anschloß, und die er scherzweise die große Charaden- und Räthselakademie bei Drechsler nannte, übte er solche Kunst. In der ganzen Gesellschaft glänzte er auch in dieser Hinsicht durch seine Geschicklichkeit am meisten hervor. Solche Räthsel, wie er sie verfaßte, zum Beispiel, als er das Spinngewebe, den Steckbrief, die Zeitung, das Brettspiel, den Trauermantel, den Rittersporn, die Finger, den Schreibsand, das Bleistift, den Rausch, die Nacht, das Haar, oder sonst noch Anderes zum Gegenstand des Errathens machte, und solche Charaden, dergleichen er zu den Worten: Nordlicht, Grundbirne, Roßmarkt, Schafgarbe, Thierkreis, Ballhorn, Liebhaber, Steinbruch, und zu noch anderen verfertigte, wurden von jeher unter das Beste gerechnet, was in diesem Fache der Dichtkunst erschien. Besonders zeigte sich aber sein eigenthümlicher Witz in einer von ihm erfundenen neuen Art von Charaden, die er Trugcharaden nannte, weil er darin den Lesern gleichsam eine Falle legte, ihre Gedanken geflissentlich durch Angabe gewisser auffallender Merkmale auf einen unrechten Gegenstand hinleitete, und ihnen am Ende, wenn sie schon glaubten, die Auf-

lösung gefunden zu haben, plötzlich ihre Täuschung zu erkennen gab. Von dieser Art sind die vortrefflichen Charaden, die er zu den Worten: Zopfband, Hofrath, Distelfink, Tagloch, Rheinfall, Winterschuhe, und anderen, verfaßte, und die allgemein als Meisterstücke bewundert wurden. Er selbst ließ viele seiner Räthsel und Charaden, bald nachdem er sie verfaßt hatte, in Zeitschriften öffentlich erscheinen, worunter besonders das Badische Provincialblatt, das Freiburger Wochenblatt und das Morgenblatt zu erwähnen sind. Manche theilte er seinen Freunden bloß handschriftlich mit. Uebrigens änderte er sowohl an den gedruckten, als auch an den handschriftlich mitgetheilten manchmal wieder einzelne Ausdrücke, so daß dieselben mit verschiedenen Lesarten sich unter dem Volk verbreiteten.

Unterdessen aber wurde ihm von der obersten Kirchen- und Schulbehörde ein neues Geschäft übertragen, welches ihm Anlaß gab, seine Geschicklichkeit von einer anderen Seite in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Schon seit dem Jahr 1803 hatte er mit einigen andern Staatsdienern an dem Badischen Landkalender gearbeitet, der im Verlage des Karlsruher Gymnasiums erschien. Jedes Jahr hatte er einige Beiträge dazu geliefert. Im Ganzen aber war er mit der Beschaffenheit des Kalenders nicht zufrieden. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Kalender als ein vorzügliches Mittel zur Bildung

des Volkes, zur Erleuchtung seines Verstandes, und zur Veredlung seines Herzens, so wie überhaupt zur Beförderung seines zeitlichen und ewigen Wohls benutzt werden müsse, und daß bisher nicht genug Rücksicht darauf genommen worden sey, wünschte er, daß derselbe zweckmäßiger verfaßt, und um einige Bogen vermehrt werden möchte. Ein genauer Kenner der Denkungsweise und Gemüthsart des Volkes hielt er eine Abwechslung von Scherz und Ernst für nothwendig, weil er glaubte, daß der Kalender nur, wenn er neben der ernsten Belehrung zugleich heitere Unterhaltung gewähre, dem Volke willkommen sey. Dabei erkannte er zugleich, daß der Kalender überhaupt in einer einfachen und herzlichen Sprache verfaßt, nicht aus Zeitungen oder Anekdotensammlungen bloß herausgeschrieben, sondern mit allem Fleiß und in den Stunden der besten Laune bearbeitet werden müsse. Von dieser Ansicht geleitet machte er im Jahr 1806 den Vorschlag, daß die Bearbeitung des Kalenders einem Landgeistlichen übertragen werden möchte, der das erforderliche Talent nebst gutem Willen dazu besäße, und hinlängliche Muße hätte. Mit Recht aber hielt die oberste Kirchen- und Schul-Behörde ihn selbst für den geeignetsten Mann zur Besorgung dieses Geschäfts, und forderte ihm mit Anbietung einer bestimmten Belohnung dazu auf. So übernahm Hebel die Bearbeitung des ganzen Kalenders. Schon im Jahr 1807 wurde dieser ganz von ihm bearbeitet, aber noch blieb der bisherige Titel und die bisherige äußere Gestalt. Mit dem

Jahr 1808 aber erschien er bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten versehen unter dem Titel: Rheinländischer Hausfreund, und eben so wurde er im folgenden Jahre herausgegeben. Wie vortrefflich dieser so manche Jahre hindurch von ihm bearbeitet wurde, ist bekannt. Seine Darstellungen, wie sie schon in den ersten Jahrgängen vorkommen, zum Beispiel die lehrreiche Geschichte von Jakob Humbel, die rührende Erzählung vom Kannitverstan, die tief ins Herz dringende Anekdote: Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund an's Tageslicht gebracht wird, der treffliche Aufsatz über die Baumzucht, und die herrlichen Betrachtungen über das Weltgebäude, wurden für unübertrefflich erkannt. Als eben so große Meisterstücke erkannte man auch seine scherzhaften Erzählungen, unter welchen die Geschichten vom Zundelfrieder und Zirkelschmidt, und die Anekdoten von verschmitzten Juden, zum Beispiel: der schlechte Gewinn, der einträgliche Räthselhandel, der falsche Edelstein, die zwei Postillione, und die drei Worte sich besonders auszeichnen. Abgesehen von einigen politischen Erzählungen, auf welche die damalige Zeit einen unverkennbaren Einfluß hatte, wurde der rheinländische Hausfreund von Hebel so meisterhaft bearbeitet, daß man ihn für den besten Kalender halten darf, der jemals geschrieben wurde. Manche giengen sogar in ihrer Meinung so weit,

daß sie die eigenthümliche Erzählungsart Hebels als die einzig zweckmäßige für das Volk ansahen, und dadurch zu unglücklichen Nachahmungen verleitet wurden. Auch im Auslande verbreitete sich dieser Kalender, und selbst Göthe setzte hohen Werth darauf, und bestellte ihn Es wurden jährlich 30 bis 40,000 Exemplare abgesetzt, und einige davon kamen selbst nach Amerika. Wegen dieser anerkannten Vortrefflichkeit des rheinländischen Hausfreundes veranstaltete Cotta im Jahr 1811 eine Sammlung aller Erzählungen und Aufsätze von Hebel, die in den Jahrgängen 1808 bis 1811, so wie in den vorhergegangenen Badischen Kalendern enthalten sind, und gab sie unter dem Titel Schatzkästlein heraus. Uebrigens ist bekannt, daß in dem Jahrgange 1811, so wie später, zuweilen ein Adjunct des rheinländischen Hausfreundes und eine Schwiegermutter des Adjuncts erwähnt werden. Unter dem Adjunct meinte er seinen Freund, den damaligen königlich Wirtembergischen Gesandtschaftssecretär Kölle, der ihm verschiedene Anekdoten zur Bearbeitung für den Kalender mittheilte. Schwiegermutter des Adjuncts aber wurde von ihm scherzweise die berühmte Hendel-Schütz genannt, für welche Hebel wegen ihrer bewunderungswürdigen mimischen Kunst und ihrer geistreichen Unterhaltung sehr eingenommen war.

Was Hebel außerdem in den Jahren 1803 bis 1811 ausarbeitete, bestand theils in einigen theologischen Abhandlungen, theils in einigen humoristischen

Aufsätzen. Schon zur Zeit, als seine allemannischen Gedichte erschienen, bestand in Lörrach ein theologischer Verein, welchen sein Freund Hitzig, damals Pfarrer zu Rötteln, mit mehreren anderen Geistlichen jener Gegend gebildet hatte. Zu diesem Vereine gehörte auch Hebel als correspondirendes Mitglied. Daher verfaßte er zuweilen eine theologische Abhandlung, und sandte sie an die Gesellschaft. Auf solche Weise entstanden seine Aufsätze über des Menschen Sohn, über den Dieb in der Nacht, und über Jephtha's Tochter. Auch die Pfarrsynoden zu Karlsruhe, an welchen er um diese Zeit Theil nahm, gaben ihm Anlaß, Einiges im Gebiete der Theologie und Religionsphilosophie zu bearbeiten. So wurden für diese Synoden zwei Abhandlungen, die eine über das richtige Verhalten des Geistlichen in Ansehung der gesellschaftlichen Spiele, die andere über die Geister und Gespenster von ihm verfaßt. In allen diesen Abhandlungen erkannte man einen wiederholten Beweis von Hebels Reichthum an guten Gedanken und von seinem ausgezeichneten Scharfsinne. Auch die beiden humoristischen Aufsätze, die noch in diesen Zeitraum gehören, von denen der eine: Oesterlins Standrede über das glückliche Loos eines Schneiders, im Jahr 1811 in den süddeutschen Miszellen bekannt gemacht wurde, der andere aber: über die Juden, erst, nachdem er schon lange vorher verfaßt war, im Jahr 1812 in der Zeit-

schrift Jason öffentlich erschien, wurden mit vielem Beifall aufgenommen.

Bei allen diesen Beschäftigungen blieb ihm noch Zeit genug zum gesellschaftlichen Vergnügen übrig. Froh und heiter verlebte er auch jetzt noch seine Tage, und stets innigst geliebt und hoch geachtet von den zahlreichen Freunden, in deren Gesellschaft er die Zeit der Ruhe nach der Arbeit zubrachte. Mehrmals besuchte er auch das geliebte Oberland, seine Heimath, wieder, und erfreute sich dort des Wiedersehens der alten Freunde und Bekannten, die er daselbst noch antraf. Namentlich im Jahr 1804 machte er eine Reise in diese Gegend. Sodann kam er im Sommer 1805 wieder dahin, indem er bei seiner Rückkehr von einer Reise in die Schweiz, die er mit zwei jungen Baronen gemacht hatte, seinen Weg über Basel und Lörrach nahm. Auch in den Jahren 1807, 1809 und 1811 ward den Bewohnern des Oberlandes das Vergnügen, ihn in ihrer Mitte zu sehen, wieder zu Theil. Bei diesen Gelegenheiten besuchte er gewöhnlich auch Straßburg Hier lebte damals der Bijoutier Hauſe, der ihm ein sehr werther Freund war. Im Kreise der Familie dieses Freundes, welcher aus dem Badischen nach Straßburg gezogen war, brachte Hebel viele frohe und glückliche Stunden zu, deren er sich stets mit liebreichem und dankbarem Herzen erinnerte.

7.

Karl Friederich, der unvergeßliche Regent Badens, beschloß seine segensreiche Laufbahn im Jahr 1811, und es folgte ihm Karl, sein Enkel. Auch bei diesem Fürsten stand Hebel, so lange derselbe regierte, in hoher Achtung.

Bereits im Jahr 1808 war Hebel zum Director des Lyceums und im folgenden Jahre zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Commission ernannt worden. Sein bisheriger dreifacher Beruf aber, den er als Lehrer am Lyceum, als Director desselben und als Mitglied der erwähnten Kirchen- und Prüfungs-Commission zu versehen hatte, wurde ihm nun allmählig lästig. Besonders waren die trockenen Schreibereigeschäfte, die er wegen der Direction des Lyceums zu besorgen hatte, und das mühevolle Actenlesen, dem er sich als Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission unterziehen mußte, seinem freien Dichtergeiste zuwider. Oft drückte er hierüber sein Mißvergnügen aus. Den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen, schrieb er einmal an seinen Freund Hitzig, sey jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Buch und Rechnungen führen, Acten durchgehen, examiniren, castigiren, Zeugnisse fertigen, wegen der Lyceisten correspondiren, das heiße so viel als: Ich sterbe täglich. Es seyen ihm, setzte er

hinzu, fast alle Freuden aus dem Geschäfte entflohen, und viele sogar aus dem Leben.

Im Jahr 1814 wurde ihm zwar ein Theil seiner bisherigen Geschäfte abgenommen. Im Monat August dieses Jahrs legte er nämlich die Direction des Lyceums nieder. Bald darauf gab er auch noch seine bisherigen Unterrichtsstunden bis auf wöchentlich neun an andere Lehrer ab. Die Lehrstunden, die er jetzt noch behielt, waren vier für das Hebräische, zwei für die Erklärung des Theokrits und Plutarchs, welche beiden Autoren abwechselnd übersetzt wurden, zwei für die Rhetorik, und eine für den Unterricht im lateinischen Stil. Diese letzte behielt er jedoch nur noch zwei Jahre, so daß die Zahl seiner Unterrichtsstunden am Lyceum alsdann nur noch auf acht sich belief. Dagegen trat er im Jahr 1814 in die evangelische Ministerial-Kirchensection ein, und wurde dadurch Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde, wobei er zugleich auch ferner Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission blieb. Außerdem ward ihm im Jahr 1816 auch noch die Direction des Schulwittwenfiscus übertragen. Auf diese Weise wurden seine Geschäfte in anderer Hinsicht vermehrt, und besonders fiel ihm jetzt das Actenlesen, das ihm so sehr zuwider war, noch häufiger als sonst zur Last.

Unter solchen Verhältnissen fühlte sich sein Dichtergeist selten mehr erweckt. Zuweilen kam jedoch

noch ein Gelegenheitsgedicht, wie die Hauensteiner Hochzeit, das Lied für die Gesellschaft des Museums, und die Neujahrswünsche des Wochenblatterträgers, oder eine Charade zum Vorschein.

Noch schrieb er aber mehrere Jahre lang den rheinländischen Hausfreund, und zwar, wie die Jahrgänge 1812, 1813, 1814 und 1815 beweisen, mit gleicher Vortrefflichkeit, wie in früherer Zeit. Nicht leicht wird, was die ernsten Darstellungen betrifft, etwas so Schönes gefunden werden, als solche Erzählungen oder Aufsätze, wie: Andreas Hertzeg, Christian Kuhmann, lange Kriegsfuhr, die gute Mutter, die Treue und ihr Dank, der Comet von 1811, Betrachtung über ein Vogelnest, Franziska, und der Schneider von Pensa. Auch hinsichtlich der scherzhaften Erzählungen bewies Hebel noch immer seine unübertreffliche Kunst, und schwerlich ist in dieser Hinsicht etwas Besseres in einem Volkskalender geschrieben worden, als solche Anekdoten, wie: die gute Geduld, die Schmachschrift, der Prozeß ohne Gesetz, der Herr Wunderlich, der Thalhauser Galgen, und dergleichen, und besonders auch wieder die in diesen Jahrgängen vorkommenden weiteren Schilderungen des Zundelfrieders und Zirkelschmidts, so wie auch abermals mehrere Geschichten von Juden, wohin namentlich die trefflichen Erzählungen

Glimpf geht über Schimpf, wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist, der gläserne Jude, und Gleiches mit Gleichem, gehören.

Unerwartet aber wurde Hebel in diesem seinem schönen Wirken durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen. Als im Herbst 1814 der Kalender für das Jahr 1815 gedruckt, und schon eine kleine Anzahl der Exemplare herausgegeben war, so fand man unter den Erzählungen eine mit der Ueberschrift: Der fromme Rath. In dieser Erzählung wird ein katholischer Handwerksbursche dargestellt, wie er auf der Brücke einer Stadt in große Verlegenheit geräth, und nicht weiß, ob er links oder rechts sein Angesicht wenden soll, weil sich ihm von jeder Seite der Brücke ein Priester mit einer Monstranz nähert, und wie er hierauf dadurch aus der Verlegenheit gerissen wird, daß der eine Priester lächelnd seinen Zeigefinger gegen den Himmel hebt, um ihm anzudeuten, vor wem er niederknieen und wohin er blicken solle. Diese Erzählung, wiewohl sie in einem anständigen und würdigen Ton verfaßt war, und Hebel bei seiner gewissenhaften und edlen Gesinnung gewiß Niemand damit beleidigen wollte, mißfiel manchen Katholiken, zumal da der Verleger einen Holzschnitt dazu gegeben hatte, was allerdings nicht hätte geschehen sollen. Von katholischer Seite wurde es nun dahin gebracht, daß der Verkauf des rheinländischen Hausfreunds mit dieser

Erzählung verboten, das Blatt, worauf sie stand, herausgenommen, und daher einige andere Blätter umgedruckt wurden. Hebel aber fühlte sich durch die Art, wie die Sache gegen ihn behandelt wurde, sehr gekränkt, und faßte daher den Vorsatz, den Kalender hinfort nicht mehr zu schreiben; und wirklich wurde dieser auch für die drei folgenden Jahre nicht mehr von ihm bearbeitet. Im Jahrgang 1816 rühren bloß zwei kleine Beiträge, wovon der eine mit den Worten: Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will, der andere mit den Worten: Zwei Spracherinnerungen, überschrieben ist, von ihm her. Am Jahrgange 1817 hatte er gar keinen Antheil. Auch in dem Jahrgang 1818 hat nur ein einziger Aufsatz mit der Ueberschrift: Eine Gerechtigkeit, ihn zum Verfasser. In diesem Aufsatze vertheidigte er seinen Schulmeister Andreas Grether, von dem er einst zu Hausen als Knabe unterrichtet worden war, gegen die Beschuldigungen, die gegen diesen Lehrer im vorhergehenden Jahrgang des rheinländischen Hausfreundes vorgebracht worden waren. Mit herzlichen Worten schilderte Hebel seinen Lehrer als einen vernünftigen, treuen, freundlichen und liebreichen Mann, und setzte ihm, nachdem er schon lange zu den Todten Gottes hinübergegangen war, auf diese Weise ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit auf sein Grab. Erst im Jahre 1818 ließ sich Hebel durch die Bitten und Zureden seiner Freunde bewe-

gen, den Kalender für das Jahr 1819 wieder zu schreiben.

Der große Ruhm aber, welchen er sich durch seine einfache und herzliche Erzählungsart erworben hatte, wurde die Veranlassung zu einer neuen Arbeit, die er ebenfalls um diese Zeit übernahm. Da man längst für die evangelischen Schulen des Großherzogthums Baden eine neue Bearbeitung der biblischen Geschichten wünschte, so forderten ihn manche seiner Freunde auf, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Dadurch bewogen machte sich Hebel im Jahr 1818 an solche Arbeit, und vollendete in diesem Jahre bereits den größten Theil der Geschichten des alten Testaments.

So floß Hebels Lebenszeit bis zum Ende des Jahrs 1818 dahin. Manches Lästige und Unangenehme in seinem Berufe hatte er während dieser Zeit zu tragen. Doch fehlte es auch nicht an Freude und Trost für ihn. Stets blieb ihm die innige Liebe und hohe Achtung, die er unter seinen so zahlreichen Freunden und Verehrern in Karlsruhe genoß. Nicht minder erhielt er fortwährend viele Beweise hoher Verehrung aus allen Theilen des Großherzogthums und selbst aus dem Auslande. Er sah, wie der Ruhm der allemannischen Gedichte selbst in den fernsten Gegenden immer fortblühte. Viele ausgezeichnete Gelehrte des Auslandes, wenn sie nach Karlsruhe kamen, besuchten ihn, um ihm dadurch einen

Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Selbst in Königsberg wurde eine Uebersetzung seiner Gedichte in hochteutscher Sprache im Jahre 1811 und 1817 in zwei Bändchen herausgegeben, worin sämmtliche in den vier ersten Ausgaben stehenden Gedichte, mit Ausnahme des Schmelzofens, des Karfunkels, der Marktweiber in der Stadt, des Gespenstes an der Kanderer Straße, des Statthalters von Schopfheim, und des Schreinergesellen, enthalten sind. Scheffner, im Jahr 1811 schon ein fünfundsiebenzigjähriger Greis, war durch das Lesen der allemannischen Gedichte, die er nach der dritten Ausgabe kennen lernte, so von Bewunderung ihrer Schönheit ergriffen worden, daß er in seinem hohen Alter noch diese Uebersetzung zu Königsberg unternahm, um die Gedichte den Lesern jener Gegend verständlicher zu machen. Ohne Zweifel wußte er nicht, daß schon früher im Jahr 1808 zu Bremen und Aurich eine solche Uebersetzung herausgekommen war. Auch die Berliner Gesellschaft für teutsche Sprache achtete den allemannischen Dichter hoch, und ernannte ihn durch einen Beschluß vom 3ten Februar 1818 zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Besonders aber mußte Hebel eine ausgezeichnete Anerkennung des Werthes seiner Gedichte darin finden, daß einige derselben sogar in die Russische Sprache übersetzt wurden.

Seine geliebte Heimath, das Oberland, besuchte er im Jahre 1812 zum letztenmal. So oft er auch

mit dem Gedanken umgieng, wieder hinaufzureisen, so führte er doch seinen Vorsatz nie wieder aus, und begnügte sich mit den Lustreisen, die er in verschiedener Zeit mehrmals nach Straßburg, nach Baden, und in andere Städte und Gegenden machte. Seitdem er im Jahr 1791 die obere Gegend verlassen hatte, war so Vieles dort anders geworden. Manches hatte sich hinsichtlich der Sitten des Volks geändert. Einen großen Theil seiner Bekannten und Freunde deckte das Grab, und eine neue Welt war größtentheils an die Stelle der alten getreten. Diese Erwägung und das damit verbundene Gefühl der Wehmuth war es wahrscheinlich, was ihn unentschlossen machte, und den fortwährenden Aufschub seiner Reise bewirkte. Mit tiefer Rührung aber und Sehnsucht dachte er immer noch an die alte Heimath und die daselbst einst in früheren Jahren genossenen Freuden zurück. Mündlich und schriftlich drückte er oft diese Empfindung aus, die ihn so tief durchdrang, wenn das Bild der Gegend vor ihm schwebte, in welcher er einst als Knabe und Jüngling so glückliche Tage verlebt hatte.

8.

Im letzten Monat des Jahrs 1818 starb Großherzog Karl, und Ludwig, sein Oheim, bestieg den Thron. Eines der ersten Regierungsgeschäfte des neuen Regenten war die Einführung der landständischen Verfassung, deren Urkunde sein Vorgänger

kurz vor seinem Tode unterzeichnet hatte. Nach dieser Urkunde sollte ein Geistlicher als Prälat der evangelischen Kirche erwählt werden, um Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände zu haben.

Ludwig, längst von hoher Achtung gegen Hebel erfüllt, wünschte diesen mit der Würde des Prälaten auszuzeichnen. Mit Rührung und Dankgefühl erkannte Hebel die Huld des Regenten; aber aus Rücksicht gegen seinen Collegen, Kirchenrath Sander, einen sehr gebildeten, kenntnißreichen und in seinem Berufe sehr thätigen Mann, trug er anfänglich Bedenken, die ihm angebotene Würde anzunehmen, weil Sander ihm im Dienstalter vorgieng. Erst als Hebel aus sicherer Quelle vernahm, daß Sander in keinem Falle zum Prälaten würde ernannt werden, entschloß er sich, dem Wunsche des Großherzogs zu entsprechen. So wurde Hebel im Jahr 1819 als Prälat an die Spitze der Geistlichkeit gestellt. Ludwig ehrte dadurch ihn und sich selbst; denn Jedermann erkannte, daß dem Würdigsten diese Auszeichnung verliehen worden sey. Bald darauf, nämlich am Neujahrstage 1820, wurde Hebel mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwen, und später, nämlich am 5ten September dieses Jahrs, mit dem Commandeurkreuz des eben genannten Ordens beehrt.

Vermöge der erhaltenen Würde erschien Hebel

auf dem Landtage, der in den Jahren 1819 und 1820 gehalten wurde, als Mitglied der ersten Kammer, und eben so auch auf den Landtagen von 1822 und 1825. Zwar zeichnete er sich bei diesen Gelegenheiten nicht besonders als Redner aus. Die Ursache hievon lag theils in einer gewissen Schüchternheit, die ihn, so geschickt er sonst auch war, vor Hohen wie vor Niedern zu sprechen, in der öffentlichen Versammlung der Landstände zurückhielt, theils in seiner eigenen Gemüthsstimmung, vermöge welcher er wenig Sinn für politische Verhandlungen hatte. Aber doch nahm er auch an manchen wichtigen Gegenständen Antheil, besonders wenn von Angelegenheiten des Kirchen- und Schulwesens die Rede war. Wenn er sprach, sprach er mit Einsicht, Würde und Kraft.

Mit dichterischen Arbeiten beschäftigte er sich seitdem er Prälat geworden war, einige Räthsel oder Charaden abgerechnet, nicht mehr. Doch veranstaltete er im Jahr 1820 die fünfte Ausgabe seiner allemannischen Gedichte, die zu Aarau bei Sauerländer gedruckt wurde. In dieser erschienen, außer den Gedichten, die in den vier bei Macklot gedruckten Ausgaben enthalten sind, noch zwölf andere, welche übrigens meistens schon theils aus der Iris, theils aus dem Freiburger Wochenblatt und dem alsatischen Taschenbuche bekannt waren. Im nämlichen Jahre wurden von Sophie Reinhard zehn wohlgelungene Zeichnungen zu den alle-

mannischen Gedichten bei Mohr und Winter in Heidelberg herausgegeben. Auch erschienen noch zwei neue hochteutsche Uebersetzungen, die eine von Friedrich Girardet zu Leipzig 1821, die andere von Adrian zu Stuttgart und Tübingen 1824. Beide enthalten sämmtliche in der fünften Ausgabe mittheilten Gedichte.

Auch mit der Bearbeitung des rheinländischen Hausfreundes hatte Hebel als Prälat nichts mehr zu thun. Zwar hatte er sich durch die Bitten seiner Freunde bewegen lassen, ihn für das Jahr 1819 wieder zu schreiben. Dieses aber war der letzte Jahrgang, welcher von ihm bearbeitet wurde.

Um so mehr aber war er in seinen letzten Jahren mit Arbeiten für die Kirche beschäftigt. Im Sommer 1821 wurde die erste Generalsynode berufen, um die längst gewünschte Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen zu Stande zu bringen. Hebel und Sander erschienen dabei als evangelisch-lutherische Abgeordnete der Ministerial-Kirchensection. Als Anerkennung seines rühmlichen Wirkens wurde ihm, so wie seinem Collegen, im August 1821 von der theologischen Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie zuerkannt.

Schon während der Generalsynode verfaßte er einige treffliche liturgische Formulare für die h. Taufe, die Beichte und das h. Abendmahl, als Beiträge zu

einer kleinen liturgischen Sammlung für die neu vereinigte evangelische Landeskirche. Früher schon hatte er für die Wochengottesdienste einige Gebete verfaßt, die sich durch Einfachheit, Würde und frommes Gefühl auszeichnen.

Bald nach der Generalsynode vollendete er seine biblischen Geschichten. Die des alten Testaments waren schon seit zwei Jahren bearbeitet, und nun verfaßte er die des neuen. Beide Theile erschienen zuerst im Anfang des Jahres 1824 bei Cotta. Bald darauf wurde bei Katz zu Pforzheim eine zweite Ausgabe gedruckt, und diese in allen evangelischen Schulen des Großherzogthums eingeführt. Bekanntlich erlangte dieses Buch geringeren Beifall, als man erwartete. Verschiedene Behauptungen darin sind unrichtig; manche Auslegungen nicht hinlänglich begründet, oder auf bloße Vermuthungen gestützt; einzelne Charaktere nicht in das rechte Licht gestellt; einige Sätze zu kurz oder nicht deutlich genug hingegeben; manche Stellen nicht würdig genug und oft zu sehr im Tone des rheinländischen Hausfreundes verfaßt. Auch wurde beim neuen Testament die Reihenfolge der Erzählungen zu flüchtig behandelt. Auf der anderen Seite aber hat das Buch auch entschiedene Vorzüge. Es ist im Ganzen sehr geistreich und mit frommem Sinne geschrieben. Die Erzählungsart ist im Ganzen einfach, gemüthlich und für kindliche Herzen sehr anziehend. Manche Erzählungen, besonders im alten Testamente, sind

wahre Meisterstücke. Hebel hatte, als er das Buch schrieb, hauptsächlich Kinder von acht bis zwölf Jahren im Auge, und gewiß wird es solchen als ein sehr nützliches Schulbuch dienen können, wenn manche unrichtige oder im Ausdrucke verfehlte Stellen vorerst verbessert sind. Auch von katholischer Seite wurde dem Buche Werth beigelegt. Ein Pfarrer dieser Confession bearbeitete es für die katholische Jugend, und gab es im Jahr 1825 zu Rothweil in der Herderischen Buchhandlung heraus.

Bald, nachdem die biblischen Geschichten erschienen waren, übernahm Hebel noch ein anderes wichtiges Geschäft, nämlich die Bearbeitung eines neuen Katechismus. Da seine frühere Bearbeitung des Herderischen Katechismus bei den Geistlichen des Landes nicht den gewünschten Beifall gefunden hatte, so entschloß er sich jetzt, ganz nach eigenem Plane, und unabhängig von irgend einem anderen Vorgänger, ein christliches Lehrbuch für die Schulen zu verfertigen, das er der zweiten Generalsynode vorzulegen gedachte. Dieser Katechismus wurde erst nach seinem Tode von der Müllerischen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe herausgegeben, und später auch in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Mag auch dieses Lehrbuch, so wenig als irgend ein anderes Menschenwerk vollkommen seyn, und mag es auch nicht Allen in Allem genügen, so darf es wohl als entschieden angenommen werden,

daß es unter die vorzüglichsten Katechismen gehört, die je geschrieben wurden. Besonders fand es wegen der Einfachheit seiner Sprache, wegen der zweckmäßigen Auswahl des Wichtigsten aus der christlichen Religionslehre, wegen der bündigen Kürze, wegen des unparteiischen, rein biblischen Geistes, der daraus klar hervorleuchtet, wegen der genauen Verbindung, in welcher darin die Glaubenslehre mit der Sittenlehre steht, und wegen des frommen Sinnes, womit es geschrieben ist, vorzüglichen Beifall.

Um diese Zeit, als Hebel mit solchen Arbeiten für die Kirche beschäftigt war, gab er den Beruf, den er bisher noch als Lehrer des Lyceums versah, gänzlich auf. Ermüdet von Geschäften bat er im Jahre 1824, daß man ihm die acht Unterrichtsstunden, die er noch am Lyceum ertheilte, abnehmen möchte. Durch einen Beschluß des Großherzogs vom 18ten October desselben Jahrs wurde seinem Wunsche entsprochen, und er des Lehramtes, das er, wie der höchste Erlaß sich ausdrückte, mehr als vierzig Jahre mit großer Auszeichnung, mit Treue, Eifer und besonderer Zufriedenheit bekleidete, nunmehr gänzlich enthoben. Mit ruhigem Gewissen und hoher Freude konnte Hebel auf die segensreiche Laufbahn zurückschauen, die er als Lehrer gegangen war. Er war sich des innigsten Dankes der zahlreichen Schüler bewußt, die er unterrichtet hatte. „Ich habe" — sagt er schon im Jahr 1820 in der damals ent-

worfenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde — „Vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen „und Wissenschaften unterrichtet. Viele von „ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun „als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wieder sehe. Manche von „ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, „und manches fromme Wort, das ich hie und „da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott! es „trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne „daß ich's weiß."

Merkwürdig ist es, daß Hebels Neigung für eine Landpfarrei nie in seiner Brust erstarb. Als er schon auf der höchsten Stufe des geistlichen Ansehens stand, und von dem Regenten mit glänzenden Ehrenauszeichnungen belohnt war, schwebte ihm doch das Loos eines braven Landpfarrers immer noch als das schönste vor Augen. Dessen zum Beweise dient auch, außer seinen mündlichen Aeußerungen, die schon mehrmals erwähnte Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, die er im Jahr 1820 schrieb. Ernstlich konnte es damals wohl nicht mehr gemeint seyn. Er selbst mußte gewiß einsehen, daß er sich von seinen Verhältnissen, an die er sich in der Stadt so viele Jahre hindurch gewöhnt hatte, nicht mehr losreißen, und sich nach so langer Unschlüssigkeit nicht mehr zur Uebernahme einer Pfarrstelle auf dem Lande entschließen werde. Aber es that seinem Herzen noch am Abend seines Lebens wohl, sich auf einer

Kanzel vor einer Landgemeinde zu denken, gleich einem geliebten Pfarrer, der als Vater unter seinen Kindern steht, ihnen das Köstlichste und Heiligste, was Menschen besitzen können, mittheilt, sie zur Frömmigkeit und Tugend ermahnt, und ihnen Trost im Leben, und Frieden, wenn sie sterben, bringt. „An einem friedlichen Landorte," sagt er in seiner Predigt, „unter redlichen Menschen als Pfarrer „zu leben und zu sterben, war Alles, was ich „wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den „heitersten und in den trübsten Augenblicken „meines Lebens gewünscht habe."

9.

In solcher Gemüthsstimmung trat Hebel in das Jahr 1826. — Das Jahr, in welchem zwei andere der berühmtesten Dichter: Voß und Baggesen, hinüberschieden, sollte auch das Todesjahr des allemannischen Sängers seyn.

Schon seit mehreren Jahren war Hebels Gesundheit erschüttert. Die Spuren körperlicher Schwäche zeigten sich immer mehr. Sein Gesicht alterte. Seine Nerven waren längst so angegriffen, daß seine Hand sehr zitterte, und seine Schrift kaum mehr leserlich war. Besonders litt er an Unterleibsbeschwerden Auch seine Gemüthsstimmung war stiller und ernster, als vordem, obgleich in Gesellschaft seine Freundlichkeit und sanfte Heiterkeit sich nie ganz

verlor. Seltener als sonst besuchte er seit einigen Jahren das Museum. Seitdem er Prälat geworden war, blieb er überhaupt mehr als früher zu Hause. Auch führte er nun seinen eigenen Tisch, nachdem er früher in fremde Kost gegangen war.

Zu den Arbeiten, die ihm als Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde oblagen, gehörte auch seit mehreren Jahren die Aufsicht und Berichterstattung über die protestantischen Lyceen, Gymnasien, Pädagogien und lateinischen Schulen; ein Geschäft, das er immer mit großer Umsicht, Sorgfalt und Treue verwaltete. An diesen Anstalten mußte er oft den öffentlichen Prüfungen beiwohnen, welches auch im September 1826 am Lyceum zu Mannheim der Fall war.

Ungern übernahm er diesmal die Reise nach Mannheim; aber der Gedanke, daß man ihn dort erwarte, und sich auf seine Ankunft freue, und die Hoffnung, daß die Reise vielleicht auf sein Befinden einen günstigen Einfluß haben werde, bewog ihn, ungeachtet es ihm schon unwohl war, sich dahin zu begeben. Hofrath Friedrich August Nüßlin, Professor und alternirender Director des Lyceums, ein durch seine gelehrten Kenntnisse und durch sein treues und segensreiches Wirken ausgezeichneter Mann, welchen Hebel sehr schätzte, lud ihn zu sich ein. Hebel, der im Kreise dieser ihm sehr werthen Familie gern verweilte, und manche angenehme Stunde

schon früher in ihrer Mitte zugebracht hatte, nahm die freundschaftliche Einladung an. „Ich komme,“ — schrieb er am 6ten September seinem Freunde Rüßlin, — „diesmal — erschrecken Sie nicht! — „in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; „doch, Gottlob! ohne Arzneigläslein, auch ohne „Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein „ꝛc. ꝛc., nur mit dem Bedürfniß des Stillelebens „unter einem freundlichen Dach.“

Es war der 10te September, als Hebel zu Mannheim ankam. Noch brachte er seine Freundlichkeit und Artigkeit mit, aber seine heitere Laune schien entflohen zu seyn; ein stiller Ernst war an die Stelle getreten. Sogleich bei seiner Ankunft wiederholte er seinem Freunde den Wunsch, bloß im stillen Familienkreise zu weilen. An den folgenden vier Tagen wohnte er sowohl Vormittags als Nachmittags der Prüfung bei, hörte mit Aufmerksamkeit zu, redete freundlich mit den Schülern, und legte ihnen zuweilen Fragen vor. Abends begab er sich aber frühzeitig zu Bette.

Am 14ten September wurde die Prüfung zu Mannheim beendigt. An diesem Tage gaben ihm die Schüler der obersten Klasse den Wunsch zu erkennen, ihm zu Ehren einen Fackelzug in der kommenden Nacht zu veranstalten. Diese Ehrenbezeugung lehnte er ab, weil ihm ein solcher Aufzug zu geräuschvoll gewesen wäre, und ohnedies mehr für eine

Universität, als für ein Lyceum geeignet schien. Aber die Einladung zu einer Fahrt auf dem Rheine nach dem Punkte hin, wo der Rhein und der Neckar zusammenströmen, nahm er an. Mit einer Gesellschaft von Freunden und Freundinnen entschloß er sich, an den Rhein zu gehen, und einen Kahn zu besteigen. Unter diesen befand sich auch die Gattin eines Freundes, der seit Hebels letztem Besuche gestorben war. Hebel bezeugte ihr seine Theilnahme. „Wenn „wir alt werden," setzte er hinzu, „wandeln „wir auf einem großen Kirchhofe. Glauben Sie „mir, ich fühle das."

Schon stand die Sonne ziemlich tief, als er mit seinen Begleitern den Kahn bestieg; aber heiter und ungetrübt leuchtete sie mit ihren sanften Strahlen, die sich über die stille Wasserfläche des prächtigen Rheinstroms verbreiteten. Es war, als ob die Sonne die Gegenwart des großen Sängers der Natur verherrlichen, und ihm an seinem letzten fröhlichen Abend noch einmal ein feierliches Lebewohl sagen wollte.

Unter heitern Gesprächen fuhren sie den Strom abwärts. Als sie sich aber der Landspitze näherten, bei welcher der Rhein und der Neckar sich vereinigen, bewegten sich vom Ausflusse des Neckars her zwei Kähne ihnen entgegen. Der eine, mit festlichem Laub geschmückt, trug die Schüler der obersten Klasse, die ihn hier empfangen wollten; auf dem andern befanden

sich Musicanten, um durch Blasinstrumente den festlichen Abend zu verherrlichen. Die Musik ertönte, und unter der Melodie: God save the king! fuhren die beiden Kähne heran. Zwei Jünglinge stiegen in das Schiff, auf welchem Hebel sich befand, begrüßten ihn mit einer kurzen Anrede, und brachten ihm ein lautes Lebehoch. Alle Anwesenden stimmten jubelnd ein unter dem Klange der Musik. Sämmtliche Schiffe fuhren hierauf langsam nebeneinander auf dem Neckar nach Mannheim zurück. Unter muntern Gesprächen und fröhlichen Gesängen und unter dem Anstoßen der gefüllten Gläser von einem Schiff in das andere hinüber wurde die Fahrt fortgesezt und vollendet. Schon waren die lezten Strahlen der Sonne verschwunden, ehe sie am Ziele ihrer Fahrt ankamen, und der stille Mond mit seinem Glanze war aufgestiegen. Alles trug dazu bei, die Feier des Abends zu erhöhen. Auch Hebels frohe Gemüthsstimmung war wieder erwacht. Aus seinem verklärten Blicke strahlte Freude, und er versicherte, er habe schon lange keinen so froben Abend mehr gehabt. Als er jezt im Dunkel der anbrechenden Nacht die Leute bemerkte, die aus ihren Gärten zurückkehrten, und an dem Ufer hin der Stadt zueilten, so fiel ihm das mythologische Reich der Todten ein. „Es kommt mir vor," sprach er, „als ob wir auf dem Styx führen, und jene „Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns „einsteigen möchten, aber vom Charon nicht zu„gelassen würden."

Nach seiner Zurückkunft blieb er noch den ganzen Abend hindurch heiter, und unterhielt die Gesellschaft mit geistreichen Reden. Am folgenden Tage machte er einige Besuche. Aber bald bemerkte man keine Munterkeit mehr an ihm. Am 16ten klagte er, daß sein Uebelsinden zugenommen hätte. Einen Arzt jedoch wollte er noch nicht gebrauchen. Auch entschloß er sich, Mannheim an diesem Tage zu verlassen, um sich über Schwetzingen nach Heidelberg zu begeben, wo er nach zwei Tagen die Prüfung des Gymnasiums vornehmen wollte. Mit Rührung nahm er von Rüßlin und seiner Familie Abschied, und sprach sein Bedauern aus, daß er diesmal nicht genug zur Heiterkeit gestimmt gewesen sey.

Als er in Schwetzingen angekommen war, kehrte er im Hause seines Freundes, des Gartendirectors Zeyher ein. Zeyher war nicht anwesend, sondern befand sich zu Karlsruhe. Hebel, der sich sehr leidend befand, machte einen Spaziergang im Schloßgarten, aber ohne sich dadurch Linderung zu verschaffen. Bald verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er den Gedanken aufgeben mußte, die Prüfung in Heidelberg vorzunehmen. Auch die ärztlichen Mittel, die jetzt angewandt wurden, blieben ohne Erfolg. Zuweilen stellten sich heftige Schmerzen im Unterleibe ein, aber stets suchte er die Klagen zu unterdrücken. Seine Freundlichkeit verließ ihn nie, und zuweilen war er sogar wieder einige

Augenblicke heiter. Auch brachte er noch bis zum 21ten September die meiste Zeit des Tages außerhalb des Bettes und völlig angekleidet zu.

An diesem Tage stellten sich Fieberbewegungen ein, und die Krankheit erreichte bald einen Grad, bei dem alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Der Kranke vermochte jezt nicht mehr aus seinem Bette aufzustehen. Sein Hausarzt, der geheime Hofrath Seubert von Karlsruhe, der an diesem Tage nach Schwetzingen berufen worden war, erkannte sogleich, daß alle menschliche Kunst zur Hülfe zu schwach sey. Die nämliche Ansicht hatten noch zwei andere anwesende Aerzte.

Hebel behielt bis zur letzten Stunde seines Lebens seine Gemüthsruhe; auch hegte er immer noch Hoffnung auf Genesung. Als Zeyher am 21ten September von Karlsruhe zurückgekommen war, so gab ihm Hebel seine Freude über seine Ankunft zu erkennen, bemerkte ihm, daß er sich besser befinde, und bat ihn, dem Großherzog, der sich nach Hebels Befinden erkundigen ließ, für seine Theilnahme zu danken. Aber schon den 22ten September Morgens um 4 Uhr war er entschlummert. Sein Alter betrug sechsundsechzig Jahre und einige Monate.

Bei der Section des Leichnams zeigte sich eine unheilbare Mißbildung der Eingeweide als Grund

seines Todes. Am 23ten September Nachmittags geschah die Beerdigung. Noch waren im Sarge seine Gesichtszüge kenntlich, und seine gewohnte Freundlichkeit schien noch um sein Antlitz zu schweben. Uneingeladen waren viele seiner Freunde und Verehrer, und unter ihnen mehrere Professoren von Heidelberg, und die Geistlichen aus der Gegend zu seinem Leichenbegängnisse gekommen. Unter dem Geläute der Glocken setzte sich der zahlreiche feierliche Zug in Bewegung, und begleitete den Sarg, der mit einem Lorbeerkranze und mit dem Commandeurkreuze des Zähringer Löwen geschmückt war, und von den Kirchengemeinderäthen von Schwetzingen getragen wurde, zu der Stätte der Todten. Der Himmel war heiter, die Luft mild, und die Sonne leuchtete in sanftem Glanze. Auf dem Kirchhofe wurde der Sarg noch einmal geöffnet Einige Verse wurden von Schulknaben gesungen, worauf Bähr, Hebels College seit 1823, und sein Nachfolger als Prälat, eine kurze Rede hielt. Bährs Worte waren einfach, herzlich und rührend; die Augen aller Anwesenden schwammen in Thränen. Nach Vollendung der Rede wurde der Lorbeerkranz dem Hingeschiedenen um's Haupt gelegt, und der Sarg eingesenkt. Von den beiden Ortsgeistlichen sprach der eine noch einen Nachruf am Grabe, und der andere hielt eine Rede in der Kirche, womit die Leichenfeier beschlossen wurde.

Wenn der Wanderer auf den Kirchhof zu

Schwetzingen kommt, so erblickt er einige Schritte von der östlichen Mauer gegen Heidelberg das Grab des allemannischen Dichters. Ein einfacher Stein deckt den Hügel, und nennt ihm den Namen des Hingegangenen, und das Jahr und den Tag seines Todes.

10.

Die Nachricht von Hebels Tod war eine allgemeine Trauerkunde im Badischen Lande. Jederman nahm mit Rührung Antheil, und wer ihn näher kannte, fühlte mit tiefem Schmerz, daß ein großer Geist geschieden, und ein edles Herz im Tode gebrochen sey.

Hebel war ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben; er hatte einen großen Verstand, einen ausgezeichneten Witz und Scharfsinn, eine herrliche Phantasie, und ein treffliches Gedächtniß.

Er besaß viele gründliche und gelehrte Kenntnisse. Das viele Lesen liebte er zwar nicht. Bei seiner freien Geistesrichtung und dichterischen Gemüthsstimmung hatte er an weitschweifigen gelehrten Werken keine Freude. Auch glaubte er, daß durchs viele Lesen die eigenen Ideen zu sehr unterdrückt würden. Hinsichtlich der Schröckhischen Kirchengeschichte zum Beispiel gestand er, daß er nur ein einziges Mal einen Versuch mit einem Bande

gemacht, aber darin nicht mehr als einige Blätter zu lesen vermocht habe. Besonders waren ihm große Werke, wenn sie bloß auf das Gedächtniß berechnet waren, zuwider. So äußerte er zum Beispiel, daß es ihm fast unbegreiflich sey, wie Meusel sein bekanntes Werk habe schreiben können, in welchem die Gelehrten gleichsam in Reihe und Glied aufmarschirten. Dagegen liebte Hebel kurz gefaßte, bündige und geistreiche Werke. In diesen las er gern; und mit Hülfe seines eigenen selbstthätigen Geistes wußte er mit leichter Mühe sich überall einzuarbeiten, auf dem gelegten Grunde trefflich selbst fortzubauen, und sich zu einem gründlichen Gelehrten zu bilden.

In allen Theilen der Theologie war er wohl bewandert. Besonders aber besaß er in der Exegese und in der Dogmatik gute Kenntnisse.

Als Philolog verdient er ebenfalls mit Ruhm erwähnt zu werden. Zwar in neueren ausländischen Sprachen waren seine Kenntnisse nicht von Bedeutung; aber im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen war er sehr gut bewandert.

In der Philosophie und in der Geschichte war er wohl unterrichtet. Auch in der Physik und Astronomie besaß er gründliche Kenntnisse. Besonders aber in der Naturgeschichte stand er auf einer hohen Stufe.

Als Dichter steht er auf der glänzendsten Höhe. Sein Name leuchtet gleich einem nie erlöschenden Sterne erster Größe, der die Bewunderung aller Herzen verdient. In seiner Art ist er unübertrefflich, und hat bis jetzt seines Gleichen nicht. Besonders als Idyllendichter vereinigt er alles Liebliche und Schöne in sich, und ragt über alle andere Dichter dieser Gattung empor.

Als Redner verdient er gerechtes Lob, und die Vorzüge seiner Predigten werden immer Anerkennung finden.

Besonders auch in seinen Erzählungen für das Volk ist er vortrefflich zu nennen, und sein rheinländischer Hausfreund wird bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben.

Was er als Lehrer war, fühlen die dankbaren Herzen seiner zahlreichen Schüler. Sein Unterricht war gründlich, und durch seine seltene Lehrgabe in hohem Grade anziehend, und darum segensreich.

Auch bloß als Mensch betrachtet verdient er die hohe Achtung der Mitwelt und Nachwelt. Schon beim Lesen seiner Gedichte, Erzählungen, Reden und Aufsätze muß man inne werden, daß ein Mann, der so innig von dem Gefühle des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen war, ein edler Mensch gewesen seyn muß. Sein Herz war fromm und voll

Geiste des christlichen Glaubens durchdrungen. Es gab Augenblicke, wo er sich skeptischen Betrachtungen hingab, oder unter Freunden in Aufstellung und Vertheidigung paradoxer Sätze sich gefiel, aber solche Augenblicke giengen bald vorüber. Sein Gemüth band ihn fest an das Christenthum, in welchem er einen göttlichen Ursprung und die reinste und tiefste Quelle des Trostes und Friedens erkannte. Der Glaube, den er in seinem Gemüthe trug, war der, den er in seinem kurz vor seinem Tode geschriebenen Katechismus aussprach. Dabei hatte er stets ein warmes Gefühl für Menschenwohl. Er war liebreich gegen seinen Nächsten, billig im Urtheil gegen Andere, bescheiden im Bewußtseyn seiner Verdienste, dankbar gegen Menschen, die ihm Gutes gethan hatten, und durchaus ein Freund der Wahrheit und des Rechts. Auch ein tiefes Gefühl für Freundschaft trug er in seinem Herzen. Am theuersten aber waren und blieben ihm seine Jugendfreunde. Wenn er Verstorbener gedachte, die ihm in jugendlichen Jahren theure Freunde waren, so verkündigte sein Blick und seine Stimme tiefe Rührung; und seine wohlwollende Gesinnung ward auch noch den Kindern derselben zu Theil.

Seine Weltansicht war eine heitere. Sein Grundsatz war: froh zu leben und ruhig zu sterben, die Freuden der Gegenwart zu genießen, und sorglos im Vertrauen auf Gott der Zukunft entgegenzugehen. Aber seine Freude war, wie er sie in einem seiner

Lieder nennt, eine Freude in Ehren. Keine unedle Leidenschaft befleckte seinen Wandel. Begegnete ihm etwas Unangenehmes, so erhob sich sein Gemüth über das Schicksal, und der Geist der Zufriedenheit verließ ihn nie. Als er einmal einen bedeutenden Theil seines, erst in späteren Jahren erworbenen Vermögens, nämlich gegen 5000 Gulden, durch den Bankerott eines Mannes, auf den er ein zu großes Vertrauen gesetzt hatte, unerwartet verlor, so vernahm er die Nachricht mit bewunderungswürdiger Ruhe, und sprach davon mit einer Heiterkeit, wie sie nur das Gemüth besitzt, das die Fesseln der Erde nicht binden.

Unter seine Vergnügungen gehörten früher das Theater und gesellschaftliche Spiele. Später aber hatte er sowohl am Theater, als auch an gesellschaftlichen Spielen wenig Freude mehr. Nur in die Lotterie setzte er noch von Zeit zu Zeit, um, wie er sich ausdrückte, dem Glück, wenn es ihn je besuchen wollte, die Thüre nicht zu verschließen. An Concerten fand er wenig Vergnügen; und überhaupt liebte er bloß einfache und gemüthliche Musik. — Tafelmusik war ihm ganz zuwider.

Ein Hauptzug seines Charakters war Einfachheit und Liebe zur Unabhängigkeit. Alles Gezwungene und Erkünstelte war ihm fremd und zuwider. Frei von allem Pedantischen war sein Reden und Thun. Selbst im Wissenschaftlichen bekümmerte er

sich wenig um das, was er für Nebensache hielt. So zum Beispiel gewöhnte er sich nie an die strengen Regeln der Metrik der Alten; sein freier Geist band sich nicht an solche ihn beengende Formen. Namentlich sind seine Hexameter sehr oft nicht ganz kunstgerecht abgefaßt, worauf ihn schon Göthe aufmerksam machte.

Die Gabe eines angenehmen gesellschaftlichen Umgangs hatte wohl selten ein Mensch, wie Hebel sie besaß. Seine freundliche Heiterkeit, seine ruhige Sanftmuth, seine edle Bescheidenheit, seine eigenthümliche Laune, seine kindliche Naivetät, sein unerschöpflicher Witz, und sein tief eindringendes geistreiches Wesen machte ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter. In allen Orten und Gegenden, wo er sich aufhielt, weilte Jedermann mit Vergnügen in seiner Nähe; so wie es ihm selbst sehr angenehm war, in der Gesellschaft freundlicher und heiterer Menschen zu seyn, und zu ihrem Frohsinn beizutragen. Nur in großen glänzenden Versammlungen zeichnete er sich nicht aus; seine Bescheidenheit und Abneigung gegen alles Prunkende hielt ihn zurück.

In den ehelichen Stand trat er nie. Zwar hatte er vielen Sinn für das Glück eines stillen und vertrauten Familienlebens, und nach Allem zu urtheilen, würde er ein guter Gatte und Vater geworden seyn. Aber in seinen jüngeren Jahren machten ihn seine geringen Besoldungsverhältnisse vom Hei-

rathen abgehalten haben; und später war er in dieser Hinsicht zu bedenklich und zu unentschlossen geworden.

Sein Aeußeres war sehr ansprechend; sein Gesicht heiter, edel und geistreich; seine Augen braun und freundlich; seine Stirne hoch; seine Nase etwas gebogen; sein Haar kraus, — früher dunkelbraun, und später silbergrau. Um seinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Sein Körper war wohl gebaut; nicht ausgezeichnet groß, doch etwas mehr als mittelmäßig; seine Haltung aufrecht und würdig, sein Gang etwas mit der Brust vorwärts gekehrt, und gleichgültig hinschlendernd. Unter den Bildnissen, die man von ihm hat, zeichnet sich zwar ein von Müller gezeichnetes und von Lips in Kupfer gestochenes durch Feinheit des Stiches aus, und dieses wurde auch bei der zu Leipzig und Zwickau erschienenen Sammlung der Bildnisse berühmter Leute zum Muster genommen; aber es fehlt dabei an der gehörigen Aehnlichkeit. Dagegen ist Hebels Bild, welches von Agricola gezeichnet wurde, und das schon vor ungefähr zwanzig Jahren in der Müllerischen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe im Steindruck erschien, und zuletzt noch von Nehrlich für die Ausgabe seiner Werke in Stein gezeichnet

wurde, völlig getroffen, und Jedem, der ihn im Leben sah, auf den ersten Anblick kenntlich. Eine andere Zeichnung von Agricola, auf welcher Hebel dargestellt ist, wie er einem ihm zur Aufsicht empfohlenen Mädchen eine väterliche Zurechtweisung ertheilt, erschien vor einigen Jahren bei Mansfeld in Wien, und nachher bei Velten in Karlsruhe im Steindrucke, aber hier mit einem aus den allemannischen Gedichten entlehnten unpassenden Verse versehen. Auch diese Zeichnung hat Aehnlichkeit, aber sie stellt ihn in höherem Alter, und darum mit etwas verschiedenen Gesichtszügen dar.

Sein Vermögen, das er, nach Abzug der oben erwähnten bei einem Bankerott verlorenen Summe, noch behielt, bestand in ungefähr 7000 Gulden. Diese Summe wurde unter seine Verwandten zu Hausen und in der jenseitigen Pfalz gesetzmäßig vertheilt. Ein Testament hinterließ er nicht. Früher war es sonst immer ein Lieblingsgedanke von ihm, zwei Stiftungen für die Gemeinde zu Hausen zu machen, die eine für arme Schulkinder zur Anschaffung der ihnen nöthigen Bücher, die andere zur Erquickung alter Männer, denen an jedem Sonntag ein Schoppen Wein im Wirthshause zu Hausen

unentgeldlich verabreicht werden sollte. Ehe er aber diese Plane ausführte, trat unerwartet der Tod ein.

Nach seinem Tode kaufte die Müllerische Hofbuchhandlung zu Karlsruhe von seinen Verwandten seine hinterlassenen Papiere sammt dem Verlagsrechte für dessen sämmtliche Werke. Diese Papiere, die zum Theil mühsam eingetrieben werden mußten, weil Hebel Manches seinen Freunden mittheilte, ohne eine Abschrift zu behalten, ließ die Buchhandlung durch einen Verein mehrerer sachverständiger Männer durchgehen; und so wurde das, was für würdig zur Aufnahme in die Sammlung seiner Werke erachtet ward, zum Drucke ausgesondert.

Im freundlichen Thale, wo die Wiese strömt, in der Nähe von Schopfheim steht ein Berg, mit alten Eichen bewachsen, welcher eine prächtige Aussicht gewährt, und die Hebelshöhe heißt. Schöne Terrassen wurden von den Bergleuten von Hausen, welche den Sänger, als die Botschaft seines Todes gekommen war, ehren wollten, an diesem Berge erbaut. Hebels Freunde in jener Gegend weihten den Berg sodann feierlich ein, und gaben ihm seinen Namen. Auch in Karlsruhe wurde ein Plan zu einem Denkmal entworfen.

Durch reichliche Beiträge von Freunden Hebels aus verschiedenen Gegenden, und besonders durch die huldvolle Unterstützung des Großherzogs Leopold, des hohen Beförderers alles Guten und Edeln, wird der zu diesem Endzwecke zusammengetretene Verein in den Stand gesetzt werden, dem allemannischen Dichter auch in der Stadt ein Denkmal zu setzen, in welcher er am längsten gelebt, gelehrt und im Segen gewirkt hat.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorrede zur ersten Auflage	5
Vorrede zur dritten Auflage	9
Vorrede zur vierten Auflage	10
Vorrede zur fünften Auflage	13
Die Wiese	17
Freude in Ehren	37
Die Irrlichter	39
Der Schmelzofen	43
Der Morgenstern	50
Der Karfunkel	54
Das Hexlein	73
Der Mann im Mond	76
Die Marktweiber in der Stadt	80
Der Sommerabend	86
Die Mutter am Christabend	90
Eine Frage	95
Noch eine Frage	99
Gespenst an der Kanderer Straße	102
Der Käfer	105
Der Statthalter von Schopfheim	108
Der Schreinergesell	132
Hans und Verene	133
Der Winter	137

	Seite
Das Habermuß	140
Wächterruf	148
Der Bettler	150
Der Storch	153
Sonntagsfrühe	159
Auf einem Grabe	163
Der Wächter in der Mitternacht	167
Der zufriedene Landmann	173
Die Vergänglichkeit	177
Der Jänner	185
Der Knabe im Erdbeerschlag	190
Das Spinnlein	193
Der Wegweiser	197

Allemannische Gedichte.

Für Freunde
ländlicher Natur und Sitten.

Vorrede zur ersten Auflage.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leser, die mit der Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatikalische Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt, oder folgen sollte, geht in die Triphthongen u'eih und üeih über, und diese Form ist also im Metrum immer einsylbig. Z. B. früeih, frühe — Beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos, und in der Aussprache wahre Präfixa des Substantivs oder Suffixa der Präposition. Hie und da schien es unvermeidlich, sie als solche auch in dem Texte auszudrücken. Z. B. Uffeme, auf einem; Anere, an einer. — Der Accusativ des Singulars ist auch bei den Masculinis dem Nominativ gleich, z. B. der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Masculinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präposition in bezeichnet. Z. B. im Liecht, imme Liecht, dem, einem Licht; innere (in einer) Frau, einer Frau. — Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis wie der Dativ des Singulars. Mir; auch Du, häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutrum heißt bisweilen Ihns. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte man, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammenkämen mit einem

eingeschobenen n. Sagi, sage ich; Woni, wo ich; Wennd' und Wennde, wenn du; Wemme, wenn man, Sagmer, sage mir; Denkder, denke dir; Bringem, Bringre, bring ihm, ihr; Sägemer, sagen wir; Sägetder, saget ihr; Sie Zeigenis, zeigen uns; Zeigenich, zeigen euch; Zuenis, zu uns; Zuenich, zu euch; Sägene, sage ihnen; Sägider, sage ich dir; Sägi'm, sage ich ihm ꝛc. Indessen sind diese Anhängwörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Ansehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürzt Form fast überall getrennt geschrieben, wenn Aussprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern schien.

Das Glossarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialekts, verglichen mit (Sch) Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi. (Jd.) Versuch eines schwäbischen Idiotikon von Schmidt. (Ad.) Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und andern. Hie und da sind passende Belege aus (Par.) Paraphrasis N. T. Zürch (ohne Jahrzahl) ꝛc. unterlegt worden. Die Absicht des Verfasser war, theils solchen Lesern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegen zu kommen, theils einheimische, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entstellung und Miß-

handlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter aufmerksam zu machen. Beide Theile werden es daher gerne verzeihen, wenn jeder von ihnen Manches finden wird, was er schon lange wußte · Manches, was er nicht zu wissen verlangt. Vielleicht findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit werth.

Die Melodieen Nro. 1. 3. 4. verdankt der Verfasser der Freundschaft eines Mannes von sehr gebildetem Geschmack, dem bei Geschäften ernsterer Art auch die Muse der Tonkunst hold ist, Nro. 2. aber der Güte eines Unbekannten.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das Publikum hat die allemannischen Gedichte so gütig aufgenommen, daß der Verlagshandlung eine neue Auflage derselben nothwendig zu werden schien. Um diese anspruchlosen Spiele meiner Muse der Liebe und Theilnehmung, die sie bisher so glücklich gefunden haben, immer würdiger zu machen, habe ich für diese Ausgabe die öffentlichen und stillen Belehrungen und Winke mehrerer eben so einsichtsvollen als nachsichtigen Richter und Freunde zu mannigfaltigen Verbesserungen derselben dankbar zu benutzen gesucht, und das beigehende Idiotikon, wo es nöthig schien, da und dort vermehrt.

Möge das Publikum für diese Bemühung seinen Beifall zu gewinnen, wozu auch die Verlagshandlung durch einige Kupferstiche das Ihrige beitragen wollte, dem Büchlein ferner ein freundliches Gesicht gönnen, und sie statt des Compliments annehmen, womit sich ihm der Verfasser empfiehlt.

Vorrede zur vierten Auflage.

Mehrere Freunde der allemannischen Gedichte haben den Wunsch geäußert, in einer neuen Auflage die Lesarten der ersten wieder hergestellt zu sehen. Ich fühle, wie viel in diesem Wunsche Schmeichelhaftes liegt. Er verbürgt mir in einem neuen Beweis das Wohlwollen, mit welchem diese Gedichte bei ihrer ersten Erscheinung aufgenommen worden, und der Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum dieselben fortdauernd beehrt. Was wir lieb haben, gefällt uns am längsten in der Gestalt, in welcher es uns lieb geworden ist. Mit einiger Schüchternheit, und nicht ohne den Versuch einer kurzen Rechtfertigung, gebe ich daher in dieser neuen Auflage den veränderten Text der dritten wieder.

Die neuen Lesarten und größern Umarbeitungen, die in denselben eingeführt sind, entstanden aus dreierlei Rücksichten.

Kaum konnte eine mißbilligende Miene auf die Veränderungen fallen, die ich hie und da versucht habe, um einzelne Härten des Dialekts zu mildern, oder dem Vers, in welchen sich derselbe nicht überall gerne schmiegt, in etwas nachzuhelfen. Sie sind wenig auffallend, und wie ich wünsche, verbessernd. — Eben so wenig können wohl einzelne ältere Lesearten vermißt und zurückgewünscht werden, die, wie Seite 18. Vers 1. oder ebendaselbst Vers 8—11. der ersten Ausgabe, auf ganz lokale Umstände und bereits vorübergegangene Erscheinungen anspielen, und eben deswegen nur für die wenigen Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten. — Eine andere Bewandtniß dürfte es mit Verwischungen einzelner Züge und größeren Umarbeitungen der alten Ausgabe haben, die eine dritte Rücksicht veranlaßte. Sie scheinen vielleicht ganz willkührlich und zwecklos zu seyn, sind es aber am wenigsten. Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus welchen er seine Gegenstände heraushebt, selber angibt oder verrathet, und das Leben, das sich in ihm bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen wollte. In mehreren Stellen ist mir dieses widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen, und

fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt. Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf Niemand deuten, Niemand kränken und höhnen wollte. Zugleich aber darf ich von allen übrigen Lesern hoffen, daß sie die Umarbeitung solcher Stellen, wenn auch die Gedichte selbst dadurch verloren hätten, moralisch billigen werden.

Zu dem Allem berechnet der Verleger, der auch seine Meinung mit einzutragen um Erlaubniß bittet, daß um ein gutes mehr Exemplare der veränderten dritten, als bei der ersten Auflage in das größere Publikum gekommen seyen, und es scheint etwas an der Besorgniß desselben zu seyn, daß den Lesern, die diese Gedichte erst aus besagter dritten Auflage kennen, eine zweite zurückgehende Aenderung auffallender und wieder eben so unangenehm werden könnte, als manchen ältern Freunden derselben die erste war.

Vorrede zur fünften Auflage.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtentheils durch den Uebergang an eine andere Verlagshandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der Iris von Jacobi und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie den frühern, möge zu Theil werden.

J. P. Hebel.

Allemannische Gedichte.

Erste Abtheilung.

Die Wiese*).

Wo der Dengle-Geist **) in mitternächtige Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
d'Wiese luegt, und chek go Todtnau aben ins Thal springt,
schwebt mi muntere Blick, und schwebe mini Gidanke.

*) Ein Waldstrom dieses Namens, der an dem Feldberg im Breisgau entspringt, bei Gündenhausen einen andern Strom gleiches Namens aufnimmt, und bei Kleinhüningen im Kanton Basel in den Rhein ausströmt.

**) Gespenst auf dem Feldberg.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Los, i will di iez mit mine Liederen ehre,
und mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
an de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
schlossch e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli
heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
güggele dörfen und seh, wie schön mi Meibdeli do lit
im christalene G'halt und in der silberne Wagle,
und 's het no kei menschlich Ohr si Othmen erlustert,
oder si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge.
Numme stilli Geister, si göhn uf verborgene Pfade
us und i, si ziehn di uf, und lehre di laufe,
gen der e freudige Sinn, und zeige der nützligi Sache,
und 's isch au kei Wort verlohre, was sie der sage.
Denn so bald de chaschst uf eigene Füeßlene furtcho,
Schliessch mit stillem Tritt us di'm christalene Stübli
barfis usen, und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
Gell, do ussen ischs hübsch, und gell, so hesch ders mit vergstellt?

Hörsch, wie's Läubli ruuscht, und hörsch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de seisch: „I hörs, dech gangi witers und blib nit.
„Freudig isch mi Weg, und alliwil schöner, wie witer!"

Nei so lueg me doch, wie cha mi Meidbeli springe!
„Chunnsch mi über," seits und lacht, „und witt mi, se hol mi!"
All'wil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit sel Beinli ab! — Do hemmers, i sags io, —
hani's denn nit gseit? Doch gauckelet's witers und witers,
groblet uf alle Vieren, und stellt si wieder uf d'Beinli,
schlieft in d'Hürst, — iez such mers eis! — dört güggelets use. *)
Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de Bäume:

Ausgabe I.

*) Kei mer nit sel Beinli ab! — Do hemmers, i sags io, hani's denn nit gseit? Doch pürzlich witers und witers, groblich uf alle Viere, und stellt di wieder uf d'Beinli, schlieft in d'Hürst, — sezt such mers eis! Dört güggelets use;

„Roth, wo bin i iez!" — und het sie urige Phatest.*)
Aber wie de gosch, wirsch sichtli größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase
grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
farbigi Blüemli do, und d'Immli chömmen und suge.
's Wasserstelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo
Todtnau!**)
Alles will di bschauen, und Alles will di bigrüße,
und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und
trinket!
„Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!"

Rothet iez, ihr Lüt, wo üser Töchterli hi goht!
Hender gmeint an Tanz, und zue de lustige Buebe?
z'Uzefeld verbei gohts mit biwegliche Schritte
zue de schöne Buechen [1]), und hört e heiligi Meß a.
Guet erzogen ischs, und anderst cha me nit sage.
No der heilige Meß se seits: „Jez willi mi schicke,

Ausgabe I.

*) Guggus, daß die Potz! und het sie uri'ge Phatest!

**) 's Wasserstelzli chunnt, es chömme Todtnauer Wuli,

[1]) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese.

„aß i witers chumm." — Jez simmer scho vornen an Schönau,
iez am Chastel verbei, und alliwil witers und witers
zwische Berge und Berge im chüele duftige Schatte,
und an mengem Chrüz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gohsch, würsch alliwil größer und schöner.
Wo di lieblligen Othem weht, wie färbt si der Rase
grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
neui Chrüter do, wie schießen in prächtige G'stalte
Bluemen an Bluemen uf, und gelt saftigi Wide!
Wo di'm Othem gwürzt, stöhn rothi Erdberi-Chöpfli
Millione do, und warten am schattige Thalweg.
Wo di'm Othem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halde
goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.
Wo di'm Othem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge
freudig der Hirte-Bueb, und d' Holz-Ax tönet im Buechwald. *)
's Mambecher Hättell chunnt, und wulligi Häli vo Zell her.
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiise;

Ausgabe I.

*) freudig der Hirte-Bueb, und weiter ehne-tönt d'Holz-Ax.

Alles grüent und blüeiht in tusigfältige Farbe;
Alles isch im Staat, und will mi Meiddeli grüße.
Doch de bisch ke Meiddeli meh, iez sag i der Meidli.*)

Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Chrützli,
chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,
fuechen Engelsüeß, und luegen aben und stune.
„Toneli, seit der Sepli, was het echt d' Wiesen im Chöpfli?
„Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d' Stroß sitzt
„mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
„schießt, und in d' Matte lauft, und mittere selber im Champf isch!"**)

Feldbergs Tochter, los, de g'falsch mer numme no halber!
's goht mer, wie dem Sepli. Was hesch für Jesten im Chöpfli?***)

Ausgabe I.

*) Doch de bisch ke Meiddeli me, de bisch jez e Meidli!

**) mit vertieftem Blick, und wie sie wieder ufstoht,
gege de Matte laüft, und mittere selber im Champf isch.

***) Feldbergs Tochter, was hasch im Chopf? I froß wie der Sepli,
Und de g'fallsch mer numme halber, chani der sage!

Fehlt der näumis, se schweg, und hättsch gern näumis, se sag mer's!
Aber wer nüt seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
Laufsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
furt ins Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch*),
und schangschiersch der Glauben und wirsch e luthrische Ehetzer!
Hani's denn nit gseit, und hani mers echter nit vorgstellt?
Aber jez isch so, was hilft jez balgen und schmähle!
Aendere chani's nit, se willi der lieber gar helfe;
öbbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide;
s' schickt si nümme harsis z'laufe, wemme so groß isch.**)
Do sin wißi Bauwele-Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(leg sie a, wenn d' chasch!) und Schueh und silberni Rinkli***);
do ne grüene Rock! vom breit verbendlete Liibli

Ausgabe I.

*) usem Zellerthal ins Wiesethal gegenem Bergwerch.

**) Diese Zeile fehlt in der Brauer Ausgabe.

***) (leg di selber a) und Schuh und silberni Rinkli.

falle bis zu de Chnöblenen abe Fältli an Fältli.
Sizt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Brusttuech,
sammet und roseroth. Jez flichtider chünstlige Zupfe
us de schöne, fuser g'strehlte, flächsene Hoore.
Obe vom wiißen Aecken und biegsem in d' Zupfe verschlunge,
fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
bis zum tiefe Rock-Saum abe. — G'fallt der die Chappe,
wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
fürsi mittem Letsch, und abe gegenem Gsicht zue!
Jez e side Fürtuech her, und endli der Hauptstaat,
zwenzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuech!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
'schwebts der uf der Brust, stigt mittem Othem, und senkt si*),
wahset der über d'Achsle, und fallt in prächtige Zipfle
übere Rucken abe, sie ruusche, wenn de'n im Wind gohsch!

Ausgabe I.

*) Schwebts der uf der Brust, un stigt un fallt mittem Othem

Het me's lang, se loßt me's henke, höre i mi Lebtig.
D'Ermel, denk wol, henksch an Arm, wils' Wetter so schön isch,
aß me's Hemd au sieht, und dini gattigen Aermli,
und der Schie-Huet nimmsch in d' Hand am sidene Bendel;
d'Sunne git eim wärmer, und schint eim besser in d'Auge,
wer en in de Hände trait, und 's stoht der au hübscher!
Jez wärsch usstaffiert, as wenn de hofertig stoh wottsch,
und de g'falsch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes si iez freut, und wie's in zimpfere Schritte
tänzelet, und meint, es seig d'Frau Vögtene selber,
wie 's si Chöpfli hebt, und jeden Augeblick z'ruck schielt,
öb me's echt au bschaut, und öb men em ordeli noluegt!
Jo, de bisch io hübsch, und io du Närrli, mer luege,
Du Marggröver-Meidli, mit diner goldige Chappe *),
mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschnuer,
mittem vierfach z'femmegesetzte flattrige Halstuech!

Ausgabe I.

*) so, du Zeller Meidli, mit diner marggröler Chappe,

Aber rothet iez, wo 's hofertig Jümpferli hi goht! *)
Denk wol uffe Platz, denk wol zuer schattige Linde,
oder in d'Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
Hender gmeint? io wol! Am Bergwerch visperlets abe,
lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d'Räder,
was der Blos-Balg schnufe mag, aß d' Füürer nit usgöhn.
Aber 's isch si Blibes nit. In d' Husemer Matte
schießt's, und über d'Legi ab mit große Schritte go Farnau,
lauffsch mer nit, se gilts mer nit, dur 's Schopfemer Chilspel.

Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
uf di dar, und git der d' Hand, und fallt der an Buese?
Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.

Ausgabe I.

*) mittem vierfach z'semmegsetzte Mailänder Halstuech:
Aber rothet jez, wo d'Marggröser Jumpfere hi goht!

Uf und nieder hets di Gang und dini Gebehrde.
Jo de chennschs, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmschs in d'Arm, und losch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers, und alliwil aben und abe*)!
Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäfelte Stube, mit goldene Liiste verbendlet,
hen fust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gsind, und d' Freud isch z' Röttle deheim gsi.
Aber iez isch Alles still. Undenklichi Zite
brenne keini Liechter in sine verrißene Stube,
flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
goht kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume.
Lueg, dört ehnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Föhris Hüsli, und am Berg dört d' Höllstemer Chilche.
Steine lömmer liegen, und fahre buren in d'Matte,
guete Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.

Ausgabe I.

*) Jez marschieremer witers und alliweil abe und abe!

Wenn 's nit nidsi gieng, i weiß nit,
öbbi der nochäm *).
Unter Steine chunnsch mit dine biwegliche Schritte
wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren ins Rebland
Neben Hauigen aben und neben an Hagen und
Röttle.
Lueg mer e wenig use, wer stoht dört oben am
Fenster
in si'm neue Chäppli, mit sine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich, Her
Pfarer!"
Jez gohts Thuemrige zu, iez witer in d'Lörecher Matte.
Siehsch das ordelig Städtli mit sine Fenstern und
Gieble,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
wie sie riten und fahren? Und siehsch dört 's Stet-
tener Wirths-Hus!
Worum wirsch so still und magsch nit dure go
luege?
Gell, de siehsch sel heilig Chrütz vo witem und trausch
nit,
möchtisch lieber z'ruck, as fürsi! Loß der nit gruse!

Statt dieser und der vorhergehenden Zeile steht in der ersten Ausgabe:

*) Will der Schanzli näumis, se mag er use zu dir cho.

's währt nit lang, se stöhn mehr frei uf schwitzrischem Bode*).

Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
bis an Stetten aben uf diner steinige Landstroß,
bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
zwischenem Faschinat, wirsch alliwil größer und schöner,
freudiger alliwil, und schaffig, was me cha sage.
Wo di lieblichen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüener rechts und links, wie stöhn mit schräftige Triebe
neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Bluemen ohni Zahl. De Summer-Vögle thuet d'Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettene-Blueme,
Frauemänteli, Hasebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblueme, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau uf alle Spitzen und Halme?

Ausgabe I.

Jetz gohts Thuemrige zue, — sie hen der welle ne Tuck thue,
aber 's macht der g'ringe Chummer, — ob der's der Reinert
guet heißt, oder nit, se gumpisch ebe, wie 's dir gfallt,
übers Stellaschi ab, und furt in d'Lörrecher Matte.
Nimm di e wenig in Acht, sichsch dort im Grüene sel Chrüz nit?
Wart, was werde d'Stettemer sage, wenn sie erfahre,
Was de z'Huse bekget hesch? Doch gheit es die wenig.

Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
Ziehn sie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere *)
feisti Matte Stunde wiit und Tauen an Taue?
Und derzwische stöhn scharmanti Dörfer und Chilchthürn.
's Brombecher Mummeli chunnt, es chömme Lörracher Rößli,
freße der us der Hand, und springen und tanze vor Freude,
und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
halte d'Vögeli Jude-Schuel, und orglen und pfife.
(D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het si ins Grab gleit.)
Aber rechts und links, wie schwanken an flachere Reine
Rocken und Weizehalm! Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!
O 's isch Alles so schön, und überal anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Ausgabe I.

*) Ziehn sie nit von Dorf zue Dorf in lange Reviere

**) Freße der us der Hand, und sin fast näsisch vor Freude,

Neben an der ufen und neben an der abe
gigs't der Wage, d'Geisle chlöpst, und d'Sägese ruschet,
Und de grüeßisch alli Lüt, und schwetzisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drothzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und Schmidte,
lengsch mit biegsemen Arme, mit glenkseme Fingere dure,
hilfsch de Müllere mahlen und hilfsch de Meidlene ribe,
spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidigi Fäde.
(Gell, jez schlacht di's Gwisse wieder wegenem Bosge!) *)
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet's Ise vom Füürherd
uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
singsch derzue, und gersch kei Dank, „Gott Grüeßich, Gott bhüetich!"
Und isch näume ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
chuuchisch e bizzele duren, und hilfsch der Sunne no bleiche,
aß sie ferig wird, sie isch gar grüselig langsem!

---

*) Diese Zeile fehlt in der Krauer Ausgabe.

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie 's ander,
nu se sey's bikennt! De hesch au bsunderi Jeste,
's chlage's alli Lüt, und sage, es sey der nit z'traue,
und wie schön de seigsch, wie liebli dini Gibehrde,
stand der d'Bosget in den Auge, sage sie alli.
Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
oder rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fueßweg,
bohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen sie näume gmeiht, und hen sie gwarbet und g'schöchlet,
holsch's und treischs de Nochbere duren Arfel um Arfel.
's sagen au e Theil, de seigisch glückli im Finde
uf de Bänke, wo nit g'wüscht sin, aber i glaubs nit*).
Mengmol haseliersch, und 's muß der Alles us Weg goh;
öbbe rennsch e Hüsli nieder, wenns der im Weg stoht.
Wo de gohsch, und wo de stohsch, isch Balgen und Balge.

Feldbergs Tochter, los, de bisch an Tuged und Fehler
zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?

Ausgabe I.

*) uf de Bänke, wo nit g'wüscht sin, sel hani nie gseh.

Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
aß es versprochen isch, und aß sie enander scho bstellt hen?*)
Meinsch, i chenn di Holderstock, di chräftige Burst nit?

Ueber hochi Felsen, und über Stunden und Hecke
eis Gangs us de Schwitzerberge gumpet er z'Rhinek
aben in Bodesee, und schwimmt bis füre go Chostanz,
seit: „I mueß mi Meidli ha, do hilft nüt, und batt nüt!"
Aber oben an Stei, se stigt er in langseme Schritte
wieder usem See mit sufer gwäschene Füeße,
Tiesehofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
furt Schafhuse zu, furt an die zackige Felse.**)
An de Felse seit er: „Und 's Meidli mueß mer werde!
„Lib und Lebe wogi dra, und Chretze und Brusttuech."

Ausgabe. I.

*) Stell di nit so närsch, du Dingli, meinst denn, me wüst nit, aß de versproche bisch, und aß der enander scho bstellt hen?

**) nei, er renni Schafhusen ab, und stohl an' de Felse.

Seits, und nimt e Sprung. Jez bruttlet er, abe go Rhinau;
trümmlig ischs em worde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau und Chayserstuhl und Zurzi und Waldshut
het er scho im Aecke, vo Waldstadt lauft er zu Waldstadt,
iez an Chrenzech aben in schöne breite Reviere*),
Basel zu. Dört wird der Hochzit-Zedel geschriebe.
Gell, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wehr isch?

Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wil e schickliche Platz gsi;
's het scho menge Briggem si gattig Brütli go Wil gführt,
usem Züri-Biet, vo Liestel aben und Basel,
und isch iez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnädige Here.**)

Ausgabe. I.

*) iez am Hornli aben in schone breite Reviere

**) 's sin doch au scho Gutsche vo Basel use gfahre,
ohni Widerred vo mine gnadige Here,
use zu Her Briggem, und ine zu Her Ehma.

Aber di Vertraue stoht zum Chlei-Hüniger Pfarrer.
Wi de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlübi, und chunnt er nit ebe dört abe?
Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
mit de Schwitzer-Hosen und mit der sammete Chretze,
mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brust-tuch,
mit der breite Brust, und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Roths-Her vo Basel,
stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
und wie stigt der d'Röthi iez in die lieblige Backe*),
wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt,

---

Ausgabe I.

*) O wie chlopft der's Herz, wie lüpft sis Mailänder Halstuch, und wie stigt d'Röthi in dini lieblige Backa.

und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
d'Geister gsunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefts mer: „Bhüetdi Gott!" und fallt em freudig an Buese.
Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!

Freude in Ehren.

Recitativ

Moderato a tempo.

N. Gsang in Eh - re wer wills verwehre? Singt's Thierli nit in Hurst und

Nast? der Engel nit im Ster-ne - glast? e.

freie frohe Muth, e gsund und fröh - lich Blut goht über Gold und Gut, goht

über Geld und Gut.

Freude in Ehren.

(Mit einer Melodie.)

Ne G'sang in Ehre,
wer wills verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
e freie frohe Mueth,
e gsund und frölich Bluet
goht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft *),
dem bringt der Rebesaft
am Suntig neui Chraft.

Ausgabe I.

*) Am Werchtig hemmer gschafft.
Drum bringt der Rebesaft
am Suntig neui Chraft.

Ne Chuß in Ehre,
wer will's verwehre?
Chüßt 's Blüemli nit si Schwesterli,
und 's Sternli chüßt si Nöchberli?
In Ehre, hani gseit,
und in der Unschuld G'leit,
mit Zucht und Sittsemkeit.

Ne freudig Stündli,
ischs nit e Fündli?
Jez hemmers und iez simmer do;
es chunnt e Zit, würds anderst goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?

Wenn d'Glocke schalle,
wer hilftis alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
e rüeihig Gwisse gebis Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blizt und chracht,
und in der lezte Nacht!

Die Irrlichter.

Es wandeln in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume g'chrönt,
uf grüne Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache; niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
sie müen den Engle zünde, wo sie göhn.*)

Ausgabe I.

*) Und wenns so finster wird, wie in're Chur?
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
was gschieht? se mü'en die fünfzig Manne zu
und mü'en den Engle zünde, wo sie göhn

Und jedem hangt e Bederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und biißt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber-Brentewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flackerets in liechte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's isch chummliger so, wenn eim vorem Fueß
und vor den Auge d'Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage mueß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns" — im Wetter sin sie do.

Werum? Sobald der Engel bete hört,
e heimelets en a, er möcht derzue.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, so hebt er d'Ohre zue.

Und schritet öbsch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er fluecht und fappermentet: „Chrütz und Stern",

und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
sell hörti wohl der füürig Marcher gern.

Doch wirds em nit so guet; der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,"
sel isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Poperment;
im Augeblick se lön sie Alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!"
So sage sie, und wandle still us Weg,
und sieder nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel geht und stoht,
se seit er z'letzt: „Was gilts, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit dure goht!"

Der Marcher muß vora, mit stillem Tritt.
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt men in e Gülle, 's fehlt si nit.
Jez weisch di B'richt, und jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 't chunnt e guti Lehr!
Vergiß mers nit, schribs lieber in e Buch!
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,
isch alliwil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
ne christli Gmüeth und 's Bette zieht sie a;
und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn en Ehre-Ma
ne Gschäft für ihn ellei z'verrichte het,
se loß en mache! was gohts di denn a?
Und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, so lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkts enanderno,
und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gseit.

Der Schmelz = Ofen.

Jez brennt er in der schönsten Art,
und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
und biß aß d'Nacht vom Himmel fallt,
se würd die ersti Maßle chalt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chüngi, lengis alte Wi,
mer wen e wengli lustig sy!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
me trinkt e frische frohe Mueth,
und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudestund, e guti Stund!
's erhalter Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordning goh,
sust het me Schand und Leid derve.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i, und stoßet a:
„Es leb der Marggrov und si Huus!"
Ziehnt d'Chappen ab, und trinket us!

Ne bessre Her trait d'Erde nit,
's isch Sege, was er thuet und git,
i cha's nit sage, wieni sott:
Vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inspekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es isch kei Frog.

Drum schenket i, und stoßet a!
Der Her Inspekter isch e Ma,
mit üsers Gattigs Lüte g'mei,
und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e guete Wi ufs Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er stellt en luter uffe Tisch,
und mißt, wie's recht und billig isch.

Sell isch verbei, der Ma am Füür
muß z'trinke ha, wärs no so thür.

Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und willö nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d'Bälg verstuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und stoßet a:
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach,
's het jeden Andren au si Sach!

Am Zahltag theiltisch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuech heim,
se luegt di d'Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!"

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und sträut e wenig Imber dri;
sie bringt Salat und Grüebe dra,
und seit: „Jez iß, du liebe Ma!"

Und wenn e Ma si Arbet thuet,
se schmeckt em au si Esse guet.
Er tuuschti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer sitze do, und s' schmektis wohl,
Gang, Chüngeli, lengis no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stoht!

Se brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhaltich alli gsund,
und Gott biwahrich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gschicht!

Und chunnt in strenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bueb, en arme Ma,
und stoht ans Füür, und wärmt si dra,

und bringt e paar Grumbireli,
und leits ans Füür, und brotet sie,
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröst der Gott di Herz!

Dört stoht so ein. Chumm, arme Ma,
und thunis Bscheid, mer stoßen a!
Gsegott, und tröstder Gott di Herz!
me schloft nit lieblig uffem Erz.

Und chunnt zur Zit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,

und setzt si näumen ane mit,
se schmecks em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfifli usem Gsicht.

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Hescha au scho glehrt, du Lappi du!
„Sug amme Störzli Habermark,
„Weisch? Habermark macht d'Bube stark!" *)

's isch wohr, 's git mengi Churzwiil mehr
am Suntig no der Chinderlehr,
und strömt der füürig Ise-Bach
im Sand, es isch e schöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„hesch au scho Ise werde seh
„im füür'ge Strom de Forme no?
Was gilts, er cha nit sage: Jo!

Ausgabe I.

*) Er keits ins Fuur, und balgt derzu:
„Du dunderschiessige Lappi du,
„sug amme Zipfeli Leberwurst,
„'s isch besser für so chleini Burst!"

Mir müsse, wie me 's Ise macht,
und wie's im Sand zu Massle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez schenket i, und stoßet a:
Der Hammermeister isch e Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie giengs im brave Hamberchs-Mat
's muß jede Stahl und Ise ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge*),
sen ischs au um si Nahrig gscheh.

Und wenn im früeihe Morgereth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst und Haue ha,
sust isch er e verlohrne Ma.

Zum Broche brucht er d'Wägese,
zum Meihe brucht er d'Sägese,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

Ausgabe I.

*) Und bei der Schnider bei Nodle meh.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge; *)
's hinkt Mengen ohni Fueß und Hand,
und Menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füsi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengste gha die ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha; **)
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göihmer hei,
Und schaffe hüt no allerlei,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag verwacht.

Ausgabe I.

*) 's het gnueg miserabli Chrüppel ge;
**) und glitte, was me lide cha;

Der Morgen-Stern.

(Mit einer Melodie.)

Woher so früeih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer g'wäschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seisch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund;
früeih ufsto isch de Gliedere gsund,
es macht e frische frohe Mueth,
und d'Suppe schmeckt eim no so guet.

's git Lüt, sie dose frili no,
sie chönne schier nit use cho.

Der Morgenstern.

Wo-her so früh, wo ane scho, Her Morgestern e-nanderno in diner glizrige

Fine

Himmelstracht in diner goldige Lockepracht, mit dinen Auge-chlor und blau und auser gwäsche, im Morge-than.

al Sega.

Der Mäthder und der Morge-Stern
stöhn zitli uf, und wache gern,
und was me früeih um Vier thuet,
das chunnt eim z'Nacht um Mini guet.

Und d'Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis im andre guete Tag!
Und 's Turtel-Tüdli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au vermacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
„e guete Tag, und bhütis Gott!
„Mer beten um e christlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
„wer christli lebt, het frohe Mueth:
„der lieb Gott stoht für alles guet."

Weisch, Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel suecht? Me seits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnem lo;
Doch meint si Muetter, 's müeß nit sy,
und thut en wie ne Hüenli i.

Drum steht er uf vor Tag, und geht
si'm Sternli no dur's Morgeroth;*)
Er suecht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em sagen: I bi der held!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar binem wär,
verwacht si Muetter handumcher,
und wenn sie rüeft enanderno,
sen isch mi Bürstli niene do.
Druf flicht sie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Muetter sieht,
se wird er todesbleich und flieht,
er rüeft si'm Sternli: Bhüetdi Gott!
es isch, as wenn er sterbe wott.
Jez, Morge-Stern, hesch hohi Zit,
di Müetterli isch nümme wit.

Dört chunnt sie scho, was hani gseit,**)
in ihrer stille Herlichkeit!

Ausgabe I.

*) si'm Sternli no im Morgeroth;

**) Dört chunnt sie scho, i hais to gseit,

Sie zündet ihre Strahlen a,
der Chilch-Thurm wärmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Thal,
se rüehrt si 's Leben überal.

Der Storch probiert si Schnabel scho,
„de chaschs perfekt, wie gester no!"
und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörsch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Bueche-Wald
mit schwere Streiche d'Holz-Ax fallt?

Was wandlet dört im Merge-Strahl
mit Tuech und Chorb dur's Matte-Thal?
's sind d'Meidli jung, und flink und froh,
sie bringe weger d'Suppe scho,
und 's Anne Meili vornen a,
es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meili chäm ung'fähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeih mers Gott!

Der Karfunkel.

Wo der Aetti si Tuback schnäzlet, se lueget en d'Marei
fründlig und bittwis a: „Verzelis näumis, o Aetti,
„weisch so wieder, wie necht, wo's Chüngi het welle vertschlofe!"
Drüber rucke 's Chüngi, und's Anne Bäbi und d'Marei
mit de Chunkien ans Liecht, und spanne d'Saiten, und striche
mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Jeppi nimmt e Hampfle Liechtspöhn, und setzt si
nebene Liechtstock hi, und seit: „Das willi verrichte."*)

Ausgabe I.

*) nebene Liechtstock hi, und seit: „Fur das willi i sorge."

Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beste,
„und bi Riemes im Weg.“ Druf, wo der Aetti ſſ Tuback
gschnitte het, und 's Pfifli gfüllt, se chunt er an Liechtspohn,
und hebt 's Pfifli drunter, und trinkt in gierige Züge,
bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zue. „Se willi denn näumis verzehle,“
seit er, und sitzt nieder, „doch müender ordeli still sy,
aß i nit verstuun, ebs us isch, und du dört obe
pack di vom Ofen abe! Hesch wieder nicne ke Platz g'wüßt?
Ischs der z'wohl, und g'lust's di wieder no nem Charfunkel?
Numme ken, wie sell ein gsi isch, woni im Sinn ha. —
's isch e Plätzli näumen, es goht nit Ege no Pflug druf,
Hurst an Hurst scho hundert Johr und giftige Chrüter,
's singt kei Trostle drinn, kei Summervögeli bsuecht sie,
breiti Dosche hüete dört e zeichnete Chörper.

's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sei seit me,
doch stig er
gittlich ins Wirthshus g'wandlet *), und über Bibel
und Gsangbuch
sin em d'Charte gsi am Samstig z'oben und Sunntig.
Flueche het er chönne, ne Hex im rueßige Chemmi
hätt sie bsegnet und bettet, und d'Sternen am Him-
mel hen zittert.
's het e mol im grüene Rock e berstige Jäger
zug'luegt, wie sie spiele. Mit unerhörte Flüeche
het der Michel Stich um Stich und Büeßli verlohre.
„Du vertlaufsch mer nit!" seit für si selber der
Grüenrock.
d'Wirthene hets no ghört, und denkt: „Ischs öbbe
ne Werber!" **)
's isch ke Werber gsi, der werbets besser erfahre,
wenn der Michel g'wibet het, und 's Güetli ver-
lumpet.
Was het 's Stroßwirths Tochter denkt? Sie het
em us Liebi
Hand und Jewort ge, doch nit us Liebi zuem Michel,
nei, zue Vater und Muetter, es isch ihr Willen
und Wunsch gsi.

Ausgabe I.

*) 's wär ke ungschickt Büeschli gsi, sei seit me, doch het er zitti 's Wirthshus gliebt,

**) d'Wirthene hets ghört, und denkt: „Was gittk, 's isch e Werber!"

Sellen Oben ischs in schwere Gidanke vertschlofe,
selli Mittnacht hets e schwere bidütseme Traum gha.
's isch em gsi, es chömm vo Stanse füren an d'Landstroß;
an der Landstroß goht e Chapeziner und bettet.
„Schenket mer au ne Helgli, Her Pater, went der so gut sy!
„Bini nit e Brunt? 's cha sy, 's het gueti Bidütig."
Landsem schüttlet si Chopf der Pater, und unter der Chutte
lengt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der selber eis use!"
Seits, und wo nes zieht, so lengt's in schmutzigi Charte.
„Hesch echt 's Eckstei-Aß? 's bidütet e rothe Charfunkel;
„'s isch ke guete Schick." — „Jo weger," seit es, „das hani."
Wieder seit der Pater: „Se zieh denn anderst, o Brütli!*)
„Hesch echt siebe Chrütz?" — „Jo weger," seit es und süfzget. —

Ausgabe I.

*) Wieder seit der Pater: „Weisch was, o Brütli, zieh' anderst!

„Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no besseri drinn sy.
„Hesch e bluetig Herz? „Jo weger!" seits und erschrickt drob. *)—
„Jez zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige chunnt no!"
„Ischs der Schuflebueb?" — „Es wird wol', bschauet en selber!" **) —
„Jo de hesch en! Tröst di Gott! Er schuflet di abe."
So hets im Kätterli traumt, und so hets sel e mol gschlofe.
Stroßwirths Tochter, was hesch denkt, und hesch mer en doch g'no?
Jo, es het io müeßen und gseit: „Ins Here Gotts Name!
„No de siebe Chrützen und hinterem bluetige Herze
„chunt mi Heilige, wills der Her, und schuflet mi abe."
Z'erst hätt's möge go. Zwor mengmol het no der Michel

Ausgabe 1.

*) „Tröst di Gott, zieh anderst, 's cha sy die dritte isch besser!"
„Hesch e bluetig Herz?" — „Jo weger," seit's, und seit's falle. —

**) „Ischs der Schuflebueb?" — „I weiß nit, bschauet en selber!"

gspielt und trunke, bis gnueg, und gfluecht, und
's Kätterli ploget,
Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit Thräne
bittet het, und bette. Ne mol se seit er: Jez willi
„Mit der akkordieren, und d'Charte willi verflueche.
„Soll mi der Teufel hole, so bald i eini me arühr!
„Aber ins Wirthshus gangi, sel willi, sel chani
nit mide.*)
„Grums und hül, so lang 's der g'fallt, ich cha
der nit helfe!" **)
Het er 's Erst nit ghalte, sen isch er im Andere
treu gsi.
Woner ins Wirthshus chunnt, se sizt mi borstige
Grüenrock
hinterem Tisch, selb britt, und müschlet d'Charten,
und rüeft em:
„Bisch mer e Cammerad, se chumm, se wemmer eis
mache!"
„Ich nitt," seit der Michel, „Bas Margreth, leng
mer e Schöppli!"
„Du nit?" seit der Grüen. Chumm numme, bis
de di Schoppe

Ausgabe I.

*) Aber ins Wirthshaus gangi, und 's Wirthshus chani nit midi.

**) „Grums und hül, so lang de witt, ich cha der nit helfe!"

„trunke hesch, und 's goht um nüt, mer mache für Churzwiil!" *)

„He," denkt binem selber der Michel, „wenn es um nüt goht,

„sel isch io nit g'spielt," und setzt si nebene Grünrock. **)

's chunt e Chnab ans Fenster mit lockiger Stirnen, und rüeft em:

„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroße-Wirth schickt mi."

„Schik en wieder," seit er, „ich weiß scho, was er im Chopf het! ***)

„Wer spielt us, und was isch Trumpf? und gstoche das Eckstei!"

Druf und druf! Z'lezt seit der Grüen: „Was bisch du ne Glückschind!

„Möchtsch nit umme Chrützer mache?" ****) Sell isch iez eithue,

---

Ausgabe I.

*) „Trunke hesch, und 's goht um nüt, 's isch ebe für Churzwiil!"

**) „sell isch io nit g'spielt", und setzt si richtig zum Grüenrock.

***) „Schick en wieder", seit er, „i weiß scho, was er würd welle.

****) Druf und druf! Z'letzt seit der Grüenrock: „Los, de spielsch gluckli!

Wemmer umme Chrutzer mache?" —

denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit: „Es isch eithue!*)
„Chömmet," rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenster,
„Nummen uf en einzig Wörtli!" -- „Los mi ung'heit lez!
„Chrütz im Baum, und Schufle no, und no ne mol Schufle!"
Und so gohts vom Chrützer bis endli zue der Dublone.**)

Wo sie aufstöhn, seit der Grüenrock: „Michel, i cha di
„lez nit zahle. Magsch derfür mi Fingering bhalte,
„bis i en wieder lös. Es sin verborgeni Chräfte
„in dem rothe Carfunkel. O lueg doch, wie ner ein a'blizt!" ***)
's britmol chlopfts am Fenster: „O Michel, chömmet, wil's Zit isch!"
„Loß en schwetze, seit der Grüenrock, wenn er nit goh will!

Ausgabe I.

*) Denkt der Michel, „Gspielt isch gespielt, und Mintwege!" seit er.

**) Und so gohts vom Chrützer bis endli uße Dublone.

***) „lez nit zahle! Nimm mi Ring, 's cha sy er isch mehr werth!"

„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrützer
„Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger steckt und wenn de in Sack lengsch
„alli Tag emol, se hesch e bairische Thaler.
„Nummen an kem Firtig, i wott der das selber nit rothe.
„ Chasch mi witers bruche, so rüef mer nummen! I hör di.
„Heißt nit Vizli Buzli, und hani d'Ohre nit bimer?"

Sieder briegget d'Frau deheim im einseme Stübli.
und list in der Bibel und im verrissene Betbuech,
und der Michel chunnt und schändet: „Findi di wieder
„an dim ewige Betten und dunderschießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!"
's Kätterli verschrickt: „O Jesis," seit es, „was siehni!
„'s isch ke guete Schick"! — und sinkt dernieder in Ohmacht.

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
hättsch verschlofen, armi Frau, wo diner no wartet!

Jez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
alli Chülbene bsuecht er *), und wo me ne Wirthshus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
sitzt der Michel dört, und müschlet trüeglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Güetli schwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort:
„Chunnsch du Lump?" Und so und so. — Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht sie Frau. Jez muß er zuem Pfarrer,

---

Ausgabe I.

*) gohd uf jedi Chülbi,

iez vor Oberamt, und nittem Haschierer im Thurn zue.
Geht er schlimm, se chunnt er ärger, wennem der Vizli
Buzli wieder d'Ohre striicht, und Gallen ins Bluet mischt.

So währts siebe Johr. Emol se bringt en der Buzli
wieder usem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
„eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird di nit brenne.*)
„Los, de duursch mi, wenn i dra denk, 's möcht mi versprenge **)
„wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittret.
„So ne Ma, wie du, wo 's Tags sie Thaler verthue cha.

Ausgabe I.

*) „Was der d'Frau zum Willkumm prägiet, wird di nit brenne.

**) „Los, de duursch mi, wenn i dra denk, 's möcht ein versprenge,

„Glückli bisch im Spiele, doch no nem leidige Sprüchwort,
„mittem Wibe hesch's nit troffe, chani der sage.
„Wärsch ellei, wie hättsch's so guet, und lebtisch so rüeihig!
„'s pin'get di, me sieht ders an *), und d'Odere schwelle.
„Trink e Schlückli Brenz**), er chüelt der öbbe di Jast ab!"

Aber d'Frau deheim, mit z'semmegschlagene Hände
sizt sie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Himmel,
„Siebe Johr und siebe Chrütz!" so schluchzget sie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!"
Seits und nimmt e Buech und betet in Todesgidanke.

Ausgabe I.

*) 's pin'get di, i sieh ders a, und d'Odere schwelle.

**) Trink e Schlückli Brentewi, er chüelt der di Jast ab!"

Drüber schnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli schnauzt er:
„Hülsch au wieder? Du heschs nöthig, falschi Canali!
„Sur-Chrut choch mer'" 's Kätterli seit: „'s isch niene ke Füür meh."
„Sur-Chrut willi! Lueg, i dreih der 's Messer im Lib um." —
„Lieber hüt, as morn. De bringsch mi untere Bode
„ei Weg wie der ander, und 's Büebli hesch mer scho g'mordet." —
„Di soll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden abe verschlage!"
Seit's und zuckt, und sinnies schwanket 's Kätterli nieder. *)
„O mi bluetig Herz!" so stöhnts no lisli, wo's umfallt.**)
Chumm, o Schuflebueb, do heschmi, schufle mi abe!"
Jez der Michel furt, vom schnelle Schrecken ergriffe,

Ausgabe I.

*) Seits und zuckt, und sinnies trummlet 's Kätterli nieder,

**) „O mi bluetig Herz", so stöhnts no lisli im Falle,

lauft ins Feld, der Bode schwankt, und 's rasslet im Nußbaum.
„Vizli Buzli roth mer du!" So rüeft er. Der Buzli,
hinterm Nußbaum stoht er, und chunnt, und frogt en: „Was fehlt der?"
„D'Kätheri hani verstoche, iez roth mer, was i soll mache!" —
„Isch das Alles?" seit der Buzli. „Weger de chasch ein
„doch verschrecken, aß me meint, was Wunder passiert seig!
„Närsch, jez chasch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
„Isch nit dört der Rhi? Und chumm, ich will di bigleite,
„'s stoht e Schiff am Gstad!" — Jez stige sie ehnen im Sunggäu
frisch ans Land, und quer dur's Feld. Im einseme Wirthhus
brennt e Liecht. „Mer wenn doch luege, wer no do in isch,"
seit der Grüen, „wer weiß, du chasch der d'Grille vertribe!"

Aber im Wirthshus sitze noch spoti nächtligi Gselle,
und 's goht vernen a mit Banketieren und Spiele.
„Chrütz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnet-der die do?
„Gstoche die; und no ne Trumpf! Und — gstoche das Herzli!" —
's isch scho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger Stirne *)
iez ke Chnab erschine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie spielsch so söllich ungschickt? G'stoche das Herzli,
lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
wiederholts der Grüen **), und wirft im Michel e Blick zue.
Drüber warnts uf Zwölfi ***). Mit alliwil schlechtere Charte
spielt er allwill schlechter, und zahlt afange mit Chride.

Ausgabe I.

*) 's warnet scho uf Zwölfi. O will mit lockiger Stirne.

**) Buzli.

***) 's schlacht scho Zwölfi uß.

Druf hets Zwölfi gschlage. *) Jez lengt er mit g'ringletem Finger
frisch in Sack: „Wer wechslet no ne bairische Thaler?"
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glasigi Scherbe,
thut e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grüen a.
Aber der Buzli leert si Brenntewi-Gläeli und schmazget:
„Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen ins Bett goh!
„'s chömme hüt viel Gäst, sie hen e lustige Firtig.
„Isch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigst Augusti?
„Dreih am Ring, so lang de witt, de bringsch en nit abe!"
O, wie het der Michel g'lost — e lustige Firtig!
O wie het er d'Füeß am Tischbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thut nit guet. Mit ängstlichem Bebe

Ausgabe 1.

*) 's schlacht e Viertel uf Eis.

steht er uf, und seit ke Wort, und göhn mit enander, *)

vornen a der Grüen, und an de Ferse der Michel,
wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.

Debbe ne Büchseschuß vom Wirthshus stelle en der Buzli.

„Michel, seit er, lueg, es steht kei Sternli am Himmel!

„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!

„'s geht kei Luft, es schwankt kei Blatt, es rüehrt si ke Läubli,

„Und du bisch mer au so still. I glaub, de witt bette, **)

„oder machst der d' Uerthen und isch der's Lebe verleidet? ***)

„Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i mueß ders bikenne.

Ausgabe. I.

*) und goht mittem Buzle,

**) De wirsch doch nit bette!

***) Machsch der ebbe d'Uerthe? Gen 's Leben isch der verleidet?

„Se, do hesch e Messer! I ha's am Blotzemer Mert g'chauft!
„Hau der d'Gurgele selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!"

* * *

So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüstigem Othem
seit druf d'Muetter: *) „Bisch bal ferig? Mach mer die Meidli
„nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichtete Mährli!" —
„Jo, i bi jo ferig!" erwiedert der Aetti, „dört lit er
„Mit sim Ring im Dorne-Ghürst, wo d'Trostle nit singe."
Aber d'Marei seit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denksch, i merk nit, was er meint, und was er will sage?

Ausgabe I.

*) So verzehlt der Aetti, und mit engbrüstigem Othem seit nu d'Muetter:

„Jo, der Vizli Buzli, das isch die böst Versuechig.
„Lockt sie nit, und füehrt sie nit in Sünden und Elend,
„wenn e Mensch nit bette mag, und folgt nit, und schafft nüt!
„Und der lockig Chnab isch gueti Warniz im Gewisse.
„O, i chenn mi Aetti wohl, und sini Gidanke!"

Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuehl sitz
für Wasseltang, und Liechtspöhn schnitz,
se chunt e Herli wohlgimueth,
und frogt no frei: „Haut's Messer guet?"

Und seit mer frei no Guete Tag!
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!"
se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, ischs nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!"
so gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmeckt mer's Esse nit;
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en Anders schlofe cha,
se höri alli Stunde schla.

und was i schaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
se chunnt mim Sinn das Herli für, *)
und was i schweh, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
und 's seit mit so 'me freie Mueth,
so lieb und süeß: „Haut's Messer guet?"

Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh.
Dört ischs an Hag und Hurst verbei,
und witers über Stock und Stei.

Ausgabe I.

*) se chunnt mer ebbe das Herli für.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
se würdi ebe nümme g'sund.

Der Mann im Mond.

„Lueg, Müetterli, was isch im Mo'?"
He, siehschs denn nit, e Ma!
„Jo wegerli, i sieh ne scho.
„Er het e Tschöpli a."

„Was tribt er denn die ganzi Nacht,
„er rüehret io kei Glied?"
He, siehsch nit, aß er Welle macht?
„Jo, ebe dreiht er d'Wied."

„Wär i, wie er, i blieb dehei,
„und machti d'Welle do."

He, isch er denn us üser Gmei'?
Mer hen scho selber so. *)

Und meinsch, er chönn so, wiener well?
'Es wird em, was em g'hört.
Er gieng wol gern — der fuser Gsell
muß schellewerche dört.

„Was het er bosget, Müetterli?
„Wer het en bannt dörthi?"
Me het em gseit der Dieterli,
e Nütnutz isch er gst.

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,
und öbbis muß me triebe ha,
fust het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gspert,
sen isch er ebe z'Chander g'hockt,
und het d'Butelli g'lert.

Ausgabe I.

*) Mer hen scho gnueg e so.

„Je, Müetterli, wer het em's Geld
„zu so me Lebe ge?
Du Närsch, er het in Hus und Feld
scho selber wüsse z'neh.

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stoht er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet sie,
und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönste Büechli um,
macht Bohne-Stecke drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho fast am Hus.

Und ebe geht er uffem Steg, *)
se ruuscht em öbbis für:
„Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
„Jez, Dieter, chumm mit mir!"

Ausgabe I.

*) Und ebe goht er übern Steg,

Und uf und furt, und sider isch
kei Dieter wit und breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
und in der Einsemkeit.

Jez haut er iungi Büechli um;
iez chuchet er in d'Händ;
iez dreiht er d'Wied, und leit sie drum,
und 's Sufe het en End.

So gehts dem arme Dieterli; *)
er isch e gstrofte Ma!
„O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
„i möchts nit mittem ha!"

Se hüt di vorem böse Ding,
's bringt numme Weh und Ach!
Wenn's Sunntig isch, se bet und sing; **)
am Werchtig schaff di Sach.

Ausgabe I.

*) So gohts im arme Dieterli.

**) Am Sunntig rueih, und bet und sing.

Die Marktweiber in der Stadt.

I chumm bo us 's Rothshere Hus,
's isch wohr, 's sieht proper us;
doch ischs mer, sie heigen o Müeih und Noth
und allerlei schweri Gidanke,
„Chromet süeßen Anke!"
wies eben überal goht.

Jo weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Ghrütz isch ebe durane,
„Chromet iungi Hahne!"
mengmol im pröperste Hus.

Und wemme g'chämpft muß ha,
gohts, meini, ehnder no a
im Freie dusse, wo d'Sunn o lacht,
und Bluemen und Aehri schwanke,
„Chromet süeßen Anke!"
und d'Sterne flimmere z'Nacht. *)

Und, wenn der Tag verwacht, **)
was isch nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meint me, well selber cho,
er seig scho an der Chrischone [1]),
„Chromet grüeni Bohne!"
und chömm iez enanderno.

Und d'Vögeli meine's o,
sie werde so busper und froh,
und singe: „Der Gott dich loben wir!"

Ausgabe I.

*) Do innen isch's zum Vitrüebe;
„Chromet zeli Rüebe!"
Sie ben schier alliwil Nacht.

**) Früeh, wenn der Tag verwacht,

[1]) Alte Kirche auf einem Bergrücken.

und 's glitzeret ebe z'fend ane;
„Chromet iungi Hahne!"
's isch wohr, me verlueget sie schier.

Und faßt e frische Mueth,
und denkt: Gott meint is guet,*)
fust hätt der Himmel kei Morgeroth;
er willis nummen o ühe.
„Chromet geli Rüebe!"
Mer bruche ke Zuckerbred.

Und innewendig am Thor
het Menge d'Umhäng no vor, **)
er schloft no tief, und 's traumt em no. ***)
Und ziehn sie der Umhang fürsi,
„Chromet schwarzi Chirsi!"
se simmer scho alli do. †)

Ausgabe I.

*) Und denkt: Gott meints so guet,

**) se hen sie d'Umhäng no vor,

***) 's isch ebe no Alles still und tod.

†) se sehn sie kei Morgenroth.

Drum merke sies selber schier,
und chömme zuem Pläsier
ufs Land, und hole ne frische Mueth
im Adler und bim Schwane,
„Chromet iungi Hahne!"
und 's schmecktene zimli guet.*)

Und doch meint so ne Her,
er seig weiß Wunder mehr,
und lueget ein numme halber a. **)
Es dunkt mi aber, er irr sie;
„Chromet süeßi Chirsi!"
Mi Hans isch au no e Ma. ***)

Rich sin sie, 's isch kei Frog,
's Geld het nit Platz im Trog.
Mir thuet bym Bluest e Büeßli weh,
bi ihne heißt es: Dublone,†)
„Chromet grüeni Bohne!"
und hen no alliwil meh.

Ausgabe I.

*) üs stünd io d'Stadt wol guet!

**) aß üsers gattigs und bschaut ein nit.

***) mer tunschte wegerli nit.

†) thuet üser eim e Büeßli weh,
verbause sie Dublone.

Was chost en Immis nit?
's heißt numme: Mul, was witt?
Pastetli, Strübli, Fleisch und Fisch,
und Törtli und Makrone.
„Chromet grüeni Bohne!"
Der Platz fehlt uffem Tisch.

Und erst der Staat am Lib!
me cha's nit seh vor Chib.
Lueg numme die chospere Junten a!
I wott, sie schenkte mir sie.
„Chromet schwarze Chirsi!"
Sie chönnte mini drum ha.*)

Doch isch eim 's Herz bitrübt,
se gib em, was em b'liebt,
es schmeckt em nit, und freut en nit;
es goht eim wie de Chranke.
„Chromet süeßen Anke!"
Was thuet me denn dermit?

Ausgabe I.

*) Jo wedeier numme, d'Stroß isch breit,
mit eure Junten! I thätich —
„Chromet zarti Retich!"
i hätt schier aar näumis gseit.

Und het me Chrütz und Harm,
sen isch me ringer arm;
me het nit viel, und brucht nit viel,
und isch doch sicher vor Diebe.
„Chromet geli Rüebe!"
Z'letzt chunnt men o zum Ziel.

Jo gell, wenn 's Stündli schlacht?
He, io, 's bringt ledi Nacht
e Morgen, und me freut si druf.
Gott het im Himmel Chrone,
„Chromet grüeni Bohne!"
Mer men do das Gäßli uf.

Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie si 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und Arbet findt sie überall, *)
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will Alles Liecht und Wärmi ha,
und spricht sie um e Segen a.

Ausgabe I.

*) und d'Nacht findt sie überall

Meng Blüemli het sie usstaffiert,
und mit scharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gseit: Hesch gnueg und witt no meh? *)
und 's Chäferli het hinteno
doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie gsprengt,
und 's zitig Sömli use g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und kein goh hungerig ins Bett,
wo nit si Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chriesi lacht,
se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri schwankt,
und wo am Pfehl e Rebe rankt,
se het sie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Bluesi umhengt.

Ausgabe I.

*) und gfrogt: Hesch gnueg und witt no meh?

Und uf der Bleichi het sie gschaft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het si selber g'freut,
doch hätt' er nit: Vergelts Gott! gseit,
Und het e Frau ne Wöschli gha,
se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger wohr, und überal,
wo d'Sägesen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie gheuet froh und frisch.
Es isch e Sach by miner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum isch sie lez so sölli müed,
und bruucht zuem Schlef kei Obe-Lied;
kei Wunder, wenn sie schnuuft und schwitzt.
Lueg wie sie dört uf's Bergli sitzt!
Jez lächlet sie zum lezte mol,
jez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! Bhüet di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn stoht,
het no nit gnueg, er bschaut sie no.

Du Wundervitz, was gaffsch denn so?
Was gilts, sie thuet der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie buuret ein, die gueti Frau,
sie het ihr rebli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit guet,
und chunnt sie heim, nimmt er si Huet.
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sitzt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar, er trau nit recht.
Chum numme, sie isch nümme do,
's wird Alles sy, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wisse het,
der brauncht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e gueti Nacht!

Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Gref!
Du lieben Engel, was i bitt,
bi Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof! *)

Verwach mer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und helt e Baum im Chämmerli d'inn.

Ausgabe I.

*) Gott gitt de Sinnen im Schlof.

Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebkueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinste Zucker-Mehl. *)

's isch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz,
Gieb's sparsem, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helset er Zuckerr-Brod. **)

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;

Ausgabe I.

*) Alles vo sueßem Zucker-Mehl.

**) er helset nit alli Tag Zucker-Brod.

und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli weiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri?
und schöni Gibetli sin selber drinn.

Jez chennti, traui, geh;
es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tausig, no ne Ruethe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;

doch witt nit anderst, sen ischs der gsund;
's mueß nit sy, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetter-Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstafflert,
und wie ne Mai-Baum zieret,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli Alles gmacht.

De nimmschs und danksch mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Mueth.
und schmeckts der numme, sen ischs scho guet.

Ausgabe I.

*) de muesch nit, wenn d'nit witt.

Bim Binest, der Wächter rüeft
scho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez bhütdi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht che,
het Chindes Fleisch und Bluet ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

Eine Frage.

Sag, weisch denn selber au, du liebe Seel,
was 's Wienechtchindli isch, und heschs bidenkt?
Denk wol i sag der's, und i freu mi druf.

O, 's isch en Engel usem Paradies,
mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Trost und Sege gschickt.
Er hüetet sie am Bettli Tag und Nacht.
Er deckt sie mittem weiche Fegge zue,
und weiht er sie mit reinem Othem a,
wird's Aeugli hell und 's Bäckli rund und roth.
Er treit sie uf de Hände in der G'fahr,
günnt Blüemli für sie uf der grüene Flur,

und steht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
se henkt er still im Wienechtchindli-Baum
e schöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet still, und het si süeßi Freud,
und Muetterliebi heißt si schöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
sag Guete Tag, und B'hüetich Gott, und lueg!
Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt als Zuckerbrod.
's isch nit viel nutz. Die het e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em Alles süeß
und liebli mache, thuet em, was es will.
Gib-Acht, gib Acht, es chunnt e mol e Zit,
se schlacht sie d'Händ no z'semmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger, Müetterli, das isch di Dank!

Jez do siehts anderst drei ins Nochbers Hus.
Scharmanti b.uni Bire, welschi Nuß

und menge rothen Oepfel ab der Hurt, *)
e Gusebüchsli, doch wills Gott der Her
ke Guse drin. Vom zarte Bese-Ris
e goldig Rüethli, schlank und nagelneu!
Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
und wird mi Bürstli meisterlos, und meint,
es seig der Her im Hus, se hebt sie b'herzt
der Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnueg, doch wo me luegt und luegt,
schwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weidli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer het di Muetterherz so g'chüelt?
Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel,
wie dini Chindli, wie di Fleisch und Bluet
verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungrig bi den andre Chinde stöhn

Ausgabe. I.

*) Scharmanti rothi Oepfel ab der Hurt!

mit ihre breite Ruse, schüch und fremd?
Und Wi und Caffi schmeckt de doch so guet!

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
Viel stachlig Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Oepfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schoß,
und wärmt's am Buese, luegets a und brieat;
der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit g'fehlt, 's isch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel siehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

Noch eine Frage.

Und weisch denn selber au, du liebi Seel,
worum de dine zarte Chinde d'Freud
in so ne stachlig Bäumli [1]) ine henksch,
Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,
und spitzi Dörn, aß 's Büebli nit, wie's will, *)
die schöne Sachen use höckle cha.
's wär nit gar übel gfehlt, doch weischs nit recht.
Denk wol, i sag ders, und i freu mi druf.

Lueg, liebi Seel, vom Menschelebe soll
der dornig Freudebaum en Abbild sy.

Ausgabe I.

[1]) Stechpalme.

*) und Dörnli dra, aß 's Bübli nit, wie's will,

Noch bi nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Ferni schwebt, *)
de freusch di druf, doch in de Dörne hanats.

Was denksch derzue? Zuem Erste sagi se:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verschrick nit drab, und stell die nit so fremd!
Di eigni Muetter selig, tröst sie Gott!
sie het ders Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
noch bi nenander wohne Freud und Leid."

Zuem Zweite sagi das: Es wär nit guet,
wenns anderst wär. Was us de Dorne luegt,
sieht gar viel gattiger und schöner us,
und 's fürnehmst isch, me het au länger dra.
's wär iust, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli schön und glitzrig hangt,

Ausgabe I.

*) und was no schöner in der Zukunft schwebt,

uf eimol in e Suppeschüßli thät,
und stellti's umme: „Iß, so lang de magsch,
„und näumis do isch!" Wärs nit Uhverstand e

Zum Dritte sagi: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck. *)
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
se loß ders schmecke! Gunn ders Gott der Her!

Ausgabe I.

*) und zieht e leeri Hand voll Schrunde z'ruck.

Gespenst an der Kanderer Straße.

's git Gspenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
und bring e Ruusch! De trifsch e Plätzli a,
und dört verirrsch. I setz e Büeßli dra.

Vor Zitten isch nit wit vo sellem Platz
e Hüsli gsi; e Frau, e Chind, e Chatz
hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
sie Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
se het me gmeint, sie stoß der Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Füür und blost,
und gits im Chind, und seit: „Du bisch mi Trost!"

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht:

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gsi,

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'ser Streß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und fuehrt en abwärts, seig er, wer er sey',
er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?" *)
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er geht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
passieren ihres W[illegible]. Versöhnteder mit

Ausgabe I.

*) Jetzt seit er: „Bini echterst, woni sott?"

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's chostet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern."

„So schenk e Schöpli Neuen'i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He 's chostet nüt:
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Bluememehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!" *)

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freut's en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Bluememehl
„mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Jo frili, lo!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit. „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„au Bluememehl!" Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne iuster cho."

Ausgabe I.

*) „und tragmers gschwind ins Nochbers Hus!"

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöpli guete Neuen i.
Er seit: „De trink eis, wenn de magsch!" *)
Der Chäfer seit: „Sell cha scho sy!"

Druf fliegt er zue si'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt und seit: „Wo bliibsch so lang?"
Er seit: „Was chani für mi Durst?"

Jez luegt er's a, und nimmts in Arm, **)
er chüßts, und isch bim Schätzli froh.
Druf leit er si ins Todtebett,
Und seit zuem Schätzli: „Chumm bal no!"

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli?
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Thierli guet.

---

*) Er seit: „Chumm, trink eis, wenn de magsch!"
**) Jez stoht er ui, er nimmts in Arm,

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.*)
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und loset, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-Thurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwiil nöcher und alliwiil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht' d'Auge verblende, **)

Ausgabe I.

*) und es git e Wetter! Mir lisch, wenns numme vorbey war.

**) ziehnt doch d'Läden a, ös der Glast den Auge nit weh thuet.

und iez holet 's Chrüsli und sitzet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltseme Bueb ge,
isch's der Friederli gsi in siner Jugeb, das weißi!
Aber schöner as er isch ken dur's Wiesethal g'wandlet, *)
woner no Bure-Chnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meisters Vreneli het an ihm si eigeni Freud gha,
er am Vreneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi.
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttets! Bringetder 's Chrüsli
und e Ränftli Brod derzue? Jez het und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi,
Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,

Ausgabe I.

*) Aber schöner as er, isch ken uf der Vor-Chilche gstande,

Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zueg'no. *)
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere, **)
het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet;
Mengi hen si zsemme g'rottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land g'lo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebti Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
het der Uehli g'meiht, und 's Heu uf d'Egerte heim g'füehrt,

Ausgabe I.

*) aber Arm isch ärmer worde, chönnetder denke.

**) Menge brave Ma hets numme wisse z'prestiere,

aber e wüste Ma zue dem, wie's ken meh in slebe
Here-Ländere git; im Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit's Vreneli endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblig,
's hätt's ke Magd im Hus bis Bet-Zit chönnen erlide, *)
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle verleide,"
het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen, und briegget, **)
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht

Ausgabe I.

*) 's Vreneli gscheidt wiene Pfarrer, schön wie der Morge, ke Magd wär
binem bliebt vo Steffis-Tag bis numme drei Chönig,

**) und die arme Lüt sin gangen, und hen ebbe briegget.

het der Uehli gmetzget, und het er gwurstet bis z'Obe,
het er z'Nacht si Chrüegli g'lüpft bim bratene Ribbli. *)
„Vreni gang in Cheller, und Vreni leng mer z'trinke!"
het er mehr als zwanzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gesinnet hen sie a emol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder möq sel Zit der Friederli gsi sy?
Oebben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse' **)
Hender gmeint, so wohl! Scho z' Fasnecht isch er im Meister
us de Hände gwütscht, sust hätt en der Statthalter ghüblet.
Het er näumis bosget, se willi 's nit verrothe;
was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet

Ausgabe I.

*) Het der Uehli gmetzget, und het er der Tag dure gwurstet,
het er z'obe 's Chrüegli g'lüpft bim bratene Ribbli.

**) Oebben im Fuetergang, und öbbe bi's Statthalters Stiere?

het mer ke Spur meh gha, bis öbben anfangs Aprille
stoht er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön a Wuchs und Gsicht, und fründli gege de Lüte,
muethig wie ne Leu, doch voll verborgener Bsinnig
hen sie 'n alli gern, und sage: „Seig du der Hauptma!
„Was de seisch, das thüemer, und schickis numme, se göhmer,
„hundert fünfzig Ma und siebenesiebezig Buebe!"
Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge.
„Wenn e riche Buur die Arme plogét und schindet,
„wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
„bis au wieder Recht und Gsetz und Ordnig im Land isch." *)
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma sim Völchli:
„Manne, was fange mer a? I hör, der Uehli het gmetzget.
„'s wär e Site Speck wol us der Bütene z'hole

Ausgabe I.

*) „bis aß wieder Recht und Gsetz und Ordnig ins Land chunnt."

„und e Dozzet Würst. Wie wärs? Doch 's Vreneli duurt mi.
„Besser ischs, es göhn e Paar, und singen ums Würstli! *)
„Saget, i löß en grüeßen, er solls im Friede verzehre,
„und mer vo der Sau doch au e Müesterli schicke.
„Hemmer nit menge Hirz us sine Gärte verscheuchet?
„Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Störzli vertrette
„Oder e Bäumli gschüttelt? Isch sine Chnechten und Buebe
„nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hüetet und g'wässert
„z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag; sie chönne nit chlage.
„Leget em's ordlig ans Herz, i wünschich gueti Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zuem Uehli.
„Guten Obe!" — „Dunderschieß! Was hender, was wender?" —

Ausgabe I.

*) „Gohnt e Stücker drei, 's isch besser, singet ums Würstli!

„He, mer chömme do abe vom Sattel-Hof. Zeiget, wie finder!
„So het üse Meister gseit, so sagemer wieder."
Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Vrenelli näumi
busse gsi, doch d'Chnecht sin uffem Ofe-Bank glege,
und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„Saget euerm Meister, — (es isch mit Ehre nit z'melde),
„Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister? *)
„'s lauft so Waar iez gnueg im Land, wo bettlen und stehle,
„Schere-Schlifer, Hafe-Binder, alti Soldate,
„Säge-Fiiler, Zeinemacher, anderi Strolche.
„Wemmen alle wott ge, me müeßt no mittene laufe.
„Packetich, iez isch's hochi Zit!" — „He io, der Gottswille!
„Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Wüstli!" —

Ausgabe I.

*) „Was gheit mi eue Meister, und he, wer isch eue Meister?

„Wart du Siebe-Chetzer, e Ribbe-Stückli wird guet sy! *)

„Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fare-schwanz abe!

„Wenderich packe iez gli, i frog, ihr luftige Strolche!" —

Jo, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Ofe d'Chnecht zur Thüren us, und suche 's Vreneli dusse.

„Meisterne, iez ischs gfehlt, iez Meisterne helfet und rothet!

„Das und das isch gscheh, sie hen's nit an is verdienet. **)

„Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze g'hütet

„z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, met chönne nit chlage,

„kuntereri, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?

„Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster rede."

's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;

Ausgabe I.

*) „Wart du Siebe-Chetzer, e Ribbe-Stückli isch besser!

**) Das und das isch gscheh, und weger se hens nit verdienet.

's Vreneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's Mailänder Halstuech,
's Vreneli chnüpft am Fürtuech-Bendel — „Sepli, spann's Roß a,
„und e Welle Strau, besch ghört, und loß mer der Meister
„nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
„lueg, ob Alles sicher isch, und niene ke Volch stoht!"
Sieder chömme d'Buebe mit leere Säcke zuem Friedli.
Tausig Sapermoß, wie sin em d'Flammen ins Gsicht cho!
Wo ner sie frogt: „Was hender?" und wo sie 'm dütliche Bricht gen:
„Nüt, und wüssetder was? Göhnt ihr enandermol selber!
„'s isch em Uehli z'heiß, der sollet cho, go nem blose!" - -
„'s isch e Wort, i gang!" seit iez der Hauptma und funklet, *)

Ausgabe I.

*) „Blibts derbi, i gang," seit der Friedli und funklet.

„'s soll ihn nit lang brenne, 's isch chüel im Farnauer Chilchhof!

„Uehli, du hesch 's letzt im Räf, sel chani der sage!"

Seits, und pfift in Wald, und gschwinder as me ne Hand chert,

pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,

und es lauft derher von allen Orten und Ende.

„Allo frisch, bergab! Der Egerten-Uehli het gmetzget, *)

„'s goht in eim iez hi, mer metzge hinecht der Uehli!

„'s duuret mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke." **)

Iez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,

nebe Reibbech aben ,ins Tanners Wald, und vo dörtweg

rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!

Ausgabe I.

*) „Allo, frisch bergab! Der Uhli het hüt gmezget,

**) „'s Vreneli duuret mi wohl, 's wird frili uding verschrecke."

D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
sehns und huure nieder am Steine-Brückli und bette:
„Alli guete Geister!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau usen an Wald chunnt,
düfflet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
„'s chönnt d'Faktorene sy, sie isch die Nemtig go Basel,
„und der müent si nit verschrecke, lönt mi ellei goh!" *)
Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
und goht uffen dar, und lueget em freündlig in d'Auge.
„Friedli, bischs?" — „Ich mein's emol!" — „Se bis mer Gottwilche
„unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
„Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen au denkt ha
„ob mim trutzige Ma und sine trutzige Rede.
„Lueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers der Sepli

---

Ausgabe I.

*) „und der müent sie nit verschrecke, doch wüsi lueget!

„bussen am Wasserstei. Es wär sust anderster gange. *)
„O, de glaubsch nit, wieni g'stroft bi. Besseri Zite
„hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez sin sie vorüber. **)
„Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chriesi,
„schöni Gumpist-Oepfel, und au e Bizzeli Geis-Chäs,
„do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par Würstli,
„und e Logel voll Wi, gib achtig, aß es nit gäutschet,
„'s isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tubak.
„Chumm e wenig absits, bis do die Wälder vorbi sin,
„und bis ordli, hesch g'hört, und nimm di Gwissen in Obacht." ***)
Aber der Friedli schwört: „Bi Gott, der Uehli mueß sterbe!

Ausgabe I.

*) „Luea, i cha nit derfür, i bi am Wasserstei gstande;
„wäri in der Stube gsi, 's wär anderster gange.

**) „O de glaubsch nit, wieni gstroft bi, doch i will schwige.

***) „Gang e wenig absits, bis do die Wälder verbei sin,
„und bis ordli, zeig wie, und lad mer nut uf di Gwisse!

„'s isch nit Gnad!" — Doch 's Vreneli seit: „Jez los mer e Wort:
„Gschwore hesch, und io, wenus Zit isch, sterbe mer alli,
„und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott will,
„und denk an di selber und an die chünftige Zite *).
„So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
„Bisch nit im Land deheim, und hesch nit Vater und Muetter?
„Oebbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli Güetli
„in der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hättschs gern,
„ischs bim Aetti nit Nei, de chasch no Stabhalter werde.
„Nimm, wie müeßts der werden, an so ne Missethat z'denke, *)
„und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!

Ausgabe I.

*) „und denk an die selber und an e wenig ans Chünftig"

**) „Nimm, wie müeßt's der so, an so ne Missethat z'denke,

„Halts im Uehli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
„'s isch zwor keine gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!
„Schlachts nit z'Schopfen Oelfi! 's isch Zit, se sag mer, witt folge?" *)
Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern schwetzen, und cha nit.
Endli briecht em's Herz. „Nu io denn, wenn d'mer e Schmutz gisch!
„Bhüetdi Gott der Her, und io, i will mi bikehre.
„Buebe, iez packet uf, mer wen im Friede verlieb neh! **)
„Göhnt e Paar uf d'Möhr und schießet näumen e Hirzli!"
Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
bis si d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drinn verlösche.

Ausgabe I.

*) „Schlachts nit z'Schopfen Oelfi! 's isch Zit, se sag nummer: Jo denn!"

**) „Bhütdi Gott der Her, und io i will anderst werde!
„Buebe, jez packet uf, 's git hinecht nut me z'verdiene!

Endli goht er au, doch luege mengmol enander
d'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochter lit iez bim Uehli und stoßt en:
„Schnarchle mer doch nicht so! Me cha lo nit nebe der schlofe!"
Und der Uehli zuckt und streckt sie: „Vreni, wie isch mer?" —
„He, wie wird's der so?" — „I ha ne bluetige Traum gha.
„Vreni, 's goht nit guet, i ha mi selber seh metzge.
„Hen sie mi nit verstochen, und in der Büttene brüeihet,
„mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's mer so weh thuet!"
Aber 's Vreneli seit: „He, 's macht nüt. Chunnt der nit mengmol
öbbis für? Jez isch es d'Sau, drum hesch di seh metzge." *)
Aber 's Uehli's Schlof isch us und schweri Gidanke

Ausgabe I.

*) Aber 's Vreneli seit: „He 's macht nüt, d'Sau isch der furche,
„Wie's der obre goht, drum hesch di selber seh metzge."

chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Vreneli Suppen ischnidet,
bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„Chümmi, Reckholder-Beri! Will Nieme nüt chrome do inne?" —
„Nei, der löset nüt!" — „Drum ischs mer au nit ums Löse!
„Chönnti, Meister Uehli, mit euch e wengeli rede?
„Isch das eui Frau, se mag sie's hören, es schadt nüt. *)
„Nechte fahri selb feuft mit Waar der Wiese no abe,
„i, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richertli's Rößli und Matthis.
„Womer an Farnau chömme, se stohts voll Mannen und Buebe
„links im Wald, und an der Stroß e luftige Kerli.
„'s steht e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,
„wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,
„het der Mond nit gschienen, und hani d'Auge nit bimer?

Ausgabe I.

*) „Meister Uhli i ha mit euch e wengeli s'rede,
„isch das eui Frau, se cha sie's mintwege hore

„So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uehli
mueß sterbe.
„Woni neben abe gang, se seit ers zuem Wibsbild.
„Witers weiß i nüt, und witers channi nüt sage;
„Warten isch nit guet, me lost, und wandlet si's
Wegs furt. *)
„Bhüetich Gott, i gang, und thüent iez selber, was
guet isch." —
Wie het 's Vreneli glest! Doch bhaltet's verstän-
digi Bsinnig. **)
„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen
um Brenz gsi?
Aber 's Uehlis G'hör isch weg, er lit in der Ohn-
macht,
d'Auge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom
Schwarze,
d'Zungen isch em glähmt, sie lueget vor usen, und
chölschblau ***)
isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
holt vo Zell der Dokter-Friedli, 's isch em nit
z'helfe. †)

Ausgabe I.

*) „stoh bliben isch nit guet, me lost und goht siner Wege.

**) 's Vreneli's Schrecke bildi mer i, doch bhaltets si
Bsinnig:

***) und e Spanne lang hangt d'Zungen usen und chölschblau

†) holt vo Zell der Dokter-Friedli, 's will nit viel helfe.

Friedli, du hesch d'Wohret gseit, der Uehli mueß sterbe.
Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
Schwetze lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
bis am dritte Tag; uf ei mol schnappt er, und endet; [1])
und am Zistig d'ruf, se singt's haupthöchlige: „Mitten
wir im Leben sind" — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit hen sie en, sell isch gwiß, doch heißt es, en Andre
heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Eber.
Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site
gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
göhnt em still uswcg. Es isch der Egerten-Uehli. *)
Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie gsch.

Ausgabe I.

[1]) Diese Zeile fehlt in der Arauer Ausgabe.

*) gladen, und es chunnt en Eber mit bluetige Wunde, göhnt em still uswcg, und denket: Du bisch der Uehli!

Aber wer wird iez mit Zuespruch 's Vreneli tröste?
Groß isch 's Leid iust nit, und siebe Woche no Pfingste
rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüseli het der Vater gmacht, und gschworen: „I lid's nit! *)
„So ne vertlaufene Burst mit miner liibliche Tochter,
„Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber ins Zuchthus."
Aber was ischs gsi? — Es isch die einzige Tochter,
und isch Frau für ihns, und mag er rothen und warne, **)
muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
hets au nümme bitrette, bis no Micheli sie Vater
s'Wil dur d'Wiese ritet, er het e Wage voll Wi chauft.
Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,

Ausgabe I.

*) Grüseli het der Statthalter amacht, und gmeint, es müeß nit sin.

**) und isch Frau fur ihns, und will er wohl oder übel.

und chunnt usem Weg, und 's tribt en aben und abe
bis er abem Choll fallt und nümmen ans G'stad chunnt.
An der Schore-Bruck dört hen sie 'n mornderigs gfunde. *)

Aber iez zieht üser Paar im Friede go Schopfe
und nimmt B'siz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
füehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zue Würden und Ehre.
Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer stoht
bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn öbbe
mittem Huet in der Hand e Langenauer verbei goht? **)

Ausgabe I.

*) z'Basel uffem Chorn-Mert goht, und unter e Rad chunnt.
Schopfe het er nümme gseh, sie hen en z'Elsbethe
ohni Gsang in d'Erde gleit, wie's z'Basel der Brunch isch.

**) Wer wird Chilche-Lueger? Wer streckt-n sammeten Ermel
usem Rothhus-Fenster, wenn Langenauer verbei gohn?

Isch's nit mi Her Frider mit siner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme,
fangt's nit vornen a? — Z'letzt sage d'Burger:
„Der Hügli
„cha io nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
„'s wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere. *)
„Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
„und sie Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
„isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter as Er schier.
„Sager nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„Nu, se sagi Jo, 's regiere chunnt mit nit fuur a." **)
Dreimol chlöpft der Hurlibaus — nei loset wie's schüttet,
lueget, wie's dur d'Chlimse blitzt! — Im Pflueg und im Engel

Ausgabe I.

*) „Er Her Frieder schickti si, und Er mueß es werde;

**) „Sageris nit Nei, 's nuzt nüt, mer nehme kei Bericht a!" —

hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und
trunke.

Wohr ischs, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen
erchise,

und im Breneli gunni 's au. In d'Schopfemer
Chilche

het er en Orgle gschafft, vor sine Ziten isch nüt gsi
(z'Huse stoht sie no); d'Marodi het er vertriebe,

und uf d'Burger Obsicht treit, und g'rothen und
g'warnet. *)

Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
mit enander g'lebt, und Guets an Armen erwiese,

so, und 's isch em e Muetter zue siebe Chindere
worde.

Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im
Schopfemer Chilchspiel

mengi Famili her, und blüeiht in Richthum und
Ehre.

Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts-
Name!

das het gchlöpft, und das het gmacht, 's isch weger
e Schlag gsi!

Ausgabe I.

*) und uf d'Burger Obsicht treit, und g'rothen und g'warnet.

Mengi Familli, se sagi — die wenigste wüsse's meh
selber.
Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi iez sage.
Zwor isch 's Chrüegli leer — nei loset, was git's
uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerq, 's stürmt! Fürio! 's lauft Alles
der Drau zue.

Der Schreinergesell.

Mi Hamberch hätti g'lehrt, so so, la la,
doch stoht mer 's Trinke gar viel besser a,
as 's Schaffe, sel bikenni frei und frank,
der Rucke bricht me schier am Hobelbank.

Drum het mer d'Muetter mengmol prophezeit:
„Du chunnsch ke Meister über wit und breit!"
Z'letzt hani's selber glaubt, und denkt: Ischs so,
wie wirds mer echterst in der Fremdi go?

Wie ischs mer gange? Numme z'guet! I ha
in wenig Wuche siebe Meister gha.
O Müetterli, wie falsch hesch prophezeit:
I chömm kei Meister über, hesch mer gseit.

Haus und Verene.

Andante

Es gfallt mer numme ei - ni, und fel - li gfällt mer

gwis! O, wenn i doch das Meidli hätt, es isch so flink und dunders nett, so dunders nett, i

wär im Pa - ra - dies i wär im Pa - ra - dies.

Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
und selli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es isch so slink und dundersnett,
so dundersnett,
i wär im Paradies!

's isch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gsichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo witem,
se stigt mer's Bluet ins Gsicht; *)
es wird mer übers Herz so chnapp,
und 's Wasser lauft mer d'Backen ab,
wohl d'Backen ab;
i weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig früeih bim Brunne
se redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es isch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em solle sage,
Und hätti 's numme gseit!
Und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz so schwer,
mi Herz so schwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird iäten im Salat,

Ausgabe I.
*) se schießt mer's Bluet in's G'sicht:

und sag em's, wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
so bini morn Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, sell isch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts the,
und sufer gwachse wäri io,
das wäri io,
mit sellem hätts ke G'fohr.

Was wisplet in de Hürste,
was rüehrt sie echterst dört?
Es visperlet, es rauscht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi Räumer ghört.

„Do bini io, do hesch mi,
„und wenn de mi denn witt!
„I ha's scho siederm Spöthlig gmerkt;
„am Zistig hesch mi völlig bstärkt.
io, völlig bstärkt.
„Und worum seischs denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülte,
„und bisch nit rich an Gold,
„en ehrli G'müeth isch über Geld,
„und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!"

O Vreneli, was feisch mer,
o Vreneli, ischs so?
De hesch mi usem Fegfüür g'holt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei nümme tolt.
Jo, frili willi, io!

Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel abe, merki wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
se het er vo der Bauwele gchauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Huet, und lauft derve.
Was lauffsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Si stöhn wie großi Here do;

sie meine, 's heigs fust Niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

Meng Summer-Vögli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf si Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und sieder schlofts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli singt,
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift sie Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schlieft 's Leben use iung und frisch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
e Brösli Brod wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's hei sieder nechte nüt mehr gha.
Gell Bürstli, sell isch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's mueß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit, und ernde nit;
„sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt sie doch.

Das Habermuß.

's Haber-Mueß wär ferig, se chömmet ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer Achtig.*)
aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.

Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D'Haber-Chörnli het der Aetti zwische de Fure gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Jahr. **)

Ausgabe I.

*) Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.

**) G'seiht het der Aetti der Haber, und abe g'eget im Frueih-Jahr.

Aß es gwachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme, Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli, *)
nei, es schloft, und seit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli, und fuget am saftige Chörnli,
wie ne Muetter-Chind, 's isch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windlen, es streckt e Würzeli abe, **)

Ausgabe I.

*) und der himmlisch Vater het aseit: „Jez chasch wieder heim goh,
„aß es wachst und zitig wird, für sel wüll sorge!“
Denket numme Chinder, es schleft in iedwedem Chörnli
chlei und zart e Chiimli, 's thuet numme au kei Schnuefli,
**) und schlieft us de Windle, bohrt mittem Würzeli abe,

tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und
find't sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen
au wisse,
wie 's denn witer oben isch. Gar heimlig und
furchtsem *).
güggelet's zum Boden us, — Potz tausig, wie
gfallts em!
Uise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli
Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's
streckt si gar fölli.
Sieben strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen
und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Land-
Stroß,
strickt und lueget aben, as wie ne fründligi Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"

Ausgabe I.

*) Jo und 's stichts der Wundervitz, es möcht doch gern wisse,
Wie's an witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem

Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprüzerli chunnt, druf regnets gar sölli.
's Chimli trinkt bis gnueg; druf weht e Lüftli und trochnet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"

Esset, Chindli, gsegn' es Gott! und wachset und trüehet!
's wartet herbi Zit ufs Chimli. Wulken an Wulke stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneits, und witer niede hurniglet's.
Schocheli schoch, wie schnatteret iez und briegget mi Chimli,
und der Boden isch zue, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will?
„oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch bliebe,

„won gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Beden und in der füechtige Wärmi."
Lueget, Chinder, so gohts! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wärl doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe!"
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser, *)
wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere Mai-Tag
weihts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

Nootno pranze d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
nootno duftet 's Chriesi-Blueſt, und grüenet der Pflum-Baum;

Ausgabe. I.

*) Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und chunnt wieder beser,

nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi au nit behinte!"
Nei, es spreitet d'Blättli us, wer het em sie gwobe?
und iez schießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schliefi en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Mensch, wer het an sideni Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstlige Händ?
d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm, und schaffe gar fölli.
Iez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilch-Stuehl.
Iez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zue'nem,
luege, was er macht, und singen: Eie Popeie!

Und 's Schi-Würmli chunnt, Poz tausig mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.

Effet, Chinder, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesle gunne no Pfingste;
sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
sieder hen Ise Rocke gschnitte, Weizen und Gerste,
und die arme Chinder hen darfis zwischen de Stupfle
g'alleni Aehri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
„und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do,
„zwische de Stupfel-Rüeben, und zwische de Grumbire-Stude?"
Druf isch d'Muetter usen und 's Eferfinli und 's Plunni, *)

Ausgabe I.

*) Druf isch Vreni usen und 's Eferfinli und 's Plunni.

's het ein scho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hei sie'n dröscht vo früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli g'holt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feister Milch vom junge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi, — Geltet, 's isch güet gsi?
Wüschet d'Löffel ab, und bett eis! Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schuel, dört hangt der Ofer am Simse!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

Wächterruf.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüehig G'wisse het,
schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Oelfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
und wer no bi der Charte sitzt,
dem bieti iez zuem letztemol, —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.

Wächterruf.

Recitativ

a tempo

Loset was i euch will sa-ge d Glake het Zehni gschlage. Jez be-tet und jez gohnt ins Bett, und

Andante

wee e rueihig Gwisse het, schlof sanft und wohl! im Himmel wacht e

fr. p: f. p:

hei-ter Aug die gan-zi Nacht.

Und wo no in der Mitternacht,
e Gmüeth in Schmerz und Chummer macht,
se geb der Gott e rüehige Stund,
und mach di wieder froh und gsund!

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Noth
e Dieb uf dunkle Pfade geht,
— i wills nit hoffen, aber gschiehts —
gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schwerl Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frohe Mueth,
und gang ans G'schäft, und — halt di guet!

Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
er sprichtich um e Wohlthat a.
e Stückli Brod ab euem Tisch,
wenns eue guete Willen isch!
He io, dur Gottes Wille!

Im Sturm und Wetter, arm und bloß,
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi,
und d'Eltere sin gstorbe gsi,
se hani denkt: Soldate-Tod
isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
vor Laudons Zelt und Fahne gwacht,

i bi bim Paschal Paoli
in Corsika Dragoner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Säbel gha.
I bi vor menger Batterie,
i bi in zwenzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwerd und Chugle 's Lebe treit.
Z'letzt hen si mi mit lahmem Arm
ins Elend gschickt. Daß Gott erbarm!
He so, dur Gottes Wille!

„Chumm, arme Ma!
I gunn der's; wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
Und tröst' di, bis es besser goht."

Vergelts der Her, und dankber Gott,
du zarten Engel wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerd und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb dim Schatz e sicher Gleit,

und bring der halb e gsunde Ma!
's geht ziemli scharf vor Mantua.
'e cha sy, i chönnt der Meldig ge. —
Was luegsch mi a, und wirst wie Schnee?
Denkwol i henk mi Betteiqwand,
mi falsche graue Bart an d'Wand?*) —
Jez b'schau mi recht, und chennst mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche do!

„Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet die lieblige Gestalt,
uf duftige Matten, im schattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerder und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und betet. Gott het mer willfahret,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopfts mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!"

Ausgabe I.

*) und frisch nit: „henk di Betteiqwand
di falsche graue Bart an d'Wand?"

Der Storch.

Nach dem Frieden.

Willkumm Her Storch! bisch au scho do,
und schmecksch im Weiher d'Frösche scho?
Und meinsch, der Winter heig st Sach,
und 's besser Wetter chömm allgmach?

He io, der Schner gieng überal;
me meint, es werd scho grüen im Thal.
Der Himmel isch so rein und blau,
und 's weht ein a so mild und lau.

Nei loset, wiener welsche cha!
Weisteht men au ne Wörtli dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer
us wite fremde Ländere her.

Was bringsch denn Neu's us Afrika?
Sie hen g'wis au so Umständ aha,
und d'Büchse gspannt, und d'Säbel g'wetzt,
und Freiheits-Bäum vor d'Chilche gsetzt?

De hesch so rothi Strümfli a.
Isch öbbe Bluet vom Schlachtfeld dra?
Wo hesch die schwarze Fegge g'no?
Bisch öbbe z'noch an d'Flamme cho?

—

Um das hättsch über Land und Meer
nit reise dörfe hi und her
vom Rhi'-Strom bis in Afrika;
De hättschs io in der Nööchi gha.

Mer müsse leider au derva,
und mengi Wunde bluetet no,
und 's druckt no menge Chummer schwer,
und menge schöne Treg isch leer.

Und witer an den Alpe hi,
ischs, Gott erbarms, no ärger gsi,
und Weh und Ach het usem Wald
und us de Berge wiederhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits-Huet
hangt menge Tropfe Schwizerbluet.
Wie hets nit ummen blitzt und g'chracht,
und dundret in der Wetter-Nacht!

Doch öbben in der Wetter-Nacht
het Gottis Engel au no g'wacht.
„Jo frili," seit er, „Chlip und Chlap!"
und schwenkt de Schnabel uf und ab.

Gang, Muetter, und heiß 's Büebli cho!
Lueg, Chind, di Storch isch wieder do!
Sag: Grüeß di Gott! Was bringsch mer mit?
I glaub, bim Bluest, er chennt di nit. *)

Ausgabe. I.

*) Was peppersch? Mer verstöhn die nit,
Schwetz dütli, wenn de rede witt!

Gang, hol ein 's Becke Chasperli!
Er isch e Rung im Welschland gü;
er het emol go Vivis gschmeckt,
und wie der Storch si Schnabel g'streckt.

's macht's, weil d' so groß und sufer bisch,
und 's Löckli chrüser worden isch,
Fern hesch no so ne Jüppli gha,
iez hesch scho gstreifti Hösli a.

Er pepperet noch alliwil,
und 's schint, er wiß no sölli viel.
Es goht em au, wie mengem Ma,
er het si Gfalle selber dra. *)

's isch gnueg, Her Storch! Mer wüsse's scho,
und was de seisch, mer glaube's io!
Es freut di au, aß 's Dorf no stoht,
und alles gsund isch — Dank der Gott!

Ausgabe I.

*) Und welsche chaner, 's isch e Gruus;
es blibt ke Weutelen im Hus,
und 's Glas stoht an de Fenstern ab;
wer weiß, versteht er Chlip und Chlap!

Zwor wird er anderi Gschäfte ha;
er martschet näume, wenn er cha
„Jez Chrütz im Baum, und Sakertie!
„ne Moos verspielt! Potz Mundie!" —

He io, 's mag wieder ziemli go, *)
und 's Feld-Piket isch nümme do;
wo Lager gsi sin Zelt an Zelt,
goht iez der Pflueg im Ackerfeld.

Und de, wo d'Storche heiset cho,
und d'Rabe nährt, isch au no do,
Er schafft den Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Preßen us.

Und wo me luegt und lurge cha,
se lächlet ein der Frieden a,
wie Morgelicht, wenn d'Nacht vergoht,
und d'Sunne hintet de Tanne stoht.

Gang, lueg e wenig d'Segnig a!
I glaub, de wirsch e Gfalle ha.
Mi Matten isch der wohl bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

Ausgabe I.

*) Eust möchts, Gottlob! so ziemli go.

Und triffsch am Bach e Fröschli a,
sen ischs der gunnt. Verstick nit dra!
Und, was i bitt, loß d'Imme goh!
Mi Große seit, sie fliege scho.

Anmerkung. Zwischen Vers 14 und 15 ist in der ersten Ausgabe noch folgender Vers:

'S isch au nit Alles grad und recht,
und 's Nochbers Chind isch sölli schlecht;
mi Gschwei het hinecht binem gwacht,
's het Gichter gha die ganzi Nacht.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar fölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig sei: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter d'Sterne no,
und cha schier gar nit ebsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schlofe im stille Chammerli;

er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und listli uf de Zeche goht,
und heiter uf de Berge steht*)
der Sunntig, und 's schloft Alles no;
es sieht und hört en Niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,
so steht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und guet,
ugd mittem Meien uffem Huet.

Drum meint es treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,

Ausgabe I.

*) und fründli uf de Berge steht

wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie gliteret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maie-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblueme nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Guete Tag und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch Alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Rast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, will zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meje ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
doch spürts di müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
in d'Höchi gschüttlet, uffem Herz.
Doch schloffsch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De schloffsch und hörsch mi Bhüetdi Gott,
de hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wärs besser, wenn de's höre chönntsch?
Nei, weger nei!

O 's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme bi der wär,
se wär scho Alles recht und guet.
Mer tolten is.

De schloffsch und ächtisch 's Unrucih nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
se fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeh im Morgeroth
bis spot in d'Mittnacht bchümmeret het,
Gottlob, es ficht di nimmen a
im stille Grab.

Es isch der wohl, o 's isch der wohl!
und Alles was de g'litte hesch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuets nümme weh.

Drum, wenni numme bi der wär,
so wär io Alles recht und guet.
Jez sitzi do, und weiß kei Trost
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,
se chunnt mi Samstig z'Oben au,
und druf, se grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

und wenni liq, und nümme schnuuf,
und wenn sie 's Schlofflied gsunge hen,
se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
und — Bhüetdi Gott!

I schlof derno so sanft wie du,
und hör im Chilch-Thurn 's Unrueih nit.
Mer schlofe, bis am Sunntig früeih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel singe 's Morgelied,
se stöhn mer mit enander uf,
erquickt und gsund.

Und 's stoht e neui Chilche do,
sie funklet hell im Morgeroth.
Mer gehn, und singen am Altar
Hallelujah!

Der Wächter in der Mitternacht.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage."

Wie still isch Alles! Wie verborgen isch
was Lebe heißt, im Schoß der Mitternacht
uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menschetritt;
es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Husthür gahret, und kei Othem schnuuft,
und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
's litt Alles hinterm Umhang iez und schloft:
und öb mit liichtem Fueß und stillem Tritt
e Geist vorüber wandlet, weißi nit.

Doch was i sag, ruuscht nit der Tiich? Er schießt
im Leerlauf ab am müede Mühli-Rad,
und näume schliicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht
vom Chilchthurm her en Uihl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwölch
die großi Nacht-Laterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Rege-Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keine Dächer sieht
und numme do und dört e fründli Liecht.

Wie wirds mer doch uf eimol so kurios?
wie wirds mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum;
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und ischs so schwarz und finster do,
„se schine d'Sternli no so froh,
„und us der Heimeth chunnt der Schi';
„'s muß lieblig in der Heimeth sy!"

Was willi? Willi dure Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es isch mer, d'Thür seig off,
as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
e wenig luegten, öb no alles isch
wie almig. 's isch mer doch bis dato ken
bigegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,
und rüef de Todte, — nei, sell thueni nit!
Still willi uf de stille Gräbere goh!
Sie hen io d'Uhr im Thurn, und weiß i denn,
isch au scho ihre Mitternacht verbei?
's cha sy, es fallt no dunkler alliwil
und schwärzer uf sie abe, — d'Nacht isch lang.
's cha sy, es zuckt e Streifli Morgeroth
scho an de Berge uf, — i weiß es nit.

Wie ischs so heimli do? Sie schlofe wohl,
Gott gunnene's! — e bizli schuderig,
sel läugni nit; doch isch nit Alles todt,
I hör io 's Unrucih in der Chilche; 's isch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht schnuuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Matte, spielt
dört mittem Tschäubbeli am grüene Nast,
und pfift dur d'Scheie her am Garte-Hag.
Sie chuuchet füecht an d'Chilche-Mur und chölt;

die lange Fenster schnattere dervo
und 's lopperig Chrüz. Und lueg, do lüftet sie
en offe Grab! — Du gueten alte Franz,
se hen sie au di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d'Liechtli us der Heimeth schine dri!

He nu, es gohtis alle so. Der Schlof
zwingt Jeden uffem Weg, und eb er gar
in d'Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
si Bett im Chilchhof het, Gottlob er isch
zuem letzte mol do niden übernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf
und chömmen use, hemmer nümme wit,
e Stündli öbben, oder nitemol. —
Se stolperi denn au no d'Stäpfli ab,
und bi so nüechter bliebe hinechtie.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Sternli schine no so froh,
„und us der Heimeth schimmerts so,
„und 's isch no umme chleini Zit.
„Vom Chilchhof het me nümme wit."

Wo bini gsi? Wo bini echterst iez?
e Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,

und witers nüt? Nei weger, witers nüt!
Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
e stille Chilchhof? Schlofft nit Alles do,
wie dört, vom lange müede Wachen us,
vo Freud und Leid, und isch in Gottis Hand,
do unterm Strauh-Dach, dört im chüele Grund,
und warte, bis es taget um sie her?

He, 's würd io öbbe! Und wie lang und schwarz
au d'Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
verschlofen isch der Tag deswegen nie;
und bis i wieder chumm, und no ne mol,
se gen mer d'Gühl scho Antwort, wenni rüef,
se weht mer scho der Morgeluft ins Gsicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft
alsgmach der Umhang obsi; 's Morgeliecht,
es rieslet still in d'Nacht, und endli wahlt's
in goldne Strömen über Berg und Thal.
Es zuckt und wacht an allen Orte; 's goht
e Lade do und dört e Husthür uf,
und 's Lebe wandlet use frei und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Firtig so,
wenn mit der Zit die letzti Nacht versinkt,
und alli goldne Sterne groß und chlei,

und wenn der Mond und 's Morgeroth und d'Sunn
in Himmels-Liecht verrinnen, und der Glast
bis in die tiefe Gräber abe bringt,
und d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch Tag!"
und Alles usem Schlof verwacht, und do
ne Lade ufgeht, dört e schweri Thür!
Die Todte luegen use iung und schön.
's het menge Schade gueter übernacht,
und menge tiefe Schnatte bis ins Herz
isch heil. Sie luegen use gsund und schön,
und tunke 's Gsicht in Himmels-Luft. Sie stärkt
bis tief ins Herz — o wenns doch bald so chäm!*)

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Liechtli brennen alli no;
„der Tag will iemerst no nit cho.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„er hört wohl, wenn es Bieri schlacht!"

Ausgabe I.

*) bis tief ins Herz — Du alte Nar, was bringsch?

Der zufriedene Landmann.

Denkwohl, iez lengi au in Sack,
und trink e Pfifli Rauchtubak,
und fahr iez heim mit Eg und Pfluеg,
der Laubi meint scho lang, 's seig gnueg.

Und wenn der Kaiser usem Roth
in Feld und Forst ufs Jage gobt,
se lengt er denkwol au in Sack,*)
und trinkt e Pfifli Rauchtubak.

Ausgabe I.

*) se lengt er eben au in Sack.

Doch trinkt er wenig Freud und Lust,
es isch em näume gar nit iust.
Die goldne Ehrene drucke schwer;
's isch nit, as wenns e Schie-Huet wär.

Wohl goht em menge Batzen i,
doch will au Menge gfuettert sy;
und woner lost, isch Bitt und Bitt,
und Alli tröste chaner nit.

Und wenn er hilft, und sorgt und wacht
vom früehe Morge bis in d'Nacht,
und meint, iez heig er Alles tho,
se het er erst ke Dank dervo.

Und wenn, vom Treffe bluetig roth,
der Jenneral im Lager stoht,
se lengt er endli au in Sack,
und trinkt e Pfifli Rauchtubak.

Doch schmeckts em nit im wilde Gwüehl,
bi'm Ach und Weh und Saitespiel;
er het turnieret um und um,
und Niemes will en lobe drum.

Und Fürio und Mordio
und schweri Wetter ziehnem no;
do lit der Granedier im Bluet,
und dört e Dorf in Rauch und Gluet.

Und wenn in d'Meß mit Guet und Geld
der Chaufher reist im wite Feld,
se lengt er eben au in Sack,
und holt si Pfifli Rauchtubak.

Doch schmeckts der nit, du arme Ma!
Me sieht der dini Sorgen a,
und 's Ei mol Eis, es isch e Gruus,
es luegt der zu den Augen us.

De treisch so schwer, es thuet der weh;
Doch hesch nit gnueg, und möchtesch no meh,
und weisch io nit, we ane mit:
drum schmeckt der au di Pfifli nit.

Mir schmeckts, Gottlob, und 's isch mer gsund.
Der Weize lit im fuechte Grund,
und mittem Thau im Morgeroth,
und mit sim Othem segnets Gott.

Und 's Anne Meile flink und froh,
es wartet mit der Suppe scho,
und d'Chinderli am chleine Tisch,
me weiß nit, welles 's fürnehmst isch.

Drum schmeckt mer au mi Pfifli wohl.
Denk wohl, i füllmers no ne mol!
Zuem frohe Sinn, zuem freie Mueth,
und heimetzue schmeckt Alles guet.

Die Vergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht.)

Der Bueb seit zum Aetti:

Fast allmol, Aetti, wenn mer's Röttler Schloß
so vor de Auge stoht, se denki dra;
öbs üsem Hus echt au e mol so goht.
Stohts denn nit dört, so schudrig, wie der Tod
im Basler Todtetanz? Es gruset eim,
wie länger as me's bschaut. Und üser Hus,
es sitzt so wie ne Chilchli uffem Berg,
und d'Fenster glitzeren, es isch e Staat.
Schwetz, Aetti, gohts em echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit sy.

Der Aetti seit:

Du guete Bursch, 's cha frili sy, was meinsch?
's chunnt Alles iung und neu, und Alles schlicht
sim Alter zue, und Alles nimmt en End,
und nüt steht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht,
und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr si kein, und doch
ruckt Alles witers, Alles chunnt und goht.

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt.
De bisch no iung; närsch, i bi au so gsi,
iez würds mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt,
und weni gang, go Gresgen oder Wies,
in Feld und Wald, go Basel oder heim,
's isch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
brieqq, alder nit! und bis de bisch wien ich,
e gstandne Ma, se bini nümme do,
und d'Schof und Geiße weiden uf mi'm Grab,
Jo wegerli, und 's Hus wird alt und wüest;
der Rege wäscht der's wüester alli Nacht,
und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift
der Wind dur d'Chlimse. Drüber thuesch du au

no d'Auge zue; es chömme Chindes-Chind,
und pleze dra. Z'lezt fuults im Fundement,
und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
zweitusig zehlt, isch Alles z'femme g'keit,
Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.*)
Wo d'Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Here Hus,
aght mit der Zit der Pflueg. —

Der Bueb seit:

Nei, was de feisch!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?
's sin Hüser drinn, 's isch mengi Chilche nit
so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's wohnt
e Richthum drinn, und menge brave Her,
und menge, wenni gchennt ha, lit scho lang
im Chrüz-Gang hinterm Münster-Platz und schloft.
's isch eithue, Chind, es schlacht e mol e Stund,

Ausgabe I.

*) Und endli sinkt's ganz Dörfli in si Grab.

goht Basel au in's Grab, und streckt no do
und dört e Glied zuem Boden us, e Joch,
en alte Thurn, e Giebel-Wand; es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
und Moos und Farn, und Reiger niste drinn*) —
's isch schad derfür! — und sin bis dörthi d'Lüt
so närsch wie iez, se göhn au Gspenster um.
d'Frau Faste, 's isch mer iez, sie fang scho a,
mer seits emol, — der Lippi Läppeli,**)
und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schwetz lisli, Aetti, bis mer über d'Bruck
do sin, und do an Berg und Wald verbei!
Dört obe iagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
gwiß 's Eier-Meidli g'lege, halber fuul,
's isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi
schnuft?

Ausgabe I.

*) Und Moos und Farn, und Reiger sitze druf —

**) Der Sulger, wo die arme Bettel-Lüt
vergeistert het, der Lippi Läppeli,

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel! Seig doch nit so närsch!
Hüst Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
sie thüen der nüt meh! — Je, was hani gseit?*)
Vo Basel, gß es au emol verfallt. —
Und goht in langer Zit e Wanders-Ma
ne halbe Stund, e Stund wit dra verbei,
se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
und seit si'm Kamerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
„seig d'Peters-Chilche gsi, 's isch schad derfür!"**)

Der Bueb seit:

Nei, Aetti, ischs der Ernst? 's cha nit sy!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt,
und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um d'Mitternacht,
e fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,

Ausgabe I.

*) 's sin Narr-Posse: — Je, was hani gseit?

**) „isch d'Peters-Chilche gsi, 's isch schad derfür."

er funklet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag!" — Drob röthet si
der Himmel, und es dundert überal,
z'erst heimlia, als g'mach lut, wie sellemol
wo Anno Sechsenünzgi der Franzos
so ubing gschesse het. Der Bode schwankt, *)
aß d'Chilch-Thürn auge; d'Glocke schlagen a,
und lüte selber Bett-Zit wit und breit,
und Alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
e, b'hüetis Gott, mer brucht ke Sunn derzue,
der Himmel steht im Blitz, und d'Welt im Glast.
Druf gschieht no viel, i ha iez nit der Zit;
und endli zündets a, und brennt und brennt,
wo Boden isch, und Niemes löscht. Es glumst
wohl selber ab. Wie meinsch, siehts us derno? **)

Der Bueb seit:

O Aetti, sag mer nüt me! Zwer wie cohts
de Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

Ausgabe I.

*) so ubing gschosse het. Der Bode wankt,

**) glest selber ab. Wie meinsch, siehts us derno?

Der Aetti seit:

He, d'Lüt sin nämme do, wenns brennt, sie sin —*)
wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt!
's isch lede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schöne Stadt,**)
nit sieht sie nit vo do, und haltsch di quet,
se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
und findsch der Aetti dört, wenn's Gottswill isch,
und 's Chünge selig, d'Muetter. Dobbe fahrsch
au d'Milchstroß uf in die verborgni Stadt,
und wenn de sitwärts abe lucgsch, was siehsch?
e Röttler Schloß! Der Belche steht verchohlt,
der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
und zwische drinn isch Alles use brennt,
bis tief in Bode abe. D'Wiese het
ke Wasser meh, 's isch Alles öd und schwarz,
und todtestill, so wit me lucgt — das siehsch,
und seisch di'm Kamerad, wo mitder geht:
„Lucg, dört isch d'Erde gsi, und selle Berg

Ausgabe I.

*) Närisch, d'Lüt sin nämme do, wenns brennt, sie sin —

**) und witer obe seig e schöne Stadt.

„het Welche gheiße! Nit gar wit herve
„isch Wisleth gsi, dört hani au scho glebt,
„und Stiere g'wettet, Holz go Basel g'füehrt,
„und breochet, Matte g'raust, und Licht-Spöh'
g'macht,
„und g'vätterlet, bis an mi selig End,
„und möcht iez nümme hi." — Hüsi Laubi,
Merz!

Der Jenner.

Im Aetti setzt der Oelbampf zue,
Mer chönnte 's Aempeli use thue,
und d'Läden uf. Der Morge-Schi
blickt scho zuem runde Nastloch i. —
O lueget doch, wie chalt und roth
Der Jenner uf de Berge stoht.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glitzeret vor Lust und Freud,
„und mueß er furt, sen ischs em Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und würd bizite wieder cho."

„Und unteher in Berg und Thal,*)
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s isch Alles mir zue Ehre g'scheh,
„und weni ganz im wite Feld,
„sin Streße bahnt, und Brucke gstellt."

Er seit: „I bi ne frische Ma,
„i ha ne lustig Tschöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e heiter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfrist, ke Gliederweh,
„und weni ganz, se chracht der Schnee."

Er seit. „I bi ne gschickte Ma,
„luez, wieni überzuckere cha!
„I chuuch, und an de Hürste hangts,
„und an de zarte Birche schwankts.
„Der Zuckerbeck mit gschickter Hand,
„mit Geld und Guet wärs nit im Stand.

Ausgabe. I.

*) Und unter mer in Berg und Thal.

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helqli chritzle cha!
„Do besch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do besch e ganze Tannewald!
„Der Früehliq chönnts nit halber so,
„'s isch mit der Farb nit Alles tho."

Er seit: „I bi ne starche Ma,
„und zwinq mi Räumer, wenn er cha!
„Der Forster gstablet uf der Jacht,
„Der Brunntroq springt, der Eichbaum chracht.
„D'Frau Sunne, mittem Gsichtli rund,
„het's Herz nit, aß sie füre chunnt."

's isch wohr, me weiß nit, was sie tribt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie spöter Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenns Oelsi schlacht.

Nei, het sie's ghört? Dört chunnt sie io!
Me meint, 's brenn Alles liechterloh! —

Sie stoht im chalte Morgeluft,
sie schwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chuuch e wenig d'Schiben a,
's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, sie loßt nit ab.
Jez het sie 's gunne. Wit und breit
strahlt ihri Pracht und Herlichkeit.
O lueg, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche-Fenster, lueg, wie's strahlt.

Der Jenner setzt si Arm in d'Huft,
er ruckt am Huet, und schnellt in d'Luft.
Der Jenner seit. „I förch di nit.
„Chumm, wenn de mit mer baschge witt!
„Was gilts, de würsch bizite goh,
„und rüehmsch dim Büebli nüt dervo!"

Je, 's wär wohl hübsch und liebli so,
im warme Stübli gfallts eim scho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
sie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zue.

Sie het kei Holz, und het kei Bred,
sie sitzt und chlagts im liebe Gott.
G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Muetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt sie nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fischer-Lis
e Säckli Mehl, e Hembli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwe,
und sag, sie soll au zuenis che,
und Wrihe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tisch alegmach.

Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
am Sunntig Nomittag;
es chunnt in d'Hürst und findet bald
Erdbeeri Schlag an Schlag;
es günnt und ißt si halber z'tod,
und denkt: „Das isch mi Obebrod."

Und wie nes ißt, se ruuschts im Laub;
es chunnt e schöne Chnab.
Er het e Rock, wie Silberstaub,
und treit e goldne Stab.
Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer-Schnee.
Si lebelang hets nüt so gseh.

Druf redt der Chnab mi Büebli a:
„Was isisch? i halts mit!"
„He, nüt!" seit's Büebli, luegt en a,
und lüpft si Chäppli nit.
Druf seit der Chnab: „He, isisch nüt,
Du grobe Burst, se battet's nüt!"

Verschwunden isch mi Chnab, unds stöhn
die nächste Hürst im Duft;
drus fliegt en Engeli wunderschön
uf in die blaue Luft,
und 's Büebli steht und luegt em no,
und chratzt im Hoor, und lauft dervo.

Und sieder isch kei Sege mehr
im Beeri-Esse gsi.
I ha mi lebtig nüt so gseh,
sie bschießen ebe nie.
Is hampflevoll, so viel de witt,
sie stillen eim de Hunger nit!*)

Ausgabe I.

*) Se stille der di Hunger nit!

Was gibi der für Lehre drei?
Was feisch derzue? Mer mueß
vor frembe Lüte fründli si
mit Wort und Red und Grueß;
und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
sust het me Schimpf, und chunnt nit wit.

Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Was Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets die fini Riste g'no,
bi wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme's wüßt, wel mengi Frau,*)
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
und d'Ermel streift, und d'Finger netzt.**)

Ausgabe I.

*) Meinsch, wemme's wüßt, e mengi Frau,

**) und spinne will, und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Land-Stroß in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft,
es baut e Fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
Poz tausig, im Gallopp und Trab! —
Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarti Fäden i,
wirds öbbe selle gwebe so?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'ruck, i sieh's em a;
's mueß näumis rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressirt io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es spinnt und webt, und het kei Rast,
so gliichlig, me verluegt si fast.

Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
's seig iede Fade z'semme gleit.
Es mueß ein gueti Augi ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Jez putzt es sini Händli ab,
es stoht, und haut der Faden ab.
Jez sitzt es in si Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut sie halber z'todt,
„doch freuts ein au, wenn 's Hüsli stoht."

In freie Lüfte wogt und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
sie schint em frei dur d'Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Mückli tanze iung und feiß;
's denkt bi nem selber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Da chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar 's Hüsli um.
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chetzer hesch di Sach!
Hesch keini Auge bi der g'ha?
Was göhn di üsi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
„iez mueßi au ne Brotis ha!"
I sags io, der wo alle git,
wenns Zit isch, er vergißt ein nit.*)

Ausgabe I.

*) Wenns Zit isch, er vergeßt di nit.

Der Wegweiser.

Weisch, wo der Weg zuem Mehlfaß isch,
zuem volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, so long der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchi zue, do hemmers io!

Weisch, wo der Weg zuem Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzere no,

und wer nit uffe Chrüzer luegt,
der wird zuem Gulde, schwerli cho.

Wo isch der Weg zuer Sunntig-Freud?
Gang ohni G'fohr im Werchtig no
dur d'Werkstatt und dur's Ackerfeld!
der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wit, *)
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwohl e Pfündli Fleisch ins Gemües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzue.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneui Charte d'rinn!

Im letzste Wirthshuus hangt e Sack,
und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie steht der nit
„der Bettelsack so zierlig a!"

Ausgabe I.

*) Am Samstig isch er nit gar wit

Es isch e hölze G'schirrle d'rinn,
gib Achtig druf, verlier mer's nit,
und wenn de zue me Wasser chunnsch
und trinke magsch, se schöpf dermit! *)

Wo isch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und frog di G'wisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zuem Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!

Ausgabe I.

*) Es isch e hölzene Becher drinn,
gib achtig druf, verlier en nit:
Und wenn de an e Wässerli chunnsch
und trinke magsch, se schopf dermit!

Zuem stille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
und's sin noch Sachen ehne dra.

J. P. Hebel's

sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Zweiter Band.

Allemannische und hochdeutsche Gedichte.

II.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Wurtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

Inhalt des zweiten Bandes.

Allemannische Gedichte, zweite Abtheilung

	Seite
An Herrn Geheimerath von Ittner . .	3
Die Feldhüter	7
Des neuen Jahres Morgengruß . . .	15
Geisterbesuch auf dem Feldberg . . .	21
Erinnerung an Basel	34
Auf die Insel bei Adelshofen . . .	37
Die Ueberraschung im Garten . . .	42
Riedligers Tochter	46
Die glückliche Frau	59
Agatha, an der Bahre des Pathen . .	62
Das Gewitter	65
Der Geist in der Neujahrsnacht . . .	69
Die Hauensteiner Bauernhochzeit . . .	73
Der Abendstern	78
Der Sperling am Fenster	83
An G. L.	87
Die Häfnet-Jungfrau	89
An Herrn Rechnungsrath Gyßer . . .	97
An Ebendenselben	101
Der Schwarzwälder im Breisgau . . .	108
Der allezeit vergnügte Tabaksraucher . .	111
Auf den Tod eines Zechers	113
Des rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Herrn Pfarrer Jäck in Triberg . .	115
An Herrn Pfarrer Güntert zu Weil . .	119
An eine Freundin bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden . . .	127
Dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten an seinem Hochzeittage . .	123

Gedichte in hochdeutscher Sprache, nebst Räthseln, Charaden und Logogriphen.

Seite
Neujahrslied 135
Sommerlied 137
Abendlied, wenn man aus dem Wirthshaus geht 140
Lied für die Gesellschaft des Museums, bei ihren freundschaftlichen Mahlen . . . 142
Kürze und Länge des Lebens . . . 147
Zum neuen Jahr 1804 152
Der Abendstern 155
Auf den Geburtstag eines Freundes . . 160
Auf die Hochzeit eines Freundes . . . 163
Auf die eheliche Verbindung des Baumeisters J. J. G. A... mit W. E... am 13. Juni 1809 165
Der Marqueur am Vorabend des N... und D... Trauungstages am 5. November 1807 . 167
Grenadierlied 169
Musquetierlied 172
An Wilhelm Friedrich Hitzig 1803 . . 175
An Ebendenselben 1812 181
An eine Freundin in Straßburg . . . 186
An eine Freundin im Oberland . . . 191
Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1812 . 196
Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1815 . 199
An einen Freund zu Hausen, bei Uebersendung der allemannischen Gedichte . . . 201
Epigramme 204
1. Rude donandus. 2. Undank. 3. Herzensanliegen. 4. Am Grabe eines Kapuziners. 5. Am Grabe eines Chirurgus. 6. Krankenbesuch. 7. Xenien.
Räthsel, Charaden und Logogriphen . . 207
Auflösung derselben 258
Worterklärung 263

Allemannische Gedichte.

Zweite Abtheilung.

An Herrn Geheimerath v. Ittner,

Curator der Universität zu Freiburg,

bei dessen Gesandtschaftsreise in die Schweiz

Se bhüetich Gott der Her, und zürnet nüt!
Me schwezt, wie eim der Schnabel gwachse isch.
Gern chönti's besser, aber 's will nit goh.
Doch was vom Herze chunnt, isch au nit schlecht.

Der Chrüterma vo Badewiler *) het
mer's mengmol gseit, und gfluecht derzue, es soll
kei Hypnum **) meh, kei Carex ***) in der Welt
vor sini Auge cho, (der Teufel weiß,

---

*) Herr Geheimerath Gmelin, der berühmte Verfasser der Flora Badensis, welchen Herr von Ittner, ein ebenfalls grosser Kenner der Botanik, zuweilen auf seinen botanischen Wanderungen begleitete.

**) Eine Art Laubmoos.

***) Riedgras.

fin's Buebe oder Meidli), wenn e Ma
wie Ihr in siebe Here-Ländere scheig.
I wills nit repetiere. Besser wärs,
der Chrüterma hätt's au nit gseit; es isch
mit som Fluch nit z'spasse. Hets der Recht'
zuem Unglück ghört, se glänzt mim Chrüterma
kei Sternli meh vom blaue Himmelszelt,
kei Blüemli meh im grüene Matte-Grund.
Du arme Chetzer, Carex, Hypnum schießt
dim Aug ergege, wo de stehsch und gohsch.

I mach kei Gspaß, es isch mer selber so,
und weni näumen ane lueg, se sieht
was hent der gmeint? e Hypnum? Nei se steht
libhaftig Euer Bildnuß vor mim Aug,
so fründlig und so lieb; und stirbi mern,
und siehnich nümme, bis am jüngste Tag,
se chummi in mim goldne Sunntigrock,
(es heißt, mer werden alli neu gstaffiet),
und sag mim Kamerad, wo mit mer goht:
„Isch sel nit der Her Ittner, wo im Duft
„dört an der Milchstroß goht? Jez buckt er si,
„und bschaut e Blüemli, 's wirt Dudaim*) sy."

*) Eine aus der Bibel bekannte Pflanze; nach der Meinung der Exegeten, Alraun oder Mandragora.

Druf laufi, was i laufe cha, d'Stroß uf;
der Kamerad blibt z'ruck, er chunnt nit no.
Druf sagi: „Mit Verlaubt! I mein emol,
„der seigets. Hani nit vor langer Zit
„beim Kaiserwirth e Schöpli mitich gha?
„Wie hent der gschlofe? Wohl? 'Der Morgen isch
„so heiter. Wemmer nit e wengeli
„do ane sitze zue dem Amarant?'

Jez bhüet ich Gott, und spar ich frisch und gsund
uf Euer lange Berg- und Schwizer-Reis.
's het d'Milchstroß uf, am jüngste Tag, no Zit
wohl hunderttausig Jahr, und isch denn dört
viel schöner echt, aß an der Limeth Gstad?
Wie glitzert uffem See der Silberstaub!
Wie wechsle hundertfältig Farb und Glanz,
Pallästli, Dörfer, Chilchthürn, Bluemegstad
am Ufer her, und wie ne Nebel stigt
dört hinte d'Nagelflue mit ihrem Schnee
zuem Himmel uf durs Morgeduft! Es schnuufe
meng Geißli dört und menge schöne Bock.

Nu gunnich Gott der liebi Freude viel
mit eue brave Fründen in der Schwiz,

und grüeßet mer der Wiese Gschwister-Chind
d'Frau Limeth, und vergesset's Heimcho nit;
's sin herwärts Schwarzwald gar viel bravi Lüt,
und hennich lieb, und schöni Jümpferli,
(me seit, sie heiße Muse), warten au
am Treisamgstad. Es heißt, Ihr seiget io
ihr Vogtma z'Freiberg, und sie singe schön,
und rede mittich allerlei; 's verstands
ke gmeine Ma, und menge Pfarrer nit.

Die Feldhüter.

Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wulke,
vorne Matte voll Chlee, und Saat und goldene Lewat,
stoht e Hütte im Feld und in der einsame Mittnacht.
Numme d'Sterne wache, und numme no d'Feldberger Wiese,
und der Schuhu im Wald und öbbe Geister und Hirze.
Aber im Hüttli sitze, und hüete die buschige Felder
's Meiers muntere Fritz und 's Müllers lockige Heiner.
„Heinerli," seit der Fritz, „der Schlof goht lisli um d'Hütte.

„Lueg, iez chunnt er is inen, und lueg doch, weger,
er het di! *)
„Weidli, chumm ins Grüen! Mer wen im lieblige
Wechsel
„mitenander singen. Es weiht e lustige Nacht-
luft,
„g'vätterlet mittem Laub und exerziert mit de
Halme:
„Rechts umkehrt euch! Links her stellt euch! No-
nemol rechts um!"
Aber 's Müllers Heiner mit siner lockige Stirne
streckt si und stoht uf, und suecht si gläsini
Röhre.
„Fritzli, stoß mi nit!" Iez stöhn sie gegen en-
ander,
der am Chriesi-Baum, der an der duftige Linde,
und probiere d'Tön in ihrer Höchi und Tiefe,
setzen ab, und setzen a. „Sing, Heinerli du
z'erst!"
seit der Fritz, „de hesch doch, traui, näume ne
Schäßli!"

In der Iris, 1811:

*) Lueg, iez chunnt er is inen, und lueg bim Chäßli, er
het di!

Heiner.

Tränki früeih am Brunne, so holt au 's Meieli Wasser.
Wäscht es am Obe Salat, se chummi wieder an d'Tränki.
„Gueten Obe!" — „Dank der Gott! Mer treffe's doch ordli." —
„Jo mer treffes ordli; 's isch hüt e lieblige Tag gsi."

Fritz.

In der Chilchen im Chor, und wenn der Her Pfarer e Spruch seit,
luegi mi Vreneli a, öb es au ordeli Acht git,
und es luegt mi a, öb i au ordeli Acht gib.
Lauft au drüber 's Sprüchli furt, mer chönne's nit hebe.

Heiner.

Schön tönt d'Schopfemer Glocke, wenn früeih der Morgen in d'Nacht luegt,
süeß tönt d'Menschestimm wohl in der Schopfemer Orgle;
Schöner tönt es mi a, und süeßer goht's mer zue Herze,
wenn mi 's Meieli grüeßt, und seit: „Mer treffe's doch ordli."

Fritz.

Weiht der Früchlig ins Thal, und riesst die lustige Bächli,
und der Vogel zieht, furt möchti riten, und d'Welt us.
Wenn i bi mi'm Vreneli sitz im heitere Stübli,
isch das Stübli mi Welt, und, Gott verzeih' mer's, mi Himmel.

Heiner.

Ziehni der Müntelstei, gschickt baui Mühlen an Mühle,
„uf und zue, und mir die Chue!" — Wer zeigt mer mi Meister?
Aber isch's Meieli de, und höri si Stimm und si Rädli,
oder es lueget mer zue, ne Schuelerbüebli chönnt's besser.

Fritz.

Chrigle mez u'em Platz, sitzt's Vreneli unter der Linde,
fallemer Siebe g'wiß. Doch seits: „zeig, triffsch mer der Chünig,"

triffi der Chünig allei. Doch seit's: „Jez gangi,"
und 's goht au,
und isch nümme do, blind lauft mer d'Chugle dur
d'Gasse.

Heiner.

Lieblige Ton und Schall, wo hesch di Gang
in de Lüfte?
Zichsch mer öbben in's Dorf, und chunnsch ans
Meielis Fenster,
weck mer's lisli uf: „Es loßt di der Heinerli
grüeße."
Frogt's mi frücih, so läugni's. Doch werde mi
d'Auge verrothe.

Fritz.

Vreneli, schlef frei wohl in dim vertäflete
Stübli,
in di'm stille Herz, und chummi der öbben im
Traum vor,
ueg mi fründli a, und gib mer herzhaft e
Schmüzli!
Chummi heim, und triff di a, i gib der en
anders.

Heiner.

Her Schuelmeister, o Mend, mit diner wulkige Stirne,
mit di'm glehrte Gsicht, und mit di'm Pflaster am Backe,
folge der dini Chinder, und chönne sie d'Sprüchli und d'Psalmd?
Blib mer nit z'lang steh bi sellem gattige Sternli.

Frix.

Wülkli der chüele Nacht, in diner luftige Höchi,
seif mer der Schulmeister i mit diner venedische Seife,
mach em e rechte Schuum! So brav und allewil besser,
aß er sie nit chüse cha, die gattige Sternli.

Heiner.

Ruuscht schg der Morgen im Laub? Göhn d'Geisler heim uffe Chilchhef?
Arme Steffi, du bisch tief in der Wiese vertrunke,

und di Chüngeli isch im heimlige Chindbett verschieden.
Aber iez chömmeter z'semen all Nacht am luftige Chrüz-Weg.

Frig.

Füürige Mannen im Ried, und am verschobene Marchstei,
machetich numme lustig! Me weiß scho, werich zuem Tanz spielt.
Chömm mer kein in d'Nöchi mit siner brennige Stange!
Daß di dieser und iener, du sappermentische Rothchopf! --

Friedli, seit der Heiner, gern ißi Eieren-Anke,
Ziebele-Weihe so gern. Doch chönnti Alles vergesse,
höri di liebligi Stimm und dini chünstlige Wise.
Chömme mer heim ins Dorf, o wüßti, was der e Freud wär!
Gell, de nimmsch mers ab? Vier neui weltlichi Lieder

von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe,
's dritt vom Dokter Faust, und 's viert vom Lämmlein im Grünen.
's isch nit lang, i ha sie neu am Chandertt Märt a'chauft. —

Heinerli, seit der Fritz, i schenk dir e fufere Helge.
d'Muetter Gottis lueat im goldene Helgen in Himmel.
„Jesus Mareie," seit sie, „wie isch's do obe so heiter!"
und ihr Gsicht wird sunnehell und lächlet so liebli,
ak me möcht katholisch werde, wenne sie aiueat.
Beings di'm Meili, weisch was, 's het au so fründligi Augen,
und bisk nit so schüüch, und saq' em, wies' der um's Herz isch.

Des neuen Jahres Morgengruß.

Der Morge will und will nit cho,
und woni los, schloft Alles no;
i weck sie nit, so lang i cha,
i lueg e wengeli d'Gegnig a.
Zeig, Wülkli, mach iez keini Streich!
Der Mond schint ohni das so bleich.

Kei Blüemli roth, kei Blüemli wiß!
An alle Bäume nüt as Ris!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
vor Chellerthür und Stallthür au.
Mi Vetter hets drum söli g'macht,
und lauft iez furt in dunkler Nacht.

Das Ding das mueß mer anderst cho!
I di der Ma, und's blibt nit so.
Die Gärte müen mer g'süfert sy,
Aurikeli und Zinkli dri,
und neui Blüethen alli Tag,
was Hurst und Nast vertrage mag.

Es rüehrt sie nüt. Sie schlofe no. —
Nei, lueg, es sitzt e Spätzli do;
du arme Tropf bisch übel dra,
was gilts, er het e Wibli g'ha?
und druf isch Noth und Mangel cho,
sie hen sie müeße scheide lo*)

Jez het er e bitrüebti Sach,
kei Frau, kei Brod, kei Dach und Fach,

---

*) Nach Versicherung der Naturforscher zieht das Weibchen des gemeinen Finken, besonders aus den nördlichen Gegenden, gleich andern Zugvögeln in ein milderes Klima, und nur die Männchen bleiben zurück. Daher die naturhistorische Benennung Fringilla caelebs.

und steht er uf, so spot er mag,
se seit em Niemes guete Tag;
und Niemes schnidt em d'Suppen i.
Wart, Bürstli, dir mueß g'hulfe si.

Es rüehrt si nüt. Sie schlefe no. —
Ne gattig Chilchli hen si do,
so sufer, wie in menger Stadt.
's isch Sechsi uffem Zifferblatt.
Der Morge chunnt. Bi miner Treu,
es friert ein bis in Mark und Bei.

Die Todte g'spüre nüt dervo;
ne rüehig Lebe hen si do.
Sie schlefe wohl, und 's friert sie nit:
der Chilchhof macht vo Allem quitt.
Sin echt no leeri Plätzli do?
's cha so, me braucht e paar dervo.

Ne Chindli, wo si Muetter het,
denkwohl i mach em do si Bett.

En alte Ma, en alti Frau,
denkwohl, i bring di Stündli au.
Hesch mengi Stund in Schmerz verwacht,
do schlofsch, und hesch e stilli Nacht.

Jez brennt emol e Liechtli a,
und dört en anders nebe dra,
und d'Läde schettre druf und druf,
do geht, bim Bluest, e Husthür uf!
„Grüeß Gott, ihr Lüt, und i bi do,
„i bi scho z'Nacht um Zwölfi cho.

„Mi Vetter het si Bündel g'macht,
„und furt bi Nebel und bi Nacht.
„Wär i nit uf d'Minute cho,
„'s hätt weger chönne g'föhrli goh.
„Wie g'fall ich in mim Sunntig-G'wand?
„'s chunnt fadeneu us Schniders Hand.

„E Rübeli-Rock, er stoht mer wohl,
„zuem rothe Scharlach-Kamisol,

„und Plüschi-Hose hani a,
„e Zitli drin, e Bendeli dra,
„ne g'chrüslet Hoor, e neue Huet,
„e heiter Aug, e frohe Mueth.

„Es lueat do ein mi Schnappsack a,
„und 's nimmt en Wunder, was i ha.
„Ihr liebe Lüt, das sagi nit,
„wenns chunnt, so nimm verlieb dermit!
„'s sin Röslli drin und Dorne dra,
„me cha nit iedes b'sunders ha.

„Und Wagle-Schnüer, und Wickelband,
„e Fingerring ans Brütli's Hand,
„en Ehrechranz in's lockig Hoor,
„e Schlüssel au zuem Chilchhofthor.
„Gent Achtig, was i bitt und sag,
„'s cha Jede treffe alli Tag.

„E stille Sinn in Freud und Noth,
„e rüehig G'wisse gebich Gott!

„und wers nit redli meint und quet,
„und wer si Sach nit ordli thuet,
„dem bring i au kei Sege mit,
„und wenni wott, se chönnti nit.

„Jez göhnt und leget d'Chinder a,
„und was i g'seit ha, denket dra,
„und wenn der au in d'Chilche wennt,
„se schaffet, was der z'schaffe hent.
„Der Tag isch dy, der Mond vergoht,
„und d'Sunne luegt ins Morgeroth."

Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau,
seig e böse Geist, iez wüßti andre B'richt z'ge.
Us der Stadt das bini, und wills au redli bikenne,
mengem Chauf-Her verwandt vo siebe Suppe ne Tünkli,
aber e Sunntig-Chind. Wo näume luftige Geister
uffem Chrüzweg stöhn, in alte G'wölbere huse,
und verborge Geld mit füürigen Augen hüete,
oder vergoße Bluet mit bittere Thräne wäsche,
und mit Grund verschare, mit rothe Nägle verchraze,*)

In der Iris von 1810 ist noch beigesetzt:
*) und um Galge und Rad mits Teufels Großmuetter tanze.

siehts mi Aug, wenns wetterleicht. Sie wimele gar sölli.
Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
in der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
an de Fenstere lose, und, höre sie liebligi Rede,
gegen enander lächlen, und an de Hustthüre sitze,
und die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre,
oder wenn sie, selb ander und dritt, uf Gräbere wandle,
und enander sage: „Do schlefe e treui Muetter,
„do en arme Ma, doch het er Niemes betroge.
„Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke wenns Zit isch!"
siehts mi Aug im Sternelicht, und höri sie rede.
Menge chenni mit Name, und wemmer enander bigegne,
biete mer is d'Zit, und wechsele Reden und Antwort:
„Grüeß di Gott! Hesch gueti Wacht?" — „Gott dank der! so ziemli."
Glaubets oder nit! Ne mol, se schickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießliche G'schäfte.
Wo mer's Kaffi trinken und Ankeweckli drin tunke:

„Halt er si nienen uf, und schweg er nit, was em ins Maul chunnt,"
rüeft mer der Vetter no, „und leß er si Tabatiere
„nit im Wirthshuus liege, wie's sust bim Here der Bruuch isch."
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
hani richtig versorgt. Jez sitzi z'Todtnau im Adler, —
und lez gang i spaziere und mein, i chönn nit verirre,
mein, i seig am Dorf; z'letzt chresmi hinten am Feldberg,
d'Vögel hen mi g'leckt, und an de Bächlene d'Blüemli.
Selle Fehler hani, i cha mi an allem verthörle.
Drüber wird es chüel und d'Vögel sitzen und schwige.
's streckt scho dört und do e Stern am düstere Himmel.
's Chöpfli usen, und luegt, öb d'Sunn echt aben ins Bett seia,
öb er echt dörf cho, und rüeft den andere: „Chömmet!"
und i ha kei Hoffnig meh. Druf leg i mi nieder.

's isch e Hütte dört, und isch en Aerfell Strau drinn.
„O du liebe Zit," so denki, „wenn i deheim wär!
„Oder es wär scho Mitternacht. Es wird doch e G'spenstli
„räume dohinte sy, und z'Nacht um Zwölfi verwache,
„und mer d'Zit vertribe, bis früeih die himmlische Liechter
„d'Morgeluft verlöscht, und wird mer zeige, wo's Dorf isch."
Und iez, woni 's sag, und mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli stand, 's isch z'finster für's Aug gsi,
und wo's Zitli seit, 's gang ab den Delfen, und woni
's Pfifli use leng, und denk: iez trinki no Tubak,
aß i nit vertschlof.— bim Bluest, se fangen uf einmel
ihrer zwe ne G'spröchli a. I mein, i ha g'loset. —
„Gell, i chumm hüt spot? Drum isch e Meideli g'storbe
„z'Mambach. 's het e Fieberli g'ha und leidigi Gichter.

„'s isch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
„aß es ringer gang, und d'Augen hani em zuedruckt,
„und ha g'seit: Schlof wohl! Mer wenn di wecke, wenns Zit isch. — —
„Gang, und biß so gut, und hol mer e wengeli Wasser
„in der silberne Schaale, i will iez mi Sägese dengle."

Dengle? han i denkt, e Geist? und düselen use.
Woni lueg, se sitzt e Chnab mit goldene Fegge
und mit wißem G'wand und rosefarbigem Gürtel
schön und lieblig do, und nebenem brenne zwei Liechtli.

„Alli guete Geister" sagi: „Her Engel, Gott grüeß di!"
„Loben ihre Meister!" seit druf der Engel, „Gott dank der!" —
„Nüt für übel, Her Geist, und wenn e Frägli erlaubt isch,
„sag mer, was hesch du denn z'dengle? — „D'Sägese," seit er.
„Jo, sel siehni," sagi, „und ebe das möchti gern wisse,

„wozue du ne Sägese brauchsch." — „Zuem Meihe,
Was hesch g'meint?"
seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchli
gern wisse."
Sagi zuenem: „Ischs verlaubt? Was hesch du
denn z'meihe?" —
„Gras, und was hesch du so spet do hinte z'ver-
richte?"
„Nit gar viel," hani g'seit, „i trink e wengeli
Tubak;
„wäri nit verirrt, wohl wärs mer z'Todtnau im
Adler.
„Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn
d'witt so guet sy,
„was du mittem Gras witt mache." — „Fuetere,"
seit er.
„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch,
Gott will, ke Chue ha?"
„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele," seit er,
„und Esel."
„Siehsch dört selle Stern?" Druf het er mer obe
ne Stern zeigt.
„'s Wienecht-Chindli's Esel, und 's heilige Frie-
deli's Chalble *)

*) Nach einer alten Sage hätte der heilige Fridolin (in der katholischen Schweiz und dem obern

„ethme d'Sterne-Luft dört eben, und warten ufs Fueter.
„Und dört wachst kei Gras, dört wachse numme Rosinli,"
het er g'seit, „und Milch und Huniq rieslen in Bäche,
„aber 's Vieh isch semper, 's willi alli Morge si Gras ha,
„und e Löckli Heu, und Wasser us irdische Quelle.
„Dorburwille denali iez, und willi aho meihe.
„Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au helfe?"
So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zuem Engel:
„Lueg, 's isch so ne Sach. Es sett mer e herzligi Freud sy,
„d'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe,
„zähle Geld, sel chönne mer, und messen und wäge;

Schwarzwalde ein gefeierter Name) mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt, und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

„laden uf und laden ab, und esse und trinke.
„Was me brauucht ins Muul, in Chuchi, Cheller und Chammer,
„kömmt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
„'s lauft in alle Gassen, es rüeft an ällen Ecke:
„Chromet Chirsi, chromet Ank:, chromet Andivi!
„Chromet Ziebele, gelli Rüebe, Peterliwurze!
„Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
„Paraplü, wer koof? Reckholderberi und Chümmi!
„Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Kaffi, . .
„Hesch du au scho Kaffi trunke, Her Engel, wie schmecki's der?" —
„Schwetz mer nit so närsch!" seit druf der Engel und lächlet.
„Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
„Vieri alli Tag, und an de Sunntige fünfi.
„Chumm iez, wenn de mit mer witt, iez gangi go meibe,
„hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde."
„Jo, Her Engel, frili willi, wenn de mi mitnimmsch,
„'s wird afangt chüel. I will der d'Sägese trage.

„Magsch e Pfifli Tubak rauche, stohts der zue Dienste."
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" Ne füürige Ma stoht,
wie im Wetter, de. „Chumm, zündis abe go Todtnau!"
Seits, und vorie her marschiert der Puhuh in Flamme,
über Stock und Stei und Dorn, e lebigi Fackle.
„Gell, es isch chummli so," seit iez der Engel: „was machsch echt?
„Worum schlagsch denn Füür? Und worum zündisch di Pfifli
„nit am Puhuh a? De wirsch en doch öbbe nit förchte,
„so ne Fraufaste-Chind, wie du bisch, — het er di g'fresse?"
„Nei, Her Engel, g'fresse nit. Doch mueßi bikenne,
„halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tubak.
„Selle Fehler hani, die füürige Manne förchi;
„lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan."—
„'s isch doch au ne Gruus," seit iez der Engel, „aß d'Menschen

„so ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's nit nöthig.

„'s sin zwee einzigi Geister de Mensche g'fährli und furchtbar:

„Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander;

„und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse

„flügt er eim in Chopf, und macht zerrütteti Sinne.

„Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,

„'s geht mit eim z'unterst und z'öberst, der Bode will unter eim breche!

„d'Brucke schwanke, d'Berg bewege si, Alles isch doppelt.

„Nimm di vorem in Acht!" Druf sagi wieder zuem Engel:

„'s isch e Stich, er bluetet nit! Her Gleitsma, i merk di.

„Nüechter bini gwis. I ha en einzig Schöpli

„trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth selber.

„Aber diß so guet und sag mer, wer isch der ander?"

„Wer der ander isch," seit iez der Engel, „das frogsch mi!
„es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre.
„Wemme früeih verwacht, um Vieri oder Fünfi,
„stoht er vorem Bett mit große füürigen Auge,
„seit eim guete Tag mit glüehige Ruethen und Zange.
„'s hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
„Wemme bete will, enanderno hebt er eim's Muul zu.
„Wemmen an Himmel luegt, se streut er Aeschen in d'Auge;
„Het me Hunger, und ißt, — er wirft eim Wermuth in d'Suppe;
„möcht me z'Obe trinke, er schüttet Gallen in Becher.
„Laust me wie ne Hirz, er au, und blibt nit behinte.
„Schlicht me wie ne Schatte, se seit er: Jo, mer wen g'mach thue.
„Stoht er nit in der Chilchen, und sitzt er nit zue der ins Wirthshuus?
„Wo de'gohsch und wo de stohsch, sin G'spenster und G'spenster.

„Gosch ins Bett, thuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressiert nit
„mittem Schlofe. Les, i will der näumis verzehle:
„Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli betroge,
„So und so, und das und deis; und wenn er am End isch,
„fangt er vornen a, und viel will's Schlofe nit sage."
So het der Engel g'seit, und wie ne füürige Luppe
het der Puhuh g'sprützt. Druf sagi wieder: „I bi doch
„au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geistli bifründet,
„aber b'hüet mi Gott der Her!" Druf lächlet der Engel:
„B'halt di G'wisse rein, 's goht über b'stebnen und b'segne,
„und gang iez das Wegli ab, dort nieden isch Todtnau.
„Nimm der Puhuh mit, und lösch en ab in der Wiese,
„aß er nit in d'Dörfer rennt, und d'Schüüre nit azündt.

„B'hüet di Gott, und halt di wohl'" Druf sagi:
„Her Engel!
„B'hüet di Gott der Her, und zürn nüt! Wenn de in d'Stadt chunnsch,
„in der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
„'s stöhn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di animmt.
„d'Sterneluft isch rau, absunderli nebe der Birsig."*)
Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, se trage sie 's Meideli use,
mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,
mittem Chranz am Todtebaum, und briegen und schluchze.
Hent ders denn nit g'hört! Er wills io wecke, wenns Zit isch.
Und am Zistig druf, se chummi wieder zuem Vetter,
d'Tubak-Dose hani richtig nàume lo liege.**)

---

*) Birsig, ein kleiner Fluß, der durch Basel lauft.

**) Iris 1810:
d'Tubak-Dose hani richtig z'Steine lo liege.

Erinnerung an Basel.

An Frau Meville.

D'Basel an mi'm Rhi,
so dört möchti sy!
Weht nit d'Luft so mild und lau,
und der Himmel isch so blau
an mi'm liebe Rhi.

In der Münster Schuel,
uf meim herte Stuehl,
magi zwor iez nüt meh ha,
d'Töpli stöhn mer nümmen a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallt's.

O wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
für si hi und z'ruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Jumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Eins isch nimme do,
wo ischs ane cho?
's Scholers Nase, weie weh,
git der Bruck kei Schatte meh.
Wo bisch ane cho?

Wie ne freie Spatz,
uffem Peters Platz,
fliegi um, und 's wird mer wohl,
wie im Buebe-Kamisol,
uffem Peters Platz.

Uf der grüene Schanz,
in der Sunne Glanz,

woni Sinn und Auge ha,
lacht's mi nit so lieblig a,
bis go Sante Hans.

's Seilers Rädli springt:
los, der Vogel singt.
Summervögeli iung und freh
ziehn de blaue Blueme no.
Alles singt und springt.

Und e bravi Frau
wohnt dört uffen au.
„Gunnich Gott e frohe Mueth!
„Nehmich Gott in treui Huet,
„liebi Basler Frau!"

Auf die Insel bei Odelshofen,

am Tage ihrer Einweihung.*)

Zeig Jumpfere us em Oberland,
Mit diner Harpfen in der Hand,
Flicht di Zirinke-Chranz ins Hor,
Legs Halstuech a us Silberflor,
Chumm, sing e Liedli so und so!
De chasch nit viel. Mer wisse's scho.

---

*) Im Jahre 1810 wurde von Hebels Verehrern und Freunden zu Kork in einem kleinen See bei Odelshofen eine Insel mit schönen Garten-Anlagen ausgestattet, und bei Hebels nächster Anwesenheit in Kork diese Anlage, die den Namen Hebels-Insel erhielt, durch ein ländliches Fest eingeweiht. Diesem Fest verdankt gegenwärtiges freundliches Gedicht, von Hebel in froher Rückerinnerung gefertigt, seine Entstehung.

Findsch echt der Weg ins Unterland?
Der Schwarzwald blibt uf rechter Hand,
Mit sine Firste hoch und lang,
Und 's Wasser links, 's geht au di Gang,
Und obe Himmel rein und blau,
Und unte frische Morgethau.

Doch wenn de n'über d'Chinzig gohsch,
Und z'Offeburg am Scheidweg stohsch,
's goht links di Weg, und denk mer dra,
iez goht di d'Bergstros nüt meh a.
Lueg um di! Siehsch kei Insle do?
O b'hüet is Gott, do isch sie jo.

Wie isch das Inseli so nett,
Aß wenn's e Engel zirklet hätt,
Aß wenn's si eige Gärtli wär!
Wie badets in sim chleine Meer!
Wie badets in sim Bluemeduft,
Und sunnt si in der reine Luft!

's treit menge Her e Stern am Band,
het Geld wie Laub, und Lüt und Land;

Er ißt Pastete, Fleisch und Fisch;
e goldne Bueb stoht hinterm Tisch;
es fehlt em nüt. Frog was de witt!
Doch so ne Plätzli het er nit.

Und heig er au; was isch derno?
Ihm singe d'Vögeli doch nit froh,
ihm blüehe d'Blüemli nit so blau,
der Nachtluft weiht em nit so lau.
's chunnt nit uf Luft und Vögel a,
me mueß es in ihm selber ha.

Ne frohe Sinn, e lustig Bluet,
in Freud und Leid e quete Mueth,
und wemme binenander sitzt,
und d'Freud eim us de Auge blitzt,
sel will e ander Röckli ha,
im gstickte Gala gehts nit a.

Bim Bluest, dört chömme Here-Lüt!
sing herzhaft furt, sie thüen der nüt.
Sag: Grüeß ich Gott und mach ich froh
in eurem nette Pärkli do;

und wenn sie bi der dure göhn,
gang usem Weg und neig di schön.

Se grüeß ich Gott und mach ich froh,
in eurem nette Gärtli do,
und spar ich gsund Jehr i, Johr us,
o schenket mer e Blüemli drus.
I flicht mers in d'Zirirki i,
es soll mi fürnehmst Blüemli si.

Frau Sunne, was i z'bitte ha,
lueg lieb und süeß das Plätzli a,
und wärms frei wohl und tränks mit Lust,
us diner süeße Muetter-Brust.
Mer sin zwor nit elleinig do,
doch hen die Andre au dervo.

Her Vollmo, und was d'Nacht erhellt,
wenn d'Sunne schloft im stille Zelt,
i will ichs au bifohle ha,
und lueget e Chnab si Schätzli a,
und wenns em au e Schmützli git,
sind still derzue; verrethets nit.

Jez Jumpfere mit dem Harpfespiel
mach, aß de furtchunnsch. Z'viel isch z'viel,
und chunsch mer heim im Obedroth,
und 's frogt di eis: Woher so spot?
se sags, und rüehms frei do und dört,
und halt di redli. Hesch mers ghört?

Die Ueberraschung im Garten.

„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel si;
„sust hätt der Mangeld au si Sach,
„er stoht doch au nit unterm Dach.
„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no so früeih ins Gärtli spring,
„und unterwegs mi Morgeliedli sing,
„isch näumis g'schafft. Wie stöhn iez reihewis
„die Erbse wieder do am schlanke Ris
„in ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es sin die Jumpferen usem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang scho, keini meh,
„Sust sin sie in der Mitternacht,
„wenn Niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder use g'wandlet usem See.

„Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte g'schafft im Garteland,
„und isch me früeih im Morgeschimmer cho,
„und het iez wellen an si Arbet go,
„isch Alles ferig gsi, — und wie scharmant!

„Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgstellt, du würschs sy.
„Was falle der für Jesten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,

„und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's isch mer o gar sölli wohl und weh."

So het zuem Kätterli der Fridli g'seit,
er het e schweri Lieb im Herz treit,
und hets nit chönne sage iust,
und es het au in siner Brust
e schüüchi zarti Lieb zuem Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blüemli a,
„'s sin numme alli schöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in siner holde Früehligs-Tracht,
„und do sitzt scho ne fliißig Immli dra." —

„Was helfe mer die Blüemli blau und
wiß?
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
„Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht,
„und wo kei Immli summst, im Paradies."

Und d'rüber hebt si d'Sunne still in d'Höh,
und luegt in d'Welt, und seit: „Was mueß i seh
„in aller Früeih?" — Der Fridli schlingt si Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm;
Druf het em 's Kätterli e Schmüezli ge.

Riedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, spinnet, und Jergli leng mer der Haspel!
D'Zit vergoht, der Obed chunnt und 's streckt' si ins Früehjohr.
Bald gehts wieder use mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav, wie 's Riedligers Tochter!

In de Berge stoht e Huus, es wachse iez Wesme uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's isch scho alt, und sin iez anderi Zite, weder wo der Simme-Fritz und 's Eveli g'huust hen.

Sie hen 's Huus erbaut, die schönsti unter de Firste,
und ihr Name steht no näumen am rueßige Tremel.
Het me gfrogt, wer sin im Wald die glücklichsten Ehlüt,
het me gseit: „der Simme-Fritz und 's Riedligers Tochter,"
und 's isch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.
Spinnet, Chinder, spinnet, und Jergli hol met au Trieme!
Mengmol, wo der Fritz no bi den Eltere glebt het,
het en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Hesch di no nit anderst bsunne? G'falle der 's Meiers
„Matte no nit besser zue siner einzige Tochter?"
Und der Fritz het druf mit ernstliche Worten erwiedert:
„Nei, sie gfalle mer nit, und anderst b'sinni mi nümme.
„'s Riedligers suferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer." —

„D'Augede loß den Engle! Mer sin iez no nit im Himmel!" —
„Lönt de Chüeihe 's Heu ab's Meiers grasige Matte!" —
„D'Muetter isch e Hex!" — „Und soll au d'Muetter e Hex sy,
„Muetter hi und Muetter her, und 's Töchterli willi!" —
„'s Meidli soll's gwiß au scho tribe, d'Nachbere sage's." —
„Sel isch en alte Bricht, und dorum chani 's nit wende.
„Winkts mer, se mueß i cho, und heißt es mi näumis, so thuenis.
„Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Buese,
„wirds mer, i weiß nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
„'s isch ke liebliger Gschöpf, aß so ne Herli, wo iung isch." —
Näumis het d'Muetter gwüßt. Me seit, das Meideli seig gwiß
in sim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gsi,
und heb Erberi g'suecht. Uf eimol hört es e Ruusche.
und wo's um si luegt, se steht in goldige Hoere,

nummen en Ehle lang, e zierlig Frauweli vorem,
inneme schwarze Gwand und g'flickt mit goldene Blueme
und mit Edelgstei. „Gott grüeß di, Meideli!" seit's em,
„spring nit furt, und förch mi nit! I thue der kei Leidli."
„'s Eveli seit: „Gott dank der, und wenn du 'sErdmännli's Frau bisch,
„willi di nit förche!" — „Jo frili," seit es, „das bini. —"
„Meideli, los, und sag: channsch alli Sprüchli im Spruchbuech?" —
„Jo, i cha sie alli, und schöni Gibetli und Psalme." —
„Meideli, los und sag: gosch denn au flißig in d'Chilche?" —
„All Sunntig se thueni. I stand im vorderste „Stüehli." —
„Meideli, los und sag: folgsch au, was 's Müetterli ha will?" —
„He, wills Gott der Her, und froget 's Müetterli selber!
„'s chennt ich wohl, i weiß es scho, und het mer scho viel gseit." —

„Weideli, was hesch g'seit? Bisch öbbe 'e Riedligers Tochter?

„Wenn de mi Gotte bisch, se chumm au zue mer in d'Stube!"

Hinter der Brumberi-Hurst gohts uf verschwiegene Pfade
tief dur d'Felsen i. Hätt 'e Frauweli nit e Laternli
in der linke trit, und 'e Eveli sorgli am Arm g'führt,
'e hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e silberni Thür uf.

„O Her Jesis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?" —

„Nei doch, du närrisch Chind. In mi'm verborgene Stübli
„bisch bi diner Gotte. Siz nieder und biß mer Gottwilche!

„Gell, das sin chospere Stei an mine gligrige Wände?

„Gell, i ha glatti Tisch? Sie sin vom suferste Marfel.

„Und do die silberne Blatten, und do die golbene Teller!

„Chumm, iß Hunig-Schnitten und schöni gwunbeni Strübli!

„Magsch us dem Chächeli Milch? Magsch Wi im
christalene Becher?" —
„Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli
möchti."

Wones gesse het und trunke, seit em si
Gotte:
„Chind, wenn d'fliißig lehrsch, und folgsch, was
's Müetterli ha will,
„und chunnsch us der Schuel und gohsch zuem hei-
lige Nachtmohl,
„willi der näumis schicke. Zeig, wie, was wär der
am liebste?
„Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das
Rädli zuem Spinne?"
„Bald isch's Plunder verrisse. Frau Gotte, schen-
ket mer's Rädli!"
„'s Rädli will gspunne ha. Nimm lieber's Trögli
voll Plunder!
„Siehsch die sideni Chappe mit goldene Düpflene
gsprenglet?
„Siehsch das Halstuch nit mit siebefarbige Streife,
„und e neue Rock, und do die gwässerti Hoor-
schnuer?" —
„Jo, 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte,
schenket mer's Rädli!" —

„Willsch's, se sollschs au ha, und chunnts, se halt mers in Ehre!
„Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle,
„und an Segen und Glück. I weiß em verborgeni Chräfte.
„Sieder nimm das Rösli und trag mers sorglich im Buese!
„aß denn au öbbis hesch von diner heimliche Gotte!
„Los, und verlier mers nit! Es bringt der Freuden und Gsundheit.
„Wärsch mer nit so lieb, ich chönnt der io Silber und Gold ge."
Und iez het sie's gchüßt, und wieder usen in Wald gfüehrt:
„Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!" *) —
So viel isch an der Sach, und deshalb het me ne nogseit,
d'Muetter seig e Her, und nit viel besser ihr Meidli.

In der Iris, 1808 ist noch folgende Zeile beigesetzt:

*) „Bhüet ich Gott, Frau Gotte! Vergelt's Gott, was der mer ge heut!"

Nu das Meideli isch mit s'm verborgene Blüemli
hübscher vo Tag zue Tag und allmäl liebliger werde.
Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
und am Ostertag zuem Nachtmohl gangen und heim chunnt,
nei, se bhüetis Gott, was steht im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaum-Holz, und an der Chunkle ne Riste
mittemu gierlige Band us rosiger Siden umwunde,
unte ne Letschli dra, und 's Gschirli zuem Netze vo Silber,
und im Chrebs e Spüehli, und scho ne wengeli g'spunne.
D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Evrli gluegt! Was isch das Evrli gsprunge!
Gsangbuech weg und Meie weg und 's Rädli in d'Arm gpo,
und het's g'chüßt und drückt. „O liebi Frau Gotte, vergelts Gott!"

's het nit z'Mittag gesse. Sie hen doch e Hammen im Chöl gha.
's isch nit usen ins Grüen mit andere Chindere gwandlet,
Gspunne hets mit Händ und Füeße; het em nit d'Muetter
's Rädli in Chaste gstellt, und gseit: „Gedenke des Sabaths!
„Isch nit Christus, der Her, hüt vo de Todte erstande?"
Nu di Rädli hesch. Doch Eveli, Eveli, weisch au,
wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gmeint ha?
Frili weisch's, worum denn nit, und het sie 'm verheiße:
„Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle
„und am andere Sege," se het sie's g'halte wie's recht isch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Trogete Garn aholt?
Hets nit alli Johr vom finste glichlige Fade
Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli zuem Färber?

He, me het io gseit, und wenns au bussen im Feld seig,
's Rädli spinn elleinig furt, und wie si der Fade
unten in d'Spuehle zieh', wachs' unterm rosige Bendel
d'Riste wieder no, — sell müeßt mer e chummligi Sach sy: —
und wer het im ganze Dorf die suferste Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichsten Ermel am Hemd gha,
und die suferste Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
's Frauweli im Felse-G'halt, si liebligi Gotte.
Drum het's Simme's Fritz, wo 's achtzeh' Summer erlebt het,
zue der Muetter gseit mit ernstlige Mine und Worte:
„Numme 's Riedligers Tochter zue ihre Tugede gfallt mer."
Muetterherz isch bald verschreckt, zwor sotti's nit sage.
Wo sie wieder e mol vo 's Meiers Tochter und Matte
ernstlig mittem redet, und wills mit Dräue probiere:

„'s git e chräftig Mittel," seit sie, „wenn de verhert bisch.
„Hemmer für's Riedligers g'huust? Di Vater setzt di ufs Pflichttheil,
„und de hesch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra." —
„Muetter," erwiedert der Simme, „soll euer Sege verscherzt sy,
„stand i vom Eueli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.*)
„Z'Stette sitzt e Werber, und wo men uffeme Berg stoht,
„lütet d'Türke-Glocke an allen Enden und Orte.
„Bluet um Bluet, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe.
„Färbt mi Bluet e Türke-Säbel, schuldig sin ihr dra!"

Wo das d'Muetter hört, se sitzt sie nieder vor Schrecke:

Iris 1808:

*) Und wo er erwiedert: Wenn Muetter-Sege soll fehle,
„nei se willi nit; doch gits no anderi Mittel,
„z'Stette isch e Werber ꝛc. ꝛc.

„Du vermesse Chind, se nimm sie, wenn de sie ha witt;
„aber chumm mer nit go chlage, wenns der nit guet goht."
's isch nit nöthig gsi. Sie ben wie d'Engel im Himmel
mitenander g'lebt, und am verborgene Sege
vo der Gotte hets nit gfehlt im hüsliche Wese.
He, sie hen io z'letzt vo's Meiers grasige Matte
selber die schönsti g'meiht, 's isch Alles endlich an Stab cho,
und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle.
Thüent iez d'Räder weg, und Jergli, der Haspel ufs Chästli!
's isch anfange dunkel und Zit an anderi G'schäfte.*)

Und so hen si's gmacht, und wo sie d'Räder uf d'Site
stellen, und wen go, und schüttle d'Agle vom Fürtuech,
seit no 's Vreneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,

In der Iris 1808 steht noch folgende Zeile:

*) Chunnt der Vetter heim vom Berg, ie will er ß Eße.

„wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rösli.“

Aber d'Muetter erwiedert: „'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,

„'s chunnt uf 's Mädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege

„wenn de schaffe magsch. Und hesch nit 's Blüemli im Buese,

„wenn de züchtig lebsch und rein an Sinnen und Werke?

„Gang iez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!“

Die glückliche Frau.

Erhalt mer Gott mi Friedli!
Wer het, wer het e brävere Ma,
Und meld si eini, wenn sie cha!
Er sitzt so gern bi siner Frau,
und was mi freut, das freut en au;
und was er seit, und was er thuet,
es isch so lieblig und so guet.
Wie sieht er nit so gattig us
in sine Locke schwarz und chrus,
mit sine Backe roth und gsund,
und mit de Gliedere stark und rund!
Und wenn mi näumis plogt und drückt,
und wenn e Weh im Herze zuckt,
und denk i wieder an mi Ma,
wie lacht mi wieder der Himmel a!
Erhalt mer Gott mi Friedli!

Erhalt mer Gott mi Güetli!
I ha ne Garte hinterem Hus,
und was i bruch, das holi drus;
em Feld in feister Fure schwankt
der Halm, an warme Berge hangt
der Trübel, und im chleine Hof
regiere Hüehner, Gäns und Schof.
Was bruchi, und was hani nit?
Frog was de weisch, lueg wo de witt!
Und wemme meint, 's well Mangel che,
isch Gottes Sege verem do;
und wenn der Friedli müed und still
vem Acker chunnt und z'Obe will,
se stoht mit Chümmich, rein und frisch,
e guete Ziger uffem Tisch.
Im grüene Chrüsli steht der Wi,
i lueg en a, und schenk em i;
druf trinkt er und es schmeckt em guet,
und füllt em 's Herz mit Chraft und Mueth.
Erhalt mer Gott mi Güetli!

Erhalt mer Gott mi Stübli!
Es isch so heiter und so nett,
es wenns e Engel zimmert het,
und puzt, es wenns e Chilchli wär,

und wo me luegt, ischs niene leer.
Jo weger, und wenns blizt und chracht,
und wie mit Chüblen abe macht,
wenn usem Nebel füecht und chalt,
der Riesel an de Fenstere prallt,
und wenn no Wienecht chalt und roth
der Jenner uf de Berge stoht,
und bueftig an de Bäume hengt,
und Brucken übers Wasser sprengt,
und wenn der Sturmwind tobt und brüllt,
und 's Dolder ab den Eichen trüllt,
isch's Stübli bheb, und warm und still,
turnier' der Sturm, so lang er will.
Erhalt mer Gott mi Stübli!

Doch will mer Gott mi Friedli neh,
und chani nit, und mueß en ge,
sollsch Chilchhof du mi Güetli sy,
und bauet mer e Stübli dri.
Erhalt mer Gott mi Fridli!

Agatha,

an der Bahre des Pathen.

Chumm Agethli, und förcht der nit,
i merk scho, was de sage witt.*)
Chumm, b'schau di Götti no ne mol,
und brieg nit so, es isch em wohl.

Er lit so still und fründli do,
me meint, er los, und hör mi no,
er lächlet frei, o Jesis Gott,
as wenn er näumis sage wott.

Im alsatischen Taschenbuch von 1807, wo dieses Gedicht zum erstenmal erschien, heißt es:

*) i merk wohl an der, was de witt.

Er het e schweri Chranket gha.
Er seit: „Es griift mi nümmen a!
„der Tod het iez mi Wunsch erfüllt
„und het mi hitzig Fieber gstillt.“

Er het au menge Chummer gha.
Er seit: „Es ficht mi nümmen a,
„und wienes goht, und was es git,
„im Chilchhof niede höris nit.“

Er het e böse Nochber gha.
Er seit: „I denk em nümme dra,
„und was em fehlt, das tröst en Gott
„und gebem au e sanfte Tod.“

Er het au sini Fehler gha.
's macht nüt! Mer denke nümme dra.
Er seit: „I bi iez frei dervo,
's isch nie us bösem Herze cho.“

Er schloft, und luegt di nümmen a,
und het so gern si Gotte gha.

Er seit: „Wills Gott, mer werde scho*)
„im Himmel wieder g'semme cho!"

Gang, Agethli, und denk mer drat
De hesch e brave Gätti g'ha.
Gang, Agethli, und halt di wohl!
Di Stündli schlacht der au ne mol.**)

Im elsat. Taschenbuch von 1807:

*) er seit: s'macht nüt, mer werde scho.

Ebendaselbst:

**) Gang, Agethli, vergiß mer's nit,
und wieß der gaht, verjag mer nit.
Gang, Agethli, und halt wohl,
Di Stündli läutet au ne mol.

Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Lok, wie's schallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zuem Himmel uf mit Halm und Laub,
und lueg mer dört sel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra;
lueg, wie mers usenander rupft,
wie üser eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und b'hüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch so füürigroth
und 's chracht und toost, es isch e Grus,
aß d'Fenster zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es schloft, und nimmt si nüt drum a.

Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre soll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört, siehst im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli schloft no allewil
und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,
„er wird io d'Auge binem ha."
Es schnüfelet, es dreht si hott
ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, siehsch die helle Streife dört?
O los! hesch nit das Raßle g'hört?

Es chunnt. Gott wellis gnädig so!
Göhnt weidli, hänket d'Läden i!
's isch wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du schöni Weizen-Ern.

Es schettert uffem Chilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutscht's im Bach!
Und 's loßt nit no — das Gott erbarm!
Jez simmer wieder alli arm. —
Zwor hemmer au scho gmeint, 's seig so,
und doch isch 's wieder besser cho.

Lueg, s' Büebli schlofft no allewil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
„er wird mi Theil scho übrig lo."
He io, 's het au, so lang i's ha,
zue rechter Zit si Sächli gha

O gebis Gott e Chindersinn!
's isch große Troft und Sege drinn.
Sie schlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,

und er macht au ſi Sprüchli wohr
mit ſinen Englen in der G'fohr. —

Wo iſch das Wetter ane cho?
D'Sunn ſtoht am heitre Himmel do.
's iſch ſchier gar z'ſpot, doch grüeß di Gott!
„He, ſeit ſie, „nei, 's iſch no nit z'ſpot,
„es ſtoht no menge Halm im Bah',
„und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tauſig, 's Chind iſch au verwacht,
lueg, was es für e Schnüüſli macht!
Es lächlet, es weiß nüt dervo.
Siehſch, Friderli, wie's uſſieht do? —
Der Schelm het no ſi G'falle dra.
Gang, richt em eis ſi Päppli a! —

Der Geist in der Neujahrsnacht.*)

Tochter, fuch e Strumpf, und stopfen do hinte ins Fenster,
wo hütt 's Büebli mittem Stecke d'Scheibe verheit het.
G'schicht ich im neue Johr kei gröser Unglück, aß das isch,
chönneter z'friede sp. Doch weihts mer so frostig in Aecke,
und i bi die letzti Nacht e wengeli z'jung gsi
für mi Alter, doch mit Zucht, und eimol isch keimol.
Will mer Geister erblicke, und heiligi Sache erfahre,

*) Dieses Gedicht wurde auf das Jahr 1808 verfaßt, und damals zuerst im Freiburger Wochenblatt mitgetheilt.

mueß me, wenns Zwölfi schlacht, nit in de Federe liege.
Nu mer hen is verspötet mit allerhand fründliqi Gspräche
z'Heitersche an der Stros, und Uhr und Zeiger isch gstande,
d'Uhr het im alte Johr no welle ne wengeli Frist geh,
eder han is verhört, — „Guet Nacht, ihr Nochbere," saqi,
„mi Weq wird am witschte sy go Chretzige," saqi,
„gebis Gott e glücklich Johr und freudige Sinne!" —
„Das geb Gott der Her," so sage die Andere, „und schick di,
„sust trapiert di der Geist no näume, eb de deheim bisch,
„wo mit sim Chind im Arm am letzte Dezember an d'Stros steht.
„d'Pestchnecht wisse's alli, und rite lieber e Feldweg." —
's isch so cho, und zmitts im Dorf, und woni ums Eck gang,
Nebe 's Xaveris Huus, bim Bluest, do steht er am Brunne

gros bis fast ans Dach und inneme duftige Mantel;
gwobe us Wulke und Liecht, und mitteme Bändel im Chnopfloch,
und het in de Arme und halber im Mantel verborge
wunderschön e Büebli gha mit fründlige Auge,
chüeßts und lächlets a us sine ernstlige Mine,
wie us nächtligem Gwülch der Vollmond lieblig in d'Welt luegt.
Siehsch mi nit, so thuesch mer nüt — so denki und weib mi
mit em heilige Chrüz, und stell mi hinter de Brunnstock,
und will lose, was er seit, und wienerem zuespricht.
Wenig hani z'erst verstande; 's Wasser het bruuschet
us de Röhre in Trog, und us em Brunntrog ins Gräbli.
„Chilchhof" — hani verstande, und — „Nüt darf ewige Bstand ha." —
Und — „Jez gohsch in d'Welt mit dine Schmerze und Freude.
„Theil sie verständig us, und was i nimme cha schlichte

„bring zuem gnete End. Sie hen e-freudige Herbst gha.
„Trinkt ein z'viel, und sitzt er lang im nächtlige Wirthshuus,
„gang, und bietem heim, und füehren, daß er kei Bei bricht!
„Nimm di der Armueth a, und sorg mer für Witwe und Weise,
„mach mer die Chranke gsund. — Die brave Soldate han ich no
„mit Trumpet- und Pauke und Ehren-Chränze ins Land gführt.
„Loß du Freude und Tanz und Aepfelchüechli nit fehle,
„wenn sie im Urlaub sin deheim bi Vater und Muetter.
„Seig kei Fadelhans, und denk nit, wil e Kometstern
„duftig am Himmel hangt, so müeß isch Feldzueg und Schlachte,
„Hungersnoth und Sterbet bringe, Zetter und Elend.
„'s isch mi Ehrenstern. Siehsch nit mi Bändel im Ehnopfloch?
„Roseroth isch Freud, und Grüen isch liebligi Hoffnig.

„Gang, Verdien der au so ein mit dine Merite,
„und schmück Jung und Alt mit frumme Sitte und Thate!"
Drüber schnurrts im Thurn in alli Räder am Schlagwerk,
und wie's Zwölfi schlacht, so stellt er 's Büebli an Bode,
wie der Engel so schön, und wie der Morge so lieblig,
und seit: „das walt Gott! Jez gaug uf eigene Füeße!
„gieb mer frei wohl Acht zuem güetige Fürste in Karlsrueh,
„zue de Friburger Herre, und zue de Landen im Brisgau,
„aß sie kei Leid erfahre, und bringene Freude und Gsundheit!,'
Süeß, wie Sunneblick, het 's Büebli glächlet und Jo! gseit.
Aber mittem letzte Schlag im lueftige Chilchthurn
goht er in große Schritte 's Dorf us, und gegenem Rhi zue,
alliwil gschwinder und größer, und alliwil bleicher und dünner,

wiene Nebelduft am Feldberg oder am Blüche.
Und wie nootno in der Mitternacht d'Glocke verbrummt het,
het si der Duft verzoge, und isch vergange und weg gsi.
Chunnsch bal mit em Strumpf? 's zieht alliwil schärfer und chüeler.
Wenni lang verzehl, stohsch lang do umme und gohsch nit.

Die Hauensteiner Bauernhochzeit.

Aufgeführt, in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Stephanie, von einer Gesellschaft auf einem Maskenballe im Dezember 1814.

Ein Schulmeister tritt auf mit den Hochzeitleuten und spricht:

An das Gefolge:

Jez stelletich! — du doher, hani gseit!
Und du dört mit dim große Dreispitz links!
Und neig si iebs, und betet lisli no!

An die Großherzogin:

Do bringi, liebi gnädigi Fürste Frau,
ne ganzi Hochzit usem Hauestei
vo Herischwand. Vor vierzeh' Johre ben
sie alle 's A, B, C no bi mer g'lert
und treui Fürsteliebe. — Der do het

scho in der Schuel gern 's Marianli gseh,
und Töpli g'hobe für 's. Drum, d'Liebe het
kei Zit. Jez endli vor Micheli-Tag
hen's d'Väter us g'macht. — Loset, hani gseit,
lönts mittem Chilchgang, mittem Freudesprung
no Zit ha bis zuem heilige Stephanstag!
Mer göhn go Carlisrueh! Wer weiß, es macht
der liebe Fürstinn au ne chleini Freud.
Sie isch io au zue üs cho. — Groß Freud
isch 's gsi im Land. — O, gnädige Fürste-Frau,
mer chönnes nie vergesse. D'Muetter seit's
im Chindli uffem Schoß, und 's Chindli lacht
und zuckt vor Freude. Dankich Gott der Her
für Eui Liebi, und was Euer Herz
erfreue mag, das gebich Gott! — 's erfreut
viel tausig tausig Herze. — Uiser eis
cha's nit so sagen, au ne Schuel-Her nit.
— 's isch viel g'seit. — Bring der lieb Gott gesund
und froh
bald wieder üse Heren in sein Schloß,
und segne seine Kronen und sein Haus
auf späte Zit! — Sin Eui Chinder brav?
's gröst wird iez bald in d'Schuel go, denki wohl.
Erhalt Gott ihri Bäckeli frisch und roth,
und schenkene de Muetter chöstlig Herz
und bald e Brüederli. — Jez weihet au

mi Pärli do mit Euem liebe Blick,
und chömmet, wenn der Maie wieder grüent,
und Bluest zue neui Freude-Chränze bringt,
au wieder ufe! — 's g'rothet Frucht und Wi
nit, biß der wieder in der Nöchi sind,
und Sege bringet, wie im Johrgang Oelf.
's isch Sege, wo der sind. —

An die Braut:

Jez, Marian,
Gang, gieb 's Papierli umme! Bisch nit schüch!
(indem sie bereits vor der Großherzin steht und sich von selbst neigt)
und neig di zimpfer! Zeig!

Der Abendstern.

De bisch au wieder zitli do,
und lauffsch der Sunne weidli no,
du liebe, schöne Obestern!
Was gilts, de hättsch di Schmützli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
und cha sie doch nit übercho.

Vo alle Sterne groß und chlei,
isch er der liebst und er ellei,
si Brüderli, der Morgestern,
si het en nit ums halb so gern;
und wo sie wandlet us und i,
se meint sie, müeß er um sie so.

Früeih wenn sie hinterm Morgeroth
wohl ob dem Schwarzwald ufe goht,
sie füehrt ihr Büebli an der Hand,
sie zeigt em Berg und Strom und Land,
sie seit: „Thue g'mach, 's pressirt nik so!
„Di Gumpe wird der bald vergoh."

Er schwätzt und frogt sie das und deis,
sie git em B'richt, so guet sie 's weiß.
Er seit: „O Muetter, lueg doch au,
do unte glänzts im Morgethau
so schön wie in di'm Himmelssaal!"
„He, seit sie, drum isch's Wiesenthal."

Sie frogt en: „Hesch bald Alles gseh?
„Jez gangi, und wart nümme meh."
Druf springt er ihrer Hand dervo,
und mengem wiße Wülkli no;
doch, wenn er meint, iez han i di,
verschwunden isch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie si Muetter höcher steht,
und alsgmach gegenem Rhistrom goht,

se rüeft sie 'm: „Chumm und fall nit do!"
Sie füehrt en fest am Händli no:
„De chönntsch verlöschc, Handumcher,
„Nimm, was mers für e Chummer wär!"

Doch, wo sie überm Eisis stoht,
und alsgmach ehnen abe goht,
wird nootno 's Büebli müed und still,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's fregt hundertmel: „Wie wit ischs no?"

Druf, wie sie ob de Berge stoht,
und tiefer sinkt ins Obereth,
und er afange matt und müed
im rothe Schimmer d'Heimeth sieht,
se loßt er sie am Fürtuech goh,
und zottlet alsgmach hinte no.

In d'Heimeth wandle Heerd und Hirt,
der Vogel sitzt, der Chäfer schwirrt;
und 's Heimli betet dört und do
si luten Obedsege scho.

Jez, denkt er, hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtber, wiener nöcher chunnt,
umstrahlt sie au si Gsichtli rund.
Drum stoht si Muetter vorem Hus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Mus!"
Jez sinkt er freudig niederwärts —
iez ischs em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du schöner Obestern!
's isch wohr, mer hen di alli gern.
Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
und bschaut en eis mit schwerem Mueth,
und isch me müed, und het e Schmerz,
mit stillem Frieden füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
hè, frili io, sin au scharmant.
O lueg, wie's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit!
's macht kein em andre 's Lebe schwer;
wenns doch donieden au so wär!

Es chunnt e chüele Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denkwol, mer göhn iez au alsgmach
im stille Frieden unter's Dach!
Gang, Liseli, zünd 's Aempli a!
Mach kei so große Dochte dra!

Der Sperling am Fenster.*)

Zeig, Chind! Wie het sel Spätzli gseit?
Weisch's nümme recht? Was luegsch mi a? —
„'s het gseit: I bi der Vogt im Dorf,
„I mueß von Allem d'Vorles ha" [1])

*) Dieses Gedicht theilte Hebel zuerst in der Alsa von Ehrenfried Stöber mit; später erschien es von ihm verbessert in Körners poetischem Almanach und in den süddeutschen Miscellen von 1811. Wir geben es hier in dieser verbesserten Gestalt.

[1]) In der Alsa lautet dieser Vers auf folgende Weise:

Wie het im Summer 's Spätzli gseit?
Chind b'sinn di, — fallts der nümmen i?
's het gseit: i bin ne riche Buur,
Die Garde do sin alli mi.

Und wo der Spötlig seit: 's isch gnueg!
Was thuet mi Spatz, wo d'Vorles het? —
„Er list am Bode d'Brösli uf,
„Sust müest er hungerig in's Bett." [2])

Und wo der Winter d'Felder deckt,
Was thuet mi Spatz in siner Noth? —
„Er pöpperlet am Fenster a,
„Und bettlet um e Stückli Brod. — [3])

„Gang gib em, Muetter! 's friert en sust." —
Zeig, sag mer z'erst, 's pressirt nit so,
Wie chunnts der mit dem Spätzli vor?
Meinsch nit, es chönnt eim au so goh?

---

[2]) Nach der Alsa:

Und wo der Spötlig ufgruumt het,
mi riche Bursi, was het er tho?
Am Bode G'söm und Brösli gsuecht
und ebe nit viel übercho.

[3]) Nach der Alsa:

Und iez, wo's schneit, was schneie mag,
was thuet mi Spatz in siner Noth?
Er pöpperlet am Fenster a!
„he numme au e Stuckli Brod!"

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
Sag nit: i bi ne riche Her,
Und iß nit Brotis alli Tag!
's chönnt anderß werde, Handumchehr.*)

Iß nit den chrosplig Ranft vom Brod,
Und loß de weiche Brosme stoh!
— De heschs im Bruuch — es chunnt e Zit,
Und wenn de's hättsch, wie wärsch so froh!

Ne blaue Möntig währt nit lang,
Und d'Wuche het no mengi Stund,
Und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
Bis Jedem au si letzte chunnt.*)

Und was men in si'm Früehlig lehrt,
Me treit nit schwer, und het's e mol,
Und was man in si'm Summer spart,
Das chunnt eim in si'm Spätlig wohl.

---

*) Nach der Alsa:

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
sag nit: I bi ne riche Ma,
und iß nit Brotis alli Tag
und schaff nit ali no Sachube a.

*) und Niemes weiß, wie's witers chunnt.

Chind, denk mer dra, und halt di guet!
„O Muetter lueg! der Spatz will goh!"
Se gang er! Leng die Hirse dört,
Und sträu'em! Er wird wieder cho!

Sodann stehen in der Alsa noch folgende zwei weitere Verse, die Hebel später wegließ:

Der eine zwischen dem ersten und zweiten Verse:

Es isch gar sölli semper gsi,
es het vo Allem 's Füernesmist gno,
's het iedweds Chöruli dreimol dschaut,
und hinterher erst liege lo

Der andere zwischen dem sechsten und siebenten:

Und wenns der nümme schmecke will,
se gang in's Feld, schaff druf und dra,
der Hunger isch e guete Choch,
er sträut eim Gwürz und Zucker dra.

An G. L.

Die Verfasserin eines allemannischen Gedichtes: die Biene.*)

Wer so ne Liedle mache cha,
Mueß selber schier en Immle sy.
Es leit so zarti Zellen a,
Und treit so reine Hunig dri.
Nei, in der Stube chunnts eim nit,
Und in de Büchere lehrt mers nit.

---

*) Das allemannische Gedicht, auf welches sich Hebel bezieht, befindet sich in der Iris 1812.

Wo's Immli sini Stiefel chauft,
Im Blueme-Schoß si Chöpfli tauft,
Dört findt me so schermanti Sache,
Und so ne Gmüethli zart und guet,
E frumme Sinn, e frohe Mueth,
Cha's au zuem nette Liebli mache.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo simmer doch echterst? Bald glaubi,
mer seige verirret.
'e schlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke
Glocke;
wo me lott, und wo me luegt, se findt me ke
Fueßtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es isch mer, mer
seige
nümme wit vom Häfnet-Bugg. Sust grusets
mer, wenni
drüber mueß; iez wäri froh. Der Sunne no
möcht es
schier gar Zehni sy. Sel wär kei Fehler, mer
häme

allimil no zitli gnueg go Steine bis Mittag. —
Geltet, was hani gfeit! Gottlob, do simmer am Häfnet,
und iez weisi Weg und Steg. Der hent doch au betet
hütte früeih, wills Gott, und hentich gwäschen und d'Hoor gstrehlt
mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienst thue,
und der sehnt mer schier so us. Je, Vetter, i warnich,
wemmer bim Brunne sind, me würdich wäschen und strehle.
's steht im Wiesethal und in den einseme Matte
no ne Huus, me seit em numme 's Steinemer Schlößli.
's thuet de Hamberchs-Lüten und 's thuet de Buure, wo gfrohnt hen,
bis es gstanden isch mit sine Stapfien am Giebel,
au kei Zahn meh weh. Doch liege sie rüehig im Rebe,
d'Häfnet-Jumfere nit, wo vor undenkliche Zite
in dem Schlößli g'hust het mit Vater und Muetter.
's isch e Zwingher gsi, und 's het des Frohnes kei End g'ha,

bald ufs Tribe, bald zuem Bauen oder an Acker,
z'Nacht zuem Hüeten ins Feld, und het der Zwing-
her und d'Zwingfrau
nüt meh gwüeßt, isch d'Tochter cho, ne zimpferig
Dingli,
mitzeme Zucker-Gsicht und marzipanene Hälsli.
Bald het ein go Basel müeßen oder no witers,
Salbe hole, das und deis zuem Wäschen und
Streble,
Schueh mit gstickte Bluemen und chosperi goldeni
Chappe
mit Chramanzlete drum und sideni Hentschen und
Bendel.
Meiner der denn, sie wäv e mol go Steine in
d'Chilche
uffem Bode gange mit ihre papierene Schuehne?
Derliger, bim Bluest, vom thüürste, wo me cha
finde,
hen sie müeße spreite vom Schlößli bis füeren an
Steine
und durs Dorf an d'Chilchhofthür und übere
Chilchhof,
und am Möntig wäschen. Am nächste Samstig
het Alles
müeße sufer sy, wie neu vom Weber und Walker.

'e isch emol e alte Ma, 'e heig Niemes ß Heimeth
müsse welle, neben an dem Derliger-Fueßweg
gstanden an der Chilchhofthüre. „Loset, i warnich,
„Jumpferli," heig er gseit, „'s isch mit dem Plägli nit g'spasse.
„Goht me so in d'Chilchen und über die geaßige Gräber?
„Wie heißts in der Bibel? Der werdets iemerß nit wüsse:
„Erde soßt du werden, aus Erde bisch du genommen.
„Jumpfere, i förch, i förch!" — Druf seig er verschwunde.
Sel mol uf Derliger-Tuech in d'Chilche gangen und nümme!
Nei, 's mueß Flanell her am nächste Sunntig mit rothe
Wendle rechts und links und unten und obe verbend'et.
O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunsch gha:
„Nähm 'di numme ne Ma im Elsiß oder im Brisgau,

„oder wo der Pfeffer wachst! Es sott der io gunnt sy."
Aber 's het sie; Niemes möge. D' Muetter isch gstorbe,
der Vater au, sie liege nebenenander,
und 's chunnt z'letzt e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof
au ke Flenell brucht und einweg d'Schüehli nit müest macht.
Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
's seig nit briegget worde. Ne Vater unser hen frilig
Alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige Friede!"
Drum der Tod söhnt Alles us, wenns numme nit z'spot wär.
Aber der alt Ma seig eismol wieder am Chilchhof gstanden und heig gseit mit schwere bidütseme Worte:
Hesch nie das Plätzli birühret, so soll di das Plätzli nit tole.
„Wo du ane g'hörsch, weiß numme 's Geitzigers Laubi."
's isch so cho. Der ander Morge, wemen ins Feld goht,

ſteht der Todtebaum vor uſſe nebe der Chilchmuur.
W'er verbei iſch, het en gſeh, und 's heißt no dernebe,
's ſetze Grappe gnueg druf gſeſſen und heigen am Tuech pickt;
wie mes macht; wenn näumis iſch, ſe lüegt me no meh dra.
Je, me hets wieder probiert, me het ſie no tiefer vergrabe,
an en andere Platz. 's het Alles nit ghulfen und battet.
Endli ſeit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
„frege, wo ſie ane ghört.“ Me rüſtet e Wage,
wettet d' Stieren i, und leit der Todtebaum uſe.
„Lauft, wo der went!“ Sie hen ſie nit zweimol lo heiße.
Uf und furt zuem Häfner-Bugg. Dört blibe ſie d' hange,
z'allernächſt am Brunne (der wüſſets) womer verbei ſin.
In dem Brunne ſitzt ſie. Doch ſtigt ſie an ſunnige Tage

mengmol usem ans Land, strehlt in de goldige Hoere,
und wenn Räumer chunnt, wo selle Morge nit betet
eder d'Hoer nit gstrehlt, und wo si nit gwäschen' und pugt het,
eder iunge Bäum verderbt und Andere 's Holz stiehlt,
seit me, sie nehm en in d'Arm, und ziehn en aben in Brunne.
Vetter, i glaub sel nit. Me seit so wege de Chinde,
aß sie süferli werden und niene näumis verderbe.
Vetter, wär es so gfährli, bim Bluest, euch hätt sie in d'Arm gno,
wo mer neben abe sin, und gwäschen im Brunne,
und au wieder gstrehlt e mol. — Nei loset, was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal simmer dussen im Freie.
D' Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au näumis
mitenander z'rede weiß und näumis z'erzähle.

Seigs denn au nit wohr, es isch nit besser, wenns wohr isch.

Sehnt der iez dört 's Schlößli mit sinen eckige Gieble?

Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht si der Chilchweg.

An Herrn Rechnungsrath Gyßer.

Antwort auf ein allemannisches Gedicht, welches Rechnungsrath Gyßer von Müllheim im Jahr 1802 an Hebel sandte, als dessen Gedichte auf Subscription angekündigt und einige Proben davon bereits dem Publikum mitgetheilt worden waren.

Dunderschieß! Wer rennt mer in mi Gäuß
Ischs der Gyßer? — 's isch bi miner Treu
Euer Glück, aß Ihrs sind, Meister Gyßer!
Nime her! — — Poz Fütio, und Miserere Domine! 's hätt schier verfeit,
hätt mi nit d'Verzwiflung use treit.

Jez, was Euer Verkli abetrift,
uf mi Seecht, i bi voll Chib und Gift,
aß me Ratte mit mer chönnt verge.
Drum, i ha gmeint, 's chönn's sust Niemes meh,

weder ich, mit miner lange Pfife,
und Ihr wüsset au so schön z'bigriffe.

Lueget, 's Hamberch sett enander schelte,
doch, wil Ihrs sind, willi 's Recht lo gelte.
Euer Versli isch so nett und gschlacht,
aß i schier mein, i heigs selber gmacht.
Frili, wers bidenkt, es isch ke Wunder
aß ders chönnet, schla' mi au der Dunder.

Ihr trinket urig Poesie
in lange Züge, z'Müllen an der Post.
Tausig Sappermost,
isch sei nit e chespire Wi!

Aber chömmet, sind ers echt im Stand,
doher au ne Rung ins Welschchornland,
sufet Prosa usem nasse Züber
in der Chuchi! ('s tribt mer d'Augen über);
Eei bi Golliq, luegt en ander a.

Zwer i wills bikenne, jo i ha
au no Oberländer Poesie
imme Fäßli, und henk d'Zunge dri,
wenns nit geh will. Aber 's isch ke Art,
nei es isch nüt, uf der sandige Hart.

He der wüssets wohl, i hannich io
Lang und menamol gsch bim Füeßli*) stoh.
(Churz het Euch no niene Niemes gseh,
Wers bihauptet, seit ke Wehret me)
Selmols, traui, hets au Bahe q'chost,
bis der füürig Geist in Eure Ydere
und in Eurem Chopf het welle lodere,
und 's isch doch nit asi, wie an der Post.

Neie wohl! Se hettich au der Schmid**)
z'Hügelen überlistet mit mim Lied!
So ne gscheidte Ma, wie Ihr sust sind,
chaufst e Chatz im Sack, und seig sie blind!

Geb der Himmel, aß sie schöner Art,
und mit chloren Augen use fahrt,
wenni's Säckli lös, und lock und sag:
„Büüsli chumm, und loß di seh am Tag!"

---

*) Füßlin, Kammerrath und Landschreiber (Generalkassier) in Karlsruhe von den 1770er bis in die 1790er Jahre. Siehe v. Drais Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich. Zweiter Band. Necrolog p. 86.

**) Pfarrer Schmidt von Hügelheim, welcher für seinen Freund Hebel damals Subscribenten zu den allemannischen Gedichten sammelte.

Jez, Her Gyßer, bhüetich Gott der Her!
Haltet mer mi Grobheit für en Ehr!
Und Sankt Michael mit langem Säbel
sollich b'schirme! — — Johann Peter Hebel.

Am fünften November Tusig Achthundert Zwei;
i häts schier vergesse, mi armi Treu!

An Ebendenselben.

Wie? was sagetder, aß der seiget, in Eure Epistle?
Schatzigbleger?*) Nei, was mueß me für Sachen erlebe?
Hender d'Schatzig b'leit, Her Gyßer? Jesis, gent Achtig,
wenn sie iünglet, wie 's ich goht! Das chönnemer bruuche.
Was het selle gseit, wo g'hört het, d'Sunne heig g'wibet?
's stoht ins Vetters Fable. Er het mit schrundige Hände

*) Antwort auf ein freundschaftliches Schreiben von Gyßer, in welchem sich derselbe, der mit der Schatzungsrenovation des Oberamts Badenweiler beauftragt war, als: „Schatzigbleger" (Schatzungs-Beleger) unterschrieben hatte.

in de Hore g'chrazt. „I mein, sie mach eim el-
leinig
„heiß gnueg, het er gseit, mit ihrem dunstigen
Othem,
„und trinkt alli Brunnen us; 's würd sufere
Arbet
„werde, wenn sie Jungi het, und hinter de
Berge
„wie ne Gluckere füre chunnt mit Siebe und
Achte."
Lueget, so wirds goh, wenn d'Schatzig Bueben
und Meidli
überchunnt und lebig bhaltet, g'fräßige Chinder,
's wird nit z'bschribe sy, was für e Lamento ins
Land chunnt.

Vetter Gyßer loset, der hent doch b'sundere
Jeste!
Jo i mueß es sage, und wenns mi gnädige
Landsher
über churz und lang erfahrt, und henktich der
Brodchorb
höcher, wie der selber förchet, nimmts mi nit
wunder.

Ischs ich öbbe, wil der Moler*) z'Mülle ne weg chunnt,
gumperig, und meinet, iez lueg ich Niemes uf d'Ise?
Hen der gmeint, io wohl! Sie hen scho wieder en Andre
in der Machi, und er würd ich d'Zeche verlese.
Wie het Rehabeam gseit? „Mein Finger," seit er, „soll schwerer
„seyn, als meines Vaters Arm." Der werdets erfahre!
Sust e brave Her, und gschickt, er schribt si vo Spir her
ehnen am breite Rhi, wo iez der Premie-Consul
d'Schatzig bleit, und 's Volch regiert mit bluetige Hände.

Vetter Gyßer, 's fallt mer i, isch nit wohr, mer hen doch
mengerlei Heren im Land vo allen Enden und Orte,
und mir sin no als die brävste? Hättemer numme

*) Geh. Hofrath Maler, damals Oberamtmann in Müllheim.

näumis glehrt! Mer hätte doch so ordli der Zit gha.
Aber iez isch z'spot! Und mengmol wenn mini Schüeler
mehr verstöhn aß ich, und frege mi spitzigi Sache,
woni selber nit weiß, se sagi: „Loset, der müent ein
„nit gli z'Schande mache! 's isch almig nit gsy, wies iez isch,
„mittim Lehre, und me het iust d'Glegeheit nit gha.
„B'haltets binich, was der wüsset! Wendets im stille
„a, und werdet brav, und saget, der heigets bi mir glehrt,
„aß i au no Ehr erleb, und dankbari Zite!"

Vetter Gyßer, hent der Buebe, soll ein e Pfarer
werde, hani nüt derwider. Rüeihig verlebt er
sini Stunden uffem Land. Ne freudige Wechsel
zwischen Arbet und Rueih, und zwische Studieren und Martsche,
zwischen Essen und Verdaue flicht si dur 's Lebe.

Ob em hangt der Himmel voll Sunne, Sternen und Gize;
unter em der Boden, er treit em fruchtbere Zehnte.
Uf de Matte weide d'Chüeih, ihm trage sie d'Milch zue;
an de Berge grase d'Schof, ihm chrüelet si d'Wulle;
in den Eichle chnarflet d'Sau, ihm leit sie der Speck a.
Fäelet näume ne Mohr, het au der Pfarer si Säuli.
Meint der Fürst, er heig si Sach an Zinsen und Gsälle,
mueß er mittem Pfarer theilen oder Proceß ha.
Drum, Her Gyßer! was i sag, und wenn ein e Pfarer
werde will, und wenn e schöni mannberi Tochter
no nem Vikari luegt, und er luegt wieder no ihre,
und sie wechsle mitenander fründligi Rede,
löhnt sie mache, sagi. Doch vorem leidige Schuelstaub
soll der Himmel euer Chind in Gnade biwahre.

Aber mi Red nit z'vergessen, und euri Jesten und Rime,

jo, i ha sie überche: sie hemmer e Freud gmacht,
bsunders selli Frau. Wie ischs ere endli no
gange?
Isch sie wieder z'Chräfte cho? I möchtere's
gunne.
Oder het sie g'endet, und trinkt in blaue Re-
viere
Sterneluft, und Himmelsthau, und mutteret
nüume?
Helfis Gott! Mer werde au no 's Bündeli
mache,
und ins himmlisch Canaan der Weg unter d'Füeß
neh!
's feig e gangbari Stroß, sie gang gwis übere
Chilchhof.

Sieder wemmer leben, und 's Lebe freudig
verbrauche,
Trübli esse, Neue trinke, Chestene brote.
Vetter Gyßer, chunnt deim Buur si funnige Reb-
berg
mit der Zit an Stab, se bietet für mi. Es
chunnt mer

nit uf näumis a, und d'Morgesunnen isch viel
werth.
Lueget, iez mueßi in d'Schuel, sust wotti no
allerlei sage.
B'hüetich Gott! Vergelts Gott au! Und chömmet bal wieder.

J. P. H.

Der Schwarzwälder im Breisgau. *)

D'Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e guete Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Post!

---

*) Dieses Gedicht erschien zuerst in dem Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt 1807 mit der Ueberschrift: Der verliebte Hauensteiner. Es beginnt in der eben genannten Zeitschrift mit dem Verse: z'Friberg in der Stadt. Hierauf folgt der Vers: z'Staufen uffem Märt; sodann: z'Müllen uf der Post; hierauf: z'Bürglen uf der Höh.

Z'Bürglen uf der Höh,
nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
z'Bürglen uf der Höh!*)

Z'Staufen uffem Märt
hen sie, was me gehrt, **)
Tanz und Wi und Lustberkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Staufen uffem Märt!

Z'Friberg in der Stadt,
sufer ischs und glatt,
riche Here, Geld un Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friberg in der Stadt.

---

*) Im Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt:

bis zuem Schweizerschnee.

**) Ebendaselbst:

het me was me gehrt.

Woni gang und stand,
wärs e lustig Land.*)
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit
in dem schöne Land.

Minen Auge gfallt
Herischried im Wald.
Woni gang, se denki dra,
's chunnt mer nüt uf d'Gegnig a
z'Herischried im Wald.

Imme chleine Huus
wandler i und us —
gelt, de meinsch, i sag der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
imme chleine Huus.

---

*) Im Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt:

wär's e lieblig Land.

Der allezeit vergnügte Tabakraucher.

Im Frühling.

's Bäumli blüeiht, und 's Brünnli springt.
Potz tausig los, wie 's Vögeli singt!
Me het sie Freud und frohe Mueth,
und 's Pfifli, nei, wie schmeckts so guet!

Im Sommer.

Volli Aehri, wo me goht,
Bäum voll Aepfel, wo me steht!
Und es isch e Hitz und Glueth.
Eineweg schmeckt 's Pfifli guet.

Im Herbst.

Chönnt denn d'Welt no besser so?
Mit si'm Trübel, mit si'm Wi
stärkt der Herbst mi lustig Bluet,
und mi Pfisli schmeckt so guet.

Im Winter.

Winterszit, schöni Zit!
Schnee uf alle Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet.
Justement schmeckt 's Pfisli guet.

Auf den Tod eines Zechers.

Do hen sie mer e Ma vergrabe.
's isch schad für sini bsundre Gabe.
Gang, wo de witt, suech no so ein!
Sel isch verbei, de findsch mer kein.

Er isch e Himmelsg'lehrte gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er gluegt vo Hus zue Hus:
hangt nienen echt e Sternen us?

Er isch e freche Ritter gsi.
In alle Dörfere her und hi

se het er g'fregt enanderno:
„sin Leuen oder Bäre do?"

E guete Christ sel isch er gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er untertags und z'Nacht
zuem Chrüez si stille Bueßgang g'macht.

Si Namen isch in Stadt und Land
bi große Here wohl bikannt.
Si allerliebsti Cumpanie
sin alliwil d'drei Künig gsi.
Jez schlofst er und weiß nüt dervo,
es chunnt e Zit, gohts Alle so.

Des rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Herrn Pfarrer Jäck in Triberg.*)

Zeig wie, Her Peter! Wenn der 's Gläsli schmeckt,
voll Chirsiwasser, und der Chueche dri,
und 's Lied vo Triberg vom Her Pfarer Jäck
weisch nit, was schön ist? Git men eim nit d' Hand,

---

*) Welcher ihm drei Krüge altes Kirschenwasser und Kuchen, mit einer herzlichen Epistel in allemannischer Sprache geschickt hatte.

zieht 's Chäpli ab, und seit: Vergelts sich Gott!
Du nit? Und trinksch, aß wenn di eigene Baum
die Chirsi treit hätt? Und de hesch doch kein.

's isch wohr, Her Jäck, i ha kei eigene Baum,
i ha kei Huus, i ha kei Schof im Stal,
kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,
kei Chatz, kei Hüenli, meangmol au kei Geld.
's macht nüt. 's isch doch im ganze Dorf kei Buur
so rich, aß ich. Der wüsset wie me's macht.
Me meint, me heige. So meini au, i heigs
im süeße Wahn, und wo ne Bäumli blüeiht,
's isch mi, und wone Feld voll Aehri schwankt,
's isch au mi; wone Säuli Eichle frißt,
es frißt sie us mi'm Wald.

So bini rich. Doch richer bini no
im Heuet, in der Erndt, im frohe Herbst.
I sag: Jez chömmet Lüt, wer will und mag,

und heuet, schnidet, hauet Trübli ab!
I ha mi Freud an Allem gha, mi Herz
an allen Düften, aller Schöni g'labt.
Was übrig isch, isch euer. Tragets heim!

Her Jäck, mir isch, der schüttlet eue Chopf,
und saget fürich selber: „Guete Fründ,
„so lebt men im Schlaraffeland." He io,
so lebi im Schlaraffeland, 's isch wohr,
Treit nit meng Immli süeße Hunig heim
um Triberg? Hangt nit menge Chirsibaum
voll schwarzi Chinder? Mir do niede fliegt
der Chuechen und der Chirsiwasser-Chrueg
und drei für ein zuem Fenster i. Do trink!
Und lueg do fliegt e Blatt, 's isch schwarz uf
wiiß.

Her Jäck, viel Süeßi wohnt im Bluemechelch,
Viel Gwürz im brune Chirsichern, 's isch wohr.
Doch was im frumme Menscheherz ersprießt,
und ufgoht, und in schöne Liedere blüeiht,
wie euer Lied, goht übers Zuckerbrod
und Zimmetgeist. Das treit ke Immli heim,
das distellirt der Summer an keim Baum.

Drum dank ich Gott für alles Liebs und Guts.
Drum dank ich Gott für dreifach G'schenk,
und gebich Sunneschin un froht Zit.
Der sehnt, i dank mit Chapeziner Dank,
mit Segen und Papier. — —

An Herrn Pfarrer Güntert zu Weil.*)

Vetter Vogt! Der Vammert (i mueß ichs chlage) wird tägli
liederlicher, füler, versoffener; 's isch nümme z'lebe,
's isch nümme z'gschirre mit em; 's hilft weder strofe, no Zuespruch.

---

*) Hebel pflegte, als er noch in Lörrach angestellt war, seinen Freund Güntert im Scherze Vogt zu nennen, und behält hier diese Benennung bei. Sich selbst nannte er Stabhalter, und einen andern Freund, der damals Amtsactuar zu Lörrach war, Bammert, d. i. Bannwart, Feldhüter.

Looset, wiener mers macht! 's isch weg'neme Tubakpfifli,
weg'neme tusignette Pfifli; 's het mi fex Gulde
chost und ungradi Chrützer, no ohni 's Bschläg dra, und ohni
's Chetemli dra; fust seit me der Gattig Pfiflene Merschum.
Wiiß sin si, wie Chlabaster, und weich wie Anke, und wie ne
Fliegeschißli so licht, wenn eim e Fliege 'n uff d'Hand ...
Raucht me'n us so me Pfifli, se wirds wie länger wie schöner.
Zerst wirds grüen am Bschläg, aß wie der libhaftig Grüenspon,
Alliwil witer abe, und alliwil grüener und dunkler,
bis es schwarz isch, wie d'Nacht; doch brun wirds gegenem Chopf zue;
und der Chopf blibt wiß; 's isch nüt nutz, wenn er nit wiß blibt.
Aber so e Pfifli isch wie e schaallos Eili,
wie e Sermonetchindli, (doch nit der Landvögti ihres,)
wo me's arührt, thuets em weh; im Augeblick het es
Moose, Chritzli, Löchli; me darf nit herzhaft dra chuche.

Het ein e Ruusch, se will i'm nit rothe us so me Pfifli
z'rauche, 's Pfifli wär hih! und überhaupt, wenn ein voll isch
soll er 's rauche so si; me het bitrübti Exempel,
's got mit em zunderst und zöberst, der Bode will unter em breche.
d'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, d'Lüt sicht er dopplet,
schwezt mit em selber — armsdicke Wort, — si schieße kem Pfarrer
so vo de Lippe; der Ziehzero z'Rohm isch numme e Naar gsi.
Aber wider zuem Pfifli. Wenn so e Pfifli versaut isch,
lueget, se cha me's butze, und wenn's so rueßig und schwarz isch,
wie der Michel mit vierzeh Striche, wirds ich doch wider
wie der g'falle Schnee, me glaubts nit, wemmes nit gseh het.
Schabe cha me's, und wenns so rublig wie's Herr Faktore
Jokeb Friderli wär, se wird's ich so glatt und so glänzig,

's Suffilis Bäckli chönne nit glänziger, chönne nit glätter
si, — und wenn so e Pfifli recht g'schlacht sel blibe, se nimmt me
näumen e Tüpfi, wo no ke Eierenanke isch drin gsi,
loßt im Tüpfi Wachs vergoh, wie siner, wie besser,
und chocht 's Pfifli im Wax; 's isch aber e bsundere Vortel,
's cha's nit iedwede Chue! Der werdets selber nit chönne!
Usem Fundement verstohts der Bammert, und sider
as er d'Feldhuet verlore, und keini Einig me z'zieh het,
puzt er Pfifli. Der Burscht het fust schier nüt me z'verdiene.
's Stunde rüffe treit nit viel i; zwor brüelt er enzezli,
er, und d'Chatze, und d'Güehl, und 's Wirths fuelärtige Hofhund
hen e Gragöl mitenander; der Mond am Himmel wird schüüch drob.

d' Heye bsegne si selber im rueßige Chämi, und bette:
„das walt Gott, und b'hüetis Gott!" — So grüseli brüelt er.
Aber brüele und sufe isch zweierlei. Gsoffe mueß doch si!
Und wie ärger er brüelt, wie ärger sunft er bis d'Sterne
noetno verbleiche am graue Himmel, und enenam Turnberg
lisli der Morge verwacht; und was er mit Brüele verdient het,
het er vor Tag scho versoffe. Wo was itz lebe? Der Tag will
aü si Sach, und der Bammert isch ken vo dene, wo 's Esse
obem Trinke vergessen, er frißt ich mit Vieren um d'Wett,
wenn ers het, feigs Ches, feigs Brotis, Tübli und Strübli.
Aber so e Lebe chost Geld in itzige Zite!
d' Noth lert bette, d'Noth lert schaffe, d'Noth lert de Bammert
Pfifli putze. Es treit zwor wenig i, doch ischs so viel.

Loset iez, wie er mers macht! Mi Pfifli isch rubliz, — i gib em's.
Vor zwölf Wuche, 's het no gschneit, 's het no ke Blüemli
's Chöpfli zeigt, se gib i'm mi Pfifli, und sag em: „Do heut er's!
„Schabet's, siedet's, putzet's; gent Achtig druf, — 's chostet ser Gulde,
„ohni 's Bschläg dra, und ohni 's Chetemli. Bringet's bald wider!
„Wenn der's ordeli putzet, und zitli bringet, so hilf i ich
„wider zue enem Aemtli, und zahl ich extra zwo Halbi."
Sot's der Bursch nit thue? Was macht er? Er nimmt mer mi Pfifli.
„Jo, i will ich's putze und ordeli wider bringe!" —
Sellemols gseh, und nümme! I frog' em, wo i 'm de Chopf sieh,
„Bammert, hen der mer's Pfifli?" — „I blos ich ufs Pfifli," isch d'Antwort.
„Heut er's verlore? — Nei! — se hen ders verseffe, bikennets!
„Nei i ha's nit verseffe! — se bringet's! — Morn will i's bringe."

Lueget, se trib is vo Faßnecht bis Ostre, vo Ostre
bis Pfingste.
Wer mer's Pfifli nit bringt, das isch der liederlich
Bammert.
Vetter Vogt! Drum meint i, der chönntet mer
öppe do bi sieh!
Wenn der e scharpfe Befehl im Bammert schicktet;
der wüsset,
wie me mitem mueß rede! so dütli: „'s Dunder
und 's Wetter
„fahr ich in Chrage denn au! Dir dunderschießige
Chetzer!
„Het der Her Stabhalter si tusig schön Pfifli für
euch gchauft?
„'s Pfifli use! bi Gott! fust müenter sechs
Wuche ins Hüüsli.
„Dixi! Güntert Vogt." — — Was gilts,
er leßt's nit druf a cho!

Thüent mer der Gfalle, Herr Vogt! — Der neu
Vikari vo Lörech
bringt ich d'Bollete, ne brave Her, und gmei mitte
Lüte.
Sust sin die iunge Burst mengmol e wenig pha-
testia,

meine sie heigen ellei mit Löffle d' Gierfamkeit
gfresse.
Aber der neu Vikari isch kei wo dene. Er pre-
digt
Gottes Wort, wies si ghört, und füehrt e christliche
Wandel,
het e tröstlige Zuespruch, und wenn er d' Bibel
vom Schaft langt,
herefrischt er eim d'Sprüch so bütli, aß es e Freud
isch.
Drum erwiset em Ehr — I will ihn grekhumme-
dirt ha!

Stabhalter.

An eine Freundin,

bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden.

Nehmet das denn au,
liebi, frummi Frau!
's grothet just nit eins wie's ander,
Chorn und Spreu isch unterenander.
Leset 's Fürnehmst us,
's isch, cha sy, ne Fund;
's ander strichet us.
Gott erhalt ich gsund,
und Gott schenk ich alliwil
liebi süeßi Freude viel.

Dem aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten an seinem Hochzeittage.

I ha 's le g'seit, und 's isch so cho!
Was hani g'seit? 's werd nit lang goh,
se bringt der Bott vom Schwizerland
es Brütli an der weiche Hand,
es lieblig Brütli mittem Chranz
zuem Chilgang und zuem Hochzit-Tanz.

's isch freili wohr, und so ne Ma,
es Frueli das mueß er ha.
Früeih, wenn er mittem Morgeroth
uf d'Streß go Brugg und Basel geht,

wer nimmt en z'erst no lieb und warm,
zuem B'hüetdigott und Chuß, in Arm?

Und wenn er mittem Abedstern
in d'Heimet chunnt, was hätt er gern?
's sött näumis an der Huus-Thür stoh,
es sött em lieb eggege che,
und fründli säge: „Grüeß di Gott,
„du liebe Ma und Schwizerbett!"

Und säge sött's em: „Liebe Ma,
„chumm weidli, leg d'Pantofflen a,
„und 's Tschöpli! Uffem Tischtuech stoht
„di's Süppli scho vo wissem Bred.
„Chumm, liebi Seel, und iß ies z'Nacht!
„Und 's Bettli isch de au scho g'macht."

Das weiß er wohl mi Schwizerbett,
's isch nit, as wenni'm 's säge wett.
Drum het er au am lange Rhi
und Canton us und Canton i
meng Meidschi scharf in d'Auge g'ne,
ob nit bald wöll die rechti che.

Und Canton us und Canton i,
bald an der Limmeth, bald am Rhi,
wol het er bravi Meidsch'ne gseh,
wie's Röslі roth, wiiß wie der Schnee,
so tusigschön und quet und froh.
Die rechti het nit wölle cho.

's macht nüt. Mi liebe Schwizerbott
het gseit: „I find sie doch, wills Gott!"
I glaub es schier, Her Bottema!
Längst heit er 's in der Röchi gha.
Thüent d'Augen uf! Vim Saferlot,
sie chunnt nit selbst. Verzeih mers Gott!

Jez het er sie, und isch er froh,
Der Landamma ischs gwüs nit so. —
Gib, was de hesch, biet, was de witt,
er tuuschte mit dem Kaiser nit.
Er lueget nu si's Brütli a:
„Jez bisch mi Wib und i bi Ma!"

I säg es frei, und säg es lut:
Her Schwizerbott mit euer Brut,
Gott guntich wol e bravi Frau,
und wie's euch freut, so freuts üs au,

und geb' ich Gott denn alliwil
der liebe neue Freude viel.

Denk, wenn's no einist g'wintret het,
was streckt si do im chline Bett,
und lächlet lieb? Mi Bottema
er luegt si goldig Büebli a.
Er lengt e süeße Zuckerring:
„Lueg, was i der vo Aarau bring!"

Nu flink dur's Land, Her Bottema,
mit euer Taschen uf und a,
und bringet, wie mer's g'wohnet sin,
viel schöne B'richt und Lehre drin.
An Zuckerbrod und Marzipa
für d'Chindli solls nit Mangel ha.

Gedichte,

in

hochdeutscher Sprache,

nebst

Räthseln, Charaden und Logogriphen.

Neujahrslied.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Thräne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schön gemischt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Thronen und für Hütten
Schmerz und Lust im Loose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Muth für seine Leiden,
In die neuen Tage.

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüthe,
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung in's Geleite.

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien

Tönen im belaubten Reiß,
Singen laut des Schöpfers Preiß.
Kirsche, Birn und Pflaum gedeihen

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höhn
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,

Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Kreatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet

Abendlied,

wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt schwingen wir den Hut.
Der Wein der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Der schönste Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirth, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammerthür
Und hinten dran die Schuldgebühr.
Der Gast darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer sein Gläslein trinkt,
Ein lustig Liedlein singt
Im Frieden und mit Sittsamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gast darf wieder kehren,
Mit Ehren.

Des Wirths sein Töchterlein
Ist züchtig, schlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat sie keins, das ist nicht gut,
Mußt eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jezt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Hausthür doch,
Und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Lied

für die

Gesellschaft des Museums bei ihren freundschaftlichen Mahlen.

Melodie: Süße, heilige Natur ꝛc

Lieblich tönt zum Becherklang
Saitenspiel und Festgesang,
und im schönen Wechsel ziehn
Ernst und Scherz durchs Leben hin.

Ernst dort in dem Büchersaal,
fröhlich hier am Feiermal;

Freunde dort und Freunde hier,
forschen, scherzen, singen wir.

Das Metall aus Merike
macht nicht weise, macht nicht froh;
hoch in lichten Räumen kreis't
gern und froh der freie Geist;

Sieht in seinem Eigenthum,
sieht von Pol zu Pol sich um,
Sonnen strahlen überhin,
Paradiese blühn um ihn.

An der Vorwelt Tafeln steht,
in die dunkle Zukunft späht,
in den raschen Strom der Zeit
schaut der Sohn der Ewigkeit.

Thronen, Völker fern und nah
tauchen nieder, waren da,
andre, nie genannt zuvor,
steigen aus der Fluth empor

Wetterwolken kommen, gehn,
Waffen klirren, Palmen wehn:
Thränen fließen, Rosen blühn,
welken wieder rings um ihn.

Mit der Menschheit nah und fern
theilt er Scherz und Freude gern,
ruht, gepreßt von Scherz und Lust,
wieder an der Freunde Brust.

Inniger und enger zieht
sich sein Kreis, und reiner glüht,
als im regen Weltgewühl,
dann des Daseyns Hochgefühl:

Und zur Seelenharmonie
tönt des Liedes Melodie,
und zum muntern Festgesang
tönt der reine Becherklang.

Manche Stunde lieb und froh,
Brüder, Freunde, schwand uns so;

Freundschaft macht das Leben süß,
wandelts in ein Paradies.

Aber, ach! Ihr blickt umher!
Manche Biedre sind nicht mehr;
Ihre Asche hat der Sand,
und den Geist sein Vaterland.

Reicht die Becher still hinab!
Ruhe schweb auf ihrem Grab!
Im Gedächtniß leben sie;
Freunde sterben, Freundschaft nie.

Füllt die Becher wieder an!
reicht sie her und stoßet an!
Unser schöner Bund sey heut,
hör's ein guter Geist — erneut!

Leget traulich Hand in Hand!
Fest und heilig sey dies Band
Jedem, der nach Wahrheit strebt,
und für Pflicht und Freundschaft lebt!

Manche Stunde werd' uns so,
noch, wie diese, lieb und froh!
Schnell flieht dieses Leben hin, —
Trinkt auf festen Freundes Sinn!

Schluß-Chor:

„Auf der Freundschaft festen Sinn
über Welt und Zeiten hin!"

Kürze und Länge des Lebens.

Dumpf ertönte vom hohen Thurm das Trauergeläute
und der Leichen-Gesang erscholl zum blumigen Hügel,
wo Bathyll und Damötas, noch beide blühend dem Leben,
beide kundig des Wechselgesanges, am Abhange saßen.
Dieser schaute jenen, der diesen schweigenden Blicks an,
bis im stillen Verein unaufgefordert vom andern,
also Bathyll begann, und also Damötas ihm folgte.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch, in einem Jahre beginnt es,
und im nämlichen fällts. — Einst sah dort die grünende Eiche
Gustav Adolphs Heer, sieht jetzt des gallischen Cäsars
siegende Fahnen wehn, und harrt noch auf spätes Ereigniß.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. In einem lachenden Monat
ward die Blume des Hains; der nämliche Monat begräbt sie.
Kinder des lachenden Jahrs, buntfarbige Sylfen, die Aehre
keimt schon im zarten Gras, doch seht ihr nicht mehr die Erndte.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Im kühnen Busen entfaltet
sich ein umfassender Plan. Der wollt unsterbliche Lorbeer

um die Schläfe sich winden; der Millionen sich häufen.
Kaum noch gekannt entschlief der eine; dürftig der andre.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Bescheiden baut sich das Hüttchen
hier eine fleißige Hand, und ein genügendes Gärtchen.
Arm begann das junge Paar; es spendet das Alter
reichen Segen des Fleißes den Kindern und blühenden Enkeln.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Bald ist der Becher der Freude
ausgeschlürft. Es schwinden die fröhlichen Tage
unter Gesang und Tanz. Es schwinden die fröhlichen Nächte,
wie die leichten Wolken ziehn am herbstlichen Himmel.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Ihr einsamen Stunden der Trauer
träufelt in bittern Sekunden langsam vom Daseyn hernieder.
Auf dem Krankenlager, im öden stillen Gefängniß
steht es drückend und schwer, wie das Gewitter im Sommer.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Am Grabe wendet der Pilger
ins Vergang'ne den Blick. Ach über öde Gefilde,
über verwelkte Blumen, nur wenige warens und arme,
sieht er schon nahe dem Grabe noch stehn die verlassene Wiege.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Entsteigt der Säugling der Wiege,
welche Bahnen vor ihm! Es wallt der ahnende Knabe

blühende Höhen hinan. Weit dehnt sich dort sein Gesichtskreis,
Neues öffnet sich ihm, und ins Unendliche geht er.

Also sangen die Freunde. Es rauscht in dem nahen Gebüsche.
Aus dem Gebüsche trat mit heiteren Blicken Euphronos.
Lieblich, wie das Wiegen der Wipfel im Hauche des Zephyrs,
war mir euer Gesang. Ja kurz, ja lang ist das Leben.
Söhne, genießet es nur! o Söhne, nützet es weise,
der hat lange gelebt, der froh und weise gelebt hat.

Zum neuen Jahr 1804.

Aufgewacht in deiner Halle,
wandelst du hervor;
schön in deiner Jugend walle
neues Jahr empor!

Unserm Vater auf dem Throne,
seinem hohen Haus,
lächle mild! Um seine Krone
breite Freuden aus!

Deine schönsten Feiertänze
seyen ihm geweiht,

deine schönsten Lorbeerkränze,
holder Sohn der Zeit!

Wandle ohne Blut vorüber,
ohne Schwerdtgetön!
Heile du die Wunden lieber,
die noch offen stehn!

Von des Füllhorns goldnem Rande,
schwer in deiner Hand,
triefe Segen jedem Stande,
in dem Vaterland!

Schöner Sonnen, schöner Sterne
Glanz umstrahle dich,
und die Menschheit nah und ferne
freue deiner sich.

Der Genesung Becher fülle
du dem heißen Schmerz,

und in milde Hoffnung hülle
jedes kranke Herz!

Kröne froh den Sieg der Wahrheit
und Gerechtigkeit!
Und so wall' in deiner Klarheit,
holder Sohn der Zeit!

Der Abendstern.*)

Willkomm, willkomm! Schon wieder da,
Und schon denselben Bergen nah,
Du lieber schöner Abendstern?
— Bei seiner Mutter wär er gern;
Er trippelt nach mit mattem Schein,
Und holt sie eben doch nicht ein.

Von allen Sternen groß und klein,
Ist er der liebste, er allein.

*) Diese von Hebel selbst verfaßte Uebersetzung des allemannischen Gedichtes gleichen Namens wurde von ihm zuerst in der Iris 1804 S. 333 u. ff. öffentlich mitgetheilt.

Sein Brüderlein, der Morgenstern,
O nein, sie hat ihn nicht so gern.
Drum wo sie wandelt aus und ein,
Da muß ihr Liebling um sie seyn.

Früh, wenn sie aus dem Schlaf sich hebt,
Und steigend überm Schwarzwald schwebt,
Sie führt ihr Knäblein an der Hand,
Sie zeigt ihm Berg und Strom und Land.
Er hüpft und springt. Doch warnt sie schon:
„Der Weg ist weit, gemach, mein Sohn!"

Er schaut sich um, fragt allerlei;
Sie lehrt ihn treulich, was es sey.
„O Mutter," ruft er, „Mutter schau!
Da unten strahlts im Morgenthau,
Schön, wie in deinem Himmelssaal."
„Drum," sagt sie, „ists das Wiesenthal."

„Nun fort mein Sohn, und folge mir,
Wir haben nicht zu säumen hier."
Jetzt schlüpft er ihren Händen aus,
Springt manchem Wölkchen klein und kraus
Mit leichten Füßen nach, und schlägt
Das Hütchen drauf, — und — ist geneckt.

Doch, wie die Sonne höher steigt,
Und unter ihr der Rhein sich zeigt;
So warnt sie ihn: „Hier ist Gefahr!"
Sie beut die Mutterhand ihm dar.
Sie knöpft ihm schnell das Röcklein ein,
Und führt ihn sorglich über'n Rhein.

Doch wie sie ob dem Elsaß steht,
Und mächtig wieder abwärts geht,
Wie wird das Bürschlein müd und still?
Es weiß nicht, wie sich's helfen will.
Sie tröstet ihn, sie spricht ihm zu:
„Bald kommst du heim in deine Ruh."

Doch wie sie ob den Bergen steht,
Am rothen Himmel tiefer geht,
Und er von weitem, matt und müd,
Die süße liebe Heimath sieht,
Läßt er das Mütterchen voran,
Und zottelt nach so gut er kann.

Zur Heimath wandeln Heerd und Hirt;
Der Vogel schweigt, der Käfer schwirrt.
Schon tönt die stille Flur entlang,

Der Heimchen frommer Nachtgesang.
„Jetzt," denkt er, „hab ich hohe Zeit!
„Doch ist's, Gottlob, auch nimmer weit."

O seht ihn, wie er niedersinkt,
Und heller jetzt, und heller blinkt.
Die Mutter steht schon vor dem Haus,
Und streckt nach ihm die Arme aus;
Jetzt sinkt er freudig niederwärts,
Jetzt ist ihm wohl am Mutterherz.

Schon stehn Rosinlein rein und frisch,
Und Honigkuchen auf dem Tisch.
Bald trägt sie ihn in seine Ruh,
Deckt ihn mit leichten Wolken zu;
Sie küßt ihm Stirn und Wange roth;
„Schlaf wohl mein Kind! das walte Gott!"

Schlaf wohl, du schöner Abendstern!
Das Sternlein sehen alle gern.
Er schaut herab so mild und gut,
Und wer ihn sieht mit schweren Muth,
Dem lindert er den tiefen Schmerz,
Und stiller Friede füllt das Herz.

Die andern dort im Lichtgewand,
Ei freilich ja, sind auch scharmant.
O seht, wie's flimmert weit und breit!
In Lieb und Fried und Einigkeit
Wird jeder seines Lebens froh.
Wärs doch hienieden auch schon so!

Schon kühler wird die Abendluft,
Und an den Halmen hängt der Duft.
Auch wir gehn, denk ich, allgemach,
Im stillen Frieden unter Dach.
Geh, Lieschen, sachte du voran,
Und zünd geschickt das Lämpchen an.

Auf den Geburtstag eines Freundes. *)

Willkomm, willkomm! Da wandelt er
Der liebe Tag am Himmel her,
Der einst ein Knäblein, (hab er's Lob!)
Hold lachend in die Windeln schob.

Das Knäblein wuchs bei Speiß und Trank
Zum wackern Jüngling, groß und schlank,
Und wer ihn sah, und was er trieb,
Der war ihm gut, und hatt' ihn lieb.

*) Der Freund, auf dessen Geburtstag Hebel dieses Gedicht verfaßte, war ein als Beamter im Badischen hoch geachteter, und besonders durch seine Geschicklichkeit, die er in Untersuchungen gegen Jauner bewies, ausgezeichneter Rechtsgelehrter.

Ein Jauner höchstens fuhr zurück,
Und maß ihn schon mit scheuem Blick,
Und dachte bei sich schweren Muths:
Aus diesem Früchtlein wird nichts Guts.

Drauf trieb der Jüngling viel Latein,
Und sog den Geist der Weisheit ein,
Und ward gelehrt, und wuchs heran
An Kraft und Muth ein fester Mann:

Und macht denn nun schon manches Jahr
Des Jauners banges Ahnden wahr,
Und schirmt, sein Landrecht in der Hand,
Die Ordnung in dem Vaterland.

Ernst ist er in Gerechtigkeit,
Und mild in Menschenfreundlichkeit,
Und erndtet dafür ächt und rein
Der Guten Dank und Segen ein.

Doch was der Mann den Seinen ist,
Und wie er lieb die Gattin küßt,
Das weiß nur sie, und das sah noch
Kein anderer durch's Schlüsselloch.

Erhalte Gott, und segne dich,
Du Bester, und so lieb' er mich!
An deiner Stirne Heiterkeit
Schwebt deiner Gattin Seligkeit.

Drum blicke dir der Himmel klar,
Im schönen neuen Lebensjahr,
Und mache dich und uns zugleich
An süßen Herzensfreuden reich.

Und du im heitern Morgenblick,
Kehr, holder Tag, noch oft zurück,
Und finde stets den Gatten froh!
Das Lied war diesmal nur so, so.

Auf die Hochzeit eines Freundes.

Seht unsern Freund! Nicht mehr allein
Will er in seinem Stüblein seyn
Und Trübsal blasen. Lieb und warm
Nimmt er ein Weiblein in den Arm.

Fürwahr das hat er gut gemacht,
Denn immer länger wird die Nacht.
Der Winter kommt mit schnellem Schritt,
Und bringt viel trübe Stunden mit,

Und Schnee und Reif' und rothe Nas',
Und kommt der Frühling — wißt ihr was?
So sehr ihn Laub und Blüthe kränzt,
Ist auch nicht Alles Gold, was glänzt.

Und wenn der Vogel singend schwebt,
Bald mit der Sie ein Nestlein webt,
Und Alles liebt und thut sich schön,
Ist's auch kein Spaß, nur zuzusehn.

Und sonst, wie's in der Welt rumert,
Der Säbel haut, der Degen bohrt;
Das sahn wir, eh' es Jemand sah,
Wir setzens und wir druckens ja.

Drum wohl dem Mann zu dieser Frist,
Der klug, wie du o Freund es bist,
Mit einer Gattin lieb und traut
Sein eignes stilles Nestlein baut.

Heil sey dir und dem Weiblein zart,
Mit dem die Liebe dich gepaart,
Ein froher Muth Jahr ein und aus,
Und Gottes Segen wohn im Haus!"

Auf die eheliche Verbindung

des

Baumeisters J. J. C. A... mit W. E...

am 13ten Junius 1809.

Im Namen der Geschwister.

Der Künstler schaut sein Kunstwerk an:
„Fürwahr das hab' ich gut gemacht."
Die Zinnen steigen Himmel an,
es steigt der hohen Säulen Pracht,
und der gefror'nen Musik Schall
ist ganz harmonisch überall.

O süße Zauber-Symphonie!
Wie tönt Gesims und Postement,

und schmelzt das Herz zur Sympathie!
Wie brummt der Baß am Fundament!
Und geht der Wind, wie kräftig schlagt
der Fensterladen seinen Takt!

Die Ziegel singen wunderschön,
und das Camin gibt süßen Klang. —
Doch süßer, sagt er selber, tön',
von Mädchen-Lippe Gruß und Dank,
und das Duett im Herzverein,
das Wort der Liebe: Ich bin dein.

So komm denn Bruder gut und treu,
das Schwesterlein in Lieb' umfang!
Und Euer ganzes Leben sey
ein rein harmonischer Gesang!
Bald tönt zu süßem Dreiverein,
das Eja und Popeja drein.

Der Marqueur am Vorabend
des
N..... und D..... Trauungstages
am 5ten November 1807.*)

(Scene das Billardzimmer)

Indieweil ich da thu um das Billard spazieren —
Trente huit à vingt quatre — und Bälle marquiren,
Sitzt unten, so denk ich, die liebliche Braut
Mit ihrem glücklichen Jüngling vertraut
In süßen Gefühlen. Ihr lächelt der Vater,
Ihm lächelt die Mutter — Quarante à vingt quatre. —

---

*) Ein Impromptu, veranlaßt durch die Bitte des Marqueurs im Drechslerischen Kaffeehause um einige Verse zur Feier der bevorstehenden Hochzeit, und von Hebel im Billardzimmer verfaßt.

Vingt six à Quarante. — So mög denn ihr Leben
Ein steter lachender Frühling umschweben
Voll duftender Rosen. — Quarante deux à vingt six,
So schön sie einst blüheten im Paradies.
Quarante cinq à vingt six! — Nur verwunde sie nie
Ein stechender Dorn die beglückte — Parthie!

Grenadierlied.

(Verfaßt im Jahr 1809.)

Wohlauf, wohlauf! die Fahnen wehn,
Der Tambour zieht voran,
Er schaut nicht um, und schlägt die Trumm
Kennt seine Leut', 's kehrt keiner um
Auf seiner Siegesbahn.

Des Kriegers Heimath ist die Welt,
Sein Erbtheil tapf'res Blut;
In jeder Küche brennt sein Heerd,
In Feindes Land bezahlt das Schwerdt,
Die Münz, und die ist gut!

Das Schlachtfeld seine Werkstatt ist,
Sein Werkzeug Schloß und Hahn,
Tiroler nimm den Kopf in Acht,
Piff, paff Tiroler, gute Nacht!
Habs nit mit Fleiß gethan.

Frau Wirthin, prasselts in der Pfann,
So legt die Bratwurst drein;
Der Feind ist fort, reicht Guten her!
Gilt's Badens Preis, gilt's Badens Ehr',
Und's Schätzlein draus am Rhein.

Daheim am Rhein das Schätzlein weint,
Wie geht's dem Grenadier?
Schön Schätzlein seufze nicht so laut,
Im Schlachtfeld er den Feind zerhaut,
Die Bratwurst im Quartier.

Im Schwabenland manch Röslein blüht,
Manch Mädel schlank und fein,
Der lieblichsten mein Kuß begehrt,
Doch komm ich heim zu Haus und Herd,
So bist du wieder mein!

Und der dieß Lied gedichtet hat,
Bracht's zum Sergeant empor.
Sein Frau die schön Marketenderin war,
Hab's wohl gespürt, hab selbst fürwahr
Sechs Buben bei dem Corps!

Musquetierlied.

Steh ich im Feld,
Mein ist die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
Bin ich doch Musketier,
Steh in dem Glied wie er,
Weiß nicht wo's besser wär!
Weiß nicht wo's besser wär!
Juhe ins Feld!

Steh ich im Feld,
Mein ist die Welt.
Hab' ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch Niemand naus,

Fehlt mir die Lagerstätt,
Boden bist du mein Bett,
Mein ist die Welt!

Steh ich im Feld,
Mein ist die Welt,
Hab ich kein Geld im Sack,
Morgen ist Löhnungstag;
Bis dahin jeder borgt,
Niemand für's Zahlen sorgt.
Juhe ins Feld!

Steh ich im Feld,
Mein ist die Welt;
Hab ich kein Geld im Sack
Hab ich doch Rauchtabak;
Fehlt mir der Tabak auch,
Nußlaub gibt guten Rauch;
Mein ist die Welt!

Steh ich im Feld,
Mein ist die Welt.

Kommen mir zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;
Schießt mich der vierte todt,
Tröst mich der liebe Gott.
Juhe ins Feld!

An

Wilhelm Friedrich Hitzig.

1 8 0 3.

Sag, sind wir denn beide so völlig verrostet,
Und haben doch hybläischen Honig gekostet,
Laufen in Prosa zu Fuß durch die Zeiten,
Und könnten auf Jamben und Sechsfüßen reiten,
Saufen des Wassers mit andern Millionen,
Und lassen verschimmeln des Punsches Citronen?
In Steinbrunners-Gestalten*) gewoben,

---

*) Steinbrunner ein Bauer, welcher Hebel und Hitzig auf einer Reise im Schwarzwalde auf den Beichen begleitete. Steinbrunners-Gestalten, das heißt: Gestalten solcher Wegweiser im Schwarzwalde.

Haben uns des Proteus*) Engel umschwoben?
Wie? Sind wir auf dem Belchen gewesen,
Und haben im großen Psalter gelesen?
Und als die Säustel**) den Augen entschwanden,
Haben wir das Halleluja verstanden,
Das krachende Eichen und stürzende Tannen,
Dem Niegesehnen zu singen begannen,
Und schlagen noch knechtisch das Ruder und schwitzen,
Statt im äther'schen Luftball zu sitzen,
Und unter des Himmels vergoldeten Nägeln
Im lieblichen Schwanken des Reimes zu segeln?

So reim' dich denn, oder
Ich friß dich, und so der
Apostel Johannes
Auf Befehl eines Mannes

---

*) Proteus heißt hier so viel: als schöpferischer Urgeist.

**) Mit dem Worte Säustel bezeichnet Hebel große Steine, welche, als er den Belchen bestieg, damals an dem steilen Berg hinabrollten. Den Ausdruck entlehnte er von dem Wegführer Steinbrunner, der die Größe der Steine mit der der Säustel, d. i. der Schweinställe verglich.

Auf einmal ein Büchlein
Verschlang, wie ein Küchlein,
So macht das Ersticken
Mir auch keine Sorgen.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Mich dauert der Arme in seiner Verblendniß.
Gott helf' ihm in Gnaden
Zu Brod und Erkenntniß,
Und heile den Schaden.

Mit Liebe und Freude, (der Luftballon steiget,
Lang schwankt er gefährlich,
Und hob sich beschwerlich),
Hat Kirchenrath Sander etwas Junges*) gezeuget;
In selige Schöpfergefühle verloren,

*) Im Jahr 1803 wurde nämlich auf Sanders Vorschlag und nach seinem Plane das Pädagogium zu Lahr errichtet.

Hat er einen neuen Trabanten geboren,
Wenn's erlaubt ist zu sagen, daß nur die Lyceen
Um die verkohlte Sonne am Neckar sich drehen,
Die Pädagogien auswärts hingegen,
Als Monde sich um die Lyceen bewegen.
Mit Reizen der Jugend geziert,
Von freundlichen Horen geführt,
Tritt Lahr in die kreisenden Bahnen.
Nun möcht' ich dich, Lieber, ermahnen:
Du hattest mir einst von dem Büchlein geschrieben,
Nach welchem du selber Physik hast getrieben,
(Heißt's Krüger, heißt's Brünnig, ich weiß es
nicht mehr,)
Als du noch in deinem wohlthätigen Schein
Der Mann im Lörracher Monde zu seyn,
Genossest die Ehr'.
So ein Büchlein, das hätten wir gern,
Für den neuen lachenden Stern,
Und suchen wohl eins,
Und finden doch keins
Das kurz und jugendlich wär.
Drum möchte Herr Sander das deine gern sehn,
Eh' er kauft eine Katz in dem Sack,
Und weil er demnächst wird ins Oberland gehn
Und rauchen manch' Pfeiflein Tabak,

So trags doch, o Lieber,
Nach Lörrach hinüber. *)
Herr Special Krey wird so gütig dann seyn,
Und mit Aufschrift und Siegel des Amtes es weihn;
Damit es ohne weitere Kosten,
Durch die Turn- und Tarischen Posten,
An das Specialamt in Hochberg lauft ein!

Was da haben die Männer in Baden gemacht!
(Auch ich hab' Träum' und Gesichter).
Jung warf in die apokalyptische Nacht
Ein paar schöne romantische Lichter.
Da lagen die Auen gedehnt,
Nach denen das Heimweh sich sehnt.
Hingegen Herr Fein,
Warf Schwärmer darein.
Da sagte Herr Ewald: „O schont
Des Leuchtens! Ich bin ja der Mond!"
Will's so nicht behagen,
Will ich anders es sagen.
Herr Stilling schaute ins Dunkel hinauf,
Er erspäht in der neblichten Ferne
Jerusalems leuchtende Sterne.
Da thürmte sich Fein in Gewittern auf,

*) Hitzig war damals Pfarrer zu Mötteln bei Lörrach.

Und umhüllte die flimmernden Sterne,
Und windet und donnerte drauf und drauf,
Und blitzte mit Bengels Laterne.
Da löste Herr Ewald den Wetterdunst auf,
Und stürzte, ein Platzregen, nieder,
Da strahlten die Nachtlichter wieder.
Und war die prophetische Nacht
Auch diesmal fast dunkler gemacht,
Soll Ewald und Fein es entgelten!
Den andern, den ließ ich nicht schelten.
O wehe mir Armen! Ich tauche schon nieder,
Immer schiefer,
Immer tiefer
In die Wolkenschicht nieder.
Lebe wohl, o Proteuser! Der Urgeist umgeb' dich!
Das Lispeln der heilgen Buchen umschweb dich!
Die Reinheit des Aethers vom Belchen durchweb' dich!

An Ebendenselben.

1 8 1 2.

Auf, Ramsperger,*) entzeuch dich der Kleider,
entrinkle die Sohlen,
Schneide die Nägel ab, und tunke dich dreimal im
Brunntrog;
Dreimal im Brunntrog sprich: Im heiligen Namen
des Proteus!
Daß ich dich weihen möge dem hohen belchischen
Zauber.

Salbe dich jetzt mit Tinte, und pud're die
Locken mit Streusand,
Stell dich hinaus in die Nacht, den Blick zum Bel-
chen gewendet,

*) Name des damaligen Lyceumsdieners zu Karlsruhe.

Gegen Rötteln hinauf! Nach Rötteln *) walten die Zauber.
Schraubt den Dekan mir an, ihr belchischen Mächte, am Schreibpult!

Sey, Ramsperger, gefaßt, die Abentheuer beginnen.
Fürchte nichts! Ich bin mit dir, und mit mir ist Proteus.
Wirble dich auf in die Höh! Es trete dein irdischer Leichnam
In das Gleichgewicht mit dem nachtdurchzogenen Dunstkreis!
Sey nur ein Stück der Nacht, du selbst, in Menschengestaltung;
Und jetzt rück' in den Strom der Luft, der leise nach Süden
An dem Knibis dahin und über den Blauen hinauf zeucht!
Jetzt im Wiesenthal halt, hoch über dem Pfarrhaus in Rötteln!

---

*) Hitzig war damals, als diese Epistel geschrieben wurde, noch Pfarrer in Rötteln, aber bereits zum Dekan in Schopfheim ernannt.

Und dort drüben, o du, o Friesenegger, ich bitte,
Halte den Odem an, und nieße mir nicht in den Zauber!

Schlafst du da unten so still am Busen der freundlichen Täubin,
Armer Zenoides!*) nun den Schlaf der müden Dekane?
Schlaf denn ein Stücklein noch, dann weckt dich der belchische Zauber.

Nimm jetzt, Ramsperger, dies Moos, und stopf es behend in die Ohren,
Daß dich nicht ertödte das Rauschen der nordischen Schwäne,
Die ich mit Zauber citire vom Nordmeer tausendmal tausend.
Schwäger und Schwägerinnen der Leda seyd mir gegrüßet!
Schwinget die Fittige nun in immer schnelleren Schlägen,

---

*) Zenoides, ein Beiname, den Hebel seinem Freunde Hitzig zu ertheilen pflegte.

Bis euch die Kiele entfallen, wie dürre Blätter dem Eichbaum,
Wenn der Novembersturm durch Ast und Wipfel dahin fährt.
Sieh, Ramsperger, wie's schneit, wie fußhoch die grünende Erde
Schon mit Federn sich deckt, und von dem Berg die Lavinen
Glitschen nach Rötteln hinab, und Thumringen*) verschüttet
Nur noch Dächer übrig hat und obere Fenster.
Jetzt stell Boggen und Bütten und Züber so viel in den Pfarrhof,
Als dicht sich reihen mögen, und vor den Fenstern im Garten.
Siehst du nicht das Gewitter, das schwer am Belchen daherzieht,
Siehst du die schwarzen Wolken mit Tintenstoffgase geschwängert?
Auf! und melke die Wolken in alle Bütten und Boggen.

Jetzt, ihr belchischen Mächte, weckt mir den schlafenden Special

*) Thumringen, ein Dorf nahe bei Rötteln, unterhalb des Berges.

Mit Federstichen von frisch geschnittenen Federn.
Jagt ihn aus dem Bett und von der schlummernden Taube,
Leuchtet ihm, bis es tagt, mit brennendem Siegelwachsflambeau.
Bindet das Bein ihm fest mit Federspulschnüren ans Stuhlbein, —
Jetzt das andere auch, — und also schreib' er gefesselt
Dreimal der Stunden drei fortan in jeglicher Woche,
Die von der Sonnenaxe sich abspinnt, und auf die Erdax
Wirket im ewigen Kreis, und dreimal schreib' er die Bogen,
Enggefügt die Lettern und aus der untern Zeile
In die obere versilzt, an seinen Parmenideus.*)

Jetzt, Ramsperger, heim! Schon ruft die Wachtel dem Morgen.
Und Friesenegger du, dort drüben nieße den Tag an.

*) Parmenideus, ein Beiname, den Hebel schon zu Lörrach unter seinen Freunden hatte, und mit dem er sich nun selbst in dieser poetischen Epistel bezeichnet.

An eine Freundin in Straßburg.*)

Fürwahr ihr habt ein Kühnes g'wagt,
Ihr fallt mir in eine poetische Zeit,
Meine Nacht zum rosigten Morgen tagt,
Die Fürstin der Elfen ist nimmer weit.
Schon rauschen die Lüfte,
Es wallen die Düfte,

*) Hebel war für die große mimische Künstlerin, Madame Hendel-Schütz, die im rheinländischen Hausfreunde als Schwiegermutter vorkommt, sehr eingenommen, und von hoher Bewunderung durchdrungen. Eine Freundin in Straßburg neckte ihn deßwegen in einem Gedichte, das sie ihm zusandte, und worin sie die Hendel eine Elfenkönigin aus einem andern Stern nannte. Darauf antwortet Hebel in dieser poetischen Epistel.

Und ihr spannt noch den Bogen zum mißlichen
Streit?
Wollt ihr mich necken?
Ihr strebt nach gefährlichen Zwecken,
Ich bin zu jedem Zweikampfe bereit.
Nehmt Euch in Acht!
Sie leiht mir den Wagen;
Von Drachen getragen,
Reis' ich in sternloser Nacht,
Ohne Geld,
Durch die Welt,
Ohne Paß,
Ohne Spaß,
Den unser einer nicht macht.
Mir weichen die blinkenden Lanzen,
Euch schützen nicht Gräben noch Schanzen,
Wenn um mich die Zauber der Königin tanzen.
Das habt ihr wohl schwerlich bedacht.
Euer Necken
Werd ich durch Träume erschrecken;
Eine Schlange, ein Bär,
Eine feurige Ratt',
Eine brennende Stadt,
Ein kochendes Meer,
Ein zerplatzender Berg,
Ein Riese, ein Zwerg,

Gaukl' ich vor euren Sinnen umher;
Ein Igel mit stachlichter Brust,
Droh ich euch zärtlich zu küssen,
Und thu's auch. Ich will meine Lust,
Ihr sollt den Frevel mir büßen.
Doch nein, euer Necken
Kann ich anderst bestehn.
Ich will Alles gestehn,
So bleibt ihr am sichersten stecken.
Ihr Schlaue seyd nur zum Scherzen erbötig,
Ich zur Wahrheit, Wahrheit ist sechszehnlöthig,
Die Verse müssen mich decken.

Frau Prosa ist gar eine züchtige Dam',
Wenn man ihr soll beichten, man vergeht schier vor Scham,
In so ehrbarer Ruh
Hört einem die alte Begine zu.
Aber die Musen,
O die Holden,
Zum Vergolden,
Wehen selbst den Verliebten Wahnsinn zum Busen,
Lösen das Grämen,
Schenken das Schämen,

Loben, was Madam Prosa schilt,
Schelten, was sie mit Beifall vergilt.
Rosigt und mädchenhaft
Blühen sie in ewiger Jugendkraft,
Die zehnte nicht minder,
Als die neun andern lieben Kinder.
Und nicht zu verachten die neune,
Ist die zehnte von nun an die Meine.
In wen sie verliebt ist, das frag' ich sie nie,
Sie liebe wen sie will, ich liebe doch sie.
Ihr solltet sie schauen,
Diese Perle von Frauen,
Diesen Kindskopf, diesen Mann, dieses Weib,
In der nämlichen Seel, in dem nämlichen Leib,
Und kosten den seligen Zeitvertreib.
Nun hab' ichs gestanden, nun ist es heraus,
Und weinet ihr um mich, so lach ich euch aus.
Eine Thorheit mehr,
Verliert sich im übrigen Heer,
Wie im Pelze des Juden eine neue Laus.

Nun sind wir des Scherzes am Ziele,
Aber die Heldin des Hippels *) treibt grausame Spiele,

*) Heldin des Hippels. Hierunter versteht

Doch lieber noch heut
Als morgen bereut,
Eh' Gram die Herzen durchwühle.

Euer Wort
Für den Kehler *) findt günstigen Ort,
Ich führ ihn durch Sturm und durch Nebel
Hinein in den sichern Port,
Fallir ich, so heiß ich nicht Hebel.

Wollt Ihr mir ferner in Versen schreiben,
Ich werd Euch die Antwort nicht schuldig bleiben.

Hebel ein Mädchen, das damals seinen Bräutigam eben aufgegeben hatte.

*) Ein Geistlicher, den die Freundin, an welche die poetische Epistel gerichtet ist, empfohlen hatte.

An eine Freundin im Oberlande.

Frau Vögtin*) in dem Unterröcklein,
Was treibt Sie und was macht Sie Gute,
Spinnt Sie vielleicht vergnügten Muths
Manschetten-Zwirn an einem Zöcklein?

Ich seh' Sie zwar dafür nicht an,
Daß Sie aus Kuder,
So fein er ist,
Garn zu Battist,
Aus Kienruß Puder
Erheben kann.

*) Frau Vögtin wird die Freundin, an welche dieser poetische Brief gerichtet ist, bloß scherzweise genannt.

Das hat der leidige Reim gethan,
Auf Unterröcklein
Reimt Flachs sich schlecht,
Allein ein Zöcklein
Thuts eben recht.

Einst spann ein Zöcklein
Im schwarzen Röcklein
Zwar selbst Battist
Für manchen Christ,
Das fromme Möcklein,
Das in Eimeldingen verstorben ist.

Dasselbe Zöcklein,
Das Hexen besser als wir verstand,
Denn seine Hand
Hat aus einem Bröcklein
Vom winzigsten Text
Dreitausend Ellen Faden gehext.
Das war mir ein Zöcklein!

Sanft schlafe der Müde,
Und Gottes Friede
Wall' auf ihn herab.

Ein Rosenstöcklein
Schmücke sein Grab,
Der mir einmal sechs Schnupftücher gab,
Die ich schon alle verloren hab.
Einst hab ich, wenn Ihrs zu gedenken
beliebt,
Einen schlauen Schnupftuchhandel verübt.
So sehr ichs dem Spitzbub veraegte,
Daß er mich so entsetzlich geprellt,
That er doch, was ihm die Klugheit gebot;
Schickt man die Narren zu Markte
Lösen die Krämer viel Geld.
Blau war das eine, das andere roth.
Das was mir im schlechten Handel zer-
ronnen,
Hab ich wieder an guten Leuten gewonnen,
Wies Gelegenheit gab.
Manch Schnupftuch zum Beispiel hab ich Euch
gemaust
Und hättet Ihr nicht so weise gehaust,
Ihr putztet die Nasen am Ermel ab,
Oder gar am niedlichen Röcklein.

Frau Vögtin, ich plaudre so gerne mit
Euch

In Scherzen, im Ernste; sei gilt mir gleich.
Schon läutet zur Schule das Glöcklein,
Es hüpfen die Knaben wie Böcklein;
Ich lasse sie hüpfen, und bin mit Euch,
In Gedanken,
Ohne Wanken.
Wenn Ihr an den Bäumen schüttelt,
Oder die Dukätlein rüttelt,
Hühnernester visitiret,
Oder Eiern-Anken rühret,
Schliechte machet, Federn zupfet,
Gänse füttert, Tauben rupfet,
Bin ich in stillen Gedanken bei Euch.

Gott segne Euer Haus,
Vom Mann bis zu der Maus;
Trauben reif und süß,
Saftig das Gemüß,
Aepfel roth und nett,
Gänslein zart und fett,
Alles Euer Thun gelinge,
Und der volle Nußbaum bringe
Viel tausend tausend Höcklein,
Die Schafe zarte Böcklein.

Frau Vögtin in dem Röcklein,
Nun ist es aus, nun muß ich gehn,
Und nach den lustigen Knaben sehn,
Sie zausen einander am Röcklein.
Nun Asse denn, nach altem Brauch,
Behüt Euch Gott, und schreibt mir auch.

Neujahrswunsch
des Wochenblattträgers
1812.

Als wenns nie da gewesen wär,
Ist wieder eins hinunter,
Begraben in das tiefe Meer,
Bei Fusel und Burgunder.

Bei Saitenspiel, Pistolenschuß
Und krachenden Petarden,
Bei Händedruck und Liebes-Kuß
In Sälen und Mansarten.

S'hats wohl verdient das gute Jahr
Für viele schöne Gaben,
Daß wir an seiner Todten-Bahr
Valet getrunken haben.

Was will ich lange Seiten voll
Sie alle recitiren,
Ich hoff, das liebe neue soll
Sie selber repetiren.

Mit Blüthen war der März geschmückt,
Mit Blüthen der Oktober,
Manch Kindlein in der Wiege liegt,
Mit Bäcklein wie Zinnober.

Vor allem ist der liebe Wein
Nach Herzenswunsch gerathen,
Und mancher schmollt im Kämmerlein,
Und zählet die Dukaten.

An unser einen kommt es spät,
Auch etwas zu erhaschen,

Und wenn man auf der Gasse geht,
Zu klimpern in den Taschen.

Doch was mir werden soll, das war
In guter Hand indessen,
Ich weiß, das gabenreiche Jahr
Hat mich nicht ganz vergessen.

Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1815.

Viel Neues wieder alt
In anderer Gestalt
Verschwund'nes wieder da!
Ein großer Aufschluß nah, —
Und plötzlich wieder fern!
Der Zukunft goldner Stern
Bald in den Wolken, bleich,
Bald wieder strahlenreich!
Des Wünschens immer viel,
Und nie erreicht das Ziel,
Und stets die Menschen gleich!

Ein wunderlich Geschlecht,
Getäuscht von Wahn und Schein,
Nie mit sich im Verein!
Kein Engel macht's ihm recht.
Das alte Rad der Zeit,
Wie dreht es sich herum
Schon manches Seculum,
Und dennoch kommts nicht weit.
Wohl dem, der sich vertraut,
An seinem Nestlein baut,
Und was mein frommes Blatt,
Nicht was die Zeitung hat,
Mit stillem Sinn beschaut,
Nicht in die Zukunft schwebt,
Und, — geh es wie es geh,
Zu Land und auf der See, —
Des eignen Friedens lebt.
So spreche Frieb und Ruh
Im lieben neuen Jahr,
Das uns die Zeit gebahr,
Geehrte, bei euch zu!
Zum höchsten Glücke weiht
Nicht Kiste, voll und schwer,
Nicht Macht und Glanz und Ehr,
Nur die Zufriedenheit!

An einen Freund zu Hausen

bei

Uebersendung der allemannischen Gedichte.

Hoch von der langen schwarzen Möhr*) herab,
Vom Platzberg her, auf wohlbekanntem Pfad
Erschein ich dir, o Freund, den Blumenkranz
Dir bringend, den ich jüngst in Wald und Flur
Und von der Wiese duftigem Gestad
Und um die stillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
Nur Erdbeerblüthen, Dolden, Wohlgemuth,
Und zwischendurch ein dunkles Rosmarin,
Geringe Gabe. Doch so gut sie kann,
Hat lächelnd und mit ungezwungner Hand

---

*) Möhr und Platzberg, Berge bei Hausen.

Des Feldes Muse sie in diesen Kranz
Gewunden, und der reine Freundessinn,
Der dir ihn bietet, sey allein sein Werth.
Und hieng er nun hier unterm Spiegel schön,
So schwankt er schöner doch im Lindenast,
In freier Weitung, leichter Weste Spiel.
Dort schwank' er denn! Und sammelt um sich her
Die Linde unterm Sonntagshimmel blau
Das frohe Völklein aus dem nahen Dorf,
Das gute Völklein, das dich liebt und ehret,
Und unter ihnen mancher mir von Blut
Verwandt, und mancher aus der goldnen Zeit
Der frohen Kindheit mir noch werth und lieb,
So theilst du gern des kleinen Spaßes Freuden
Mit ihnen. „Seht zu diesem leichten Strauße"
So sagst du, „sind die besten Blümlein doch
Von unsrer Flur, und unser Eigenthum
Mit Recht." — Jo weger uffem Alzebühl,
Jo weger uffem Maiberg hen sie blüeiht;
Und bini nit im frische Morgethau
Dur d'Matte gstreift, und über d'Gräbe gumpt?
Und hani nit ab mengem hoche Berg
Mit nasse Auge abe gluegt ins Dorf —

Und hanich Fried und guete Stunde gwünscht?
S'isch weger wehr, und glaubsch mers nit, se froz
De Bammert, mengmole het er mi verscheucht
Im Habermark und im verhängte Wald.
Se b'schauet denn mi Bluemechränzli au
Am Lindenast, und 's freut mi, wenn's ich gfallt;
Und nehmet so verlieb; es isch nit viel.

Epigramme.

1. Rude donardus.

Mich in Ruhe setzen? Hört den klaren
Unsinn! Mich den Präsident von Essen?
(Ein Assessor seitwärts).
Klarer Unsinn! Denn seit dreißig Jahren
Seines Amts ist er in Ruh gesessen.

2. Undank.

Gestern Abend starb der Doktor Engel;
Tod, er ist ein undankbarer Bengel.

3. Herzensanliegen.

Vater. Was liegt dir auf dem Herzen,
Mein Kind, du scheinst so bang?

Tochter. Ach unterm Herzen liegt mirs
nun schon sechs Monden lang.

4. Am Grabe eines Kapuziners.

Betet Ave! Pater Quardian
Ists, der unter diesem Steine rastet.
Tröst ihn Gott! Er hat am Laberdan
Und an Erbsen sich zu todt gefastet.

5. Am Grabe eines Chirurgus.

Gott woll' ihm Ruhe geben!
Er war ein unbescholt'ner Mann,
Und hat in seinem ganzen Leben
Nicht einem Menschen weh gethan.

6. Krankenbesuch.

Ist sein Herr allein,
So meld er den Freund Hain!
—„Ganz allein, bis auf den Doktor Felber"
Adieu, Freund! der bringt mir ihn schon selber.

7. Xenien.

Xenien sind Geschenke, dem Gastfreund traulich geboten,
Dichtet was ihr wollt, aber nennts was es ist!
Sollens Xenien seyn, recht schön! Vergesset nur Eins nicht,
Widmet den Gästen den Witz, nicht dem Witze den Gast.

Räthsel, Charaden und Logogriphen.

1.

Mancher hats am Stiefel, Mädchen wohlgemuth
Liebens vor dem Busen, beiden steht es gut.

2.

Ich trage der Furien Schlangengestalt,
Ich bin wie die Schlangen gewunden und kalt.
Die Farbe, vor welcher Jedermann graut,
Die schwarze des Todes, bedeckt meine Haut.
Ich folge, wie die zürnende Rach,
Tagtäglich euch auf dem Rücken nach.

3.

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf.

Das arme Weib
Hat keinen Leib

Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Bedächtlich in den andern ein,
Was mag das für ein Weiblein seyn?

4.

Ein rothes Vorlegschloß hängt mir am Mund,
Sonst thät ich euch was Neues kund.

5.

Ein Anderer wird durch Blei und Zinn
Das, was ich durch die Zeitung bin.

6.

S macht mich zum König, und P zum künstlichen Weber,
M zum Bastardgeschöpf, G zum Pflüger im Feld.

7.

Das Ding; von dem die erste spricht,
Freund, dem man's macht, der sieht es nicht.
Die zweite schneidet euch zu Ellen oder Stab,

Nachdem ihr lange her und hin geboten,
Der Kaufmann in dem Laden ab;
Das Ganze hat der Färber schwarz gesotten;
Es deckt — was meint ihr? Etwa Sarg und Bahre?
Gott bewahre!

8.

In kühler Luft,
Durch Morgenduft,
Gieng in das Feld der M
Mit seiner lieben S.
Er sprach: wie steht die Saat so schön!
Sie sprach: das wird nicht lang so steh'n!
Nun, liebe Freunde, rathet es,
Wer ist der M? wie heißt die S?

9.

Krieger liebt's,
Minne gibt's,
Bei dem Pfarrer nennt man's Pfründe,
Und der Tod ist's für die Sünde.

10.

Rath, o Lieber!
An der Tiber
Schlummert mein Gebein.
Hell erwacht ich,
Freuden bracht ich
Später dir am Rhein.
Hohe Würden,
Schwere Bürden,
Gab ich an dem Main.

11.

Ob er gleich starb mit seinem grauen Haar,
Kein Menschenkind minder auf Erden war.

12.

Wie wird's dir armer Wittwer geh'n?
Wenn Mann und Weib sich wiederseh'n,
Und neu sich knüpfen alle Ehen,
Wird deine Frau nicht auferstehen.

13.

Mein Körper ist von Holz, sehr leicht zu brechen,
Mein Herz kann ohne Stimme mit euch sprechen.

14.

Das O und Ach vom müden Handwerksmann
Spricht in der ersten Sylbe euch nicht an.
Die Axt, der Hammer schweigt in ihr;
Nur Sterne flimmern sehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus noch an,
Hilft euch die zweite wieder auf die Bahn.
Ihr meint, ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Erblickt ihr schon des Nachtlichts milden Schimmer.
Für diesmal nicht, drum rathet nur aufs neu.
Das Ganze lebt und sitzt auf der Kanzlei.

15.

Wer frevelnd die Gesetze bricht,
Dem droht ein strafendes Gericht;
Wer kann nun ein Gesetzbuch nennen,
Das mit Gerichten lohnt, die sich zu ihm bekennen?
Kluge Frauen schreibens,
Brave Mädchen treibens.

16.

In eine lichte Rotunde schaut
Hinauf mein staunender Blick,
Von Adams Erzeugten hat's keiner gebaut,
Dies künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall, doch schwebet es stolz
In freier Weite, trotzt furchtbar'n Gewalten,
Sich selber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt seine Balken, wer zählet die Menge
Der luftigen Hallen, der schwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herrscherin wohnt,
In strahlender Mitte die Herrscherin thront.
Nun melde mir Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie ist nicht des Himmels lasurener Bogen,
Der sich spiegelt und bricht in den Meereswogen,
Eine Mördergrube meine Rotunde ist,
Den Pilgrim zu ihr die Herrscherin frißt.

17.

Ein Sylbenpaar zieht jährlich hin und her,
Bald ist's bei uns, bald wieder überm Meer,
Und kommt's in's Land,
Weiß von Gewand,

Dann wähle den Schlangen und Kröten!
Nur stille Flucht
Dahin, wo Niemand sie sucht,
Kann sie retten, von entsetzlichen Nöthen.
Die dritte wird nicht schwer mehr scheinen;
Zwei Große wohnen drin, mit ihren Kleinen,
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
Wie jeder pflegt im eig'nen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
Für die Bewohner eben recht.
Dem Storchennest dies Räthsel gleicht?
Allein wir machens nicht so leicht.
Wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde,
Wenn fern von uns der Storch entfliegt,
Sich jeder wärmt am eignen Heerde,
Und Schnee im öden Neste liegt,
Wird erst das Ganze lieb und werth;
Die Schnitterin es leicht entbehrt.

18.

Dem Schlitten nütz ich nichts, es geht durch mich der Wagen,
Und fehl ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,

Was ihr Besitzer sich von ihr verspricht;
Ich bin verwandt dem Hochgericht.
Nun rathet, was ihr wollt. — Ein Rad? Das
bin ich nicht.

19.

Die erste ändert Jahr für Jahr
Die liebe Zeit oft sonderbar;
Der trägt sie schwarz, der grau.
Hier wirds beschnitten, dort gekräuselt,
Mit Band umwunden und bestäußt,
Ziert Mädchen, Mann und Frau.
Zuviel schon! — Steht das zweite Paar
Dem Leichtsinn offen, dann fürwahr
Ist's Mutter-Söhnchen in Gefahr.
Das Geldlein fliegt dem Kukuk zu,
Mit ihm die Tugend und die Ruh.
Zum Ganzen braucht des Künstlers Hand
Nur schwache Seide und Verstand.
Die Mode hängts dem Ersten an,
Wie man bereits vermuthen kann.
Ihr meint ihr habts, ihr habt es schwerlich;
Wär' die Kokarde nicht ersonnen,
So hätte man es nie gesponnen!
Der Titus macht es nicht entbehrlich.

20.

Arm ist sie, wie die Kirchenmaus,
Sie hat kein Stücklein Brod im Haus,
Ihr Haus hat nur ein einzig Fach,
Kein Ziegel liegt auf ihrem Dach.
Doch, was ich bitt, beklagt sie nicht,
Verschwendet wäre das Gefühl,
Das leicht die zarten Herzen bricht.
Sie hat der nächtlichen Freunde viel.
Der Kaiser, und das Bäuerlein
Gesteh'n ihr gute Freundschaft ein.
Am Tage kennt sie keiner mehr.
Fällt euch vielleicht die Lösung schwer,
So will ich helfen, wie ich kann;
Sie ist kein Weib, sie ist ein Mann.

21.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuslein zart und klein,
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen

Weit ihre reichen Colonieen;
Douanen ein, Douanen aus
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus,
Und lehret uns, daß eitle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unterm Strehbach wohne.

22.

Seht die edle Ordens-Dame!
Sagt, wie heißt ihr hoher Name!
Es flattert an ihrem weiten Gewand,
Ein langes und weißes Ordensband,
Es funkelt auf ihrem Kleide
Viel köstliches Ordens-Geschmeide.
Ihr Wappenmantel streift ans Meer,
Mit Gold bordirt, vom andern Hämisphär.

23.

Wer kann mir meinen Namen sagen,
Bald bin ich blau, bald roth, bald grün.
Wem ich zu Theil geworden bin,
Der darf mich in dem Knopfloch tragen.

Ich ziere fürstliches Gewand,
Doch trägt mich auch der Bauer auf dem Land.

24.

Die erste bringt unangenehme Stunden,
Die zweite schmückt ein überirdisch Licht,
Und wär das Ganze nicht erfunden,
So kennte man den Ritter Linné nicht.

25.

Rathet aus, rathet ein!
Wie heißt des Kaisers Töchterlein?
Wie heißt das grausame Mädchen?
Einst spann es am blutigen Rädchen,
Einst schürt' es hell die Flamme an,
Zum Menschenbraten lobesan;
Dann zeichnet es rothe Stickerei
Auf Judenhaut zu guter Frist;
Anjetzt es eine alte Jungfer ist,
Und doch sind ihm noch Männer treu.

26.

Hast du einmal dich etwas unterwunden,
O lieber Mann,

Und hast du etwa mich darin gefunden,
Bist übel dran,
Noch schlimmer aber, wenn du dann mit nassen
Gesetzt auch trocknen Augen mich mußst lassen.

27.

Mein Vater ist ein harter Mann,
Die Mutter Asche; — Jedermann
Hat einst dies Schicksal zu erfahren.
Ich selber bin ein räthselhaftes Kind,
Wohlthätig schon seit vielen Jahren.
Ich bringe Licht in düstre Hallen,
Bin gern dabei, wo frohe Menschen sind,
Und lustige Gesänge schallen.
Dem Kranken bring ich heilende Arznei,
O, seht, er athmet wieder frei,
O, seht, der kranke Mann gesundet.
Doch traut mir nicht, schon oft hab ich verwundet;
Und lügen kann ich, trotz den wohlbekannten
Frau Basen beim Kaffee, beim Spinnen oder Stricken.
Aus Elephanten mach ich Mücken,
Und aus den Mücken Elephanten.

28.

Den Reichen trägt das Thierlein durch den Koth;
Das Pflänzlein ißt der Arme auf dem Brod.

29.

Heut wie morgen und wie gestern,
Sitzen neun und neunzig Schwestern;
Keine geht vom Ort,
Keine spricht ein Wort;
Ihren Mund verschließt ein Schloß;
Tod und Leben sind in ihrem Schooß.

30.

Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Rahm und Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
Schaut herzhaft drein, ihr seht euch nicht.
Drin sieht sich nur ein Bösewicht;
Und sieht er sich, so lauft er fort,
Und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
Es muß auf einer Reise seyn

31.

Die erste Sylbe habt ihr allerwegen,
Sie flammt euch aus der Feuersbrunst entgegen,
Sie strömt euch aus der Ueberschwemmung zu;
Die zweite liebt der Wächter und die Kuh.
Das Ganze ist bedeckt mit Eis und Schnee,
Und doch dabei ein wasserloser See.

32.

Holde, die ich meine,
Niedliche und Kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Ist mir das Leben fürchterlich.
Und mehr als dreißig Jahre schon,
Nicht sieben erst, wie Isaaks Sohn,
Dien ich um deiner Minne Lohn.
Auch gönnst du mir,
Ich dank es dir,
Gar manchen wonnigen Genuß.
Doch bald bekommst du Ueberdruß,
Und laufst zu meiner tiefen Schmach,
Als feiles Mensch, dem Juden nach,
Und dennoch, Falsche, aus und ein,
Hörst du nicht auf, mir lieb zu seyn.

33.

Man kauft mich theuer, legt mich dann auf's
Stroh.
Verliert man mich, so ist man herzlich froh,
Schreibt mich nicht aus. In zweifelhafter Wahl,
Kauft man mich lieber noch einmal.

34.

Die erste findet ihr in jeder Schar.
Ade! so ruft die zweite immerdar
Den Scheidenden, wenn sie uns lieb gewesen.
Das Ganze habt ihr eben jetzt gelesen.

35.

Mit wenigen bin ich bekannt,
Doch hab ich drei schon verbrannt,
Schon öfters mit vieren gespielt,
Und Ehrfurcht vor vielen gefühlt.

36.

Täglich bewirth ich die Hirten und nächtlich grausige
Geister,

Schnee bedeckt mir das Haupt, Wolken hüllen es ein.
Wer kann Berge versetzen? Napoleon kann es der Starke.
Einst stand in Oestreich ich; jetzo im Badischen Land.

37.

Als Wein hat er mich krank gemacht,
Als Apotheker mir Genesung wieder bracht.

38.

Sie lauft die langen Straßen aus,
Schleicht unverschämt in jedes Haus,
Verrathet Alles, was sie kann,
Lügt Alle, die ihr glauben, an,
Und ziert sich noch mit Fürstenschmuck die Stirne;
Wie heißt die freche Gassendirne?

39.

In der ersten wogt das Leben;
Sinkt das neue drein,

Wird's am Ende seyn,
Dürft dem Todtengräber nicht viel geben.
Oft schmiert man die zweite euch um die Nase;
Lieber seht ihr sie im vollen Glase.
Und dem Ganzen dankt ihr, wann ihrs kennt,
Eine Göttin und ein Instrument.

40.

Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Aber große Weisheit fließt aus mir.

41.

Arabien ist mein Vaterland,
In Deutschland werd ich braun gebrannt,
In einer Mühle klein gemahlen,
Dann fühl' ich heiße Wassers-Qualen,
Zuletzt gießt man noch Milch mir zu,
Trinkt mich, und raucht Tabak dazu.

42.

Gruß und Heil zuvor!
Leiht meinem Schwietchen euer Ohr!

Wenn eine Erl' und ich im schönen Städtchen
Bingen
Uns am geschickten Ort mit Ast und Arm umschlingen,
Dann werden wir im Dreiverein,
O Wunder! bald sonorisch seyn,
Und wie ein Heldenname klingen.

43.

An der ersten wohlbekannten,
Hängen Uhr und Elephanten;
Und die zweite wohnt im Finger,
Im Gewissen und im Dünger.
Schütz euch Gottes weise Führung
Vor der ganzen Einquartirung!

44.

Da kommt ein Knabe gegangen,
Mit klingenden Glocken behangen,
Sagt, Müßiggang heiße ihm Pflicht;
Und was ihm die Brüder mit Darben,
Mit Mühe und Sorgen erwarben,
Verzehrt er im leckern Gericht.

Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
Und dennoch mißgönnt er dem Pfarrer die Ruh.

45.

Was auf der Erde steht, das muß die erste haben,
Und was der Weise denkt und spricht.
Die zweit und dritte sind Pomona's Gaben,
Die gern am Weg der Wandrer bricht.
Das Ganze ist ein seltsam Ding,
Ihr achtet Blüth und Frucht gering,
Werft weg den Stengel und das Blatt,
Die Wurzel auch, und dennoch machts euch satt.

46.

Die erste strömt von Anbeginn
Der Welt bis an ihr Ende hin.
Die zweit und dritt' entscheiden
Im blinden Augenblick oft über Reu und Freuden.
Das Ganze
Ist eine Pflanze.

47.

Bist du das Erste durch Blut,
Wohlan, so heiß ich es gut;
Bist du es nur durch Papier,
So bist du ein seltsames Thier;
Bist du es aber durch Werke,
So acht' ich es höher als Stärke.
Hast du das Zweite im Leib,
Machts traurigen Zeitvertreib.
Doch trägst du das Ganze am Finger,
So trägst du niedliche Dinger.

48.

Er ist, so oft er kommt, ein unwillkomm'ner Gast.
Doch kömmt er nicht, verzweifl' ich öfters fast,
Und sprech zum Diener: Lauf bis du ihn hast!

49.

Oft begleit' ich euch zu Schmerz und Leide
An die stille Gruft;
Oefter schwing ich mich zu eigner Freude
In die Frühlings-Luft.

50.

Nachdem er in Jerusalem gewesen,
Ist längst schon sein Gebein verwesen.
Gut, daß ihn nicht aus seiner Gruft
Zurück die Frau von Endor ruft,
Den Kahlen ohne Zopf und Schopf.
Er wär' im Stand und packt euch an,
Und spräch: hör er fremder Mann,
Was soll das seyn? Er trägt ja meinen Kopf.

51.

Mein Kopf ist klein;
Lang ist mein Bein;
Mein Fuß ist spitzig,
Macht Manchen witzig;
Der Mägdlein Brust
Ist meine Lust;
Der ernste Mann
Mich missen kann.

52.

Wer hoch will steh'n, wie ich,
Nimmt oft zum Muster mich;

Es gehe wie es will,
Ich bin zu Allem still,
Am hellen Tage blind,
Und dreh mich nach dem Wind.

53.

Mit zwei Sylben tröstet der Gläubiger gerne den Schuldner;
Jener setzet zum Kreuz oft die dritte hinzu,
Und ein Sacrament. Noch steht das Ganze am Himmel;
Einst schlugs in der Schlacht kräftig den Gegner auf's Haupt.

54.

Zwei Apostel, ein König und ein gefürchteter Amtmann,
Kommen zusammen bei mir, viele Romane schrieb ich.

55.

Einen römischen Kaiser, und Papst, und einen der Zwölfe
Denk ich in einem Wort. Rathet es, wenn's euch beliebt.

56.

Das Erste blinkt im weißen Schein
Gar schön und rein;
Es wird aus vieler Berge Nacht
Ans Licht gebracht,
Und hat schon Manchen reich gemacht:
Aus Deutschland zog's als großes Loos
Der Herr Franzos.
Das Andre ward vom ersten Erdensohn
Und seinem Weib in Edens Siedelei
Nur still begangen, zweifelsohne,
Denn kein Herr Pfarrer war dabei;
Seitdem ists in der Welt bekannt,
Das Mädchen wird nach ihm nicht wie zuvor
genannt;
Und manchen Mann
Kam Reue an,
Weil er zu schnell den Schritt gethan.
Wie wirds nun um das Ganze stehn?
Ihr werdet in die Kirche gehn,
Um einen seltnen Akt zu sehn.
O nein! Gehört nur kann es werden.
In wenig Kirchen auf der Erden.
In Gottes höchstem Tempel stehts,
Und über schroffe Felsen gehts,

Es donnert wie der jüngste Tag,
Schlag auf Schlag.

57.

Viel leisten kann ich euch in eurem ganzen Leben,
Und wer mich neunmal will,
Der muß mich einmal geben.

58.

Seyd so schlau,
Und nennt mir meinen Bau;
Die Hausthür liegt den breiten Weg,
Es geht zu ihr nicht Pfad, noch Steg.
Vier Tagelöcher offen stehn,
Doch kann man nicht durch alle sehn.
Der Erker hat zwei Fensterlein,
Doch scheint die Sonne nie hinein.

59.

Der frohe Geist war mir entflohn,
Und da erst ward ich lieber Sohn.
Womit das Schwerdt im Schlachtfeld tobt,
Das wird an mir und an dem Aug' gelobt.

Und wenn nicht der Geburtsschein leugt,
Werd ich vom Mütterchen und es von mir gezeugt.

60.

Auf freier Wildbahn wohlgemuth
Jag ich par force, die Jagd ist gut.
Kein Fröhner treibt, ich stoß' nicht an,
Ich treib und fang mit eignem Zahn.

In Sturm und Wetter wohlgemuth
Trag ich und nähr. Mein Kind ist gut:
Es sauget sich an Freuden reich,
Nicht für sich selber, nur für euch,

Nun laßt zum drittenmal euch sagen,
Ich selbst werd' hin und hergetragen,
Und wie ein feurig Meteor,
So steig oft zürnend ich empor.
Dann bebt ein treues Volk und flieht,
Das mich doch sonst so gerne sieht.

61.

Nehmt vornen mir ein M. und hinten mir ein I.
Dann wandelt sich, wie im Ovid so schnell,
Ein weiblich Bild, verschmitzt und fein,
In ein bekanntes Vögelein.

62.

General Bein,
Exerciret, commandirt,
Den Rekrut Stein;
Eins und zwei, eins und zwei.
Stein wollt' gern bleiben stehn,
Nein, er muß weiter gehn.
Jetzt will er weiter gehn,
Nein, er muß bleiben stehn;
Also will's Bein.
Und nach beliebtem Brauch
Wird viel geschlagen auch.
Rath nun, o Bruder Matz!
Meinen Parade-Platz.

63.

Ich armer Sclave,
Erleide harte Strafe,
Und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus,
Geh' ich ringsum, Jahr ein, Jahr aus;
Und fang ich auch zu schlummern an,
Kommt ein metallener Mann heran,
Und treibt zu neuer Arbeit an;
Und wo der Starke, der mich rette?
Das Haus, das mich verschließt, liegt selber
an der Kette.

64.

Ich weiß ein dunkles Kämmerlein
Von Holz, der Schreiner hats gemacht;
Drin liegt ein wenig todtes Bein;
Und jezt wird an den Sarg gedacht.
Allein in diesem Kämmerlein
Verwandelt ihr das Holz in Stein;
Ihr leert darin die Becher aus,
Und schlagt euch, wenn ihr könnt, hinaus,
Und darum kanns der Sarg nicht seyn.
Wenn Stein und Bein zusammen frör,
Dies Kämmerlein den Werth verlör.

65.

In welchem Zelt,
In welchem Theil der Welt,
Legirt der König und die Sau
Im Bett, zusammt des Königs Frau?

66.

Drei Laute wähl' er, Lieber, sich,
Dann hat er in St. Gallen mich.
Ein S. dazu, dann schwinget mich
Die Hand der Circe fürchterlich.
Nun dreht mich wieder hinter sich,
Dann trillt das Rad des Seilers mich.

67.

Zweimal mach ich verliebt die Knaben, zweimal die Mädchen,
Während neunmal mich speiset der leckere Gast.

68.

Wohlan, ihr Herrn, errathet mich,
Ein Siebtheil von mir selbst bin ich,
Und habe links und habe rechts
Noch drei des nämlichen Geschlechts.
Rechts strahlt mir hohes Himmelslicht,
Und Luna's freundliches Gesicht;
Doch heut im ärmlichen Gewand,
Ein müder Sklave mir die Hand.
Links rollt der Donner um und an;
Doch muthig steht ein freier Mann,
Und ein maskirtes Angesicht;
Was dem im Kopf steckt, weiß ich nicht.

69.

Mit einem e fall ich vom Himmel nieder;
Und ohne e hab' ich auf Erden viele Brüder;
Ein e hinaus,
Bin ich ein Haus;
Man kocht in mir,
Zur Speise dir,

Fleisch von dem Kalb und Lamm und von Gefieder.
Trink dazu, wenn du magst, ein Gläschen Cider,
Sing dazu, wenn du magst, fidele Lieder,
Und wärme, ist es kalt, am Ofen deine Glieder.
Verscheuche, wenn sie kommt, der Schwermuth Hyder.
So that mein Freund Aleth, und alsdann schied er,
Begleitet von Herrn Macklot und Herrn Schmie-
ter;
Der Köchin aber schenkt er einen Mieder;
Sie sprach: Adieu, mein Freund, komm er bald
wieder!
Er war ein feiner Kauz, doch immer bieder,
Und was mein Herz verdroß, das Alles mied er,
Da steck Er auf den Huth den schönen Flieder,
Und dieses Würstlein brat er oder sied er.

70.

Das Erste war der Andacht stets geweiht;
Und Thränen ihm. — Dasselbige erfreut
Jedoch auch das Verdienst, und oft die Eitel-
keit.
Des Zweiten Kleeblatt heiligt Ehen,
Befreit von tiefen Herzenswehen,
Und wird verehrt aus Ernst und Mode,
Weiht ein zum Leben und zum Tode.

So heilig sie auch sind, das Erste und das Zweit,
Sprecht ihr das Ganze aus, ist jegliches entweiht.

71.

Gott gibts im Mutterleib, ein Anderer auf's Papier,
Das Eine putzt oft uns, das Andre putzen wir.

72.

Mild strahl ich euch ins Angesicht,
Entzückt betrachtet ihr mein Licht;
Und doch, was gilts, ihr seht mich nicht,
Und oft, wenn ihr mich seht, so bin ich's nicht.

73.

Rathet, liebe Leser, was hab' ich im Sinn?
Einer trägt's am Kopf, ein Andrer hat's darin.

74.

Des Ersten Werth
Wird oft begehrt
Von Weisen und von Thoren.

Doch kommen Katzen noch dazu,
Ist aller Werth verloren.
Das Zweite ist von andrer Art,
Ein Er und eine Sie sind still darin gepaart,
Er führt euch zu der Weisheit Hochaltären,
Sie aber hilft den Weisen oft bethören.
Das Ganze steht dem Weisen schön,
Doch kann man's auch an Thoren sehn.

75.

Ich weiß ein kleines Klösterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder:
Die Armen stehn Jahr aus Jahr ein
Und keiner setzt sich nieder.
Der Eine zischt, der Andre brummt,
Der Dritte lallt, der Vierte summt,
Der Fünfte mit dem Sechsten murrt,
Der Siebente mit dem Achten knurrt.
Doch dieser Hader währt nicht lang,
Schon ahnd' ich frommen Chorgesang.
Jetzt stimmen sie das Credo an,
So rein, als je der Pabst es kann,
Jetzt beten sie das Pater Noster
So gut, als je in einem Kloster.
Sie beten dies, sie beten das,
Sogar das fromme Gratias.

Das Klösterlein hat keine Uhr,
Auch weiß es nichts von der Clausur.
Kein Maurermeister hats gemacht,
Kein Zimmermann daran gedacht,
Doch hats gefügt ein Handwerksmann,
Der noch viel Andres fügen kann.
Nun rathet auf, und rathet nieder;
In schwarzen Kutten stehn die Brüder.

76.

Zwar war ich nie ein Theil von dir,
Doch gabst du deinen Namen mir,
Und ich geh in das Grab mit dir.

77.

Die erste Sylbe ist nicht zu erkaufen,
Die zweite und dritte nicht wohl anzugreifen;
Das Ganze geht bei stiller Nacht auf's Streifen.

78.

Hinter Berg und Wald und Brunnen sollst du mein Freund seyn,
Hinter dem Wasen postirt, hebe dich, Satan, von mir

79.

Nehmt immer mir den Kopf und setzt ihn an
den Schwanz,
Ich bleib, wie der Polyp, dasselbe Ding und ganz;
Ihr kennt mich wohl; in stiller Nacht
Wenn nur der treue Wächter wacht,
Umstrahlt mich milder Glanz.

80.

Die erste ist ein Held,
Doch ritt sie nie ins Feld.
Sie dient zu Fuß, und wie?
Bei der Cavallerie.
Die zweite galt in Rom
Einst mehr als jetzt der Dom.
Im Ganzen überlisten
Sich Juden schlau und Christen.

81.

Ein r macht mich zum Herrn der Universität,
Indeß ein blutig s schlecht am Theater steht,
Ihr findets leicht und Niemand fehlt,
Wenn ihr statt pro nicht contra wählt.

82.

Immer sieh' ich umgeben von Todten,
Und immer geh' ich, wie andere Beten.

83.

Die erste ist von altem Blut,
Obgleich sie hat kein Rittergut,
Und mehr als tausend Ahnen waren
Beim nassen Reichstag in der Vorzeit Jahren,
Mit Schildern, Federbusch, mit Stacheln und mit Haaren.
Und in der zweiten tanzt das frohe Mädchen
Und in derselben dreht es auch sein Rädchen.
Das Ganze strahlt zwar um und um am Himmel,
Doch der es taufte war ein Lümmel.
Sag Jungfrau mit dem goldnen Strahlenschein,
Wer führte dich in dieses Kränzlein ein?

84.

Ich hab' ein Ding im Sinn,
Wohl lieben es die Mädchen traut,
Es liegt um ihre zarte Haut,
Doch stecken Nägel drin.

85.

Ich helfe Kisten laden,
Doch mach ich auch Charaden.

86.

Mit Zweien fährt der Bürgersmann,
Der Edelmann spannt Viere an,
Die Hottentotten lieben
Das reichgeschmückte Sechsgespann;
Nun sagt: Wer fährt mit Sieben?

87.

Die erste schützte manchen Christen
Schon oft vor bösen Fleischeslüsten,
Er mochte wollen oder nicht.
Gebet und Buße sind dann besser
Als Leckermaul und volle Fässer,
Und Mädchenbrust und Angesicht.
Doch was die erste nur mit Zwang erreicht,
Das wird der zweiten Sylbe leicht.
Wohl dem, den jene vor der Thorheit schützt,
Wohl dem, der ohne jene die besitzt!
Doch daß in schwarzer Unglücksnacht,
Vom bösen Dämon angefacht,
Nicht Beides in dem Ganzen sich entzünde,
Sonst weh, o weh dem armen Kinde!

88.

Die erste mildert eine Winterplage,
Und dies sey Alles, was ich von ihr sage.
Die zweite und das Weberschiff bewegen
Sich eins dem Zweck des anderen entgegen.
Das ganze Dinglein aber ist vonnöthen,
Das Erste zu beleben und zu tödten.
Doch kommt die zweite auch von einem Thier.
Der Kapuziner und der Kürassier
Entbehrt sie leicht. Das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe, sey ein armer Mann.
Doch, wenn ihr wollt, das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe, sey kein armer Mann.
Indessen hat auch wohl zu guter Stunde
Ein gelber Mensch die zweite an dem Munde,
Und Mancher drin, und beißt daran.
Das Ganze aber ist ein Mann,
Dem ist ein kleines Werk gelungen:
Doch hat er sich den Ruhm damit errungen,
Daß Mancher ihn noch als Verbeßrer nennt,
Der andere Verbesserer kaum kennt.

89.

Die erste Sylbe ...mort im Spiel,
Die nämliche wachset auf Bäumen,
Macht Manchem der schneidenden Schmerzen v
Und läßt ihn nicht schlafen, noch träumen.
Doch Mancher sieht sie im lieblichen Traum,
Und freut sich kindisch der Gaben,
Sie wohnt in der Erde verborgenem Raum
Und ist im Ganzen zu haben.
Die zweite Sylbe sieht Niemand gern,
Doch helfen ihr Ambos und Esse,
Der Seekler, des Friedens goldener Stern,
Und künstliche Rechnungsprozesse.
Im Ganzen liegen die Ehrenpfort',
Altäre, Paläste und Städte;
Korinthische Säulen liegen dort,
Im tiefgeschichteten Bette.

90.

Das Ding schmückt manchen großen Herrn,
Und Mancher siehts und hätt' es gern;
Und Mancher, der's nicht hat noch mag,
Macht's siebenmal in einem Tag;
Doch Manchem fähret es in die Haar

Und kräuselt sie ganz wunderbar;
Und Mancher setzt sich selber drein,
Und saust darin Liqueur und Wein.
Doch sprichts bei dem und jenem an,
So sagt man: O du armer Mann!

91.

Zwei Sylben blühn, doch wenn ihr sie wollt brechen,
Nehmt euch in Acht! sie wehren sich und stechen.
Die dritte wählet selber, liebe Leute!
Umwindet sie die Schläfe holder Bräute,
So braucht das Ganze, — nun ihr merkt mich schon, —
Zum Beten braucht's der Kirche frommer Sohn.
Wie aber, wenn die dritte Flügel schwänge,
In Feld und Hain zwar etwas kunstlos sänge?
Dann hat das Ganze einen rothen Kopf,
Und singt im Kerker noch, der arme Tropf.

92.

Kein Kluger hält mich für gering,
Ich bin ein unverträglich Ding;
Drum bringt mich nicht in eure Taschen,

Wollt ihr noch etwas drin erhaschen;
Sonst freß ich's weg, und werde doch nicht
satt,
Ich fresse immer mehr, je länger man mich
hat.

93.

Die erste nimmt am Himmel zu und ab,
Bald ist sie da, bald sucht ihr sie vergebens,
Und so ist sie das Bildniß eures Lebens,
Ihr nehmt auch zu und ab.
Die zweite, nehmt euch wohl vor ihr in Acht,
Hat manchen Sichern schon um Hals und Bein
gebracht.
Dem Ganzen danken wir ein Bischen Helle.
Nun wißt ihr's, meint ihr, Ei nur nicht so
schnelle!
Es wird vom Mondschein selber mit erhellt,
Und wohnt auf eurem Dach. Nun rathet, wenns
gefällt.

94.

Das Ding hat Jemand an dem Fuß,
Und duldet's, weil er's dulden muß.

Ein Andrer hats, doch nicht im Fuß,
Froh, wenn er's nicht entbehren muß.
Ein Dritter hat's sogar im Kopf,
Und ist ein lächerlicher Tropf.

95.

Ich Nimmersatt freß Pflanzen,
In meinem hohlen Ranzen,
Und ohne lang zu kauen,
Kann ich sie schnell verdauen;
Mein After stoßt zu mancher Dame Graus
Unausgesetzt die Flatus aus.

96.

Die erste seht ihr nur im Winterkleide,
Die zweit' und dritte liefert uns Getreide,
Das Ganze ist ein Kind der grünen Haide.

97.

Der Vogel will fliegen im hellen Schein,
Von Wien hinaus zum langen Rhein,
Da rührt ihn mit dem Talismann
Der große Zauberer Merlin an.

Blitzschnell der Vogel zum Leuen ward,
Der Leu flog nach des Vogels Art.
Da rührt ihn mit dem Talismann
Der große Zauberer wieder an.
Jetzt stieg heran mit manchem Dorn
Aus seinem Kopf ein dreifach Horn.
Der Löwe schnell verschwunden ward,
Jetzt flog das Horn nach des Löwen Art.
Da rührt mit seinem Talismann,
Das dreifach Horn der Zauberer an,
Und alle Dornen fielen ab;
Dreieinigkeit eine Einheit gab,
Und alles Runde eckigt ward
Nach Zimmermanns Manier und Art.
Jetzt fliegt das eckigt Ding am Rhein,
Des Vogels Weg im gelen Schein.

18.

In den bunten Karten steh' ich,
Doch nur einer von den Herrn,
Nicht der andre sieht mich gern.
Oft in falben Bergen geh' ich
Sonnig an und schmutzig aus,
Bring euch Liebes in das Haus.

Nur kehrt mich nicht um, ich bitte,
Solch' ein Ohr taugt nicht in eure Mitte.

99.

Deine Weisheit trägst du auf Papier,
Was daran zu viel ist, schenkst du mir,
Dennoch sag' ich, bist du mir gehässig,
Denn du tränkest mich mit schwarzem Essig.

100.

Dem Ersten wird es mit der Zange
Hinweggekneipt und oft währts lange;
Der Zweite schneidets leicht und keck
Mit Messer oder Scheere weg;
Der Dritte hälts mit festem Glauben
Und läßt's um keinen Preis sich rauben.

101.

Durch Hitze, nicht durch Frost vom Norden,
Bin ich aus Wasser Schnee geworden.

102.

Dreistöckig steht mein Haus,
Wer einmal drinnen wohnt,

Der zieht so bald nicht aus.
Sehr hohe Fenster hats, doch schaut er nicht
hinaus.
Sie glänzen nie im Sonnerschein;
Kein Hagel schlägt die Scheiben ein;
Kein Ziegel von dem Dache fällt.
Das Haus wird stehn im weiten Feld.

103.

Dem Knaben bin ich oft zum Spielen gut,
Dem Zornigen dien ich zur Kühlung seiner Wuth,
Den Angegriff'nen kann ich schützen,
Den müden Greisen unterstützen.

104.

Drei Sylben, liebe Mädchen, sind
Zwar ungleich sich am Werthe;
Die erste macht die Menschen blind,
Die andern zwei die Pferde.

105.

Ihr schlaft oft kaum,
Und es besucht euch auf dem weichen Flaum,

Mein Erstes bald,
Umgaukelt euch in lieblicher Gestalt;
Ein leis Geräusch, und ihr erwacht,
Verschwunden ist es, einsam ist die Nacht.
Das Zweite kommt im Druck ans Licht;
Es wird verlegt von Jahr zu Jahr;
Vom Ganzen giebts manch' Exemplar.
Ihr meint, ihr habts? Ein Traumbuch ist es nicht.
Wenn nicht ein Sprichwort lügt,
So soll es in des Krämers Nischen,
Sich öfters mit dem Pfeffer mischen.

106.

Ich schaff euch Korn zum Brod, — dafür
Weist ihr mir, wenn ich euch besuch, die Thür.

107.

Von Elfenbein stößt man mich fort,
Von Gold steckt man mich ein,
Von Fleisch und Blut war Mancher froh,
Mein Bräutigam zu seyn.

108.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Schaut her! im felsigen Land,
Wie raucht der Berg! des Ewigen Blitze
Zucken um seine heilige Spitze. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
O König Israels, im blutigen Sand,
Ringt mit dem Tode das Leben.
Fürder wachse dort weder Hopfen noch Reben!
Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Eines Königs Burg! Seine Hand
Greift in die goldenen Saiten,
Sie klingen auf ewige Zeiten. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Die Woge braust, von des Schiffes Rand
Stürzt ein Prophet. Hat nichts zu sagen,
Nicht jede Speise verdaut jeder Magen. Org Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand
Ein muthiger Grieche soll lösen das Pfand,
Er hat es gelöst und obendrein
Den Gürtel des Königs Töchterlein. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Ein römischer Dichter, das Schnupftuch in der Hand
Geht zu Schiff. Madame bekümmert
Sagt ihm Adieu, der Scheidende wimmert.
Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Ein gekrönter Heide im höllischen Brand,
Der gegen die Wahrheit wüthend gekriegt,
Ihn hat der Galiläer besiegt. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Diese Juden und Heiden vereinigt ein Land,
Das längst seiner Väter Rechte verloren.
O Colon, Colon, wärst du nicht geboren! Org. Org.

109.

Leer bin ich so schwer, als ob ich voll wär.
Voll bin ich so schwer, als wenn ich leer wär.

110.

Herr Cajus bläst mich voll, Herr Titus bläst
mich leer,
Dem schaff ich süßen Ton, dem süße Düfte her.

111.

Gar wunderschöne Lieder sang er,
Den ich mir denk! Doch aufwärts schwang er
Längst zu den Sternen sein Gefieder,
Und schaut auf Rom und Tibur nieder.
Acht Lettern bilden seinen Namen,
Sucht aus vier Wörtern sie zusammen!

Das erste wünscht zum Höllenfluß
Die Bratwurst und Laurentius.

Die Langeweil und die Begier,
O zweites, schauen oft nach dir.

Das dritte, leichter Vög'lein Wiege,
Hat oft mit Säg' und Hobel Kriege.

Das vierte hat bald die Agenden,
Bald hat es die Schalmei in Händen.

112.

Das Ding hat keinen Kopf, doch eine dicke Nase;
Das Ding rühmt sich mit der hetrurischen Vase
Verwandt zu seyn. Vermindert und zerlegt
Das halbe Dutzend Laute, die es trägt,
So ist's ein Dämon, den kein Gut noch Geld
Der alten und der neuen Welt
Versöhnt, daß er die arme Seele,
Die seine Beute ward, nicht fürder quäle.

Es ist ein Thier, von dem sich ungescheut
Ein Gott die Form, und selbst der Teufel leibt.
Und noch ein Thier; ihr saht es wohl von ferne,
Doch wett' ich, ihr berühret es nicht gerne.
Ein Wundarzt ohne Instrumenten,
Der selber sich an seinen Patienten,
Die ihm vertraun, den Tod kurirt.
Dann Farbe, die den Tempel einst geziert,
Doch jetzt verblichen ist, und nimmer existirt.

113.

Die erste ist erquickend, wenns
So fällt um den August herum.
Die zweite kühlet übrigens
Die Glut der Erde auch nicht dumm.
Das Ganze wirft per consequens
Im Winter gern die Leute um.
Von Rausch und Wein,
Soll gleichwohl nicht die Rede seyn.

114.

Auf Freuden folgt gar oft als dumpfes Weh
Die erste, englisirt zwar um ein c:
Bald weiß auf schwarz, bald schwarz auf weiß,
Macht sie dem jungen Leichtsinn heiß;

Mit scheuen Blicken schleicht er fort,
Und jeder Bergmann kennt das Wort.

Die Andacht ruft das zweite Paar zur Messe,
Oft führt es mit sich selbst Prozesse,
Gewinnt es sie, so hat es sie verloren,
Bald wirds aus Mutterleib, bald aus dem Wein geboren.

Des Ganzen patriot'scher Sinn
Gibt Hab' und Gut der Krone hin,
Dem Kaiser und dem Könige von Preußen,
Schon seltener dem Großherrn aller Reußen;
Und was dem Armen übrig bleibt, verzehren
Die Löwen und die Bären.

115.

Wo kommt der Musen Zahl mit dem Verbrecher zusammen,
Der mit Schwert und Dolch stach in das fünfte Gebot?

116.

Ich faß mich kurz, acht Laute hat mein Wort;
Ich nenne sie; gebt jedem seinen Ort,
So steh ich da, nicht schwarz, noch gelb, noch grün,

Wiewohl ich farblos auch nicht bin.
Nun werft das Nez, nun schöpft im Born;
Hilft Sanftmuth nicht, so helfe Zorn.
Zerlegt das Zinn, zerschlagt die härtre Bronze;
Fragt nach, euch hilft vielleicht sogar ein Bonze,
Vielleicht Herr Job, vielleicht der Weise
Herr Zeno zu der Stoa Preise;
Fragt überall, mir Angehörige wohnen
In Bozen, Bern und Bonn und allen Zonen.

117.

O das Wellige und Kleine,
Trächtig mit viel Most und Weine!
Nähret es, daß es wohlgedeihe
Und erfreue,
Mütter, die ich meine!

O das Goldne und das Feine,
Schimmernd in dem Sonnenscheine!
Und ihr könnt's am Würzel tragen
Mit Behagen,
Stolze, die ich meine.

O das Liebliche und Reine
In dem süßen Zauberscheine!
Könnt ich stets dir mit Entzücken
Darein blicken,
Holde, die ich meine!

118.

Laßt sinken, was sinkt,
Stets aber die erste Sylbe blinkt
In Gesetzen und Mandaten,
Im Reiche der Moden und der Staaten.
Wir rufens von dem finnischen Meer,
Und von den Ufern des Ebro her,
Und freuen uns doch darüber nicht sehr.

Durch's Zweite ziehn der Sämann und der Schnitter,
Wohl ziehn vorüber Sonnen und Gewitter,
Es selber in der Zeiten Raum
Schlägt seinen ew'gen Burzelbaum,
Jetzt aufrecht, wie wir alle gehen,
Schnell unten den Kopf und oben die Zehen.
Das Ganze ist nicht weit von hier;
Euch kommts zum süßen Punsch, im stillen Schlafe mir.
Es mög euch allen froh erscheinen,
Und, was es Liebes hat, in eurem Schooß vereinen.

Auflösungen
der
Räthsel, Charaden und Logogriphe.

---

1. Rittersporn.
2. Haarzopf.
3. Bretzel.
4. Brief.
5. Kannengießer.
6. Saul, Paul, Maul, Gaul.
7. Zopfband.
8. Michel, Sichel.
9. Sold.
10. Römer.
11. Adam.
12. Lot.
13. Bleistift.
14. Hofrath.
15. Kochbuch.
16. Spinngewebe.
17. Winterschiche.

18. Sand.
19. Hutschlinge.
20. Schildwache.
21. Bienenkorb.
22. Nacht.
23. Knopf.
24. Nordstern.
25. Carolina.
26. Haar.
27. Glas.
28. Schimmel.
29. Apothekerbüchsen.
30. Steckbrief.
31. Schreckhorn.
32. Hebels frühere Besoldung.
33. Rausch.
34. Charade.
35. König, auf dem Thron, auf der Tabaks-etiquette, (Dreikönig), im Kartenspiel.
36. Feldberg.
37. Der Neunundneunziger.
38. Zeitung.
39. Meerschaum.
40. Feder.
41. Kaffee.
42. Berlichingen.

43. Bandwurm.
44. Sonntag.
45. Grundbirne.
46. Zeitlose.
47. Edelsteine.
48. Barbier.
49. Trauermantel.
50. Titus.
51. Stecknadel.
52. Wetterhahn.
53. Morgenstern.
54. Johann Paul Friedrich Richter.
55. Julius.
56. Rheinfall.
57. Finger.
58. Kopf.
59. Weinessig.
60. Kamm.
61. Mamsell, Amsel.
62. Bretspiel.
63. Das Rad in einer Taschenuhr.
64. Bretspiel.
65. Kartenspiel.
66. Abt, Stab, Bast.
67. Augen, Neunaugen.
68. Mittwoch.

69. Tropfe, Trepf, Topf.
70. Kreuzsacrament.
71. Nase.
72. Scheinwurm.
73. Haarbeutel.
74. Silberlocke.
75. Fibel.
76. [illegible]
77. Fischotter.
78. Meister.
79. Lampe, Ampel.
80. Roßmarkt.
81. Proretor, Profector.
82. Zeiger auf dem Zifferblatt.
83. Thierkreis.
84. Handschuh.
85. Hebel.
86. Siebmacher.
87. Rothzucht.
88. Ballhorn.
89. Steinbruch.
90. Kreuz.
91. Distelfink.
92. Loch.
93. Taglech.
94. Nagel.

95. Tabakspfeife.
96. Schafgarbe.
97. Die Post durch Oestreich, Baiern, Würtemberg und Baden.
98. Die Lese.
99. Schreibsand.
100. Nagel.
101. Salz.
102. Galgen
103 Stock.
104. Liebhaber.
105. Mausdreck.
106. Flegel.
107. Caroline.
108. Sinai, Saul, Sion, Jonas, Jaion, Naso, Julian, Louisiana.
109. Blasbalg.
110. Pfeife.
111. Horatius, Rest, Uhr, Ast, Hirt.
112. Ziegel, Geiz, Ziege, Jael, Egel, Gel.
113. Thauwetter.
114. Zechbruder.
115. Zahl 99.
116. Zinnober.
117. Aug, am Weinstock, am Pfauenschwanz, im Gesicht.
118. Neujahr.

Worterklärungen

zu dem Texte der allemannischen Gedichte.

A.

Acke, der Nacken.

Aetti, Vater. Altdeutsch. Atta. Atta unsar, im gothischen Vater unser. Jd. Atti, Aette.

Afange, verb. Anfangen. Aber Afange, adv. Endlich, Nach und nach.

Agle, subst. plur. Steife stechende Spitzen, z. B an den Aehren. Aculei Sch. Agle, Agel. Jd. Achel.

Alder, Oder (auf dem Wald). Sch. Ald, Alder, Alt.

Almig, Ehemals.

Ane, Hin. Weane? Wohin?

Anke, frische Butter. Altdeutsch: Anka.

Arfel, subst. Ein Arm voll. Aerfeli, deminut

As, Als. Aß, Daß.

B.

Bah, 1) Bahn, 2) Bann, Gemarkung.

Balge, Vorwürfe machen. Altdeutsch. zürnen,

von Balg, Zorn. Sch. Balg, stomachus. Balgen, irasci, iurgari.

Bammert, Feldhüter, Bannwarth. Sch. Bannwart, Custos banni.

Baschge, verb. neut. Im Ringen die Kräfte gegen einander messen. act. bezwingen. Jd. schmettern, zwingen.

Bassettang, Kurzweil. Passe le temps.

Batte, Nützen, fruchten. Goth. Botan, verwandt mit Baß, Besser.

Baum, außer den gewöhnlichen Bedeutungen, bei einem gewissen Kartenspiel der Valet in Trefle, Kreuz dem Baum, Herausforderung dieser Karte durch ein ausgespieltes Trefle-Blatt.

Bausen, Aufgeblasen seyn, daher: Großthun. Verbausen, Verschwenden. Das Primitiv zu Verbutzen, wie Chraue zu Chratze (Kratzen), Bause zu Bitze ꝛc. Sch. Bausen, largiter potare.

Bederthalbe, adv. Auf beiden Seiten. Daher: Bederthalbe, subst. Ein Zwerchsack. Von Beide und Halb, altdeutsch: die Seite.

Belche, subst. propr. Heber Berg des Schwarzwaldgebirges im Breisgau. (Auch Schweiz und Elsaß haben Belchen.) Sch. Belch, Borlchen, cacumina montium. Nach Ad. von Berg, durch Verwechslung des r und l, wie Kirche und Chilche.

Bis. Imperativ zu Seyn. Sey!

Bitzeli, Wenig.

Bluest, Blüthe. Bi'm Bluest! Eine mißstellte Betheuerungsformel, dann ein Ausdruck der Verwunderung, besonders bei unangenehmen Ueberraschungen. Eigentlich: Bei dem Blut (des Sacraments)! wie: Bi Gost!

Bohle, Werfen. βαλλειν. Sch. Pollen, Polen, proiicere.

Bösge, Eine Bosheit verüben. Id.

Bösget, Bosheit, auch im unschuldigen Sinn, Muthwille.

Brenz, subst. masc. Branntewein. Gebranntes.

Briegge, Weinen. Βρυχειν, Βρυχηος?

Briggem, Bräutigam. (Basel).

Bringe, 1) Bringen. 2) Zutrinken.

Brös'li, Bredsamen.

Bruttle, verb. 1) mit dem Hülfswort Haben: Halblaut reden, besonders im Unwillen. 2) mit Seyn: Halblaut redend fortgehen.

B'scheid, Bescheid. B'scheid thue, Einen zugebotenen Trunk annehmen.

B'schieße, Zureichen, Sättigen, gedeihlichen Fortgang haben. Par. Joh. 6. Was erschenßt das unter so viele? Sch. Beschiessen, proficere.

Büeßli, Zehnkreuzerstück. Piece.

Bugg, Hügel.

Bühni, 1) obere Decke des Zimmers. 2) der oberste Boden des Hauses. 3) Raum zwischen demselben und dem Dache.

Bunte, Pfropfer, Spunte. Sch. Punten

Busper, munter, besonders von Vögeln. Etwa so viel als **buschbar**, wenn die Hecken buschig werden und die Vögel nisten?

Butsche, mit dumpfem Ton anstoßen.

Büttene, großes hölzernes Gefäß zum Einsalzen des Fleisches ꝛc. Von **Bute**. Sch. Butten.

C.

Carfunkel, 1) jeder rothe Stein von Glanz. 2) rother Ausschlag im Gesicht.

Cheri, Reihe, Ordnung dessen, was regelmäßig wieder kommt. Daher: **Die Cheri**, Diesmal. **En anderi Cheri**, Ein andermal. Von Kehren.

Chetteneblume, Kettenblume. Leontodon taraxacum Lin.

Chib, Neid, Verdruß, auch Feindschaft. Daher: **Chibe**, verb. verwandt mit **Keifen Chibig**, adject. Sch. Kip. Keib. Jd. Kipp.

Chilche, **Chille**, Kirche. Altdeutsch. **Chilcha**. Sch. Kilch.

Chilchelueger, Kirchenaufseher. Von **Luege**, Schauen.

Chilspel, Kirchspiel. Aehnliche und gebräuchliche Zusammensetzungen in **Volkspiel**, **Leutspiel**, **Geldspiel**, rechtfertigen die Ableitung von **Spiel** im Sinn der leichten Bewegung. Daher: 1) die zu einer Kirche ein-

und ausgebende Menge. 2) die Abtheilung des Volks, das zu Einer Kirche gehört. 3) der District, den sie bewohnt. Vergl. Ad.

Chlimse, Spalte. Verwandt mit Klemm, Klemmen. Sch.

Chlépse, Knallen, Krachen. Var. Tonderchlapf. Jd. Klapf.

Chelä, schwarzes Pferd.

Chélsch, Leinwandzeug von blau gefärbtem Garn. Cölnisch? Daher: chélschblau.

Chresme, Klettern.

Chretze, 1) geflochtener Hängkorb. Von Chratte, Handkorb. Crates. Sch. Kratt und Kretze. 2) über die Achsel gehendes Tragband für die Beinkleider.

Chriesi, Kleine, Waldkirschen. Chirsi, Große, Veredelte.

Chreme, 1) einkaufen. 2) zum Geschenk vom Markt ꝛc. bringen.

Chresplig, Eigenschaft der Rinde des frisch gebackenen Brodes.

Chruse, Krug mit Bauch und weiter Oeffnung. Chrüsli, deminut. Sch. Jd.

Chülbi, Kirchweihe, Sch. Kilchwine, Kilwihe, etc.

Chummli, Chummlig, Bequem. Von Kommen. Kemmlich. Sch. Kommlich, convenienter.

Chündig, Aermlich. Sch. Kundig, kundiglich. Parcus.

Chüngi, Kunigunda.

Chunche, Hauchen.

D.

Deis, Jenes.

Dengle, Dengeln, Sensen und Sicheln durch Hämmern schärfen. Schwedisch: Danga. Sch. Tengeln. Jb. Danglen, Dänglen.

Dinge (zu Jemand), Dienste nehmen. Sch. Ding Pactum. *Dingen*, Paciscі.

Distelzwigli, Distelfink. Sch. „Alle Geschöpfe und alles, das do lebet, begehrt Freiheit, ein Vögelein, ein Distelzwiglin. Geil. v. Keysersb.

Delder, Gipfel eines Baums, Strauches. Noch übrig in Dolde. Sch. *Dolde*, Tobl etc.

Derdurwille, um deswillen.

Desch, Kröte.

Dese, verb. Schlummern. Jb.

Detsch, ein Ungeschickter.

Dunders. — verstärkt in der Zusammensetzung mit einigen Adverbien. Dundersnett, Ueberaus nett.

Dunte, Unten, mit Beziehung auf einen gewissen Ort.

Duran, Ueberall. Aus: Dur, Durch, und: Ane, Hin.

Dure, adv. Hindurch, Hinüber, Herüber. Ver-

schieden von Dur'e, Dur'en, durch ihn, den, einen —

Düsele, Schlummern, Halbschlafend gehen. Deminut. von Dosen. Jd. Duselicht, Schläfrig, Taumelnd

Dusse, Draußen.

Düssele, 1) act. Leise reden. 2) neutr. Leise gehen. Von Dussen, verwandt mit Tosen. Sch. *Dussen* Murmur edere.

Dunre, verb. impers. Bedauren. Es dunrt mi, Ich bedaure es.

E.

Echt, Echter, Echterst, Etwa, Doch, Wohl? Sch. Echt, Echter, Echtern.

Egerte, Ungebauter Feldplatz. Sch. Egerd, inculus.

Ehne, Jenseits, drüben.

Eiere-Anke, subst. Eier in Butter gebacken.

EisGangs, Eines Ganges, Unmittelbar.

Eithue, Einerlei, gleichviel. Ein Thun.

Enanderne, Unmittelbar, Geschwinde. Einander nach.

Engelsüeß, die Wurzel von Polypodium vulg. Lin. (Vorderösterreich). Sonst Süßwurz.

Eninne, Gewahr. Entinnen.

Erlustere, Erlauschen.

Ermel, subst. plur. Weibliches Kleidungsstück zur Bedeckung der Arme.

F.

Fatzenetli, Sacktuch. Aus dem Italienischen Fazzoletto. Id. Fazeile, Fazeneitle.

Fegge, Flügel.

Fern, Vor einem Jahr. Sch. Id.

First, Das Oberste. Daher 1) Rücken des Daches, besonders an Strohdächern. 2) Fortlaufender Bergrücken. Sch. Id.

Flösch, Schwammicht von Leibesconstitution. Flaccus.

Frauemänteli. Alchemilla vulgaris Lin.

Fraufaste, Ein berüchtigtes Gespenst in Basel und der umliegenden Gegend. Aus Frohnfasten.

Fraufastechind, so viel als sonst Sonntagskind, das die Gespenster sieht.

Frech, 1) Frei, wahrscheinlich das Intensivum zu diesem. 2) Gesund von Ansehen. Fest, Muthig. 3) Frech. Sch. Fortis, liber. Id. Hellfarbig. Schön. Durl? Aus der zweiten Bedeutung.

Frei, außer der gewöhnlichen Bedeutung, adverb. So gar.

Fuettergang, Seitengang neben den Stallungen zur Bereitung und Aufsteckung des Futters.

Fürcho, Scheinen, Erscheinen im Traume rc. Vorkommen.

Füre, Hervor. Verschieden von Füre, Füren, Für ihn, den, einen —

Fürtuech, Schürze.

Füsi, Flinte, Fusil.

G.

Gahre, Knarren.

Gattig, Wohlgebildet, Gefällig. Von der Stammselbe Gatt in Gattung, wie Artig von Art.

Gäutsche, Schwanken, von flüssigen Dingen. Daher: Vergäutsche, 1) act. durch Schwanken ausgießen. 2) neutr. durch Schwanken ausfließen.

Geb. Abgekürzt, statt: Gebe Gott, Geb, wo de bisch, Du magst seyn, wo du willt. Zur Aufklärung einer Stelle in Entfelders Schriften. N. theolog. Journ. 15r Bd. 4tes Stück. S. 319.

Gell, Gellaber, verb. imperat. Nicht wahr? plur. Geltet. Sch. Jd.

Gehre, Begehren. Das Stammwort zu diesem, und zu Gierde, Gierig, Gerne. Sch.

G'halt, Gehalt, Zimmer.

G'heie, verb. impers. Verdrießen, anfechten. Sch. *Heyen*, *G'heyen*, vexare.

G'hürst, Gebüsch. Gehürste von Hurst.

Gigse, Knarren.

Gitzi, Junge Ziege. Gitzeli, deminut. Sch. *Kyzen*, hoedus; *Kitzlin*, hoedulus. Jd. Kitzen.

Glast, Glanz, besonders Schein von Blitz und Feuer. Sch.

Glichlig, Durchgehends gleich.

Glitzere, Schimmern. Von Glitzen, Glänzen,

verwandt mit Gleissen ꝛc. Sch. Jb. Glitzen, Glitzgen. Davon

Glitzerig, Schimmernd.

Glumse, Heimlich (in der Asche) brennen. Daher: Abglumse, Nach und nach erlöschen. Sch. *Gluns* scintilla *Glunst* favilla.

Go, praep. Gen, Nach. Verschieden von Goh, Gehen.

Götti, Taufpathe. Gotte, fem.

Gottwilche, Begrüßungsformel. Von Gott od. Gottes Willkomm!

Grüebe, Ueberreste von ausgesottenem Schweinfett. Jb.

Grumbire, Kartoffeln (Grundbirnen). deminut. Grumbireli.

Grumse, durch unverständliche Töne und abgebrochene Worte seine Unzufriedenheit ausdrücken. Von Gram. Jb. Gramsen, Gramenzen machen.

Gsegott, Segne Gott!

G'stable, Gestabeln, Steifwerden, besonders von Kälte. Stabiliri.

Guge, Sich hin und her bewegen. Primitiv zu Gaukeln? ꝛc. Vergl. Jb. Art. Gugel.

Güggele, Durch eine kleine Oeffnung schauen. deminut. von Gucken.

Guhl, Hahn. Gallus.

Gülle, Pfütze. Par. „und daß die Predikanten sich befleissigen zu predigen, nit aus menschi-

lichen Güllen, sondern aus dem Brunnen evangelischer Leer."

Gumpe, Hüpfen. Ueber etwas hinweg- oder hinabspringen. Dah. Gumperig, Ausgelassen. Jb. Gumpet, Schwelgerisch.

Gumpistöpfel, Eingemachte Aepfel. Von Compositum Compot. Sch. *Kompest*, oder *Ruobenkumbost*.

Günne, Pflücken. Gewinnen. Vergl. Sch. „Gewunnen und Ungewunnen."

Gvätterle, verb. Das Spielen der Kinder, wenn sie Verrichtungen der Erwachsenen nachahmen. Jb. Gfräulen Breisg.

H.

Habermark, Tragopogon pratense Lin. Jb. Gukkigauch rc.

Halde, Auf- oder absteigende Bergfelte. Von Helden, Neigen, (ein Gefäß an der untern Seite aufrichten, um der Mündung eine Neigung zu geben.) Daher auch: Abheldig, schiefliegend. Sch. *Helden*, inclinare. Halde. Jb.

Häli, Schaf in der Kindersprache und beim Locken.

Hamberch, Handwerk.

Hamme, Schinken. Sch. pessuis.

Hampfle, subst. 1) Eine Handvoll. 2) Der Raum zwischen beiden hohlen Händen. Dah. Hampflevoll, beide Hände voll. Hämpfeli. Deminut.

Handumcher, adv. So geschwind als man eine Hand umkehrt.

Haselbrödli, Juncus pilosus Lin.

Haseliere, Toben. Aus d. Franz.

Hätteli, Ziege in der Kindersprache und beim Locken.

Haupthöchlige, adv. Mit aufgerichtetem Haupt. Daher: laut, munter.

Hebe, Halten.

Heimele, Der Heimath ähnlich seyn. Daher: Aheimele, An die Heimath erinnern. Jd. Heimen.

Helge, Helgli, Helgeli, 1) ein auf Papier gemalter Heiliger. Daher: 2) Jedes kleine Papiergemälde. Jd. Kupferstich.

Helse, Glückwünschen. Daher: Etwas zum Gruß, Neujahr rc. schenken. Von Heil. Altdeutsch: Heilizen, Grüßen. Heilizunga, Gruß. Dänisch: Helse. Schwedisch: Helsa.

Hentsche, Handschuh.

Her, Herr. Der Her, Der Pfarrer. Herget, HerrGott.

Hinecht, ad. In dieser Nacht. Sch. Himacht. Hinechtie, Die ganze Nacht hindurch.

Hirz, Hirsch. Hircus, Hirci, die Hirzen.

Hofertig stoh, Zu Gevatter stehen. Von der alten Form Hoffart.

Hold, Geneigt, Ausschließlich von der gegenseitigen Liebe zwischen Jüngling und Mädchen gebräuchlich. Von Helden, s. Halde. Daher:

Holberstock, Der oder die Geliebte.

Hüble, 1) An den Haaren schütteln. Daher: 2) Züchtigen.

Hurlibaus, Kanone.

Hurnigel, Kleiner Winter-Hagel. Daher: 's hurniglet, verb. es rieselet. Sch. Von Hornisse. Jd. Vielleicht eher verwandt mit Hornung, Hornig. 's horniggelet. Es frieret empfindlich an die Finger.

Hurst, Strauch. d'Hürst, plur. Das Gebüsche, Dickicht. Sch. Horst und Hurst, vepretum. Angelf. Hurst und Hyrst.

Hurt, Lager zur Aufbewahrung des Winterobstes, Sch. Hurt, Crates.

Hüst und Hott, Links und Rechts! Zuruf an Zugpferde. Sch. Hott, quo celeusmate incitantur equi ad currendum. (Daher Hotten, von Statten gehen) Hutsch, celeusmatis genus, von Hutschen, repere.

Hütie, adv. Heute den ganzen Tag. Hütie und ie, Heute ie und ie.

Huure, Niederhuure, Den Körper stehend gegen die Erde niederlassen. Hauren. Ganz verschieden von einem ähnlichen Wort, das in Meiners Briefe über die Schweiz damit verwechselt wird.

J.

Jemerst. Affektswort der Klage und Sehnsucht.

Jeste, subst. plur. Launen, Muthwille. Von Jesen, Gähren. Daher: Jast, Hitze.

Jeste, Hitze, Launen. Oder von Crestus.

Jilge, Lilie.

Imme, 1) fem. Die Biene. 2) masc. collect. Der Bienenstock. Jb. Verschieden von imme, Einem, In einem. Immli, demin.

Immis, auch Zimmis, Das Mittagessen. (Basel.) Sch. *Imbis*, *Imbes*. Etwa entstanden aus dem altdeutschen Vater Unser. „Proth unsar emezhic hip uns hiutu!"

Jobbi, Jakob.

Joch, Außer der gewöhnlichen Bedeutung, ein Brückenpfeiler.

Junte, Weiberrock.

Jüppe, Kinderrock. Aus d. Italienischen Giubba.

Just, Eben, gerade recht. Daher: Wohlzu Muthe. In der ersten Bedeutung auch Justement. Aus dem Franz. oder Ital.

K.

Keje, 1) neutr. Fallen. 2) act. Werfen, κεισθαι.

L.

Lädemli, kleiner Fensterladen.

Landsem, Langsam.

Laubi, Einer von den Namen, die der Landmann den Zugochsen gibt. Horni, Merz, Laubi,

Lusti, von den vier zum Theil nicht mehr gebräuchlichen Namen der Frühlingsmonate: Hornung, Merz, Laubmonat, (April) Lustmonat, (Mai).

Leerlauf, Kanal zu Ableitung des Wassers neben den Mühlrädern.

Legi, Damm durch das Bett eines Flusses zur Ableitung des Wassers. Auch Wehr, Wuhr.

Lehre, beides Lehren und Lernen.

Lenge, 1) Bis wohin reichen. Daher: 2) Nach etwas greifen, holen. 3) Zureichen, Genugseyn. Von Lange, und noch übrig in An- Be- Verlangen, rc. Sch.

Letsch, Schlinge, Schlaufe aus dem Ueberschuß von Band an Kleidern rc. Ital. Laccio. Letschli, deminut.

Lewat, Brassica Napus L.

Liecht, Licht. Z'Liecht, Auf Nacht-Besuch.

Logel, Fäßchen. Lagenula. Sch. Logel, Laegel etc.

Lopperig, adj. Was nicht mehr fest ist, hin und her wankt

Lose, Horchen. Stammwort zu Losung, Lauschen, rc. Sch. Jb.

Luege, Schauen, Sch. — Verluege, recipr. Sich über dem Zuschauen vergessen.

Luft, masc. Sanfter Wind. fem. Luft. Bei den Alten auch als masc. Luft.

Lüpfe, In die Höhe heben. Sch. Jb.

Luppe, Großer Klumpe glühenden Eisens, das aus

dem Frischfeuer zum erstenmal unter dem Hammer kommt.

Lustere, Lauschen. Von Losen.

M.

Manne, verb. Einen Mann nehmen.

Marcher, Der die Felder ausmißt und Grenzsteine setzt. Von March, Gränze. Sch. March, Signum.

Martsche, Eine Art Kartenspiel.

Maßle, Masse Roheisen in langer prismatischer Form. Massa, Massula. Sonst Gans, Eisengans.

Matte, Wiese. Von Mähen. Sch. Mad, Mat, Matte. Ang. Sax. Maed.

Meidli, Mädchen. Von Meid. Par. Marc. 5. „Meidle, ich sag dir, stand auf! Und alsbald stuend das Meidlin auf." Sch. Meide. Davon das neue Deminutiv:

Meideli, Ein kleines Mädchen.

Meje, Blumenstraus.

Meister, Außer den gewöhnlichen Bedeutungen, euphemisch: Der Scharfrichter; Der Meister vo Hage.

Menq, Manch. Noch übrig in Mannigfaltig.

Möhnli, Unke. Maifröschen, von Mön. Sch. *Moen*, Majus.

Mern, adv. Morgen. Sch.

Morndrigs, am folgenden Tag.

Mose, Flecke. Verw. mit Maser. Sch. *Mas* cicatrix; *Mose*, macula. Jb. Maase. Mäsli und Moselli, Deminut.

Mummeli, Name des Rindes in der Kindersprache und beim Locken.

Mumpfel, subst. Stück Eßwaare. Ein Mundvoll. Jb. Das Weiche im Brod.

N.

Näumer, Jemand; Näumis, Etwas; Näume, Irgendwo. Aus einer unbekannten Verssylbe und den Wörtern Wer, Was, Wo. Sch. Niesswar, was, wo.

Necht, adv. In der ersten Hälfte der verigen Nacht. Sch. Nechten. Jb.

Nemtig, subst. Die Nemtig, Vor einigen Tagen. Sch. *Antdag*, Dies post certam diem octavae. Jb. Niemtig, Neulich.

Nidsi, Unter sich, Abwärts. Von Nid, Stammsylbe in Nieder, und dem abgekürzten Sich. Sch. Nidsich.

Niede, Unten.

Niemes, Niemand. Sch. *Niemensche*.

Niene, Nirgends. Sch.

Nootne, Nach und Nach.

Numme, Nur. Sch. Nummen, Newan, Newer, Newr.

Nümme, Nicht mehr.

Nüt, Nichts.

O.

O, zusammengezogen aus Au, Auch. (Nur in einigen Gegenden).

Obsi, Ueber sich. Aufwärts. Sch. Obsich.

Oebber, Jemand, Oebbis Etwas; Oebbe, Etwa. In alten Schriften Etwer, Etber, Ebber, Etbes, ꝛc. Sch. Etwer etc.

Oebsch, Oebsche, Etwa.

Oed, Schwach von Nüchternheit.

Oehli, Oelpresse.

Oerliger, grobes weißes Wollenzeug.

Oser, Büchersack. Jd. Aunser, Schnapsack.

P.

Pappe, Brei.

Pfnüsel, Schnuppen. *Πνευσις*. Sch. Pfnüsel, Phnysel, Pfunst.

Phatest, Laune, Muthwille. Phantast.

Plunder, Kleidungsstücke. Alles, was zum Anzug gehört. Daher Plündern, spoliare Sch.

Plunni, Apollonia.

Popperment, Operment, Arsenik.

Poppere, schnell und schwach klopfen. Pöpperle, Deminut.

Preste, substant. Gebrechen. Vom verbum Presten, Fehlen. Altdeutsch: „Ni imo brusti" — Ihm gebrach nicht. Par. Uns prist nit an Geschicklichkeit. Sch.

R.

Räf, Leiterwerk, hinter welchem dem Vieh das Futter aufgesteckt wird. Sch. — Das Letzte im Räf haben, Sprichw.: Dem Tode nahe seyn.

Ranft, Rand, Rinde, Ränftli, Deminut. Jd.

Rause, kleine Gräben zur Wasserleitung machen. Sch. *Runs*, rivus, alveus, Von Rinnen.

Reble, sich kraftlos hin und her bewegen. Daher: Mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen. Daher: Verreble, Langsam zu Grunde gehen. Jd. Aufg'rablen, Sich wieder erholen.

Reckholder, Wachholder.

Ribi, Reibmühle.

Richter, 1) Gemeinderath. 2) Weiter Haarkamm.

Rickli, Angesetzte Schnüre, durch welche ein Band geht, um Kleidungsstücke fest anzuziehen. Jd. Rick, Eine gewisse Anzahl Fädrn.

Ring, adv. Leicht; Ringer, mit weniger Mühe, Lieber. Dahtr: Greinge, Sch.

Rinke, Schnalle. Rinkli, Demin. Jd.

Ruchgras, Anthoxanthum odoratum L.

Rufe, Ausschlag, Kruste auf heilenden Wunden rc. Sch. Jd.

Rübeli, Eine Art Baumwollenzeug. Halbsammet.

Runke, Girren.

Rümmechrüsliger, Eine Art Winteräpfel.

Rung, subst. 1) Unbestimmt kurze Zeit. 2) -mal Ei Rung, Einmal. Rüngli, Deminut. von 1.

S.

Sägese, Sense. Altdeutsch: Sagys, Sagisen. Aus einer alten Stammsylbe, die noch in Sech, Säge, Sichel, Seco übrig ist, und aus Eisen zusammengesetzt. Sch. Sagys, Saegis, etc. Jb. Säges.

Schaffig, Arbeitsam.

Scheie, Pallisade um die Gärten. Sch. Schyen, Schygen.

Schellewerche, Oeffentliche Arbeit strafweise verrichten.

Schicht, Arbeitszeit der Schmelzer rc. am Hohofen. Sch. *Series*, *Ordo*, *Partitio*.

Schiehut, Strohhut. Von Schiene, oder Schein.

Schliefe, Schlüpfen. Das veraltete Stammwort zu diesem und zu Schleifen, Schleppen rc. Sch. Jb.

Schmähle, verb. Vorwürfe machen. Das Deminut. von Schmähen, und verwandt mit Schmellen. Sch.

Schmecke, Beides Schmecken und Riechen. Dah. Abnen, Merken.

Schmehle, subst. Grashalm, Jb. Schmiele, Schmeele, Aira. L.

Schmuris, eine Mehlspeise mit Eiern.

Schnatte, Wunde. Von Schneiden. Sch. *Schnatten*, Cicatrix.

Schnaue, Im Unwillen sprechen. Aschnaue, Hart anreden. Das Stammwort zu dem Intens. Schnautzen, und zu Schnauben, und ohne Zweifel auch zu dem noch nicht heimgewiesenen Hochdeutsch: Schnöde. Vergleiche Ab. unter: Schnöde. Sch. *Schnöwen*, *Anschnauen*, a Schnau pro. *Schnauze*. Jb.

Schnöre, Rüssel. Sch. Schnorre.

Schoch, Schochelt, Ausdruck des Gefühls der Kälte beim Schauern. Sch. Schoch Interjecto ex frigore.

Schöchli, Kleine Heuhaufen auf den Wiesen. Deminut. von Schoch, Haufe. Daher: Schöchle, verb. das Heu in solche zusammenbringen. Sch. *Schoch*, *acervus*.

Schrunde, Aufgesprungene und geritzte Haut. Sch.

Semper, der nicht alle Speisen mag.

Setzer, der auf dem Hohofen das Erz ꝛc. einsetzt.

Sieder, praep. Seit. adv. Unterdessen. Siederie, Seither. Sch. *Sid*, Sider etc.

Simse, Vorschuß unter den Fenstern. Davon Gesimse. Sch. *Symis*, *Sims*.

Sinne, verb. Weinfässer ausmessen und bezeichnen. Scherzweise von den Menschen, Signare.

Sch. Sinnen, signare in doliis quantitatem mensurae. Hinc *Sinner*, Homo quid id facit.

Sölli, Sehr. Jd. Selliq.

Spöchte, Spähen. Das Intens. zu diesem. Spectare. Sch. Speechen ect.

Spöthliq, Spätling, Spätjahr. Das Gegenwort zu Frühling.

Stabhalter, der zweite Vorgesetzte in Landgemeinden. Sch. Verschieden von Stäkthalter.

Stapflé, Stufe. Stäpfeli. Deminut.

Stellaschi, Gerüste, Gestell, was viel Raum einnimmt.

Sterze, Strunk der Staudengewächse. Störzli, Deminut.

Stoße, Starke Beine u. Schenkel. Sch. Stotzen, refercire. Jd. Stoß, Stamm, Klotz.

Streble, Kämmen. Von Strehl, Kämm. Verwandt mit Striegel, Strigilis. Jd. von Strahl.

Strelch, Vagabund. Jd. grober Mensch.

Strübli, Gewundenes Backwerk. Von Strube, Struve, Schraube. Jd. Strauben, Sträublein.

Stud, Pfosten. Verwandt mit Stütze, Stoße. Statua Sch. Stud.

Sunneblume, Crysanthemum Leucanth. Lin.

Stubete. Z'stubete. Auf Besuch.

T.

Tafere. Wirthshausschild. Taberna. Sch. *Tafern*.

Tage, verb. Tag werden. Sch.

Taue, Feldmaß bei Wiesen. Ein Morgen.

Tensch, Schleuße bei der Wasserleitung. Sch. *Tensch*, Landveste a Latino Tenere.

Tegge, Strohfackel.

Tole, Vertragen, Dulden. Das Stammwort zu diesem. Mertoltenis, Wir duldeten uns. Goth. Thulan. Angelsächs. Tholian. Dän. Taale. Isl. Dol. Schwed. Tola. Griech. Τλάω. Lat. *tolero tuli*.

Toll, 1) überhaupt Schön. 2) Insbesondere: Was mit großem Aufwand verschönert ist. Könnte wohl das Wort von dieser Urbedeutung zur Bezeichnung des thörichten Aufwandes, und zuletzt des Thörichten, Uebertriebenen rc. überhaupt übergegangen seyn? Vergl. Ad. unter diesem Art. Jd. Toll, Groß, Hübsch. Engl. tall.

Todtebaum, Sarg.

Tragete, Last, so viel man auf einmal tragen kann.

Treber, Trestern.

Tremel, Balke. Von Tram. Sch. Jd.

Trinke, Tuback trinke, Taback rauchen. Noch aus einer alten Bedeutung des Wortes Trinken, Ziehen, Trahere. Par. „Den freien und

reichlichen Geist (der Lehre) in sich getrunken haben."

Trog, Hölzerne Kiste. Sch. Truhe, receptaculum clausum, *Trog*. Jd Truhe, Truche.

Trostle, Drossel.

Trüeihe, (Trühen) Ursprünglich: Sammeln, Zulegen. Von Truhe. Daher: Fett, stark werden. Sch. *Truhen*. In arculam coniicere. „Unrecht Gut truhet nicht."

Trümmle, 1) Sich auf einem Punkt herum bewegen. 2) Unstät gehen. Tremulare. Jd. Trumseln. Davon:

Trümmlig, Schwindlicht. Jd Trumselig.

Tschäubli, Tschäubbeli, Kleiner Strohbüschel, Warnungszeichen an verbotenen Wegen. Deminut. von Schaub, Strohbund.

Tschope, Kamisel mit Ermeln, Tschöpli, Deminut. Aus dem Ital. Giubba, woher auch Jüppe, Kinderrock.

Tunke, Tauchen. Tingere.

U.

Uding, Unding, adv. Sehr, Ueber das Gewöhnliche.

Uerthe, 1) Wirthsrechnung. 2) Abrechnung überhaupt. Sch. *Urt*, *Uirthe*, Symbola, collecta etc.

Umme, Hin, Herum; Verschieden von Umme, Ummen, Um ihn, den, einen.

Ung'heit, Unangefochten. Von Geheien.

Unrueih, Perpendikel an der Uhr. Unruhe.

Urig, 1) Lauter Dinge einer Art beisammen. 2) So viel Dinge einer Art, daß man die andern nicht bemerkt. Wahrscheinlich von der noch in Zusammensetzungen übrigen Stammsilbe Ur.

V.

Ver= in der Zusammensetzung mit dem Verbum, ersi statt Er= — Vert= statt Ent.

Verbuse, s. Bause.

Vergelstere, Erschrecken. Sch. *Galstern*, fascinare. *Vergallen*, facere ut somet.

Vergleiglige, adv. Vergleichungsweise.

Verstune, Irre werden.

Visperle, v. act. Kleines Geräusch machen. neutr. Mit solchem sich fortbewegen.

Vogt, Schulze.

Volchspiel, Menge Volks in Bewegung.

W.

Wägese, Pflugschar. Altdeutsch: Wagisen, Wägenese, Wagys. Von Wägen, Aufwinden, In die Höhe heben, und Eisen. Nach Ab. von Wagen. Sch.

Wagle, Wiege.

Wahle, verb. Wogen. Verwandt mit Wallen, Sieden, und Welle.

Warbe, Das gemähte Gras zum Trocknen auseinander schütteln. Eigentl. Umwenden, Verarbeiten. Verwandt mit Werben, Erwerben, Gewerbe, Wirbel ꝛc.

Wasserstelzli, Bachstelze.

Weger, Wegerli, Wahrlich. Eigentl. Comparativ von Wahe, Schön, Gut. Par. „Hätten sie gesprochen, es wäre wäger, man ließe einen Menschen Schaden leiden mit Haltung des Sabbathstags." Sch. Jd. Wäger, Wahrlich, Besser.

Weidli, Hurtig. Sch. Weidelich, Decorus Gnavus. Jd.

Weihe; Speckkuchen.

Welle, subst. Bündel von Reis, Stroh ꝛc. Sch.

Wentele, Wanze.

Werchtig, Werktag.

Weserei, 1) Verrechnungsstelle bei den Eisenhütten. 2) Dabei errichtete Weinschenke.

Wette, verb. Binden, Zusammenfügen. Daher: an das Joch spannen. Windsbeck: „Nu hat das Alter mit Gewalt in sinen Strick mich so gewetten."

Wetterleich, Wetterleuchten. Im Wetterleich, Blitzschnell.

Wibe, verb. Ein Weib nehmen.

Wied, gedrehte Weide zum Binden. Altdeutsch:

Bei der Wide, Beim Strang. Daher vielleicht Wiedsauer.

Windeweh, Wind und Weh. Ausdruck für das Gefühl der Unruhe bei langem Warten. Wunden weh? Wunder weh? Sch. „Wer kann allwegen geduldig seyn, wann eim so wunn und wee ist“ Nach dieser Orthographie vielleicht so viel als: Wohl und Weh, in Hoffnung und Furcht.

Wintergfrist, Gfristig, Frostbeulen.

Wolfel, Wohlfeil.

Wuhr, Damm durch einen Fluß zur Ableitung des Wassers. Jb. Um dem Wasser höhern Fall zu geben.

Wuli, Name der Gänse bei'm Locken und in der Kindersprache.

Wundervitz, 1) Neugierde. 2) Ein Mensch, der Alles zu wissen verlangt.

Wütsche, Sich schnell bewegen. Intensiv. von Wischen in Entwischen rc.

Z.

Zeiche; Alle Zeiche fluchen, Alle Verwünschungsformeln aussprechen.

Zeine, Rundkorb. Von Zein. Sch. Zein, virga, et Zain. Jb.

Zeiner, Schmied, der das Stabeisen in Stangen streckt.

Zibertli, (Getrocknete) weiße Pflaumen. Jd. Zibarten, Prunellen.

Zimpfer, Jungfräulich, Fein im Betragen, auch affektirt. Sch. Jd. Zumpfer.

Zinkli, Hyacinthen.

Zistig, Dienstag, Sch.

Zit, 1) fem. Zeit. 2) neutr. Uhr. Daher Zitli, Deminut. Die Taschenuhr. Altdeutsch; Zit, Stunde. Otfrid: Ninuhunt Zito, Neunhundert Stunden.

Zsendane, Ueberall. Zur Hand hin.

Züber, Hölzernes Wassergefäß.

Berichtigungen.

Seite 72. Z. 8 v. u. statt Feldzueg lies Feldzug.
„ 73. Z. 6 v. u. „ luestige „ luftige.

J. P. Hebel's

sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Dritter Band.

Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Ld. 229 b

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegie

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlun
1838.

Spe 1222 (3/4)

Gesellschaftswissenschaftliche
Bibliothek

Inhalt

des dritten Theils.

	Seite
Das wohlbezahlte Gespenst	1
Der vorsichtige Träumer	4
Mißverstand	5
Unglück der Stadt Leiden	5
Schlechter Gewinn	7
Der wohlbezahlte Spaßvogel	8
Eine sonderbare Wirthszeche	9
Seltsamer Spazierritt	11
Drei Wünsche	12
Eine merkwürdige Abbitte	16
Der große Sanhedrin zu Paris	17
Der schlaue Pilgrim	22
Untreue schlägt den eigenen Herrn	24
Jakob Humbel	27
Franz Ignaz Narocki	32
Der fechtende Handwerksbursche in Anklam	34
Mißverstand	35
Brodlose Kunst	37
Glück und Unglück	39
Der Commandant und die badischen Jäger in Hersfeld	41

Seite
Der preußische Krieg im Jahr 1806 und 1807 . 44
Nachtrag 48
Kannitverstan 50
Schlechter Lohn 53
Der kann Deutsch 54
Große Feuersbrunst 55
Der Fremdling in Memel 56
Das seltsame Rezept 58
Einfältiger Mensch in Mayland 58
Der Barbierjunge von Segringen 59
Merkwürdige Gespenstergeschichte 61
Gute Antwort 66
Drei Wünsche 67
Der Husar in Reuse 68
Ein Wort giebt das andere 71
Moses Mendelsohn 73
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler . . . 74
Theure Eier 75
Die drei Diebe 75
Suwarow 79
Hohes Alter 80
Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne . 81
Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf 84
Folgen des Tilsiter Friedens 86
Begebenheiten in Portugal im Jahr 1808 . . 93
Begebenheiten in Spanien 95
Unglück in Kopenhagen 99
Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers 99
Der unschuldig Gehenkte 105
Steinregen 107
Der Rekrut 108
Böser Markt 109

Seite
Der silberne Löffel 112
Einträglicher Räthselhandel 114
Des Seilers Antwort 118
Der geheilte Patient 119
Wie der Zundel-Frieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielten . . 123
Der kluge Sultan 125
Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird . . 127
Der Zirkelschmidt 127
Heimliche Enthauptung 130
Der Staar von Gegringen 132
Wie man in den Wald schreit, also schreit es heraus 135
Die falsche Schätzung 136
Das letzte Wort 137
Gutes-Wort, böse That 138
Der geduldige Mann 139
Der schlaue Mann 140
Der Heiner und der Brassenheimer Müller . . 141
Der falsche Edelstein 144
Das schlaue Mädchen 146
Ein gutes Recept 148
Vereitelte Rachsucht 150
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz . . 153
Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden 158
Seltsame Ehescheidung 160
Der listige Steyermarker 162
Etwas aus der Türkey 164
Das bequeme Schilderhaus 165
Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenze kam 166
Der Rekrut 168

Seite
Die leichteste Todesstrafe 168
Die Bekehrung 169
Der fremde Herr 172
Theures Späßlein 174
Der General-Feldmarschall Suwarow . . . 175
Feuerfünklein 177
Die zwei Postillione 178
Der betrogene Krämer 181
Der listige Kaufherr 183
Rettung einer Offiziersfrau 185
Unverhofftes Wiedersehen 187
Drei Worte 190
Zustand von Europa im August 1810 . . . 191
Andreas Hofer 194
Das fremde Kind 198
Geschwinde Reise 200
Brennende Menschen 202
König Friedrichs Leibhusar 203
Andreas Hertzez 204
Der Rekrut 207
Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann 210
Gute Geduld 213
Lange Kriegsfuhr 214
Der schwarze Mann in der weißen Wolke . . 219
Das Bettelkind 222
Wasserläufer 223
Das Vivat der Königin 223
Der verwegene Hofnarr 226
Die betrogenen Zecher 227
Schreckliche Mordthat 228
Der Geizige 230
Der Lehrjunge 231

Seite
Der Wasserträger 233
Die Tabacksdose 235
Hagenloch 237
Zwei honette Kaufleute 238
Der listige Quäcker 238
Blutbad in Neuburg am Rhein 240
Die Schmachschrift 241
Der Prozeß ohne Gesetz 245
Die gute Mutter 248
Das gute Wort 251
Das letzte Wort 252
Die Raben 254
Das heimliche Gericht 254
Gute Antwort 260
Glimpf geht über Schimpf 261
Der Nachtwächter von Neukaufen 262
Der Vater und der Sohn 263
Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht . 263
Der Wolkenbruch in Türkheim 268
Rettung vom Hochgericht 270
Der Schimmel 271
Die Treue und ihr Dank 274
Die berühmte Schlacht der Markomanen . . . 279
Der große Schwimmer 283
Kurze Station 287
Mittel gegen Zank und Schläge 287
Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist 289
Die nasse Schlittenfahrt 292
Der Bauersmann und der Visitator 294
Dankbarkeit 296
Tod vor Schrecken 296
Franziska 298

Seite
Der böse Winter 304
Hochzeit auf der Schildwache 306
Das Seewunder 309
Der gläserne Jude 310
Einer oder der andere 312
Die Probe 313
Die Besatzung von Oggersheim 317
Die Schlafkameraden 319
Der Herr Wunderlich 323
Des Dieben Antwort 326
Die Waizenblüthe 326
Veronika Hackmann 327
Der Friedensstifter 329
Die Allemannen am Rheinstrom 330
Glück und Unglück 337
Verloren oder gefunden 337
List gegen List 338
Hülfe in der Noth 342
Der Bock 347
Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813 349
Willige Rechtspflege 350
Wunderlichkeit 351
Der fromme Rath 353
Ein Hausmittel 354
Zwei Weissagungen 355
Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte . . 359
Gleiches mit Gleichem 362
Weltbegebenheiten in den Jahren 1812, 1813, 1814 365
Fortsetzung 368
Beschluß 373
Einer Schildwache lächerlicher Irrthum . . 389
Geschwinde Fertigung 390
Der verachtete Rath 393

Seite
Der Thalhauser Galgen 394
Der Schneider von Pensa 396
Irrthum 404
Bequeme Schifffahrt, wers dafür halten will . 405
Die Wachtel 406
Der vortheilhafte Roßhandel 408
Merkwürdiges Alter 410
Der Furtwanger in Philippsburg . . . 411
Das Advokaten-Testament 412
Einer Edelfrau schlaflose Nacht 413
Die Allemannen unter fränkischer Oberherrschaft . 417
Erinnerung an die Kriegszeit 424
Reise nach Frankfurt 426
Zwei Kriegsgefangene in Bebruisk . . . 432
König Friedrich und sein Nachbar . . . 436
Selte : Liebe 437
Der sinnreiche Bettler 440
Mahomed 440
Die lachenden Jungfrauen 442
Der Wettermacher 448
Mißverstand 451
Die Ohrfeige 453
Der geschlossene Magen 453
Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf . . 454
Seines Gleichen 456
Das Blendwerk 458
Große Schneeballen 461
Piere 462
Die Baumzucht 464
Des Adjunkts Standrede über das neue Maaß und Gewicht 469
Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts 478
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande . . 482

	Seite
Kindes Dank und Undank	485
Das wohlfeile Mittagessen	487
Das Mittagessen im Hof	489
Der kluge Richter	490
Zwei Erzählungen	492
Der schlaue Husar	494
Der Zahnarzt	496
Herr Charles	499

Berichtigungen.

S. 118 Z. 18 Statt Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, lies: Wer an den Galgen oder heut zu Tag ins Zuchthaus will

S. 141 Z. 7 Statt: betäubt lies: betrübt

Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, gieng man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmäler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab untertags, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbars Gerstensaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfändete ihn, oder thats mit ein Paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, wars nur desto schlimmer, und die Dornenäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sey, waren allemal in wenig Nächten niedergerissen oder ausgetreten, und Mancher

thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anders zu statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg gieng. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrieenen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: Wenn es ein Geist ist, geh ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenns auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ists aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Fäuste bei mir, die sind auch schon dabei gewesen. Er gieng. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Aechzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Tod-

tenstille war ringsumher, nur ein Paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Mann doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille gieng er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtenkreuz vorbei Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verrathet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bei sich selber: Ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim sey. Er fieng daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenackers ein Paar Wochen

lang mit blauen und gelben Zierrathen im Gesicht herum gieng, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans eben so sein Recht und seinen Meister finden möchte.

Der vorsichtige Träumer.

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein Witlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändeln an den Füßen fest, und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?" Darauf erwiederte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte."

Mißverstand.

Im 90ger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französchen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreis-Soldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: Filu! Filu! Das heißt auf gut deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meynte, der Franzose frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: halber vieri.

Unglück der Stadt Leiden.

(Geschrieben im Jahr 1808.)

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jänner des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tag eilftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete fein: „Das walt Gott" der Andere ließ es seyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sichs schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen

Thurm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abend-Schule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick, (ihr könnts nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser giengen mit allen Kindern die darin waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man denn auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Men-

schen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland ist, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit Einem Zug. Ja gewiß, Mauschel Abraham, sagte er: Es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und

das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und sagte: Au weih, ich habs gewonnen!

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim." Das heißt mit andern Worten auch: O weih, ich habs gewonnen!

Der wohlbezahlte Spaßvogel.

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Besten haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt du auch, Mauschel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eseln reiten müssen?" Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir Zwei auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seyd."

Eine sonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostets den Rock, oft sogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so giengen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme und sey, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sey. Ja, sagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Strickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen." Und Einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal da gewesen seyen, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirthin sey ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben

schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirthin, sagte einer, es steht dießmal um unsere Batzen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen." Die verständige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur so gut seyn, und jetzt die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor 6000 Jahren schuldig geblieben seyen, weil doch alles schon einmal so gewesen sey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein Paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amtswegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es sey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Versatz geben." Dieß letzte mußte geschehen, und die Wirthin versprach, in 6000 Jahren, wenn sie wieder

kommen und besser als jetzt bei Batzen seyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dieß ist geschehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirtshause zu Segringen.

Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: Was ist das für ein Unverstand, Zwei Kerle auf Einem schwachen Thier. Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide hinabjagen? Da stiegen beyde ab und giengen selb Dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: Ihr seyd Drey kuriose Gesellen. Ists nicht genug, wenn Zwei zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baum-

pfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Ehle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein

mit wundersüßer silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, Anna Fritze, die im kristallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut, und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden." Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Kappen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: Acht Tage lang, sagte sie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht. Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduft's zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen; so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen

beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angiengen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten," sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre," sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hieng zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnautzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Waizenkorn, sondern nur um eine böse Brat-

wurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfey bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten, und Frau Lise wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehn, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey also kommen sollte, so sey nicht geitzig, sondern wünsche.

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wählest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwei Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: du schlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden seyn, wenn ers ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzbub! du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern gieng vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheissen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei sich selber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „Also einen Gulden kostet es, Gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen

Spitz-

Spitzbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann!" Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt, als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden seyn.

Der große Sanhedrin zu Paris.

Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. — Mancher sagt daher im Unverstand: Man sollte sie alle aus dem Lande jagen.

Ein Anderer sagt im Verstand: Man sollte arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.

Der Anfang dazu ist gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was der große Kaiser Napoleon wegen der Judenschaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frisch weg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit den Gojim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in Einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antrat die große Reise nach Jena, Berlin, und Warschau, und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiserthums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was da werden sollte, und der Eine sagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiser wolle die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath

am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worin Juden wohnen, beisammen waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sey die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Dableiben, und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland, und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

Allein die Abgeordneten sagen, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und sie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

Darum formirte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unsrer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Philister war, sondern — Sanhedrin, das wird verdollmetscht eine Versammlung, und wurde vor allen alten alten Zeiten

also genannt, der hohe Rath zu Jerusalem, so bestand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verständigsten und weisesten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie diese das Gesetz erklärten, so war es recht, und mußte gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rath setzten die Abgeordneten der Judenschaft wieder ein und sagen, es sey seit 1500 Jahren kein großer Sanhedrin gewesen, als dieser unter dem Schutz des erhabenen Kaisers Napoleon.

Dieß ist der Inhalt der Gesetze, die der große Sanhedrin aussprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erschaffung der Welt im Monat Adar desselbigen Jahres am 22ten Tag des Monats.

1) Die jüdische Ehe soll bestehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Israelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe aussprechen, es sey dann, daß die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sey nach dem bürgerlichen Gesetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Bestätigung einer Ehe aussprechen, es sey dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.

Aber ein Jude darf eine Christentochter heirathen, und ein Christ eine jüdische Tochter. Solches hat nichts zu sagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seyen Brüder, weil sie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll

mit dem Franzosen und Italiener und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Moses, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigene Glaubensgenossen, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worin ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat, und den Schutz der Gesetze genießt, sey sein Vaterland, und befiehlt daher allen Israeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, solches Land als ihr Vaterland anzusehen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen ꝛc.

Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Ceremonien frei, die damit nicht vereinbar sind.

7) Der große Sanhedrin befiehlt allen Israeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerkern anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beschäftigungen zu entsagen, wodurch sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein Israelitischer Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es ist ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel gesteckt wird, ist verzinsbar.

9) Das nämliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde.

Diese neun Artikel sind publicirt worden den 2ten März 1807, und unterschrieben von dem Vorsteher des großen Sanhedrin, Rabbi d. Sinzheim von Straßburg und andern hohen Rathsherren.

Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher, so gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen

Reise gewonnen — Rechnet selber aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr drinn bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen, und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim seyn soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen, oder den Baselstab in Schliengen, so gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasser-Süpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, „die Kieselsteine könnten euch hart im „Magen liegen!" so sagte er: Eben deßwegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gotteswillen, so könnt ichs freilich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: „Aber, frommer Pilgram, „eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft „geben!" So antwortete er: Ey, wenn ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, um

Gotteswillen, so wärs freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden," so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüß darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides, um Gotteswillen? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüß und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelts euch Gott! Gebt mir „jetzt Brod, so will ich die Suppe essen." Hierauf streifte er die Ermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemüß und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schad dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho."

Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein baierischer oder würtembergischer

Offizier wurde zu einem Edelmann einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hiengen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eines von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordert Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. Mein Herr Obrist! (so sprach er mit sichtbarer Unruhe) warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das seyn? sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todtblassen Wirth, that einen

Stoß, und auf einmal fielen ein Paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freilich sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nahmhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin; und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Teufel auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand 100, sage

hundert Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück. — Das wollen wir beides gut heißen, und wünschen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneschwyl im Schweizer-Canton Argau, kann jedem seines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen, am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem 16ten Jahr einem sogenannten Vieh-Doktor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles was

sein Meister wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster knetten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sey's.

Jakob Humbel nicht also. Er gieng zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — Nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntniß hatte von der innern Beschaffenheit eines Thieres im gesunden und kranken Zustand, und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen, und hätt' sich mit Andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jakob Humbel eben so aus. Mit bösen Windsalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Taglöhner, gieng in armseliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klösterli zu

Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wußte mit seinem Verdienst etwas besseres anzufangen. Oft wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er gieng mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nion in die Schulanstalt des Herrn Snell, und lernte so viel, als in 9 Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er gieng zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürch, der recht gut von Statten gieng, und seine Baarschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu

studiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetischer Hülfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneschwol mußte 8 Mann stellen. Die jungen Bursche müssen spielen, den guten Jakob Humbel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß, und der Weg ist offen; wär mit seiner kleinen Baarschaft zum Teufel gangen, und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den 8ten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland, und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, gieng zu seinem unsäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ists Mathä am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habschaft in die Tasche, einen Stecken in die Hand, und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Carlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Carlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Thierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeldlich ertheilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrjünger

gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Straßburg, oder in Klein-Carlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik; zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den helvetischen Hülfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thierarzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Carlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Argau geprüft, legte zu Jedermanns Erstaunen und Freude die weitläuftigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und ist nun nach

allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Thierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Vier, die denken: Wenn solcher Muth und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ists kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Weißt du was? Nimm Gott zu Hülfe, und probire es noch!

Franz Ignaz Narocki.

(Abgebildet im rheinländischen Bildermann.)

Man erfährt doch durch den Krieg allerlei, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zusammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beispiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Narocki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der französische Kaiser Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein sorgenfreies Alter verschaffen werde; und doch ists geschehen in den ersten Wochen des Jahrs 1807. Er ist geboren im Jahr 1690 (Tausend sechshundert und neunzig), und lebt noch, und ich will glauben daß er in seiner Jugend sich nicht oft betrunken und nicht ausschweifend gelebt habe, denn er hat in seinem hundert siebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in seiner Jugend Kriegsdienste

that,

that, als Gefangener von den Russen nach Asien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Mann hat es in 117 Jahren manchmal auf den Hut geschneit, und er kann wohl von manchem Grabe sagen, wer darin liegt. In seinem 70sten Jahr, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erstenmal geheirathet, und vier Kinder gezeugt. Im 86sten Jahr nahm er die zweite Frau und zeugte mit ihr sechs Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preußen ließ diesem polnischen Methusalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld ungefähr 15 kr. Als nun Kaiser Napoleon in seinem siegreichen Feldzug in die Gegend seiner Heimath kam, wünschte ihn der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Bittschreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein schönes Geschenk von hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleond'or ist eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unseres Geldes.

Auf der Abbildung *) sieht man

1) den alten Narocki an seinem Stab. Er sieht noch recht gut aus für sein Alter.

2) Seinen einzigen Sohn, der ihn mit kindlicher Liebe begleitet.

3) Den Kaiser Napoleon, der ihn freundlich

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

ansieht und ihm das Schreiben abnimmt, nebst einem General und einem Adjutanten.

4) Einige Polacken und Soldaten, die den alten Mann neugierig betrachten. Mancher von ihnen, der selber schon einen engen Athem hat, und mehr Leid erfahren, als ihm lieb ist, der denkt: So alt möchte ich nicht werden. Ein junges Blut daneben denkt so: Das möchte ich auch in hundert Jahren (Anno 1907) meinen Enkeln noch erzählen können. Aber der klügste zwischen beiden sagt:

„Froher Muth, gutes Blut!
„Leb', so lang es Gott gefällt,
„Fromm und redlich in der Welt."

Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.

Im August des Jahrs 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre, und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als sich niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thüre und gieng hinein. Als er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so gieng er wieder hinaus.

Lieber Leser, denke nicht, der hats lassen drauf ankommen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen. Sonst mußt du dich schämen, und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr 5 Stunden wieder. Die

Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann euch ja nichts geben. Ich selbst lebe von anderer Menschen Milde, und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: „Eben deßwegen.“ Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brod darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Art gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme kranke Frau,“ sagte er mit sanftem Lächeln, gieng wieder fort, und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Wittwe eines ehemaligen braven Unteroffiziers, Namens Laroque, bei dem preussischen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.

Mißverstand.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasselnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anderst sah ein Wegweiser an der Würtembergischen Gränze die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzosen den

Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches so viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpf-Name ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch: ob er auch verstünde was sie miteinander redeten? Er hätte herzhaft sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen, und antwortete: Oui Bougre, (Ja Ketzer!) Mit einem ellenlangen französischen Fluche riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei sausen. „Wie? sagte er, du willst einen französischen Soldaten schimpfen?" Oui Bougre! war die Antwort. Die Andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Cameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sey, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher seyn. Oui Bougre, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte

er ihnen mit lauter Oui Bougre, ans Herz. Endlich kamen sie auf die Vermuthung, er sey verrückt; (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiederte den Abschied des Einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit Oui Bougre. Als er aber sobald wieder nach Haus kam, und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sey zu arg worden, und wie sie hernach auf dem Zimhauser Hof einen Andern genommen, und ihn wieder heimgeschickt hätten. Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Brodlose Kunst.

In der Stadt Aachen ist eine Fabrike, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brodlose Kunst. Denn es werden in jeder Woche zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, facit: Eine Million, und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer auszurechnen, wie viel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrike selbst und durch den Handel

jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8 — 10 Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten, und wunderte sich, daß es möglich sey, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinern Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer artigen Schleife, oder wie mans sonst nennt, Schlupf oder Letsch.

Das war so brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen seyn. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Taggdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brodlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter andern nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Pabst sehen, der sonst ein großer

Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte schon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeister des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zugieng, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darinn? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weise Pabst, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darin machen könne.

Glück und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück und Unglück im Glück noch selten beisammen gewesen, wie in dem Schicksal zweier Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zugieng, die Kugeln sausten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich seyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fieng Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und

über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdessen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paf! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hinein gezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweitenmal gerettete Leben, mußten diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nemlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beim Losschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerrissen, und mußten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus, und lebten in diesem Zustand noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

Der Commandant und die badischen Jäger in Hersfeld. *)

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe; und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verflossenen Winter, als die französische Armee und ein großer Theil der bundsgenossischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Theil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel, als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet.

*) Diese Begebenheit ist auf einem Tableau in größtem Median-Format dargestellt und Exemplare hievon, mit der Unterschrift:

Sey Menschenfreund in Uebung deiner Pflicht,
Auch in dem Feind vergiß den Menschen nicht.

sind zu Karlsruhe in der Müllerschen Hofbuchhandlung à 1 fl. 45 kr. zu bekommen.

Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Commandanten in Cassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Muthes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Commandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen

Klagens und Bittens, die kurze Frist zu benutzen, und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied." So sprach der Commandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus, zu Ehren der badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Commandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war Niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muthe, wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Commandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Commandant schlug dasselbe ab, und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Nur zum Andenken von Euch, setzte er hinzu, erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist, und der heutige Auftritt. Dieß soll das Ge-

schenk seyn, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will. — Dieß ist geschehen im Februar des Jahrs 1807; und so etwas ist des Lesens zweimal werth.

Der preussische Krieg im Jahr 1806 und 1807.

Weil ich hoffe, dem Leser des rheinischen Hausfreundes das nächstemal viel Erfreuliches vom Frieden zu sagen, so müssen wir diesmal auch etwas vom leidigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein Frieden geschlossen, und ein wohlgezogener Kalender soll seyn ein Spiegel der Welt.

Aber wir wollens kurz machen, und hoffen, die kriegführenden Mächte machen es auch so.

In der ganzen Welt ist jetzt, so viel wir wissen, nur ein einziger Krieg. Aber was für einer? Einer, woraus man zwölf machen könnte.

Auf der einen Seite stehen die Preußen, die Russen, und so viel man jetzt noch weiß, die Schweden. England ist auch auf dieser Seite und hilft mit Geld aus.

Auf der andern Seite stehen die Franzosen, die Deutschen vom rheinischen Bund, Italien, Holland, Spanien, der Türk. Alle diese Mächte und Staaten von beiden Seiten haben jetzt Truppen im

Feld und auf den Straßen. Von allen Enden und Orten her laufts gegen Polen. Die Polen haben mit der Hauptsache nicht viel zu thun. Sie geben nur den Platz her und was dazu gehört, wie wir in den vorigen Kriegen auch, und helfen, in der Hoffnung, ihr Königreich wieder aufzurichten.

Kurz, Europa ist im Krieg begriffen. Nur Oestreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugal nicht, der Pabst nicht. Die andern alle.

Dagegen halten mit die Perser in Asien, weit hinter Jerusalem, ferner ein paar afrikanische Mächte, und der Kaiser von Marokko und Fez, herwärts dem Mohrenland. Diese halten es mit den Franzosen und mit dem rheinischen Bund rc.

Den Anfang dazu machte Preußen. Schon seit geraumer Zeit machten zwar beide Theile, Franzosen und Preußen, solche Bewegungen, die nicht auf Frieden deuteten. Aber am 1ten Oktober 1806 erging von Preußen an den Kaiser Napoleon ein Schreiben, welches unter andern die Forderung enthielt, derselbe solle sogleich alle seine Truppen aus Deutschland heraus und über den Rhein nach Frankreich führen. Das verstand der französische Kaiser unrecht. In der nemlichen Zeit, in welcher seine Truppen nach der preussischen Meinung sollten daheim seyn, standen sie, und noch viele dazu, an der preussischen Gränze, eine Heeresmacht der andern gegenüber. Am 14. Oktober war die Schlacht bei Jena. Durch diese Schlacht und ihre Folgen gieng die preussische Armee bis auf einen kleinen Ueberrest zu Grunde. Was nicht im Treffen selbst

getödtet, verwundet oder gefangen wurde, oder unsoldatisch auseinander ging, ward versprengt, wußte nicht wo aus noch an, und wurde nach längern oder kürzern Märschen eingeholt, und mit oder ohne Widerstand gefangen. Die starke Festung Magdeburg und andere feste Plätze fielen dem Sieger in die Hände. Ein großer Theil der preussischen Monarchie stand ihm offen, und wurde von ihm besetzt. Am 24. Oktober zog Napoleon in die preussische Haupt- und Residenzstadt Berlin ein.

Zum Andenken seines Sieges nahm er dort den Degen, mit welchem der König Friedrich einst kommandirt und seinen Ruhm erfochten hatte, in Empfang, und schickte ihn nach Paris. Der alte, von allen europäischen Mächten anerkannte Ruhm der preussischen Waffen ist für jetzt dahin. Kein Mensch schlägt mehr auf seine Brust, wirft den Kopf in die Höh, und sagt: Ich bin ein Preusse!

Man wußte es anfänglich gar nicht zu begreifen, wie eine so zahlreiche, ehemals so tapfere und seit langen Zeiten berühmte Kriegsmacht an den Gränzen ihres eigenen Landes, unter den Augen ihres edlen Königs, von einem fremden, weit hergekommenen Heer schon am fünften Tag nach dem Ausbruch des Krieges so geschlagen werden, auseinander laufen und sich verlieren konnte. Allein die jetzigen Preussen waren nicht mehr die alten. Sie verliefen sich auf den Ruhm ihrer Vorfahren, aber sie hatten nicht mehr ihren Anführer und ihre Eigenschaften. Es fehlte an zweckmäßigen Anstalten zum Krieg und Vorbereitungen zur Schlacht. Die Sol-

daten hatten schon drei Tage lang kein Brod, und der Hunger ist zwar nach dem alten Sprichwort ein guter Koch, aber ein gar schlechter Zelt-Kamerad, Mitstreiter und Bundesgenosse. Doch, es mußte alles zum Unglück helfen. Kaiser Napoleon bot dem König noch den Tag vor der Schlacht in einem eigenhändigen Brief den Frieden an. Der Brief wurde dem König erst nach der Schlacht übergeben, als es zu spät war.

Der ganze Krieg schien 5 Tage nach dem Ausbruch geendigt zu seyn, und es ist jammerschade, daß es nicht dabei blieb. Erstlich weil viel gutes liebes Menschenblut und Leben wäre geschont worden. Zweitens, weil man wohl einen 7jährigen Krieg hat und einen 30jährigen, aber noch keinen 5tägigen.

Allein eine russische Armee war den Preussen zu Hülfe auf dem Anmarsch. Der unglückliche König zog sich mit dem Rest seiner Truppen zu ihnen zurück. Aber Kaiser Napoleon bleibt nicht auf dem halben Wege stehen. Er zieht dem neuen Feind entgegen, und so spielt sich der Krieg aus Deutschland nach Polen. Auch hier wurde noch, bis Jahreszeit und Witterung Stillstand geboten, viel Blut vergossen bei Pultusk, bei Ostrolenga und bei Eylau.

Unterdessen und während der Waffenruhe des Winters und Frühjahrs wurde in preussisch Schlesien eine Stadt nach der andern belagert und weggenommen. Langen Widerstand leistete auf einer andern Seite die große und berühmte Stadt und Festung

Danzig. Französische, Badische und Polnische Truppen setzten ihr zu. Den 24. Mai hat sie kapitulirt. Noch stehen die Schweden herwärts dem Kriegstheater in Stralsund. Doch schlossen sie nach einer mißlungenen Unternehmung einen Waffenstillstand mit dem Feind. So stand die Sache, und so lauteten die Nachrichten bis zum 5ten Juni 1807, als der Hofbuchdrucker Sprinzing sagte, jetzt sey es Zeit, den Kalender zu drucken.

Mögen alle in diesen Krieg verwickelten Mächte dem schwedischen Beispiel folgen, und dann bald zu einem langen gedeihlichen Frieden sich die Hände bieten!

Nachtrag.

(Einige Wochen später geschrieben.)

Jetzt wird jedermann gestehen müssen, daß der rheinländische Hausfreund mehr kann als nur Brod essen, und daß er nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch was geschehen will. Denn was er am 5ten Juni 1807 vom preussischen Krieg geschrieben hat, ist jetzt alles schon wieder vorüber und noch viel dazu; und wie er gehofft hat, die großen Herren werden es kurz machen, also ists geschehen. Noch eine fürchterliche Schlacht geschah zwischen den Franzosen und Russen am 14ten Juni bei Friedland. Nicht weniger als 60,000 Mann von der russischen Armee giengen nach den französischen Berichten innerhalb 10 Tagen verloren. Diese

Schlacht

Schlacht war ohne Zweifel die fürchterlichste im ganzen Krieg, aber auch die wohlthätigste. Denn bald nach ihr wurden durch einen Waffenstillstand alle Feindseligkeiten eingestellt. Und jetzt sah man ganz andere Dinge als vorher. Die drei kriegführenden Monarchen zogen jetzt aus dem Feld friedlich zusammen in die Stadt Tilsit, und lebten mit einander als die besten Freunde, speisten bei einander zu Mittag, und ritten mit einander spazieren. Der Kaiser von Frankreich und der Kaiser von Rußland, vor wenigen Tagen noch Feind gegen Feind, wohnten jetzt als gute Nachbarn nicht weit von einander in einer Gasse, und jetzt ist am ganzen vorigen Artikel, daß ein so erschrecklicher Krieg in der Welt sey, kein Wort mehr wahr. Vielmehr wurde zur allgemeinen Freude am 7ten und 9ten Julius zwischen Frankreich, Rußland und Preussen, der Friede geschlossen, dem Gott eine lange Dauer verleihen wolle.

Das freut den rheinischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Baßgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und Orten, besonders aber am Rheinstrom, mit lauter Aepfelküchlein geschossen wird, und viele hunderttausend Bratwürste wie Kraut und Rüben zusammen gehauen und alle Tage Kriegsgefangene, nemlich Kronenthaler und Dublonen in Kisten und Kästen eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür.

Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen, gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nemlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: Kannitverstan; und schnurrte vorüber. Dieß war nun ein hol-

ländisches Wort, oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Caffe voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ichs

doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthes Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen seyn, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht. Kannitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannit-

verstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens, mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

Schlechter Lohn.

Als im letzten Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht; doch nicht alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Commandanten mit schmunzelnder Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baustämmen noch da und da beisammen

liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Commandant gab schlechten Dank für die Verrätherei, und sagte: „Laßt ihr die schönen Baustämme nur liegen wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes nehmen. Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen wie Ihr einer seyd.

Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eignen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenns fehlen sollte.

Der kann Deutsch.

Bekanntlich gibt es in der französischen Armee viele Deutschgeborne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirth, der seinen Einquartirten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz und Leiden, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald darhinter kommt. Es gieng so zu: der Sundgauer parlirte lauter Foutre Diable, forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätts ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprang er in der Noth in seines Nachbars Haus, der sein Gevatter war, und ein wenig Französisch kann, und

bat ihn um seinen Beistand. Der Gevatter sagte: Er wird aus der Dauphine seyn, ich will schon mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt. Wars vorher arg, so wars jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, so, daß er endlich im Unwillen sagte: Das ist ja der vermaledeyteste Spitzbube, mit dem mich der Bolettenschreiber noch heimgesucht hat. Aber kaum war das unvorsichtige Wort heraus, so bekam er von dem vermeinten Stockfranzosen eine ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt euch nimmer Angst seyn, der kann Deutsch."

Große Feuersbrunst.

Aus Italien wird berichtet: Am 5. April 1808 zündet ein Bauer aus dem Dorf Bevra, nahe bei dem Dorf an einer Berghalde, das Gesträuch an, damit hernach das Vieh besser weiden könne. Solches ist da und dort schon oft geschehen, und hat gut gethan. Aber dießmal wehete ein starker Wind; das Feuer griff schnell und unwiderstehlich um sich. Immer höher prasselte die Flamme, immer heftiger wehete der Wind; und in wenig Stunden brannten in der ganzen Landschaft, in einer Strecke von mehreren Stunden, alle Gesträuche, alle Wälder, alle fruchtbare Obstbäume, alle Ställe, alle Wohnungen. Das Flammenspiel an allen Enden und Orten, die entsetzlichen Rauchwolken, das Noth- und Jammergeschrei der unglücklichen Menschen war

entsetzlich; und so weit man laufen und hören konnte, läuteten die Sturmglocken. Zwar eilten die Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft und aus weiten Gegenden her, zur Hülfe. Aber der immer heftigere Wind, und der große Umfang der Feuersbrunst machten alle Mühe und Anstrengung lange zunichte. Erst am 10. vermochte man das Feuer zu löschen. Da sah erst alles recht jammervoll aus. Die ganze Gegend war eine schauerliche Verwüstung. Wo vorher fröhliche Heerden weideten, sah man jetzt halbverbrannte Leichname. Wo noch vor wenig Tagen muntere Hirten sangen, und der emsige Landmann mit Hoffnung seine Arbeit verrichtete, standen jetzt die Unglücklichen trostlos und händeringend auf der Brandstätte ihrer Wohnungen und ihres Eigenthums.

Wie muß es da dem unverständigen Mann zu Muthe gewesen seyn, der durch seine Unvorsicht solches Unglück über sich selbst, seine Mitbürger und Landsleute gebracht hat!

Der Fremdling in Memel.

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren, mit einem Schiff aus Westindien, an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser bei dem König von Preußen auf Besuch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne

Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern ging ganz treuherzig auf sie zu, meinte es seyen zwei Kaufleute, oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Gespräch mit ihnen an, war begierig allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zugetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich leutselig mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sey. „Ich bin der König von Preußen," sagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete: „Dieß ist Se. Majestät der russische Kaiser," da wars doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei lose Vögel ihn zum Besten haben wollten, und sagte: Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, so sucht euch einen andern als ich bin. „Bin ich deßwegen aus Westindien gekommen, daß ich euer Narr sey?" — Der Kaiser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sey. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget ihr seyn," sagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um

Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Das seltsame Rezept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthüre ab, und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und sagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Dem sagte der Mann, der Docter sey bei seiner kranken Frau gewesen, und hab ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte, und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doctor das Recept an die Stubenthüre geschrieben; und nun soll der Herr Bachin *) so gut seyn, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

Einfältiger Mensch in Mayland.

Ein einfältiger Mensch in Mayland wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon

*) Name des Apothekers.

los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam, und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?" so sagte er: Mein zweistöckigtes Haus in der Capuzinergasse. Wenn ihr Lust dazu habt, — hier ist ein Muster.

Der Nemliche sagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so zornig werden, daß ich sie alle todt schlüge."

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?" Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schnei-

det, so stech ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erste." Wie der erschrockene Mann das hörte, (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexirt wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch,) so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das Nemliche. Wie der Gesell das Nemliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepper. Gerathet's nicht, so weiß ich, was ich thue!" und rasirt den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spazirt ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war, und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu rasiren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld, und sagte: Gnädiger Herr,

Ihr hättet mich nicht verstochen, sondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch in's Gesicht geschnitten, so wär ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon gesprungen. Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch 1 Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich todt, wenn du mich schneidest."

Merkwürdige Gespenstergeschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Rossen, und erzählte einem Grenzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will übernacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und seyen schon drei Scharfrichter bei ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hinein lassen und ein leeres Bett für mich haben." Der Wirth sagt: „Manch schönes Bett, mit seidenen Umhän-

gen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüssel hab ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein." Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: Ich wills probiren. Trotz aller Widerrede, mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben; und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespenster-Besuch versehen hatte, gieng er mit dem Bedienten, so er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hieng, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurm sich rührte, und die Glocke 12 schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und

brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopholes. Willkomm in meinem Palast! und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopholes mit fürchterlichen Grimassen und hochgehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm eine Pistole entgegen, und sprach: „Halt, oder ich schieß!“ Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Mephistopholes hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langsam um, und ging mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respect vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht seyn, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang, auf einmal verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär er in den Boden geschlupft. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu

sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglast entgegen kam, und er glaubte selber, jetzt geh es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirrdischen Gewölb. Aber sechs curiose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopholes war auch dabei. Allerlei wunderbares Geräth lag umher, und zwei Tische lagen gehauft voll funkelnder Rößleins-Thaler, einer schöner als der andere. Da merkte der Fremde wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre verborgenen Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrieen treiben konnten, fiengen sie den Gespensterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so vergälstert, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsteres Gehalt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten, und sagten: „Es wird das Beste seyn, wenn wir ihn umbringen, und darnach verlochen." Aber einer sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich herschreibt." Als sie aber hörten, daß er ein

vornehmer

vornehmer Herr sey und nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an; und nachdem er wieder in dem finstern Gewölb war, sagten sie: „Jetzt steht die Sache letz.*) Denn wenn er gemangelt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen ist, und er ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hanf ist dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet.“ Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid hinsagen, wo er wohne. Er sagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er schaute ihnen zu, wie sie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab schien, und auf der Straße die Geisseln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirthung, und gieng mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabakspfeife, und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten,

*) „letz“ so viel als: „unrecht,“ oder hier: „schlimm“.

muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn mans nicht halten will. Deßwegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er daher reinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demant-Steinen besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabaksblase, und ein Brieflein darin. In dem Brieflein stand: „Dieß schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Eure Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt." Deßwegen hats der Herr dem Crenzacher erzählt, und das war die nemliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storchen zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Gute Antwort.

Wer ausgiebt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirthshaus vorbei, der einen stattlichen Schmeerbauch hatte, also, daß er auf beiden Seiten fast über den Sattel herunter hängte. Der Wirth steht auf die Staffel, und ruft

ihm nach: „Nachbar, warum habt ihr denn den Zwerchsack vor euch auf das Roß gebunden und nicht hinten." Dem rief der Reitende zurück: Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Spitzbuben. Der Wirth sagte nichts mehr.

Drei Wünsche.

Dießmal ist aber die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenroth, sondern nach Klingenberger und Kalbfleisch in einer sauren Brühe. Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Saueressen verzehrt hatten, und noch eine Flasche Klingenberger mit einander tranken, sprachen sie von allerlei, und fiengen zuletzt an zu wünschen Endlich wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und wer den größten Wunsch hervorbringe, der solle frei ausgehen an der Zeche.

Da sprach der Erste: So wünsch ich dann, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Kehl, voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Maltersäcke nähen, und wenn ich dann jeden Maltersack voll doppelter Dublonen hätte, so wollte ich zufrieden seyn.

Der Zweite sagte: So wollt ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Thurms hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge, so viel darinn Platz haben, und

wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Malterſäcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte sagte: So wollt ich denn, daß ihr beide hättet was ihr wünscht, und, daß euch alsdann beide in Einer Nacht der Henker holte, und ich wär euer Erbe.

Der Dritte ging frei aus an der Zeche, und die zwei andern bezahlten.

Der Husar in Neisse.

Als vor 18 Jahren die Preußen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preussischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld so viel war, und viel Geldeswerth; zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stoßt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter

lauft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest, und
fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft
sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und
rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt
er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neisse
in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal
verübt hat, und meynt, es sey schon lange Gras
darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr
1806? Die Franzosen rücken in Neisse ein; ein
junger Sergeant wird Abends einquartiert bei einer
braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant
ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint
guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt
der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt:
Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffe ins
Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte,
gieng sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise
die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet
im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und
seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet
wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder
so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube
ist. Die Frau aber gieng leise auf ihn zu, und
fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant,
und warum seyd Ihr so traurig?" Da sah sie der
Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte:
die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht
geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern
in Champagne angehört, die in der Plünderung alles
verloren haben und zu armen Leuten geworden seyn,
und jetzt denke er an alles, und sein Herz sey voll

Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau, und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neisse lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt mans selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sey, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und fiel vor dem Franzosen auf die zitternde Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf.“ Allein das könnte mit der

Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott." — Mit diesen Worten gieng er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es giebt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Ein Wort giebt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch lernen,

und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ey Hanns, wo führt dich der Himmel her? Wie steht es zu Hause, und was giebts Neues? — Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor 10 Tagen Euer schöner Rabe krepirt ist, den Euch vor einem Jahr der Waidgesell geschenkt hat.

O das arme Thier, erwiederte der Herr Wilhelm. Was hat ihm denn gefehlt?

Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde verreckten, eins nach dem andern. Ich habs gleich gesagt.

Wie! Meines Vaters vier schöne Mohren-Schimmel sind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie gieng das zu?

Drum sind sie zu sehr angestrengt worden mit Wasserführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.

Um Gottes Willen! rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?

Drum hat man nicht aufs Feuer acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche, und ist bei Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Fünklein ist bald verzettelt.

Unglückselige Botschaft! rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt? Und wie gehts meiner Schwester?

Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.

Sonst gibts just nicht viel Neues, setzte er hinzu.

Moses Mendelson.

Moses Mendelson war jüdischer Religion, und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelson gab unter andern von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf wie ihr seyd, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Wasser nicht bieten kann. Seyd ihr nicht

am kleinen Finger gescheider, als er am ganzen Körper, so groß er ist?" Einem andern hätt das im Kopf gewurmt, hätte Feder und Dintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen, und seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verständige Mendelson ließ das Dintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an, und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehn, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen."

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den eurigen gäb ich keinen rothen Heller."

Theure Eyer.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd im Magen, und ließ sich in einem gemeinen Wirthshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eyer geben. Als er damit fertig war, forderte der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eyer so rar seyen? Der Wirth lächelte und sagte: Nein, die Eyer nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können. Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt,) nahm ers sehr übel, daß ein Wirth in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Ueberforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht. Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, sah er keinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drei Diebe.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt.

Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter copulirt war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielts auch mit, und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitirten nur bei Nacht in den Hühnerställen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenns aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eyer, und fragt die andern: „Wer ist im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eyer aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?" Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eylein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eyer. — „Aber wer dem Vogel die Eyer wieder unterlegen kann," sagt jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!" Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eyer unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne

daß es der Heiner merkte. Da gab es ein greß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister." Der rothe Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit Euch kann ichs nicht zugleich thun, und wenns einmal zu bösen Häusern geht, und der Letze *) kommt über uns, so ists mir nimmer Angst für euch, aber für mich." Also gieng er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet und wollten ein wenig acht geben, wo es liegt. Es hieng in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser." In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andre Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Manns Stimme an, und sagt: Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer. Die Frau sagt: Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja so, sagte der Heiner, drum bin ich halber im Schlaf, und gieng, holte das Schwein, und trug es unbeschrien fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird

*) d. i.: der Unrechte.

schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam, und nach dem Säulein greifen will, „Frau, rief er, jetzt habens die Galgenstricke doch geholt.“ Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte, (es war schon weit vom Hause weg,) und als er merkte, daß er allein sey, nahm er schnell die Stimme des Frieders an, und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müd seyn.“ Der Heiner meynt es sey der Bruder, und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehn in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: Hab ich dich wieder, du liebes Säulein? und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen, und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungerig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelme doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte, und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Camin herab, spießt das beste Stück

im Kessel an, und zogs herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jezt wollen wir anrichten," da war der Kessel leer, und wär ebenfalls kein so großes Feuer nöthig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungerig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, so können wirs ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder was sie gemaust hatten. Jezt gieng ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sey das leztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im leztem Viertel über das Häuslein weggieng, und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krähten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Dieters sagte: „Jezt ists einmal Zeit ins Bett, kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Thurn und in das Zuchthaus.

Suwarow.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungs-

würdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarow, den die Türken und Polaken, die Italiener und Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Commando. Aber was das vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Commando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarow selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dieß und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fieng schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen." Sogleich ließ Suwarow nach, und sagte: „Wenns der General befohlen hat, so muß man gehorchen."

Hohes Alter.

In Schottland giebt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnet einmal einem betagten Sechziger, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser: Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben. Das kam dem Fremden fast unglaublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren

noch

noch einen Vater am Leben haben, und noch unter seiner Zucht stehen soll. Als er ihn aber nach der Ursache der Ohrfeige fragte, so sagte der Sechziger: Drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch so sey, wie er sagte. Ja, es war so. Der Bube war 62 Jahr alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz curios zu Muthe, wenn man so 288 Jahre bei einander in Einem Stüblein sehe.

Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Thaten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Batzen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und, als sie das letztemal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer

Trauben brachte, „Fraulein, sagte er, jetzt muß ich fort, und kann euch nicht bezahlen. Aber ihr sollt nicht vergessen seyn.“ Aber die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Egypten, wo einst die Kinder Israel das Ziegler-Handwerk trieben, und lieferte ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrte mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts, als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen seyn!“ Aber ein Wort noch immer so gut, als baares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen seyn, wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit, und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so

ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete, und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?" so fragte der Kaiser. — Ey ja! erwiederte die Frau, die Melonen sind reif, und holte eine. Während die zwei Fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer legte. „Kennt ihr denn den Kaiser auch, der heute hier seyn soll?" fragte der eine. Er ist noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war. — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?" — Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben. Fürs erste, so kennt ihr den Kaiser nicht. Denn ich bins. Fürs andere hab ich euch nicht so ordentlich bezahlt, als ihr sagt, sondern ich bin euch zwei Thaler schuldig oder etwas;" und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch ein tausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte, und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, wie man ihr auf nebenstehender Abbildung wohl ansehen kann; *) und die

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Kinder schauen auch einander an, und wissen nicht was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher das Haus niederzureissen, und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause, sagte er, will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen." Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.

Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu, (muß lesen Soliö): diese Landschaft bekam im März des Jahrs 1807 einen schlimmen Besuch von einem reissenden Thier, wie man noch keines daselbst gesehen hatte, hier zu Land auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen seyn. Doch hatte es eine kürzere Schnautze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menschen und Thiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen

Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Conscribirten, zerfleischte zwei Mägdlein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsche übernacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, gieng des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte es sey die Katze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Katze sey da. Aber in dem nämlichen Augenblicke springt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer starker Zähne wüthend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier setzt immer tiefer seine Zähne ein, und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit ihm bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannte, und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt, so stark er kann, mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getödtet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer

und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Best fieng an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreissen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande die Brust des braven Machin von ihm los zu machen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Unthier vollends todtgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagt, er wolle sein Lebenlang dran denken.

Folgen des Tilsiter Friedens.

In der Welt sieht es kurios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und ist nicht immer gut dabei Gevatter zu stehn. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei seyn, wenn die langen Messer drein hauen und die großen messingenen Orgelpfeifen brummen, oder wenn die alten Königs-Thronen schwanken und umfallen.

Rußland ist in dem letzten Frieden zu Tilsit recht gut weggekommen, hat nichts verloren, sondern

noch ein ansehnliches Stück von Polen gewonnen, setzte sich in gute Freundschaft mit seinem vorigen Kriegsfeind Napoleon, und fieng Krieg an mit seinen vormaligen Bundesgenossen, dem König von England und dem König von Schweden.

Preußen, so zu gleicher Zeit Friede machte, hat noch nicht viel davon zu rühmen. Fürs erste hat es müssen hergeben, was sein Bundesgenosse und Mitstreiter der russische Kaiser in Polen gewonnen hat, und das große Herzogthum Warschau, hat außerdem verloren das Fürstenthum Baireuth in Deutschland, und alles Land herwärts des Elbstroms in Sachsen und Westphalen; muß viel bezahlen, und hat wenig; fragt niemand: wo nimmst du's? Armuth und Elend nimmt immer mehr überhand. Der König konnte noch nicht wieder in seine Residenzstadt Berlin und in sein Schloß einziehen, weil die französische Generalität noch ihr Hauptquartier daselbst hat, sondern lebt still und eingezogen in Königsberg, schränkt sich ein, so sehr er kann, um seine armen Unterthanen zu erleichtern, und weiß doch nicht Rath noch Hülfe zu schaffen.

Aber der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis ans Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inseln und mehrere kleine liegen, dieß zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt-

und Residenzstadt Kopenhagen, und an den dänischen Festungswerkern vorbei durch eine Meerenge. Dieses Königreich hatte während der ganzen stürmischen Zeit von 1792 durch seine Lage und durch die Weisheit seiner Regierung Frieden. Sie lebte niemand zu lieb und niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Unterthanen zu vermehren, wurde deßwegen von allen Mächten respektirt und in Ehren gehalten, und als der letzte Krieg ein Ende hatte, dachte man, jetzt sey die größte Gefahr vorbei. Als aber der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sey, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und, daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopf zusammen schießen. Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, so müßt ihr mir bis Ausgangs der Sache

eure Rosse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf nach Freiburg oder nach Rastadt zu den Advokaten reiten, sonst zünd ich euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, so verrenn ich ihm den Weg." Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezunden! Was gehn mich euere Händel an?" Und so sagten die Dänemarker auch. Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänemarker sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!" so stieg er mit seinen Landungs-Truppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sey die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze Dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermüthigen Feindes sey unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen, und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein! Da fieng das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von Abends um 7 Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen, mit 72 Mörsern und schweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch 12 Stunden lang nimmer auf; und ein Teufelskind, Namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brand-Raketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit

einem kurzen spitzigen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und, wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, so blieb er stecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brand-Raketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuser, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlösser, 22 Krankenspitäler, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander gieng. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Commandant von Kopenhagen sagte: Nein. Da fieng das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Commandant noch nicht wollte Ja sagen, fieng Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5ten des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchthürme waren eingestürzt, und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getödtet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte, oder einem Steinhaufen, da einem Lazareth, und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der

Commandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hülfe und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapitulirt, und der Kronprinz hats nicht einmal gelobt. Das erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg; 18 Linienschiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehmals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach, und will nichts geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, sondern denkt: Wenn sie es nicht verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21ten mit der dänischen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve ist unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer gesehn. Jetzt haltens die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen, und Kaiser Napoleon will nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis sie die Schiffe wieder zurück gegeben, und Kopenhagen bezahlt haben. Dieß ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sey nicht so schlimm gemeynt gewesen. Andre aber sagen, es hätte nicht können schlimmer seyn, und die Dänen meynens auch.

Unter allen Bundesgenossen der Engländer ist der König von Schweden allein standhaft geblie-

ben, ob er gleich an dem Betragen derselben gegen Dänemark keine Freude kann gehabt haben. Darüber hat er schon im Krieg Stralsund und Pommern verloren, und Rußland hat ihn unterdessen in seinem Land angegriffen und ihm in kurzer Zeit die ganze Provinz Finnland weggenommen, und mit den Dänen ists auf einer andern Seite auch schon losgebrochen, also, daß jetzt Schweden in großer Gefahr und Bedrängniß ist. Aber der König bleibt unbeweglich seinem Grundsatz getreu, und sagt: er wolle lieber sterben, als nachgeben.

England selbst sitzt ruhig auf seiner Insel, sieht den Welthändeln auf dem festen Lande zu, und lacht. Denn es kann nicht angegriffen werden, weil das Meer keine Balken hat, und seinen Schiffen geht alles aus dem Weg. Deßwegen fangt es der Kaiser Napoleon auf eine andere Art an. Weil England durch den Handel alles baare Geld aus dem festen Land herüber fischt, und seine ganze Macht in seinem ungeheuren Reichthum besteht, so versperrt man ihm den Handel. Fast alle Seehäfen des festen Landes sind ihm verschlossen. Alle englischen Waaren sind verboten, wo man sie findet werden sie weggenommen, deßwegen ist der Zucker und Caffe so theuer, und, wenn das feste Land es aushaltet in die Länge, so muß England noch ersticken in seinem eigenen Fett.

Auch in Deutschland endlich sind durch den preußischen Krieg und durch den Tilsiter-Frieden wichtige Veränderungen vorgegangen. Aus dem ehmaligen Kurfürstenthum Sachsen wurde ein König-

reich, und der König bekam auch noch das Herzogthum Warschau, welches der König von Preußen in Polen verloren hat. Auch aus der ehmaligen Landgrafschaft Hessen-Kassel und den preußischen Landen herwärts des Elbestroms ist ein neues Königreich Westphalen entstanden, und der König ist des Kaisers Napoleons sein Herr Bruder. Fast alle Länder, die zum ehmaligen deutschen Reich gehörten, sind dem rheinischen Bunde beigetreten; und der rheinische Bund reicht jetzt von Lörrach bis ans Meer. Das sind die wichtigsten und nächsten Folgen des Friedens von Tilsit bis zum September 1808.

Begebenheiten in Portugal im Jahr 1808.

In dem verwichenen Jahr sind zwei Könige von ihren Thronen herabgestiegen; der König von Portugal und der König von Spanien.

Wenn man von Basel aus durch die ganze Schweiz reist bis nach Genf, so kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reise fortsetzt, so kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, so kommt man nach Portugal. Portugal aber ist gegen Sonnen-Untergang das letzte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß nimmer weiter. Portugal ist ein kleines, aber gesegnetes Land, und der König

hatte noch andere reiche Besitzungen über dem Meere, zum Beispiel das große Land Brasilien in Amerika, von wannen das Brasilienholz gebracht wird zu der rothen Dinte. Dieses kleine Königreich Portugal hat keinen andern Nachbar, als das große Königreich Spanien. Wenn es also mit diesem in guter Freundschaft steht, so hat es von dem Land her keinen Feind zu fürchten. Allein der schwächere Nachbar traut dem Mächtigen nicht, und, wenn Portugal mit Spanien in Unfrieden kam, so hatte es auch nirgends her Hülfe zu erwarten, als vom Meer. Deßwegen hielt Portugal von jeher und bis auf die letzte Zeit gute Freundschaft mit England, erstlich weil England und Spanien nie die besten Freunde mit einander sind, zweitens weil England das mächtigste Volk ist auf dem Wasser. Da aber der Kaiser Napoleon den großen Plan entworfen hatte, alle Mächte des festen Landes von den Engländern abwendig zu machen, und ihren Schiffen und Waaren alle Seehäven zu verschließen, und kurz, es sollte kein Mensch mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben, wie wenn sie alle die Raude hätten, so verlangte er, die Portugiesen sollten auch mithalten, und als die Regierung nicht wollte, so schickte er eine Armee, unter dem Befehl des Generals Junot, durch Spanien nach Portugal Der sollte der Regierung sagen, wie sie sich zu verhalten habe, und die Seehäfen besetzen, und den Spaniern war es so weit recht. Das ist der nämliche General Junot, der vor wenig Jahren eine Schlacht bei Nazareth im gelobten Land kommandirte. Denn ein französischer General kommt heut zu Tage weit in der Welt herum. Da nun England seinen Bundsgenossen in der Noth sah, so

kam es ihm mit seinen Schiffen zum Beistand; aber wie? Zur Flucht. Denn die königliche Familie wollte den Ausgang der Sache nicht abwarten, sondern verließ ihre Residenzstadt Lissabon, ihr bisheriges Land und Europa, und schiffte sich nach Brasilien ein. Also kam der französische General Junot, und nahm dieses Königreich im Namen des Kaisers Napoleon in Besitz und in Verwaltung. Dieß ist das Schicksal von Portugal bis zum September 1808.

Begebenheiten in Spanien.

Anders gieng es in Spanien selber zu. Dieß ist das Land, aus welchem sich unsere spanischen Schaafe her datiren, und wie warm und fruchtbar dort das Erdreich seyn muß, ist daraus zu erkennen, daß im schlechtesten Boden, wo wegen Wassermangel sonst nichts gedeihen will, ganze Stunden weit der Rosmarin und Lavendel wild wächst, und wenn den jungen Eselein das Futter nicht schmecken will, so giebt man ihnen Feigen oder Pomeranzen, freilich nicht die besten. Ein solches Land verdient von braven und glücklichen Leuten bewohnt zu werden. Allein der Prinz von Asturien, das ist der älteste Sohn des Königs, muß in seiner Kindheit einmal neben die Schule gegangen seyn, als das vierte Gebot zergliedert wurde. Denn schon vor einiger Zeit stiftete er eine Verschwörung gegen seinen Vater und gegen den Freund und Minister seines Vaters, den Friedensfürsten, und wollte sich des Throns bemächtigen.

Das Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt. Der Prinz gestand, nannte die Mitschuldigen, und erhielt von seinem Vater Verzeihung. Seit dieser Zeit aber herrschte in Spanien keine rechte Sicherheit und Ruhe mehr, französische Kriegsvölker unter den Befehlen des Großherzogs von Berg rückten in das Land, und der Prinz von Asturien, nicht gewarnt durch die Erfahrung, ließ sich von Leuten, die es weder mit ihm noch mit seinem Herrn Vater können gut gemeynt haben, zum zweitenmal zu einer Verschwörung gegen den König locken.

Dießmal gieng die Sache weiter. Es kam zu einem völligen Aufruhr. Die königliche Leibwache und viel Volk schlug sich zu dem Prinzen. Der Friedensfürst wurde beschuldigt, er sey ein Verräther des Vaterlandes. Er wurde gefangen gesetzt, mußte viel Mißhandlungen ausstehen, und stündlich einen gewaltsamen Tod erwarten. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Pallast ausgeplündert, und alles zerschlagen. Um größeres Unglück zu verhüten und seine eigene Person zu retten, übergab der König die Krone seinem Sohn, und mußte sagen, daß er sie freiwillig niederlege und wegen seiner Gesundheit sich in ein stilles Leben und in eine wärmere Gegend zurück ziehen wolle. Darauf wurde sein Sohn zum König erklärt. Allein so etwas kann keine lange Dauer haben und führt zu keinem guten Ende. Der französische Kaiser machte damals eine Reise in seinem Reich, und kam bis Bayonne, nahe an der spanischen Grenze. In dieser Stadt sollen vorzeiten die ersten Bayonnette gemacht worden seyn, und daher haben sie ihren Namen. Als aber der alte König

hörte,

hörte, daß Napoleon in der Nähe sey, kam er selber nach Bayonne, begab sich in des Kaisers Schutz, sagte, er sey gezwungen worden, und protestire gegen alles. Da machte sich der Prinz von Asturien auf den nämlichen Weg, und sagte, er sey in der festen Meynung gewesen, sein Herr Vater habe die Krone freiwillig niedergelegt, sonst hätte er sie nicht angenommen, und er gebe sie hiemit zurück. Allein damit war die Sache nicht abgethan. Denn eine verkehrte That ist geschwinder begangen, als wieder gut gemacht. In Spanien, und besonders in Madrid, gab es unruhige Bewegungen. Ein Theil wollte sich dem alten König nimmer unterwerfen, so wollte der andere den Prinzen nicht anerkennen, und die französischen Truppen waren in der Stadt und rings umher, und eine Parthie machte gegen die andere curiöse Gesichter. Auf einmal bricht in Madrid ein neuer Aufruhr aus (der Bericht darüber lautet vom 2. May 1808). Ganze Straßen und Marktplätze füllten sich mit mehr als 20,000 Menschen, die nichts Gutes verkündeten. Mehrere französische Militär-Personen werden angegriffen, der Großherzog von Berg läßt den Generalmarsch schlagen. Man schießt zuerst mit kleinem Gewehr, dann aus Kanonen unter die wilden Haufen. Sie zerstreuen sich, andere fliehen in die Häuser und schießen aus den Fenstern. Man bricht die Thüren ein, und haut zusammen, was mit Gewehr sich blicken läßt. Unterdessen bemächtigen sich die Empörer des Zeughauses und wollen 28 Kanonen und 10,000 Flinten zu ihrer Bewaffnung holen. Ein französischer General kommt ihnen über den Hals, und wer im Zeughaus angetroffen wird, muß sterben. Mehrere tausend

Bauern waren von den Dörfern zum Tumult beordert worden. Allein in solche Ernten muß man keine Sicheln tragen. Als sie sahen, die Sache gehe schief, wollten sie wieder fliehen. Allein die Cavallerie paßte auf sie an den Thoren, viele wurden zerhauen, und was man mit den Waffen in der Hand gefangen bekam, wurde erschossen. Nach dem Bericht kamen in diesem Aufruhr mehrere 1000 Spanier ums Leben. Die Franzosen hatten 25 Todte, und gegen 50 Verwundete. Als die Nachricht nach Bayonne kam, war bei der königlichen Familie die Betrübniß groß. Der König und der Kronprinz mußten sich endlich durch die Erfahrung überzeugen, es sey der zerrütteten spanischen Monarchie nimmer anders zu helfen, als der Kaiser Napoleon nehme sich ihrer an. Der Kaiser wars zufrieden. Also legten der König und der Prinz die spanische Krone vor Napoleon nieder, entsagten allen ihren Rechten und Ansprüchen darauf. Der Großherzog von Berg wurde General-Lieutenant von ganz Spanien, und nach Bayonne hat der Kaiser eine Versammlung von 150 Rittern, Geistlichen und Bürgern aus Spanien beordert, um mit ihnen über das Wohl und die neue Einrichtung von Spanien das Nöthige in Richtigkeit zu bringen. In dieser Versammlung wurde nun die neue Verfassung des Königreichs zu Stande gebracht, und der bisherige König von Neapel zum Regenten dieses Landes erklärt. Dem alten König aber und seiner Familie wurden in Frankreich anständige Palläste und Güter angewiesen, wo sie in vergnüglicher Ruhe ihr Leben zubringen können. So gieng es in Spanien zu, bis zu Ende des Augusts 1808.

Unglück in Kopenhagen.

Das sollte man nicht glauben, daß eine Granade, die in den unglücklichen September-Tagen 1807 nach Kopenhagen geworfen wurde, noch im July 1808 losgehen werde. Zwei Knaben fanden sie unter der Erde. Einer von ihnen wollte sie mit einem Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich gerieth sie in Brand, zersprang, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg, und zerquetschte der Mutter, die mit einem Säugling an der Brust sorglos zusah, den Arm. Dieß lehrt vorsichtig seyn mit alten Granaden und Bomben-Kugeln.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

(Siehe die Abbildung im rheinländischen Bildermann.)

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die

zwei Reise-Kameraden dachten damals auch nicht daran, wo sie einander das nächstemal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist, und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterer Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Condukteur: „Junger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Better stehen. Meine Base wird euch schon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihr besser finden werdet." Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, das noch besser seyn soll, als das Donaueschinger oder Seckinger, so doch auch nicht schlecht ist, aßen eine Knakwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und muß hinaus gehn. Da war er übler dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und sagte ihm wie er gehen müsse, links und rechts, und wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, ist zwar verschlossen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein

großes Messer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf! Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt." Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsterniß das Camisol des Condukteurs, statt des seinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß, und wegen dem hitzigen Bier, so er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche und schlief ein. Der nachtfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Teufel ist an die Hausthüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen, und gepreßt worden." Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder Landsmann, wer seyd ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn, — gern oder ungern, — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deßwegen sagte der Condukteur: „Was gilts, der arme Teufel ist gepreßt worden!" — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen

Rokelor um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt, — ungern und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und schlief bis in den Tag. Unterdessen wurde der Condukteur, um 8 Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Condukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehn. Er berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht, — auf seine Schwester, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt. Und [illegible], so geschehn, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: Weil in

London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fahrt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln, und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethäters, und ziehn so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrei des Entsetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!" Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlieder aufschlug, und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung; der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Pursche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrieen in des

Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, so könnt ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und, wenn auch nicht, so habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und euere Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch sorgen. Das sah der gute Jüngling ein, gieng bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegen führte, der mich kennt;" siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Condukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Auf der Abbildung kann man sehen: *) Ziffer 1 den Condukteur, wie er mit geballter Faust auf den Ankömmling losgeht; er sagt zu ihm: „Wo führt euch der Böse her, ihr verdammter Nachtläufer? Wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?" Und Ziffer 2 sieht man den jungen Engländer, der die Hand auch nicht im Sack hat, der antwortet: „God dam! Ihr vermale-

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

beyter Ueberall und Nirgends! wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?

Ziffer 3 aber sieht man das Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia. Dort kamen sie des andern Tages wieder zusammen, erzählten sich ihre Schicksale, und wurden wieder die besten Freunde; und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhete nicht eher, als bis er seinen guten Freund loskaufen und nach London zurückschicken konnte. Er selbst wurde in Amerika ein reicher Kaufmann, und wohnt jetzt in der Stadt Washington, in der verlängerten neuen Herrengasse, Nro. 46.

Der unschuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat sich auf dem Spessart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalte unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meister. In der Langweile trieben sie allerlei, und ahmten unter einander, wie dieses Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geschäfte der erwachsenen Menschen spielend nach. Eines Tages sagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb seyn." — „So will ich das Oberamt seyn," sagte der Zweyte. „Seyd ihr die Hatschiere," sagte er zum Dritten und Vierten, „und du bist der Henker," sprach er zum Fünften. Gut! der Dieb stielt einem seiner Kameraden heimlich ein Messer und setzt sich auf flüchtigen Fuß; der Bestohlene klagt bei Oberamt; die Hatschiere streifen im Revier, attrapiren den Dieb in einem hohlen Baum und

liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdessen hört man im Wald einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt sich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Malefikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverstand und Leichtsinn an einen Aststumpen an einem Baumstamm, also daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann ers schon aushalten. Plötzlich rauscht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörst; ein schwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor, und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halber zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer so ernsthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erschrecken, meynen, es sey der Teufel, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angst davon, einer von ihnen ins Dorf, und erzählt, was geschehen sey. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulösen, war er erstickt und todt. Dieß ist eine Warnung. Das Oberamt und die Hatschiere kamen nachher auf drei Wochen ins Zuchthaus, und der Henker auf sechs. Daß aber der Eber soll der Teufel gewesen seyn, hat sich nicht bestätiget. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forstamt geliefert; der Teufel aber befindet sich noch am Leben.

Steinregen.

Sonntags den 22. May 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flinten-Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeiffen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fieng in einem Umkreis von ungefähr 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufge-

hoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen seyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht 2½ Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

Der Rekrut.

Zum schwäbischen Kreiscontingent kam im Jahr 1795 ein Rekrut, so ein schöner wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sey. Der Rekrut antwortete: „Ein und zwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, sonst wär ich Zwey und zwanzig."

Böser Markt. *)

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben, und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dieß bringen sie zuweg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank; man spielte und tanzte; man gieng spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Röck, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spatzieren gehn im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Compliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Camisol heraus, richtet ihr Maul auf des Herrn Brust, und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran seyn, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drinn steckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib ist kostbarer als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger; und versprach zu schweigen." Gnädiger Herr, fuhr jetzt der Geselle fort: „Wären euch eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anderst, man weiß nie wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt." Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, so man kaum ein Schöpplein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolvirt, Gottlob!" fieng der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut miteinander zurecht kommen, wolltet ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?" der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem

bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!" Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweibatzen-Krämer gekauft, oder auch schon auf einer ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte, und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet ihr mir für den Rest, den ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenschmid in London, und zwei Dublonen unter Brüdern werth." Der Herr dachte in der Ueberraschung: „Du dummer Dieb!" und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um, und sprach: Nun halt, sauberer Geselle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heissen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle todt. Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald, und sagte: Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen. Der Herr drückte ab, und es gieng wirklich nicht los, wie nebenstehende Figur beweist; *) denn sonst müßte man Rauch sehen. Er ließ den Ladstock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald; und der vornehme Engländer gieng schamroth zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an Vieles.

---

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maaß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel; da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich an? und wär still dazu gewesen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für ein Verdruß geben kann, und war maus still, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte

ihn

ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Offizier seine Zeche bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ists gar einer von meinen eigenen?" Als aber der Offizier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist theuer genug dazu." Der Wirth sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich euch einen Patent-Löffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da." Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sey, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthum und der Löffeldieb lachte auch, — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll

ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlseyn aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silberne Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiff, das mit allen Kommlichkeiten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreutzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war nur noch ein Dreibatzenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden." Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal diesen Leuten macht und versündiget sich dran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schuster-Insel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem andern

stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfieng: Mausche, fieng er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit das Schäflein zu scheeren, und schlug vor, man sollte in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantwörten kann, soll dem Aufgeber ein zwölf Kreutzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: Wie viel weichgesottene Eyer konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sagten, das sey nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wer Ein Ey gegessen hat, ißt das Zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibätzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Corinther geschrieben?" Der Jud sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen seyn, sonst hätt' ers ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sey, fieng ers auf eine andere Art an: Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig? Der Jud sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist."

Der Vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" Der Jud sagte: „Der Bleicher."

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jud sagte: „Im Hornung, denn er hat nur 28 Tage."

Der Sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter." Der Jud sagte: „Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter."

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?" Der Jud sagte: „Die Kleinsten."

Der Achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" Der Jud sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn."

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen."

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Käfer in die Fässer?" Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen."

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eyer theilen, also

daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?" Der Jud sagte: „Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ey nehmen, dann kann er es drin liegen lassen, so lange er will."

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege." Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz allen seinen Lesern, von Mayland bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd," sagte er endlich. Die Andern sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel!" — „Nichts für ungut!" — war die Antwort, — „aß ich gar ein armer Jüd bin." — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte; sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!"

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so seys nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreutzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen mesingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 Kreutzer Trinkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort.

In Donauwörth wurde zu seiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, wozu braucht er ein Roß zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und ist das Roß einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Henkersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hänfene Halsband hatte angelegt, und stieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Rößlein

aussuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf den Leiterwägen und dachten: Man siehts besser. Als aber das Volk anfieng, laut zu murren, und der ungeschickte Henker wußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammen gehen, und ihm den Athem tödten sollte. Da brach der Strick entzwei, und fielen beide mit einander auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären droben gewesen. Der Missethäter lebte noch, und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „der Malefikant hat nur Ein Roß gestohlen, nicht zwei, so hat er auch nur Einen Strick verdient," und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungeberdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen? sagte er; man hätt euch selber dran henken sollen." Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand gesagt, sagte der Seiler, daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du aber der Roßdieb."

Der geheilte Patient. *)

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts

*) Die Abbildung ist im rheinl. Bildermann enthalten.

weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Bettern, wie jener hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfieng. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enten-Eyer so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn

ich soll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der sey so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arzney, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kurirt haben." Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen seyn, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr esset, davon wird nun der Lindwurm größer, also daß er euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer schreien. Thut was ihr wollt!" Als der Patient so mit ihm reden

hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben, und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfect eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausgieng, wars schöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Dokter kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seyd, wie ich, so solls mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eyer im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die

Eyer nicht ausschlupfen, so könnt ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, ihr seyd ein feiner Kautz, und ich versteh euch wohl," und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Wie der Zundel-Frieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.

Als der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder wieder aus dem Thurm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: Bruder wir wollen doch den rothen Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge. — „Wir wollen ihm einen Streich spielen sagte der Frieder zum Heiner, ob ers merkt, daß wir es sind." Also empfieng der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Rother Dieter, seid heute Nacht auf eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe weg holen, und ihr sollt es nicht hindern können." Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kammerad

die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt ich glauben, sie seyens." In der Nacht schlichen die Schelmen durch das Hanf-Feld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmann vor sich her, der aussah, wie ein Mensch. Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf, und stellte sich mit einem dicken Wengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns herauf wackeln sah, und meinte der sey es, riß er schnell das Fenster auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten vor der Hausthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sey nicht gut, ich will doch hinunter gehen und schauen, wie es aussieht." Indem er zur Hausthür hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie im vormjährigen Kalender, des rothen Dieters Stimme an, und es ist wieder eben so wahr. „Frau," sagte er mit ängstlicher Stimme, „der Kerl ist maustodt, und denk nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einscharren, sonst gehts zu bösen Häusern." Die Frau

erschrickt, richtet sich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh.“ Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuersack, da giengen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ists doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer.“

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner. Aber jetzt Bruder, wollen wirs bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte. Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: Ich gebs noch nicht auf.

Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja

ich glaube, was der Prophet sagt." Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: Alle Muselmänner (das heißt, alle Mahommedaner) sind Brüder. Herr Bruder, so sey so gut, und theile mit mir das Erbe." Dazu lächelte der Kaiser und dachte: das ist eine neue Art ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf, und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als 100 Maulesel tragen können, and meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zuwachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?" Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und sagte: „Herr Bruder, sey zufrieden, und sage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen, und wollen ihr Erbtheil von mir, so wirds nicht reichen, und du mußt noch herausgeben." Das begriff der Herr Bruder, gieng zum Beckermeister Abu Alengi, und kaufte ein Laiblein Brod, der Kaiser aber begab sich in die Kirche, und verrichtete sein Gebet.

Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird. *)

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brodes bittet er, der Meister soll so gut seyn, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: was soll ich ein gutes dran stumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Teufel hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weils ihm der Schinder umsonst thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: Was fehlt dem Mopper, daß er so winselt und heult. Der Christoph sagt: ich weiß nicht. Der Hans Frieder sagt: ich weiß auch nicht. Der arme Teufel unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermuthlich auch um Gotteswillen balbirt, wie ich."

Der Zirkelschmidt.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß, wer sich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deswegen dachte am Andreastag ein verlumpter Zirkelschmidt im

*) Die Abbildung ist im rheinl. Bildermann enthalten.

Vorstädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und seit 2 Jahren nimmer weiß, ob die bairischen Thaler rund oder eckig sind. Darauf hin läßt er sich vom Lammwirth ein gutes Essen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, also, daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreutzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmidt schon viel war. Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Jast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirth," sagte er, „für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß ihr nicht schon lang ein reicher Mann seid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören." Der Wirth, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paar mal im Arme gejukt. Als aber der Zirkelschmidt zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung seyn, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie euer Haus eine ist, am theuersten gehalten wird;" da gab ihm der Wirth eine entsetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und sagte, er soll jetzt sogleich seine Zeche bezahlen, oder ich lasse euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln. Der Zirkelschmidt aber lächelte, und sagte: „Es ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirth, und euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von euch baar erhalten habe zwei Gulden fünf und vierzig Kreutzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich euch nicht verklagen. Es

ist

ist besser wir leben im Frieden mit einander als in Feindschaft. Hat nicht eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?! — Zu diesen Worten machte der Lammwirth ein paar curiose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Thurnhüters Hausmann seyn. Deswegen dachte er: zwei Gulden und fünfzehn Kreutzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient; ringer, *) ich gebe ihm noch zwei Gulden fünf und vierzig Kreutzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!"

Drauf sagt man, habe es der Zirkelschmidt in andern Wirthshäusern probirt, und die Ohrfeigen seyen noch ein oder zwei mal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel gilt, als das baare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seyen sie schnell auf 50 Procent herunter gesunken, und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution so unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bairische Grenze so viel unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

---

*) ringer so viel als: eher, lieber vielmehr.

Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unsers mit Andacht gebetet, so weiß ichs nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Nanzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben. „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Nanzig kommen, und euer großes Richtschwerdt mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird man euch sagen und wohl bezahlen." — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das ist meines Amts," und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne gieng in blutrothen Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen Morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter, und versprachen ihm, daß ihm kein Leids wiederfahren sollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager fahr zu." Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte

man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. Der Künstler aber, der nebenstehende Abbildung dazu verfertiget hat, *) sagt, es sey besser, er lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft. Denn in der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwerdt mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühllein saß, den Kopf abzuhauen. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwerdt, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen, und sagte: „Entweder, Oder! Wenn ihr nicht thut, was man euch heißt, so seht ihr den Kirchthurn von Landau nimmermehr." Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenns nicht anders seyn

*) Bezieht sich auf die Abbildung im rheinl. Hausfreund. Eine andere siehe im rheinl. Bildermann.

kann, sagte er, und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf euer Haupt, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, so gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutsche wieder zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszusteigen, und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm gesessen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eiligst wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren wer sie war, und was sie gesündiget hat, und niemand weiß das Grab.

Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staaren kann es nützlich seyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respectabeln Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Bar-

bier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, so, la, la; oder par Compagnie, (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite.*) Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann

*) Gütterlein so viel als: Fläschlein; hier Arzneiglas. Verheien so viel als: zerbrechen.

fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug gieng ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt, und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen." Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ey Hansel, hier hätt' ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel: „par Compagnie." Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber

herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

Wie man in den Wald schreit, also schreit es heraus.

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirthshaus. Alle Gäste, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herz-Aß durch die Finger schob und sagte: zwei und fünfzig und eilf sind drei und sechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich sah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was sehet ihr mich an?" Der Gast sagte: „Für einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?" Der Fremde sagte: „das dank euch der Teufel." Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „für was sieht denn der Herr mich an?" Der Fremde sagte: „für einen Flegel." Darauf sagte der Gast: „daß danke dem Herrn auch der Teufel. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angesehen haben." Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher seyn.

Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Werth, und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, und sich mit seinen fetten rothen Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun Thadde," fragte er ihn, „wie viel mag wohl ich werth seyn, wie ich da stehe?" Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her, und so hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, sagte er endlich, weil doch heut zu Tag alles theurer ist, als sonst." Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht daß mein Gewand, das ich anhabe, allein seine fünfhundert Gulden werth ist?" Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück, und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich habs etwas höher angeschlagen, sonst hätt' ich nicht so viel herausgebracht."

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenderisch und hatte eine Zunge wie ein Schwerdt; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen gieng. Nannte er sie eine Vergeuderin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin sagte, sagte sie hundert und einmal: du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fiengen sie es wieder mit einander an, als sie ins Bett giengen, und sollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen, und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, kneipte sie sich mit den Nägeln in den Arm und sagte noch einmal: du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, so bald er konnte, und wohin? Ins Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerst trinken, darnach spielen, endlich saufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch seyn, es fällt nichts heraus. Als er aber im rothen Rößlein den letzten Rausch gekauft hatte, und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden ein und fünfzig Kreutzer, an die Stubenthür, und als

er nach Haus kam, und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin," sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man vor dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker," sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm: „Wirf die Bestie in die Donau." Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Wart ich will dir zeigen, du Vergeuderin, (du Knicker sagte sie ihm drauf) ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal: du Vergeuderin. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor, und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein den Garaus macht, und das war ihr Letztes. — Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er gieng heim, und henkte sich noch in der nämlichen Nacht an einen Pfosten.

Gutes Wort, böse That.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ists noch euer Ernst, Schulmeister, was ihr

gestern den Kindern zergliedert habt: So dich Jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium." Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige, und die andere auch, denn er hatte schon lang einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach Joseph, was die zwei dort mit einander haben." Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und sagte, es steht auch geschrieben: „Mit welcherlei Maas ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüßig Maaß wird man in euern Schoß geben;" und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dutzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn mans nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Thurm sperren auf 6 Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respect vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit

Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche, und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau soll heim kommen, oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm gleich, er soll nur ein wenig warten." Als ihm aber die Geduld immer näher zusammen gieng, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau sey so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt ichs nimmer aus." Also lachte die Frau, und schnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der schlaue Mann.

Einem andern, als er das Wirthshaus sitzen bis nach Mitternacht anfieng, schloß einmal die Frau Nachts um 10 Uhr die Thüre zu, und gieng ins Bett, und wollt er wohl oder übel, so mußte er unter dem Immenstand im Garten über Nacht seyn. Den andern Tag, was thut er? Der geneigte Leser gebe acht! Als er ins Wirthshaus gieng, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm sie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim kam, hängt er sie wieder

ein, und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschlossen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebessert.

Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betäubt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein," dachte er, „es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sey einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub." Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus, und trinken Neuen; und wißt ihr auch, sagt einer, daß der Zundel-Heiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt sey er verrathen. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lerm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?" Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die

Stube kam, und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundel-Heiner sprechen, sagt er: Ich hab schon so viel von dem Zundel-Heiner erzählen gehört; ich möcht ihn doch auch einmal sehen. Da sagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sey wieder im Land." Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komm noch bei guter Tagszeit durch den Friedstätter Wald, dann bin auf der Landstraße, und wenns fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen." Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin: was bin ich schuldig? und geht fort in den Friedstätter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Cäsperlein eure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reuterlied. Wie er in den Friedstätter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottirt, und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?" Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet

ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet seyn, haben mir all mein Almosengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Aesten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet ihr nicht so gut seyn, und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzig wie mein Lisel, ist halt nichts auf der Welt." Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt euch das Gehen nicht verdrießen," rief er dem Müller zurück, „und wenn ihr heim kommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundel-Heiner!" So etwas muß man selber sehen, wenn mans glauben soll; deßwegen stehts hier neben abgebildet. *) Als er aber eine Viertelstunde nach der Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

---

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für sein Geld hinein gehen und lustig und honett seyn darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und sagt: „Herr, ihr habt einen schönen Edelstein in eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Aharons?" Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen." Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt seyn?" dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich euch betrügen? ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch." Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth seyn, was er will." Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht ächt."

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und

einer

einer davon ist ein Goldschmidt, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr, sagte er, soll dieses kein ächter Edelstein seyn? Kann der König Salomon einen schönern in der Krone getragen haben?" Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe euch 90 Dublonen für den Ring. Was ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist euer Schmuhs." Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Aecht oder unächt, ich gebe euch sechs Dublonen," und zählte sie auf den Tisch, funkel nagel neu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger, und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut," und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen." Nein. — „Zehn Dublonen." Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen." Meinetwegen, sagte endlich der Fremde, wenn ihr mir keine Ruhe lassen, und mit Gewalt wollt betrogen seyn. Aber ich sage es euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist euer. Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu euch und hole das Geld." Aber der Gevattermann, den noch niemand

angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreutzer werth zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sänct Blasien im Eieli in der Glashütte." Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jud mit ihm handelte, und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakette geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch." Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen. „Ich hab ihn euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist euer. Hab ich euch ihn angeschwätzt, oder habt ihr ihn mir abgeschwätzt?" Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja er hat ihm den Stein für falsch verkauft, und gesagt der Ring ist euer." Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuscht.

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Kömmt ihr heute dem Wirth und den Mu-

sikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth steuren." Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmeichelnden Augen schaute, gieng ihm das Herz fast in Liebe auf. Deßwegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und sagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen." Das war nämlich so gemeint: „Weil du schöne Fürbitterin für die Armen, zwei so schöne Augen hast, so geb ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst thäts eine auch." Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schöne Augen" — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in den eigenen Sack, und sagte mit schmeichelnden Gebehrden: „Schönen herzlichen Dank! aber seid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen." Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!" Von den andern aber wurde er ganz entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mägdleins Gesundheit, und die Musikanten machten Tusch.

Ein gutes Recept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind hol mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich wills probiren. „Gnädiger Herr, sagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreutzer zu betteln." „Thuts ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott

wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, sagte er, ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt

ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Vereitelte Rachsucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und warens in der ersten Viertelstunde so gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind gieng, exercirten sie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „Wart Amtmann, ich will dirs eintränken." Ein paar Tage darauf reitet die östreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubeney." So zieht der andere vor den Gehengten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen gieng, drehten sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und sagte mit

Zittern und mit Weben: „Pardon! Ich hab sie alle ins Wasser geworfen." Der Dragoner sagte: „Was hast du ins Wasser geworfen." — „Die Briefe." — „Was für Briefe?" „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oestreicher ins Land kommen, sagte der Bursche, muß ich dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Dießmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmaier." Also holten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er gieng und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Koth mitlaufen, und spritzte die Rosse nicht sehr, aber die Rosse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig, als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die östreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugedacht hatte, als sie sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's gedenken." Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer Kürassiere und Kaiser Dragoner und Erdödi Husaren sahen ihn vorbei führen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion." Der Kamerad sagte: „Strick ist sein Lohn," und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ists aber bei dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und

Bedauerniß an, und sagte: „Seyd ihr nicht der Nemliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautstande vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als sie euch eben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, sammt den Gumbist-Aepfeln." Der Amtmann sagte: „Gott erkennts, und ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist, und ihr Lebenlang noch keinen Buchstaben geschrieben hat." Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue und was er schon für Drangsalirung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Anordnung der letzte Sieg der Oestreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er selber habe keinen Rausch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstande, war geneigter, Ja zu glauben als Nein. Also ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein paar verfängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verfänglich sind. Deswegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehen Hiebe vom Profos, und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg.

Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Feldmarschall zu Nacht, und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuirt hat. Das Doneschinger Bier dazu hat er geschenkt bekommen vom Herrn Kusel.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Der zwölfte December des vergangenen Winters (1809) brachte für die hohen Bergthäler der Schweiz eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen." Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer frisch gefallener Schnee. Der zwölfte December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück, und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf," und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen

über die langen Halten herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich her so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zusammen krachten, und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden Stunden lange Strecken, mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstoßt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, so fahrt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht" — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen" — da führte ihn der plötzliche Windbrauß, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in die Luft, wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war in die unermeßliche Tiefe hinab zu stürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lavine an ihm vorbei, und warf ihn seitwärts an eine Halte. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und gieng wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch

lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lavinen, daß sie seine Befehle ausrichten."

Anders ergieng es im Sturnen, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind." Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweg geführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben, und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sey, barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädiget hervor gegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind, aber ich kann nicht heraus." Nun arbeitete Vater und

Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antliz. Als die Mutter halb nackt umher schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen." Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14tägige Kindbetterin, und sie sank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr

erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz in allen Berg-Cantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume liegen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri fast mit Einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser, und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wie viel mal hundert tausend Gulden soll man den Schaden berechnen, ohne die verlornen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden.

Zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, theilen sich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwanen kommen wir wieder zusammen. Sind nimmer zusammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, so zwar eine Wasche in der Küche hatte, geht auch mit, so lauft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervorschaut!" Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Metzger todt und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen: „Sieh, wer zuschaut!" Wie sie umblickt, sieht sie das Kind. So gehn sie mit einander im Schrecken und Wahnsinn ins Haus zurück und schließen die Thüre zu, als wenn sie im Feld wären. Da sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein ein höllisches Drachenherz im Busen hatte: „Kind," sagte sie, „wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen." In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge, und brüht es zu todt. Jetzt meint sie sey alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine zeitlang mit dem Kamerad.n

gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stallthüre, scharrt an der Hausthüre und merkt, hier sey etwas ungerades vorgefallen. Plötzlich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Aber der Künstler, so die Abbildung*) hierneben geschnitzt hat, und kurz vorher durch jene Gegend gereist war, sagt: „Nein, sondern der Hund sey zu dem Metzger im Dorf gelaufen, der auch ein guter Bekannter von seinem Herrn war, und jetzt eben ein Kälblein stach. Kurz der Hund winselt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitet er den Hund an das Haus, und zweifelt nicht, daß hier etwas erschreckliches vorgefallen sey. Also winkt er zwei Männern, die von ferne vorbei giengen. Man sieht auf der Abbildung, wie er voll Schrecken ist, und ihnen winket. Aber die Männer sieht man nicht, denn sie stehen noch neben dem Papier draußen in der Luft. Man muß den Kalender auf den Tisch legen, und sie mit Kreide neben dran mahlen, wenn man sie sehen will. Aber inwendig im Haus, und inwendig in der verruchten Brust des Mörders und der Kindesmörderin gieng auch etwas vor, was man dem Papier nicht ansieht, und mit keiner Kreide auf den Tisch mahlen kann. Denn als sie draußen das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kams vor ihre Augen wie lauter Hochgericht, und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen,

*) Die lithogr. Abbildung siehe im rheinl. Bildermann.

die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!" Der Mann sagte: „Komm mit!" Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?" Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut."

Seltsame Ehescheidung.

Ein junger Schweitzer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut, und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sclaverei und Drangsalirung bald müde war, fieng er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweitz, und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Clus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne, und schön beten in

Sasseln.

Sassein am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen, und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimath. Also zogen sie miteinander über das große Pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: Frau, wenns dir recht ist, bis hieher haben wirs spanisch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Canton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir. Als sie darüber sich ungeberdig stellte, und schimpfte und drohte, und nicht von dem Thierlein herunter wollte; „Frau das verstehst du noch nicht, sagte er, und ich nehme dirs nicht übel," sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab, und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: Willst du jetzt mit welsche Hexe und gut thun, oder willst du wieder hin wo du hergekommen bist? Da sagte sie schluchzend: wo ich hergekommen bin, und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem Grenzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat,

und jedes zog wieder in seine Heimath. Deinen Landsmann, sagte er, auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.

Merke: Im Reich Hispania machens die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seyd Ein Leib.

Der listige Steyermarker. *)

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang ichs an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meynt, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz darob bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagt er, wie ichs anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrathet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkrant einstampft. Am Montag drauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Parthie ins Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern; und „Geld her Buur," rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet' dein letztes Vaterunser." Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sey gestern und vorgestern schon alles in die Rapuse gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seyd die rechten. Als sie nichts fanden ausser ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur," sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocht hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt." Auf der Stelle kann ichs euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen, und habens gefunden und alles geholt. Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte:

Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Gelveicleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt, sagte der Bauer, und so hintergieng er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia, und den allerhöchstseligen Herrn Leopold den ersten, gerettet, und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkey.

In der Türkey ist Justiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, so mit kostbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums, und schläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe sich aufhielt und klagte vor seinem Richterstuhl seine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld." Da sagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab ich mich fürchten sollen, unter freiem Himmel zu schlafen in einem Lande, wo du regierst?" Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte

ihm zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkischen Schnaps, sagte er zu dem Kaufmannsdiener, und schlafe noch einmal unter dem Baum.“ So gesagt, so gethan. Des andern Morgens als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Rößlein stand mit allen Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hieng ein todter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenroth nimmer mehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unteroffizier, obs nicht besser wäre, wenn man diese Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: Nein das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ermel hinein, im Sommer ists ein Camisol. Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch, und sagte, jetzt sey er erst gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.

Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.

Eines Tages als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken," und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sey, und wie er hieße, und was er im Schilde führe; „Könnt ihr polnisch?" fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden." „Wenn das ist," sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sey?" Die Schildwache holt den Thorwächter, es sey ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hier zu Land nicht stark ab, sagt er, und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand seyn, der capabel wäre, es zu dollmetschen." „Wenn ich das müßte," sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel

gefunden hatte, so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse," sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenns Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht." Und so packte er sie mit sicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da! der Söldner antwortete in aller Gutmüthigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Gränzen.

Der Rekrut.

Ein Rekrut, dem schon in den ersten 14 Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, und hinten und vornen, wie ein Förster, wenn er einen Baum schäzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich sagte er, ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag einer da stehen und ihn hüten muß. Denn er meynte, er stehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeynt, die Güllotine sey's. Aber nein, ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hatte, und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten nicht beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Thurn der Oberamtsschreiber: „der Herzog will euch eine Gnade erweisen. Wenn ihr wollt gerädert seyn, will er euch rädern lassen; wenn ihr wollt gehenkt seyn, will er euch henken lassen, es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er drei-

schläferig. Wenn ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll euch werden. Aber sterben müßt ihr, das werdet ihr wissen." Da sagte der Malefikant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr verstehts doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sey der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, und keinen andern," und dabei blieb er, und ließ sichs nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: Ich habe mein Wort gegeben, so will ichs auch nicht brechen.

Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Westphälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder," schrieb

er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht Einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser." Also beschied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. „Dort wollen wirs ausmachen." In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der lutherische: „der Pabst ist der Antichrist," schalt der katholische: „Luther ist der Widerchrist." Berief sich der katholische auf den heiligen Augustin, sagte der lutherische: „Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen seyn, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei." Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder," sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen;" und Abends gieng schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder," sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant." Den andern Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, darnach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn. „Augenblicklich setzt eure Reise fort. Hab ich euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, oder sollt ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?" Und der andere fand einen Brief von seinem

Vater: „Lieber Sohn komm heim sobald du kannst, du mußt spielen.“ Also giengen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache auseinander, und dachten jeder für sich nach, was er von dem andern gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder deine Gründe haben mich unterdessen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es in sofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen.“ Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die seligmachende Religion verläugnest? Gestrigs Tags bin ich wieder lutherisch worden.“ Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Merke: du sollst nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber disputiren, am wenigsten mit solchen, die es eben so wenig verstehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die besiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst, nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben, und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sey dann, daß dich dein Gewissen selber treibt zu schanschieren.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet, und die Scheere zusammengewachsen, also nährt er sich, so gut er kann. „Gevatter," sagt zu ihm der Perückenmacher, „ihr tragt nicht gerne schwer; wollt ihr nicht dem Herrn Dechant von Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt euch den Gang." — „Gevatter," sagt der Schneider, „es ist ohnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leiht mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Versatz gelassen hat, der euch angeschmiert hat, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor."

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so giebt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann und musterte die Lieder: Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen ꝛc. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Massen ꝛc. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden ꝛc. und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?" fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder-

der Scheck?" sagte der Schneider. Ich habe ihn au Cerk eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelstan und reise auf Menschenkenntniß und Weinkunde; „Platz da!" sagte er zum Adjunkt. „Holla," denkt der Adjunkt, „der meynt auch, grob sey vornehm. Was gilts er ist nicht weit her?" Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch legte, und räusperte sich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt langsam auf und sagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger der es hörte, sagt: „Herr Landsmann, ihr seyd auf der rechten Spur. Ich hab ihn gesehn die Stiefel am Bach abwaschen, und eine Gerte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen." Ein Scheerenschleifer sagte: „Ich kenn ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Ruh' gesetzt und thut Botengänge um den Lohn." Also geht der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen," sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hatschirer in allen Wirthshäusern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer galloppirt ist, und ein Kind zu todt geritten hat." Da schauten alle Gäste den Ritter Adelstan an, der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als roth." Aber der Ehninger sagte: „Nein, aber euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gestehts ihr seid nicht geritten." „Doch er ist geritten," sagte der Wirth; „ich hab ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im

Hirsch, und sucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals, und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert sollte man schier nicht meynen, daß es ein Roß ist? Zahlt euer Schöpplein und reitet ordentlich heim." Als er aber vor das Haus kam, und den Normänder sah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern gieng zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gästen entsetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Theures Späßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht, „das Bier ist sauer," sondern „Frau Wirthin, sagte er, könnt ich nicht ein wenig Salat und Oehl zu meinem Bier haben?" Die Wirthin sagte: „in Basel kann man für Geld alles haben," strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander discurirten, und einer sagte:

„Habt ihr gestern das Kameel auch gesehen und den Affen?" ein anderer sagte: „es ist kein Kameel, es ist ein Trampelthier;" sagte die Wirthin „mit Erlaubniß" und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürstlein bestellt, oder etwas, und „es ist doch ein Kameel," sagte ein Dritter, denn es ist weiß, die Trampelthiere sind braun." Unterdessen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Cucümmerlein aus dem markgräfischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten, wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöhl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ists gefällig?" Also lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der General-Feldmarschall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow im Kalender 1809 hat dem geneigten Leser nicht übel gefallen. Von ihm selber wäre viel anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten, und stellt sich manchmal als wenn er nur ihres gleichen wäre, so sagt man zu seinem Lob: er ist ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen schimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring

an die Finger stecken, und aus mancher goldenen Dose Taback schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkey, russischer General-Feldmarschall und Fürst, und an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann, so viel als seines gleichen ein anderer? Aber bei dem allen war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht seyn mußte, so kleidete er sich nie, wie ein General, sondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, so hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hieng ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal so gut gekleidet. Morgens, wenns noch so frisch war, gieng er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager spatzieren, nakt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herabgießen zur Erfrischung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß. In dem Treffen setzte er sich aufs nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.

Wenn ihn auf dem Marsch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen Baum steht, oder hinter eine Hecke geht, da

machte

machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm jedermann zuschauen, wers noch nie gesehen hat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschalls-Uniform voll Ehrenkreutzen und Ordenssternen da stand, und wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb ers doch wie ein säuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schneutzte die Nase mit den Fingern, strich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Prise aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinsky Suwarow.

Feuerfünklein.

Zu Bonndorf im Donaukreis warf eine Frau am 12. April 1810 die heiße Asche in ein hölzernes Gefäß, stellte es auf den Hausgang und dachte an nichts. Aber in der nächsten Nacht früh um ein Uhr stand das Häuslein in Flammen. Nein, das ganze obere Dorf stand in Flammen, und die Nacht war so hell, wie der Tag. In kurzer Zeit wars um zwanzig Firsten und Unserer lieben Frauenkapelle Nro. 16. so viel als geschehen. Sieben und zwanzig Haushaltungen verloren Wohnung und Habe. Man kommt aus einer nächtlichen Feuersbrunst heraus fast wie aus Mutterleib, nackt und arm und hülflos, und man weiß fast nicht, wer unglücklicher ist, der Reiche oder der Arme. Denn der Reiche kann viel verlieren, aber der Arme alles.

Merke: Man muß die heiße Asche nie in hölzernes Geschirr sammeln, wenn man nicht gern die Hände über den Kopf zusammenschlagen, und sein lebenlang ein unruhiges Herz haben will. Man muß auch die Tabackspfeifen nicht in Sägmehl oder so etwas ausleeren; denn das Holz tödtet das Feuer nicht, aber das Feuer frißt das Holz. Dem Hausfreund ist selber schon so etwas passirt, zur Zeit des Rastadter Congresses, und er thäts auch nimmer, wenn ers noch einmal zu thun hätte. Man meint, das Wasser sey gefährlicher, als das Feuer. Nein, das Feuer ist gefährlicher, weil es an allem, was es frißt, neue Nahrung und Stärke gewinnt. Mit einem Glas voll Wasser kann man kein Haus ersäufen, keinen Gänsstall, kein Hühnernest. Aber mit einem Feuerfünklein kann man ein ganzes Dorf verbrennen, nicht allein aus Bosheit, sondern auch aus Leichtsinn und Unverstand.

Die zwei Postillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? ich trag' ja nicht schwer daran." Die Postillione aber, der von Dünkelsbühl und der von Ellwangen sagten: „Wenn wir nur einmal den

Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dünkelsbühl an, und will weiters. Der Postillion sagte zu seinem Cameraden: „Fahr du den Passagier." Der Camerad sagte: „Es ist an dir." Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion auffaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „fahr zu Schwager! Werf er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Camerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch aus dem Weg wäre!" Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitie, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie Hildburghäuser Groschen." Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!" sagte er; „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?" und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut, und zahlt honett, oder ich hau' den deinigen auch." — „Untersteh' dich und hau mir meinen Herrn!" sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in

unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herrn in Frieden lassen oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?" und je schmerzlicher der eine Au, und der andere Weih schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spasses selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihrem Reisenden so und so: „Nicht wahr ich hab' mich euer rechtschaffen angenommen? Mein Camerad wirds Niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herren zerhauen habe. Aber diesmal kommt's euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an." — „Wenn's der Fürst wüßte," sagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Mark'or nicht leid. Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält."

Merke: es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Merke: der Herr, der auf der Abbildung seitwärts steht, *) hat's mit angesehen und hat's dem Hausfreund vier Wochen hernach zu Karlsruhe am Mittagessen erzählt.

---

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und thut zehen Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „was gilts? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufgieng, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge gieng auf und gieng ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel? gehört er euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zusah, dachte endlich: „wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. Hieher Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' euch schwerlich gefunden unter der Menge, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut sey; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiederte: „ich habe keinen Imperial von euch, so bin ich euch auch keinen

schuldig. Da habt ihr euren einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Spaß wollt machen." Aber der Musketier sagte: „meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst und die Marktwache, die Polizey wird zu finden seyn." Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das schnöde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?" fragte der Polizeysergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag ich?" Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sey, hab er den rechten Kaufladen nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „wem bin ich einen Rubel schuldig?" so habe dieser da gesagt, er sey derjenige, und sey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?" Als aber der Polizeysergeant die Umstehenden fragte, und die Umstehenden sagten: ja der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und

daran geklingelt, ob er probat sey. Als der Polizey-Hauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „habt ihr euern Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man petschiert euch euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und ihr werdet zwischen euren eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt ihr auch lang leben." Das sagte der Anführer der Polizeywache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Frembes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Der listige Kaufherr.

Der Adjunkt, der dieses schreibt, hat allemal eine große Freude, wenn er auch ein Geschichtlein einmauren kann in den Kalender. Denn was er in gelehrte Bücher hineinstiftet, lesen nicht viel Leute, am wenigsten die Gelehrten selber. Der Hausfreund aber hat nach den neuesten Zählungen 700,000 Leser, ohne die, welche umsonst zuhören. Diesmal aber freut er sich insbesondere zu erzählen, wie einmal ein großer Spitzbube auch hinter das Licht geführt worden ist; denn die Wölfe beißen bisweilen auch ein gescheites Hündlein, sagt Doktor Luther.

Ein französischer Kaufherr segelte mit einem Schiff voll großen Reichthums aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unser Glaube, unsere

Fruchtbäume und unser Blut daheim ist, und dachte schon mit Freuden daran, wie er jetzt bald ein eigenes Schlößlein am Meer bauen, und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fische zu Nacht speisen wolle. Paff, geschah ein Schuß. Ein algierisches Raubschiff war in der Nähe, wollte uns gefangen nehmen, und geraden Wegs nach Algier führen in die Sklaverei. Denn hat man zwischen Wasser und Himmel gute Gelegenheit, Luftschlösser zu bauen, so hat man auch gute Gelegenheit, zu stehlen. So denken die algierschen Seeräuber auch. Hat das Wasser keine Balken, so hats auch keine Galgen. Zum Glück hatte der Kaufherr einen Ragusaner auf dem Schiff, der schon einmal in der algierschen Gefangenschaft gewesen war, und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem Fundament verstand. Zu dem sagte der Kaufherr: „Nicolo, hast du Lust noch einmal algierisch zu werden? Folge mir, was ich dir sage, so kannst du dich erretten und uns." Also verbargen wir uns alle im Schiff, daß kein Mensch zu sehen war, nur der Ragusaner stellte sich oben auf das Verdeck. Als nun die Seeräuber mit ihren blinkenden Säbeln schon nahe waren, und riefen, die Christenhunde sollten sich ergeben, fieng der Ragusaner mit kläglicher Stimme auf algierisch an: Tschamiana, fieng er an, tschamiana halakna bilabai monaschid ana billah anzorun min almaut. „Wir sind alle an der Pest gestorben bis auf die Kranken die noch auf ihr Ende warten, und ein deutscher Adjunkt und ich. Um Gotteswillen rettet mich." Dem algierer Seekapitän, als er hörte, daß er so nah an einem Schiff voll Pest sey, kam's grün und gelb vor die Augen. In der größten Ge-

schwindigkeit hielt er das Schnupftuch vor die Nase, hatte aber keins, sondern den Ermel; und lenkte sein Schiff hinter den Wind. Lajonzork sagte er, Allah-orraman arrahim atabarra laka it schanat chall. „Gott helfe dir der Gnädige und Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Pest! Ich will dir eine Flasche voll Kräuteressig reichen." Drauf ließ er ihm eine Flasche voll Kräuteressig reichen an einer langen Stange, und segelte so schnell als möglich linksum. Also kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marseille das Schlößlein, und stellte den Ragusaner als Haushofmeister an auf lebenslang.

Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht darum ansieht.

In Tyrol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig hergieng, da hatten sie eben einen baierischen Staabsoffizier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte, und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden. „Ja," fuhr sie einer von ihnen wüthend an, und war der allerärgste, „für euer Leben gibt es kein Lösegeld, und euer Bürschlein da hat auch baierisch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt ihr sterben, zuerst euer kleiner Sabrach,

hernach ihr. „Laßt ihr eine Stunde Zeit," sagte er zu den andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin."

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, ihr kennt mich noch, so bitte ich euch, ihr wollt ob mir nicht erschrecken und nicht in Bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an, das er unter dem Mantel hervorzog, so will ichs probiren, ob ich euch mit Gottes und unserer Frauen Hülfe auch kann retten." Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte, und wieder kam, stand sie schon da angekleidet wie ein Tyroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht, und gab ihr seine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jetzt," sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn ihr hinaus kommt, und macht euch ein wenig breit." Als sie aber miteinander die Treppe hinab giengen, kamen die andern wieder, und, „hast du iht den Treff schon gegeben, Seppel?" fragte ihn einer. Da sagte er: „nein, sie hat die Thüre zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig seyn. Ich hab' sie durchs Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah." Also gieng er mit ihr die Treppe hinab, und die andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Thüre lärmten und pochten, und

in das leere Gemach hinein riefen: „seid ihr bald fertig? die Thüre soll bald eingetreten seyn," brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tyroler glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt, und bis an ein baierisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufgieng. Auf nebenstehender Figur *) kann man sehen wie die Sonne eben aufgeht, indem er sie ihren Landsleuten übergibt und nichts annehmen will für seine Wohlthat und für seine Mühe, als ein Trünklein Bier. Nro. 1. ist der Seppel und Nro. 2. die Offiziersfrau.

Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein," — und Friede und Liebe soll darinn wohnen, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, dann du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab seyn, als an

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

einem andern Ort. Als sie aber von St. Lucia der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen." Da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeigieng, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kaiser Franz der erste starb, und der Jesuiten-Orden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiser Leopold der zweite gieng auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute

gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter," sagte sie endlich, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen. Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie

in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wirds wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortgieng, und noch einmal umschaute.

Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirthshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seyd ihr nicht einer von den graußmüthigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser. Der Gersauer Kaufherr, er war von Gersau, sagte: hast

du unterdessen nichts neues ausspintisirt, Reis-Kamerad? Der Jud antwortet: Habt ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn ihr gute Geschäfte gemacht habt, — um einen Sechsbätzner, ihr könnten mir drei Worte nicht nachsagen. Der Gersauer dachte: Ein paar Franken hin oder her. Laß hören! Der Jud sagte: Messerschmid. Der Gersauer Messerschmid. Dudelsack — Dudelsack. Da schmunzelte der Jude und sagte: Falsch! — Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen." Noch einmal! sagte der Kaufherr: Der Jud sagte: Baumöhl. Der Kaufherr Baumöhl. Rothgerber — Rothgerber. Da schmunzelte der Hebräer abermal, und sagte: Falsch, und so trieben sie's zum sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe. Der Jude sagte: Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. „Falsch" war das dritte Wort, das habt ihr mir nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen.

Zustand von Europa im August 1810.

Oestreich ruht jetzt im Frieden aus von den Wunden des letzten schrecklichen Kriegs, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis ins Ungarland hinein gewüthet hatte. Eine Tochter des

östreichischen Kaisers Franz ist jetzt die Gemahlin des Kaisers Napoleon, und frisch von den blutigen Schlachten weg, erfolgte eine lange Reihe von Feyer- und Freudentagen von Wien bis nach Paris, und vom Merz bis an den Julius. Aber am letzten Freudentag in Paris gerieth der Tanzsaal, in welchem mehr als 1200 Menschen beisammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menschen verunglückten. In Spanien und Portugal dauert der böse Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jetzt noch fort, und England ist noch immer mit Wasser umgeben. Dafür sind alle Seehäfen des festen Landes seinen Schiffen verschlossen, und englische Waare ist Contreband, wo der Franzos sie findet. Der römische Pabst lebt in der Stille, seine Fürstenthümer gehören jetzt zur französischen Monarchie, und Rom ist die zweite Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel stehen die Neapolitaner und Franzosen, und jenseits über der Meerenge in Sicilien die Engländer in feindlicher Rüstung. Aber bis in die Mitte des Augusts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen sey. Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um, stand die Schweizer-Eidgenossenschaft ruhig und fest, wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In Deutschland ist unter anderm das neue Großherzogthum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürst Primas ist Großherzog. Aber nach seinem Tod solls erben der Vicekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen wars noch nicht im Reinen Der König von Holland legte seine Krone freiwillig für seinen Sohn nieder. Aber der Kaiser Napoleon sagte, Nein, sondern vereinigte

das

das Königreich Holland auch mit der französischen Monarchie, und Amsterdam ist jetzt die dritte Stadt des Reichs. Von Dänemark weiß man auch nicht viel zu sagen, aber in Schweden ist der neue Kronprinz plötzlich des Todes verblichen, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als sein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entstand unversehens ein Aufruhr, und der schwedische Graf Fersen wurde zu Tod gesteinigt. Die Russen endlich und die Türken führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch sollen die Russen nicht aus allen Schlachten Lorbeere heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt sich um seine Haut, und die Engländer sind auch hier in dem Spiel.

So standen die Sachen im August des Jahres 1810, als der letzte Bogen dieses Kalenders gedruckt wurde. Wie es übers Jahr um diese Zeit aussehen wird, will der Hausfreund für sich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben es selber zu erleben. Sonst könnt er's so gut voraus sagen, als das Wetter.

Andreas Hofer.

Als im letzten Krieg die Franzosen und Oestreicher in der Nachbarschaft von Tirol alle Händevoll miteinander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben ist gut fischen. Sie wollten nimmer bayrisch seyn. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar keiner. Sie wußten zuletzt selber nimmer recht was sie wollten. Unterdessen läuteten in allen Thälern die Sturmglocken. Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzosen hatten harten Stand; besonders in den engen Päßen, wenn Felsenstücke wie Sauerkrautstanden und Schweinställe so groß auf sie herabflogen. Bald glücklich bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Inspruck ein, die Hauptstadt in Tirol; bald mußten sie sie wieder verlassen; bekamen sie wieder, und konnten sie doch nicht behalten. Ungeheure Grausamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayerischen Beamten und Unterthanen, nein auch an den eigenen Landsleuten; Vogel friß oder stirb. Wer nicht mitmachen wollte war des Lebens nicht sicher. Der Jäger Henny könnte davon erzählen, wenn er noch lebte. Endlich als manches schöne Dorf und Städtlein in der Asche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher Leichtsinnige und Rasende verlor das Leben; jedes Dorf, fast jedes Haus hatte seine Leichen, seine Wunden und seinen Jammer, da dachten sie zuletzt, es sey doch besser bayerisch seyn, als sie im Anfang gemeynt hatten, und unterwarfen sich wie-

der. Unversucht schmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder gehenkt seyn; zum Beispiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer, Sandwirth in Passeyer und Viehhändler hatte bis über sein 40stes Jahr bis der Aufstand ausbrach, schon manch Schöpplein Wein ausgeschenkt, manch Stücklein Kreide an bösen Schulden verschrieben, und schätzen konnte er ein Häuptlein Vieh trotz einem. Aber im Aufstand brachte er es zum Kommandanten, nicht blos von einem Städtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol, und nahm sein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amthaus, sondern in dem großen fürstlichen Residenzschloß zu Insbruck. An fünfzig tausend Mann Landsturm stand in kurzer Zeit unter seinem Befehl. Wer keine Flinte hatte, präsentirte das Gewehr mit der Heugabel. Was verordnet und ausgefertigt wurde, stand Andreas Hofer darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminister war ein geistlicher Herr, Pater Joachim genannt, sein Adjutant war der Kronenwirth von Pludenz, sein Schreiber ein entlaufener Student. Unter seiner Regierung wurden für dreißigtausend Gulden eigene Zwanzigkreuzerstücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hutvoll davon. Ja, er legte eine eigene Stückgießerei an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gebohrt, und mit starken eisernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Inspruck ließ er sich gut auftragen. Selber essen macht fett. Er sagte: ich bin lang genug Wirth gewesen. Jetzt will ich auch einmal Gast seyn. Bei dem allem änderte er seine Kleidertracht nie. Er

gieng einher wie ein gemeiner Tiroler, und trug einen Bart, so lang das Haar wachsen mochte. Nur im rothen Gürtel trug er ein Paar Terzerolen, und auf dem grünen Hut eine hohe Reiherfeder, und neben seinen schweren Regierungsgeschäften trieb er den Viehhandel fort, wie vorher. Jetzt schickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jetzt kam ein Metzger: „Wie theuer die vier Stieren, die ihr bei eurem Schwager eingestellt habt. Sonst war er kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Einem gefangenen Offizier sagte er: Morgen werdet ihr erschossen. Den andern Tag sagte er: Ich habe gehört, daß ihr ein braver Mann seyd, ich will euch einen Paß geben, daß ihr heim könnt. Aber größer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte. Jetzt schrieb er an das bayerische Commando. „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad. Andere Hofer, Oberkommedant in Diroll gewöster." Zugleich schrieb er an den Adjutant Kronenwirth: „Wehrt euch so lang ihr könnt. Trifts nicht, so gilts nicht." Als sich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade seines großmüthigen Königs unterwarf, und alle welche sich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blicken ließen, gehenkt wurden, mancher Baum trug solch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum; und es hieß er sey ein wenig spazieren gegangen über die Grenzen. Den Willen dazu mag er gehabt haben in seiner armen hölzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hintersten Passeyer

Thal, wo er mit seinem Schreiber verborgen lag, und mit 6 Fuß hohem Schnee verschanzt war. Sein Haus und sein Vermögen wär von den wüthenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verschaffte ihm von Zeit zu Zeit seine Frau, die jetzt selber mit ihren 5 Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da sah es anderst aus als in der Burg zu Inspruck. Schlimmeres Quartier wartete auf ihn. Einer von seinen guten Freunden verrieth für Geld seinen Aufenthalt. Ein französisches Kommando umringte seine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bei ihm vier geladene Kugelbüchsen, viel Geld, wenig Nahrung. Er selbst war von Mangel, Kummer und Angst abgezehrt. Auf der Abbildung ist alles zu sehen. *) So wurde er von einer starken militärischen Begleitung unter Trommelschlag durch das Land nach Italien nach Mantua ins Gefängniß gebracht, und daselbst erschossen. In solchen Wassern fangt man solche Fische.

Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

---

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt Abends am 5. December 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb baarfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirg, und gesellt sich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen, mir nichts, dir nichts in die Stube, und denkt nimmer ans Fortgehen. Nicht anders als ein Schäflein, daß sich von der Heerde verlaufen hat, und in der Wildniß herumirrt, wenn es wieder zu seines gleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben von Gutenberg." Wie heißt dein Vater? „Ich habe keinen Vater." — Wie heißt deine Mutter? — „Ich habe keine Mutter" — Wem gehörst du denn sonst an? — „Ich gehöre Niemand sonst an." — Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sey aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sey herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sey, und jetzt da sey. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf den Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt, eins

mehr zu füttern. Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau: Frau, ich wills doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen. Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes, der Hausfreund auch; aber das Mägdlein, sagte der Pfarrherr, soll nicht das Brod mit euern Kindern theilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen. Also gieng der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß just nicht, wie ers dem Manne sagte: „Peter sagte er, wollt ihr ein Geschenk annehmen?" — Nach dem's ist, sagte der Mann. — Es kommt von unserm lieben Herr Gott. — Wenns von dem kommt so ist's kein Fehler. Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein an, und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte: Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen. Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. Wenn's gut thut, sagte der Mann, so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brod selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis ins Frühjahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen. Jetzt hat ers schon viermal überwintert, und viermal übersommert auch. Denn das Kind that gut, ist folgsam und dankbar und fleißig in der Schule, und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, sollt es nicht erkennen, so gut sieht

es aus, und so sauber ist es gekleidet. So etwas thut dem Hausfreund wohl, und er könnte den braven Taglöhner und die braven Pflegeltern des Kindes mit Namen nennen, wer sie sind und wie sie heissen. Aber über seinen Mund kommts nicht.

Geschwinde Reise.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Kosten; Postillion, sagte er, als er in das Kaleschlein saß, fahr langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschenkistlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehen. Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen. Denn fürs erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. Wenn du recht langsam fahrst, sagte er, auf der Station soll's dich nicht reuen. Der Postillion dachte; solchen Gefallen kann ich den Rossen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfiengen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichts desto weniger schrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam! Der Postillion sagte: wollt ihr auf der Straße übernacht

bleiben, so will ich euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführte auf den Acker. Thu ich nicht langsam genug. Aber der Passagier sagte: ich schieß dich todt, wenn du nicht gemach fahrst. Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein Paar verrufene Kreutzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens acht und vierzig Kreutzer, auch einen Gulden und drüber. Wenns recht pressirt und wenns recht in der Tasche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Protestiren half nichts. Hab ich euch nicht schlecht genug geführt, fragte er. Nein du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh zum Henker. Der Postillion nahm das Geld und dachte: lieber wenig als gar nichts. Aber wart nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: ist der Weg gut? Schlecht, antwortete der Stuttgarter, und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geitzigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sey. Fahr den Ketzer drauf los, sagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe.

Der Passagier, als der Postknecht auffaß, sagte: fahr langsam Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an. Aber der Postillion dachte: Dein Trinkgeld kenn ich. Meine Pferde sind auf

gesunde Herrn dressirt, sagte er, ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Caleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentirt, flucht daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim giebt er dem Postillion dreißig Kreutzer, wie dem erstern. Was bringst du für einen presthaften Herrn, sagte der Besigheimer. Fahr ihn gar todt, sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm, und so recommandirte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nöthig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions kerngesund aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreutzer.

Brennende Menschen.

Zwar von feurigen Mannen hat man schon oft gehört, aber seltener von brennenden Frauen. Eine Apothekersfrau geht Nachts mit der Magd in den Keller und will etwas holen. Die Magd steigt mit dem Licht auf eine Stellasche, greift auf den Schaft, wirft eine große Flasche voll Branntwein um, worin ungefähr 6 — 8 Maas waren, und zerbricht sie, der Branntwein strömt plötzlich herab, so über die Magd, so über die Frau. Das Licht kommt der

Magd an den Ermel. Die Magd fangt an lichterloh zu brennen, roth mit gelbem Schein. Die Frau will ihr zu Hülfe eilen. Die Frau brennt auch an. Beide rennen brennend die Treppe hinauf in den Hof. Der Apothekerjung siehts und springt davon, meint, es woll ihn einer holen, mit dem man nicht gern geht, den der Hausfreund nicht nennen darf. Im Hof am Brunnen begießen sie sich mit Wasser. Das Wasser wird nicht Meister über den Branntewein. Endlich wirft sich die Magd auf den Dunghaufen im Hof, und wälzt sich darauf. Die Frau wirft sich ebenfalls auf den Dunghaufen und wälzt sich auch. Beide löschten aus; die Magd wurde noch geheilt, aber die Frau mußte sterben.

Merke: Wenn man brennt, muß man sich auf einem Misthaufen wälzen. Solches ist auch gut für die, welche den Branntewein inwendig im Leib haben. —

König Friedrichs Leibhusar.

Der Leibhusar König Friedrichs von Preussen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr, und der weiße Puder davon flog, also daß mans draußen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte

sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht, und stäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war. Dem König kams auch so vor, denn er sagte: was fällt dir ein? Willst du noch eine? Der Leibhusar sagte Nein, er habe genug an einer; aber die andern, sagte er, brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinaus komme, was zwischen uns vorgefallen ist. Da lächelte der König wieder, und war nimmer böse über den Leibhusar. Item, einmal thut so etwas gut, ein andermal nicht.

Andreas Hertzeg.

Am 13. April, zwar schon vor 9 Jahren, *) gieng in Ungarn, in der Gespannschaft Neograd ein Mann verloren Namens Andreas Hertzeg, und es war schade für ihn, denn er war rechtschaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheirathet. Man erkundigte sich nach ihm in allen Dörfern, in allen Gespannschaften mündlich, schriftlich im Wochenblättlein. Niemand wußte wo er hingekommen ist. Sein Bruder in einem andern Dorf sagte zwar, er sey selbigen Morgen bei ihm gewesen. Das wußte seine Frau auch, und als er gegen Mittag fortgieng, sagte er, jetzt wolle er heim. Also hielten ihn zuletzt die Seinigen für todt, legten Trauer an, nach ihrer Landesart, und veranstalteten ihm eine Seelenmesse. Er selber wußte, so wenig als die andern Leute,

*) Aus dem Kalender vom Jahr 1812.

wo er war, und wo er so lange blieb. Aber am 8. August darauf zuckte etwas in einer Felsenhöhle und streckte sich, und es kam Empfindung in eine erwachte Brust und es richtete sich etwas auf, und als es auf den Beinen stand, sagte es zu sich selber: „bin ich der Andreas Hertzeg, der jüngere? Ich glaube." Als er aber schlaftrunken vor die Höhle heraus kam und sah den heitern blauen Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze; die Bäume hiengen voll Laub und reifer Früchte., die Heuschrecken und Sommervögel machten sich lustig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinstock nach den weichen Beeren; da sagte er zu sich selbst: „ich kann doch nicht der Andreas Hertzeg seyn." Denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so hats geschneit und gestöbert als ich in die Höhle gieng und einschlief, sonst wär ich nicht hineingegangen. Unterdessen kam er immer mehr zu sich, erkannte immer besser die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchthurm erblickte, und die Häuser erkannte, und sein eigenes auch, dachte er, jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft sich in Bewegung wollte setzen, da war er so kraftlos und so matt, und als er in die Tasche griff, ob er ein Pfeiflein Taback rauchen könne, blieb ihm die ganze Tasche in den Händen, denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren seine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Noth und Mühe in das Dorf, und seine Frau saß vor der Thüre und schabte gelbe Rüben. Da warf sie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Messer weg, und sprang

auf ihn zu, und als sie ihn mit Thränen und Liebe umarmen wollte, sagte er: „Gemach! wirf mich nicht um!" und erkannte, daß er doch der Andreas Hertzeq sey. Hierauf erzählte sie ihm, wie sie sich um ihn bekümmert und geweint und wie ihn jedermann für todt gehalten habe, und heute sey der 8te August, und fragte ihn, wo er unterdessen gewesen, und was ihm zugestoßen sey. Wenn heute der 8te August ist, sagte er, so hab ich weiter nichts als 16 Wochen lang geschlafen in der Felsenhöhle bei Berceßno. Und so wars auch. Sechszehn Wochen hatte er geschlafen ohne Speise, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und war jetzt wieder da. Dies ist ein merkwürdiges Ereigniß, und beweist, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menschlichen Körpers ausstudirt haben. Denn nicht jeder hätte Ja gesagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob so etwas möglich sey.

Nunmehro aber wird sich der geneigte Leser freuen auf die Mahlzeit, und wie sich der ausgehungerte Mann eine Weinsuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmesser und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel schlachten läßt und ein Kalb und wie er jetzt hinwiederum 16 Wochen lang wachen, und dem Nachtwächter den Dienst abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nutz! (pflegt der Präsident zu sagen, der mit dem Hausfreund das Gespenst gesehen hat) sondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht capable den Mund zum Essen zu öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu sich bringen, ward täglich schwächer und elender und empfieng am 4ten Tag das heilige Abendmahl,

und schlief in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böses Geschwür im Kopf aufgieng, und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geschwür sich geöffnet und halber wieder gesäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu seinen völligen Kräften und in seine Ordnung, hat unterdessen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf diese Stunde und ist gesund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf sein Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabei gewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herrn der Gespannschaft und von dem Physikat untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.

Der Rekrut.

Ein junger schön gewachsener Bursche mit krausen röthlichten Haaren und viel Laubflecken, sagte dem preußischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht wo er daheim sey, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergestalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbei fuhr auf der Straße, etwas langsam, weils bergan gieng, und bei solcher Gelegenheit ein Pfeifchen

Taback stopfte, dachte der Rothkopf: „Fahren ist ringer als laufen, wenns gerathet," und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet ihr nicht so gut seyn, gnädiger Herr, und mir auch Taback geben zu einer Pfeife. Ich will euch derweilen Feuer schlagen. Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo bist du her mein Sohn? — Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren seyn, vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirth, eigentlich aber mein Stiefvater. — Was ist dein Geschäft auf der Straße? — Drum will ich dem König dienen, und gehe auf den nächsten Werbplatz. — Wie viel Jahre hast du? — Neunzehn seit vorgestern, und nicht viel gute darunter. Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronenthaler gegeben. Großer, hat sie gesagt, du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronenthaler kann man mehr als Einen Rausch trinken, aber ich habe nur Einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der Vater mit dem Geißelstecken gekommen, und hat mich gewalkt. Es ist nicht das erste mal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erstemal. Willst du alles an den Lümmel henken, hat er gesagt, an den rothhärigen Galgenstrick? — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Taback in die Hand, und sagte: du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen. — Ich verlange kein Handgeld, sagte der Rothkopf, und schlug an die Tasche.

Kann

Kann man den Schwanenwirth zwingen, fragte er, daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin. Der Offizier sagte: So bald du majorenn wirst, solls nicht fehlen. Auf der Station, wenn die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Muth zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er: es schmeckt, doch nicht recht, wies soll, wenn man den Tag vorher etwas zu viel gehabt hat. Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Offizier allerlei, oder pfiff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagt: Du kannst Pfeifer-Major werden, bei des Königs Leibgarde. Solche giebts nicht viel in der Armee. — Ich kann auch die Orgel spielen. — Gut! du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen. Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend als sie durch den Wald fuhren, stellte sich der Rothkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. Jetzt, wenn ihr um die Waldspitze herum seyd, gnädiger Herr, rechts erblickt ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchthurm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß ihr mich so weit habt lassen mit fahren. Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über dem Straßengraben, und husch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu thun.

Der Offizier schoß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillion aber sagte: Es hat mich schon lang Wunder genommen, was ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise thut. Ich kenne den rothen Spitzbuben wohl, sagte er.

Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann.

In Rohrbach, einem badischen Dorf bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Taglöhner ein Sohn geboren. Das ist derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß sie einen kaiserlich französischen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in seiner Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott sagte: „Laßt mich nur machen," und gab ihn vor der Hand einem rechtschaffenen Mann, einem Bildweber in Pflegschaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgelernter Handwerksbursche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschiren, und hörte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinen Webstuhl saß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel schoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: Bataillon halt!

Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandirte er wieder: Vorwärts Marsch! Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab ich das nöthig? Ich geh zu Prinz Max Regiment Elsaß und nimm Handgeld. So gedacht, so geschehn. Merke: der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geschickter Webersknecht, und ist nicht aus Leichtsinn, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches, Soldat worden, oder im Rausch, sondern es ist inwendig in ihm gesessen, und die Montur hat sich nur heraus gekehrt. Solches wird sich also bald offenbaren. Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm stecke, nämlich der jetzige König von Baiern, ein gütiger Soldaten- und Menschenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten und schenkte ihm bald seine Gunst. Eines Tages sagte er zu ihm: Kuhmann, sagte der Prinz, wenn du besser schreiben und rechnen könntest, lesen ohnehin, so sollte dir eine Unteroffiziersstelle nicht fehlen. Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg studirte, Schreiben und Rechnen, und brachts in kurzer Zeit bis zum Corporal, nein zum Sergeanten. Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand. Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiter kommen und Offizier werden wollte, mußte von adelicher Geburt und Herkunft seyn, kein Webersknecht von Rohrbach. Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragoner-Regiment errichtet wurde, wo mans vermuthlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber

desselben zu einer Offiziersstelle;" so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragoner-Regiment von Cevennes. Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte, als ein Adelsbrief, und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Antheil an den Unruhen und Unthaten, sondern sagte: „wenn alles revoluzionirt, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben." Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also, und während des Kriegs, stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur andern, und war unter Napoleons Anführung nicht der letzte bei der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon mußte ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die östreichischen Kugeln hineinritt. Denn als er das Veteranen-Fest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontänebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hats der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim gebracht, und starb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre, und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint, und gesagt: Wir haben unsern Vater verloren. So ein Wort auf den Weg in die

Ewigkeit ist noch mehr werth, als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.

Gute Geduld. *)

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser gieng und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege," sagte der Engländer. Par Dieu, erwiederte der Franzos, mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren, und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Euerer scheint ohnehin der jüngere zu seyn; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702.

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: Ich kann warten: Ich habe jetzt die schönste Gelegenheit die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen. Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie aus einander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Roß und auf

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammen legen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: Eh bien! Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiederte: Engländer, seyd so gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es Euch gefällt auszuweichen. Als aber der Engländer diese Geduld seines Gegners sahe, sagte er: Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen. Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

Lange Kriegsfuhr. *)

Dieß ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirths, und die Sache sey ganz gewiß.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durchs Wirthshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirths mit einem Wagen und vier Pferden an der Colonne hängen. Denn er mußte Tornister führen, und Offizierskisten und Weibsleute. Der Meister sagte: Komm bald wieder heim Jobbi! Der Jobbi dachte: An mir solls nicht fehlen. Die Meisterin weinte und

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

lamentirte, aber ein schwedischer Corporal sagte: Man wird Roß nicht fressen. Tartar frißt Roß. Indessen gieng die erste Tagsstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi so hoch droben bei den Wolken, war schon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten bis weit hinein ins Schwabenland und hinter sich und für sich, und aus so viel Tagen wurden so viel Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen ins Freye. Die östreichischen Vorposten riefen ihn an: Wer da? — Gut Freund. — Wer ist gut Freund? Der Jobbi von da und da. Bassamalbergi, sagte der Corporal, bist du Jobbi von da und da? Der Corporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: Willst du einen Paß nach Haus oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen? Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappirt mich

unterwegs der Schwed, so gehts zu' bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die östreichischen Dukaten flogen, und auf den Boden fielen, und niemand buckte sich darnach. Denn der östreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Presburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jeckli hielt aus Berg auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurückwolle, wenns sauber sey im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen seyn bei den Schweden. Eines Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versauft hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen und der Wirth richtete den Zeiger an der Wand-Uhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau, und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?" — „He nichts, sagte sie, ich hab an den Jobbi gedacht, Gott hab ihn selig, und an den schönen Zug, heut jährt sichs wieder." — Es wird sich noch vielmal jähren, sagte der Mann. Gottlob daß wieder Ruhe im Lande ist. Indem tritt der Hausknecht herein, und sagt: Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und 4 Rossen, der aussieht wie ein Marketender und hat auch so

ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: „an diesem Platz bin ich der Meister; drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden? Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: Gemach! — Der Wirth fragt: Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt. „Eine Halbe will ich, sagte der Ungar, von eurem Besten und zwei Gläser. — Das ist nicht von euerm Besten, sagte er nachher. Von dem Kreuzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brodbahre, wo die Katz darauf sitzt. Der Wirth sagt: Woher wißt ihr, was ich für Wein im Keller habe? Der Ungar sagt: Von euerm Knecht dem Jobbi, und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern griff die Hand des Meisters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der köstliche Balsam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herab fleußt in sein Kleid und Lust und Freude erregt. Ich bin ja der alte Jobbi, sagte der vermeinte Ungar, wo einmal bei euch — Aber der Wirth und die Wirthin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei, und den Jockli hab ich auch wieder mitgebracht, sagte der Jobbi, die andern sind neu. Jetzt giengs an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirth rief die Kinder zusammen, der Jobbi sey wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrien vor dem fremden Bart;

und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen. Drauf brachte der Wirth, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein voll kaiserlicher Thaler und Kremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. Dieß ist euer Geld, sagte der Jobbi, das ich euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn, und für den Jockli den Ruhestand. Der Meister sagte: Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause fern und zwar das älteste. Aber der Jobbi sagte: Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin, und gieng mit einem Mund voll Bred hinaus, um nach den Pferden zu sehen, und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters, und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, nach sein Vermögen von 320 Pfund Basler Währung, thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so; War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch. Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu

gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirth ein so raisonabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli. Merke: die Kleidertracht auf der Abbildung ist nicht, wie man sie jetzt trägt, sondern wie sie im dreißigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Gesicht neben der Wirthin ist ohne Zweifel der Herr Schulmeister. Sieht er nicht aus fast wie ein Weihbischof?

Der schwarze Mann in der weißen Wolke.

Sonst hat der Hausfreund nie viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; diesmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vicepräsident durch den Brassenheimer Wald nach Hause gieng; vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu gehen, und gut Freund zu seyn, absonderlich bei Nacht, wenn es niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie jemand begleitet; denn als sie aus dem Wald kamen, schlug es 12 Uhr in Brassenheim und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren.

Adjunkt, sagte der Vicepräsident, wißt ihr nichts zu erzählen? Ja, sagte der Adjunkt: die Hirschauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, so stellten sie die Brücke der Länge nach in den Strom, denn sie sagten: Es sieht besser aus, und wenn ein großes Wasser kommt, kann es besser an der Brücke vorbei, und nimmt sie nicht mit. Adjunkt, sagte der Hausfreund, sind wohl die Flinten zuerst erfunden worden, oder die Ladstecken? Der Adjunkt sagte: die Ladstecken. Denn sonst wäre es nicht der Mühe werth gewesen, die Flinten zu erfinden, weil man sie doch nicht hätte laden können. Als aber der Adjunkt nießen mußte, dreht er den Kopf seitwärts gegen das Feld und nießt. Indem er den Kopf seitwärts dreht, druckt er sich auf einmal an den Hausfreund. Habt ihr nichts gesehn, Hausfreund, sagte er ängstlich und leise. Eine schneeweiße Wolke stieg aus der Erde auf und in der Wolke stand ein schwarzer Mann, und hat mir gewinkt, ich soll kommen. Warum seyd ihr nicht gegangen, sagte der Hausfreund. Es sind euch Funken aus den Augen gefahren, weil ihr habt nießen müssen. Er hat das Feuer im Elsaß gesehen, sagte der Vicepräsident. Aber bald vergieng uns der Spaß, und die Mitternacht schauerte allen durch Mark und Bein. Denn im nämlichen Augenblick erscheint wieder die weiße Wolke, und in der weißen Wolke die schwarze Gestalt und winkt. Weg wars wieder auf einmal. Habt ihrs jetzt gesehen, fragte der Adjunkt, es ist gut, daß der Herr Präsident bei uns ist, mit uns zweien machte er kurzen Prozeß. Aber der Präsident dachte, es ist gut, daß der Hausfreund bei mir ist, daß ich mich an ihm heben kann. Denn allen zitter-

ten die Kniee und der Muth stieg keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund wills einstweilen dem geneigten Leser zu rathen geben, was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Besinnung gekommen waren, obgleich die Erscheinung wenigstens siebenmal wieder kam, sagte endlich der Präsident: Hausfreund, ihr habt doch am meisten getrunken in Neuhausen, so werdet ihr auch den meisten Muth haben; redet den Geist an. Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geister" schwarze Gestalt der Mitternacht, wer bist du? Da rief der Geist mit Zetergeschrei: Ich bin der Xaveri Taubenkorn von Brassenheim. Um unsrer lieben Frauen willen verschont mich!

Merke: Der Taubenkorn ist ein unbescholtener Gerichtsmann in Brassenheim und wirthet; also kennt ihn der Hausfreund wohl, und ist ein lobenswerther Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu spät oder zu früh ist für seinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund fragte: Xaveri, was treibt ihr für Blendwerk? seyd ihr mit dem Bösen im Bund? — Sagte er: seyd ihrs Hausfreund? Nein, ich streue Ips auf meinen Kleeacker. Der Wind ist gut, und es kommt bald ~~ein~~ linder Regen. Also wenn er eine Hand voll Gyps auswarf entstand die Wolke ein wenig vom Mond erhellt, und man sah darin den Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meinte man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war, sah man nichts mehr. — Ihr habt mich rechtschaffen erschreckt, sagte der Xaveri zum Hausfreund, denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beschreit mich ein Gespenst. Ein andermal laßt euere Possen bleiben.

Das Bettelkind.

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber fast wunderlich war, kommt ein freundliches Bettelkind und bittet ihn um ein Allmosen. Wir haben schon seit dem Samstag kein Weißbrod mehr, und das schwarze ist so theuer, weil die Laibe so groß sind. Der Herr, der auf Ordnung hielt und das Betteln nicht wohl leiden konnte, sagte: Weil du sonst so bescheiden bist, ich habe dich noch nie gesehen, und heute zum erstenmal zu mir kommst, so will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein schenken. Aber unterstehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken lassest, sonst gehts mit einem Groschen ab. Also holte das Kind in Zukunft den Groschen fast über jeden andern Tag. Als er aber des Ueberlaufens müde war, sagte er: Jetzt bin ichs müde. Wenn du dich noch einmal unterstehst, so setze ich dich auf einen Kreutzer herab. Also kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreutzer. Die Köchin rieth dem Herrn, er solle dem Kind gar nie mehr etwas geben, so wirds schon wegbleiben. So? sagte er, das ist mir ein sauberer Rath. Seht ihr nicht, je weniger man ihm gibt, desto öfter kommts?

Wasserläufer.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Wasser nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirthshaus, er sey in Italien, von der Insel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das mittelländische Meer gegangen, und das Wasser sey ihm nicht höher gegangen als an die Brust. Mit der linken Hand habe er Taback geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert.

Ein anderer sagte: das ist eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren ist ein ganzes Bataillon Rothmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marschirt, und das Wasser reichte keinem höher, als bis an die Knie.

Ein Dritter sagte: Solches war keine Kunst. Denn sie hatten selbigen Tag, als sie am Rhein ankamen, schon einen Marsch von 20 Stunden zurückgelegt. So haben sie davon solche Blasen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war tiefer, als so, im Wasser zu sinken.

Das Vivat der Königin. *)

Nicht eben so gut als der Franzos der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirthshaus. Der Eng-

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

länder saß schon über eine halbe Stunde still und stumm in einer Ecke, und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum Besten geben. Denn er glaubte der Engländer sey dumm, oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sey, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn ers in drei Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sey, und die Königin so gut. Aber auf das Wohl der Königin, sagte er, trinkt ihr doch eins mit mir, und noch mehr? Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde und sagte: Es lebe die Königin! Gentelman, sagte er, ihr müßt eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlseyn der Königin. Ich hab meine auch zerrissen. Geht zum Henker, ihr Sapperment, sagte der Engländer, euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meins kommt nagelneu von der Näherin weg und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel. Aber der Perückenmacher sagte: Herr ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt ihr euer Hemd, oder ihr müßt euch mit mir stechen auf Leben und Tod. Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber

jetzt

jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchthurm in London, und wie einer droben schon gute Augen haben müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle, „Seyd so gut, sagte der Engländer, und zieht mir diesen Stockzahn da aus, den dritten aufs Wohlseyn der Königin von England! Herr, sagt er zu dem Perückenmacher, ihr bleibt da sitzen und rührt euch nicht. Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zu dem Zahnarzt, seyd so gut und zieht jetzt diesem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, aufs Wohlseyn der Königin von England. Guter Freund, sagte er, ihr müßt euch auch einen ausreißen lassen, ich hab mir auch einen ausreißen lassen. Da vergieng dem Spaßmacher der Muthwillen und die rothen Backen, und protestirte zwar, die Sache sey nicht gleich. Euer Zahn da, sagte er, ist so hohl, daß eine Häsinn drin setzen könnte. Die meinigen sind alle so kerngesund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt ich Geld damit prägen. Aber der Andere gab darauf kein Gehör, sondern sagte: Herr, ich verstehe keine Spaß! Entweder ihr laßt euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder ihr könnt euch mit mir stechen, auf Leben und auf Tod, und ich bohr euch da an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht. Da dachte der Perückenmacher: Ein Zahn, — Ein Leben! — Neun Kinder hab ich daheim. — Lieber ein Zahn. Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen,

und schieden darauf in Frieden von einander. Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher: „diesmal mit einem Fremden Muthwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?"

Der verwegene Hofnarr.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte: Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir stirbt. Aber den, der mir von seinem Tod die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken. Item, das Rößlein starb doch, und Niemand wollte dem König die erste Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hofnarr. Ach, gnädigster Herr, rief er aus, ihr Pferd!" Ach das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so" — da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm ins Wort und sagte: „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merks schon. „Ach gnädigster Herr, fuhr der Hofnarr mit noch größerm Lamento fort, das ist noch lange nicht das schlimmste. Nun was denn? fragte der König. — Ach daß Sie jetzt noch sich selber müssen henken lassen. Denn Sie habens zuerst gesagt, daß ihr Leibpferd todt sey. Ich habs nicht gesagt. Der König aber betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch belustiget durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied, mit einem guten Reisegeld. „Da Hofnarr, sagte

der König, da hast du 100 Dukaten. Laß dich, statt meiner dafür henken, wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen und hören. Sonst wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast henken lassen, so thu ichs.

Die betrogenen Zecher.

Zwei Zechbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittagessen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An seinem Namenstag, als sie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Hering gegessen wegen dem Durst, und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8. August, Cyriak hieß er, da dachte der Herr Cyriak ich will doch sehen einmal, ob Ich der gute Freund bin, oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte: Gevatter, thut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken, und ihr müßt ihm fleißig anstoßen, auf den Cyriak, allemal ex pleno. Das war dem Gevatter recht. Drauf nahm er den Apotheker auf die Seite, und sagte: helft mir heute meinen Gevattermann zudecken, und that ihm den nämlichen Vorschlag. Dem Apotheker wars auch recht, und jeder dachte: das giebt ein Spaß. Also tranken sie miteinander sieben Maaß Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit, und noch drei Maaß stehenden Fußes auf viel nachfolgende.

Als er ihnen die vierte einschenken wollte, sagte der Gevattermann: Ich kann nimmer, er ist mir zu stark. Der Apotheker sagte: Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck*) kochen, wenn ich heimkomme. Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Danksagung. Unterwegs sagte der Gevatter des Cyriaks: Apotheker, heut habt ihr ein Meisterstück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie ihr noch aufrecht gehen könnt. Der Apotheker sagte: Mich wunderts, daß Ihr nicht blindhagel voll seyd. So, sagte der Gevattermann: drum hab ich Wasser getrunken. Da giengen dem Apotheker die Augen auf, und sagte: Ich auch; da giengen dem Gevattermann auch die Augen auf.

Schreckliche Mordthat.

In Biozat in Frankreich im Departement der Allier hat sich am 13. Jänner 1811 folgende unmenschliche That ereignet.

Ein ehrlicher Bürger, Namens Albert, war genöthigt, etwas von seinen Habseligkeiten zu verkaufen, weil er Geldes bedürftig war. Abends sitzt er mit seiner Frau und drei Töchtern am Feuer und wärmten sich; das Büblein war nicht dabei. Die älteste Tochter von 23 Jahren fängt an, gottlose Reden gegen den Vater auszustoßen und verlangt von ihm etwas von dem erlösten Geld. Als sie die gottlosen Reden ausstieß, dachte der böse Feind: „dich hab ich!" wie es denn auch war, und nicht

*) d. i. Siedholzsaft.

anders seyn kann, wenn ein Kind einmal so verstockt ist, daß es Schimpf- und Scheltworte gegen seine Eltern gebrauchen und über sie fluchen kann. Der Vater hatte lange Geduld. Endlich gab er ihr Rey und Antwort, aber wie? Mit einem Stecken nach Gebühr und Recht, und befahl ihr jetzt, den Augenblick still zu seyn. Das that sie für eine Zeitlang. Aber nach einer Viertelstunde sprang sie wieder auf, ergreift schnell eine Axt, spaltet mit einem Hieb dem Vater die Hirnschale, darauf schlägt sie mit der nämlichen Axt auch die Mutter todt, drauf auch denn eine Schwester ein Mägblein von 10 Jahren. Die andere, ein Kind von 3 Jahren warf sie lebendig in den Sodbrunnen. Der einzige Bruder, das Büblein, entkam und sprang ins Dorf. Zwar rief sie ihm mit freundlichen Worten und Versprechungen zu, er soll da bleiben, sie wolle ihm nichts zu leide thun. Aber das Büblein gab ihr kein Gehör, sondern machte Lermen im Dorfe. Als die Nachbarn herzu kamen, hatte sie ein langes Messer in der Hand, gieng mit großen Schritten auf und ab, und drohte jeden niederzustechen, der sie anrühren würde. Aber der Schrecken über die gräuliche Unthat, und das Entsetzen bei dem Anblick der mißhandelten Leichname lähmte den herzhaftesten Männern die Glieder, daß sie keiner anrühren konnte; sondern sie öffnete in ihrer Gegenwart das Kästlein ihrer ermordeten Eltern, nahm das Geld heraus, und gieng ohne Furcht und Zagen mitten zwischen den Leuten fort ins Freye.

Der Hausfreund wollte nicht viel dawider haben, wenn man sie nicht mehr bekommen hätte. Es giebt

Verbrechen, welche die göttliche Vorsehung nicht läßt vor den menschlichen Richter kommen, weil sie vor ein anderes Gericht gehören, wie zum Exempel die Mordthat in Oedenbach im Jahr 1786. Solches ist auch noch nicht vergessen. Wann nun ein solcher Uebelthäter dem weltlichen Arm entgangen ist, so meint er, jetzt habe es nichts mehr zu sagen. Doch! Es hat zu sagen. Mancher muß sich sein Recht selber anthun. Manchem kommt noch eine Zeit, daß er bisweilen froh wäre, wenn Jemand die Barmhergigkeit an ihm ausübte und ihn erhenkte oder köpfte. Mancher kommt noch und meldet sich selber drum.

Allein diese Mörderin, von welcher wir reden, ist doch wieder eingebracht und vor das Gericht gestellt worden und die Gerechtigkeit hat sich ihrer angenommen und hat sie vom Leben zum Tod bringen lassen durch des Henkers Hand am 20. März in Moulins.

Der Geitzige.

Ein geitziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig theurer war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf, und gieng alle Morgen hinein, und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seyd so gut und richtet mir in der Stadt dies oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber thun," so sagte er:

Ists nicht genug, wenn ich die Schuhsohlen in meinen eigenen Geschäften ablaufe, soll ich die eurigen auch noch versehen. Wenn nun der Nachbar sagte, „Ihr müßt ja den Gang doch thun, ob ihr mir daneben einen kleinen Dienst erweiset oder nicht," so erwiederte er: „Und wenn ich euch den Dienst nicht erweise, so müßt ihr doch auf euern eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht." Sagte nun der Nachbar: „Wißt ihr was? Ich will euch meine Schuhe leihen," so that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, so that er ihm auch den Gefallen nicht.

Der Lehrjunge.

Eines Tags wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenposten, und zum Andenken noch 20 Prügel bekammen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand, und sagte: Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr Halt uns fest! Gebt ihm die besten, die ihr aufbringen könnt; und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: Besser! Noch besser! und

den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: Wie thuts Bürschlein? Wie schmeckts?

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, gieng ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: Kennst du mich noch Gutschick? Der junge Mensch sagte: Euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt, und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch euch nicht bestohlen, auch mein lebenlang sonst nicht beleidiget habe. Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, daß es nothwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder, sagte er, und er wars auch — „Wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen, und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen, und etwas rechtes aus dir machen." Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

Der Wasserträger.

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort alles ins Große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser Ohmweise aus dem Strom, der hindurch fleußt, in der Seine, und hat eigene Wasserträger, arme Leute, die Jahr aus, Jahr ein, das Wasser in die Häuser bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmal hunderttausend Menschen in Einer Stadt ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser, solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei solche Wasserträger verdienten ihr Stücklein Brod und tranken am Sonntag ihr Schöpplein mit einander manches Jahr, auch legten sie immer etwas weniges von dem Verdienst zurück und setztens in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie trägt, trägts in den Rhein. Fort ists. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tausenden einen etwas namhaftes gewinnen, und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Also ließ es auch unsere zwei Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100,000 Livres. Einer von ihnen, als er seinen Antheil heimgetragen hatte, dachte nach. Wie kann ich mein Geld sicher anlegen? Wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ichs aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ichs nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Ueberlegung ermahnte, so that er, und ist jetzt ein steinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der andere sagte: „Wohl will ich mirs auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb ich nicht auf, dies ist unklug," sondern er nahm auf ein Vierteljahr einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte, in einem Vierteljahr bin ich fertig. Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisiren, sieben Locken über einander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, miethete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Comödie fahren wollte, oder ins Palais royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Ueberall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf, und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber nach drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Hand voll Dublonen ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er: Gottlob, ich werde geschwinder fertig als ich gemeint habe. Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte

alsdann den Rest seines Reichthums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am andern Tag gieng er selber wieder an sein altes Geschäft, trägt jetzt Wasser in die Häuser, wie vorher, wieder so lustig und zufrieden, wie vorher. Ja er bringt das Wasser selbst seinem ehemaligen Cameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei; aber er sagt's nicht. —

Die Tabacksdose.

In einer niederländischen Stadt in einem Wirthshaus waren viele Leute beisammen, die einander eines Theils kannten, zum Theil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein," sagte ein dicker bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirth und nahm eine Prise Taback aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfieng und ein paarmal, wie von ungefähr nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Was gilts, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild? Anfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auch auf den Bank und sprach mit dem Dicken allerlei curiose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich

kam ein Dritter. Ercüse sagt der Dritte, kann man auch ein wenig Platz hier haben? Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin, und diskuritte immer fort: Ja, sagte er, ich habe mich ein rechtes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so fläthig*) vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Lande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen, vom Meer her aus Afrika, und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus. Darüber gerieth der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Athem vergieng, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. Aber jetzt hört auf, sagte der Dicke. Es thut mir weh im Kreuz, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hätte, sagte er, der Wein ist gut. Er treibt. Ercüse, sagte er zu dem Dritten, der vorne an ihm saß, laßt mich einen Augenblick heraus! Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Thür hinausgieng, und fort wollte, gieng ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite, und sagte zu ihm: Wollt ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint ihr, ich habs nicht gemerkt. Oder soll ich Lärmen machen? Ich hab euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen. Als nun der Dieb sah, daß er

*) „fläthig," so viel als: geschwind.

verrathen sey, gab er zitternd dem Frieder die Dose her, und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu seyn. Seht, sagte der Frieder, in solche Noth kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Lebenlang laßt es euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faselt *) nicht. Ehrlich währt am längsten. Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Taback aus der Dose, und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

Hagenloch.

Berg auf, Berg ab ritt der Herzog Karl von Würtemberg auf der Jagd, und wieder Berg auf. Als er oben war, jenseits hinab erblickte er ein Dörflein und fragte zwei Männer, die auf dem Berge standen: Wie heißt das Dorf da unten? Da bückten sich die zwei, daß hinter ihnen die Tännlein in großer Gefahr waren, und „Hagenloch" sagte der eine. Wem gehörts? fuhr der Herzog fort. Da stieß der zweite den ersten mit dem Elnbogen in die Rippen, daß ihm der Athem verhielt. „Es gehört Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, sagte er gleichwohl. Ich bin der Weidgesell." Als aber der Herzog vorbei war, sagte der andere: Dumme Kuh, konntest du nicht sagen, es sey hechingisch, wenn ers nicht weiß. Bei dieser Gelegenheit hätten wir das Dörflein können frei machen.

Merke: Der Herzog hats doch erfahren.

---

*) „faselt nicht," so viel als: bringt keine Frucht.

Zwei honette Kaufleute.

Zwei Besenbinder hatten neben einander feil in Hamburg. Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der andere noch nichts, sagte der andere zu dem einen: Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch, und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden. Das will ich dir wohl glauben, Kamerad, sagte der erste, ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind.

Der listige Quäcker.

Die Quäcker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehn, aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar schönen stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber aber am Stroh. „Kind Gottes, sagte der Räuber, ich

möchte meinem armen Thier da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Egypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das eurige haben muß dem Aussehen nach. Wenns euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei euch, aber ich." Der Quäcker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so hab ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben." Also tauschten sie mit einander und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus, aber der Quäcker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich. Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, gieng er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seyd ihr wohl nach Haus gekommen? sagte der Quäcker. Wenns euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das eurige steht vor der Thür." Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel gab er dem Quäcker sein gutes Pferd zurück. „Seyd so gut, sagte der Quäcker, und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und euer Rößlein sind mit einander zu Fuß spazirt." Wollte der Spitzbube

wohl oder übel, mußt er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. Nicht wahr das Thierlein lauft einen sanften Trab, sagte der Quäcker.

Blutbad in Neuburg am Rhein.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, stachen einmal die Neuburger eine schwedische Patrouille todt, und sagten: Wenn wir nach Schweden kommen, machts uns auch so. Darob entrüstete sich der schwedische General, dergestalt, daß er einen hohen und theuren Schwur that. Auch kein Hund soll am Leben bleiben, schwur er hoch und theuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Norschinger zu viel. Als solches die Neuburger hörten, schlossen sie die Thore zu. Aber am andern Tag als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn er war Vormittags ein gar menschlicher Herr, und bekam fast große Anfechtung in seinem Gewissen, daß er mit viel unschuldigem Blut sein Wort und seinen Eid sollt lösen. Also ließ er den Feldprediger kommen und klagte ihm seine Noth. Der Feldprediger meinte zwar, maßen der Feldhauptmann einen Schwur gethan hätte, der Gott leid sey, so sey brechen besser als halten. Das glaubte der Feldhauptmann nicht, denn er hielt sein Wort und seinen Schwur über alles theuer. Aber nach langem Besinnen kams auf einmal wie Sonnenschein in sein Angesicht, und sagte: Was ich geschworen habe, das will ich

auch

auch halten, Punktum! Als aber die schwedischen Zimmerleute das Stadtthor hatten eingehauen, und der Feldhauptmann ritt selber mit drei Fähnlein hinein, befahl er alle Hunde im Städtlein zu tödten, aber die Menschen ließ er leben, und wurden selbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schäferhunde, vier und sechszig Pudel, acht Windspiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Möpperlein jämmerlich theils zusammengehauen, theils mit Büchsen zu todt geschossen. Also hat der Feldhauptmann das menschliche Blut verschont, und doch seinen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur gethan: kein Hund soll am Leben bleiben, und ist auch keiner dran geblieben.

Die Schmachschrift. *)

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät," sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das. Alles hab ich nicht lesen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts gutes;" da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute giebt." Nach der Hand geschah nichts mehr.

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Nicht eben so dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: Bist du verruckt oder was fehlt dir? Der Amtsschreiber sagte: „Da lies! du hast deinen Theil auch darin." Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch sey, hatten sie ihre große Freude daran, und sagten: „Heutnacht thun wirs wieder." Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeschlagene Katzen darin, ward er noch viel wüthender, und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte, und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Dintenfaß und goß die Dinte über den Bericht, und über die weißtüchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel sagte er, vigilire heutnacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappirst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen, sagte er, ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen."

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. „Herr Amtsschreiber, sagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts passirt ist, wenn sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirthshäuser sind leer, die zwei letzten sind nach Haus gegangen und des Wagner-Mattheisen Hahn hat zweimal hintereinander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen." Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkener Heide an: „dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei," sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: „Was gilts, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt findet er sie jetzt." Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war, und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hans-Stoffel, rief er ihm, komm noch ein wenig daher!" — Der Stoffel kam, „dreh dich um! Was hast du auf dem Rücken?" Wills Gott keinen Galgen, sagte der Stoffel. Nein vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill. — Wie gesagt, so errathen, der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darin noch viel muthwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten und unter andern ein Rezept, für Dintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Dieß war so zugegangen.

Als der Stoffel noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel. „Ei guten Abend sagte der eine, was schaft Er guts hier Herr Hansstoffel, was gilts Er kann nicht hinein," da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sey, und es komme doch niemand. „Ei, sagte der eine, die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, und die Wirthshäuser sind leer, und wir zwei sind die letzten, die heimgehen. Also gehe Er in Gottes Namen ins Bett. Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihn im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb und sagte: Gute Nacht Herr Hansstoffel, schlaf Er wohl! Ebenfalls! sagte der Stoffel, und als sie um das Eck herum waren, krähte einer von ihnen zweimal, wie ein Hahn, oder wie der russische General-Feldmarschall Suwarow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber die Pasquille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum, und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben, und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaß-

vögel sagten: „der Klügste giebt nach. Jetzt wollen wirs aufgeben, eh es zu bösen Häusern geht," und jedermann der davon erfuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtsschreiber von Brassenheim.

Der Prozeß ohne Gesetz. *)

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem achtungswerthen Bauernstand, sonst wär es nicht nöthig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Tasche, und „Frau," sagte er, „gib Acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt." Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: „dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden," und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Taback meinte, mit ihm woll er fertig werden; er meinte aber seinen Schwager den Oelmüller. In der Stadt gieng er gerades Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe, mit seinem Schwager, wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sey, und seine Voreltern drauf ins Land gekommen seyen, der Schwager aber sey von Enzberg im Würtembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut seyn und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabackspfeife im

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Mund, sie rauchen fast alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. „Guter Mann," sagte er, wenns so ist, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen," und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellinen Tabackstopf hervor. „Seht da" schlug er ihm auf, „Kapitel so und so viel, Numero Vier, das Gesetz spricht gegen euch unverrichteter Sachen." Indem klopft jemand an der Thüre, und tritt herein, und ob er einen Zwerchsack über die Schulter hängen hatte, und etwas drinn, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komm gleich wieder zu euch." Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden," sagte er zu dem Advokaten, „ich hab mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich wills doch probiren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten," und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte, und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit euch gesprochen, und euch klaren Wein eingeschenkt." Der Bauersmann schaute unwillkührlich auf den Tisch, aber er

sah keinen. „Wenn ihrs wollt drauf ankommen lassen," fuhr der Advokat fort, „so kommts mir auch nicht drauf an." Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt seyn."

Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, „aber nicht wahr," sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab ich gut für euch geführt?" — „Den Gukuk hat er," erwiederte der Bauersmann, und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor: „Sieht er da? Kann er gedruckt lesen?" Wenn Ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren. Denn er meinte, wirklich, der Prozeß sey dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er allemal ein pfiffiges Gesicht, und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Oelmüller."

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Die gute Mutter. *)

Im Jahr 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee seyn," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, so geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, so geh ich nacher Mainz." Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major seyn, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger seyn, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Camine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen parthieenweise

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskurirten mit einander und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilts, der wo mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahndung so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein, war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Plaz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sey, und hatte doch den Muth fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sey, nach dem sie frage und daß sie hoffe, er sey etwas geworden. Endlich aber als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?" Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen," und zeigte ihr den Plaz. Aber die gute Mutter gab

ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte es sey Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja," so heißt der General." Ein Offizier sagte auch: „Ja," so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja so alt kann er seyn, und ja so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;" und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter seyn sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft eure Bagage abladen ab dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Caleschlein einspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie," da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurückkam, sagte er, „das Geld regne zwar nirgends durch das Camin herab, aber nicht 200 Franken

nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weit aus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhoft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

Das gute Wort.

Der sogenannte Lügenprophet Mahomed hat Manches gesagt und gethan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mahomed gesagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm. „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach." Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen. Es giebt keine schönern Bußen als gute Werke. Hast du einen Sclaven," fragte ihn der Prophet, den du freilassen kannst?" Der Araber fing an zu lachen, und sagte: „Sclaven freilassen, und ich! Wie komm ich mir vor!" Der Prophet fuhr fort: Kannst du die Fasten noch einmal von vornen anfangen? Der Araber erwiederte: „Ich bins nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen." Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen?" Der Araber erwiederte: „Nicht sechzig

Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig." Da brachte man dem Prepheten seine Mahlzeit, Dattein und ein Stück Fleisch, und er sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch, und bringe in deinem Namen einem Aermern, als du bist, zum Almosen." Der Araber erwiederte: „Gibts noch einen Aermern als ich bin? Ich weiß keinen." Da fuhr der Prophet fort: „Weist du was, so bringe deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer als du bist." — So hat Mahemed gesagt und gethan.

Das letzte Wort.

Sonst sagt man, der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand. Manchmal aber kann man auch sagen: „der Schreiber an die Wand schreibt seine eigene Schand," zum Beispiel der weiland Herr Canzler Hans Kurz von Würtemberg. Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herrn Räthe und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Thüre der Kanzleistube:

„Allhier gehts wunderlich zue."

Bald darauf als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Canzler zufrieden war oder nicht zufrieden, genug er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide, und schrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue."

Bald darauf, als wieder diese Worte der Canzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob ers nicht gemerkt hat, genug er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Und zum Trumpfaus schrieb er seinen Namen darunter, „Hans Kurz." — Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Canzler geschrieben hatte, dachte er: „Wart Kurz, diesmal sollst du das letzte Wort haben." Nämlich er netzte einen Finger, und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte wieder aus, also daß jetzt unter des Canzlers eigener Schrift die Worte standen: „das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Als hernach der Canzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er netzte ebenfalls einen Finger, und löschte seine eigene zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab Ich gethan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Fäusten drein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Muthwillen

und die Grobheit auf eine spitzige und witzige Art heim zu weisen, und ihren Respekt zu erhalten. Der Canzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thür geschrieben.

Die Raben.

Zwei gute Freunde, ein Geistlicher und ein Kaufmann machten mit einander eine Reise. Der Kaufmann neckte im Spaß den Geistlichen und der Geistliche neckte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgericht, als die Raben aufflatterten, und den beiden um die Köpfe flogen, sagte der Kaufmann: „da haben wirs! Es ist kein Schick dabei, wenn man mit einem Geistlichen reist." — Denn manche Leute glauben sonst, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen. Der Geistliche sagte: „Glaubt doch nicht so einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr seyd. Ich habe in kurzer Zeit mehrere armen Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen Thiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute." Der Kaufmann sagte: „Herr Pfarrer Ihr seyd ein loser Vogel!

Das heimliche Gericht.

In der grossen Stadt, wo unter mehr als 20,000 Dächern so viel Leid und so viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feil haben,

schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz und zwar unter dem seidenen Camisol eines vornehmen jungen Manns, eines Barons. Das Schuldenmachen verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Thun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten hatte er alle Mittel in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Manche Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte, — die Frau war edel und stolz — „das soll er nicht umsonst gethan haben," sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Caleschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte, — man kannte seine Wege — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reutern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wolle niedergestochen seyn auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte: das sind ein Paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden.

„Ich merke schon, dachte er, ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll ausgelesener Frauen und Jungfrauen und eine nach der andern fällt in meine Arme." Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich giengs auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es gieng zwischen hohen dicken Mauern durch ein enges Thor über einen öden Schloßhof nach einer alten festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Thürmen und Zinnen. Es gieng durch einen hohen Thurm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thüre und durch die Thüre hinein in ein ödes Gefängniß. Wie wurde da dem armen Schächer zu Muthe! Ein tannener Tisch, ein Stuhl, ein dürftiges Lager und ein düstres Lämplein waren sein ganzes Geräthe, ein Todtenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm ein Wort oder eine Sylbe. Nur die Schlösser und Riegel rasselten ihm fürchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brod brachte, sprach zu ihm: „Geh in dich." Nur die Fledermäuse zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten, nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne

auf

auf gut deutsch heißen furchtbarer Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffneten Begleiter wieder ab und führten ihn schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen schwarzen Mänteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen, nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte: „Ihr seyd vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als boshafter Verläumder der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet euch, oder nicht, ihr seyd gerichtet." Dagegen machte der angstvolle Mensch zwar allerlei Einwendungen, er wolle wissen vor wem er stehe, niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele andere auch, das sey nicht dem also und eines, Leichtsinn der Jugend sey kein Verbrechen zum Tode." Allein der Richter sagte: „Wißt ihr wo ihr steht, und wer über euer Leben zu sprechen hat, das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist, und schon andern Leuten als ihr seyd, das Urtheil gesprochen hat von Rechtswegen, und ließ ihm sein ganzes Sündenregister vorlesen und sagte: „Euere Thaten richten euere Worte," und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängniß zurückgeführt, und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederkniien und

der Richter sprach: „der Stab ist gebrochen über euer Leben und über euere Sünden," und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthäuptet und vom Leben zum Tode sollte gebracht werden; da war es ihm als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Verwünschungen seiner angstvollen Seele, giengen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Todtengerüste erblickte in eine schwach erleuchtete Capelle geführt, beichtete dort einem Priester, und empfieng vom ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre stand sein Sarg. Als aber die Glocke Ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Todtengerüste getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Priesters und seine einsinkenden Kniee brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf den Block gelegt hatte, und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leser athmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sey jetzt seine Schuldigkeit todt zu seyn. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorgieng.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderbarlich zu Gemüth seyn, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sey vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anderst, als man sey todt, und lebt doch, — als aber wie gesagt, unser Malefikant die Augen aufschlug, — erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einem weichen guten Bett. Zwei Aerzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sey? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten schmackhaften Mahlzeit, und ein Paar vermummte Bedienten warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber, und laß ihm sein zweites Urtheil vor, gabs ihm auch schriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof laßt euch zum letztenmal Begnadigung wiederfahren, und hofft er werde an euerem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, euch vor seine Schranken zu laden." Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres wiederfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Caleschlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter führten ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt

hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat der sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war, und nach und nach alle seine Schulden wieder bezahlt werden konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verläumdung in Gefahr. Alle Sonntage gieng er in die Messe, nicht mehr um schöne Mägdlein auszusuchen, sondern seine Sünden zu versöhnen und schöne Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen.

Gute Antwort.

In Segringen im Wirthshaus klagte ein Krämer über seinen Sohn, daß er ihm so viel Geld durchbringe, und doch zu keinem Geschäft zu gebrauchen sey. „Ganz recht," sagte darauf der liederliche Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird, „so ein Einkommen," sagte er, „wie das eurige ist, braucht zwei Schelme, einen der es erwirbt, und einen, der's verthut." Dem antwortete der Krämer: „da macht ihr eine artige Bemerkung, Zirkelschmied! Es ist mir schon

lange vorgekommen, in euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube, denn was ihr Vormittags in der Werkstatt verdient, das versauft ihr Nachmittags im Wirthshaus selber, und wenn mans euch giebt, noch mehr dazu."

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, gieng jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauschel!" Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreutzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!" einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fiengen fast an den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel." Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmausche."

Der Hebräer sagte: „Ich muß mirs gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.“ Also gab er ihnen von der Stund an keine Kappen mehr und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Der Nachtwächter von Neuhausen.

Bisweilen pflegte wohl der Nachtwächter von Neuhausen, eine halbe Stunde herwärts Brassenheim, ein Räuschlein mitzubringen auf die Wachtstube. Brachte er es nicht mit, so wartete in der Wachtstube das Räuschlein auf ihn. Ob er in solchen Umständen je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu spät ausrief, muß der Müller von Brassenheim wissen. Eines Abends reitet der Müller durchs Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? Was? Thomas,“ sagte der Müller, ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es ist noch nicht so spät.“ Darauf erwiederte der Wächter: „Herr Müller, ich hab nicht zu viel gerufen, aber ihr habt vielleicht zu viel gehört. Denn euere Ohren sind ein wenig groß, wie mans in den Mühlen wohl bisweilen antrifft.“ Der geneigte Leser versteht's, was er meinte mit den großen Ohren.

Der Vater und der Sohn.

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sey nirgends besser verwahrt. Als aber der Sohn nach Hause kam, und die Schublade schnell aufziehen wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige, und sagte: „Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Tischlade ist, eh' du sie aufthust." Der Sohn erwiederte zwar: „Nein, das könne niemand." Aber der Vater sagte: „den Augenblick sey still, oder du bekommst noch eine."

Merke: Man ist nie geneigter, Unrecht zu thun, als wenn man Unrecht hat. Recht ist gut beweisen. Aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweisthum.

Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht. *)

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebsstreiche durchgemacht, und fast ein Ueberleib daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er, „ich bin noch nicht ehrlich genug." Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kackerlack gewesen sey, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein Paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, „allerdings wisse er davon, und er sey derjenige." Als ihm den andern Morgen der Spruch publizirt wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumüthig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden." Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sey auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Alebeck Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich euch nicht sieben Wunden zeigen, aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte." Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten

sind schlimm." — „Im Gegentheil," sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanzirt der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem, sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum todtstechen lassen. Ich versichere euch," fuhr er fort, „ich und meine Feigde," er meinte die Strickreuter, „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe." — Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder gieng immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten," sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch." Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen, und an ein Wirthshaus, „Kamerad," sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?" — „Herr Camerad," erwiederte der Nagelschmied, „was ihm recht ist, ist mir auch recht." Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin," und der Frieder erzählte immer fort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und

Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilts, der Herr Bruder ist alsgemach vorausgegangen!" Nein er stand nur ein wenig draussen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder herein kam, sagte er: „Herr Bruder der Mond will bald aufgehen. Wenns dir recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht." Der Nagelschmied schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint." In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen, und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthaus-Verwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefel an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und gieng des geraden Wegs fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte, und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draussen seyn." Freilich war er wieder ein wenig draussen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld hab ich keins. Weg und Steg kenn ich nicht, also laßt mir auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und

verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus." Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindswirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein, und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirthshaus, und zeige dem Mann der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus." Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren." In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein wo ist das Zuchthaus," und als er es gefunden und vor den Zuchthaus-Verwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund," sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern." Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ey, der Arrestant, der bin ich selber." Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gestehts, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh es aus allem." Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ichs nicht läugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist."

„Einfältiger Tropf," sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?" Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Würtemberger Dragoner gewesen?" — „Gut," erwiederte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung, und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif. Also ritten der Strickreuter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheidweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreuter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen." Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sey im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fitzer *) und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passiren.

Der Wolkenbruch in Türkheim.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das

*) Fitzer d. i. ein leichter Streich.

Elsaß. Wie er in Türkheim Abends in das Wirthshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein, und ißt zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident," sagte der gute Bekannte, „treff ich euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet." Der Präsident lächelt, und sagte: „Es ist alles möglich." Sie bleiben beisammen, diskuriren allerlei mit einander, trinken auch allerlei miteinander, gehn mit einander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt sich zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Bettimmel gab auch nach. Ein Paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh ꝛc. Brastbergers Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel und übergoß den guten Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident kommt mir zu Hülfe!" — Was ist euch begegnet?" fragte der Präsident. — „Ich glaube der Himmel der über dem Bett ist, sey eingefallen." Da lachte der Präsident und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab ich euch nicht gesagt, es sey alles möglich?"

Rettung vom Hochgericht.

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuthen, daß ichs bin. Also legte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldne Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug, und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherrn meinten, man könne wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren, als mit andern, und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So?" sagten die andern, „ists nicht genug, daß so viele verschmitzte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt," und sechs gegen fünf sagten: Er muß an den Galgen. Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitirte, sagte er zu ihm: „Guter Freund, ihr habts ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Fast hätt ich einen längern Strick nehmen sollen." Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinabstieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unversehrt herab, auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Theil erschrack und that einen lauten Schrei, als ob sie fürch-

teten, — es möchte dem Malefikanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel, und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nie passirt." Da sagte der Malefikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: Mir auch nicht," und alle die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund, und sah auf die Seite. Die glimpflichern Rathsherrn aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen: Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden." Also ließen sie den armen Ketzer laufen.

Der Schimmel. *)

Was gilts, der geneigte Leser, wenn er hieneben die Abbildung ansieht, so denkt er: „das ist eine Geistergeschichte!" — Nichts nutz! — Der Herr in der weissen Gestalt den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut, wie andere Menschen hie zu Land. Die Mägdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Gallop und Trab, trotz einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirthhaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter," sagte er, „kann ich hier nicht über Nacht bleiben?" Der Posthalter erwiederte: „Was Euer Gnaden befehlen." Also speißte er zu Nacht, verliebte sich in eine Bouteille Klingenberger und ging ins Bett. Während er im ersten Schlaf war, fuhr eine Kutsche nach der andern vorbei, und wechselte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Postwagen sein Spitzhündlein zum Bellen und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thurmberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jetzt an," sagte der eine Postknecht zu seinem Camerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett." Der Camerad sagte: „Spann den Schimmel ein!" Der Herr im Bett dachte: „Wills Gott nicht meinen." — „Er merkts nicht," fuhr der Camerad fort. Der Herr im Bett dachte: „freilich merkt ers" und fuhr wie eine brennende Rakette aus dem Bett und hinter das Fenster um im Mondschein zu sehen, was geschehen will. „Bis er aufsteht, bist du schon lang wieder da," fuhr der Camerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte! „Nein, er ist schon auf, und kommt eh du fortgehst." Indem gieng der Postknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeint, der hinter dem Fenster steht, sondern der Posthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß übertreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht

befohlen, ihn ein Paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sey. Deswegen sagte der Camerad zum Postknecht: „Er merkts nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehn, sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, blos in einem Paar leinenen Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer untersteht sich den Schimmel anzuspannen? Wer will todtgeschossen seyn?“ Der Camerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel, oder sonst einen, geht Ihr wieder in Euer Bett, und laßt uns gewähren.“ Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt, und stellte ihn vor die Deichsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen, und so und so.“ Der Camerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Batallion! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ — „So! Ihr Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Antheil an dem Gespräch, und es kam zu ein Paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthalter herauskam, und fragte: „Was giebts da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durcheinander, „wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der kuriose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den

Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sey doch kein ander Roß mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett." Da konnte der Posthalter das Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger Herr," sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener und er hat seit ein Paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Noth muß man eine Tugend machen." Da sagte der Herr: „Ja so! Wenn das ist!" und gieng ganz still und betuches wieder in sein Bett. Dißmal, dachte er, bin ich ein curioser Herr gewesen. Wenns nur nicht bekannt wird! —

Die Treue und ihr Dank. *)

Schon viel Wohlthat und Segen ist von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einst Maria Theresia und Joseph der Zweite saßen. Aber Kaiser Franz der Zweite, Josephs Neffe und Zögling blieb auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue Gesinde-Ordnung für die Stadt Wien ausgehen lassen, und zehen Belohnungen, jede zu Einhundert und Fünfzig Kaisergulden für eben so viel männliche oder weibliche Dienstboten ausgesetzt, welche Beweisthum ablegen können, daß sie fünf und zwanzig Jahre lang mit unbescholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und in dieser Zeit zehn Jahre lang hintereinander in einem und

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

dem nämlichen Dienst. Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum erstenmal diejenigen aufgefordert, sich zu melden, welche sich getrauen konnten, sie seyen der Belohnung werth. Mancher Leser denkt: Es werden nicht viel gekommen seyn.

Doch! Geneigter Leser! Es sind siebenhundert und ein und fünfzig gekommen, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünf und zwanzig Jahre, sondern auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und drüber fromm in ihrem Wandel und treu in ihrem Dienste ausgehalten. Das ist ein Respekt. Die Wahl that weh, unter so viel achtungswerthen Menschen. Aber folgende zehen, der Hausfreund will keinen verheimlichen, sind für die würdigsten erachtet worden:

1) Johannes Brenner. Er diente nur bei zwei Herrschaften, bei der ersten, fünf und zwanzig, bei der andern dreißig, in allem fünf und fünfzig Jährlein, ohne Vorwurf und ohne Tadel, und ist darüber fünf und siebenzig Jahre alt geworden. Macht er nicht ein Gesicht, als wenn er schon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und getreuer Knecht, bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herren Freude."

2) Adelbert Hamelton. Acht und sechzig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von vier unversorgten Kindern, ist zwei und vierzig Jahre lang im nämlichen Dienst gewesen, als er die Belohnung des Kaisers empfieng, und sagt: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehn."

3) Anton Cares. Diente schon sieben und dreißig Jahre in einem fort bei dem Herrn Vice-Präsident von Sommerfels, und der Herr Präsident sagt: „er sey ihm noch nicht feil."

4) Polixena Imhoferin. Ist seit fünf und fünfzig Jahren in Diensten, und hat sechs und vierzig Jahre davon in dem nämlichen Hause mit unbescholtner Treue zugebracht. Sie ist dort ganz wie daheim und sagt: „sie könnts an einem andern Ort nimmer aushalten."

5) Mariane Wurmin. Diente sieben und fünfzig Jahre in dem nämlichen Haus, zuerst als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wieder als Stubenmagd, bis ins vier und achtzigste Jahr ihres Lebens. „Bleibe treu, bis in den Tod, so will ich dir die Krone der Ehren geben.

6) Magdalena Zotterin. Sie hatte in acht und fünfzig Jahren nur drei Herrschaften und stand bei der letzten schon seit ein und dreißig Jahren.

7) Marianna Radin. Kränklich und gebrechlich, dient fünf und fünfzig Jahre in dem nämlichen Hause, um dürftigen Lohn. „Ich will dich tragen bis ins Alter und bis du grau wirst. Ich wills thun. Ich will heben, tragen und erretten."

8) Therese Höflingerin. Ist seit acht und fünfzig Jahren Dienstmagd in dem nämlichen Hause gewesen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und war seit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.

9) Elisabeth Obentraufin. Wem dient die schon sieben und dreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und ist seine einzige treue Stütze.

10) Rosalie Swoboda. Sie hat in neun und zwanzig Dienstjahren ihre Herrschaft, eine jetzige Wittwe, wohlhabend und arm gesehen. Als die Wittwe den Mann verloren hatte, und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, sagte Rosalie Swoboda: „Ich verlasse euch nicht." Auch frägt sie weiter nicht, „wann bekomm ich meinen Lohn?" sondern sucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hause so viel neben her zu verdienen, daß sie ihrer Herrschaft auch noch ein wenig Gutes davon thun kann. Es wird alles seyn, ob die gute Seele nicht ihre hundert und fünfzig Gulden mit der armen Wittwe theilt.

Diese drei Nro. 8. 9. und 10., besonders die letzte, wenn man sie recht drum beschaut, scheinen auch schon ein Sprüchlein von weitem zu hören: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank gewesen, und ihr habt mich gepflegt."

Dies sind die zehen gottesfürchtigen Dienstboten, welchen der Kaiser zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtschaffenheit und Tugend zusammen eintausend fünfhundert Kaiser-Gulden hat ausbezahlen lassen, und wer war dabei? Der Viertelsmeister und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber Se. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Se. Excellenz der Herr Vice-Präsident von Sonnenfels, Ihro Excellenz und Hochgeboren, die Frau Gräfin

Mariane von Dietrichstein, im Namen der adelichen Frauen, Sr. Hochfürstliche Gnaden, der Fürst Erzbischof von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch Einer, den man nicht sehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld.

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leser zu diesem allen denkt. Er denkt: „So sollts an andern Orten auch seyn. Wer weiß, so bekäme man auch besseres Gesinde." Antwort: das ist so absolut just nicht nöthig. Vielmehr der Hausfreund hat schon gedacht: Wenns an ihm wäre der Kaiser zu seyn, ob er nicht schier auch eine Belohnung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gesinde sich so betragen, daß es zehen Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienstboten in Ehren und sey gütig gegen sie, denn sie sind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Versorge sie christlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege sie in der Krankheit! Sey nachsichtig oder streng gegen ihre Fehler, nachdem sie sind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß sie auch sonst ein wenig merken, daß du Gott fürchtest und die Menschen liebest. Das ist noch mehr, als hundert und fünfzig Gulden werth, und wird dir mehr als für hundert fünfzig Gulden Segen ins Haus und ins Herz bringen, meint seines Orts der rheinländische Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat sich noch nicht überall von den armen und geringen Menschen geschieden und bei den reichen und vornehmen einquartiert. Vielmehr, sie hat sich schon an manchem Ort vor dem Reichthum und Uebermuth der Herrschaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienstboten geflüchtet.

Die berühmte Schlacht der Markomannen.

Der geneigte Leser wird eine Freude daran haben, und sich etwas darauf einbilden, daß er in seinem Kalender zum erstenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche statt der Sündfluth und statt der Errichtung der assyrischen Monarchie, die merkwürdigsten Begebenheiten der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten an ausweist, und in keinem andern Kalender zu finden ist. Wer den Hausfreund nicht besitzt, hat keine Wahl. Wenn er etwas wissen will, muß er dem geneigten Leser gute Worte geben. Damit nun derselbe mit Red und Antwort nie stecken bleibt, und mit guter Gelegenheit selber erfährt, was ihm zu wissen vielleicht angenehm ist, so sollen von nun an alle diese Begebenheiten in dem Kalender nach und nach umständlicher beschrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintausend achthundert und achtzig Jahren schon einmal zwischen dem Schwarzwald und dem Rheinstrom gelebt hätte, und jetzt wieder sagen könnte, wie alles damals ausgesehen hat. Fast alle Berge und lustigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachsen. Der Rhein und die wilden Waldströme, damals viel größer und reissender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faschinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige

Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten, die Landschaft ihre jetzige Gestalt gewann, von einer Grenze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatfeldern und braven Wirthshäusern. Wildes Gethier, das man jetzt nicht mehr sonderlich kennt, hauste und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen, und Völkerschaften andern Namens theilten mit ihnen die Erzeugnisse des Landes und das Leben; im Unterland die Vangionen, Nemeter, Tribocker, vom Bodensee herab die Lotobriger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schliengener Berg, Markomannen, Ehrenvest hieß ihr König; ein ungeschlachtes und rauhes Geschlecht, aber noch nicht unsere Stammväter von deren Blut wir abstammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung selbst gemachte Hütten, ihre Beschäftigung Viehzucht und Jagd. Noch gieng kein Pflug ins Feld. In Utzenfeld stand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Castel. Es läutete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger kriegerischer Geist wohnte in allen Herzen.

Zwei überrheinische Völker, in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten miteinander blutige Kriege; die Aeduer und die Sequaner begiengen einen dummen Streich; nämlich sie riefen den König Ehrenvest zu Hülfe. Der König ließ sich nicht zweimal rufen. Er gieng mit fünfzehntausend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntausend wurden hundert und zwanzigtausend, und die Aeduer mußten den Deutschen gewonnen geben, aber

die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutschen wohl, und ein Markomann sah den andern an, und sagten: „Wollen wir nicht da bleiben?" Also blieben sie dort, bis ins 14te Jahr, und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner sah den Aeduer auch an, und sagte: „Wir hätten uns fast ringer mit einander verglichen." Endlich suchten die Aeduer Hülfe bei dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, welcher selbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römischen Kriegsheer in der Nähe stand, und Cäsar ließ sich auch nicht zweimal bitten, sondern er wollte den Deutschen befehlen: „Ihr sollt keine von euern Landsleuten mehr über den Rhein kommen lassen. Geht lieber selber heim." Aber der Deutsche sagte: „Wißt ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen." Also kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mömpelgard. Aber die wilde deutsche Kraft konnte gegen die geschlossenen Reihen und Glieder und gegen die römischen Waffen und Kriegskunst nichts anhaben. Sie wurden geschlagen, zuerst auf dem linken, hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenvest band am Ufer ein Schifflein los, und brachte mit Mühe sein Leben wieder an das diesseitige Gestade, man glaubt zwischen Crenzach und Wiehlen. Wenige von seinen Landsleuten hatten vom nämlichen Glück zu sagen. Die meisten wurden auf der Flucht von den römischen Reutern zusammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getödtet, eine gefangen genommen. Dieß ist die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, 58 Jahre vor Christi Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

Denn nach der mörderischen Schlacht vermehrten sich die Römer immer mehr an dem jenseitigen Rheinufer, und befestigten daselbst ihre Herrschaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn diesseits machten schlechte Geschäfte. Nach und nach verödete sich das Land, was noch da war zog davon, den Römern aus den Augen und viele Jahre lang vom Bodensee bis an den Isteiner Klotz, von Istein bis an die Kinzig, von der Kinzig bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Heerd, kein Mensch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenseits Rheins an dem schweizerischen und Elsässer Ufer lange hinüber geschaut hatten in die menschenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack und Pack und siedelten sich an; mehrere folgten nach, wie heut zu Tag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landschaft bekam nach und nach ein Aussehen, als wenn noch etwas draus werden könnte. Aber die Römer, stets begierig, ihre Herrschaft auszubreiten, als sie auch sahen, daß aus der Landschaft etwas werden könnte und schon war, zogen sie ebenfalls herüber mit Schild und Schwerd, mit Zimmerleuten und Maurern, und machten sich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und steuerbar, befestigten es durch Wälle, Thürme und Schlösser, und verschönerten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, also daß mancher schöne Ort, der noch steht, ohngefähr in diesem Zeitlauf seinen ersten Ursprung bekam, als Constanz, Pfullendorf, Badenweiler,

Sulzburg mit einem Castell oder Schloß auf dem jetzigen Castelberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim, und andere. An manchen Orten sieht man noch die letzten Ueberreste von altem römischen Bau, heidnische Götzenbilder und Altäre. Aber schon mancher Schnee ist darauf gefallen — in mehr als anderthalb tausend Jahren. Ueber manche Stätte geht schon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Rausch ist seitdem auf den Bergen gewachsen, wo die römischen Kriegsschlösser standen. Also waren die Welteroberer, die Römer, 200 Jahre lang nach Christi Geburt im ruhigen Besitz des Landes bis ein neues deutsches Volk, die Allemannen einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leser ein mehreres erfahren wird.

Der große Schwimmer.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reißen und in Dover ein Schöpplein trinken, oder Zeug kaufen konnte zu einem Westlein, gieng wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Diß schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog

sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein Paar Tage hier sitzen bleiben, und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein 12 Sousstücklein und fahre dem Postschiff nach." Denn ein kleines Boot fährt geschwinder als das schwere Postschiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, „wenn ich dran gedacht hätte," sagte der Schiffmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;" denn es fieng an zu tröpflen, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben, mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „das gibt einen Spaß." — „Gottlob," sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff." Als er nun an demselben angelangt hatte, und der Gaskonier war hinaufgeklettert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft die im Schiff saß, wynderte sich jeder wo er herkomme, so spät, so allein, und so naß. Denn in einem solchen Meerschiff sitzt man wie in einem Keller und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffsleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen, nicht was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus," sagte einer, „als wenn ihr wäret gekielholt, das heißt, unter dem Schiff durchgezogen worden." — „So? Meint ihr," sagte der Gaskonier," man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ichs auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron, und schwimme alle Montage mit

Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weils geschwinder geht. Aber jetzt hab ich etwas in England zu verrichten. Wenns erlaubt ist," fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicher Weise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit seyn nach Dover." — „Landsmann," sagte einer, und stieß eine Wolke von Tabacksrauch aus dem Mund, (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer,) „wenn ihr von Calais bis hierher geschwommen seyd durch das Meer, so seyd ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London." — „Ich gehe keinem aus dem Weg," sagte der Gaskonier. — „Wollt ihrs mit ihm versuchen," erwiederte der Engländer, „wenn ich hundert Louisdor auf euch setze," der Gaskonier sagte: „Mir an!" Reiche Engländer haben im Brauch auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen unter einander zu verwetten; deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine Kosten mit sich nach London, und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord," sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilts hundert Guineen: er schwimmt besser, als euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!" Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themse-Fluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an.

Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kistlein an den Leib, und sagte nicht warum, als wenns so seyn müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt ihr mir vor? Habt ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleikugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang." Der Gaskonier öffnete das Kistlein, und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein Paar Knackwürste und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch eben fragen, wo ihr euere Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt gerades Wegs den Themsefluß hinab in die Nordsee, und durch den Canal ins atlantische Meer nach Cadir, und wenns nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den 11ten muß ich wieder in Oleron seyn. Aber in Cadir im Rößlein will ich Morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, daß es fertig ist, bis ihr nachkommt." Der geneigte Leser hätte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Enterich," sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette schwimmen. Thut was ihr wollt," und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, das es von dem Franzosen nur Spiegelfechterei war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem kecken Einfall, und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf

ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Lebenlang in keinem Wasser gewesen sey.

Kurze Station.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch überführt. Dafür seyd ihr in drei Stunden an Ort und Stelle.“ Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle wenn ich Vier nehme?“ — „In zwei Stunden.“ — „Und wenn ich Sechs nehme?“ — „In einer Stunde.“ — „Wißt ihr was,“ sagte endlich der Jude, „spannt Acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!“

Mittel gegen Zank und Schläge.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen, lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel „Frau, sagte der Mann, die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab dir's doch schon so oft gesagt.“ Die Frau sagt: „Mir ist sie so eben recht.“ Der Mann

bekommt etwas Röthe im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten." Die Frau erwiedert, „draußen in der Küche ist das Salz-Faß. Ein andermal koch dir selber, oder sieh, wer dir kocht." Der Mann wird flammenroth, und wirft der Frau die Suppe samt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber." Jetzt gehts der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht, und das Wasser fließt in die Läufe, und alle Mühlenräder gehn an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hagebuchenen Pinsel." — Solcher Liebkosungen endlich müde, gieng die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Noth. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber Schuld an seinen Mißhandlungen sey. „Hat euch mein seeliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?" sagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!" Unterdessen goß er reines frisches Brunnenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöhl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. Dieses Fläschlein, sagte er zu ihr, müßt ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so Euer Mann wieder aus dem Wirthshaus kommt, und will Euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlücklein davon und behalter's im Munde bis er wieder zufrieden

ist.

ist. Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können." Die Frau befolgte den Rath, das geweihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarsleute sagten oft zusammen, unsere Nachbarn sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. — Merke!

Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist. *)

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hats schriftlich.

Ein Cavallerie-Offizier, ein Rittmeister kam in ein Wirthshaus. Einer der schon drinn war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehn, ein Hebräer sagte, „daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden drauf hergeritten sind."

Gefällt er Euch, Sohn Jakobs, fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre," erwiederte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. Was brauchts hundert, sagte er, ihr könnt ihn um fünfzig haben.

Der Hebräer sagte: „thuns fünf und zwanzig

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

nicht auch." — „Auch fünf und zwanzig," erwiederte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf wenn ihr daran genug habt.

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte, „meinetwegen auch fünf," dachte der Hebräer, „hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten, und bin doch noch koscher. Herr, sagte er, Sie sind ein Offizier. Offiziers-Parole? Der Rittmeister sprach: Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihrs schriftlich?

Lieber wär's mir, sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn, dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten, und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reit-Gaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, also gleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den."

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: Der kanns noch besser als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Auweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thuts Sohn Jakobs?" Der Hebräer

sagte: „Na wie thuts, gebt mir die andern auch, so bin ich absolvirt.“

„Das kann geschehen,“ sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu seyn schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht soll ichs Euer Gnaden Dank wissen, oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs auf den fünften könnt ihr lange warten,“ und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekessen was thu ich damit. Wenns der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß.“ Kurz der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt diesen Muthwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf- Schlägen hergiebt, ums Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie ums Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Die nasse Schlittenfahrt.(*)

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein Paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Kissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn rekommandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm, sagten zu einander an einem schönen kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?" — „Wohin?" — „Zum Theodor." Sie nannten ihn nur mit den Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten, und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nie überzwerch im Faß — Schliengener, Völlinger, Steinenstatter vier und achtziger, achtziger, vier und siebenziger. Beim vier und siebenziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem Waßgau funkelte, und die Bettglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Bettglocken laut wurden, sagte einer

---

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste.“ Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüst um! Dort links ist die Stubenthür.“ Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milchschranks, in der Meinung, es sey die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten, zu Sankt Johannes Segen, und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der vordere dachte: „Soll mir etwas passirt seyn, oder ist mein Camerad dahinten nicht wasserfest?“ Der Andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Cameraden etwas passirt?“ „Gevatter, stammelte endlich der Vordere, es scheint mir, ihr habt's euch kommod gemacht. Ich hätt' euch wohl ein Paar Minuten lang das Leitseil halten mögen.“ — „Gevatter erwiederte der Andere, mir kommt's vor, ihr solltet nicht mehr saufen, als ihr bei euch behalten könnt.“ Während sie aber so Wortwechsel treiben, und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer nässer, und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment, ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter,“ fuhr der zweite fort. — „Oder ihr mich,“ erwiederte der erste. „Wenn ich nicht da säße, wie einer der zwischen den zwei Buckeln eines Trampelthiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mit sammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen.“ — „Drum eben,“ erwiederte der erste. „Woher kommt's, daß euch das Wasser an den Beinen herabläuft?“ Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren, und die Spreu aus dem Sacke

ausleeren wollten, da schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar der Schalk der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir so naß geworden.“ Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor.“ — Es war auch so.

Der Bauersmann und der Visitator.

Der Visitator an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waaren ins Land bringen will, merkt's gleich, und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann, oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf, oder nicht. Er läßt zehen Unschuldige durchpassiren und nimmt's nicht genau. Den eilften der etwas hat, hält er an und visitirt ihm alle Säcke und Näthe aus, bis er's findet. Ehrlich währt immer am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Noth auf, weil man gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen thut auch ein loser Vogel dem Visitator einen Schabernack an, und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitator aus dem Häuslein heraus! „Halt! Was habt Ihr in euern Säcken.“ Der Bauersmann sagte halb leise und mit verzagter Stimme: „Haber,“ und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitator meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Ist sonst nichts

darin, als was ihr sagt?" — „Nein, sonst nichts." Der Eigenthümer einer Waare ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinander legt, und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitators Schuldigkeit und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitator seinen Gehülfen heraus. „Hier sind verdächtige Säcke zu visitiren." Man tastete daran herum. Man stach mit spitzigen Visitirstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab, und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seyn. Es war auch nichts heimliches darunter. Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwitzten dazu, wie ein Präzeptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, ihr seyd ein ehrlicher Mann. Aber warum seyd ihr dann so verzagt und ängstlich gewesen? daran erkennen wir sonst das böse Gewissen, und haben ganz gewiß geglaubt einen guten Fang an euch zu machen." Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die Seite, und sagte wieder halb leise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich hab ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben." Da fuhr der Visitator auf: „daß euch, ihr dieser und jener — — Ich hätte den besten Lust" — Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann

ihn nicht geheißen. „Es ist mir leid genug, sagte dieser, daß ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt.“

Dankbarkeit.

In der See-Schlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab, und ließ ein armes Thierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Thierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf, und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast,“ — sagte er, — „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrapiren, denn ich kenne dich nimmer.“

Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbei gieng, deutete

der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert."

Im Wirthshaus, wo die Schreiber beisammen saßen, bei einem lebhaften Disputat schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!" sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes Weib," fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt." Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilts sechs Flaschen Burgunder Wein, ich vergellstere *) dich, und sag dirs noch vorher." Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt."

Jetzt gieng der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Landchirurgus, wenn ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem ihr mir einen Vorder-Arm aus dem Elnbogen-Gelenk lösen könntet, so sagt mirs. Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen todten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen," und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibts noch keine Erscheinungen Buchhalter?" — „Nein es giebt noch keine." Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte, und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst?" Der Schreiber war mausstille.

*) „Vergellstern" so viel als: „einem Furcht einjagen."

Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug seyn, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.“ Zum Drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht; „und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte:“ „Hab ich dich,“ blieb ihm eine kalte todte Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte tödtende Schrecken, fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sey es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiederte: „Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh,“ — sagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich euch gezeigt habe.“

Franziska.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein, saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte, während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen

war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knien gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich Heinrich." Da war es als ob er aus einem tiefem Schlaf aufführe, und war so erschrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es sey ihm ein Engel erschienen und es war auch so etwas von der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brod mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggers-

bank und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber früh um zwei Uhr sagte die Mutter: „Bete mit mir meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt." Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sey" — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sey dein Vergelter!" mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war und betete und weinte, und dachte was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland," und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für dießmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt, und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war, und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte, in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster." Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte freundliche Frau von vornehmem Ansehen in dem Hofe, und fütterte das Geflügel, die Hüner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier mein Kind?" Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen freundlichen Frau

und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein das eures Brodes bedarf," sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sey zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist." Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat ihre Vergelterin zu seyn, und sie war eines reichen rotterdammer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten und der Vetter erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen und die Oestreicher davor, trat heiter und lächelnd mit allen Reitzen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen, oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz und die Franzosen und Oestreicher verschwanden ihm aus den Sinnen.

„Tante," sagte er zu seiner Base: „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist Schade, daß sie nicht mehr ist, als das." Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden, als mein Kind." Der Vetter dachte das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten spazirte, „wie gefällt dir dieser Rosenstock," fragte die Tante: der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön." Die Tante sagte: „Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock." Der Vetter erwiederte: Die Rose, — „oder vielmehr die Franziska," fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt," sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie heirathen möchte. Die Tante sagte: „Vetter du bleibst noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth." Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist mir nimmer, wie vor drei Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll." Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die fran-

zösische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn ꝛc. Der Herr, der aller Enden ꝛc. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue ꝛc." — und was sonst ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein Paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer armen Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage, „Kennst du mich Heinrich," keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine Schwester." Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen, und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollen Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er aller Wege
an Mitteln fehlt's ihm nicht.

Der böse Winter.

Mancher der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darin ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran, und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden, und alles, was noch darin war eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geschrieben haben und wie es aussah, nicht nur in Moskau oder Smolensko, nicht nur am Fluß Borysthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefrohr zu

gleicher

gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herab goß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nimmer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind gieng, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ehlen tief gefrohren. Wollte der Todtengräber einem sein Grab auf dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfrohr in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtausend Ochsen.

Aber das kühne und muthwillige Menschengeschlecht weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegenstellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „Machet sie euch unterthan." Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das sey noch nicht das

höchste, was man thun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Also setzten sie mitzen auf dem Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches Laiblein Weißbrod und Schwarzbrod aus demselben gezogen, und zum Wunder und Andenken gegessen worden. — Dieß ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das 6 Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um 3 Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an, und dachte: „Glitzert ihr so lange ihr wollt, ihr seyd doch nicht so schön, als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle. Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: es könnte jetzt bald drei seyn. Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit gieng ins Feld, aber noch stand unser Musquetier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sey ausmarschirt

schon um drei Uhr, kein Kamaschenknopf sey mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also gieng der Musquetier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen, und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musquetier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch ich sie auch nimmer." Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kanns spanische Nudeln absetzen," er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse," und ob sonst schon etwas mochte geschehen seyn, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sey ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sey ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit gieng ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heyrath kam zu Stande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn sein Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand da gewesen, der dich nicht freuen wird." — „Wer?" — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da." Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte, und sah mit

nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist.“ Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er thun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und gieng wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittirt eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen.“ Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermißten liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret seyn, gleich einem Borstdorfer Aepfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreiter, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch,“ nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn, und mußten ihm alles erzehlen. Der Obriste aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federnthaler, und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Das Seewunder.

Vor Zeiten sprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Basilisken und Meerwundern. Heut zu Tag sieht man sie fast nur noch auf den Wirthshausschildern. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber seit vielen Jahren ist gleichwohl wieder das erste Meerwunder erschienen an den Küsten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menschliches Antlitz und hinten mit Haaren besetzt. Die Brust war mit einem rothlechten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber sah er aus, wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachsen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, so viel man durch das Wasser sehen konnte, war Fisch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte sich dieses Geschöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter, und kam wieder herauf, gleichsam zur Kurzweil, oder seine Kunst an den Tag zu legen. Man redete es in schottländischer, hernach auch in französischer Sprache an, weil dieses die bekannteste ist. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich sind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, also, daß man nicht verstehen konnte, was es sagte.

Es haben schon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres solche Meerwunder in zahlreicher Menge beisammen sitzen, und gleichsam ein menschliches Seeleben mit einander führen,

also daß sie auch ihre Schulmeister, Nachtwächter und Vögte haben. Das Wasser über ihnen ist gleichsam ihre Luft, und die Fische, die über ihren Köpfen herumschwimmen, sind so zu sagen, ihre Vögel. Aber gleicherweise als wir unsere höchsten Berge z. B. in der Schweiz nur selten besteigen, und nicht lange ausdauern können, in der Lauterkeit und Kälte der obersten Luft, also kommt auch selten ein solcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforscher, durch das Wasser bis an die schottländischen Küsten herauf, und der Hausfreund will nicht dafür schwören, daß nicht von dem nämlichen, von welchem hier die Rede ist, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 stehen wird, er sey hinaufgekommen, bis wo kein Wasser mehr ist, aber das Land gehe noch über das Wasser hinaus, und es leben daselbst Erdwunder, zweibeinige Fische, ohne Schuppen und Floßfedern, die ganz zahm scheinen, wenn ihnen anders zu trauen sey. Er habe sie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache sey ihm unverständlich vorgekommen, und so viel er merken könnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit.

Der gläserne Jude.

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsack und legte ihn auf den Boden. „Nausel

rühr' dich nicht, sonst sind wir beide kapores." — „Doved ich rühr mich nicht." Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thüre herein, und, „wo ist der Spitzbub," schrie er mit grimmiger Gebehrde; der Schwager erwiederte: „Na gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd." Der Husar erwiederte: „Wo der Spitzbub' ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat," und visitirte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sacke da," fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? Glas." Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Sabel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber der darin steckte, dachte: „ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder," sagte er, mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.

Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sey es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?" — „Da und da her." — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?" — „Das und das, auch möchte ich gerne unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt." — Da lächelte der König, und sagte, „dazu kann euch heute Gelegenheit werden." — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!" — Der König sagte: „Dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblösen." Also ritten sie mit einander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sey es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele, und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch

der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort, und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten, und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, gieng ihm ein Licht auf. „Herr," sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seyd ihr der König oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König, und sagte: „Ich bin's. Wenn ihr euer Rößlein eingestellt und euer Geschäft versorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten, und euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seyd ihr der König oder der Bauer?"

Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, gieng ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirthshäuslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: „weil ich noch nicht

lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in acht, vielleicht gibts etwas zu fischen." Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute, und sprachen in Frieden und Eintracht von allerlei von dem Elephant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch, und sagte: „zum Exempel, dieß wäre die Donau." Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt das wär Ulm." Ein anderer als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann. „Ich bin von Ulm, und hätte Haus und Gewerb daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr." Der betagte Mann sagte: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr," und fieng an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Ueberrock aufmerksam und stille, und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne euch." Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen," und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund ich kenn euch nicht. Aber ich will euch noch einmal gewarnt haben." Der Betagte erwiederte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist muß man reden dürfen. Was bleibt einem

noch übrig, als die freie Rede, und so und so." Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Ueberrock zurück, und zeigte sich wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt guter Freund," sagte er, „jetzt kommt mit mir!" Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund," sagte er, „ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen seyn. Ich sehe schon," sagte er, „wir müssen eine Bouteille mit einander trinken, daß ihr mich besser kennen lernt, und forderte noch eine Bouteille, und winkt der Wirthin, „Vom Guten." Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit euch zu trinken," und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel ich sey ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will euch das Gegentheil beweisen, denn ihr seyd auch eine obrigkeitliche Person und ich habe vor euers gleichen Respekt." Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche, und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen." Eine Gasse weiter, fuhr der Arrestant fort: „Was gilts ihr seyd noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will euch zu einem schönen Weibsbild führen." Der Hatschier erwiederte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich euch zu einem Mannsbild." Als sie aber mit einander in den Polizeihof,

und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fieng der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern." Denn es ist jetzt Zeit dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern" Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant schaute ihn gebieterisch an, und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihre Gnaden Herr Stadtvogt," sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretirt mit Manier und in der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten." Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefalle, und schenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem solchen Ort mag es nicht gut seyn, ein Spitzbube zu seyn, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein ist noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeiffenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

Die Besatzung von Oggersheim.

Zu Oggersheim gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Oeffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonsalva hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis Morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt, ließ er hinein trompeten, alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturmmarsch schlagen lasse, und doch hineinkomme," da sahen die Helden einander an und sagten: „der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste. Nur einer dachte: Was soll ich thun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Kindbett kommen? In Gottes Namen ich bleibe da." Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten, und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weissen Fähnlein auf die Stadtmauer, und rief in das spanische Lager: „Kund und zu wissen sey euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garnison und der ehrsamen Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen das Eigenthum zu schonen, und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses thut und halten wollt, so

sollen euch in einer Stunde die Städtthore geöffnet werden. Ich, der Trompeter." — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. „Ja, Nein — Nein, Ja. Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen," sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen ketzerischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden;" und rief mit lauter Stimme: „Akkordirt!" Nach einer Stunde, als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äussern Thor war niemand. — „Sie werden am innern seyn." Am innern Thor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz seyn." — Auf dem Platz stand mutterseel allein mit dem weissen Fähnlein der herzhafte Burgersmann. „Was soll das heissen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Burgermeister und der Rath." Da fiel der Burgersmann dem Feldhauptmann auf die Knie nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich Euerer Großmuth anvertraut hat. Die andern sind nach Euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ehlenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich seit gestern hätte desertiren wollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spißruthen jagen müssen." Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehn, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so leistete er doch was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen

der brave Burgersmann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Ihro Gnaden," sagte er, „wolltet ihr mir nicht auf eine Viertelstunde euern Feldpater leihen, wenn er evangelisch taufen kann? der ehlenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartirt," da sagte der Feldhauptmann. „Ja braver Kammerad und ich will Gevattermann seyn und dein Kind zur Taufe halten." Also hielt der General das Kind zur Taufe und schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spaniolen wieder weiters.

Die Schlafkameraden. *)

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirthshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an, und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst, und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirth hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „ich will meinem Herrn keine Schande machen," und trank, wie im Zorn ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst, „der Wirth soll nicht meinen, daß wir Knicker sind." Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirth! „Herr Wirth ich hab' an eurem Rothen so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein." Der Bediente hinter dem Rücken des

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!" denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig, und dachte: „Ich will nicht wunderlich seyn. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's thut." Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen — zumal so starken." Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen. Der Herr fieng endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mohametsknochen." Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo, sagte er, wackerer Seminarist!" Der Bediente aber stammelte für sich, „soll leben der wackere Seeminister, und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf," fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten," erwiederte der Diener; und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton jetzt

wollen

wollen wir ins Bett." Der Anton sah seine Flasche an, und erwiederte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf seyn in der Wirthschaft." Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sey. Also stand er auf, und trank es aus. „Sonst verriecht es," dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegen einander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht wie? „Soll ich denn gestern Abend haben Backensteinkäs herauf kommen lassen," dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sey, fühlte er auf einmal neben sich etwas lebendiges und warmes, und das warme und lebendige bewegte sich auch. Jezt rief er, „Anton, Anton," mit ängstlicher und leiser Stimme, das der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton," schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden," erwiederte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hülfe! Es liegt einer neben mir." — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer," erwiederte der Bediente, und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam.

„Anton, Anton," rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab," und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung." „Meiner will mir die Nase aufschlitzen, schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus schrie der Herr und komm mir zu Hülfe." — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die Beiden mit einander, daß keiner dem andern konnte zu Hülfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendickel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind, mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Rothen, lagen Beide mit einander ringend auf dem Boden, und schrieen Zeter Mordio um Hülfe. Da lächelte der Wirth in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rothe hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst Anton," sagte der Herr. — „So, seyd nur Ihr es gewesen," erwiederte der Diener, und legten sich wieder, ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

Der Herr Wunderlich. *)

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie ergieng es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger Namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktpatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus sagte der Bürger, bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach! heim rothen Löwen wieder links. Numero 428. ist mein Haus, Jakob Wunderlich." Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ists nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da," und repetirte für sich: Eisenladen, — links — rechts — links — Numero 428. Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen herein kommen, stieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere fieng an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben, sagte er, und bei den Russen gewesen seyn, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, 20 Ehlen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Pallisaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Boll-

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

werk, die Augen Bombenkugeln. „Jedes Barthaar ist ein Bajonet, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinander ziehen, wie ein Perspektiv für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schuldert seinen Acht und vierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tödet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Müsterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber vergieng Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Strafe kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtniß heraus verschwunden, und wen er fragte, „Guter Freund, wißt ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus," der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Thore Numero 1." Dort sagte ein anderer „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916. Glücklicher Weise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt, durch die Schulgasse und einige Schüler standen vor der Thüre. „Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammen weht." „Junger Herr," sagte er zu einem, „wolltet ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf,

erwiederte: „Guter Freund ich bin noch nicht in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie, (so hieß die Classe, worin er saß.) Wenn ihr aber," sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis drin steht: Tunkus, Blemsum, Schalelei, Ikmack und Norma, der schlagts euch auf für zwei Schillinge." In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister ich habe vergessen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet ihr nicht so gut seyn und es mir aus Eurem Gribis Grabisbuch dort sagen." Der Schulherr aber schaute diese Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund," wollte er sagen; „das ist wohl wunderlich von euch, daß ihr meint, ich könne euch aus meinen Büchern sagen, was euch im Kopf fehlt." Als er aber angefangen hatte: „Guter Freund, das ist wohl Wunderlich," fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig," sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Sapperment," sagte er, „daß heiß ich ins Schwarze getroffen gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch" und entsetzte sich jetzt noch vielmehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder, und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Muthwillen.

Des Dieben Antwort.

Einem Dieb, der sich mit Reden mausig machen wollte, sagte jemand: „Was wollt ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in eure Heimath zurückkehren, und müßt froh seyn, wenn man euch hier duldet." — „Meint ihr," sagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich so lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, sie ließen mich nimmer fort."

Die Waizenblüthe.

Nie muß sich einer über ein fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe — sagt man: „Mein Waizen blüht." Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße giengen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber, und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Waizen blüht." Nemlich weil es neue Häuser aufzuschlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nemlichen Augenblick in einen Graben, und brach einen Arm

entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen sey zeitig.“ — Der geneigte Leser verstehts.

Veronika Hakmann. *)

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch alle wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick zu Muthe, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sey nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermuthet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier **) so große Freude, als die andern alle.

Im Jahr 1744 als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim, Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers, und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch

---

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

**) schier so viel als: fast.

immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war, und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern so zu sagen, als ein werthgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele gieng, kam es sie, wie ein Sehnen an, und „Du," sagte sie zu ihrem Brodherrn, „gib mir dein Kind ein wenig," denn sie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd: Ihr. „Warum verlangt ihr das," fragte er sie, „so doch „Eure Arme nicht mehr im Stande sind etwas zu „tragen, und Eure Knie kaum euch selber halten „können." Sie erwiederte: „Ich habe Dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe." Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen und er hieß die alte treue Greisinn niedersitzen, und neben stehende Figur zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schoß legt. „Gott lohne Euch, sagt er zu ihr, alles was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt." Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen." Ein und Sechszig Jahr war sie im Dienst und Brod des nemlichen Hauses, und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens.

Der Friedensstifter.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirthshaus beleidigt, und waren doch zu honett einander anzugreifen, und zu eigensinnig, einander zu vergeben. Also nährten sie den Unfrieden im Herzen. Das klagte jemand dem Herr Theodor, und wie alle Mittel vergeblich seyen, sie mit einander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne sie. Bis Morgen sind sie gute Freunde." Also bat er jeden ins besondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht essen wollte, und setzte sie an den Tisch neben einander. Keiner gönnte dem andern ein Wort, oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen, und sagte: „Nichts für ungut! Ich wills gleich wieder anzünden." Indem er aber hinaus gieng, gab er dem einen von der Seite her, wo der andre saß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Also gab dieser dem andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationsexempel mit einander fort und zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Licht wieder kam und traf sie an im wilden Kampf und Handgemeng sagte er: „das ist recht gut und löblich, ehrenwerthe Nachbarn und Gäste, daß ihr euch gegen einander expliciert, und ich habs schon den ganzen Abend gemerkt,

daß ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt. Ich sehe, daß es euch aufrichtig um Aussöhnung zu thun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverholen zu verstehen giebt. „Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verläugne, sagte der eine, so ich doch Farbe angegeben habe." Der andere sagte: „Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für einen Eckstein angesehn. Ihr wißt wie schmutzig die Charten sind." Drauf ließ sich der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen, und schlichtete ihn vollends aus; am andern Tag waren sie wieder gut Freund.

Die Allemannen am Rheinstrohm.

Der geneigte rheinländische Leser hat vor einem Jahr mit seltnem Fleiß und Wohlgefallen vernommen, wie es ausgesehen hat in dem Lande seiner Heimath von Anbeginn bis um das Jahr nach Christi Geburt zweihundert, und er hat sichs nicht verdrießen lassen, unterdessen um ein Jährlein älter zu werden, damit er jetzt erfahre, wie es von jener Zeit an weiter ergangen ist, und wer die Allemannen sind, die der Hausfreund so zu sagen, wie ein Quartiermacher aus dem dritten Jahrhundert, im Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß niemand recht zu sagen, wer diese berühmten Allemannen waren, noch wo sie auf einmal hergekommen sind, wiewohl es sind dem zahlreichen geneigten Leser am Oberrhein seine wahren Stammväter und

Altvordern, von deren Blut er abstammt, große grobgliederige Menschen mit blauen Augen, krausen rothen Haaren, voll Kraft und Muth und Trutz, fröhliche Trinker und Spieler, ohne Kenntnisse. Es geht noch manchem ein wenig nach. Wenn einem von ihnen ein zehnjähriges Büblein, wie sie heutzutag in die Schule gehn, ein Additionsexempel angesetzt, oder ein ABC Büchlein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjährige Tochter des geneigten Lesers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben, „da, Mütterlein backe Sträublein daraus," sie hätten nichts wissen damit anzufangen. Noch wurde kein Vaterunser, noch kein Ave Maria gebetet. In die Kirche giengen sie nach Schafhausen an den Rheinfall, oder in die dichtesten Wälder, oder auf den Belchen. Denn sie beteten unsichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein, und opferten ihnen Pferde. Sonst war ihre liebste Beschäftigung der Müßiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften sie mit den Römern in unversöhnlichen Kriegen zuerst um die Landschaften zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günstig schien, fielen sie in das römische Gebiet jenseits der Flüsse ein, und spannen meist wenig Seide dabei, bis gegen das Ende.

Dem geneigten Leser müßte es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich sey, daß er nach anderthalbtausend Jahren noch von diesem Heldenvolk abstammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren sollte, was es von einem Feldzug zum andern für schreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo

ein Thal des Schwarzwaldes sich aufthut, flutheten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Allemannen siegeslustig hinaus, jetzt die Römer rachesschnaubend mit Feuer und Schwerdt hinein. In alle Bäche floß allemannisches Blut. Mehr als einmal giengen nach römischen Berichten, die Allemannen hunderttausend Weise in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geschäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt mit blutigen Köpfen wieder heim kam, waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60,000 liegen. Denn die nakte deutsche Tapferkeit und Kraft, ohne die Kunst des Krieges, vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die geharnischten Reihen und Glieder der Römer, gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünste, mit unter auch Schelmenstücklein. Mit 60 bis 80,000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen, und die Römer anzugreifen, wo wir sie fanden, war uns ein Leichtes. Aber wieder heim zu kommen, und die Feinde abzuhalten, daß sie nicht über den Fluß hinüber nachsetzten, war oft etwas Schweres. Die Geschichte erwähnt eines mannhaften deutschen Fürsten und Heerführers mit Namen Chnodomar, sie erwähnte auch eines Fürsten und Helden mit Namen Vadomar, der im Breisgau und Oberland ein Herr war, und nach der Vermuthung eines achtungswerthen Gelehrten seinen Sitz hatte, wo itzt Thumeringen steht im Wiesenkreis, also daß dieses Ort zuerst geheißen hatte Vadomaringen. Der ist manchmal auf seinem Hengst durch die Wiese geritten,

oder im Käferhölzlein auf der Jagd gewesen und hat mit lüsternen Augen hinüber geschaut in das Gebiet der Römer jenseits Rheins. Chnodomar und Vadomar und andre deutsche Fürsten als Uri, Urfiz Vestralp und mehrere giengen mit ihren Heerschaaren über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römischen Feldherrn Julianus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen schien, war sie verloren. Chnodomar wurde gefangen, der gereizte Feind kam über den Rhein, und hauste heidnisch mit den Leuten. Aber Vadomar, der König von Thumringen, rettete sich und sein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch List und schändlichen Verrath in ihre Gefangenschaft und schleppten ihn nach Spanien. Später wurde auch sein Sohn Vitigab ein gar feines und kluges Herrlein auf Anstiften der Römer von seinem Bedienten heimlich ermordet. Was denkt der geneigte Leser zu einer solchen schlechten Aufführung? Viele tausend [illegible]e Allemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportirt, und man hat von den wenigsten mehr erfahren, was aus ihnen geworden ist, ausgenommen ein Mägdlein von Doneschingen Namens Bißlein, das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er sich nicht nachher in dasselbe verliebt, und laut gesagt, es sey in ganz Rom kein Mädchen mit diesem allemannischen Töchterlein zu vergleichen. — Wenn er itzt erst käme, und eins aussuchen dürfte. Aber in der That man weiß nicht zu sagen, wo die vielen Menschen hergekommen sind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grausamen Landes-

Verwüstungen noch übrig waren, kraftvoll und rüstig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfieng zu zerbrechen. War nicht auf einmal selbst das ganze jenseitige Rheinland von Basel bis nach Mainz und bis an die jenseitigen Gebirge unterthan der allemannischen Macht? Alles schien sich wieder zu erheben, bis ein neues kriegerisches Schauspiel begann. Draussen über dem schwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat, und seltsame Völkerschaften eines andern Welttheils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten die Hunnen, ein wildes räuberisches Gesindel, und es wird nicht viel gefehlt seyn, so war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der schlimmste unter allen. Attila brach um das Jahr 451 mit seinem Volk aus ihren Wohnsitzen auf, um in Europa, so weit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu sengen und zu brennen und zu morden, und wo er hinkam, in den ersten 24 Stunden war alles verwüstet und verödet, und je weiter er zog je furchtbarer vermehrte sich sein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerstrom in seinem Lauf größer und größer wird, durch die Waldströme die sich rechts und links her in seine Fluthen ergießen. Jetzt ist der Hunnenkönig schon am Saustrom in Ungerland, jetzt schon an der Donau, jetzt schon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig sein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der rechte am Neckar herab und am Rhein. Es ist einerlei wie viel man sagt, ob hunderttausend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu verheeren. Zwar schlug der Allemann die Hand an's Schwerdt. „Was wollt ihr?" Aber der Hunne

sagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns.“ Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Allemannen seyen auch ein wenig mitgegangen auf's Abentheuer. Vogel friß oder stirb. Also gleich über dem Rhein zerstörten sie die stolze Stadt Augst. Zwei Dörfer stehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit sind noch sichtbar. Hierauf zogen sie bis nach Chalons in Frankreich hinein, um dort Schläge zu holen, bekamen sie auch und suchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimath. Die Allemannen aber erhoben sich wieder, und was will der geneigte Leser sagen, bis zum Jahr 496 waren sie eines der mächtigsten Völker in Deutschland. Von Mainz und Cölln bis weit in die Schweiz hinauf bis nach Tirol und Baiern hinein war alles unser, und unsern Zorn büßten die alten römischen Städte, selbst Straßburg nicht ausgenommen und Constanz. Damals konnte ein Allemanne sich etwas einbilden, wenn er sagte: Wir.

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leser die Freude an seinen Voreltern ein Jahr lang gönnen. Aber was man angefangen hat, muß man auch enden, und mit der allemannischen Macht wird es geschwind geendet seyn. Denn die Deutschen wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sey besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nemlichen Sprache reden können. Also griffen jetzt die Allemannen und die Franken, zwei deutsche Völker, eins das andere selber an, und repetirten im Jahr 496 bei Zülpich in dem ehema-

ligen Herzogthum Jülich die Schlacht zwischen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung seyn, diese Schlacht sey nicht einmal bei Zülpich, sondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg schon völlig in den Händen der tapfern und trutzigen Allemannen, und die Reihen der Franken wichen auf allen Seiten, bis in der Herzensangst und Verzweiflung der fränkische König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob, und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, so wolle er ja gerne ein Christ werden, seine Frau sey es ohnehin schon. Es waren aber damals schon ganze christliche Regimenter unter dem fränkischen Heer, und einer rief dem andern zu: „du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, so will er sich taufen lassen. Also schlugen die Christen unbarmherzig auf die Heiden drein, die Allemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für diesmal, und ihre theuer errungene Freiheit und Herrschaft auf immer.

Wer diese Franken sonst ein wenig gewesen sind, und wie es unsern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen ist, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leser aber wird klug seyn, und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kistlein legen, bis er alle beisammen hat. Bereits aber wird er seine lustigen Thäler, voll Kirchthürme, seine fruchtbaren Felder und Hügel, seine Berge mit andern Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat, und wird manchmal denken: „Gottlob es sind jetzt gleichwohl bessere Zeiten."

Glück

Glück und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute," sagte er, „habts doch immer gut. Wenn des Getraides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen theuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld." — „Umgekehrt Herr Doktor," sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getraide theuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich." — Auch gut gegeben.

Verloren oder gefunden.

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudenbach in seinem Kaläschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmarkt zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nemlich den Herrn Vogt und seinen Rausch. Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Vogt nicht noch ein wenig einkehren, und eines Bescheid thun wolle; die Nacht sey mondhell. Der Herr Vogt scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kaläschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir

wollen das Kaläschlein auf die Seite umlegen, und ihn abladen," aber kürzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier und die Redensarten manquirten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber als ihn vor dem Fenster des Wirths die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er sey und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudenbach bin, oder nicht. Denn bin ichs, so hab ich ein Rößlein verloren, bin ichs aber nicht, so hab ich ein Kaläschlein gefunden."

List gegen List.

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm tausend Thaler baar, legten alles was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nemliche wäre. „In 14 Tagen," sagten sie, „bringen wir euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang. Alles wurde schriftlich gemacht. A. in es vergehen

drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euch euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todt darinnen liegen haben?" Also wollte er das Schächtelein in Beiseyn einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber guter Goldschmied," sagte der Aktuarius, „wie seyd ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert." Nemlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied," sagte der Aktuarius, „hier ist guter Rath theuer. Ihr seyd ein unglücklicher Mann." Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einfechtige Schnallen *) verkaufen, und sah den Spektakel. „Goldschmied," sagte er, als der Aktuarius fort war, „euer Lebelang müßt ihr euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet euch an praktische Männer. Habt ihr das Herz eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, euch ist zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt ist; ich schaff euch die Spitzbuben wie-

*) „Einfechtige Schnallen" sind solche, wo vom gleichen Paar nur Eine vorhanden ist.

der ins Haus." — „Wer seyd ihr, um Vergebung," fragte der Goldschmied? — „Ich bin der Zundelfrieder," erwiederte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er sich anstellen, und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdieß an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum, (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen) kurz der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte euch," sagte er, „betrügt mich nicht." „Verlaßt euch auf mich," sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seyd!" „Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur?" Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch 4 Dutzend silberne Löffel, 6 silberne Salzbüchslein, 6 goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „das geschah dir recht." Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nemlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten

habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nemlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl bei Amt an, und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichniß zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins Klare und verwilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied," dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun. Also verlauft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sey gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb," schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?" — „Desto besser," sagte der Löb, „so muß er uns auch unser Geld zurück geben, und hat gar nichts." Kurz die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seyd so gut und gebt uns itzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben euch ein wenig lange warten lassen?" — „Liebe Herrn," erwiederte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihrs noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Löb erwiederte mit ruhiger Stimme: „das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite seyn. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wirs euch in die

Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unser voraus bezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber." — Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf euerer Seite seyn," nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nemlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswerth, als nöthig war den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für seinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von euerer Waare benöthiget bin," sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in euern Laden und zu eurem Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

Hülfe in der Noth.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert, da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und

drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrts.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drinn, etwa beim dritten Schöpplein, oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbiren. „Ihr seyd wohl auch zum erstenmal hier, seit dem der Rosenwirth dies schöne Haus gebaut hat, weil ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für euern Kaputrock?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins nicht wäre." — „Habt ihr noch namhafte Schulden darauf?" — „Das nicht." — Oder riecht der Abtritt?" — „Das auch nicht." — „Oder habt ihr ein böses Weib im Haus?" — „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache, und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen seyn. Nemlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus

verleiden, und feil machen wollte. Der Zirkelschmied sagte: „Wenn ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch keinem Roß das Einmal eins abgehört habt, so ist Rath, wenns euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn euch geholfen ist.“ Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herr Barbier,“ sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm eure Noth. Anfänglich wird er euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt ihr das Mittel („oder den Buckel voll Schläge,“ dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat euch zu mir geschickt?“ — „Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über den Rockkragen, hinten, auf dem Kopf hat er noch vier und zwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drinn.“ Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf, und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, hab ich dich einmal ausgekundschaftet.“ Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helft mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst.“ Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will euch ein stinkendes Rauchpulver geben,“ sagte er, „mit dem geht dem Geist auf den Leib, und schlagt ihn, ihr seyd ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen

lederweich, bis er vor euch zur Erde fällt, nur nicht zu todt, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu todt schlägt. Hernach geht ihr eures Weges, damit der Geist auch unbeschrieen nach Hause kann."

Solchen Rath gab dem fremden Mann der Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegens ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war, und den Wirth erblickte, erschrak er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen," und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen sollte, denn der Wirth war der nemliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wärs der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt," und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn gethan hatte. „Woher des Landes

und Wohin;" sagte er, „Herr Landsmann nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund besser im Blei läge, so wollt ich glauben, Ihr seyd der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim." Dem Barbier gieng der Angstschweiß aus. „Wenn euch mein krummes Maul irre macht," sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nemliche seyn. Zu dem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen." Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und ihr seyd es doch," rief endlich der Wirth: „Freilich bin ichs," erwiederte der Barbier, „ich habe euch nur ein wenig veriren wollen, ob ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr," sagte er, „das Mittel hat geholfen?" — „Gleich aufs erstemal," erwiederte der Wirth, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte ein gutes Mittagsessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, „daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle," da gieng eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirthes, und sagte er zu ihm: „Ei steht euch keine von meinen an." Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere in den Hof herausspringen. „Da sucht euch eine heraus Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung." Aber der Wirth faßte

kurzweg eine am Bein. „Die ist euer.“ Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspannen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. — Deßwegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Muthwillen ihm dazu verholfen hatte. „Sieh, Bärbel,“ sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt.“

Der Bock.

Einst im strengen Winter an einem Sonntag Abends fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger, als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntewein und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehn, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt euch etwas, guter Mann, oder seyd ihr sonst in den Schnee gefallen?“ — „Nein,“ stammelt der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt, und hat mich irre geführt und schlaftrunken gemacht und wenn ich weiß, wo ich bin, — so weiß es -- das Kind im Mutterleib,“ wollte er

etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr seyd betrunken guter Mann, und wenn ihr hier liegen bleibt, müßt ihr erfrieren." — „Wenn ich betrunken bin," fragte er, „habt ihr mir den Rausch bezahlt, oder hab ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig?" Als aber die Frau, so freundlich sie ist und seyn kann, ihm zuredete vornen auf den Bock zu sitzen, bis zum nächsten Ort. — „Bock sitzen?" dachte er in seinem erschröcklichen Rausch und fieng auf einmal an aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seyd die schwarze Katze, und habt euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes willen verschont mich nur diesmal," denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh es zum Pech- und Schwefel-Brünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. „In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken." Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einen warmen Kuhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sey verhext und bezaubert gewesen, und hat seit dem keinen Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dieß Geschichtlein ist wahr, wenns auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen

seyn, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Uechtland?"

Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Brassenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders als lauter Liebes und Gutes, wer nemlich französisch gesinnt war, und niemand hatte bei Thurmstrafe das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gasse hats gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht ins Amthaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten und Kirchweihtänze wollen heuer gar nicht recht gerathen. Wolltet ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag Abends im rothen Löwen eine Komödie zu spielen, für ein geringes?" Der Amtmann erwiederte: „Reichenauer das lob ich an euch, daß ihr euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß ihr wieder Schulden macht, oder stehlt." Also kündeten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. „Es sey die neueste," sagten sie, „die es giebt." In derselben Komödie mußte einer mitspielen, der hieß Franz, und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es sich schicken, daß der

Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebahr Schimpf, der Schimpf gebahr Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hülfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügte es sich, daß je mehr er Schläge bekam, und je besser sie auffaßen, desto lauter rief er: Viktoria! Viktoria! Daran haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte; wenn man schrie: Viktoria! Viktoria! Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

Willige Rechtspflege.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern, in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht.“ Es vergieng eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Vertheidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgerebet hatte, erkannte der Richter: „die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen Recht.“ Hierauf als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der

Amtsdiener. „Gestrenger Herr," sagte der Amtsdiener, „also hat Euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, so lange wir Urtheil und Recht ertheilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Partheien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will." Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch recht." —

Wunderlichkeit.

Es giebt so wunderliche Herrschaften, daß es niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht eben so schlaues Gesinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes." Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war nicht sauber genug. „Geschwind ein anders." Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein anderes." Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch, und brachte das erste wieder. Das trank sein Herr mit großem Gelust. „Hättest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen können? Geschwind noch so eins!" Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder, und also auch das dritte, und gestand nachgehends seinem Herrn, daß es immer das nemliche gewesen sey.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte fürs Leben gern Freude gehabt am Morgenroth und am frischen Maienduft und Vogelgesang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deßwegen befahl er seinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um 5 Uhr wecken, und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstünde. „Und sollts bis zu Schlägen kommen," sagte er. „Aber es bleibt unter uns." Item zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davon trug war der Bediente, und wars nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, so weit er zukommen konnte, mit rother und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte, und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus, und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht geweckt?" — „Hab ich euch nicht geweckt? Warum seyd ihr nicht aufgestanden?" — „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?" — „Hab ich euch nicht braun und blau geschlagen? Beseht nur eure Achsel in dem Spiegel." Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und rothen Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich. „Das laß dir gut seyn," sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast."

Der

Der fromme Rath.

„Ein 18jähriger Jüngling, gieng noch unerfahren, katholisch und fromm zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seyen, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist, und es recht meint. Als er aber links umschaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nemlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dort her. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute, und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen

den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nemlich vor dem dort oben soll er niederknieen und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.

Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirthhause bemerkte lange bei seinem Schöpplein wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirthschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es scheint ihr wollt ander Wetter prophezeien Frau Vogtin. Euere braunen Thierlein machen euch viel Zeitvertreib." Die Wirthin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihz habt mir nicht sollen zusehen." Darauf erwiederte der Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpflein, und ich weiß nicht warum man nicht davon reden soll. Wenn sie euch aber zur Plage sind, und es kommt euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte euch wohl sagen, was ihr thun müßtet, damit ihr nie in euerm Leben einen Floh bekämet." Die Wirthin sagte: „Einen Vierundzwanziger wär es wohl noch werth," und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nemlich wenn euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt ihr ihn am linken suchen. Beißt er euch aber am linken, so sucht ihr ihn am rechten. Alsdann

bekommt ihr gewiß keinen. Ich habs von der Polizei in Brassenheim gelernt," sagte er. Es war der Zirkelschmied.

Zwei Weissagungen.

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr ist, und man behauptets. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin in den lustigen Saal, und bot ihnen ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürst Poniatowsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Okt. 1813 das Leben verloren hat, und streckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch etwas Gutes, Mütterlein! Was meinst du will aus mir werden?" Da sah die Hexe den jungen Fürsten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein," sagte sie, „du gelangst einst zu seltsamen Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen. Nimm vor den Elstern dich wohl in Acht! Eine Elster dir den Garaus macht." Darob und ob andern Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange, und wie eine Elster daher flog, sagten zu Poniatowsky seine Freunde: „Nehmt euch in acht Prinz! Seht ihr was dort fliegt?" Aber Poniatowsky erwiederte: „Seltsam Amt und Ehr ist noch nicht da." Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoff-

nungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republick wieder sollte zu Leben kommen. Also hatte auch Poniatowsky diese Wahl ergriffen, und kämpfte in den Tagen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenosse mit Tapferkeit und Glück, so viel der 16te Oktober erleiden mochte, also daß ihn der Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte. Das war seltsam Stand und Würde. Aber schon am 19ten auf der Flucht, als alles drunter und drüber gieng, ertrank der neue Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß in welchem er ertrank. Mancher wohl bewanderte Leser wird sie kennen. Also ward auf eine unerwartete Weise die Prophezeihung der Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher, mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten ein Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und in seinen Taschen hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen, und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber ist sie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friederich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtgläubig gewesen sey in Ansehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal seinen Spaß mit solchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages versicherte man ihn von einem

Prediger, daß er weissagen könnte. Alles, was er vorhersage, treffe ein. Der König befahl den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sey, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Also befahl er, den Deliquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu stellen. Als aber der Prediger kam, „habt ihr den heiligen Geist empfangen," fragte ihn der König. — „Ihro Majestät," sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn Alle hätten." — „Besitzt ihr die Gabe der Weissagung?" — Etwas davon, wie die Leute sagen." — „Zum Exempel," — fuhr der König fort, — „was soll ich geschwind fragen? — Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! Wie alt wird dieser Mensch werden," fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?" Der Prediger erwiederte, dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben." — „Ihr seyd in eurer Probe schlecht bestanden," versetzte hinwiederum der König. „Wißt ihr," sagte er, „daß ich morgenden Tages diesen Burschen henken lasse. Er ist ein Deliquent." — Der Prediger sagte: „Es wäre der erste der meiner Weissagung entliefe." Item der Deliquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schwestern des Königes, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia fuhren desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß sie dem König einen guten Morgen sagen, und ihm mit ihrem Besuch eine unvermuthete Freude machen wollten. Denn derselbige Morgen war schön, fast zu schön zum Henken.

Als sie aber an dem Zug vorbei fuhren und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was soll mit diesem armen Menschen werden?" — „Ihro Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt." — „Was hat er begangen?" — „Das und das." — Es war zum Henken und zum Laufen lassen, wie man wollte. Die Prinzessin befahl, mit der Hinrichtung noch inne zu halten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfieng seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder," sagten sie „die Ihr uns wohl gewähren möget, so Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!" Der König war in guter Laune und thats. „Wenns möglich ist," sagte er, „so solls nicht Nein seyn." Denn er meinte, sie seyen deswegen gekommen, und wollten etwas verlangen für sich. Sie baten aber zu seinem Erstaunen um die Begnadigung des Deliquenten. — Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Also schickte er einen Adjutanten mit einem weissen Tüchlein hinaus, daß man den Deliquenten wieder zurückbrächte. Der König segnete das Zeitliche den 17. August 1786.

Der Musketier kann in diesem Augenblicke noch leben. *)

---

*) Aus dem Kalender vom Jahr 1815.

Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte.

Zwei Schiffer fuhren früh Morgens den Strom herab, und der Tag war schon ins enge stille Thal gekommen, als sie an der hohen Felsenwand, genannt die Riesenmauer, vorbei fahren wollten. Es steigen nemlich daselbst die Felsen fast senkrecht in die Höhe. Weit oben ists wie abgeschnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein ist, meint man doch es müsse ihm schwindlich werden, und es wirds einem für ihn, wenn man hinaufschaut. Keine Ziege weidet an dieser Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen sind aus den Felsenspalten da und dort herausgewachsen, mehr hangend als stehend, und nähren sich so gut sie können, vom Wasserduft und Sonnenschein. Als aber die Schiffer gegen die Felsenwand kamen, hörten sie ein klägliches Nothgeschrei, und um einen Bug herumfahrend, sahen sie mit Entsetzen, daß ein lebendiger Mensch in einsamer Todesnoth und Angst auf einem solchen Eichstämmlein saß, und sich mit den Händen an einem schwachen Aestlein festhielt, wie ein furchtsamer Reiter am Kammhaar, und sah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinausreiten wollte, unten Wasser, oben Himmel, vor ihm Nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte sich noch vielmehr, als er den Mann ins Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es Herr Schulmeister, oder trügt mich ein Blendwerk?" Ja es war der

Herr Schulmeister, ein braver unbescholtener Mann, den der Hausfreund so gut kennt, als sich selbst, oder seinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte sich sehr an dem geneigten Leser oder an seiner eigenen Beschreibung irren, wenn derselbe früher fragen sollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf diesen Baum hinauf gekommen, als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angst und Noth gerettet worden sey. Man holte die längste Feuerleiter im Dorf und stellte sie an dem schmalen Bort zwischen dem Strom und dem Felsen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längsten an einander und richtete sie mit unsäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war schon 10 Uhr und die Sonne schwamm über das Thal als ob sie das seltsame Schauspiel auch sehen oder Muth und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erstieg auf der andern Seite die Anhöhe, schlang das längste Seil, das zu haben war, um den heiligen Nepomuck und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, sich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felsenwand stemmen, und seine Auffahrt regieren sollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Ast nicht verlassen, weil er sonst keine Habung hatte auf dem schwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müssen. Endlich ließ man auf die nemliche Art noch einen Mann von Muth und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befestigete, und zog alsdann unversehrt einen nach dem andern herauf.

Der Herr Schulmeister aber als er wieder Boden erfaßt und so zu sagen gelandet hatte, küßte er zuerst mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen, der ihm gleichsam in der Gestalt des Seils seine hülfreiche Hand hinab gereicht hatte, und absichtlich um seiner Rettung willen da zu stehen schien, und dankte seinen Mitbürgern. Hernach winkte er seiner zagenden Frau und seinen weinenden Kindern, die am jenseitigen Ufer standen, daß es jetzt nichts mehr zu sagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herab gekommen sey, konnte er keine Antwort geben, sondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an seiner Reputation viel gelegen ist, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöpplein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen sey, um nach Hause zu kommen. Was sich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wisse er nicht, sondern als er aufgewacht sey, seye er auf dem Baum gesessen.

Dem Hausfreund aber ist es in so fern lieb für seine Leser, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen seyn, so sieht es doch wunderbarer aus, und greift besser an, wenn man nicht weiß, wie. So viel ist klar auf alle Fälle: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, daß sie dich behüten auf deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen."

Gleiches mit Gleichem.

Der geistliche Herr von Trudenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da gieng mit seinem Zwerchsack der Jud von Brassenheim vorbei. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, 20 Dublonen ist es werth, so bekommst du." — „Na was bekomm ich?" „Einen Sack Haber." — Es vergiengen aber drei Wochen bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nemlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte als es werth war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn," dachte er, „wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel."

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jud nahms aber für recht und billig. „Wart nur, Gallech," dachte er, „du kommst mir wieder."

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud von Brassenheim gieng durch das Dorf. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen" — „Na was bekomm ich, wenn ich euch einen guten Käufer schaffe?" — „Zwei große Thaler."

Jetzt gieng der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt,

weil alles gut thut nur so lange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann, und schloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Uebernamen, der Metzger Blutscheu, und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sey, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beide zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausstaffirt? In einem halbneuen braunküchenen Rock, in langen schön gestreiften Beinkleidern von Parchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das rothe Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafterschnur gemessen. — „Na, wie jauker." — Zwanzig Dublonen. — Siebenzehn! — „Herr Adlerwirth," sagte der Jud, „macht neunzehn draus, ihr verkauft euch nicht." — „Die Ochsen sind brav," sagte der Blutscheu, „wenn ichs zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein Paar Dublonen mehr werth. Aber am Freitag hol ich sie für achtzehn," und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas drauf geben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in

das Ohr, und „wenn ihr für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben wolltet," sprach er dem Metzger zu, „so könnt ihr die Ochsen also gleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seyd ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt ihr ihm das Geld." Der Kauf war richtig, zwei große Thaler giengen auf die Hand. „Herr Adlerwirth," sagte der Jud, „ihr habt einen guten Handel gemacht."

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags nach vier Wochen, oder nach sechs stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud gieng durch das Dorf. „Nausel," rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirth. Ich habe mein Geld noch nicht." — „Na wo wird er bleiben," sagte der Nausel. „Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?"

Da gieng dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er gethon hat," sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringern gegiben."

Weltbegebenheiten in den Jahren 1812, 1813 und 1814.

Als im Jahr 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so:

Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Oestreich mit einem Hülfskorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder heraus getrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: „Moskau ist verbrannt." Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen aneinander gebauten Städten. Die erste und innerste, der Kreml, welcher fest

war, und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weisse Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch) um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Vier solche Städte, aneinander gebaut, wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch 30 Vorstädte, in allem aber 20,000 Häuser und Palläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirthshäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort, 400,000 Einwohner, und 12 Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und Asche, und wer seit dem vorüber gieng, sah nichts mehr, als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht; wenn in einem Umkreis von 12 Stunden 20,000 Häuser theils in Flammen theils in Gefahr stehen, und so viel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen,

und 400,000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und niemand retten, niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagreisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwangere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hülfe in Kindesnöthen, und gebahr ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerafften Reisern ein ärmliches Mittagsmahl und seufzte dazu; „Ach wie unglücklich bin ich." Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: „Ach wie glücklich bist du, daß du etwas zu kochen hast." Wie viele umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er, Schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter in der fürchterlichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke mußte zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosacken Preis gegeben werden.

Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonnet und Sturmmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldenmuth. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.

Fortsetzung.

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder meint, er wolle es gewiß am besten machen. Wenn aber einmal der oberste Weltregent, der den Königen die Kronen aufsetzt, und dem Schwerdte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zusammen schlagen und ihn bitten müßten, sich der Menschheit wieder anzunehmen, wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Cabinet hineingeschaut und seinen verborgenen Rathschluß erspäht hat.

Als nämlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte, und die Russen in das deutsche Frühjahr hineinrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so, daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufkündeten, und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten. Auch erwartete man selbiger Seits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18.

Merz

Merz waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe, und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen sie in Dresden der Hauptstadt von Sachsen ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher Weltkundige geneigte Leser auf seiner Wanderschaft wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein seyn, ehe man Zeit hätte in der Geschwindigkeit etwas russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu thun wäre, die französische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Pabst nach mehrjährigen Mißhelligkeiten eine neue Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander aussöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glaubens.

Als aber die Schlehen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmuth dachten, (gesagt hat man's just nicht) „diesmal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden Stich halten kann" da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen, ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man billig hätte sagen mögen, es sey in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nemlich die Ertödteten im Feld seyen

wieder auferstanden daheim. Aber am 25ten war der Kaiser schon in Erfurt, am 28ten in Weimar, am 29ten in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten berühmten Schlachtfeld von Lützen; denn auf diesem Felde war schon im 30jährigen Krieg am 6. November 1632 zwischen dem schwedischen König Gustav Adolph und dem Kaiserlichen General Wallenstein eine der merkwürdigsten Schlachten geliefert worden. Der große König Gustav Adolph verlor in derselben durch einen Büchsenschuß das Leben. Aber seine tapfern Schwerden behaupteten das Feld und den Sieg und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Lesers Altvordern. Sonst geschieht es selten, daß im Lauf der Zeiten, in dem nemlichen Revier zum zweitenmal eine Schlacht geliefert wird; gleichsam als wenn die Geister der Erschlagenen das Feld behüteten und wie es an manchen Orten der Brauch ist, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt, und die Knaben und Mägdlein den Erndtetanz dort halten, dagegen haben sie nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geschehen ist. Denn der Russe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Gustav Adolph und den Erschlagenen auf diesem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den ersten Schuß, und begann damit eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getödteten, gering geschätzt, auf vier und dreißigtausend. Viele umliegende Ortschaften wurden an diesem Tage ausgeleert und zerstört. Lützen selbst verlor 200 Häuser durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüstung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Parthei in dieser mörderischen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davon getragen habe. Mit gleicher lobenswerther Tapferkeit focht der Franzos, der Ruß' und der Preuß'. Der Musketier stand dem Reuter, der Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai ergieng in Berlin, der preußischen Hauptstadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut stünde, alle Männer bis zum 60sten Jahr sollten sich schleunig bewaffnen, und wo der Feind sich zeigen wolle, sollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Personen, alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, alle Postherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräthe weggeschafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen sollten verbrannt, alle Brunnen verschüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorschub finden sollte. Noch nie ist eine solche schauerliche Maßregel zur Zerstörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzosen selbst aber rückten unterdessen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Dresden. Am 12ten giengen die Franzosen über den Elbstrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Gegenden des schönen und volkreichen Sachsenlandes verstört, und alle Dörfer an der Militärstraße verlassen. Brannte nicht am 12ten die Stadt Bischoffswerda mit Kirche, Rathhaus und 318 Bürgershäusern also nieder, daß nur noch drei Firsten übrig sind. Aber am 18ten brach der Kaiser selbst von Dresden auf und lieferte am 20ten eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lausitz im Sachsenreich, nicht weit

von der schlesischen Grenze. Der geneigte Leser wird gar nicht fragen, wer gesiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen, und die Stadt in den Händen der Franzosen. Der 21te vollendete bei Wurschen was dem Sieg vom 20ten noch fehlte. Ein und zwanzig Dörfer wurden an diesen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vorräthe aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerstört, alle Saatfelder abgeweidet und zertreten. Keine Sichel gieng dort im Jahr 1813 in die Erndte. Aber am 23ten rückte der Kaiser in Preußisch-Schlesien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tausend Franzosen waren noch von Anno 1812 her, in einer Reihe von Kriegsstädten, von Polen heraus bis an die Elbe durch die Russen eingeschlossen. Czenstochow, und Thorn und Spandau mußten sich ergeben. Aber Torgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hat, und Glogau in Schlesien wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzosen, und sollte für seinen Abfall eine Buße von 48 Millionen Franken entrichten, also daß diese unglückliche Stadt, wenn sie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulden an dieser Summe abbezahlen wollte, doch erst in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben. —

Vom 4. Juni an war Waffenstillstand, aber es war schwer zu errathen, ob zur Wiederherstellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortsetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutiert, die

ganze Elbe befestigt. Am 10. August kündeten die Russen und Preußen den Waffenstillstand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Oestreich dem französischen Kaiser den Krieg. Auf der einen Seite standen jetzt Rußland, Preußen, Oestreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der rheinische Bund, Italien, Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Welttheils gegen die andere, und kein Sternlein der Hoffnung schaute durch die Wolken der Gewitter.

Beschluß.

(Ein Jahr später geschrieben.)

Der rheinländische Hausfreund hat zwar schon seit dem 19. Oktober 1813 bis zum 31. Merz 1814 wieder an seiner guten alten deutschen Pelzkappe gebürstet und Schleißen abgelesen, und wiewohl die schönen goldenen Schnüre dran und das goldene Quästlein schon lange herab getrennt und mitgegangen sind in den großen Abschlund, hat er sich doch herzlich gefreut, wie er zum erstenmal nach so viel Jahren wieder darin erscheinen will, und wie ihn seine geneigten Freunde und Landsleute fast nicht kennen werden, bis sie ihn hören reden. Gleichwohl hat er die beste Lust, und setzt das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein lustiges Federlein drauf, weil alles so gut gegangen ist. Eine Kokarde hat er nie getragen, trägt auch keine, sie sey denn deutsch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, sondern bald aus Muthwillen, bald aus Unmuth, bald aus Klugheit oder weils Mode ist, und nobel aussieht. Dießmal hauptsächlich, weil er mit seinen geneigten Lesern und den Alliirten eine Reise nach Paris anstellen will.

Ob wir gleich im Kalender 1814 die Weltbegebenheiten in Schlesien verlassen haben, so wollen wir doch jezt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiser Napoleon noch im August desselben Jahres genöthiget worden ist, seine Lorbeern in Schlesien ins Wasser zu stellen, und Noth zu wehren in Sachsen. Das französische Heer wurde damals geschätzt auf 350,000 Mann, eben so groß das alliirte. Am 26. und 27. August war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischer Seits wie ein Auferstandener von den Todten, und wie ein Geist Samuels der berühmte General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen und ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschießen. Hernach ist er unter großen Schmerzen nach Böhmen hinein geführt worden und dort unterweges gestorben, denn die Geister und ihres gleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den Besitzthum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen seyn, daß nach dieser Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hineingeflohen seyen und der Krieg so viel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser, wie einer, der dem überall eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Alliirten immer mehr eingewickelt, aber nicht in Baumwolle. General Vandamme fand den Weg nach Prag im Böhmerland schlecht und verirrte bis nach Sibirien hinein — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Ney nach Berlin

auch nicht gültig. Schon streiften die Alliirten im Rücken der franz. Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Korps Alliirte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westphalen. Am 30sten reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konstanz ab. Den 14. Oktober scheelte sich Baiern vom rheinischen Bündniß ab; 75,000 Oestreicher und Baiern, welche vorher an ihren Grenzen feindselig gegen einander standen, zogen jetzt unter verschwisterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15ten war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200,000 Mann und 500 Kanonen beisammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36,000 Mann, die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17ten angreifen und sich Luft machen, nein er wurde am 16ten von den Alliirten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei, 15,000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene, soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18ten gieng die Schlacht von neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an diesem Tag, französisches noch besser, 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen seyn, 30,000 Todte und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheinischer Bundestruppen und Polen giengen während der Schlacht zu den Alliirten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst

zwischen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man Abends den Ausgang dieses Treffens nicht, so nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19ten früh wurde noch französisch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der französische Kaiser die Stadt und als wenn er bald wieder zurück kommen wollte ließ er 10,000 Mann zur Vertheidigung zurück. Bald waren die Alliirten vor den Mauren. Um halb eilf begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorstädte hinein. Um zwölf Uhr zogen die hohen Alliirten, der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkischer Musik siegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die ganze Besatzung, und was sich sonst verspätet hatte, wurde in russische Gefangenschaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu seyn, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deßwegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Parthei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind.

Die Franzosen selbst konnten nach der Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Deutschland und an der Aufführung der Alliirten finden, und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirthung bei Weißenfels und Erfurt nicht gerne an. Denn sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kanns nicht sagen. Viele Gewehre präsentirten sich unterweges von selbst, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher als der tapfere General Wrede mit seiner Armee den Rhein zu erreichen. Hielten sie nicht am 29. Oktober mit einander noch ein blutiges Abschiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, 11 Stunden von der französischen Grenze. Am 31sten war Napoleon noch in Frankfurt, am 9ten wurde Hochheim genommen, 3 Stunden vom Rhein. Am 12. November standen die Vorposten der Alliirten in der Schußweite von Cassel bei Mainz.

Man sagt die Franzosen seyen noch 60—80,000 Mann stark bei Hanau angekommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200,000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Besatzung in Dresden und so vielen andern festen Städten zurückließen. Man sagt, der Rest dieser Armee, die im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sey von Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet in einem klagenswerthen Zustand, in diese Stadt zurück gekommen.

30,000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazarethen, in Kirchen; was auf der Straße umfiel blieb liegen, was sterben konnte starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wassers, ohne den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zuviel. Man konnte nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5ten zog unter allgemeinem Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6ten Kaiser Franz von Oestreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern," sagten sie, „sondern den Frieden. Frankreich, sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden." Viele Leute glaubtens damals nicht. Jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen alliirten Monarchen zu bewillkommen. Der rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen deutschen Ländern auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preußen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräthe, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg — so nannten sie es — an den Rhein. Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländischen Leser selber bis ins Haus und auf den Speicher und blieben manchen Abend bei ihm übernacht?

Die gesammte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiser Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen stand, oder noch darauf kommen sollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein	250,000 Mann.
Die schlesische Armee unter General Blücher am Unterrhein . . .	115,000 —
Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland . .	130,000 —
Die deutschen Truppen, Linien-Soldaten und Landwehr	295,000 —
Die italienische Armee unter General Bellegarde	60,000 —
Die englische, portugisische und spanische Armee unter General Wellington	100,000 —
Die neapolitanische unter ihrem Könige	30,000 —

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Asien wie ein Schneegestöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehmals rheinischen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinste Theil derselben zwischen dem Schwarzwald und Rhein so zu sagen sich einklemmte, und fast nimmer flott werden wollte, und es war dem Trost, daß man für eine gute Sache aufopfere was man kann, nicht übel zu nehmen,

wenn er zuletzt nimmer recht an den geschlagenen Gemüthern anfassen wollte. Oestreicher, Baiern, donische und grebinskische Kosacken, Würtemberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preußen, preußische Garden, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Calmücken und Würzburger mit und neben und nach einander tranken damals Kriegs-Cameradschaft am Rhein, und guten theils aus des rheinländischen Lesers Gläsern und Kannen. Die Großväter in 50 Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst uns erzählt hat von den paar Warasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber und um Weihnachten 1813 geschah es, daß die Weltbegebenheiten wieder anfingen, laut zu werden und über den Rhein zu gehen in die Schweizer Neutralität hinein, und in die Departementer. Stand nicht auf einmal von Schafhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wie wohl mit gehörigen Zwischenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergische Armee auf, und bezog die Straße von Altkirch, Mömpelgard, Arcei, Vesoul, gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen eingewickelt, zum Theil von geneigten Lesern. Mit Hüningen sprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30sten stand schon ein östreichisches Feldpiquet von 40,000 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lyon. Am 31. gieng General Vorwärts, der geneigte Leser verstehts schon, General Blücher mit der schlesischen Arme über den Niederrhein. Am 15. Jänner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwarzenbergischen Armee. Am 18ten

war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube besetzt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niet- und nagelfest war, und kehrte feindliche Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Okt. 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jänner gieng der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiser Napoleons vieljähriger Waffengenosse mit 40,000 Mann zu den Alliirten über. Allen Gefangnen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgescheelten Ländern daheim sind, fuhr das Sprüchlein des Propheten Jesaias in die Beine, Jesaiä am 13ten: „daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird." Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringts der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hineinspatzieren, und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges schon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfahre, wenn sich keiner wehrt." — Fehlgeschossen! Der Franzos, wie wohl er im Nothfall Beine hat, und Gelenke drinn, so gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er besiegt sey, wenn er nicht muß, nicht einmal wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen,

und eifersüchtig auf die Ehre seiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß ers am wenigsten Ursache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn watz. *) Er ist gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Desto brausender überläuft er, oder bohrt sich ein anders Rinnsal, ja wie ein Feuerstein, je besser man ihn trifft, je besser sprühen die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerschmettert werden. Wenns nur halbwegs aussieht daß man gesiegt habe, oder daß man wenigstens nur verrathen aber nicht überwunden sey, oder daß ein einziger ungeschickter Korporal einen dummen Streich gemacht habe. Also vermehrten sich jetzt täglich von allen Seiten her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häusern heraus wuchs junge Mannschaft, wie der Rhein durch so viel Bäche aus allen Thälern anschwillt im Frühjahr, und immer voll bleibt, so er doch immer abläuft. Galt es nicht schon den 1sten und 2. Februar bei Brienne und Rothier in ernsthaften Meinungen. Das ist das nemliche Brienne, wo die Kriegsschule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er sich eine gute Kundschaft gemacht und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812 — 1814. Im Jahr aber 1814 lagen seine Feinde in dem nemlichen Brienne, und in seiner eigenen Lehrstube, und der nemliche Napoleon mußte den Ort beschießen und anzünden, trotz, daß er ein eigenes Haus darin hat, wo die Obsthändlerin wohnt. — Der gelehrsame Leser des Hausfreunds ist durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichts desto

*) „macht ihn watz" so viel als: macht ihn witzig indem es ihn zugleich noch mehr anfeuert.

weniger war seine Seide so viel als ausgesponnen, und das Heer der Alliirten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieser Zeit aber giengen gleichwohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte, mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt, wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tage frisch gebacken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Better wieder angezogen — frischer Schnee. Indessen gieng es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Scepter verlieren, und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50,000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücherschen Armee heraus marschirt, und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der ganzen Linie vom Waßgau bis nach Lyon hinab stand im Begriff sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Vestungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen, und sich mit ihm in ein furchtbares feindseliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen, was in den nächsten 14 Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Alliirte schlau. Am 24. Merz vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blücherscher Armee, zwischen den getrennten Korps

des Feindes, und statt dem Kaiser Napoleon nachzufolgen, was er gerne gesehen hätte, giengen sie schnell auf den Marschall Marmont los, und schlugen ihn mit kräftigem Schwert bis unter die Mauren von Paris. Der furchtbare Donner der alliirten Kanonen ertönte schon in allen Häusern und Palästen und Gemüthern der großen Stadt voll Menschen und eroberter Schätzen. Zwei Jahre früher wäre einer ins Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es ist noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsschule eilten auf die Anhöhen, die vor Paris liegen; eine Kanone stand an der andern, und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30sten gelang es der tapfern preußischen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländischer Leser diese letzte Schutzwehr von dem Montmartre bis in die Vorstädte von Paris herabzuwerfen. Das ist der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon gesagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmartre stünden, so wollte er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch selbigen Abend um 4 Uhr die Kapitulation zu Stande. Damals hatte auf dem Pariser Weg der letzte geschossen, vielleicht gar ein Tannenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31sten Vormittags um 11 Uhr Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen an der Spitze ihrer schönen zahlreichen Garden in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs ein? Es ist nicht anderst, das Federlein mag sich diesmal krausen, wie es will.

Als

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer schönen und zahlreichen Garden in der Hauptstadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten schimmerte die weiße Königscocarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenstern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Alliirten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!" Der Hausfreund hat fast ein wenig wollen erschrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789 zurückschnellte, wie man erschrecken mag, wenn man auf einem Kirchthurm neben dem Uhrenhaus steht, und denkt an nichts. Auf einmal schießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngste Gericht und der Welt Ende durch den Kirchthurm fahren wollte. Wenn es aber geschlagen hat, Eins oder Zwei, wirds auf einmal wieder stille, daß man fast vor der Stille erschrecken möchte, und nur der alte Perpendickel geht wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre. Um das hätten die Franzosen nicht nöthig gehabt einst vor allen Gemeindehäusern Freiheitsbäume und Güllietinen aufzuschlagen. Ein und der andere Leser hätte auch nicht nöthig gehabt sich auf das Morgenroth des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdessen roth genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1. April, ward schon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4ten ward von dem Senat der Kaiser Napoleon des Throns für verlustig erklärt, das Erbrecht in seiner Familie aufgehoben, und Frankreich von dem Eid der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiser Napoleon aber,

als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Merzen erfuhr, wie ein Blitz sich wendet, stand er wieder mit 70,000 Mann bei Fontainebleau, 10 Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät. Sie war übergeben. Er wollte sie angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß ers nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechtes für seinen Sohn. „Wie steht es," rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. — „Nicht schlimm in so fern," erwiederte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht gehts nicht." — „Wo werde ich wohnen?" — „Wo es Euer Majestät belieben wird, zum Beispiel auf der Insel Elba." In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen angesehen hatten, fast kein Ende. Am 7ten, als war der grüne Donnerstag, gieng mitten in Paris der König von Preußen zum deutschen Nachtmahl. Am 10ten veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13ten kam auch Se. Majestät der Kaiser von Oestreich in Paris an. Am 20sten reiste Kaiser Napoleon von Fontainebleau ab. Am 27sten wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammengekommen sey, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen. Am 3. Mai kam der neue König Ludwig der 18te in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs des 16ten, den im Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Ein und zwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der

Heimath in Frankreich verlustig. Am 4ten landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im mittelländischen Meere nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen ins Geviert, zwei Städte und 12 bis 15,000 Einwohner, so viel als ein wohlgemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kanns so nennen, und das inwendige Vermögen, seinem Schicksal mit dem Leben zu trotzen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westphalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schutz des rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Grenzen hinein, und von dem guten Einverständniß der 19 Kantone mit ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogthümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich als alles in Ordnung war, am 31. Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nemlich die französische Monarchie wurde wieder hergestellt im Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792 und etwas anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig seyn, und in einem Bund mit einander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas weniges, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken. Der heilige Krieg

verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wärs ein unheiliger. Das Uebrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es gieng ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft im Stande wäre, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nemlich das jenseitige Deutschland, die hanseatischen Gebiete, ganz Holland, östreichisch Niederland, etwas Schweitz, viel Italien, Illyrien, und aus mancher deutschen, holländischen, italienischen Vestung, aus Mainz, aus Luxenburg, aus Mantua, zog unbefleckt von Blut die weiße Cocarde aus.

Uebrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas anständges dazu, ob er auch zurücklassen müßt, was er unterdessen am Kriege profitirt hat.

Auf das so giengen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiters wieder aus einander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen in einer solchen Jahreszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerschaaren unter den Schneewolken des Dezembers und Jenners ins Feld gezogen und zur Kirschenzeit wieder dagewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund.

Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Briefslein an die Herzallerliebste sein: „Zito, Zito, durch das Land." Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten, und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?" Denn er sah

das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang.“ Endlich schoß ein Stern, wie mans nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Gallee,“ sagte er überlaut, „der kann's.“ Nemlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Sperling vom Dach schießt. „Der hat sein Theil,“ sagte er, „der kommt nimmer.“ Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden, von den Sternsehern.

Geschwinde Fertigung.

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nemlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten, zum Veriren. „Ganz richtig,“ sagt der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nemlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener. „Nichts nutz,“ sagt ein anderer, „es war die nemliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die russischen Kavallerie-Pferde Stiefel getragen? Aber wie? An des Reuters Beinen.“ — „Nichts nutz,“ sagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nemlichen Tag seine eigene natürliche Wolle,

wie sie ihm aus der Haut heraus gewachsen war, und der Mensch den Rock funkelnagel neu von der nemlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sey. „Es gilt das und das," sagte der eine. — „Es soll gelten," sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nöthigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewollt und mit Baumöhl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Kempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgesponnen, und fein gesponnen, dann abgeweist. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zeddel gespult, fett gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht, und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscheerer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr Nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeisler mit der Scheere in der Hand, und sechs Gesellen mit ein-

gefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht, und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht wills noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

Merke. Erstlich: Alles was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder, als durch des Menschen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht setzen.

Zweitens: Alles vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit schafften so viele Hände als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Waare ist geschwinder verarbeitet, als viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nemlichen Zeit hundert Ehlen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nöthig hat.

Fünftens: Es gieng alles bedächtig und mit der gehörigen Langsamkeit von statten. Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es ist bei allem dem doch ein theures Röcklein geworden.

Der verachtete Rath.

Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Baslerstraße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich hereilen. „Dem muß es nicht arg pressiren," dachte er. — „Kann ich vor Thorschluß noch in die Stadt kommen?" fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich," sagte der Fußgänger, doch wenn ihr recht langsam fahrt, vielleicht. Ich will auch noch hinein." — „Wie weit ists noch." „Noch zwei Stunden." — „Ei," dachte der Fuhrmann," das ist einfältig geantwortet. Was gilts, es ist ein Spaßvogel." „Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hineinkomme," dachte er, „so zwing ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben, und habs desto gewisser." Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. „Was gilts," denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?" Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Axe. Kurz der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf gieng und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigfinger in die Höhe. „Hab ich euch nicht gewarnt," sagte er, „hab ich nicht gesagt: Wenn ihr langsam fahrt?"

Der Thalhauser Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," sagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nemlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Hrn. Amtmann Rathes erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut," sagte der Amtmann, „daß ihr da seyd, hier sind vier Oberamts-Befehle an euch, die könnt ihr nun selber mitnehmen." Als der Vogt in den rothen Löwen zurück gekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nemlich am 5ten Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamer Weise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme, und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen." Nemlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15ten drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem Obmann nicht minder sämmtlichen Schulkindern bei dem Thalhauser Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche, und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmanns-

hofen fieng doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfieng den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrthum seyn," sagte er zu sich selber, und gieng in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergötzten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt ihr schon wieder," fuhr ihn der Amtmann an, „seht ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meyne — „Ein unruhiger Kopf seyd ihr," sagte der Amtmann, wie ers denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meynen — Gehorsam habt ihr zu leisten, was man euch befiehlt, und damit Punktum. Seyd ihr noch nicht genug gestraft worden?" Demnach so gieng der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade," sagte der Vogt zum Obmann, „daß es so entsetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als sie vor den Thalhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseel allein im Felde stehen sahen, „Wir sind die ersten," sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da." Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum Voraus auf nahe stehende

Bäume, andere standen einstweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen, und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten," sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet." Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seyen, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollte noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deßwegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt euere Narren," sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst da gewesen sind." — Kurz es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, obschon lang niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sey, oder so, der wird geschlagen.

Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nemlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige

Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.*

Im Jahr 1812 als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spat. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht einer, gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechszehn rheinländische Herren Leser, badische Offizier, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld,

ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden," oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben," da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?" und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein pfälzer Schneider schlägt 7 bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regimentsschneider engagiren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anderst ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf 30 Stunden

Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm was ihm fehlt, Trost, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenerndte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Ehle weg, und war der erste auf dem Platz, und: „Sind keine Deutsche da?" war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte sie schon zum Voraus ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt, und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen," dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutsche da?" — er mußte zum Zweitenmal fragen, denn das Erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren, wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug," und von jedem erfragte woher er sey — er wär

mit Meklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hatte, wo Mannheim liegt, der andere sagte, von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim; da zog es wie ein warmes, auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten;" sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Egypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder" — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton," sagte der Statthalter, „wann hab ich euch etwas abgeschlagen." Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste einen nach dem andern. „Herr Landsmann," sagte er zu einem, „mit euerm Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde euch für ein halbes Dutzend neue Hember sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein," sagte er

zu

zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden," zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit; deßwegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann verrechnet euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." Darauf erwiederte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an." So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin." Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern, und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder

Namensfest, es wurde am nemlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmal mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutschland an, der Schneider war der erste der sie wußte, und seinen Kindern, er nannte sie nur noch seine Kinder, mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder," sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht." — „Vater Egetmeier," sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!" Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maas der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz, die Noth. Denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreutzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum gieng in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen leichten Muthes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu

Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen," sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder es ist Rath. Geld genug!" — Was wars? die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden," sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einst weit oben rechts zu erfragen seyn, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nakt gewesen und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen und ihr habt euch meiner angenemmen." Doch der Kauf wurde zu großem Trost für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte, von kostbarem russischem Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück wiederführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sey. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich, und noch immer von ihrem Vater in

Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildniß freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

Irrthum.

Der Hausfreund will auch wieder ein Paar hochdeutsche Reimen zum Besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nemlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.
Ein Färber kommt der schwören soll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor,
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?" — rief der Richter — „Handschuh aus!"
„Nein!" — sprach der Färber — „Brill' heraus!"

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sey kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

Bequeme Schifffahrt, wers dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe, ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?" Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Cumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreutzer, wenn ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch sonst nur." Der Handwerksbursche fieng an zu rechnen. „Fünfzehn Kreutzer — Sechs Kreutzer — Sechs von Funfzehn bleibt Neun." Die neun Kreutzer dachte er, kann ich verdienen. „Wenns denn erlaubt ist," sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle," dachte er, „wenn ich nicht laß bin." In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreutzer Fährgeld — für die Erlaubniß mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten sonst mit einander immer in Frieden und Freundschaft, jezt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar, und sagt: „Freund, begreift ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da sehr ungelegen seyn kann, wenn ich Morgens noch ein Stündlein schlafen möchte, und daß ihr euch unwerth macht, bei der ganzen Nachbarschaft?" — Ihm erwiederte der Nachbar: — „Ich begreife das Gegentheil. Ist's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt, und die Gesellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Atzungskosten allein?" Als alle Vorstellungen nichts verfangen wollten, und die Wachtel immer früher schlug, und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal, und sagt: „Freund, wär' euch eure Wachtel nicht feil?" Der Nachbar sagt: „Wollt ihr sie todt machen?" „Das nicht" — erwiederte der andere. — „Oder fliegen lassen?" — „Nein, auch nicht." — „Oder in eine andere Gasse stiften?" — „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen". Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. „Ey," — dachte er, — „wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann, und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser." — „Ist sie euch ein Zweiguldenstück werth," —

fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es sey viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren seyn, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am anderen Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ey meine gute Wachtel ist auch schon munter," — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbars Wachtel, — das undankbare Vieh, sagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem andern, und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger seyn, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt." Nach mehrern Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund," — sagte er, — „euere Wachtel hat in der vergangenen Nacht, wieder einen kurzen Schlaf gehabt." — „Es ist ein braver Vogel," — erwiederte der Nachbar, — „ich habe mich nicht daran verkauft." — „Er ist recht brav worden in eurem Futter," — fuhr jener fort. — „Was verlangt ihr Aufgeld, daß er euch wieder feil werde!" Da lächelte der andere, und sagte: „Wollt ihr sie vielleicht todt machen." — „Nein" — „oder fliegen lassen," — „das auch nicht," — „oder in eine andere Gasse vermachen?" — Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo ihr sie ja eben so gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen." — „Freund," — erwiederte ihm hierauf der Nachbar, — „vor Euer Fenster

kommt die Wachtel nimmer mehr, aber gebt ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen. Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld.“ Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegenheitlich erkennen, wenn er es nöthig hat, was für ein großer Unterschied es sey, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht, oder in einem andern, ferner, — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift, und auf dem Tisch trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß, item: ob einer selber bis Nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabei seyn, und von Zeit zu Zeit sich verwundern, und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er Acht gäbe.

Der vortheilhafte Roßhandel.

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtglaubige Väter. Ein leichtglaubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deßwegen, hatte ein braunes Rößlein, und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger als um seine chaldäischen Bücher. So bekümmerte sich der

Sohn weniger um den Vater, als um die Kannen und Gläser, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte Jemand den Vater, wenn er von Tisch aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelmuß zu Mittag gegessen habe, er wußt' es nicht. Fragte Jemand den Sohn wo der beste Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber als er aus dem Löwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirth auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich mit einander? Es sind jetzt vier Monate." — Als er nach Hause gieng begegnete ihm der Ritterwirth: „Ey Herr Benedikt, sieht man euch auch wieder einmal? Es scheint ihr könnt die Rittergasse gar nimmer finden: Was gilt's ich finde die euer?" Als er um das Eck herum gieng, lief er dem Anschel Hirsch in die Hände: „Na Herr Benedix, wie lange soll ich auf Johanni warten? oder was führt ihr für einen Kalender? den hundertjährigen?" Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er führte das Roß aus dem Stall, und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der alte Herr den chaldäischen Morgensegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn, wißt ihr auch, Herr Vater, daß heute Nacht das Bräunlein crepirt ist?" — „Was hat ihm gefehlt," — fragte der alte Herr, nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen." — „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hätten," — erwiederte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof, und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel.

„Sieht ein Ey dem andern gleich“ — sagte er, als der alte Herr heraus kam, „so thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn ihr's kauft, sagte er, so habt ihr 12 Louisd'or reinen Profit. Denn unter 30 hättet ihr das alte nicht hergegeben, und ist auf-und nieder das nämliche.“ Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, meyn ich sey es,“ — wie man sich täuschen kann. — „Um's Erkennen,“ — erwiederte der schlaue Sohn. Kurz das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn bezahlte den Löwenwirth, den Ritterwirth und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt Wasser trinken, als Abschreiber in einer würzburgischen Schreibstube.

Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahr 1817 das 3te Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufschein vom Jahr 1707 aus den Tagen Kaiser Josephs des ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum zweiten Mal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das erste Mal im Jahr 1717 als ein 10jähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche sey geführt worden. Sie sagt aber, es sey unterdessen Vieles anders geworden, auch mit ihr.

Uebrigens ist es ein merkwürdiges Ereigniß, wer ein Dank- und Ehrenfest, das alle hundert Jahre nur Einmal kommt, in seinen Tagen zweimal begehen kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das andere Mal an seinem späten Abend, wenn die Stimme der Müllerin leise wird, und der Mandelbaum blüht, und die Heuschrecke beladen ist. — Ein Anderer könnte hundert Jahr alt werden, weniger einen Tag, und wär nicht im Stand, ein einziges Reformations-Fest zu erleben.

Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahr 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichs-Truppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten seitwärts vom Angriff, und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!" Indem wächst ganz leise eine französische Grenadier-Kappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnautzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein Paar Dutzend Waghälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrien auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sey. Springt der Furtwanger herbei, und gibt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen, und geht ein zweites Franzosengesicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich, und sagt: „aber jetzt

kommst du nimmer." Item: es kam der dritte, und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen war, und der Platzkommandant auf dem Platz herum ritt, ob alles in Ordnung sey, sieht er von Weitem die Sturmleiter und zwölf todte Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „was hat's hier gegeben?" — So? sagt der Furtwanger, Ihr habt gut fragen. Wißt ihr, daß mir einer mehr zu schaffen gemacht hat, als Euch alle. Nur zwölf Mal hinter einander hat er angesetzt. Unten im Graben muß er liegen." Denn er meynte, es sey immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen seyn, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Commandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er über dieß selbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskasse Wein trinken, und Speck essen, so viel er wollte.

Das Advokaten-Testament.

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihm sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Ueberzeugung

und Pflicht, in einen Prozeß verwickelt seyn kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben, aber er meynte wenigstens, es sey billig.

Einer Edelfrau schlaflose Nacht.

Es ist nichts lehrreicher, als die Aufmerksamkeit, wie in dem menschlichen Leben alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag z. B. Zahnschmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das was unrecht und verboten ist, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles Einzelne wieder verschwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gethan bleibt, und nicht verloren geht, es sey gut oder bös. Gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher ist im Stand es wieder heraus zu schöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwemmt in der großen Fluth. Ja wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein Paar Tröpflein davon vielleicht auch dabei, und fallen irgend wo, in Baiern oder Lothringen wieder aus einer Wasser-Wolke vom Himmel herab, und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienst-Magd, jung und brav, auch hübsch, und ein Knecht gleicher Qualität, dienten miteinander

auf einem Edelhof, und hätten nicht so gerne Kaffee getrunken, oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheirathet. Allein sie waren Leibeigne, in soweit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung, und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deßwegen saßen sie oft beisammen und weinten, oder sie weinte, und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Muth ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu thun sey, und freuten sich schon zum Voraus ihres zukünftigen Glücks, wenn „du mein Weib bist" — sagte er — „und ich dein Mann," und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft, und meynten es sey jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deßwegen. Sie steht aus dem Bette auf, und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegen über einem Fensterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie sitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und knistern, sie schiebt leise das Vorhänglein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein Nachts um 12 Uhr, und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. — Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloses

Lumpenpack," — sagte sie inwendig für sich. So ist denn keinem Menschen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Essen. Ist es euch nicht gut genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht bestehlen, und Leckerbissen kochen!" Nach einiger Zeit stellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob sie jetzt die Leckerbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. — „Wie der Tag anbricht, laß ich beide in das Gefängniß werfen, so fuhr die Edelfrau fort, und jage sie weg, ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch schwanger von dem Purschen, in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht kommen." Indem kommt der Knecht zurück, und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibt's der Mutter auf die Schoos. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brey, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers gieng zu rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein noch einmal beschaute, und dem Vater zurück gab, und etwas zu ihm sagte. Denn da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt, und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr als ob die Mutter mit den nassen Blicken gesagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins sich auch erbarmen," und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja es fuhr ihr mit Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hätte geschehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ sie beide Eltern vor sich bescheiden. Beide sahen einander an. „Was

gilt's," — sagten sie — „wir bekommen unsere Freiheit." — „Oder auch nicht," — sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redete sie ernsthaft und gebieterisch an: „Wo habt ihr euer Kind.?" Da glaubten beide in den Boden zu versinken vor Schrecken und Schaam, und schauten einander verstohlener Weise an, gleichsam ob das andere noch da sey. „Wo ihr euer Kind habt," — wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben" — stotterte endlich der Vater, — „in der Holzkammer hinter einer Beige."*) Als es aber der Pursche holen mußte, bracht er es, wie es war in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebütschelt**) auf einem Bettlein von Heu, und weinte, als ob es schon wüßte wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen," — sagte sie. Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt." Meynt man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht

*) „Beige" d. i. ein Holzstoß.

**) „gebütschelt" d. i. eingewickelt.

zieht nemlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in seine Sprache. „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zusammen geben lassen," — sagte die Edelfrau. — Ich will euch ein angenehmes Heirathsgut stiften. Ich will aus eurem Kinde etwas werden lassen. „Ist's ein Büblein?" — Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben, und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehrlich beisammen. Das Büblein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbeissen, und lernt fleißig, und hat runde rothe Backen. — Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreiling.

Die Allemannen unter fränkischer Oberherrschaft.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813 und 1814 über die Zeittafel der vaterländischen Geschichte weitläufig ist erzählt worden, das läßt sich zur Wiedererinnerung im Jahr 1819 kürzlich also zusammen stellen. —

Erstlich waren die Markomannen im Land ein deutsches Geschlecht. Die sind wieder davon gezogen und verschollen. Man hört nichts mehr von ihnen. — Nach ihnen kam allerlei fremdes Volk über die Grenzen hinüber in die verödeten Besitzungen, und zogen die Römer nach sich. Die legten Städte an, und bauten Thürme und machten das Land zinsbar auf lange Zeit.

Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Allemannen, ein braves gesundes Geschlecht, des dermaligen rheinländischen Lesers Stammväter größtentheils. Die kauften den Fremden, den Römern die schönen Landschaften für sich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, sondern mit dem Schwerdt, und übten weit und breit ihre Herrschaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach Christi Geburt 496. Da stießen sie mit einem andern deutschen Volk, mit den Franken, wie zwei Gewitterwolken zusammen, in der Schlacht bei Zülpich. Denn das liebten die Deutschen von jeher, Händel auf eigenem Boden. Sie wetzen in Friedenszeiten die Tapferkeit aneinander selbst, damit sie im Krieg scharf genug sey gegen den Feind.

In der Schlacht von Zülpich aber verlor das tapfere Heer der Allemannen den Sieg und seine Herrschaft, und wurden Unterthanen des fränkischen Königs, wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814 ist erzählt worden. Das gefällt dem geneigten Leser am Hausfreund fast noch am besten, daß er ihm gern alles zweimal sagt.

Diese unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Allemannen, in ein Herzogthum ein, dessen nördliche Grenze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die lustige Stadt Baden läuft, nemlich die Oosbach, die bei dem Dorfe Oos, auf dem halben Weg zwischen Rastadt und Bühl an die Landstraße tritt, und nachgehends jenseits derselben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieser Gegend berühren sich die fränkischen und allemannischen Wohnsitze, und noch jetzt, nach mehr als

1000 Jahren ist dort die Scheidelinie zwischen zwei Völkern wohl erkennbar. Dann um ein Paar Stunden Wegs über der Oosbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Gesichtszüge, und ein anderer Wuchs, wer genau darauf Acht gibt, vornehmlich aber eine andere Sprachweise, andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuschnitt, und andere Farben der Kleidung. Ferner wurde das Land in Gauen eingetheilt, oder in Landschaften. Davon sind zwischen dem Schwarzwald und Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Mortingau. Verklungen aber sind weiter hinab über der Oosbach die alten Benennungen das Ufgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingetheilt in mancherlei Grafschaften, die Grafschaften noch in kleinere Aufsichten und Gebiete. —

In solche Maschen strickten sie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheits-Lust, und sieggewohnter Schwerdter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das theure Eigenthum des vaterländischen Bodens und seiner Freiheit vergossen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieser Frankenschule was jetzt den Enkeln so wohl ansteht. Sie gewöhnten sich an beständige Wohnsitze, und an häusliches Eigenthum. Die meisten jetzt noch blühenden Ortschaften datiren sich aus diesem Zeitalter. In der nemlichen Schule lernten sie den Ackerbau und allerlei nützliche Handthierungen, und erkannten die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Gesetze, wenn man sie ehrt. Ja sie warfen ihre heidnischen Altäre um, und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz. —

Mancher geneigte Leser wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen, und Auferstehungs- und Himmelfahrts-Fahnen zuerst in das Land gekommen seyen. Er meynt ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächsten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, und wohin er geht.

Zwar wie das schöne Tageslicht, wenn es einmal aufgegangen ist, breitet es sich nach allen Seiten aus, und scheint in die dunkeln Gemächer, also auch das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das mittelländische Meer in Italien gelandet hatte, sendete es bald seine Morgenstrahlen an die Grenzen unseres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald selbst und seine Gauen gieng es still herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es sich zuerst an die fremden Völker und an ihre Wildnisse gewöhnen wollte, und zündete hernach noch von England und Irland her seine Lichtlein im Schwarzwald an. Der erste, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreise, wahrscheinlich um das Jahr nach Christi Geburt 512 in den Schwarzwald kam, war der heilige Fridolin, der ließ sich nieder auf einer waldigen Insel des Rheins, und machte das Erdreich zahm für den Garten- und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und täufte. Auch gründete er auf der Insel eine christliche Kirche, die erste im Schwarzwald, und stiftete ein Kloster. Das ist die jetzige Stadt Säckingen am Rhein zwischen

Rheinfelden und Laufenburg, mit ihren Thürmen und Dächern. Noch erkennt man den Rinnsal eines alten Rheinarms, der einst die Landschaft zu einer Insel umschloß. Gleichermaßen von den frommen Männern: Trudpert, Offo, Ruthard, Pirmin, Landolin und andern wurden die ersten christlichen Pflanzgärten angelegt im obern und untern Münsterthal, an der Schutter und Kinzig, und weiter hinab. Das sind die Anfänge zu den nachmaligen Klöstern und Abteyen, St. Trudpert, Schuttern, Gengenbach, Ettenheim-Münster und andere, die insgesammt noch in unser Andenken fallen, und noch das Zeugniß ihrer Mauern und Thürme haben. Alle jene Männer aber sind aus England gekommen. Zwei von ihnen, Trudpert und Landolin, sind von Landes-Eingebornen gewaltsam getödtet worden Denn das hat die christliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin sie sich verbreiten soll, das Land muß zuerst mit dem Blute ihrer Zeugen getauft werden. Wo findet man mehr solchen Glauben? Diese Männer haben daheim alles verlassen um seines Namens willen, und sind unter Gottes Geleit getrost zu fremden Völkern gewandert, und haben für alles, was sie daheim zurück ließen, nichts gewollt, als das Licht der Wahrheit und den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauenden Fleißes in die Finsternisse des Schwarzwaldes zu bringen, haben auch auf ihrem Sterblager noch nichts mitgenommen als die Hoffnung. Ein anderes wäre es, wenn sie jetzt wieder kämen, und die Früchte ihrer Arbeiten und Aufopferungen beschauen könnten. —

Wie die Flüsse des Schwarzwaldes, die Dreysam, die Schutter, die Kinzig, die Alb, aus

ihren unscheinbaren Quellen freudig durch die Thäler hervorrauschen, und mit Leben und Wachsthum die Ebenen befruchten, also wandelte von den Bergpfaden, in die Thäler, aus den Thälern in die weiten Ebenen das Leben und Wachsthum des Christenthums, christliche Sittenzucht und Fleiß, und verbreitete sich in alle Gauen am Rheinstrom. Ey, wohin jetzt das Auge sich wenden mag, erblickt es in fetten Gemarkungen untereinander schöne lutherische und katholische Ortschaften, mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verständigen Schulmeistern, darin. Die stattlichen Kirchthürme schauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sey, und grüßen sich mit paritätischer Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelspiel und der fromme Morgenpsalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere sein Hauptstücklein, und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein Sprüchlein verloren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.

Ohngefähr 250 Jahre waren unsere Altvordern unter fränkischer Oberherrschaft, als ein Hausmajor des Königs, mit Namen Pipin, dem König die Krone vom Kopf abhob, und auf seinen eigenen probirte. Er fand, sie stehe ihm recht, und ließ sie demnach sitzen. Unsere Vorväter aber, ob auch die neue Lehre ihnen sagte: „Seyd unterthan der Obrigkeit," — verstanden darunter doch noch immer die allemannischen Herzoge, weniger die fränkischen Könige, und

zeigten ihren guten Willen, gegen die Franken, nemlich den bösen, bei jeder Gelegenheit mit der That bis endlich Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerschnitt das Herzogthum in viele kleine Theile, und regierte sie durch Statthalter aus anderem Blut, welche er wollte.

Das ist immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die besiegte Schwäche gegen die Großmuth oder Staatsklugheit der Sieger trotzen, und nicht zufrieden seyn will mit dem Schicksal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der Vorsehung auf den Schlachtfeldern entschieden hat. Oder glaubt der geneigte Leser, die Vorsehung müsse erst nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davon getragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahr 768 in der Regierung sein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenschaften und Tugenden, denen Deutschland viel Gutes zu zu verdanken hat.

Denn ohngeachtet seiner schweren Kriege und Staatsgeschäfte brachte Er die Religion und Gerechtigkeitspflege in bessere Ordnung; Er brachte die deutsche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateinisch. Er brachte den Ackerbau und die Künste in höhern Flor; Er ließ ein Gesangbuch von alten deutschen Liedern veranstalten, das sich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er stiftete die deutschen Schulen, und zierte sie mit kenntnißreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude, und eine Aufmunterung

seyn, daß er insofern vom Kaiser Karl dem Großen abstamme. Denn als Karl die Königs-Krone von Deutschland, Frankreich und Italien auf seinem glorreichen Haupt vereinigt hatte, zog Er nach Rom, und wurde in der Christnacht des Jahrs 800 von dem damaligen Pabst Leo dem dritten zum römischen Kaiser ausgerufen. Solches Weihnachts-Geschenk, brachte ihm die Christnacht des Jahrs 800, eine strahlende Kaiser-Krone. Das ist das heilige römische Reich, welches bis in unsere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unsere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leser aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wisse, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820, wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden.

Erinnerung an die Kriegszeit.

Es ist nicht zu läugnen, wenn hie und da ein siegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landschaft einrückte, und Quartiere nahm, daß sich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen lassen, nicht nur von der Nothwendigkeit, sondern auch von dem Unverstand und höhnendem Uebermuth. Zu einem solchen Unteroffizier, als er eben am Mittagessen war, kam sein Camerad und verwunderte sich über ihn mit folgenden Worten.

„Herr Camerad, sagte er zu ihm, seit wann seyd ihr ein Jude geworden, daß ihr euch zwicken

laßt. Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen." Nemlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Nudeln. Deßwegen mußte ihm der Wirth jeden Mittag Nudeln aufstellen, und natürlich ein fettes Huhn darin. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deßwegen mußte ihm der Wirth lange und feine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wann man meint, jetzt sey eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein der Wirth, und wenn er auch des Guguks hätte werden mögen, mußte, so lang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Scheere neben ihm stehen, und was zu lange war, und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deßwegen als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend: „Euch ist ein curioser Bart gewachsen. Seit wann laßt ihr euch zwicken, wie ein Jud?" Dem Wirth kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann, sagte er zu ihm, es ist Krieg."

So etwas kann man schon erzählen, und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wenn durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleien ein Ende haben.

Reise nach Frankfurt.

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch, ein großes Reichs-Kammergericht zu Wetzlar, welches noch manchem geneigtem Leser in theuerem und werthem Andenken seyn kann, wenigstens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber, saßen dort, von Rechtswegen beisammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in Wetzlar noch einmal anbrühen lassen, und noch einmal verlieren. Mancher hessische, würtemberqische und badische Batzen ist dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichs-Kammergericht zusammen, und alle Prozesse, die darin lagen, wurden todt geschlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichs-Kammergerichts lebhaft beschäftige. Nemlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räthe, Advokaten und Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob sie gleich täglich, wie

die Andern, Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirthshäusern.

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fieng es auf einmal an in den Acten zu rauschen, fast wie in den Todtenbeinen von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leineweber glaubte nemlich nichts anders, als das Reichs-Kammergericht, habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts wichtigeres zu thun, als die alten Prozesse wenigstens seinen, wieder anzuzetteln.

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Akten schwer beladen trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angesetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiederte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel was im Innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie da stehe, seye kein Bundestag einpassirt. Da fieng der Leineweber im Fortgehen an sich zu betrüben, und zu ergrimmen: „O Deutsche, sagte er in seinem Innern, wie tief seyd ihr gesunken! Ein Deutscher zu seyn, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen!" „Guter Freund, sagte er zu einem Vorbeigehenden, könnt ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat?" Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus, fuhr er mit sich selber fort, wohin bist du verschwunden? Fast müsse man sich schämen ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seines Gleichen wäre."

„Guter Freund, redete er einen dritten an: Wißt auch ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartirt ist?" — „Lieber guter Mann, entgegnete der Dritte, „hier ist kein Bundestag einquartirt. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main.". — Der wohlerfahrne Leser weiß nemlich zum Voraus schon, daß es zwei Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt, fuhr der Dritte fort, und wenn ihr daher seyd, wo ihr sagt, so seyd ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen." Das ist jetzt Ein Thun, sagte der Leineweber. Hab ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzig tausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seeligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze, und wieder reich werde. „Ha ha, sagte der Dritte, was gilt's das sind Akten, die ihr da aufgepackt habt, und faßt drunter zusammen brecht?" — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei, versetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, aber nimmer viel." Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hieran aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzhaft einsweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Wasser könne umfahren werden,

rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr 2 Jahre, gleichwohl als sie hinter Egypten in dem rothen Meer sich einschifften, der bibelfeste Leser kennts von Moses Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebens-Vorrath mit, aber etwas Acker-Geräthe. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säten von Getraide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten sie die Reisung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Giberaltar hinein, die der Zeitungskundige Leser ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabacks-Papieren gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise wußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war; „Kunst bettelt nicht," sagte er zu sich selbst im stolzen Gefühl, Kunst geht nach Brod. „Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Zunftgenossen, und „habt ihr nicht's für mich zu weben, redet er den Meister an, um Atzung und um einiges Zehrgeld?" Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bei ihm, bis er sich ausgefüttert, und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise

sey, und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundes-Kanzlei kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herren sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal," sagte er, „und seyd ihr jetzt hier?" Einer von den Herrn der Vornehmsten von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Weg gegangen," sagte er, „und was habt ihr hier zu schaffen? Was bringt ihr neues viereckigtes in eurem Hängkorb? Eine Bundesfade? Es fehlt uns noch eine." „Spaß," erwiederte der Weber, „meinen Prozeß von Anno Ein tausend sieben hundert sieben und sechszig." — Es ist nun mehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Fast soll er noch was anschifften. Statt dessen aber will er hieneben eine Abbildung des Leinewebers stiften *), wie er auf der Heimreise einmal ausruht und eine Standrede hält.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden," sagte er.

„Man muß einem deutschen Mann nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandssachen ein wenig unwissend und kaltsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

der Oder ist von mir Tort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir."

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leset, oder im Placat, oder im Kräuterbuch, und versteht es nicht, laßt euch rathen, achtbare Zuhörer, und geht um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist."

Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hättich Friede ernährt, Unfrieden zerstört.

„Und nun geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und seyd dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch seyn wird, als ich."

Indem er aber die Akten absetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Wegs gieng. (Man sieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts desto weniger ist's der Gewürzkrämer aus dem nächsten Städtlein —) „Guter Freund," sagte er, „mit wem redet ihr da so allein?" Mit niemand, erwiederte der Weber, wenn ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit euch. Lupft *) ihn einmal! Was gebt ihr mir dafür? Der Mann sagte anderthalb Kreuzer, für das Pfund, wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir." Also verkaufte er dem Gewürzhändler die Akten für einen Gulden vier und zwanzig Kreuzer, die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. „An meine Frankfurter Reise," sagte er, „will ich denken. Dießmal in Frankfurt gewesen." —

*) „Lupft ihn einmal!" so viel: „als hebt ihn einmal in die Höhe!"

Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegs-Hauptleuten bekannt seyn, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltener Beweis von Edelmuth und Leichtsinn, und noch einmal von Edelmuth. Zwei polnische Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquartirt. Sonst sollen die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde seyn. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangene auf, nahm sie in sein Schloß, bewirthete sie, wie Brüder, oder Freunde, und suchte sie durch Trost und theilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes und heiliges Schuld- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Noth und Betrübniß

eine

eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehn an, und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Noth und Betrübniß zu ihm kommt als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selb zehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.

„Wißt ihr schon, fragte die Gefangenen der Edelmann, wo der Ort eures Aufenthalts seyn wird?" Die Gefangenen sagten, „in den caucasischen Gebirgen." — „Seid ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einen so langen Weg?" Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu essen und zu trinken, und wohl bei ihm zu schlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter gieng, und sie nun von ihrem Wohlthäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen fünfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. Ich will es euch leihen, sagte er, wenn euch einst Gott in euere Heimath und zu den Eurigen zurückführt, so könnt ihr mirs wieder schicken.

Die Geschichte könnte hier aus seyn. Sie wäre schon des Erzählens werth gewesen. Allein sie fängt jetzt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen gieng nach einer altrussischen Grenzfestung, namens Bobruisk. Man muß schon ein fertiges Mundstück haben, wenn man so einen russischen Namen mit Leichtigkeit will aussprechen können.

Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tagszeit anlangten, giengen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besehen, und als sie an ein schönes großes Wirthshaus kamen, dachten sie, „wollen wir nicht ein wenig hinein gehen, und unserm Wohlthäter seine Gesundheit trinken?" In dem Wirthshaus aber saßen viele russische Herrn und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander, oder spielten Pharao. Pharao aber ist ein sehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verspielen kann, also, daß man es nicht Pharao nennen sollte, sondern das rothe Meer, weil viele die hinein gehen drinn ertrinken, ausgenommen die Kinder Israel.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bei seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nämliche Wirthshaus hinein tritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltische sitzen? Wen sieht er ein Dutzend Rubel nach dem andern setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwei Polen. Die Polen hätten auch fast lieber einen Wolf als ihn gesehen, und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den langen Spieltisch setzte, und ein Dutzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davon geschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften. Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Saamen waren, und die letzte Copecke dahin war, und jetzt trostlos und verzweifelnd zur

Thür hinaus schlichen, gieng ihnen der russische Edelmann nach, und mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürfte, freut sich schon, wie er Justiz machen, und den russischen Stab wird walten lassen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmuth kann beschämen und bessern. „Meine Freunde," sagte er zu ihnen sanft und gütig, „Ihr müßt wohl besser bei Geld seyn, als ich gestern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt." Die Gefangenen aber waren nicht im Stande, eine Sylbe zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt. Da sprach er zu ihnen: Ihr seyd nunmehr gewitziget, und ich hoffe, meine Güte sey zum zweitenmal besser an euch angewendet, als zum erstenmal; und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern küßten ihm mit Thränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Diese Erzählung ist unversehrt aus Rußland heraus gekommen, und hat ihre Wahrheit.

König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich von Preußen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß, und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenns die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab, und läßt sie niederreißen?" Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift, sagte er zu ihm, daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar." Der König erwiederte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle? Der Müller erwiederte: Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht

feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse euere Mühle taxiren, und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiederte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre." Nemlich daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig seyn, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten, und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respect haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Seltene Liebe.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes im Schweizerland, der erschlagen wurde in einem Gefecht, nicht

weit vom Vierwaldstädter See, mit dem Leichnam gieng es wunderbar zu. Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nächst der Wahlstadt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nämlichen Ort, die es thaten, und dabei waren, und ein Kreuz wie man in der Geschwindigkeit eines machen kann auf sein Grab steckten, daß, wer vorübergienge, auch ein Vater unser für seine Seele beten sollte. Item, am Dienstag darauf, als der Siegrist frühe Morgens in die Kirche gehn, und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nämliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof, vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienstag wurde, war der nämliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verschwunden. Sonst thut der Glaube Wunder. Dießmal aber thats des Glaubens fromme Schwester, die Liebe. Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hintersaß, und seiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängstete sich daheim, und weinte und betete, und jeder Schuß, den sie hörte, gieng ihr schauerhaft durch das Herz, denn sie fürchtete, er gehe durch das seinige. Einer gieng dadurch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohl behalten nach Hause kamen, brachten sie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, sein Gebetbüchlein und seinen Rosenkranz. „Dein Mann, sagten sie, hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im obern Riedt. Ein Kreuz steht auf seinem Grab. Es hätte jeden treffen

können," sagten sie. Die arme Frau vergieng fast in Thränen und Wehklagen. Mein Mann erschossen, sagte sie, mein einziges und alles — und im Riedt begraben, in ungeweihter Erde! Da raffte sie sich plötzlich auf und in der Nacht, als alles schlief, gieng sie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Riedt hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und nicht trinken wollte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen benetzte, und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sey kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Todten heimlicherweise noch einmal aus, und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau. Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück, und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte, und er sagt, solcher beispiellosen ehlichen Liebe und Treue können nur noch Schweizer-Herzen fähig seyn. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte waren Fremdlinge und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde ertheilte — diesem das

Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkauft hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisefährten auf dem See zwischen Winkel und Stanzstadt ein Augenzeuge erzählt, und von ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

Der sinnreiche Bettler.

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Werth der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sey grundfalsch. Wer ihm viel gibt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt, dem wünscht er eine tausendfältige, oder wenn es noch weniger ist, eine hunderttausendfältige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuletzt die Reichen alles bekommen?"

Mahomed.

Dem Mahomed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet sey, weil er noch kein Wunder gethan hatte, wie

Elias. Dazu sagte Mahomed ganz gleichgültig, wie einer der eine Pfeife Tabäck raucht, und was dazu redet, „das Wunder," sagte er, „macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihrs aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander seyn." Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich soll von seiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieser keine Bewegung machen und keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort ist auch eine, so ergriff Mahomed sanftmüthig seinen Stab, und gieng zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswerthes Beispiel gab, auch für solche Leute, die keine Propheten zu seyn verlangen, nämlich daß man dasjenige, was man selbst thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängniß, oder von Zeit und Glück, oder von andern Menschen verlangen soll. Z. B. hast du etwas nothwendiges und wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schickte sich dazu. Warte nicht bis er selber wächst, sondern setze einen. Ferner ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geschwinder zu Stande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Kalenderschreiber so etwas muß begreiflich machen.

Selbst der Kalenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt, — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauren soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum.

Schick dich in die Welt hinein
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick in ihn hinein.

Die lachenden Jungfrauen.

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein, und ist ebenfalls der Sitz einer russischen Statthalterschaft, nämlich wie Pensa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz wo viel Tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben, und dann tiefer hinein geführt wurden, in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen, die Neugierigen schauten, der Uebermuth trotzte und spottete, die Rachsucht fluchte und schimpfte. Keine Hand bot sich zur Pflege der kranken, der verwundeten, der verschmachtenden Fremdlinge an, eher zu

etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegs-Gefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und seinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff, und ihn trösten wollte: „fasse dich, junges Blut, auch das wird vorüber gehen, und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode," — in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein muthwilliges Lachen, und indem sie unwillkührlich aufschauen, — sie hätten's bereits können gewohnt seyn, — was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwei Jungfrauen, schön wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen. Beide Theile schauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen sich wollten Gewalt anthun, sie konnten sich nicht erwehren, und trat auch eine die andere auf den Fuß, so ward's nur ärger. Das griff schmerzhaft den sonst vielgeprüften Muth des bejahrten Hauptmanns an. „Noch so jung," — dachte er, — „und schon so entartet," — und der Lieutenant dachte, — „so schön und doch so grausam," — und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmuth des andern aber in Worte aus: „Töchter dieses unwirthlichen Landes," — fieng der Hauptmann an, — „ihr versteht zwar meine Rede nicht," — die Jungfrauen lachten auf's Neue, — „aber wollte Gott ihr verstündet sie," — da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein," — fuhr der

Hauptmann fort, — „steht das euerem Geschlechte, euerer Jugend, und euren schönen Kleidern an, an dem Jammer schuldloser Menschen eure Augen zu weiden, und mit solchem Hohngelächter unsere Herzen zu durchschneiden." Da fiel ihm erröthend die ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr 18 Jahre alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls deutsch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimath deutsch. „Edle Fremdlinge," — sagte sie, — sanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, — „sprecht nicht also, — daß wir gekommen seyen, unsere Augen an euerem Elende zu weiden, und euere Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Absicht haben, euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wollet, in die Wohnung unserer Eltern, und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurückführen mögen zu euren Fahnen, oder in die Umarmungen eurer Angehörigen, daß ihr bei ihnen glücklich seyn möget, alle Tage eures Lebens." Ihr entgegnete hinwiederum erstaunt über diese Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, weß herrlichen Geschlechts Töchter ihr seyn möget, wenn dem also ist, wie ihr saget, so vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutschem Blute entsprossen scheint, so ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat."

Als sie aber in den Wagen einstiegen, und der Hauptmann wollte, wie es sich traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, wiederfuhr ihnen noch etwas apartes, denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre

Seite: „Verzeiht mir," — sagte sie, — „edler Fremdling, meine Ansprüche auf euch sind mir zu werth. Meine Freundin hat kein Recht an euch." Und zu dem Lieutenant sprach die ältere ebenfalls: „meine Freundin hat kein Recht an euch," — und zog ihn sanft und sittsam an ihre Seite. Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwischen beiden schönen Jungfrauen schwerer seyn müssen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwischen einem 50jährigen Mann und einem 20jährigen Jüngling.

Fragt sich nun, wer waren die Jungfrauen und wo führten sie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwei reiche und angesehene deutsche Familien-Väter; der Deutsche kommt, wie das Quecksilber überall durch, wenn er schon kein's ist. Beide Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beisammen, und sprachen von allerlei. Ist's wahr," — sagte der Eine, — „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen? — „Sie sind schon angesagt," — erwiederte man ihm. „Die armen Menschen haben einen schweren Gang," — sprach wehmüthig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen, — mein Vater? — Wie sorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen, und ihn trösten." Der Vater erwiederte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht." — „Oder wolltet ihr denn nicht selbst einen einladen, oder euch einen ausbitten, von dem Hauptmann ihrer Bewachung?" — „Das könnte mir

wohl übelgedeutet werden," — erwiederte der Vater, — „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimath sind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schicksal ohne mein Zuthun entgegenführt, will ich mich seiner nicht entschlagen, und ebenso sprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter miteinander, und leichtsinnig und gutmüthig, wie die Jugend ist, beschlossen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was sie thaten.

Anfänglich fuhren sie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waaren an, was da ist, ehe man auf geradewohl kauft, das Nächste das Beste. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden, und angeschmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schicksal zum erstenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zu einander, — „diese zwei, wollen wir nehmen." — „Willst du den Alten," — sagte scherzhaft die jüngere. „Oder willst du ihn," sagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen mit einander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog, und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieser sagte, — „auch das wird ein Ende nehmen," — lachten die Jungfrauen. Denn diesen

Erbschatz theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorüber gehen, und in schnellern Ablösungen mit einander wechseln. Hernach aber als der Hauptmann so ernsthaft sie anredete, — „euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht," — lachten sie von Neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl daß es unschicklich sey hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begehen. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben, und waren deßwegen da, da lachten sie nicht mehr, und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an, und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr gethan!" — aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bei sich zu behalten, bis auf ein Weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt, als ein Bruder, der Lieutenant in dem seinigen als ein Sohn, von seiner schönen Retterin auch noch ein wenig anderst, nämlich eben so, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schangschirte der Lieutenant seinen

Glauben, nämlich, daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment, und freut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Retterin. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edeln Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bei den Seinigen an, und wer ihn sah, und vorher gekannt hatte, wunderte sich sein. „Ey, wie seyd ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in eurer Gefangenschaft, Euch muß es nicht übel gegangen seyn."

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweiten Mund. Nämlich der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegs-Obristen also mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegs-Obristen aber hat sie der Hausfreund, und hat seitdem schon manches Täublein mit ihm verzehrt, und schon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Ort zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit

und

und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmidt ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken, und sich frei zu trinken im Wirthshaus. Also erscheint er einmal in Obernehingen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz," sagt er, „könntet ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das sey geschwind gesagt, aber besser machen sey eine Kunst. „Ey," erwiederte der Zirkelschmidt, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien," sagte er, „wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seyd ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anbieten des Zirkelschmidts ein. Doch wollte er vorsichtig seyn. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel, sagte er, zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelschmidt erwiederte: „auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehms nicht anderst, als auf ein Jahr. Dann sollt ihr aber Noth haben, wo ihr euere Frucht und euern

Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden und freyen Trunk, bis die Sache eingerichtet sey, es könne wenigstens 3 Tage dauren. „Hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt," sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester." Das wär nicht veil, sagte der Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil, statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliziren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmidt und explizirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, und dem Zirkelschmidt das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmidt eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindssache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: Ihr habt recht! Ihr seyd ein verständiger Mann.

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmidts auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sey über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeinds-Versammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kams zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten wärs am besten, man zahlte den Wettermacher aus, und schickte ihn fort.

Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt ihr euere 9 Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß ihr fort kommt, eh Mord und Todtschlag in der Gemeinde ausbricht. Der Zirkelschmidt ließ sich nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsschuld von circa 24 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelschmidt bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sey, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

Mißverstand.

Von drei Schlaf-Kameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der zweite zum dritten sprach: „Joachim was soll das heissen, daß du seit am Montag nichts mehr mit mir redest, so wir doch unser Lebenlang gute Freunde gewesen sind. Hast du etwas gegen mich, so sag's." — Der dritte erwiederte dem zweiten: „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenstein. Wie man in den Wald schreit, so schreits wieder." Darauf sagt der zweite: „So? du nennst mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie

man in den Wald schreit, so schreits auch wieder." Der dritte sagt wieder zum zweiten: „So war's nicht gemeint Bastian. Uebrigens halte ich den Geschlechtsnamen meines seligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben." Darauf entgegnete der zweite: „Ich den meinigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beistand. Aber man erkennt etwas daran." Der dritte sagt: „Dein Vater ist ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rath redlich an die Hand geht." Der zweite sagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann, und hat mir viel Gutes erwiesen. Aber sie redeten mit einander." Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern hätt' es mich nicht verdrossen, daß du mir den Montag keine Antwort gabst, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meister fortgejagt hat."

Als endlich der erste des Zwistes müde war, weil er gern hätte schlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und sagte; „Hat jetzt euer Disputat bald ein Ende, oder soll ich aufstehen und den Wirth holen, daß er Frieden schaffe, oder soll ichs selber thun?" Dem erwiederte der dritte, weil er am Wort war: „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, ihr hört ja, wir expliziren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet."

Die Ohrfeige.

Ein Büblein klagte seiner Mutter, „der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.“ Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lügst du wieder? Willst du noch Eine?“

Der geschlossene Magen.

Als einst der Zirkelschmidt wieder auf 4 bis 6 Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau der Bärbel, und war in keinem Wirthshaus mehr zu sehen. Nein er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleisch mit ihr daheim, und ließ eine halbe Maas Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Büblein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Büblein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an: „Männlein, sagte sie, laß es jetzt genug seyn! Weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sey.“ Dem entgegen schaute der Zirkelschmidt so lieb und freundlich zuerst den Wein, hernach die Bärbel an. „Liebes Weiblein, sagte er, sey unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen seyn, so viel bring ich noch wohl durch das Schlüsselloch.“

Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Namen eines Mannes genannt der das 75ste Jahr zurückgelegt habe, und noch nie aus Paris herausgekommen sey. Er wisse noch auf diese Stunde nicht anderst, als vom Hörensagen, was eine Landstraße sey, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling Man könnte ihm weiß machen, die Welt sey schon vor 20 Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich sey. „Nein," sagte der Kammerdiener, „er ist so gesund, wie der Fisch im Wasser." Oder ob er trübsinnig sey. „Nein, es ist ihm so wohl, wie dem Vogel im Hanfsamen." Oder ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein, er ist ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder." Des verwunderte sich der König, und wünschte diesen Menschen zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er schon lange gesund und wohl auf sey. „Ja Sire," erwiederte er, „allbereits 75 Jahre." Ob er in Paris geboren sey. „Ja, Sire! Es müßte curios zugegangen seyn, wie ich anderst hinein gekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen" — Das soll mich doch Wunder nehmen, erwiederte der König. Denn eben deswegen hab ich euch rufen lassen. Ich höre, daß

ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt ihr, daß man schon lange auf euch Achtung gibt? Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt, und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein anderer seyn, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede. Kein Wort mehr: Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubniß. — Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es nothwendig sey, und ob es nicht auch anderst eben so gut seyn könnte, sondern er thuts. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr, dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!" Als er nach Hause kam, las er die Zeitung, wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel drinn. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er gieng spazieren, er gieng in die Komödie, in das Wirthshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde es ist ein hartes Wort fünf und siebenzig Jahr continuirlich in Paris gelebt zu haben, und jetzt erst nicht hinaus zu dürfen." Endlich im dritten Vierteljahr konnte ers nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubniß, das Wetter sey so hübsch, oder es sey heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Mann begleiten lassen, wenns seyn müsse auch von zweien.

Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlich durchlebten Jahrs, gerade am nämlichen Tag, als er Abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Caläschlein im Hof? Wer will mich zum Besten haben?" Herzensschatz, antwortete die Frau, ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Caläschlein und die Erlaubniß darin spazieren zu fahren, wohin du willst." „Ma foi! erwiederte der Mann mit besänftigter Miene, der König ist gerecht." — „Aber nicht wahr, fuhr die Gattin fort, morgen fahren wir spazieren aufs Land?" — „Ey nun," erwiederte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehn." Wenns auch morgen nicht ist, so kanns ein andermal seyn, und am Ende, was thun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig."

Seines Gleichen.

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen Abends eine Flasche Wein, und einen halben Vierling Käs. Eines Abends als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelschmidt, mit seinem Schoppen Siebenzehner, hinauf. „Euer Wohlgebohren, sagte er, redeten da vorhin an ihre Nachbaren über die Quadratur des Zirkels.

Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unsers gleichen, sagte er, können von so etwas wohl unter sich sprechen und einander Gedanken geben. Ich z B. wäre euerer Meinung nicht gewesen. Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmidt, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleich sehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntschaft groß zu thun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breit zu schlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen verachtenden Blick, und sagt: „Wenn ihr bei Leuten eures gleichen seyn wollt, so kommt nicht zu mir, oder wer seyd ihr?" Der Zirkelschmidt des Schimpfes und der Schande gewöhnt erwiedert: „Sollte Euer Wohlgebohren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler mit einander sprechen." Deß erboßte sich der andere noch mehr. „Ihr ein Künstler, fragte er ihn, ein Kammmacher, oder ein Besenbinder? Wollt ihr ein Almosen von mir?" Der Zirkelschmidt erwiedert: „Herr Christlieb, das bergt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunst. Leute unsers gleichen pflegen sich sonst eben so sehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntnisse und Geschicklichkeit." Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht ihr mir schon wieder von eures gleichen," sagt er. „Hör ichs zum drittenmal von euch, so werf ich euch den Stuhl an den Kopf, und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe." Der Wirth aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmidt, reist!"

Der Zirkelschmidt aber erbost sich darüber auch, und geht aus dem Löwen ins Rößlein gerad gegen über, und „stellt euch vor, sagt er dort zu seinen anwesenden Bekannten, was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Brodich einbildet. Der hochmüthige Gesell nimmts für einen Affront *) auf, daß ich zweimal zu ihm sagte: „Leute unsers gleichen, und ich sags zum drittenmal, wenn ers hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl."

Der geneigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmidt darauf beharret, ein Mann den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, sey seines gleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmied: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihres gleichen. Der Zirkelschmidt hatte insofern recht.

Das Blendwerk.

Manche Leute, wenn sie etwas sehen, das sie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, so sagen sie kurz und gut, das ist ein Blendwerk. Nämlich daß man etwas zu sehen glaube, wo nichts ist, oder daß man die Sache anders sehe, als sie wirklich ist.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn jemand im Mondschein

*) „Affront" so viel als „Beleidigung."

auf der Straße ist und sieht an einer Mauer, oder im Nebel seinen Schatten aufrecht, daß er meint es sey ein ungebetener Kamerad, der mit ihm geht, einer von der schwarzen Legion.

Item, wenn jemand einen falschen Freund, für einen guten Freund hält, und troz aller Warnung dem Spitzbuben traut, bis er zulezt um Hab und Gut betrogen ist, und die Hande über dem Kopf zusammenschlägt. Das ist ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint etwas sey ein Blendwerk und ist doch keins

In einem namhaften Ort am Rheinstrom kam ein Gauckler an, ein Tausendkünstler, und bekam die Erlaubniß auf einer alten Heubühne, die schon lange nicht mehr war gebraucht worden, seine Künste zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Fast die ganze Gemeinde versammelte sich, und es war der Mühe werth.

Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tausendkünstler zuerst zwei schwarze Katzen hervor, die horten einander das große Einmaleins ab, und rechneten verschiedene Exempel aus der verkehrten Regel Detri

Nachdem schlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch, und kam auf der andern Seite lebendig und eben so dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache scheint übertrieben zu seyn.

Hierauf sagte er, das sey aber noch alles nichts. Jezt wolle er sich mit einem scharfen Schrotmesser den Bauch aufschneiden. Hernach wolle er ganz in

den Bauch hineinschlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm sehe. Hernach wolle er sich wieder aus sich selber herauswickeln, daß er wieder sichtbar werde.

Ehe er aber das große Wagestück beginnen konnte, fieng die Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack, stürzte der morsche Boden zusammen, und die ganze Zuschauerschaft wäre in dem untern Raume zusammen gestürzt, wenn nicht noch einer sich an einem schwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entstand nun ein großes vierstimmiges Noth- und Zettergeschrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es ist gar klug, wenn man kleine Kinder zu so etwas mitträgt. Sie sehen alles gar gut, und wenns an Musik fehlt, so können sie machen. Alles schrie: „O mein Kopf, o mein Arm, o meine Rippen, so daß der oben auf dem Balken genug zu trösten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld, sagte er, und seyd verständig! Man muß sich ja schämen vor dem fremden Mann. Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk ist. Euch Leuten, sagte er, ist keine Ehre anzuthun." Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künstler, und meinte unversehens würden wieder alle an ihren Plätzen sitzen.

Große Schneeballen.

Wenn in sehr hohen und gähen Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine handvoll Schnee los wird, und anfängt, den Berg herab zu rollen, so wird die Balle natürlicherweise immer größer, aber bis sie in ein Thal herabkommt, wird sie endlich so groß, daß sie Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuser zerschmettern kann, und viele hundert Centner Schnee schiessen von oben herab ihr nach. Ein solcher Schneeschuß heißt eine Lavine, und es wäre an einer einzigen genug. Aber Dienstags am 11. Februar des Jahrs 1807, Abends um 7 Uhr, stürzten bei dem Orte Stuben am Arlberg vier solcher Lavinen von vier verschiedenen Orten herab, auf einmal mit einem fürchterlichen Tosen und Krachen zusammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner gewesen seyn. Vier Häuser und acht Ställe wurden fortgerissen und überschüttet. Von 18 Personen, welche in diesen Häusern aßen und tranken, spinnten und haspelten, sind nur drei lebendig gerettet worden. Dreizehn sind todt hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwundungen gestorben, und zwei Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabei giengen 10 Pferde, 36 Stücke Rindvieh, 20 Geißen, 11 Schaafe und eine Sau verloren, und der Schaden beläuft sich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 12,977 fl. In wenig Minuten war alles richtig

Da ists doch besser in der Ebene zu leben, und in den anmuthigen Thälern zwischen den kleiner

Bergen, wenn sie auch nicht alles ist, wie mans wünscht, und kommt manchmal etwas ungerades, bald von oben herab, bald von der Seiten, rechts oder links.

Pieve.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkartenhändler, die im Land herum ihre Waaren, Bildnisse von Heiligen, Bildnisse von Kaisern und Königen und Kriegsschauplätzen feil tragen. Aber für Manchen kommen sie wie die Storken ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Canton Tessino, in welsch Tirol, und dieses Pieve dient zum Beweisthum, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdrossene und sparsame Väter eben so brave Söhne und Enkel folgen. Und deßwegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen, als an seinen Bildern allen. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt seine Einwohner nicht. Lange behalfen sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung, Remondini in Bassano, sah, wie unverdrossen und fleißig diese Leute waren, so vertraute er ihnen anfangs schlechte, alsdann immer bessere Kupferstiche und Holzschnitte, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tirol, die

Schweiz und das anzrenzende Deutschland, und es gieng schon besser. Sie hatten an den gemahlten Kaisern und Königen, Propheten und Aposteln selber mehr Freude, als an den plumpen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus dem Fundament verstanden, und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Straßburg, Amsterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warschau und Berlin. In allen diesen und noch mehrern Städten sind sie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von sehr kostbaren Kupferstichen und Landkarten zu finden. Ja eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolsk in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Pieve. Neben diesen stehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen diesen Handel und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geschäfte am glücklichsten von statten giengen, war zur Zeit des Sommers, ausser Kindern und alten Greisen, keine mannliche Person daheim, aber alle kamen mit wohlerworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdessen den Feldbau. Seit der Revolution und des Krieges an allen Enden und Orten hat dieser lebhafte Handel sehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Pieve unaufhörlich

einen Mann auf der Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Zügen, und wird dieser alt, so überläßt er dem Sohn das Geschäft, und bringt seine Jahre daheim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.

Das sind nun die Bilderhändler von Pieve. Der rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.

Die Baumzucht.

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß ers weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirschen," sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vöglein auf dem lustigen Baum kann sitzen, und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz."

„Wir nähren uns doch alle," sagt er, „an dem nämlichen großen Hausvatertisch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt."

Der

Der lieb Gott hej zum Früehlig gseit:
Gang, deck im Würmli au si Tisch!
Druf het der Chries-Baum Blätter treit,
viel tausig Blätter grün und frisch.

Und 's Würmli usem Ey verwachts,
's het g'schlefe in si'm Winterhuus,
es streckt si, und sperrt 's Müüli uf,
und ribt die blöde Auge us.

Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!
Me chunnt schier nimme weg dervo."

Und wieder het der lieb Gott gseit:
„deck jez im Imli au si Tisch."
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

Und 's Immli siehts und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „das wird mi Caffi sy,
sie hen doch chosper Porzelin.

„Wie sufer sin die Ghächeli gschwenkt!"
Es streckt si trochche Züngli dri,
Es trinkt und seit: „Wie schmecks so süeß,
do mueß der Zucker wohlfel sy."

Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit.
Viel tausig Chriesi roth und frisch.

und 's Spätzli seit: „Isch das der W'richt?
do sizt me zu, und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und stärkt mer d' Stimm zum neue Gsang."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „hat euch auch manchmal der Feldschütz verjagt ab den Kirschbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wenns noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist."

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

Der lieb Gott het zum Spätlig gseit:
„Ruum ab! sie hen iez alli g'ha."
Druf het e chüele Bergluft gweht,
und 's het scho chleini Rife g'ha.

Und d' Blättli werde gel und roth
und falle eis im andre no,
und was vom Bode obsi chunnt,
muß au zum Bode nidsi go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„deck weidli zu, was übrig ist."
Druf het der Winter Flocke gstreut.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum, oder Nußbaum, lieber ein Baum.

Der Hausfreund sagt: Adjunkt, ihr seyd ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet ihr übel dran seyn.

„Das ists eben," sagt der Adjunkt, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Taback genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein sie bleiben draussen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: Rechts — jezt Links — jezt noch ein wenig links über das Berglein.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „wenn ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seyd ihr schon.

oder gar Kreisrath, das Alter hättet ihr, so müßt ihr euere Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt euerer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

Wenn ich mir einmal so viel bei euch erworben habe, sagt der Adjunkt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen, und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heissen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab, und rufe leise hinab: „Stilles Kind dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus."

Er ist kein anwäger Mensch der Adjunkt.

Des Adjunkts Ständrede über das neue Maaß und Gewicht. *)

Als der Hausfreund dazu kam, im Rößlein zu Mühlburg, stand der Adjunkt auf einem Stuhl, und hielt eine Rede über das neue Maaß und Gewicht, welches in dem Lande soll eingeführt werden.

Ich meines Orts, fuhr der Adjunkt fort, habe gegen alles nichts, nur die neue Weinmaaß ist mir etwas zu klein ausgefallen. Zwar bin ich kein Kind, das erst heute auf die Welt kommt, und meint, wo die Maaß am größten ist, da kann man für sein Geld am meisten trinken. Denn je größer die Maaß, desto theurer. Je kleiner die Maaß, desto wohlfeiler, und ein Rausch, wer Freude daran hat, ich nicht, kostet das nämliche Geld, nach wie vor. In Segringen auf meiner Flucht, fand ich die Maaß noch kleiner, in Bagdad am Flusse Tigris, in der Türkey am kleinsten. Aber die Sache ist die: Eine halbe Maaß war bisher für meinen Durst wie abgemessen und gericht. Jetzt ist mir eine halbe Maaß zu wenig und eine ganze zu viel, und den Schoppen bin ich von jeher feind gewesen. Aber wer in der Welt will leben, muß sich nach den Umständen richten, und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. Das neue Gewicht und Maaß bringt allgemeinen Nutzen. Denn

Erstlich, so wars bisher in jeder Herrschaft, in jedem Städtlein anders, andere Ellen, andre

*) Die Abbildung siehe im rheinländischen Bildermann.

Scheppen, andre Simri oder Sester, anderes Gewicht. Jetzt wird alles gleich von Ueberlingen oder Constanz an, am großen See, bis nach Lörrach im Wiesenkreis und von da durch das ganze Land hinab bis nach Wertheim im Frankenland. Niemand kann mehr irre geführt werden, wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: Wie theuer die Elle Tuch, oder der Vierling Käs? Der Wirth sagt: so und so viel. Wenn er nun meint, hier sey der Käs wohlfeil, und sagt: Wißt ihr was? bringt mir lieber ein halbes Pfund, so bekommt er leichteres Gewicht, und der Käs ist theurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land seine Elle und seinen Pfundstein selber mit sich führen, ist er in Ueberlingen probat, so ist ers auch in Wertheim. Ja man hat an einem fremden Ort gar nicht mehr nöthig zu fragen, „Wem gehört dieses Dorf?" sondern nur: „Was hat man hier für Maaß und Gewicht?" Sagt nun der Krämer oder der Wirth: „Badisches Maaß und Gewicht;" so merkt man gleich, daß man noch im Badischen ist; sagt er: Würtembergisches, so ist man nimmer in Baden.

Zweitens, so hatte man bisher sogar am nämlichen Ort, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirthshaus, im nämlichen Kaufladen für verschiedene Sachen verschiedenerlei Maaß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter Weise; ein anderes Maaß für Bier, ein anderes für Oel, ein anderes für Branntewein, ein anderer Sester für glatte Frucht, ein anderer für rauhe, und es ist ein Glück, daß man nicht auch verschiedenerlei Geld haben mußte

zum Zahlen, eine andere Gattung Kreuzer für den Schnupftabak, eine andere für den Rauchtabak, eine andere fürs Dintenpulver. In Zukunft gibts nur einerlei Sester, einerlei Maaß, einerlei Pfund für das Hirsch-Unschlicht und für das Schweinenschmalz von Dan bis nach Bersaba. Vorher bei so großer Ungleichheit wars keine Kunst, einen einfältigen Menschen zu betrügen. In Zukunft ists eine Kunst, denn man kann alles mit dem nächsten besten Maaß wieder nachmessen, daheim oder beim Nachbar. Ja es ist nicht einmal einerlei, ob das nämliche und richtige Fruchtmaaß ein wenig weiter ist, aber nicht so tief, oder ein wenig tiefer aber nicht so weit, wegen den Schnitzen und andern Früchten, die man gehäuft mißt. Das weite Maaß war profitabler beim Empfangen, das engere beim Geben. Aber wenn der arme Mann und Schuldner in den Händen des reichen Wucherers war, mußte er geben und nehmen wie dieser wollte. Künftig ist er nicht mehr in seinen Händen, was das betrifft. Das Maaß hat überall einerlei Weite und einerlei Tiefe. Es ist Schade, daß man den Wein nicht auch häufen kann für das nämliche Geld. Es sparte dem Wirth manchen Gang und dem Gast manchen Kreutzer. Aber das Hübsche hat doch die neue Einrichtung auch noch, daß das Maaß für trockene und für flüßige Sachen durchgehends gleich ist. Ein Malter ist so viel als eine Ohm, ein Sester so viel als eine Stütze, ein Meßlein worin man die Frucht mißt, so viel als eine Maaß, worein man den Wein gießt, und der vierte Theil eines Meßleins so viel als ein Schoppen. Aber alle Fruchtmaaße werden noch einmal so weit, als sie hoch sind, und

alle Maaße für flüßige Sachen werden noch einmal so hoch als sie weit sind. Dies ist der einzige Unterschied.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt auf seinem Stuhl, und räuspert sich, „reicht mir einen Schluck von eurem Viertelsmeßlein Elmendinger herauf. Mein Mund ist von der Rede trocken, und ihr zwingts doch nicht ganz. Denn es ist nicht das erste, das ihr heute trinkt, auch nicht das zweite."

Drittens und endlich, fährt der Adjunkt fort, so hat das neue Maaß den großen Vortheil, weil fast alles in zehen gleiche Theile geht; dieß ist aber die künftige Einrichtung der Maaße und Gewichte:

Ein Zuber (dies ist das größte Fruchtmaaß) hat	10 Malter.
Ein Malter hat . . .	10 Simri oder Sester.
Ein Sester hat	10 Meßlein.
Ein Meßlein hat . . .	10 Becher.
Item ein Fuder ist so viel als ein Zuber Fruchtmaaß u. hat	10 Ohm.
Eine Ohm (so viel als ein Malter) hat	10 Stützen.
Eine Stütze (so viel als ein Sester hat	10 Maaß.
Eine Maaß, (so viel als ein Meßlein) hat	10 Glas.
Item die Ruthe hat . .	10 Schuh.
Der Schuh	10 Zoll.
Der Zoll	10 Linien.

100 Ruthen ins Gevierte machen ein Viertel Feldmaaß.

400 Ruthen ins Gevierte sind ein Morgen oder Juchert; denn der Juchert hat 4 Viertel.

Item Eine Stunde Zeit bleibt wie sie war, aber eine Stunde Wegs wird nach dem neuen Maaß genau der Neuntausendste Theil vom Umkreis der ganzen Erdkugel seyn. Vorher wars nur der zehntausend und achthundertste Theil.

Item die Elle wird genau so viel als 2 Schuh nach dem neuen Maaß betragen. Man kann sagen, so viel als ein Paar neue Schuhe. Die Elle hat auch 10 Theile, und ein $\frac{1}{2}$ Zehntel ist dann just 1 Zoll. —

Item das Klafter hat 6 Schuh, das Holzklafter 6 Schuh Länge, 6 Schuh Breite nach dem neuen Maaß. Das Scheit Holz bekommt zu seiner Zeit die Länge von 4 Schuh.

Item der Centner hat überall 100 Pfund, nicht mehr wie bisher an einigen Orten 104, an andern 108.

Das Pfund hat	10 Zehnling.
Der Zehnling hat	10 Centaß.
Das Centaß hat	10 Pfenninge.
Der Pfenning hat	10 Aß.

Aber kürzer ists so:

Der Centner hat	100 Pfund.
Das Pfund	100 Centaß.
Das Centaß	100 Aß.

Dabei wird freilich ein Maaß etwas größer, ein anderes etwas kleiner werden, wie es sich am besten schickt, und man wirds bald gewohnt seyn. Aber merke: deßwegen wird ein neuer Rock, ein

Stück Feld, ein Häuptlein Vieh nicht mehr und nicht weniger werth als vorher, weil nach dem größern oder kleinern Maaß auch der Preis desselben steigt oder fällt; und der Weg von Mühlburg nach Basel, wird nicht länger oder kürzer, ob er nach großen oder kleinen Stunden gemessen wird.

Der große Vortheil aber, der durch die neue Eintheilung der Maaße gewonnen wird, zeigt sich im Rechnen, weil alles in 10-Theile geht, und keine ungeraden Zahlen oder Brüche im Multipliciren oder Dividiren zu fürchten sind. Als nämlich noch keine Rechnungstafeln, kein Ein mal Eins, kein Schulmeister und kein Herr Provisor im Land war, zählten unsere Uraltern an den Fingern. Einmal 10, zweimal 10, dreimal 10; — bis auf zehnmal zehn u. s. w. Daher entstanden die Hauptzahlen 10, 20, 30 und bis auf 100. Item 10 mal 100 ist tausend; 10 mal 1000 ist 10,000 und so weiter. Demnach so ist diese Rechnungsart die natürlichste und ist dem Menschen schon im Mutterleib mit seinen Fingern angewachsen und angeboren und unsere Alten habens wohl verstanden mit ihren 3 alten Zahlen, als da sind I und V und X. Solches kommt auch von den Fingern her.

Aber zur Abwechslung und damit ihr mir nicht einschlaft, sagt der Adjunkt, will ich euch jetzt ein Räthsel geben. Hernach wollen wir Exempel rechnen.

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger an Einer Hand,
Fünf und zwanzig an Füßen und Händen.
Wer kann mein Räthsel legen oder wenden?

Herr Wirth, fährt der Adjunkt fort, leihet mir jetzt eure Kreide, aber nicht die doppelte, die Wand könnt ihr wieder abwischen.

16 Fuder wie viel Ohm? Setz eine Null dran! Sind 160 Ohm. Wie viel Stützen? setz noch eine Null dran! Sind 1600. Wie viel Maaß? Setz noch eine Null dran! Sind 16,000.

Item 16 Fuder, 9 Ohm, 7 Stützen, 8 Maaß, wie viel Maaß zusammen? Setz nur die Zahlen an einander, Facit: 16978 Maaß. Denn 16 Fuder sind 160 Ohm und 9 dazu sind 169 nach Adams Riesens Rechenbuch, und so weiter.

Aber 16 Fuder 8 Maaß, wie viel Maaß zusammen? Sprich 16 Fuder, Null Ohm, Null Stütze 8 Maaß thut 16008. Allemal wo etwas fehlt, setz eine Null.

Aber wie die Eintheilung nicht von zehn zu zehn, sondern von hundert zu hundert geht, nämlich bei den Gewichten, da muß man zwei Nullen setzen, wenn etwas fehlt.

25 Centner wie viel Pfund? Facit: 2500. Wie viel Centaß? Facit: 250,000. — 25 Centner und 56 Centaß, wie viel Centaß zusammen? Antwort 250,056.

Item 48,273 Maaß, wie viel Fuder? Schreibe über die letzte Zahl 3 das Zeichen Maaß, über die nächste 7 setze Stützen, über die nächste 2 setze Ohm, über die nächste 8 setze Fuder; Facit: 48 Fuder 2 Ohm 7 St. 3 M.

Item die Maaß Klingenberger kostet in Oppenau im Engel, ich will sagen, 48 Kreutzer. Was kostet

die Stütze? Antwort 10 mal so viel, thut 480 kr. oder 8 Gulden; was die Ohm? Antwort 80 Gulden, und das Fuder 800, ungefragt.

Item, im Addiren und Subtrahiren gehts ganz wie bei unbenannten Zahlen. 8 Maaß und 7 Maaß thun 15 Maaß, oder 1 Stütze 5 Maaß u. s. w.

So groß sind die Vortheile der neuen Einrichtung, heißt das im Rechnen, und unsre Kinder, ich will jetzt auch bald weiben,, sagt der Adjunkt, unsere Schulkinder werdens erkennen. Auch sind wir nicht die einzigen und nicht die ersten. Ist nicht in Frankreich das zehntheilige Maaß und Gewicht von einem Meer bis zum andern schon lange im Werk in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hüningen, nach Colmar oder Straßburg, nach Speier, Worms oder Mainz, oder wer auf seinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burgliber hinein, oder Piobsheim, oder Hagenbach, oder Oggersheim oder gar nach Paris und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zu recht kommen. Einem Würtemberger oder Bayer wirds nicht so gut.

Noch eins: es wird im ganzen Lande auch nur Eine Manier seyn, die Frucht- und Weinmaaße zu eichen, zu sinnen, zu fechten. Bisher machte es der eine so, der andere anders, und das verursachte viel Unterschied und Gunst.

Als aber der Adjunkt vom Stuhl herabgestiegen war, denn er sagte, jetzt seys Zeit nach Karlsruhe in die Comödie, denn er lebe wie der Vogel im Hanfsaamen, fragte ihn der Wirth: Aber Herr Adjunkt, wenn mir nun ein Gast kommt, gesetzterweis

und will eine Halbe oder einen Schoppen, und ich habe keinen, sondern nur eine Maaß und zehen Gläser. Wie dann?" — Schafft euch einen an, sagte der Adjunkt, es wirds euch niemand wehren. Fünf Glas sind eine halbe Maaß, zwei und ein halbes Glas sind 1 Schoppen, die Hälfte davon ist ein halber Schoppen. Diese Eintheilung könnt ihr und eure Gäste unter einander forthalten, so lange ihr wollt, aber nach der neuen Maaß, nicht nach der alten. Und mit Erlaubniß, sagte der Hausknecht, wenn einer einen halben Vierling Haber verlangt für das Roß, und ich habe keinen. Der Adjunkt sagt: der Meister soll euch einen anschaffen. Hat vorher das Simri 16 Meßlein gehalten, und der Vierling 4, so haltet jetzt das Simri 10 Meßlein und der Vierling 2½. Denn viermal 2 und ein halbes ist zehen. — Aber das Rößlein wird keine große Sprünge mehr machen bei dem halben Vierling. Denn das neue Simri (oder Sester) ist kleiner als das alte, folglich auch der Vierling, folglich auch der halbe. Man muß also etwas zulegen. Sonst wenn der Herr einmal reiten will, der die neuen Maaße eingerichtet hat, nach Dattingen oder nach Zunzingen, so thut ihm das Rößlein eine Schabernack an, und läßts ihn entgelten.

Also kann auch der Krämer für den Käs, für den Schnupftaback, für den Coriander, für Zucker und Caffee, item für alles kann er in seinem Laden Vierling und Lothgewicht behalten, so lang er will, aber nach dem neuen Pfund, nicht nach dem alten. Hat er 32 Loth verkauft, so hat er 100 Centaß verkauft. Solches ist einerlei.

Herr Adjunkt, sagte zuletzt der Chirurgus, seyd so gut, und erklärt uns jetzt auch noch das Räthsel von eurem Landsmann! Wir haben an unserm Tisch immer dran studirt, allweil ihr gepredigt habt. Wir bringens nicht heraus. — Ihr dürft nur die Worte recht absetzen, sagt der Adjunkt:

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger (Comma) an einer Hand
Fünf (Comma) und zwanzig an Füßen und Händen.
(Punktum.)
Habt ihr nicht auch zehen Finger, an einer
Hand fünf, und zwanzig an Füßen und Händen?
Es gibt nichts zu operiren.

Da lächelte der Chirurgus und sagte: Adjunkt ihr seyd ein durchtriebener Kopf.

Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sey; auf einmal, unterhalb Seefelden, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund," sagte er, mir ist so wohl. Examinirt mich ein wenig über das Sprüchlein: „du machest fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends."

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probiren. Was heißt das: du machest fröhlich?

Sagt darauf der Adjunkt: „das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute — Niemals Gestern — Morgen kommt selber."

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh euch nicht recht."

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat," sagte er, daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war, oder auch besser, und ob es morgen besser seyn werde, oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich habs auch schon besser gehabt, als bei euch."

„Nichts für ungut," sagte der Hausfreund, „Was folgt nun daraus?" —

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böße Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen."

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?"

— Antwort: „Alles was webet."

Was versteht ihr darunter?

— „Erstlich und vordersamst," sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahr-

markt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft, und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ißt sie eine Fliege, und wenn's seyn kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseyns."

„Zweitens, versteh ich darunter," sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt, und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschießen muß in den langen Zeddel, so sieht er doch wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er inne haltet, und eine Prise nimmt, denkt er: du nährest dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut."

„Drittens," sagt er, „versteh ich darunter Mich den Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechräthsel, ja Standreden in euern Kalender, und alle euere Leser haben mich gern. Seht hier ist nichts," sagte er, indem er die Taschen umkehrte, — hier ist nicht viel — hier ist die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen, in Reutlingen. Wenn wir fertig sind, sing ich euch eines davon."

„Viertens und endlich," sagt er, versteh ich darunter alles was webet, das heißt: alle

Men-

Menschen. Denn Weben oder Webern heißt so viel als sich bewegen. In ihm leben, weben und sind wir. Weben heißt, Rührig seyn mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes."

„Folgt daraus, Adjunkt?"

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schoß legt, und nicht rührig und emsig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich seyn, wenn er schon so aussieht. Denn es heißt: Du machest fröhlich alles, was webet."

„Fragt sich nun drittens, Adjunkt: Warum heißt es: Beide des Morgens und des Abends?"

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tagszeiten gleich sind. Habt ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am lustigsten sind? Morgens, wann sie hinausgehen, und Abends, wann sie heimkommen. Oder wann stimmt euer Nachbar, der Schuhmacher seine Lieder an: Süßer Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht. Er schneidet das Leder zu, und zwingt es über den Leist, und die Morgensonne grüßt ihn zwischen dem Kirchthurm hinein und zwischen der Zehndscheuer. Am Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat, und die Ruhe kommt. Der Schuh ist fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein, und die Löffel und Gabeln rühren sich schon in der Schublade.

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?"

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags sitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geschäft doch fertig seyn, also bleibt er daran bis Mitternacht — einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektirt die Tagszeiten nicht."

„Adjunkt," sagte der Hausfreund, „wenn ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an euch ein Pfarrer verloren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!"

Da sang der Adjunkt durch Seelfelden hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande. *)

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann

*) Diese und die folgenden Erzählungen, die wir hier als Anhang zu den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes beisetzen, sind, mit Ausnahme der letzten (Seite 499), zuerst von Hebel in den badischen Kalendern der Jahre 1803 bis 1807 mitgetheilt, und später noch von ihm im einigen Ausdrücken, so wie sie hier erscheinen, verbessert worden. Die letzte: „Herr Charles," ist aus den Rheinblüthen (Jahrgang 1819) genommen, worin sie Hebel zuerst bekannt machte.

einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es sahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an bei sich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenstreich, und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts, auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da, und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geist gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und gieng mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man lernen: Erstens, man soll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen seyn. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden." Zweitens, man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen

auf die Erde fallen ließ und davon gieng, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich."

2.

Ein anderer meinte, es sey schön, Gutes zu thun an seinen Freunden, und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiederte: das sey schön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zanksüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen sey. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreissen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernens von den Eltern; sie sehens und hörens nicht anders, und folgen dem Beyspiel. So wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sey, sondern daß er als Taglöhner täglich um 15 kr. arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sey, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu seyn, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: „es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Capitalien

an." Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbende Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet

Aber ein anderer gieng mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabgieng, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf blosem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die 2 schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen

Kind, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater, nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?" fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft. — „Zur Aushülfe für die Zukunft," erwiederte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich euch, o Vater! auch einmal in das Spital schicken werde."

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darinn. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüß, für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiederte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche, und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld." Der Wirth sagte: Was soll das heissen? Seyd ihr mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speise

von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's eure Schuld. — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seyd ein durchtriebener Schalk," erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzig-Kreuzerstück dazu. Nur seyd stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so." Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer."

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sey, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr seyn. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrüßlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrüßlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das seyn?" fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie

wollten heute in dem Hof speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten." — Dießmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sey, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wohl seyn! So nimm dein Eigenthum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere, machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unter-

dessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung schon heraus genommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie ers gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thlr. seyen eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thlr. verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thlr. gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche seyn, auf welches der erstere ein Recht hat Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thlr.

verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als, du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thlr. findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Zwei Erzählungen.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeigieng, um einen Kreutzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreutzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dieß liest, wird denken, das zu lernen sey keinen Heller, noch weniger einen Kreutzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr werth, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreutzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt

hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, gieng doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seyd, schrie jetzt der Junge, schon so alt und noch so unverständig! hab ich euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreutzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlagt Ihr mich denn?" So unangenehm dem Ehrenmann dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe Recht und er selber Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sichs zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sey wohl sechs Kreutzer werth gewesen.

In einer andern Stadt gieng ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da gieng der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann muß gewesen seyn, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. Wo geht Ihr hin so eilig? sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiederte ganz gelassen: Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht. — Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben. Das mag seyn, fuhr der Bürger fort, aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht. Das verdroß den Stadtrichter sehr.

Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jezt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängniß führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zulezt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jezt aber sprach der verständige Mann: Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Thurn gehen werde, — und weiß ich denn jezt gewiß, ob ich drein gehe? Nein, sprach jezt der Richter, das sollt Ihr nicht. Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

Der schlaue Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jezt auf der Straße entgegen gieng, 100 fl. für geliefertes Heu eingenommen hatte, und heimtragen wollte. Deßwegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Taback und Branntwein. Wer

weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreutzer im nächsten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenns nur nicht so weit von meinem Quartier wäre," sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab nichts; so müssen wir den Gang zum heil. Alfonsus doch machen Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich theilen." Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hätte Anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heil. Alfonsus habe ihn noch in keiner Noth stecken lassen, daß dieser selbst anfieng Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Camerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt, sagte er seinem Begleiter ins Ohr, jetzt hat mir der Heilige gewinkt." Er stand auf, gieng zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen, und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken." Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und theilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die

Probe noch einmal machte. Alles gieng das zweitemal wie zuerst. Nun kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken." Der Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreutzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heil. Alfonsus haben, und nachsehen. Alfonsus habe ihn noch nie getäuscht. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Der Zahnarzt.

Zwei Tagdiebe, die schon lange in der Welt mit einander herumgezogen, weil sie zum arbeiten zu träg, oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da geriethen sie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zusammen, das

sie

sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus demselben lauter kleine Kügelein oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arznei-Pillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rothgefärbtes Papier bei dem Buchbinder: (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen.) Das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun gieng der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort, und machte seine Marktaffären aus. Indessen kam der andere Tagdieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund, sprach er, Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?" und gieng mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von

Travalgar," fuhr er fort. Denn solche fremde volltönige Namen müssen auch zum Betrug behülflich seyn, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt," fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst seyn, euch mit einer, höchstens zweien, von euren Leiden zu befreien." „Das wolle Gott," erwiederte der andere Halunk. Hierauf zog der saubere Doktor Rapunzius eines von seinen rothen Päcklein aus der Tasche, und verordnete dem Patienten ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrey. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sey jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran war, und that, als ob er seinem Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlau angelegt, und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreutzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich giengen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammen kamen, über die Einfalt dieser Leute, und ließen sich's wohl seyn von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für 24 kr. bekam man noch in keiner Hungersnoth. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrod-Kügelein wurden natürlicher Weise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreutzer aus der eigenen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen." — Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, lauft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sey, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken

halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder." Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?" — „Niemand gehören sie, sagte der Pole, einer todten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen was ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte seyn," und der Hausfreund glaubts auch nicht. Allein der Pole erwiederte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seyd, so bin ich am rechten Ort," und der Hausfreund glaubts auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Wittwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sey, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter

habe, stellte er ihr frey, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe, und hatte recht. Denn er gieng noch vor der Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst,“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle seyn mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen? Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die

letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seyen. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissens nicht." — Wie er denn heiße? „Wir wissens auch nicht." — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sey? „Charles." Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenns der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?" und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen," und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm

zwei abnehmen," dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sey der Herr Vetter, und anfiengen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen," sagte er, „wenns so ist, so will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder," sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg, und blieb sitzen — er stand auf und blieb stehen. „Seyd so gut, sagte er endlich, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;" da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund," sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenns ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sey es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich sie auch noch umsonst ge-

führt haben. Die Zeiten sind bös und der Verdienst ist gering." — „Eben deswegen," sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sey so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sey, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, „Wenns so ist," sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns so ist, so kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles," dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann" — und als der Pole schon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund, sagte der Herr Charles, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein, oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden seye, und ob ers thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöthen gehabt.

J. P. Hebel's

sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Vierter Band.

Biblische Erzählungen.
Biblische Aufsätze,

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

Inhalt

des vierten Bandes.

Biblische Erzählungen. I. Theil.

	Seite
1. Die Erschaffung der Erde	3
2. Die Erschaffung der Menschen	5
3. Der Sündenfall	6
4. Adams Söhne	9
5. Noah. Die Sündfluth	11
6. Abraham und Loth	15
7. Loths Gefahr und Errettung	17
8. Sodom und Gomorra. Isaaks Geburt	20
9. Reden Gottes zu Abraham	22
10. Isaak	24
11. Esau und Jakob	28
12. Feindschaft zwischen Esau und Jakob	30
13. Jakobs Flucht	33
14. Jakobs Heimkehr und Aussöhnung mit Esau	35
15. Jakobs Söhne	38
16. Joseph wird nach Aegypten verkauft	40
17. Erste Reise der Söhne Jakobs nach Aegypten	44
18. Zweyte Reise	47
19. Dritte und letzte Reise	50
20. Moses	53
21. Auszug aus Aegypten	55
22. Reise durch die Wüste	59
23. Fortsetzung der Reise	63
24. Josue. Einzug in das gelobte Land	66

Seite
25. Gideon 68
26. Abimelech 70
27. Jephtha 73
28. Ruth 77
29. Eli und Samuel 80
30. Samuel und Saul 83
31. Saul, der König in Israel 86
32. David, der Hirtenknabe 88
33. Davids Kampf mit dem Riesen 90
34. Davids Flucht und Gefahr 93
35. David will den Nabal ermorden 96
36. David kommt heimlich in das Lager des Saul 99
37. David in Ziklag 101
38. David wird König in Israel 103
39. Davids königliche Thaten 105
40. Davids Sünde und Reue 108
41. Davids Unglück 110
42. Davids Flucht vor seinem Sohn Absalom . . 111
43. Davids Sieg und Rückkehr nach Jerusalem . 113
44. Der König Salomon 117
45. Theilung des Königreichs. Könige in Israel 120
46. Elias der Prophet 121
47. Elias auf dem Berg Carmel 124
48. Elias auf dem Berg Horeb 126
49. Elisa 127
50. Gehasi 129
51. Untergang der zehn Stämme 131
52. Könige in Juda 132
53. Schicksale des Reichs Juda 135
54. Untergang des Reichs Juda 137
55. Daniel 140
56. Heimkehr aus der Gefangenschaft 142
57. Kümmerliche Zeiten 144
58. Nehemias 147
59. Die kümmerlichen Zeiten dauern fort . . . 151

Biblische Erzählungen. II. Theil.

Seite
1. Maria 156
2. Die Geburt Jesu 157
3. Darstellung Jesu im Tempel 159
4. Die Weisen aus Morgenland 161
5. Jesus der fromme Knabe 163
6. Johannes der Täufer. Die Taufe Jesu . . 165
7. Die Versuchung 168
8. Die ersten Jünger Jesu 170
9. Von dem Reich Gottes 172
10. Das Weib von Samaria 174
11. Die Predigt in Nazareth 177
12. Menschenfreundliche Handlungen Jesu . . . 178
13. Heilung eines Gichtbrüchigen 181
14. Matthäus 182
15. Der Kranke zu Bethesda 185
16. Die zwölf Apostel 188
17. Die Bergpredigt 190
18. Der Hauptmann zu Capernaum. Der Jüngling zu Nain 193
19. Die Schicksale Johannes des Täufers . . . 195
20. Das Gleichniß von dem Säemann 197
21. Die Verwandtschaft Jesu 199
22. Mehrere Wunderwerke Jesu 200
23. Aussendung der Jünger 203
24. Jesus speiset mehrere Tausend Menschen mit wenig Nahrungsmitteln 205
25. Das Bekenntniß der Jünger 208
26. Die Verklärung Jesu 210
27. Das Gleichniß vom verlornen Schäflein . . 212
28. Von dem verlornen Sohn 212
29. Von dem Pharisäer und Zöllner 215
30. Von dem Unbarmherzigen 216
31. Von dem barmherzigen Samariter. . . . 217
32. Von den Talenten 219
33. Von den Arbeiten im Weinberg 220

Seite
34. Von dem Unbestand des Irdischen 221
35. Von dem reichen Mann und dem armen Lazarus 222
36. Begebenheiten auf der Reise nach Bethania . 224
37. Aussprüche Jesu 226
38. Auferweckung des Lazarus 227
39. Die Salbung in Bethania 230
40. Einzug in Jerusalem 233
41. Die Wittwe am Gotteskasten 234
42. Verkündigung von der Zerstörung Jerusalems und dem jüngsten Gericht 235
43. Judas Ischarioth 238
44. Die Stiftung des heiligen Abendmahls . . . 240
45. Reden Jesu zu seinen Jüngern. Begebenheiten in Gethsemane 241
46. Die Verläugnung des Petrus 244
47. Die Verurtheilung Jesu 246
48. Die Kreuzigung 249
49. Das Begräbniß 251
50. Die Auferstehung des Herrn 252
51. Maria Magdalena 254
52. Der Gang nach Emahus 256
53. Jesus besucht seine Jünger 257
54. Erscheinung Jesu am galiläischen Meer . . 259
55. Letzte Reden Jesu an seine Jünger. Himmelfahrt 261
56. Die erste christliche Gemeinde 263
57. Die Ausgießung des heiligen Geistes . . . 264
58. Die erste Verfolgung 266
59. Stephanus 269
60. Saulus 271
61. Der Mohr 272
62. Cornelius 274
63. Das Evangelium verbreitet sich nach Rom . 275
64. Die Vermächtnisse der Apostel 279
Beschluß 282
Biblische Zeittafel nach runden Zahlen . . 283

Biblische Aufsätze.

Seite
1. Bar Enasch oder des Menschen Sohn . . . 287
2. Zur Anordnung der Geschichte des letzten Hadschamahls Jesu 296
3. Judas Ischarioth 306
4. Tod und Leben Jesu 313
5. Ueber den Ausdruck der heiligen Schrift: „Dieb in der Nacht" 317
6. Bemerkungen zu einigen Stellen der Evangelisten 328
7. Einige Ideen bei der Lectüre der Apostelgeschichte 350
8. Bemerkungen zu 1. Cor. Kapitel 15, Vers 12—20 und Vers 42—44. 353
9. Keren Happuch, Jephthas Tochter 356
10. Hiob, Kap. 3. 369

Biblische Geschichten.

Erster Theil.

1.

Die Erschaffung der Erde.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war nicht alsbald so schön, wie sie jetzt ist, eingerichtet zur Wohnstätte der Menschen. Das Licht, die Luft, Gestein und Grund, die Keime aller Gewächse und aller lebendigen Wesen, lagen noch ohne Ordnung, eingehüllt in Wasser und wässerichte Dünste, und es gährte und bewegte sich alles durcheinander. Da scheidete sich zuerst allmählig das Licht oder die Helle von der bewegten Masse.

Es scheidete sich die Luft, und erhob sich und zog wässerichte Dünste mit sich in die Höhe. Also wölbte sich über der Erde der schöne hohe Himmelsbogen, und der Wolkenhimmel gestaltete sich, und die Luft dehnete sich aus zwischen Himmel und Erde.

Nach dem scheidete sich das Wasser und floß zusammen in das Meer, daß das Erdreich trocken wurde, und es thaten sich lebendige frische Wasserquellen in der Erde auf, die ergießen sich in die Bäche und Ströme, und laufen in das Meer. Als aber die Wasser abgelaufen waren von dem Erdreich,

giengen die Keime der Gewächse auf, und das Erdreich wurde geschmückt mit Gras und blumenreichen Krautern und Frucht tragenden Bäumen, die blühen, und bringen ihren fruchtbaren Samen in sich selbst, jedes in seiner Art.

Nach dem klärte sich der Wolken-Himmel auf, und die Sonne erschien in ihrer Herrlichkeit am reinen blauen Firmament und leuchtete auf die stille Erde herab, und gleicherweise, als sie untergegangen war, der Mond und die Sterne.

Es war noch kein lebendiges Wesen vorhanden, das sich über die schönen Lichter hätte freuen können. Aber bald fieng es an, sich im Wasser zu bewegen an großen und kleinen Fischen. Es flogen Vögel in der Luft umher und kamen immer mehr, und setzten sich auf die Zweige der Bäume in ihrem farbenreichen Gefieder, und freuten sich in tonreichen Weisen. Es kamen Thiere auf der Erde zum Vorschein, jegliches in seiner Art. Der Falter flatterte um die schönen Blumenhäupter. Das Lamm hüpfte und weidete auf dem Anger. Im Wald ergieng sich der prächtige Hirsch. Ueberall in den Höhen und Tiefen bewegte sich ein fröhliches Leben. —

Dieß alles ist so geworden durch Gottes allmächtigen Willen, durch sein lebendiges Wort. Gott sprach: „Es werde" — und es ward.

Herr! wie sind deine Werke so groß und viel! du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.

2.

Die Erschaffung der Menschen.

Als die Erde mit allem Reichthum der allmächtigen Himmelsgüte ausgestattet, und für alle Zeiten gesegnet war, sprach Gott: „laßt uns Menschen erschaffen, ein Bild, das uns gleich sey." Gott bildete aus Erde wunderbar den Leib des ersten Menschen, und hauchte ihm Leben und Seele ein, und nannte ihn Adam, das heißt: aus Erde entstanden," damit man daran denke, woher man genommen ist. Adam schaute mit kindlicher Freude in die schöne neue Schöpfung hinein. Gott führte die Thiere zu ihm und er gab ihnen Namen, und freute sich mit ihnen, aber er konnte nicht mit ihnen reden. Sie verstanden ihn nicht, und als er sie alle gesehen hatte, seufzte er, daß er doch allein sey. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, und als er wieder aufwachte, führte Gott ihm eine Jungfrau zu, die seines Fleisches und seines Gebeins war, und er erkannte mit freudigem Schrecken, daß sie seines gleichen sey, und als er mit ihr redete, daß sie ihm antwortete. Da legte Gott der Herr ihre Hände zusammen und sprach zu ihnen, wie ein Vater zu seinen Kindern: „Seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde und macht sie euch unterthan. Sehet, ich habe euch alles gegeben."

Damit hat Gott das erste Menschenpaar, ja er hat mit ihm das ganze menschliche Geschlecht mit

Vatersliebe eingesegnet, und den heiligen Bund der Ehe gestiftet. Adam gab hernach dem Weibe den Namen Eva, das heißt: „Mutter der Lebendigen."

Also vollendete Gott die Schöpfung des Himmels und der Erde. In sechs Tagen, was man Tage nennen mag, vollendete er sie, und Gott sah an alles was er geschaffen hatte, und siehe, es war sehr gut. Daher schreibt sich die göttliche Einsetzung, daß der Mensch sechs Tage lang arbeiten soll; am siebenten Tag soll er ruhen, daß der siebente Tag sey ein Dankfest für alle leiblichen Wohlthaten Gottes in der Schöpfung und ein heiliger Freudentag. Gott erweist dem Menschen viel Gutes in einer Woche, denn die Schöpfung ist täglich neu, und ihr Segen dauert in sich selber unaufhörlich fort im Werden und Wachsen, im Nähren und Mehren.

Wer nun sechs Tage lang gearbeitet hat, und kann sein Werk anschauen, daß es gut sey, und denkt an Gott, der ihn genährt und gesegnet hat, dem wird der siebente Tag ein stiller und heiliger Freudentag. —

3.

Der Sündenfall.

Die Geschichte der ersten Menschen und ihrer ersten Nachkommen kann nur mit einem kindlichen und frommen Gemüth recht angeschaut werden. Denn wir sehen in eine wundersame Vorwelt zurück, wo

alles anders ist, wie in einem Traum, der sich in einer frommen Seele gestaltet, wo der Himmel über der Erde offen steht, und wo Engel herabkommen, und die guten Kinder grüßen und segnen. Aber die bösen warnen sie und weinen über ihre Verführung.

Adam und Eva giengen noch nackt umher, wie die Kindlein, und wußten es nicht. Sie waren noch unschuldig, wie die Kindlein, und kannten noch nicht den Unterschied zwischen Gut und Böse. Sie fühlten keinen Schmerz, sie fühlten keinen Kummer. Sie wußten nichts von dem Tod. Gott der Herr wies ihnen einen schönen Garten in einer wasserreichen Gegend zur Wohnstätte an, welcher der Garten Gottes, oder Eden, oder das Paradies genannt wird. In dem Garten standen Bäume aller Art, schön zum Ansehen und einladend zum Genuß ihrer köstlichen Früchte. Aber mitten im Garten standen zwei wunderbare Bäume, ein Baum des Lebens, und ein Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen. Gott der Herr besuchte seine Kinder im Garten, er kam zu ihnen und sagte: „Ihr dürft essen von allerlei Bäumen im Garten, aber von dem Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen dürft ihr nicht essen. Denn wenn ihr davon esset, müßt ihr sterben.“ Gott wollte ihnen Gelegenheit geben, mit einem Verbot, ihr Vertauen zu ihm, ihre Liebe und ihre Dankbarkeit durch Gehorsam an den Tag zu legen. — Denn nur durch kindlichen Gehorsam legt sich das rechte Vertrauen und die wahre Liebe zu dem Vater im Himmel an den Tag, wie zu den Eltern auf Erden. — Da kam mit farbenreichen schimmernten Schuppen und in schönen Windungen eine glatte

Schlange, denn also kommt die Verführung. Die Schlange kam zum Weibe und sprach: „Ists denn also, daß euch Gott verboten hat, von den Bäumen im Garten zu essen?" Eva sagte: „Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten. Nur von den Früchten des Baums mitten im Garten hat Gott gesagt: „Esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet." Da sprach die Schlange, das sey nicht so gemeynt. „Ihr werdet mit nichten sterben, sondern, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet seyn wie Gott, und wissen, was gut und böse ist, das weiß Gott wohl" Da schaute Eva den Baum darum an, und als sie ihn anschaute, da war die Sünde schon halb begangen. Denn wer stehen bleibt, wo die Versuchung lockt, und Wohlgefallen findet an ihren glatten Lügen, und schaut das Verbotene an, daß es lieblich und lustig sey, der hat die Sünde schon halb begangen. Also that Eva und verachtete die Warnung Gottes und nahm und aß, und gab ihrem Manne auch davon. Als sie aber gegessen hatten, schauten sie einander an, und plötzlich kam über sie die Angst, und jedes fühlte, daß sie jetzt ihre Unschuld und die Seligkeit des Paradieses verscherzt hatten, und bedurften nicht, es einander zu sagen. Sie giengen still in das Gebüsch und versteckten sich. Gott kam in den Garten in des Tages Kühle: „Adam, wo bist du? Hast du nicht gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, du sollst nicht davon essen?" Adam sagte: „das Weib hat mich dazu verführt." Das Weib sagte: „die Schlange hat mich betrogen." Auf die Uebertretung folgt der Lohn. — Gott sprach: „Ich will Feindschaft setzen

zwischen der Schlange und dem Weibe und ihrer Nachkommenschaft. Des Weibes Nachkomme wird der Schlange den Kopf zertreten, und sie wird ihn in die Ferse stechen." Zu dem Weibe sprach Gott: „Viel Schmerzen soll die Frucht deiner Uebertretung seyn. Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn." Zu Adam aber sprach er: „Du sollst dich mit Kummer auf dem Acker nähren dein Leben lang. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde, und sollst zur Erde werden." Hierauf gab ihnen Gott der Herr Kleider, daß sie ihre Blöße bedeckten, und führte sie aus dem schönen Garten hinaus in die öde Gegend, daß Adam das Erdreich bauete, von dem er genommen ist. Denn als sie die Unschuld verloren und gesündigt hatten, konnten sie die Lebensruhe und die seligen Kinderfreuden des Paradieses nimmer genießen. Wer die Unschuld verloren hat, kann in keinem Paradies mehr glücklich seyn.

Von der verjüngenden Frucht am Baum des Lebens zu kosten, ward ihnen nicht mehr möglich.

4.

Adam's Söhne.

Adam und Eva hatten zwei Söhne, Cain und Abel. Cain war ein Ackermann und hatte ein rauhes unfreundliches Gemüth. Abel hingegen war ein

frommer Knabe und ein Hirt. Eines Tages brachten sie dem Herrn ein Opfer. Cain brachte von den Früchten seines Feldes, Abel hingegen von den Erstlingen seiner Heerde. Das wäre wohl eine fromme kindliche Handlung gewesen, daß sie dem lieben Gott wieder etwas von demjenigen geben wollten, was er ihnen geschenkt hatte, gleichwie Kinder, wenn sie ihren Eltern aus Liebe etwas schenken wollen, so sie doch alles von den Eltern haben. Aber Cain erkannte, daß Gott an seinem Opfer kein Wohlgefallen hatte, weil er ein unfreundlicher Mensch war. Aber das Opfer des frommen Abels gefiel Gott wohl. Darob ergrimmte Cain und erhob sich wider seinen Bruder auf dem Felde und schlug ihn todt. Als er aber diese schreckliche That vollbracht hatte, und weggelaufen war, und meynte, Niemand werde es erfahren, wie sein Bruder umgekommen sey, sprach der Herr zu ihm: „Wo ist dein Bruder Abel?" — Cain wollte mit Gott reden, wie man wohl mit einem Menschen reden kann. „Ich weiß nicht," sagte er, „wo mein Bruder Abel ist. Soll ich meines Bruders Hüter seyn?" — Da sprach zu ihm der Herr: „Was hast du gethan? — Das Blut deines Bruders schreit laut zu mir von der Erde. Verflucht sollst du seyn auf der Erde, die das Blut deines Bruders von deinen Händen empfangen hat. Unstät und flüchtig sollst du seyn auf der Erde." Da hatte der unglückliche Cain nicht mehr das Herz, vor das Angesicht seiner Eltern zu kommen, sondern er floh mit seinem bösen Gewissen und mit dem Fluch, der seine That verfolgte, in eine andere Gegend. — Das war die Freude und der Trost, den die armen Menschen-Eltern an ihren ersten Kindern erlebten.

Gott erbarmte sich über Adam und Eva, und gab ihnen einen dritten Sohn, der hieß Seth. Seth wurde ein frommer Mann, und erzog nachher auch seine Kinder in der Furcht Gottes. Von ihm stammen her die Erzväter Henoch, Noah und Abraham. Adam erreichte ein sehr hohes Alter, und ward alsdann wieder zur Erde, von der er genommen war.

5.

Die Sündfluth.

Henoch führte ein göttliches Leben. Eines Tages gieng er von den Seinigen hinweg, und kam nicht mehr zurück. Weil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott zu sich.

Noah lebte schon in einer bösen Zeit. Die Menschen hatten des Herrn, ihres Gottes, vergessen, obgleich sie täglich Wohlthaten aus seiner Hand empfiengen. Sie lebten nicht nach seinem heiligen Willen und Gebot, sondern nach den unheiligen Gelüsten ihres Herzens. Nur Noah und sein Weib waren noch fromm, wie Seth einst gewesen war, und bewahrten ihre Kinder, als rechtschaffenen Eltern zusteht, vor den bösen Beispielen und dem Verderbniß der Zeiten, so sehr ihnen möglich war. Gott beschloß, das menschliche Geschlecht in einer großen Wasserfluth umkommen zu lassen. Aber den frommen Noah und seine Angehörigen wollte er nicht umkommen

lassen. Er befahl ihm, was er zu seiner Rettung thun sollte, und Noah that also. Er bauete aus Tannenholz eine Arche, das heißt, ein großes Haus, welches auf dem Wasser schwimmen kann. Drei Stockwerke hatte die Arche und in jedem zahlreiche Kammern. Oben gegen den Himmel hatte sie ein Fenster. Die Thüre aber war auf der einen Seite. In die Arche brachte er allerlei Thiere von allerlei Art, Männlein und Weiblein, daß sie lebendig blieben, und allerlei Nahrungs-Mittel, daß sie ihm und ihnen zur Nahrung dienten. Also hatte ihm Gott geboten. Der Herr sprach zu Noah: „Gehe jetzt in die Arche, du und deine Angehörigen, denn ich habe dich gerecht erfunden vor mir in dieser Zeit." Noah gieng in die Arche, er, sein Weib, seine drei Söhne und seiner Söhne Weiber, acht Seelen, und Gott schloß hinter ihnen zu. Da überzog sich auf einmal der Himmel mit schweren schwarzen Wolken; die schütteten sich aus in furchtbaren Regenströmen vierzig Tage lang, und die unterirdischen Gewässer brachen aus.

Die Arche fieng an, sich von der Erde zu erheben. Die Felder, die Bäume, die Wohnungen der Menschen standen schon unter Wasser. Die Arche fieng an, auf den Gewässern zu schwimmen. Menschen und Thiere, die noch nicht in der Ebene umgekommen waren, flüchteten auf die Hügel, von den Hügeln auf die Berge. Die Köpfe der Berge wurden immer kleiner und giengen ebenfalls unter, mit allem, was darauf seine Zuflucht genommen hatte. Fünfzehn Ellen hoch schwamm zuletzt die Arche über den Köpfen der Berge. Da war nichts mehr,

als Wasser unten und Wasser oben, und ein schwimmendes Haus mit acht Seelen unter Gottes Schutz und Schirm.

Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen weilet, der spricht zu dem Herrn: „Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe."

Hundert und fünfzig Tage lang stand so hoch die Fluth, da fieng an der Wind zu wehen, der Regen hörte auf, und das Wasser nahm nach und nach wieder ab. Zuerst blieb die Arche unter dem Wasser sitzen, auf dem Gebirge Ararat. Das Gewässer nahm immer mehr ab, und die Köpfe der Berge wurden wieder sichtbar. Noah ließ einen Raben ausfliegen, der kam nicht wieder, sondern flog über dem Gewässer hin und her, bis das Gewässer vertrocknet war. Das ist der Raben freye Art. Noah ließ eine Taube ausfliegen; die fand, wohin sie flog, keinen trockenen Aufenthalt, und kam wieder in die Arche zurück. Das ist die Art der frommen Taube. Nach sieben Tagen ließ Noah eine andere Taube fliegen, die blieb aus bis um die Vesperzeit. Um die Vesperzeit kam sie zurück und brachte bereits wieder ein grünes Blatt von einem Oelbaum mit. Das war wohl eine große Freude in der Arche.

Abermal nach sieben Tagen ließ Noah noch eine Taube ausfliegen. Diese kam nimmer zurück. Daran erkannte er, daß das Erdreich wieder trecken war. Gott redete mit Noah, und er gieng heraus,

und betrat zum erstenmal wieder den Erdboden, er und die Seinigen und die Thiere, welche er hatte mit sich genommen. Die Thiere flogen und hüpften und wandelten freudig auf dem neuen Erdboden herum, jegliches mit seinesgleichen. Noah aber und seine Söhne baueten einen Altar, und brachten Gott ein Dankopfer für ihre wunderbare Errettung. Das können gute Menschen nie vergessen, Gott zu danken, wenn er sie und die Ihrigen in einer Gefahr beschirmt und gnädig errettet hat. Gott hatte auch Wohlgefallen an diesen dankbaren Gesinnungen und gab der Erde und dem Menschengeschlecht noch einmal seinen Segen. „Seyd fruchtbar," sagte er, „und mehret euch, daß euer viel werden auf der Erde. So lange die Erde steht," sprach er, „soll nicht aufhören Saamen und Erndte, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Es soll keine Sündfluth mehr kommen, daß sie die Erde verderbe." In diesem Augenblicke, als Noah seine Augen emporhob, da stand der schöne Regenbogen in seiner stillen Herrlichkeit und Majestät in den Wolken. Gott sprach: „das soll das Zeichen seyn und das Pfand meiner Verheißung und meiner Gnade, womit ich die Erde anschaue, mein Bogen, den ich in die Wolken gestellt habe." — Also erscheint noch von Zeit zu Zeit der Regenbogen am Himmel, und es spiegelt sich in seiner schönen Gestalt und in seinen milden heitern Farben noch jetzt die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes gegen die Menschen ab, und leuchtet hernieder auf die Erde.

Fromme Kinder sehen ihn mit Verwunderung und Freude an, und wollen nie etwas Böses thun.

Die drei Söhne aber des Noah hießen Sem, Ham und Japhet. Ham und Japhet zogen hinweg und breiteten sich über den Erdbooen aus mit ihren Geschlechtern. Ein Abkömmling aber von Sem war Abraham.

6

Abraham und Loth.

Abraham war ein Sohn des Tharah, und hatte zwei Brüder, Nahor und Haran. Haran starb und hinterließ einen Sohn, Namens Loth. Abraham und Loth wohnten in einem Lande, das Mesopotamia heißt, und waren sehr reiche Leute an Heerden, an Silber und Gold. Aber Abraham hatte in seinem Gemüth einen noch viel größern inwendigen Reichthum. Denn er war ein gottesfürchtiger Mann, redlich und großmüthig gegen Jeden, der mit ihm zu thun hatte, voll Vertrauen auf Gott, und gutes Zutrauens zu den Menschen, weil er es selbst redlich meynte mit Gott und mit den Menschen. Wegen dieser schönen Eigenschaften seines Gemüths war er Gott angenehm, den Menschen werth und mit sich selbst im Frieden. Dieß ist der große Reichthum, der mehr beglückt, und weiter reicht als Gold und Silber.

Zu diesem Abraham sprach Gott: „Ziehe weg aus deinem Vaterland, und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus, in ein Land, welches

ich dir zeigen werde. Ich will deine Nachkommen zu einem großen Volk vermehren und will dich segnen, und es sollen durch dich gesegnet werden alle Geschlechter der Erde." Das war eine große und geheimnißvolle Verheißung, und es kommt noch einer aus dem Geschlechte Abrahams, in welchem die Verheißung wahr wird. Abraham glaubte und gehorchte Gott, und zog weg aus seinem Heimwesen mit seinem Weibe Sara — noch hatte er keine Kinder — und mit allen seinen Knechten und mit seiner ganzen Habe. Auch nahm er mit sich seinen Neffen Loth. Er wollte sich nicht von ihm trennen. Er wollte seines Bruders Sohn nicht allein in dem Lande zurücklassen, aus welchem er hinweg zog. Diese Liebe hat Gott in das Herz der Menschen gegeben. Sie stirbt nicht in unsern Freunden ab, sondern sie gehört nach dem Tode ihren Kindern an. Wer ihnen diese Liebe und Fürsorge entzieht, der verweigert ihnen ihr schönstes und heiligstes Erbtheil. Also kamen Abraham und Loth, von Gott geleitet, in das Land Canaan als Fremdlinge.

Als aber Abraham die schöne Landschaft betrachtete, in welche er gekommen war, und sich nicht satt schauen konnte an den fruchtbaren Gefilden, an den fetten Triften, an dem wasserreichen Strom, dem Jordan, und an den sonnigen Hügeln, da verkündete Gott ihm einen neuen Segen: „Deinen Nachkommen, sagte er, will ich dieses Land zum Eigenthum geben."

Abraham und Loth wurden von den Einwohnern des Landes, zu denen sie in die Nähe gekommen waren,

waren, freundschaftlich aufgenommen. Fromme ehrenwerthe Leute finden überall eine gute Aufnahme. Aber die Heerden des Abraham und die Heerden des Loth waren zu groß, sie konnten nicht in einem so engen Raume beisammen bleiben, als sie anfänglich waren. Es entstand täglich Zank zwischen ihren Hirten. Andere Leute, als diese zwei, hätten an dem Zank ihrer Hirten aus Stolz oder Eigennutz Antheil genommen, und sich selbst untereinander verfeindet. Es scheint fast, Loth habe den Anfang dazu machen wollen. Aber Vernunft und Friedfertigkeit wählt immer das Beste. Abraham sprach mit Loth: „Lieber, laß nicht Zank seyn zwischen mir und dir, denn wir sind Gebrüder. Steht nicht alles Land vor dir offen? Lieber, scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten, oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." So edelmüthig handelte der ältere und mächtigere Abraham gegen den Sohn seines Bruders. Loth wählte die wasserreiche Landschaft am Flusse des Jordan, das schöne Thal Sittim, wo damals die reichen Städte Sodom und Gomorra standen, und wohnte von der Zeit an in der Stadt Sodom. —

7.

Loths Gefahr und Errettung.

Loth hatte nicht glücklich gewählt. Oft wählt der kurzsichtige Mensch sein Unglück, wenn er auch noch so klug und vorsichtig zu handeln glaubt. Aber

wenn er nur redlich dabei zu Werk gegangen ist, so weiß Gott schon wieder Mittel und Wege zur Rettung der Seinigen.

Loth wohnte unter gottlosen Menschen; das war schon ein großes Unglück.

Es waren auch viele kleine Regenten in jenen Gegenden. Unter ihnen entstand ein Krieg. Vier kämpften gegen fünf. Der Krieg zog sich in das Thal Sittim und bis nach Sodom. Die Vier siegten gegen die Fünfe. Loth mit allen seinen Knechten und Mägden und mit seinen schönen Heerden wurde gefangen genommen und weggeführt. Dazu auch die Leute und alle Habe zu Sodom und Gomorra.

Ein Entflohener meldete dem Abraham, Loth, sein Gefreundter, sey mit den übrigen Einwohnern gefangen und weggeführt worden von dem Feind. Da brach Abraham schleunig auf mit allen seinen Leuten, dreihundert und achtzehn an der Zahl. Auch begleiteten ihn seine Bundesgenossen, die Männer Aner, Escol und Mamre mit ihren Leuten. Sie holten den Zug der Gefangenen ein, griffen den Feind in der Nacht von verschiedenen Seiten unversehens an, und retteten den Loth und alles wieder, was die Feinde genommen hatten.

Der frohe Heimzug gieng an der Stadt Salem vorbei. Damals lebte in Salem ein ehrwürdiger Mann mit Namen Melchisedek. Der war zugleich König und Priester Gottes des Allerhöchsten in dieser Stadt. Melchisedek kam heraus, dem Abraham entgegen, und bewillkommte ihn. „Gesegnet seyst du, Abraham, Gott dem Allerhöchsten, der Himmel und

Erde beherrscht, und gelobet sey Gott, der deine Feinde in deine Hände gegeben hat!" Auch bewirthete er den Abraham und alle seine Leute mit Speise und Trank. Das nahm Abraham für eine große Ehre auf. Es war für ihn ein rechter Ehren- und Freudentag. Dagegen legte er auch den zehnten Theil von aller seiner Beute an dem Altar Gottes des Höchsten nieder, welchem Melchisedek ein Priester war, — anzuzeigen, daß er die Errettung seines Gefreundten nicht seiner Klugheit und Mannhaftigkeit, sondern seinem Gott verdanke.

Zu gleicher Zeit kam auch der König von Sodom zu ihm. Mit lauter Königen hatte an diesem Tage der fromme Hirte Abraham zu thun. Es sprach zu ihm der König von Sodom: „Gieb mir die armen Leute wieder, die du aus der Gewalt der Feinde befreiet hast. Die Güter magst du für dich behalten." Denn er glaubte nicht, daß ihm Abraham etwas wieder geben wollte. Abraham aber sprach zu ihm: „Davor bewahre mich der höchste Gott, zu dem ich meine Hände aufhebe, daß ich von Allem, was dein ist, einen Faden behalten sollte, ausgenommen, was die Leute verzehrt haben, und was meine Bundesgenossen anzusprechen haben." Mit diesem Worten gab Abraham dem ausgeplünderten König von Sodom alles wieder zurück, was ihm die Feinde genommen hatten."

So schön geht die Dankbarkeit gegen Gott und die Barmherzigkeit gegen unglückliche Menschen zu gleicher Zeit aus einem demüthigen Herzen hervor, und es mag eines ohne das andere nicht wohl bestehen.

8.

Sodom und Gomorra. Die Geburt Isaaks.

Die morgenländischen Hirten wohnten gerne in Zelten. Einmal in der heißen Mittagsstunde saß Abraham vor dem Eingang seines Hirtenzeltes, und mochte wohl daran denken, wie unglücklich er sei, daß er zu seinem großen Reichthum keine Erben habe, oder, wie glücklich Loth sei, daß er jetzt wieder ruhig in Sodom leben könne. — Gott begegnet unsern Gedanken. — Als Abraham von ungefähr seine Augen aufhob, sah er drei unbekannte Männer gegen sein Zelt herkommen. Die sind anzusehen als höhere Wesen, welche in Menschengestalt den frommen Abraham besuchen und ihm Zukünftiges sagen wollten. Abraham gieng ihnen sogleich entgegen, er bewillkommte sie nach morgenländischer Sitte, und bat sie, daß sie bei ihm einkehrten, und eine Erquickung annähmen. Denn das war eine von den schönsten Tugenden des Abraham, sein ehrenhaftes Betragen gegen fremde Leute. Während als sie bei ihm vor dem Zelte saßen und aßen, sagte einer von den Dreien, der Vornehmste: „Ehe als ein Jahr vergeht, wirst du Vater eines Sohnes seyn.“ Abraham und Sarah wollten es anfänglich nicht glauben, denn sie hatten schon zu lange vergeblich auf Nachkommenschaft gewartet.“ Aber der Unbekannte sagte nur mit wenigen Worten: „Sollte Gott etwas unmöglich seyn?“ Als die Drei wieder fortgiengen, begleitete

sie Abraham; aber ehe sie von einander schieden, sagte ihm noch der eine, daß jetzt Sodom wegen der Gottlosigkeit seiner Einwohner würde zerstört werden. Abraham redete zu dem Herrn: „Willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen lassen umkommen? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt seyn; wolltest du dem Ort nicht vergeben um der fünfzig Gerechten willen? Das sey ferne von dir, daß du dem Gerechten wie dem Ungerechten thust, der du aller Welt Richter bist. Du wirst nicht also richten." Abraham hatte den rechten Glauben. Gott verschont oft um weniger frommen Menschen willen viele Gottlose. Aber der Herr sprach endlich, als Abraham lange mit ihm geredet hatte: „Wenn ich zehn Gerechte darinnen finde, so will ich es nicht thun."

Zwei von den Dreien giengen hierauf nach Sodom, daß sie den Loth erretteten. Loth saß an dem Thore der Stadt, als sie ankamen, und obgleich er sie ebenfalls nicht kannte, wer sie waren, bat er sie doch, die Nacht-Herberge bei ihm anzunehmen, denn es war Abend. Sie verkündeten dem Loth, daß Gott diese Stadt wegen ihrer Sünden werde untergehen lassen, und befahl ihm, aus derselben mit seinen Angehörigen fortzuziehen. Loth hatte eine Frau und zwei Töchter. Er wollte auch noch zwei junge Männer retten, die mit seinen Töchtern versprochen waren. Als sie aber seine Rede vernommen hatten, war es ihnen lächerlich, was er sagte. So weit kann ein Mensch die Vermessenheit treiben. Wenn die göttlichen Strafgerichte schon vor der Thüre sind, so lacht sie noch und verachtet die letzten Warnungen, welche noch vorausgehen. Kaum war die Morgen-

röthe aufgegangen, so nöthigten die Zwei den Loth, mit den Seinigen die Stadt zu verlassen: „Eile, rette deine Seele; rette dein Leben!"

Eine fürchterliche Gewitterwolke stellte sich über das Thal Sittim. Die Blitze fiengen an zu leuchten, Feuer und Schwefel regnete vom Himmel. In dem Thal Sittim waren viele Adern von Erdharz. Das Erdharz fieng Feuer. Das ganze schöne Thal Sittim stand in Flammen. Vier Städte, Sodom, Gomorra, Adama und Zeboim giengen zu Grunde. Abraham sah in der Ferne schwarze Rauchwolken aufsteigen. Das war der Brand von Sodom. Das ganze Thal verwandelte sich in einen großen Wasserpfuhl, der das Salzmeer genannt wurde. Er ist noch zu sehen und heißt jetzt das todte Meer. Loth hatte glücklich das Städtchen Zoar erreicht, welches verschont blieb. Seine Frau verunglückte unterwegs. In der Folge zog er in das Gebirg, und wurde nachher ein Stammvater der zwei Völker Moab und Ammon. Abraham aber wurde noch in demselben Jahr Vater eines Sohnes, und gab ihm dem Namen Isaak. Da sah er mit Freuden die göttliche Verheißung erfüllt und sein Vertrauen gekrönt. Es fehlte ihm nun nichts mehr zu seinem irdischen Glück.

9.

Reden Gottes zu Abraham.

Gott redete auch zu andern Zeiten mit dem frommen Abraham. Einmal sprach er zu ihm: „Fürchte

dich nicht, Abraham. Ich bin dein Schild, und dein sehr großer Lohn." Das ist ein reicher Schatz für fromme Herzen, auch für bekümmerte Herzen, wenn sie fromm sind, daß Gott ihr Lohn seyn will. Das ist mehr als Dank und Lohn der Menschen, mehr als die Erde hat und geben kann.

Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, o Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.

Ein andermal sprach er zu ihm: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm." Das nämliche sagt Gott gleicherweise allen Menschen, die es lesen und hören, sonderlich den Kindern. Denn er ist nicht nur dem Abraham, sondern allen Menschen ein allmächtiger Gott.

Nun denn, weil wir überall die Werke der göttlichen Allmacht vor den Augen haben, die Blumen, die Aehren, den Baum, die Sonne, den Mond, die Sterne, so wollen wir oft an seine Gegenwart denken, und seiner Ermahnung unsere Herzen aufthun: „Wandle vor mir und sey fromm." Solche Sprüchlein, wenn man oft daran denkt, und sie befolgt, sind gleich, als leuchtende Sternlein, mit welchen wir auf guten Wegen bleiben, und zu Gott kommen. Dein Wort, o Gott, ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen.

Wieder einmal wollte Gott das Vertrauen und den Gehorsam des Abrahams auf die Probe stellen, menschlicher Weise zu reden, ob er im Stande sey, sein Liebstes und Bestes, und Einziges, seinen Sohn Isaak, Gott wieder zu geben. Ja, das war Abrahams Gehorsam und Vertrauen im Stande. Er hätte es gethan, er hätte ihn geopfert, ohne Murren und ohne Widerrede. Diese fromme Ergebenheit gefiel Gott wohl und er bekräftigte dem Abraham seine Verheißung: „Durch deine Nachkommenschaft sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden."

10.

Isaak.

Sarah, die Ehefrau Abrahams, erlebte nicht mehr die Heirath ihres Sohnes Isaak. Als sie aber gestorben war, hatte Abraham, trotz allem seinem Reichthum, erst kein Plätzlein, wohin er sie begraben konnte. Denn in jener Gegend hatte man dazumal noch keine Kirchhöfe. Wer ein liegendes Eigenthum besaß, begrub darin seine Todten. Allein Abraham hatte noch kein liegendes Eigenthum in dem Lande, sondern er kaufte von einem Landeseinwohner, Namens Ephron, einen Acker, in welchem eine zwiefache Höhle war. In die Höhle begrub er die Genossin seines Lebens und seines Glückes. Das war das erste Eigenthum Abrahams und seiner Nach-

kommen in dem Lande, das ihnen verheißen war, ein Stücklein Ackerfeld, und eine Leiche darin.

Abraham wollte seinem Sohne Isaak keine von den Töchtern der Fremden zum Weibe geben, unter welchen er lebte. Er befahl dem Elieser, seinem ältesten und getreuesten Diener, welcher seinem ganzen Vermögen vorstand, daß er in sein Vaterland gehen sollte, aus welchem ihn Gott nach Canaan geführt hatte. Dort sollte er um eine brave Jungfrau für seinen Sohn Isaak ausgehen. Das ist die Liebe zum Vaterland, und der Glaube an des Vaterlandes gute Art. „Der Gott des Himmels," sagte er, „der mich von meines Vaters Hause genommen hat und aus meiner Heimath, der wird seinen Engel vor dir her senden, daß du meinem Sohn daselbst ein Weib nehmest." Der Diener des Abrahams machte sich auf mit zehn Cameelen und vielen Lebensmitteln und Geschenken, und zog viele Tagereisen weit durch fremde Landschaften nach Mesopotamia, in die Heimath seines Herrn. Außen vor einer Stadt lagerte er sich mit seinen Cameelen an einem Brunnen. — Daselbst betete er, daß Gott Barmherzigkeit an seinem Herrn, dem Abraham und an seinem Sohn Isaak thun und ihm in dieser Stadt eine brave Person für den Sohn seines Herrn zeigen wolle.

Indem kam mit einem Wasserkrug eine feine und sittsame Jungfrau, die gieng hinab zum Brunnen und füllte das Gefäß. Abrahams Diener bat sie, daß sie des Wassers ihm möchte zu trinken geben. Die Jungfrau sprach: „Trinke, mein Herr! Ich will auch deinen Cameelen schöpfen, bis sie alle ge-

trunken haben" Solche Artigkeit und Dienstfertigkeit gegen fremde Leute steht der Jugend wohl und löblich an, und ist das Zeichen einer verständigen Erziehung. Daher wünschte Abrahams Diener wohl, daß Gott solch ein Töchterlein dem Sohn seines Herrn zur Ehegattin bescheren möchte. Er nahm von den Kostbarkeiten, die ihm Abraham mitgegeben hatte, zwei goldene Armringe und legte sie um ihre Arme. „Sage mir, meine Tochter, wem gehörst du an, und haben wir auch Raum in deines Vaters Hause zur Herberge?" Aber welche Freude drang in das Herz des guten Alten, als er hörte, wer die fremde Jungfrau sey: „Ich bin Rebecca," sagte sie, „die Tochter Bethuels, der ein Sohn ist des Nahors." Das ist der nämliche Nahor, der Bruder des Abraham, der in Mesopotamia zurückgeblieben war, als Abraham und Loth in das Land Canaan zogen. Als der Mann das hörte, betete er den Herrn an: „Gelobet sey der Herr, der Gott Abrahams, der seine Barmherzigkeit und seine Wahrheit nicht entzogen hat meinem Herrn, denn Er hat mich den Weg geführt, zu dem Hause des Bruders meines Herrn."

An diesem Gebet ist zu erkennen der Knecht des frommen Abrahams. Denn fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde, und wird eines des andern Segen. Böse Herrschaft zieht böses Gesinde, und wird eines dem andern zum Unsegen.

Rebecca eilte unterdessen nach Hause, daß sie Anstalt machte zur Aufnahme des Fremdlings. Laban aber, ihr Bruder, eilte hin an den Brunnen und holte den Mann mit seinen Cameelen ab, und

führte ihn in seines Vaters Haus. Da sah er sich nun auf einmal und unverhofft mitten in einem fremden Lande unter den Verwandten seines Herrn. War er aber darüber verwundert und hoch erfreut, nicht weniger waren sie es, als sie hörten, er komme aus Canaan, von ihrem Gefreundten Abraham, und als er ihnen erzählte, wie Gott seinen Herrn mit einem braven Sohn und großem Reichthum gesegnet habe.

Weil er nun sah, daß Gott Gnade zu seiner Reise gegeben und ihn in dieses Haus geführt habe, eröffnete er ihnen die Absicht seiner Reise und seines Herzens Begehr, daß Bethuel wolle seine Tochter dem Sohn seines Herrn zum Weibe geben. Als Bethuel und seine Kinder das hörten, sprachen sie: „Das kommt von dem Herrn, darum können wir nichts darwider reden. Da ist Rebecca! Nimm sie und ziehe hin, daß sie dem Sohn deinem Herrn zum Weibe sey." Zu Rebecca aber sprachen sie: „Du bist unsere Schwester, wachse in viel tausendmal Tausend." Also zog er wieder hinweg, und nahm die Rebecca mit sich, nachdem er ihnen viel Kleinodien und schöne Kleider und köstliches Gewürz aus dem Lande Canaan geschenkt und mit ihnen gegessen und getrunken hatte, und kam wieder in dem Lande Canaan an.

Isaak war ausgegangen, daß er betete auf dem Felde um den Abend, und sah die Cameele kommen, und Abrahams Diener zeigte der Rebecca den frommen Jüngling in seiner blühenden Gestalt, daß dieß ihr künftiger Gemahl sey. Da stieg sie von dem Cameel herab, auf welchem sie gesessen war,

und verhüllete sich nach morgenländischer Sitte und grüßte ihn. Isaak aber brachte sie vor seinen Vater Abraham, daß er sie von ihm zum Weibe empfienge, und führte sie hernach in das Zelt, welches seine Mutter Sarah bewohnt hatte, daß es nun das ihrige wäre.

Also erlebte Abraham die Freude, seinen Sohn vermählt zu sehen mit einer Jungfrau aus dem guten Blute seiner Verwandtschaft, mit der Enkelin seines Bruders Nahor. Mit dieser Freude krönte Gott sein langes frommes Leben. Abraham lebte noch lange in einem ruhigen Alter, bis endlich sein Stündlein kam, und Gott seinen Freund zu sich rief. Als er gestorben war, begruben ihn seine Kinder in der Höhle zu Sarah seiner Ehefrau, daß der Tod wieder vereinigte, was der Tod getrennt hatte, und Isaak war der Erbe aller seiner Habe, und der Liebe und Werthschätzung, die sich Abraham bei den Einwohnenden des Landes erworben hatte. — Auch bestätigte ihm Gott den Segen seines Vaters: „Durch deine Nachkommenschaft sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden."

11.

Esau und Jakob.

Die Erzväter jener Zeit waren keiner weltlichen Herrschaft unterworfen. Sie standen nur unter Gottes Gewalt. Sie selbst aber übten eine freie und obrig-

keitliche Herrschaft aus über ihre Kinder, über ihre Verwandten, wenn diese nicht mächtig genug waren, sich von ihnen zu trennen, und über alle ihre Knechte. Sie standen auch unter keiner geistlichen Gewalt, jeder war selbst Priester in seinem Hause, und trug das schöne Amt, Mittler zu seyn zwischen Gott und seinem Hause.

Der erstgeborne Sohn aber hatte große Rechte und Vorzüge vor seinen Brüdern, und erbte nach des Vaters Tode die Herrschaft und die Priesterwürde, wenn nichts anders dazwischen kam. Solch ein Fürst und Priester seines Hauses war Abraham, und nach ihm sein Sohn Isaak. Aber in Isaaks Nachkommenschaft kam etwas anders dazwischen.

Isaak hatte von seiner Ehefrau, der Rebecca, zwei Söhne, den Esau und Jakob. Esau der Erstgeborne war von mannhafter, kräftiger Natur, ein Mensch, der das Freie liebte, leichtsinnig, aber gutmüthig. So hatte ihn der Vater gern. Jakob aber war ein stilles Büblein, das gerne daheim saß, und mit häuslichen Geschäften sich verthat. Das gefiel der Mutter wohl. Jakob meinte es nicht gut mit seinem Bruder, weil Esau als der Erstgeborne große Vorrechte hatte. —

O Eigennutz und Mißgunst, wie könnt ihr das Herz eines Menschen verderben! —

Eines Tags kam Esau müde vom Felde heim, Jakob aber saß daheim und kochte sich ein Gemüse, ein Linsengericht. Esau sagt: „Laß mich auch essen von dieser Speise, denn ich bin müde.“ Jakob sagt: „Wenn du mir heute deine Erstgeburt verkaufst.“ Esau erwiederte: „Sterben muß ich doch;

was hilft mir denn die Erstgeburt!" — Also verachtete der Leichtsinnige seine Rechte und sagte sie mit einem Eid seinem Bruder zu. Darauf gab ihm Jakob ein Stücklein Brod und das Linsengericht, und er aß und trank, und stund auf und gieng davon.

Es war dieses kein guter Handel zwischen Brüdern ohne Vorwissen des Vaters. Esau hat nicht wohl gethan, daß er seine Rechte verachtete. Rechte, die Gott ertheilt, soll der Mensch nicht verachten. Auch ist es ihm noch lange nachher gar übel ausgelegt worden. Aber was soll man zu der Denkungsart des Jakobs sagen, der den Leichtsinn und die Gutherzigkeit seines Bruders also mißbrauchen konnte? So etwas kann nicht ohne schlimme Folgen bleiben.

12.

Feindschaft zwischen Esau und Jakob.

Nach langer Zeit, als Isaak schon ein hohes Alter erreicht hatte, wurde er blind. Als er nun fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde, rief er seinen Sohn Esau zu sich, und sprach zu ihm: „Siehe, ich bin alt geworden, und weiß nicht, wann ich sterben soll, so gehe nun auf's Feld und bringe mir ein Wildpret und bereite mir ein Essen, wie ich es gern habe. Alsdann will ich dir meinen Segen geben, ehe denn ich sterbe." Also redete Isaak zu seinem Sohn Esau und Rebecca war zugegen, und hörte es. Rebecca aber war ein Weib von listiger

Gemüthsart, nicht immer wie eine redliche Hausfrau und treue Mutter seyn soll, und der stille häusliche Jakob war von ihrer Art. Also redete auch Rebecca mit ihrem Sohn Jakob. Während nun Esau auf dem Felde war, schlachtete sie in der Geschwindigkeit zwei Böcklein und bereitete sie in der Art, wie Isaak das Wildpret gerne aß. Hernach zog sie dem Jakob seines Bruders köstliche Kleider an, und vermummte seinen Hals und seine glatten Hände, daß sie rauh wurden wie Esaus Hände, und gab ihm das gekochte Essen, daß er es seinem Vater brächte, als wenn es Esau wäre, und daß er an seines Bruders Statt den Segen empfienge.

Es gehört nicht viel dazu, einen alten blinden Vater zu hintergehen, wenn nicht kindliche Liebe und Ehrfurcht und Scheu vor Gott es dem Herzen schwer machen. Jakob brachte dem alten blinden Vater das Essen, und gab sich für den Bruder aus. Isaak sprach zu ihm, als wenn er der Bruder wäre: „Gott lasse dich wohnen in einem fruchtbaren Lande, und mache dich darin zu einem glücklichen Mann. Du sollst der Herr seyn über deine Brüder, und deiner Mutter Kinder sollen dir dienen.“ Es war solch ein Segen anzusehen als die letzte Willensmeinung des Vaters; Niemand durfte daran etwas ändern noch hindern. Also gewann Jakob den Segen des Erstgebornen ohne Wissen des Vaters, nachdem ihm Esau die Rechte der Erstgeburt heimlich hatte zugesagt. Diese schlimme That übte er aus an seinem Vater und an seinem Bruder auf Anstiften der Mutter.

Unterdessen kam Esau vom Felde heim und bereitete dem Vater das Wildpret, und brachte es

ihm, daß er seinen Segen empfienge. Der blinde Vater sagt: „Wer bist du?" Er sagt: „Ich bin Esau, dein erstgeborner Sohn," und verläugnet also dem Vater auch, daß er die Erstgeburt verkauft hatte. Da entsetzte sich Isaak über die Maaßen. „Es ist schon einer da gewesen," sprach er, und er merkte jetzt, daß es Jakob gewesen sey. „Dein Bruder Jakob ist da gewesen, der hat mich hinterlistet, und hat deinen Segen empfangen und ich kanns nimmer ändern." Esau schrie vor Entsetzen laut und weinte. „Segne mich auch, mein Vater, hast du mir keinen Segen vorbehalten?" Der bewegte Vater sprach: „Gott wird auch dir einen Wohnsitz geben in einem fruchtbaren Lande. Aber von der Herrschaft deines Bruders kann ich dich nicht mehr befreyen," — nämlich weil er ihm das Wort gegeben hatte, — „Wirf selbst sein Joch von deinem Halse ab!"

Von der Zeit an ward Esau seinem Bruder gram und sagte: „Es ist mir leid um meinen Vater, denn ich schlage meinen Bruder todt." Solche Verwirrungen kann eine einzige Leichtfertigkeit in einer Familie anrichten. Esau verkauft heimlich seine Rechte. Jakob erschleicht sich dazu die Bestätigung und den Segen des Vaters. Der alte schwache Vater weiß sich nicht zu helfen und wird in die Untreue hineingezogen. Hat er dem Jakob die Herrschaft über den Esau zugesagt, so erlaubt er dem Esau heimlich, sich nichts darum zu bekümmern. Esau kommt in Versuchung, ein Brudermörder zu werden. Jakob ist in des Vaters eigenem Hause des Lebens nimmer sicher, und — es ist noch lange nicht alles vorüber.

So

So folgt eine Sünde aus der andern mit ihrer schweren Strafe. —

Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest. Die Sünde ist der Leute Verderben.

13.

Jakobs Flucht.

Als Rebecca hörte, daß Jakob in Todesgefahr sey, schickte sie ihn eilends fort nach Mesopotamia, zu Laban, ihrem Bruder, der in Haran wohnte. Als er lange durch fremde einsame Gegenden gereist war, wo er niemand kannte, kam er ebenfalls an einen Brunnen auf dem Felde. Bei dem Brunnen lagen drei Hirten, und warteten auf die andern, daß sie mit einander ihre Schafe tränkten. Es zogen schon Heerden von daher und von dorther, und eine Jungfrau kam auch von ferneher mit ihren Schafen. Jakob hielt ein wenig an dem Brunnen still, und sprach die Hirten an: „Wo seyd ihr her?" Die Hirten sprachen: „Wir sind von Haran." Das war ein freudiges Wort in das Herz Jakobs, daß diese Hirten aus dem Heimathsort seiner Verwandten seyen, und daß er jetzt schon so nahe an dem Ziel seiner Reise sey. „Kennt ihr auch den Laban, den Abkömmling Bethuels?" fragte er die Hirten. Sie sagten, „wir kennen ihn wohl, und es geht ihm gut," und die

Jungfrau, die mit ihren Schafen daher zog, war Labans Tochter. „Siehe da," sprachen die Hirten, „das ist Rahel, seine Tochter." Da durchzuckte eine wunderbare Freude das Herz Jakobs, als er die Jungfrau sah, die Tochter des Bruders seiner Mutter, und die schönen Schafheerden des Bruders seiner Mutter. Er hob eilig den Stein von der Oeffnung des Brunnens — es lag ein Stein auf der Oeffnung — und tränkte die Schafe Labans, als wenn sie seine eigenen wären, weil es die Schafe des Bruders seiner Mutter waren. Die Jungfrau mochte sich wohl darum befremden, daß so ein Unbekannter ihr von freien Stücken diesen Dienst erwiese, aber indem sie ihn darum ansah, sagte er ihr, daß er ihr Verwandter sey, und küßte sie mit brüderlicher Liebe und weinte in der Bewegung seines Herzens. Rahel eilte nach Hause, daß sie es ihrem Vater sagte. Laban kam heraus, und brachte ihn in die Stadt. Da war wieder eine große Freude, daß die Verwandten einander sahen, und Laban sah den Sohn seiner Schwester Rebecca, die vor vielen Jahren von ihm geschieden war, und er hatte auch schon erwachsene Töchter, und noch eine Tochter, welche älter war, als Rahel, mit Namen Lea.

Als Jakob schon eine Zeit lang bei seinen Gefreundten sich aufgehalten hatte, und dem Laban diente, sprach Laban zu ihm: „Wenn du schon mein Fleisch und mein Blut bist, so ist es doch nicht recht, daß du mir umsonst dienest." Jakob hatte eine Liebe zu Rahel gewonnen. Er diente dem Laban sieben Jahre, daß er ihm alsdann die Rahel zum Weibe gebe. Aber Laban war bei dem allen ein

ungewisser und willkührlicher Mann. Denn als die sieben Jahre herum waren, und Jakob seine Verlobte freyen wollte, sprach er zu ihm: „Es ist hier zu Land nicht gebräuchlich, daß man die jüngere Tochter vor der ältern verheirathe," und gab ihm die Lea. Wollte er die Rahel haben, so mußte er dem Laban noch einmal sieben Jahre dienen. Es war dieses eine wohlverdiente Gerechtigkeit, daß er von dem an, als er schon glaubte ein Herr über seine Brüder zu seyn, selber vierzehn Jahre lang dienen mußte in dem Hause eines Fremden, wiewohl es sein Schwiegervater war. Jakob blieb aber noch lange bei Laban, und erwarb sich in dieser Zeit großen Reichthum, bis endlich der Friede zwischen ihm und seinem Schwiegervater nicht länger bestehen konnte.

14.

Jakobs Heimkehr und Aussöhnung mit seinem Bruder.

Als der Friede nicht mehr bestehen konnte, zog Jakob mit seinen Weibern und Kindern und zahlreichen Heerden nach Canaan zurück, und dachte wohl wieder daran, was er einst an seinem Bruder verschuldet hatte. Denn das Gewissen kennt keine Zeit. Esau wohnte damals in der Landschaft Seir, und war daselbst ein reicher und mächtiger Mann. Deßwegen schickte Jakob eine Botschaft an ihn, mit der Anmeldung, daß er jetzt auch wieder heim komme,

damit er erführe, wie sein Bruder gegen ihn gesinnet sey. Aber der gutherzige Bruder hatte allen Gram und Groll schon lange vergessen, ja vor lauter Freude wollte er seinem Bruder eine große Ehre anthun, und zog ihm mit einer Begleitung von vierhundert Mann entgegen. Jakob aber bekam darüber Gedanken, und fürchtete, sein Bruder werde ihn angreifen wollen. Denn diese Qual hat das verletzte Gewissen, daß es kein Zutrauen zu den Menschen haben, und sich auf nichts freuen kann. Doch schickte er seinem Bruder viele Geschenke, Schafe, Rinder und Cameele entgegen, und theilte sein Gesinde und seine Heerde in zwei Theile, daß er noch mit einem entfliehen könnte, wenn Esau den andern angreifen sollte. Auch betete er selbiges Tages: „Herr, Gott meiner Väter, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast. Denn ich hatte nichts, als diesen Stab, da ich über den Jordan gieng, und kehre nun zurück mit zwei großen Heerden. Errette mich von der Hand meines Bruders." Es ist zu glauben, daß dieser Augenblick der Anfang zur Besserung seines Herzens war. Denn wer an Gottes Güte, und an seine eigene Unwürdigkeit und Hülflosigkeit denkt, und sein Herz wird bewegt, daß er beten muß, und nimmer anders kann, der hat den Weg zur Besserung gefunden. Auch gab ihm Gott einen neuen Namen und nannte ihn Israel, was gleichsam sagen will, daß er jetzt ein anderer Mensch sey, als er vorher einer gewesen war.

Am folgenden Morgen hob er seine Augen auf, und sah seinen Bruder kommen mit vierhundert

Mann. Er gieng mit seinen Frauen und Kindern ihm entgegen, und bückte sich siebenmal vor ihm zur Erde, bis er zu ihm kam. Aber Esau faßte die Sache kürzer, der hochherzige Mensch. Er gieng auf seinen Bruder zu, herzte und küßte ihn, und beide weinten vor Wehmuth und Freude. Hernach grüßte er auch die Frauen und Kinder seines Bruders. Auch wollte er anfänglich die Geschenke gar nicht annehmen, denn er hatte genug, und war zufrieden, daß er nur seinen Bruder Jakob wieder hatte. Jakob nannte den Esau seinen Herrn, und sich seinen Knecht, womit er andeutete, daß er die Erstgeburt und die Herrschaft über seine Brüder nimmer verlangte. Aber Esau sagte einmal um das andere: „Mein Bruder," und verlangte nichts zurück, sondern hielt das Wort seines Vaters in Ehren. Also söhnten sich die Brüder aus, und Gott segnete den Jakob und bestätigte ihm die Verheißung seiner Väter.

„Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue, der du beweisest Gnade und Barmherzigkeit in tausend Glied und vergiebst Missethat und Sünde und Uebertretung, und vor welchem Niemand unschuldig ist."

Esau wurde nachher noch ein mächtiger Fürst in dem Lande Seir und ist der Stammvater des Volkes der Edomiter. Jakob aber blieb in dem Lande Canaan. Aber die Nachkommen des Esau und die Nachkommen des Jakob lebten fortan gegen einander in Feindschaft. Denn manches, was Gott ver-

zeiht, verzeihen die Menschen nicht, und hatten doch so viele Ursache zur Versöhnlichkeit und zum Frieden. —

15.

Jakobs Söhne.

Jakob hatte zwölf Söhne. Ihre Namen sind: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Sebulon, Isaschar, Dan, Gad, Asser, Naphtali, Joseph, Benjamin. Aber den Joseph hatte Jakob lieber, als die andern Söhne, und gab ihm schönere Kleider. Darum neideten ihn die Brüder. Auch hatte Joseph gar seltsame Träume. Einmal, zum Beispiel, träumte ihm, daß die Sonne, der Mond und eilf Sterne sich vor ihm neigten, also daß auch sein Vater zu ihm sagte: „Was sind das für Träume? Soll dein Vater, deine Mutter und deine eilf Brüder kommen und vor dir niederfallen?" Als wenn die Sonne den Vater, der Mond die Mutter und die eilf Sterne seine Brüder bedeuteten, daß sie noch vor ihm niederknieen, und ihn verehren würden. — Es ist wohl möglich, daß so etwas geschieht. — Einmal schickte ihn Jakob hinaus, eines weiten Weges, wo seine Brüder weideten, daß er sähe, wie es um sie stünde. Joseph gieng, aber er kam nicht mehr heim. Er wußte nicht, welchem Unglück und welcher Erhöhung er entgegen gieng. Des Menschen Gang steht nicht in seiner Gewalt. Denn als ihn seine Brüder von ferne sahen, sprachen sie: „Seht, dort

kommt der Träumer!" Zuerst wollten sie ihn tödten. Aber Ruben, der älteste unter ihnen, war auch der besonnenste, wie es den Jahren geziemt. Er sprach: „Wir wollen die Hände nicht mit den Blut unsers Bruders beflecken. Wir wollen ihn lieber in eine Grube werfen." Denn er gedachte ihn heimlich wieder herauszuziehen, und zu dem Vater zu bringen, daß er gerettet würde. Demnach warfen sie ihn in eine Grube, daß er darin verschmachten sollte. Hernach zogen fremde Kaufleute mit ihren Cameelen vorüber, die nach Aegypten reiseten. Da nahmen sie ihn wieder aus der Grube, und verkauften ihn an die Fremden um zwanzig Silberstücke. Hernach schlachteten sie einen Ziegenbock, und tauchten den schönen Rock des Josephs, den verhaßten, in das Blut, und schickten ihn dem Vater nach Hause: „Diesen Rock haben wir gefunden, beschaue ihn doch, ob es nicht deines Sohnes Rock sey." Als Jakob ihn erblickte, schrie er: „Es ist meines Sohnes Rock; ein böses Thier hat ihn gefressen, ein reissendes Thier hat Joseph zerrissen."

Seine Töchter kamen ihn zu trösten, auch seine Söhne kamen, die Bösewichte, und trösteten ihn mit heuchlerischen Mienen. Aber er wollte keinen Zuspruch annehmen, sondern er beklagte von der Zeit an seinen Sohn als todt, so er doch lebte.

Diese Unthat wird den Söhnen Jakobs auch nicht unbezahlt bleiben.

10.

Joseph wird nach Aegypten verkauft.

Die fremden Kaufleute brachten den armen Joseph nach Aegypten und verkauften ihn dem Potiphar, dem Kämmerer des Königs, zum leibeigenen Knecht. Als aber der Kämmerer den Verstand und die Frömmigkeit des Josephs erkannte, und sah, daß er ihm nützlich sey, — ein frommes und verständiges Herz findet überall Freunde — gewann er ihn immer mehr lieb, und setzte ihn zugleich über sein ganzes Vermögen. Da war zwar Joseph auf einmal ein glücklicher Mensch; aber Potiphars Frau war ein gar böses Weib, und muthete dem Joseph einmal um das andere eine große Untreue gegen seinen Herrn zu. Joseph aber sprach zu ihr: „Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen?"

Dieß ist abermal ein Sternsprüchlein, mit welchem man auf guten Wegen bleibt und zu Gott kommt, wenn's auch durch ein Gefängniß hindurchgehen sollte. Als die Frau des Potiphars nicht zu ihrem Willen kommen konnte, und zuletzt fürchten mußte, daß sie verrathen werde, sagte sie zu ihrem Mann: „Der hebräische Knecht, den du in das Haus gebracht hast, hat mir eine große Untreue gegen dich zugemuthet." Die Nachkommen Abrahams wurden in Aegypten Hebräer genannt. Darum sagte sie: „Der hebräische Knecht." Als sein Herr die Rede seines Weibes hörte, ward er sehr zornig, und ließ den Joseph ungehört und ungerechtfertigt in das Gefängniß werfen.

So endeten die guten Tage des Josephs in dem Hause des Potiphars. Aber Gottes Gnade bleibt nicht zurück, wohin auch ein frommes und unschuldiges Herz geworfen wird. Sie gibt sich ihm zu erkennen auf die eine oder die andere Art. Gott lenkte das Herz des Amtmanns über die königlichen Gefängnisse, daß er bald ein gutes Zutrauen zu Joseph gewann, und ihm die Aufsicht und Pflege aller Gefangenen anvertraute. Daher hatte er wieder leidliche Tage. In derselbigen Zeit wurden zwei vornehme Hofbeamte des Königs, der Mundschenk und der Becker, wegen eines Vergehens ebenfalls in das nämliche Gefängniß gebracht, und Joseph erhielt die Aufsicht über sie, wie über die andern, und diente ihnen. Eines Morgens aber, als er zu ihnen kam, waren sie gar traurig, und erzählten ihm, daß Jedem von ihnen ein Traum erschienen sey, und daß Niemand sey, der ihnen ihre Träume auslegen könne. Joseph sagte: „Die Auslegung der Träume ist von Gott. Aber erzählt mir die eurigen." Der Mundschenk begann: „Ich sahe einen Weinstock, der hatte drei Zweige. Er grünte, er wuchs, er blühte, und seine Trauben wurden reif. Ich drückte die Beeren aus in den Becher des Königs und gab dem König den Becher in die Hand." Joseph sagte: „Ganz recht! die drei Zweige sind drei Tage; in drei Tagen wird der König dein Haupt erheben, und dich wieder in dein Amt setzen. Gedenke meiner, wenn es dir wohl geht, und thue Barmherzigkeit an mir, daß ich aus dem Gefängniß erlöset werde." — Der Becker erzählte: „Ich trug drei Körbe auf dem Haupt und in dem obersten Korbe allerlei gebackene Speise für den König, und die Vögel aßen

aus dem Korb auf meinem Haupte." — Joseph sagte: „Die drei Körbe sind drei Tage. In drei Tagen wird der König dein Haupt erheben, und dich an den Galgen henken." Wie gesagt, so geschehen. Nach drei Tagen setzte der König den Mundschenk wieder in sein Amt, und ließ den Becker henken. Aber der Mundschenk gedachte nicht mehr an Joseph, daß er ihn erlöst hätte. Gar oft vergessen die Menschen den treuen Dienst, der ihnen geleistet worden ist, und den Dank dafür. Aber Gott vergißt die Unschuld nicht.

Er kennt die rechten Freudenstunden und weiß wohl, was uns nützlich sey; wenn er uns nur hat treu erfunden, aufrichtig ohne Heuchelei, so kommt er, eh' wir's uns verseh'n, und lässet uns viel Gut's geschehn.

Nach zwei Jahren hatte Pharao auch einen Traum. Pharao, das ist der König. Er sah aus dem Wasser aufsteigen sieben schöne, fette Kühe, und hernach sieben magere Kühe. Die magern Kühe verschlangen die fetten und wurden doch nicht fetter. Wiederum sah er sieben Aehren wachsen auf einem Halm, die waren voll und dick, und wiederum sieben dünne verdorrte Aehren, diese verschlangen die vollen und wurden doch nicht dicker. Dieß hatte zu bedeuten, daß böse unfruchtbare Zeiten kommen würden für die Viehzucht und für den Getreidebau. Als Pharao wegen dieses Traumes bekümmert war, fiel dem Mundschenk seine Sünde ein, daß er des Josephs vergessen habe, und sagte dem König, daß ein hebräischer Mensch in dem Gefängniß sey, der habe einst ihm und dem gehenkten Becker seine Träume

wahr gedeutet. Alsogleich ward Joseph vor den König gebracht; der König erzählt ihm seinen Traum. Joseph sagte: „Die Deutung der Träume ist von Gott. — Es werden noch sieben reiche fruchtbare Jahre über Aegypten kommen, hernach werden sieben unfruchtbare und magere Jahre über Aegypten kommen. Es wird eine große Noth seyn und das Land verzehren." Hierauf rieth Joseph dem König, Kornkammern anlegen zu lassen, und sieben Jahre lang den fünften Theil alles Getreides einsammeln und aufzubewahren, für die Jahre der Noth. Diese Rede gefiel dem König so wohl, und Joseph zeigte so viel Verstand, daß der König sagte: „Wo können wir einen verständigeren Mann finden, als Joseph ist, in welchem der Geist Gottes sey." Also setzte er den Joseph über sein ganzes Haus und über sein ganzes Land, und erhob ihn zu großen Ehren. Er nahm seinen Ring von der Hand und gab ihn dem Joseph an seine Hand, er kleidete ihn mit weißer Seide und schmückte ihn mit einer goldenen Kette; er ließ ihn auf einem königlichen Wagen fahren und vor ihm ausrufen, daß er ihm eine väterliche Sorge für das Land übertragen habe. So wurde er der Erste in Aegypten nach dem König, und erfüllte alles getreulich und klug, was er dem König selber gerathen hatte. Das ist nun des Josephs wunderbarer Weg, den er wandeln mußte, aus des Vaters Haus in eine tiefe Grube, aus der Grube als ein verkaufter Knecht nach Aegypten in das Haus des Potiphars, aus dem Haus des Potiphars in das Gefängniß, aus dem Gefängniß in des Königs Palast. Joseph war dreißig Jahre alt, als er vor dem König stand.

Merke noch bei dieser Geschichte, was die Träume betrifft: Joseph legte drei Träume aus. Das will ihm nun mancher betrügliche oder einfältige Mensch nachthun. So nun Jemand zu dir kommt und will dir einen Traum deuten, zu dem sprich: „Die Auslegung ist von Gott, beweise mir aber zuerst solche Proben von Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, als Joseph in dem Hause des Potiphars und in dem Gefängniß bewiesen hat, alsdann will ich deiner Auslegung glauben, daß sie von Gott sey."

17.

Erste Reise der Söhne Jakobs nach Aegypten.

Aber wie ergieng es in der Zeit dem Jakob und seinen eilf Söhnen in Canaan? Die Theurung kam, wie sie Joseph vorausgesagt hatte, und erstreckte sich auch über das Land Canaan. Als nun Jakob hörte, daß in Aegypten Getreide feil sey, schickte er seine Söhne nach Aegypten auf den Einkauf. Nur Benjamin, den Jüngsten, behielt er daheim. Die Brüder dachten schon lange nicht mehr an Joseph. Sie wußten nicht, wo ihn die fremden Kaufleute hingebracht, und was aus ihm geworden sey. Als sie nun nach Aegypten kamen, wurden sie vor Joseph geführt, und kannten ihn nicht, sondern fielen vor ihm nieder, als vor einem vornehmen ägyptischen Herrn. Joseph aber kannte sie sogleich, daß sie seine

Brüder seyen, die ihn verkauft hatten. Aber er stellte sich fremd gegen sie und redete mit ihnen auf ägyptisch durch einen Dollmetscher. Er hatte sie jetzt in seiner Gewalt, und konnte ihnen alle Grausamkeit vergelten, die sie an ihm ausgeübt hatten. Aber das that Joseph nicht. So etwas thut ein frommer Mensch an seinen Brüdern, an den Kindern seines Vaters, nicht und an Niemand. Zwar redete er sie hart an: „Wer seyd ihr, und woher kommt ihr?" Sie sprachen: „Aus dem Lande Canaan kommen wir, Speise zu kaufen." — Joseph sprach: „Kundschafter seyd ihr, gefährliche Leute! Ihr wollt sehen, wo das Land offen ist," nämlich um einzufallen mit einer feindseligen Macht. Sie antworteten: „Nein, mein Herr, Kundschafter sind wir noch nie gewesen. Wir sind redliche Leute, eilf Brüder, Eines Mannes Söhne. Der Jüngste ist noch daheim bei dem Vater; Einer ist nicht mehr vorhanden."

Diese Rede gab dem Joseph eine Gelegenheit. Er sagte: „Nun will ich euch prüfen, ob ihr mit der Wahrheit umgehet; sendet einen von euch, daß er euren jüngsten Bruder hole, ihr andern sollt unterdessen gefangen seyn." Denn Joseph hatte eine besondere Liebe zu Benjamin, weil er der Sohn seiner Mutter Rahel und der frömmste und jüngste unter seinen Brüdern war. Er war nicht wie die andern. Mit diesen Worten ließ er sie als verdächtige Leute in das Gefängniß setzen. Am dritten Tag aber sprach er wieder zu ihnen: „Ich fürchte Gott!" Das war ein achtungswerthes Wort. „Seyd ihr redliche Leute, so lasset einen von euch gebunden hier liegen in dem Gefängniß. Ihr andern ziehet hin, und bringet heim was ihr gekauft

habt. Aber euern jüngsten Bruder bringet zu mir, daß ich euern Worten glaube, und ihr nicht sterben müsset." Es ist keine Kleinigkeit, vor einem mächtigen und vornehmen Mann zu stehen, der also redet, so weit von der Heimath weg, wo man Niemand mehr kennt, und von Niemand gekannt ist. Das empfanden die Brüder und sagten zu einander auf hebräisch: „Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht anhören. Darum kommt nun solche Trübsal über uns." Joseph aber mußte sich umwenden und weinen, als er diese Rede hörte. Hernach ließ er den Simeon vor ihren Augen binden und in das Gefängniß zurückführen. Die übrigen kauften Getreide, bezahlten es, und zogen wieder heim. Unterwegs aber, als einer von ihnen seinen Sack öffnete, um seinem Thier Futter zu geben, ward er gewahr, daß das Geld, welches er bezahlt hatte, wieder oben in seinem Sack lag, also auch die übrigen Brüder. Denn Jedem hatte Joseph heimlich sein Geld wieder oben in seinen Sack legen lassen. Joseph wollte seinem Vater nichts abnehmen, doch wollte er sich noch nicht zu erkennen geben. Seine Brüder aber erschracken sehr, als sie ihr Geld wieder in ihren Säcken fanden.

Als die Söhne Jakobs nach Canaan wieder kamen, und waren nur noch neun, erzählten sie ihrem Vater alles, was ihnen geschehen war. Da war in dem Hause des Jakobs große Klage wegen Simeon und Benjamin. „Es geht alles über mich," sagte der bekümmerte Vater; er wollte den Benjamin nicht von sich lassen. —

18.

Zweite Reise nach Aegypten.

Die Söhne Jakobs mußten zum zweitenmale nach Aegypten reisen, und Korn kaufen. Gar ungern gab er ihnen den Benjamin mit, aber er konnte nicht anders, und Juda sagte ihm gut für den Knaben. Auch gab er ihnen zwiefaches Geld und köstliche Erzeugnisse aus dem Lande Canaan für Joseph mit, und wußte nicht, daß er sie seinem eigenen Sohn schickte. „Der allmächtige Gott," sagte er, „gebe euch Barmherzigkeit vor dem Manne, daß er euch den gefangenen Bruder wieder gebe, und den Benjamin lasse! Ich aber muß seyn, sagte er, wie einer, der gar keine Kinder hat." In Aegypten befahl Joseph seinem Hausvogt, daß er sie zu ihm bringen sollte, denn er wollte ihnen eine Mahlzeit halten und mit seinen Brüdern zu Mittag essen. — Ehe sie vor ihm erschienen, sagten sie dem Hausvogt, was ihnen begegnet sey mit dem Gelde. Der Hausvogt sagte: „Euer Geld ist mir geworden." Auch gab er ihnen ihren gefangenen Bruder Simeon wieder. Als sie vor Joseph erschienen, reichten sie ihm die Geschenke dar. Etwas köstlicheres wäre kein König im Stande gewesen ihm zu schenken, als diese Gaben waren, aus dem Lande seiner schönen Heimath, aus den Händen seines Vaters. Joseph grüßte sie mit freundlichen Worten: „Geht es eurem Vater wohl? lebt er noch?" Sie sprachen: „Es geht deinem Knechte, unserm Vater, wohl." — „Ist das euer Bruder?" sagte er, als er den Benjamin er-

blickte; „Gott segne dich, mein Sohn!" sprach er zu Benjamin. Aber er konnte nicht weiter reden, sein Herz war so bewegt gegen seinen Bruder, den Sohn seiner Mutter Rahel, daß er hinweggehen und weinen mußte. Als er aber ausgeweint hatte und wieder kam, setzte er seine Brüder zu Tische, wie sie dem Alter nach auf einander folgten, und that dem Benjamin eine besondere Ehre an. Er selbst aß mit ihnen, wiewohl an einem eigenen Tisch. Aber zu erkennen gab er sich ihnen noch nicht.

Hierauf ließ Joseph ihre Säcke mit Getreide füllen. Auch wurde auf seinen Befehl jedem sein Geld wieder oben in den Sack gelegt, und in den Sack des Benjamin außer diesem noch sein silberner Becher, daraus er zu trinken pflegte.

Als aber die Brüder schon wieder auf dem Heimweg waren, und meynten, dießmal seye alles besser gegangen, als das erstemol, schickte ihnen Joseph seinen Hausvogt nach. Als der Hausvogt sie eingeholt hatte, sprach er zu ihnen: „Warum vergeltet ihr Gutes mit Bösem? Welcher von euch hat meines Herrn silbernen Becher gestohlen?" Sie sprachen: „Warum redet mein Herr solche Worte? Wir sind ehrliche Leute. Bei welchem der Becher gefunden wird, der soll sterben? Wir aber wollen deines Herrn Knechte seyn?" Hierauf wurden alle Säcke geöffnet und durchsucht, und der Becher ward gefunden in dem Sack Benjamins. Da zerrissen die Brüder ihre Kleider vor Schrecken und Betrübniß, und kehrten wieder alle mit einander um. Als sie wieder vor Joseph gebracht wurden, redete er sie hart an, daß sie solches sich unterstanden hätten. Juda nahm das

Wort

Wort und sagte: „Wie können wir uns rechtfertigen? Gott hat unsere Missethat gefunden. Siehe, wir sind deine Knechte.“ Joseph sprach: „Das sey ferne! Der, bei welchem der Becher gefunden ist, soll mein Knecht seyn. Ihr aber zieht in Frieden zu eurem Vater.“ Da flehte Juda inständig, daß das nicht geschehen möge. Solchen Jammer seines Vaters könne er nicht ansehen, wenn er zurückkäme und den Knaben nicht wieder brächte, an welchem sein Herz hieng. Lieber wollte er selbst an seiner Statt in der Gefangenschaft und Knechtschaft zurückbleiben.

Das alles that Joseph, daß er sähe, wie seine Brüder gestimmt seyen, und ob sie die Zeit gebessert habe. Als er nun sahe, wie sie jetzt ihren alten Vater und seinen Bruder Benjamin so lieb hatten, und wie Juda sich ängstete, konnte er sich der Thränen nimmer erwehren. Die Aegypter, welche zugegen waren, mußten alle hinausgehen. Als sie allein unter sich waren, ließ er den Thränen freien Lauf. „Ich bin Joseph,“ sprach er. „Lebt mein Vater noch?“

Ob sein Vater noch lebe, fragte der fromme Sohn. —

Darüber erschracken seine Brüder so sehr, daß sie ihm nicht antworten konnten. Er aber sprach noch einmal zu ihnen: „Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr verkauft habt. Aber fürchtet euch nicht! Eilet und saget meinem Vater, daß er zu mir komme mit aller seiner Habe, und wohne bei mir.“ Hierauf fiel er seinem Bruder Benjamin um den Hals, und weinte, und Benjamin weinte auch an seinem Halse. Alle seine Brüder küßte er und weinte

über sie vor Rührung und Liebe. Hernach erst redeten seine Brüder mit ihm. Auch der König ließ den Vater des Joseph einladen, daß er nach Aegypten zöge, und Joseph schenkte jedem ein Feierkleid, dem Benjamin aber schenkte er fünf Feierkleider und dreihundert Silberstücke, und schickte seinem Vater viel köstliches Gut aus Aegypten zum Gruß, und Wagen zur Reise, und „Zanket nicht auf dem Wege," sprach er zu seinen Brüdern.

Freilich war dießmal die Heimreise erfreulicher, als das erstemal. Wenn die Noth am größten, ist oft ihr Trost am nächsten.

19.

Dritte und letzte Reise nach Aegypten. Jakobs Tod.

Wie war es dem guten alten Vater in Canaan zu Muthe, als alle seine Söhne zurückkamen, und brachten ihm die Botschaft: „Joseph lebt auch noch;" und als sie ihm sagten, der Herr über ganz Aegypten, den sie gesehen, und mit dem sie geredet hätten, das sey Joseph, sein Sohn. Anfangs glaubte er ihnen nicht. Als er aber die Wagen sah, und die Geschenke, welche sein Sohn ihm schickte, da lebte er wieder auf und sprach: „Ich habe genug, daß mein Sohn Joseph noch lebt. Ich will hin und ihn sehen, ehe ich sterbe."

Also zog Jakob mit seinen Kindern und Enkeln, sechs und sechszig Seelen an der Zahl, mit seiner ganzen Habe aus Canaan fort, daß er zu seinem Sohn Joseph nach Aegypten käme. Joseph zog seinem Vater entgegen, und als er ihn sah, fiel er ihm um den Hals, und konnte fast nicht aufhören zu weinen. Jakob aber sprach zu ihm: „Ich will nun gerne sterben, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe, daß du noch lebest."

O Gott, wie kannst du Leid in Freude verwandeln, und ein langes, kummervolles Leben noch mit einem glücklichen Alter krönen! Das ist die letzte Freude der Eltern, wenn die Erde nichts mehr für sie hat, ihre Kinder, wenn sie auf Gottes Wegen wandeln und glücklich sind. Das ist die größe Freude frommer Kinder, daß sie ihren Eltern im Alter Gutes thun, und ihre Liebe vergelten können.

Joseph redete sogleich mit dem König und stellte ihm seinen Vater und mehrere von seinen Brüdern vor. Er machte ordentlich Staat mit seinem alten Vater bei dem König und bei den vornehmen Aegyptern, wiewohl er nur ein Hirte war. Der König wies ihm und seinen Kindern und Heerden die schönen Weideplätze in der Landschaft Gosen an. Die ganze Landschaft Gosen gab er ihnen.

Siebenzehn Jahre lebte Jakob noch in Aegypten in einem glücklichen Alter. Als er krank wurde, besuchte ihn Joseph in dem Lande Gosen, und nahm seine zwei Kinder, Ephraim und Manasse, mit. Jakobs Augen waren bereits dunkel geworden. Er fragte den Joseph, wen er bei sich habe. Joseph

antwortete: „Es sind meine zwei Söhne, die mir Gott gegeben hat.“ Da nahm sie Jakob auf den Schoos, und küßte und herzte sie und sprach zu Joseph: „Ich hatte einst nicht gehofft, daß ich dein Angesicht mehr sehen würde, und siehe, Gott läßt mich auch noch deine Kinder sehen.“ Gott kann überschwenglich thun über alles, was wir bitten und verstehen. Joseph nahm die Kinder von dem Schoos seines Vaters, und stellte sie vor ihn, daß er die Hände auf sie legte und ihnen seinen Segen gäbe. Jakob legte die Hände auf sie, und sprach: „Gott, vor dem meine Väter Abraham und Isaak gewandelt haben, Gott, der mich ernähret hat mein Lebenlang, der Engel, der mich erlöset hat von allem Uebel, der segne die Knaben.“ Auch setzte er sie in gleiche Rechte mit seinen eigenen Söhnen. Denn er sagte: „Sie sind mein.“ Mit solcher Frömmigkeit und Demuth ehrte Joseph, der vornehme und reiche Mann in Aegypten, seinen alten Vater. Er wußte seinen eigenen Kindern kein schöneres Erbtheil zu geben, als den frommen Segen seines Vaters.

„Siehe, sprach Jakob, ich sterbe. Aber Gott wird mit euch seyn.“ Auch befahl er, daß seine Gebeine sollten nach Canaan gebracht werden, wenn er gestorben wäre, zu den Gebeinen seiner Väter. Denn er wollte nicht in Aegypten begraben seyn. Nach seinem Tod begleiteten Joseph und seine Brüder seine Leiche zu dem Erbbegräbniß ihrer Väter in dem Lande Canaan. Als sie aber nach Aegypten zurückkamen, fürchteten sich seine Brüder vor ihm, denn sie dachten, er habe sie bisher nur um seines

Vaters willen verschont. So schwer läßt sich das böse Gewissen beruhigen. Aber Joseph sprach: „Fürchtet euch nicht. Ihr gedachtet es böse zu machen. Aber Gott hat es gut gemacht. — Ich will euch versorgen und eure Kinder," sagte er.

Ganz richtig! Wer seine Eltern liebt, der liebt auch seine Geschwister. Wer sein Glück für einen Segen Gottes erkennt, der ist auch gütig und freundlich gegen die Menschen. —

20.

Moses.

Also war jetzt von Abrahams Namen und Nachkommenschaft Niemand mehr in dem schönen Lande Canaan übrig, als die Todten. In Aegypten aber vermehrten sie sich zwar in der Länge der Zeit zu einem zahlreichen Volk. Als aber ein neuer König aufkam, der nichts mehr von Joseph wußte, fürchtete er sich vor ihrer Menge, und ließ sie anfänglich drücken mit harten Diensten, und unbarmherzig mißhandeln. Ja, er befahl zuletzt, daß alle neugebornen hebräischen Kinder männlichen Geschlechts mußten in das Wasser geworfen werden, wie man arme Thierlein in das Wasser wirft und ersäuft sie, wenn man sie nicht aufziehen will. So schlimm sah es damals aus um die Verheißung: „Deinen Nachkommen will ich das Land geben und sollen in deinen Nachkommen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden." Aber

wie hat der Unbekannte zu Abraham gesagt, „sollte Gott etwas unmöglich seyn," und geht nicht schon die Tochter des Königs am Wasser spazieren? — Eines Tages, als die Tochter des Königs an dem Wasser spazierte, erblickte sie am Ufer zwischen dem Schilf ein Kästlein. Man wußte nicht, ist's ein Schifflein oder ein Särglein, ist etwas Lebendiges darin oder etwas Todtes. Als sie aber das Kästlein holen ließ und öffnete es, lag ein hebräisches Knäblein darin, das weinte. Denn also hatte es seine Mutter in das Wasser gelegt, daß sich Gott seiner erbarmen wollte. Gott rührte das Herz der königlichen Tochter, daß sie sich des Kindes erbarmte. Denn sie sagte sogleich: „Das wird eines von den hebräischen Kindlein sein," und hätte es gern einer braven hebräischen Frau geschickt, das sie es säugete und aufzöge. Es stand aber noch eine fremde Jungfrau an dem Gestade, das war die Schwester des Kindes, daß sie sähe, was aus ihrem Brüderlein wurde. Sie trat zu der ägyptischen Königstochter und fragte sie, ob sie einer der hebräischen Frauen rufen soll, daß sie ihr das Kindlein säuge. Sie rief ihre Mutter. Gott gab der Mutter aus den Händen der königlichen Prinzessin ihr Söhnlein wieder, und die Prinzessin belohnte sie noch für seine Pflege und Erziehung. Da aber das Kind groß war, nahm die Prinzessin es wieder zu sich, daß es ihr Sohn wäre, und nannte ihn Moses. Moses war ein kraftvoller junger Mann, wiewohl er hatte eine schwere Aussprache. Dabei war er ein herzhafter und heftiger Mann, der besonders kein Unrecht leiden konnte. Einmal gieng er aus, und sah die Leiden seiner Brüder, und wie ein Aegypter einen Hebräer un-

barmherzig schlug. Da schaute er rechts, und schaute links, ob sonst Niemand da sey, und schlug den Aegypter todt und verscharrte ihn in den Sand. Gleichwohl erfuhr es der König, aber Moses entfloh in das Land Midian. In Midian an einem Brunnen vertheidigte er sieben Jungfrauen gegen die Gewaltthätigkeit der Hirten. Denn die Jungfrauen wollten die Schafe ihres Vaters tränken, und die Hirten wollten es nicht leiden. Das ist die rechte Art der Herzhaftigkeit, daß sie Unrecht wehre, nicht aber ausübe, und daß sie sich der Unterdrückten annehme, wiewohl mit Verstand und Ueberlegung. Durch diese brave That wurde Moses mit dem Vater der Jungfrauen bekannt. Dieser war ein Priester Gottes und hatte große Heerden. Sein Name war Jethro. Jethro gab ihm eine seiner Töchter, die Zipora, zum Weibe und vertraute ihm die Hut seiner Heerden an. Also wurde der Pflegsohn der königlichen Prinzessin ein Hirte in einem fremden Lande, wie seine Väter gewesen waren.

21.

Die Ausführung aus Aegypten.

Einst, als Moses die Schafe seines Schwiegervaters tief in die Wüste getrieben hatte, an dem Berg Horeb, sprach zu ihm eine Stimme: „Ich bin der Gott deiner Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Ich habe gesehen

das Elend meines Volkes in Aegypten und will mich seiner erbarmen. So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Kinder Israels, aus Aegypten führest." Das war eine große Aufgabe. Moses sprach: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe, und führe die Kinder Israel aus Aegypten?" — Gott sprach: „Ich will mit dir seyn?" Weiter sprach Moses: „Ach, mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen, denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge." Darauf sprach Gott zu ihm: „Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen, oder wer hat den Stummen oder Tauben oder den Sehenden oder Blinden gemacht? Habe ich es nicht gethan, der Herr?" Nämlich, daß Gott wohl wisse, was er thut, und was er jedem Menschen zumuthen kann, und daß er auch durch gebrechliche Personen dem Menschen Gutes thun und seinen Namen herrlich machen könne. Auch versprach ihm Gott, daß sein Bruder Aaron ihm beistehen, und das Wort für ihn führen werde.

Moses zog nunmehr nach Aegypten zurück. Aber seine Ehefrau und seine Kinder blieben daheim, bei Jethro, ihrem Vater. Unterwegs kam ihm sein Bruder Aaron entgegen, und bewillkommte ihn mit großer Freude. Moses und Aaron versammelten die Aeltesten, das heißt die Vorsteher der Kinder Israels, und sagten ihnen, daß Gott das Volk durch sie erlösen werde. Dessen hatte das Volk eine große Freude, und wußte nicht, was noch für eine schwere Zeit ihm bevorstehe. Hierauf giengen Moses und Aaron zu dem Könige und sprachen: „So sagt der Herr, der Gott Israels. Laß mein Volk ziehen, daß es mir ein Fest halte

in der Wüste!" Pharao gab ihnen die gottlose Antwort: „Wer ist der Herr, dessen Stimme ich gehorchen müsse? Ich weiß nichts von dem Herrn, ich will auch Israel nicht ziehen lassen. Am nämlichen Tag noch redete Pharao mit den Frohnvögten und Amtleuten. „Es ist den Hebräern noch zu wohl," sagte er, und befahl, daß ihnen noch härter mit Arbeit und Drangsalen zugesetzt würde. Denn das geschieht oft, wenn Gott bald retten will, und man sich schon auf die Erlösung freut, daß die Noth erst noch am größten wird, daß der Mensch erkenne, die Rettung komme von Gott. „Wenn Menschenhülf' scheint aus zu seyn, so stellt sich Gottes Hülfe ein." Als nun Pharao kein Gehör geben wollte, ließ Gott schreckliche Wunder durch Moses über Aegypten ergehen. Alles Wasser in Aegypten verwandelte sich in Blut, das war die erste Plage. — Als das Wasser wieder war Wasser geworden, kamen Frösche ohne Ende. Das war die zweite Plage. — Item es kam Geziefer aus dem Staube. — Es kam Sterben unter das Vieh. — Die Aegypter wurden behaftet mit bösen schwarzen Blattern. — Schwere Gewitter mit Blitz und Hagel verwüsteten ganz Aegypten, sonderlich den Flachs und die Gerste. — Es kam der Heuschreckenfraß. — Es kam eine dreitägige Finsterniß; das war die neunte Plage. Allemal, wenn die Noth und der Schrecken da war, versprach Pharao, er wolle das Volk ziehen lassen. Allemal, wenn er wieder Frist hatte, nahm er sein Versprechen zurück, und wurde boshafter, als er vorher war. — Ists nicht also, daß leichtsinnige und verstockte Menschen von Kindheit an vor Gott und Menschen Besserung versprechen, wenn ihnen die Strafe ihrer

Sünden droht? Wenn sie aber Barmherzigkeit und Frist zur Besserung gefunden haben, so wissen sie nichts mehr von ihrem Versprechen, bis zuletzt die göttlichen Strafgerichte ohne Schonung einbrechen, und nimmer zurückbleiben können.

Zuletzt starben in einer Nacht in Aegypten alle erstgebornen Söhne in jeglichem Hause und die Erstgeburt von allem Vieh. Es war die zehnte und letzte Plage. Sie war den Aegyptern so schrecklich, daß jetzt Pharao die Israeliten selber nöthigte, fortzugehen. Moses und Aaron hatten dem Volk befohlen, zum letztenmal in Aegypten zu Nacht zu essen und sagten ihnen, wie. In jedem Haus wurde ein Lamm geschlachtet, das nannten sie das Osterlamm, und aßen es stehend, mit Stäben in den Händen, als reisefertige Menschen. Unvermuthet kam der Befehl vom König, daß sie ohne Aufschub Aegyptenland verlassen sollten. So brachen die Israeliten auf aus dem Lande ihrer Dienstbarkeit und ihres Elendes mit großer Freude, mit ihrem Vieh und aller ihrer Habe, auch Gold und Silber, das sie von den Aegyptern geliehen hatten, und mit ungesäuertem Brodteig. Sie hatten nimmer Zeit, ihn auszubacken. Auch nahmen sie die Gebeine Josephs mit, denn also hatte Joseph auf seinem Sterbebette befohlen. Aber kaum waren sie hinweg, so eilte Pharao ihnen wieder nach mit großer Heeresmacht, und ereilte sie am rothen Meere, welches Aegypten von Arabien scheidet. Aber die Wasser des Meeres waren gewichen, zwar an einer schmalen Furth, daß die Kinder Israels trockenen Fußes hindurch gehen konnten. Als aber Pharao mit seinem

Heer ihnen nachsetzte, und auf dem Boden des Meeres stand, kehrten die Wasser zurück, daß alle Aegypter umkamen. Auf solche Weise erlöste Gott die Nachkommen Israels. Mit sechs und sechzig Seelen war Jakob nach Aegypten gezogen, mit sechsmalhunderttausend Mann, ohne die Kinder, zog Moses wieder hinaus. Vierhundert und dreißig Jahre hatten sie in Aegypten gewohnt. Zum Gedächtniß dieser Errettung feiern die Nachkommen Israels bis auf diesen Tag alle Jahre ihr Osterfest, und gedenken daran.

24.

Die Reise durch die Wüste.

Aber die Kinder Israel waren damit noch lange nicht an dem Ziel ihrer Reise. Man muß zuerst durch die Wüste ziehen, ehe man nach Canaan kommt. Die Wüste aber, durch welche die Israeliten ziehen mußten, ist viele Tagreisen lang und breit, eine unfruchtbare Einöde. Da ist keine Straße und kein Fußpfad mehr. Da erblickt oft Tage lang das Auge, so weit es sehen mag, nichts als Himmel und Sand, wo nicht kahle Felsen. Da ist weit und breit keine menschliche Wohnstätte mehr, und kein Samenkorn fällt in die Erde. Durch diese Wüste führte Gott die Kinder Israel, und nicht einmal den nächsten Weg. Aber wie brachte er sie hindurch? — Am Morgen, wann sie aufbrechen sollten, stieg eine hohe Wolkensäule vor ihnen auf, und gieng ihnen

voran des Weges, den sie wandeln sollten, in der Nacht aber eine Feuersäule. Alle Morgen fiel es wie Thau vom Himmel. Es waren kleine runde Körnlein, süß wie Honig, und bedeckten weit und breit den Boden. Das ist das Manna, oder Himmelsbrod, mit welchem sie in der Wüste genährt wurden. Von Zeit zu Zeit setzten sich auch große Schaaren von Zugvögeln in dem Lager der Israeliten nieder, und boten sich gleichsam selber zur Speise an. Zu rechter Zeit kamen sie auch zu frischen lebendigen Wasserquellen, welche Gott zu ihrer Erquickung wunderbar in dem dürren versengten Lande aus dem Sande oder aus den Felsen hervorsprudeln ließ.

Aber was für eine Freude wartete unterwegs auf Moses? Kam nicht zu ihm aus dem Lande Midian sein Schwiegervater Jethro, und brachte ihm seine Ehefrau und seine Kinder, den Gerson und den Elieser, daß sie mit ihm zögen, und jetzt bei ihm blieben? So kann Gott erfreuen auch in der Wüste. Der erfahrene Jethro gab ihm manchen guten Rath. Den befolgte Moses. Denn Gott ermahnet den Menschen, was er thun soll, nicht nur inwendig in seinem Gemüth, sondern auch auswendig durch andere Menschen, absonderlich durch fromme Eltern und Verwandte. Wer auf Gott hört, der hört auch auf verständige und fromme Menschen.

Als sie aber an dem Berg Sinai angekommen waren und sich gelagert hatten, ereignete sich eine große Begebenheit. Moses sagte ihnen, daß sie jetzt das Gesetz von Gott empfangen würden.

Am dritten Morgen, nachdem sie daselbst waren, erhob sich eine dicke Wolke auf dem Berg, und ein Donner und Blitzen, und der Ton einer sehr starken Posaune. Der ganze Berg Sinai rauchte und bebte, und der Posautenton ward stärker, und das ganze Volk stand unten am Berg in rein gewaschenen Kleidern. Da ergieng eine Stimme aus der Gewitterwolke, die sprach:

„Ich bin der Herr, dein Gott!

Du sollst keine andere Götter neben mir haben.

Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder dessen, das oben am Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, oder im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. Ich bin ein eifriger Gott, der die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern, die mich hassen, und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.

Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen.

Gedenke des Ruhetags, daß du ihn heiligest.

Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten ist der Ruhetag des Herrn deines Gottes, da sollst du keine Arbeit thun.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird.

Du sollst nicht tödten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch alles, was dein Nächster hat."

Dieß sind die zehn Gebote, die Gott den Kindern Israel auf dem Berge Sinai gegeben hat.

Merke: Gott hat die Kinder nicht vergessen. Er vergißt die Kinder nicht. „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren."

Gieb mir, mein Kind, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohl gefallen.

Bei dieser und andern Gelegenheiten empfiengen die Israeliten auch noch viele andere schöne Gesetze der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Milde. „Du sollst dem Tauben nicht fluchen, und dem Blinden keinen Anstoß in den Weg legen. Denn du sollst dich vor deinem Gott fürchten. Du sollst Wittwen und Waisen und Fremdlinge nicht beleidigen. Du sollst das Alter in Ehren halten. Du sollst dich deines Viehes erbarmen. Du sollst keine Bäume beschädigen."

Auch ließ Moses die Bundeslade verfertigen. Darin wurden auf zwei steinernen Tafeln die zehn Gebote verwahrt. Sie war ein Zeichen der gnadenreichen Gegenwart Gottes in der Mitte des Volks. Weiter verfertigte er die Stiftshütte; das ist ein kostbares Zelt, unter welchem die Herrlichkeit Gottes, nämlich die Bundeslade, wohnte, und wo der Gottesdienst gehalten wurde. Weiter verordnete er, wie es mit dem Gottesdienste und mit den Priestern sollte gehalten werden. Drei hohe Feste sollten jährlich gefeiert werden; das Osterfest, das Pfingst- oder Erntefest, das Fest der Laubhütten oder der Weinlese. Alle Mannsleute in Israel, aber auch Weiber und

Kinder, versammelten sich an diesen Tagen bei der Stiftshütte, daß sie mit einander fröhlich wären vor dem Herrn ihrem Gott, und ihm für seine Wohlthaten dankten, und als Brüder und Freunde beisammen wären.

Schön und lieblich ist es, wenn Brüder und Freunde aus entfernten Gegenden sich wieder sehen und einträchtig beisammen sind.

Alle Priester aber der Israeliten mußten aus dem Geschlecht Levi seyn. Moses und Aaron waren aus dem Geschlecht Levi.

23.

Fortsetzung der Reise durch die Wüste.

Also haben die Nachkommen Israels das Gesetz empfangen und sind ein Volk Gottes geworden. O wie gerne werden sie den Willen des Herrn ihres Gottes erfüllt haben, der ihnen so große Wohlthaten erzeigte! Nicht alle. Es war bei allem dem, von seiner Erwählung an bis zu seinem Untergang, ein ungeschlachtes und widerspenstiges Geschlecht, das Gott zu seinem Volk gewählt hatte, wie manchmal, wenn ein guter Mensch sich eines fremden Kindes annimmt, und zieht es auf, mit Vaterstreue, und erlebt doch nicht viel Dank und Freude an ihm. Aber Gott weiß wohl, was er thut, und es wird sich wohl zeigen. Mehr als einmal wollten die Israeliten wieder nach Aegypten in ihr Elend zurück-

kehren. Unaufhörlich murrten sie gegen Moses und Aaron, und wollten ihn steinigen. Das Manna wollte ihnen nimmer schmecken. Es war ihnen nicht mehr gut genug. Ja, man darf es fast nicht sagen, während als Gott mit Moses auf dem Berge redete, beteten sie unten ein Götzenbild, ein vergoldetes Kalb, an. Denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse. Wegen dieses Ungehorsams mußten sie vierzig Jahre lang in der Wüste herum irren. Unterdessen gab ihnen Moses fortwährend ernsthafte Ermahnungen und schöne Weissagungen, daß sie glücklich und gesegnet seyn sollen in Canaan, und stark gegen ihre Feinde, so lang sie treu bleiben werden dem Herrn ihrem Gott. Wenn sie ihm aber untreu werden, so werde er sie wieder verstoßen aus diesem schönen Land, und in die Gewalt ihrer Feinde geben. Auch das sagte er zu ihnen: „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr dein Gott dir erwecken, aus dir und deinen Brüdern, dem sollt ihr gehorchen."

Aaron war unterdessen gestorben, der Bruder des Moses. Seine Ehegattin war schon gestorben; ja er selbst konnte die Freude nicht mehr erleben, daß er die Israeliten in das ersehnte Land hineinführte, und sein mühsames Werk vollendete. Aber doch zeigte ihm Gott noch vor seinem Tode von einem Berg herab das Land, wo seine Väter Abraham, Isaak und Jakob gelebt hatten, mit seinen fruchtbaren Gefilden, mit seinen Flüssen und mit seinen fernen Bergen, das schöne Land, welches ihren Nachkommen zum Eigenthum verheißen war.

Auf gleiche Weise erheitert Gott noch manchem frommen Menschen die letzten Tage seines Lebens.

Ehe

Ehe denn er stirbt, zeigt Er ihm noch eine Frucht seiner Thaten, und das Glück seiner Angehörigen in der Nähe, und nimmt ihn alsdann zu sich. Also starb Moses, nachdem er das Land der Verheißung gesehen hatte.

Das ist das Knäblein, welches einst in einem Kästlein in Aegypten im Wasser lag, und von des Königs Tochter herausgezogen wurde. Das Knäblein hat Israel aus Aegypten geführt.

Aber alle Israeliten, die mit Moses und Aaron waren aus Aegypten gezogen, die waren nach und nach in der Wüste gestorben bis auf Josua und Caleb, und alle, welche jetzt an der Grenze von Canaan standen, waren erst in der Wüste geboren, ein neues Geschlecht, das anstatt ihrer Väter war.

Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge geworden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die Menschen lässest sterben, und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder.

Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern.

24.

Josua.

Einzug in das gelobte Land.

Aber wer wird jetzt das verwaiste Volk in das Land seiner Verheißung führen? Der Mensch kann sterben, aber Gott lebt. Gottes Arm ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könnte. Hat nicht Gott den Geist des Josua geweckt, daß er das angefangene Werk vollendete? Als sie den Tod des Moses dreißig Tage lang beweinet hatten, brachen sie auf aus dem Lager und giengen durch den Jordan-Fluß. Voraus giengen zwölf Priester, die trugen die heilige Lade des Bundes, hinter ihnen zog das Volk. Trockenen Fußes zogen sie durch den Jordan. Da waren sie nun in Gottes Geleit endlich an dem Ziel ihrer vierzig jährigen Wallfahrt. Da begrüßten sie das heilige liebe Land, von dem sie schon so lange gehört, das Land, wo ihre Väter einst gelebt und Gott mit ihnen geredet hatte, und wo ihre Gebeine begraben lagen. Da aßen sie zum erstenmal von den Früchten des Landes, es war in den Tagen der Gersten-Ernte, und feierten ihr Osterfest. Aber in dem Lande wohnten jetzt andere Geschlechter, als in den Tagen Abrahams, abgöttische Menschen, denen man grausame Sachen Schuld gab, zum Beispiel daß sie ihren erdichteten Götzen zu Ehren ihre eigenen armen Kinder lebendig verbrannten. Diese schlossen sich in ihre festen Städte mit hohen Mauern ein, und wollten nicht leiden, daß sich die Nachkommen Abrahams in dem Lande ausbreiteten und festsetzten. Da ent-

stand ein langer schwerer Krieg. Fast jeder Schritt Landes mußte mit Blut erkauft werden. Aber Gott gab den Waffen Israels den Sieg. Als sie nun fast alle Einwohner von Canaan vertilgt hatten, — doch nicht alle, — vertheilte ihnen Josua das Land nach ihren Geschlechtern oder Stämmen, als da sind: Ruben, Simeon, Juda, Sebulon, Isaschar, Dan, Gad, Asser, Naphthali, Benjamin, Ephraim, Manasse. Diese zwei sind die Söhne des Joseph, von denen Jakob gesagt hatte: „Sie sind mein." Die Nachkommen des Levi erhielten kein Land, weil sie Priester waren, sondern sie wurden in Städte vertheilt. Aus dem Gebirg Libanon herab, wo die Cedern wachsen, fließt der Jordan. Rechts und links an dem Jordan wohnten die Kinder Israel, zwischen der Wüste und dem Meere. Das ist das gelobte Land, oder das Land Canaan, mit seinen Palmen. Also ist den Nachkommen Abrahams die Verheißung wahr geworden, daß ihnen Gott wollte dieses Land zum Eigenthum geben.

Als Josua alles eingerichtet, und bis so weit vollendet hatte und alt war, versammelte er ganz Israel auf einen Landtag in Sichem, daß er von ihnen Abschied nähme, ehe er stürbe. Er erinnerte sie an alle Wohlthaten Gottes, daß sie ihm dankbar bleiben und nicht untreu werden sollten.

Unter anderm sagte er: „Behütet eure Seelen, daß ihr den Herrn euern Gott lieb habt. Siehe, ich gehe heute dahin, wie alle Welt, und ihr sollt wissen, daß nichts gefehlt habe an allem dem Guten, das euch Gott geredet hat. Es ist alles gekommen und keines ausgeblieben. Gleichwie nun alles Gute

gekommen ist, also wird auch Gott über euch kommen lassen alles Böse, wenn ihr übertretet den Bund des Herrn eures Gottes." — — „Fürchtet den Herrn und dienet ihm treulich und rechtschaffen. Wißt ihr einen bessern Gott, so wählet einen andern. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Das Volk sprach: „Wir wollen dem Herrn unserm Gott dienen und seiner Stimme gehorchen."

25.

Gideon.

Nach dem Tode des Josua hatten die Israeliten kein gemeinschaftliches Oberhaupt mehr, welches sie in der Kraft des Gesetzes regierte, und zum Schutz der Heimath gegen ihre zahlreichen und mächtigen Feinde führte. Auch wurden sie neuerdings abgöttisch. Sie hielten nicht, was sie Josua versprochen hatten. Ihr Herz war noch nicht an Gott gewöhnt. Aber wenn ihre Feinde an sie kamen, die Moabiter, die Philister, die Midianiter, die Ammoniter, dann kehrten sie wieder um von den Götzen und von ihrem bösen Wesen, und beteten zu dem frommen Gott ihrer Väter.

Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich.

Alsdann weckte Gott Helden auf unter ihnen. Diese befreiten sie wieder aus ihren Drangsalen, und regierten auch wohl nachher, so lange sie lebten,

über einen Stamm, oder über etliche, wie es kam, und hießen die Richter. Aber es war eine unsichere und jammervolle Zeit.

Wo keine rechtmäßige Obrigkeit in einem Lande ist, wo kein Gesetz in Ansehen steht, und der Listigste oder Stärkste die Oberhand behält, solchen Zeiten blüht kein Heil.

Die Midianiter und Amalekiter, zahlreiche Raubvölker, waren über Israel mächtig geworden. Wann die Israeliten ihre Felder eingesäet hatten, wann die hoffnungsvolle Saat am schönsten stand, kamen die Midianiter aus der Wüste hervor mit Heerden ohne Zahl. Die Heerden weideten die schönen Saatfelder ab, von der Wüste bis an das Meer, und wann die Feinde wieder heimzogen, nahmen sie auch die Lebensmittel der Israeliten mit, was sie fanden, ihre Schafe und Rinder. Als die Israeliten sich wieder zu dem Gott ihrer Väter wendeten, weckte Gott durch wunderbare Erscheinungen einen kraftvollen jungen Mann aus Manasse, daß er sein armes Vaterland erretten sollte. Gott kann durch schwache Menschenkraft, die ihm vertraut, große Wunder thun.

Dieser junge Held befreite mit einem Heerhäuflein von dreihundert muthvollen Männern das Vaterland von einem zahllosen Schwarm seiner Feinde, und ihr Feldgeschrei und Siegesruf war: „Schwerdt des Herrn und Gideon!" Die Feinde flohen und ließen unermeßliche Beute zurück. Als Gideon von der Verfolgung seiner Feinde siegreich wieder kam, wollte ihn das Volk zum König erheben: „Sey Herr über uns, du und deine Nachkommen, weil

du uns von der Hand der Midianiter erlöset hast." Dadurch hätte nach menschlichem Ansehen Gideon seinem Vaterlande noch eine viel größere Wohlthat erweisen können, als durch den Sieg über die Midianiter. Aber Israel mußte noch schmerzhafter erfahren, was es heiße, ohne Obrigkeit und ohne Gesetze leben. Gideon sprach: „Ich will nicht Herr über euch seyn, sondern euer Gott soll Herr über euch seyn." Denn als ihn Gott berief, sein Vaterland zu befreien, ward ihm nichts davon gesagt, daß er sich für diese Wohlthat durch die Herrschaft sollte bezahlt machen. Gideon heißt auch Jerubbaal. Er starb in einem glücklichen Greisenalter. Gottesfürchtige Jugend bereitet sich ein gutes Alter. Nach seinem Tode fiel Israel wieder zum Götzendienst ab.

26.

Abimelech.

Gideon hinterließ siebenzig Söhne. Außer diesen aber hatte er noch einen Sohn, mit Namen Abimelech, der von einer Nebenfrau des Gideon war, die in der Stadt Sichem wohnte, eine nichtswürdige Seele. Abimelech gieng nach Sichem und redete mit den Brüdern seiner Mutter und mit ihrer ganzen Verwandtschaft. „Was ist euch besser, daß siebenzig Männer über euch herrschen, insgesammt Söhne von Jerubbaal, oder daß Einer über Euch Herr sey? Bedenket, daß ich eures Geschlechts bin."

Jene siebenzig Söhne des Gideon mochten wohl durch ihre Einigkeit und durch ihre Rechtschaffenheit

in einem großen Ansehen bei dem Volk stehen, aber der nichtswürdige Abimelech war von ihnen verachtet und ausgeschlossen. Die Männer von Sichem verstanden die Meinung des Abimelech. Sie gaben ihm Geld aus einem Götzenhaus, so viel er bedurfte. Ohne Zweifel war es aus der Beute, die sein Vater von den Midianitern erbeutet hatte. Mit dem Geld dingte er eine Schaar leichtfertige Männer, wie er selber einer war. Er griff mit ihnen seine Brüder, die Söhne seines Vaters, an, und ermordete sie, einen nach dem andern, auf Einem Stein. Nur Jotham, der jüngste unter ihnen, entgieng dem Mordschwerdt seines Bruders. Man wußte nicht, wo er war hingekommen.

Nach diesen schrecklichen Mordthaten traten die Männer von Sichem zusammen, und wählten unter freiem Himmel den Abimelech zu ihrem König. Da hörten sie von einem Berg herab eine Stimme. Auf dem Berg Grisim stand ein Mann, der kündete ihnen ihr künftiges Schicksal an, mit folgenden Worten:

„Höret mich, ihr Männer von Sichem!"

„Die Bäume giengen hin, daß sie einen König über sich salbeten. Sie sprachen zum Oelbaum: Sey unser König! Der Oelbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Fettigkeit dahingeben, daß ich hingehe und über die Bäume schwebe?"

„Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm du und sey unser König! Der Feigenbaum sprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit, und meine gute Frucht dahingeben, und hingehen, daß ich über die Bäume schwebe?"

„Da sprachen die Bäume zu dem Weinstock: Komm du und sey unser König! Der Weinstock sprach: Soll ich meinen Most dahingeben, und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe?"

„Zuletzt sprachen alle Bäume zu dem Dornbusch: Komm du, und sey unser König. Der Dornbusch sprach: Wenn es euch Ernst ist, mich zum König zu salben, so kommt, und vertraut euch unter meinen Schatten. Wo nicht, so wird Feuer aus dem Dornbusch gehen, und die Cedern des Libanons verzehren." —

Der Mann auf dem Berg Grisim, der dieses sprach, war Jotham, der jüngste Sohn Gideons, der dem Mordschwerdt Abimelechs entgangen war.

„Und nun, so fuhr Jotham fort, wenn ihr recht und redlich gehandelt habt und wohlgethan an Jerubbaal und an seinem Hause, so seyd fröhlich über Abimelech und er sey fröhlich über euch! Wo nicht, so wird Feuer ausgehen von Abimelech und die Männer von Sichem verzehren, und Feuer wird ausgehen von den Männern von Sichem, und den Abimelech verzehren."

Abimelech herrschte mit blutigen Händen drei Jahre lang über Israel. In Sichem hatte er einen Burgvogt. Die Einwohner von Sichem und von Thebez empörten sich gegen den König. Der Burgvogt gab ihm Kunde. Einer Namens Gaal zog ihm mit den wehrhaften Männern vor die Stadt hinaus entgegen. Abimelech schlug sie in einer Feldschlacht, eroberte die Stadt, tödtete die Einwohner, zerstörte die Stadt, und streute Salz darauf, daß bald Nesseln

wuchsen. Noch hatte Sichem eine Burg und in der Burg einen hohen Thurm, der von hölzernen Balken gebaut war. Als der König erfuhr, daß viele Leute sich in den Thurm geflüchtet hätten, umlegte er ihn, der wüthende Unmensch, mit Feuer, und ließ niemand heraus. Das war das Feuer, das ausgieng von dem Dornbusch, und die Cedern des Libanons verzehrte. Bei tausend Menschen, Männer und Weiber, wurden ein Raub der Flammen. Ein Gleiches wollte er in Thebez thun. Wilde Rachsucht findet keine Sättigung. Sie kommt erst zur Ruhe, wenn sie sich selbst zerstört hat. Schon war Abimelech zu dem Thurm von Thebez gelangt. Schon legte er Feuer an, daß er ihn verbrennte. Da warf eine Frau ein Stück von einem zerbrochenen Mühlstein herab. Der Stein fiel auf Abimelech, und zerschmetterte den Kopf des Brudermörders und Tyrannen. Also bezahlte Gott dem Abimelech die Unthat, die er verübt hat, als er seine Brüder ermordete, und alle bösen Thaten der Männer von Sichem, und der Fluch Jothams traf an ihnen ein. Solches Heil blüht einem Volk, wo kein Recht und keine Gesetze gelten, wo List und Gewalt die Oberhand behält.

27.

Jephtha.

Zu einer andern Zeit fielen die Ammoniter in Israel ein, in der Landschaft Gilead, jenseits des

Jordans. Die Israeliten bezogen ein Lager gegen sie, aber es war niemand da, der den Muth gehabt hätte, sich an die Spitze zu stellen, um den Feind anzugreifen. Sie kamen überein, daß derjenige, der den Angriff unternehmen würde, das Oberhaupt über sie alle seyn sollte. Aber auch so trat niemand hervor, der den Muth dazu gezeigt hätte, und es mochte damals mehr als einer zu dem andern gesagt haben: „wenn wir den verstoßenen Jephtha wieder bei uns hätten, er wäre der Mann, der uns retten könnte." Jephtha war ein Jahr vorher von seinen Brüdern aus dem Hause des Vaters verstoßen worden, aus Eigennutz und Feindschaft. Er war nicht der Sohn ihrer Mutter, deßwegen wollten sie ihn auch nicht theilen lassen an dem väterlichen Erbe. Niemand in Gilead nahm sich seiner an. Er floh aus seiner Heimath und von seinem Volk in eine fremde Landschaft, und nährte sich daselbst nach der Sitte jener Zeit durch seine Tapferkeit, so gut er vermochte. Deßwegen sagten sie: „wenn Jephtha wieder käme, er könnte uns retten." Eigennutz und Unverstand bereitet sich gar oft seine eigene Reue und Beschämung. Als sie sich nicht mehr zu helfen wußten, schickten sie Boten an den verstoßenen und verlassenen Jephtha, daß er wieder zu ihnen kommen, und ihr Feldhauptmann und Oberhaupt werden möchte.

Wenn dein Bruder an dir gesündigt hat, und kommt wieder und spricht: „es reuet mich," so sollst du ihm vergeben.

Jephtha war, ungeachtet seines Schicksals, von Natur ein gar feiner Mann, und eben so hochherzig und friedliebend als tapfer. Zwar sprach er anfänglich

mit den Boten, wie einem schwer beleidigten Gemüth wohl zu sprechen geziemt: „Seyd ihr es nicht die mich hassen, und aus meines Vaters Hause gestoßen haben? Warum kommt ihr nun in eurer Trübsal zu mir?"

Als er aber vernahm, in welcher Noth sie seyen, und daß sie alles wieder gut machen wollten, dachte er nicht mehr an die erlittene Beleidigung, sondern an das Vaterland, und folgte ihrer Einladung. Aber ein Mann, wie der hochherzige Jephtha war, will nicht sogleich zu den Waffen greifen und Blut vergießen. Bereitwilligkeit zum Frieden ist die schönste Zierde und das schönste Zeichen der wahren Herzhaftigkeit, die nicht früher angreift, als sie muß. Jephtha schickte zweimal Boten an den König von Ammon, daß er die Ungerechtigkeit seines Angriffs erkennen, und im Frieden seinen Rückzug nehmen sollte. Als aber der König sein Unrecht nicht erkannte und die Rede des Jephthas nicht anhörte, beschloß Jephtha eine Schlacht — es blieb ihm keine Wahl mehr übrig.

In der Schlacht siegte er mit kräftigem Schwerdt, schlug die Feinde bis über die Grenze, und befreite sein unglückliches Vaterland, und die, welche ihn zuerst aus demselben in die Fremde hinaus verstoßen hatten. O daß der fromme edle Held ein einziges unvorsichtiges Wort nie gesprochen hätte! Vor der Schlacht hatte er das Gelübde ausgesprochen, wenn er siegreich nach Hause zurückkommen würde, so wolle er das erste, was ihm zu seiner Hausthüre heraus begegnen würde, dem Herrn heiligen und ihm opfern, und dachte in der Bewegung seines Herzens nicht daran, daß er

der Vater eines einzigen Kindes sey. Daheim bereiteten sie ihm eine ehrenvolle Ankunft und eine fröhliche Bewillkommung, und als er nahe bei seinem Hause war, trat ihm zu seinem Entsetzen an der Spitze der Frauen und Jungfrauen, welche ihn begrüßen wollten, zuerst seine Tochter entgegen, sein einziges Kind. Man hielt es schon damals für eine schwere Gewissenssache, ein Gelübde zu brechen, das man Gott gethan hatte, und es ist auch eine Gewissenssache, und die Folge einer unnöthigen Verwegenheit. Gott will nur mit Dank und kindlichem Vertrauen geehret seyn, mit Liebe und Gehorsam, nicht mit Gaben und Opfer. Als Jephtha seine Tochter erblickte, und an sein Gelübde dachte, zerriß er vor Schrecken sein Gewand. Er sprach zu ihr mit zarten Worten: „Ach meine Tochter, wie betrübst du mich! Ich habe meinen Mund aufgethan gegen den Herrn, und kann es nicht mehr zurücknehmen." Die Tochter, eben so zarten Sinnes wie ihr Vater, verstand seine Worte und erwiederte mit kindlicher Ergebenheit: „Mein Vater, hast du deinen Mund aufgethan, so thue mir, wie es aus deinem Munde gegangen ist, nachdem der Herr dich gerächet hat an deinen Feinden." — Jephtha erfüllte sein Gelübde und herrschte hernach sechs Jahre lang bis an seinen Tod über die Israeliten in Gilead.

Also weckte der Herr dem bedrängten Volk von Zeit zu Zeit Helden und Heilande. Aber der Verheißene aus der Nachkommenschaft Abrahams, in welchem alle Völker sollen gesegnet werden, kommt noch lange nicht. Wiewohl es fängt bereits von weitem an etwas zu werden.

28.

Ruth.

Zu der Zeit, da die Richter regierten, war eine Theurung im Lande. Damals zog aus Bethlehem im Lande Juda ein Mann mit seinem Weibe Naemi und mit seinen zwei Söhnen hinweg in der Moabiter Land.

Der Mann starb. Da war Naemi noch allein mit ihren Söhnen. Diese heiratheten zwei Moabitische Töchter, Arpa und Ruth. Die Söhne starben auch. Da war Naemi noch allein mit ihren Schwiegertöchtern. Nach zehn Jahren, als sie erfuhr, daß die Theurung in dem Lande Israel wieder aufgehört habe, kehrte sie um in ihre Heimath, und ihre Schwiegertöchter begleiteten sie.

Unterwegs, als sie bedachte, wie arm sie jetzt wieder heimkomme und wie wenig sie im Stande seyn werde, für ihre Schwiegertöchter zu sorgen, sagte sie zu ihnen: „Kehret um, meine Töchter, eine jede in ihrer Mutter Haus! Gott thue an euch Barmherzigkeit, wie ihr an den Todten und an mir gethan habt. Ich kann euch nicht mit mir nehmen, denn mich jammert euer sehr." Die Schwiegertöchter weinten, und Arpa ließ sich endlich bewegen und kehrte wieder zurück. Naemi sprach zu Ruth: „Siehe, deine Schwägerin ist umgekehrt zu ihrem Volk und zu ihrem Gott!" Ruth antwortete: „Rede mir nicht ein, daß ich dich verlassen sollte. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du

stirbst, da sterbe ich auch. Der Tod muß mich von dir scheiden." Also sprach und that Ruth.

O Gott, wirst du solche Kindesliebe nicht vergelten, willst du dieses arme Herz nicht trösten!

Als Naemi wieder in Bethlehem angekommen war, ward es bald im ganzen Städtlein ruchbar. Alle Leute kamen zusammen und wunderten sich: „Ist das Naemi?" — Sie sprach, die kummervolle Frau: „Nennt mich nicht mehr Naemi, denn ich bin eine andre geworden. Reich zog ich aus, aber arm hat mich Gott wieder heim gebracht."

Als Naemi sich in Bethlehem wieder gesetzt hatte, es war ebenfalls in der Gersten-Ernte, gieng Ruth auf das Feld, daß sie Aehren aufläse. So groß war ihre Armuth. Sie wußte nicht, auf wessen Acker sie gieng — was weiß eine fremde Frau. Aber Gott führte sie zu den Schnittern eines reichen Mannes, mit Namen Boas, der ein Verwandter war ihres verstorbenen Mannes. Boas kam auf das Feld, und grüßte seine Schnitter: „Der Herr sey mit euch!" Die Schnitter dankten ihm: „Der Herr segne dich!" Es ist ein gutes Zeichen, daß ein reicher Hausvater sein Gesinde grüßt, wenn er auf das Feld kommt. „Was ist das für eine Weibsperson?" fragte er den Aufseher über das Gesinde. Der Aufseher sprach: „Es ist die Moabitin, die mit Naemi gekommen ist." Boas redete mit der Ruth, und gab ihr freundliche Worte, daß sie ja auf keinen fremden Acker gehen, sondern bei seinen Mägden bleiben solle, und so sie dürstete, oder wenn es Essenszeit wäre, sollte sie mit seinen Leuten trinken und essen. Ich weiß alles" sagte er, „was du gethan hast an deiner Schwie-

germutter, nach deines Mannes Tode, und daß du sie nicht verlassen hast. Der Gott Israels vergelte dir deine That, zu dem du gekommen bist, daß du unter seinen Flügeln Zuversicht hättest." Auch befahl er seinen Leuten, sie sollten freundlich gegen die Moabitin seyn, und ihr viel Aehren hinter den Garben liegen lassen. O, wenn doch alle glücklichen Leute wüßten, und bedächten, was ein freundliches Wort und eine feine Behandlung einem armen wunden Herzen für eine Wohltat und ein Balsam ist. Ruth brachte ihrer Schwiegermutter eine große Menge Aehren nach Hause, und erzählte ihr alles, und als die Mutter hörte, der Mann heiße Boas, sprach sie: „Er ist unser Verwandter. Gott segne ihn für seine Barmherzigkeit an den Lebendigen und an den Todten!"

Was will noch aus der Sache werden? Als Boas die rechtschaffene Aufführung der Moabitin mit eigenen Augen gesehen hatte, gewann er eine Liebe zu ihr, so arm sie war. Denn nicht das Geld, sondern die Tugend ist Reichthum. Auch erkannte sein biederes Gemüth eine Pflicht dazu. Denn ein solches Gesetz galt damals noch in Israel. Wenn ein verheiratheter Mann ohne Kinder gestorben war, so war sein nächster Verwandter schuldig, seine Wittwe zu heirathen, und sie durfte ihn darum ansprechen, ohne Anstand. Also heirathete der reiche gottesfürchtige Boas die arme Ruth, wiewohl er war unter den Verwandten nicht der Allernächste, und sie ward durch ihn zu einer glücklichen Frau.

So hat Gott ihre Kindestreue vergolten, und ihr armes Herz getröstet. Wie ist die Verheißung

so wahr geworden: „Du sollst deine Eltern ehren, so wird es dir wohl gehen."

Gott segnete diese fromme Ehe mit einem Sohne, den nannten sie Obed. Alle Einwohner in Bethlehem hatten eine Freude daran, und wünschten der Naemi Glück, daß ihr Gott einen Nachkommen gegeben habe „Der wird dich erquicken, sagten sie, und dein Alter versorgen, denn deine Schwiegertochter hat ihn geboren, die dich geliebt hat." Naemi aber nahm das Kindlein auf ihren Schooß, und wurde seine Erzieherin. Das war die Geschichte der frommen Ruth und aus einem ihrer Nachkommen wird noch etwas.

29.

Eli und Samuel.

Nach den Kriegshelden richtete der Priester Eli in Israel vierzig Jahre lang. Er wohnte in Silo, denn daselbst stand dazumal die Stiftshütte. Jährlich an den hohen Festtagen versammelten sich die Israeliten vor der Stiftshütte, daß sie Gott daselbst anbeteten und vor ihrem Gott fröhlich wären. Aber wie kann ein angefochtenes Herz fröhlich seyn? Eine angefochtene Frau stand von der Mahlzeit auf, und betete in ihrem Herzen, daß sie Gott mit einem Sohn erfreuen wollte. Wenn Gott ihre Bitte erfüllte, so wollte sie ihn Gott wiedergeben, daß er sein Lebenlang in der Stiftshütte dienen sollte. Eli sah ihr lange zu, wie sie doch nur ihre Lippen bewegte und

weinte,

weinte, und weil es nach der Mahlzeit war, so meinte er, sie sey betrunken. Es sprach endlich zu ihr der harte Mann, den Gott zum Segnen und zum Trösten berufen hatte: „Wie lange willst du betrunken seyn, gib deinen Wein von dir, den du getrunken hast." Das war kein priesterliches Wort. Das Weib sprach: „Ach nein mein Herr, ich bin nicht betrunken, sondern ich habe in meinem großen Kummer geredet bisher, und mein Herz vor Gott ausgeschüttet." Eli sprach: „Gehe hin in Frieden. Gott wird dir deine Bitte erfüllen," und das war priesterlich gesprochen. Auch hat ihr Gott ihre Bitte erfüllt, und ihr einen Sohn gegeben den hieß sie Samuel.

Nach Jahr und Tagen, als das Fest sich jährte, kam wieder die nämliche Frau zu Eli, und hatte ein frisches Söhnlein an der Hand und Eli kannte sie nicht mehr. Die Frau sprach: „Glaube mir, mein Herr, ich bin das Weib, das hier bei dir stand, da ich um diesen Knaben bat. Gott hat meine Bitte erhört, sagte sie, und schaute ihr Kind mit mütterlichem Wohlgefallen an. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder sein Lebenlang, weil er von dem Herrn erbeten ist." Also ließ sie ihren Sohn zurück in dem Schutze Gottes und in der Pflege der Priester, daß er den Gottesdienst lernte, und gleichsam geistlich studierte. Aber alle Jahre, wenn sie wieder kam, und ihrem Kind zum Gruß ein neues Röcklein brachte, war Samuel wieder größer und kräftiger, und was noch mehr sagen will, sie hörte, daß er auch immer gottesfürchtiger und geschickter werde, und bei allen Leuten beliebt sey; das ist die größte Freude auf der Welt, womit Gott die fromme Mutterliebe belohnen kann. Ja, es währte gar nicht lange, so

gab ihm Gott schon Offenbarungen in sein Herz und redete mit seinem Herzen, daß er ein Prophet ward, damit er den Willen Gottes aussprechen konnte den Menschen. Samuel hatte dazu eine große Probe der Frömmigkeit auszustehen. Denn des Priesters eigene Söhne, Hophni und Pinehas, welche dem jungen Samuel mit allen priesterlichen Tugenden hätten sollen ein Beispiel seyn, waren zwei leichtfertige und unwürdige Menschen, welche ihr priesterliches Ansehen zu den gröbsten Missethaten mißbrauchten, und das Volk lau machten im Gottesdienst. Aber Samuel ließ sich durch ihr Beispiel zu keinem Leichtsinn verführen. Ein gutes Gemüth will nur fester im Guten werden, wenn es die Abscheulichkeit des Lasters sehen muß. Samuel wurde immer fester im Guten.

Aber warum ließ der Priester es geschehen, daß seine Söhne solche Missethaten verübten? — Warum lassen noch viele leichtsinnige und schwache Eltern es geschehen, daß ihre Kinder verwildern? Eli warnte zwar seine Söhne: „Warum thut ihr solches? Das ist nicht ein gutes Geschrei, das ich von euch höre." — Aber damit war es auch gethan.

Ein solches Geschlecht kann nicht lange in Amt und Würde bleiben; Es muß enden auf eine oder auf die andere Art, durch Menschen oder durch Gott. Als Eli alt und hoch betagt war, rückten die Philister gegen Israel aus zu einem Krieg. Als Israel die erste Schlacht verloren hatte, griffen sie den Feind zum zweitenmal an, und nahmen die Bundeslade mit in das Lager, damit ihnen Gott desto gewisser den Sieg verleihen wollte. Die zwei jungen Priester

trugen die Bundeslade. Aber die Schlacht fiel dessen ungeachtet noch trauriger aus, als die erste. Eli saß daheim am Stadtthor und wartete auf Kundschaft. Es kam ein Bote aus dem Treffen mit zerrissenen Kleidern und Asche auf dem Haupt. Eli fragte: „Wie geht es zu?" Der Bote erwiederte: „Wie geht es zu? Israel ist geflohen vor dem Feinde. Deine zwei Söhne sind todt. Dazu, die Lade Gottes ist genommen." So böse lautete die Kundschaft. Eli fiel vor Schrecken rückwärts von dem Stuhl und stand nimmer auf. Also endete sein Priesterthum. Nach seinem Tod ward Samuel Richter in Israel. Die Bundeslade aber schickten die Philister nach sieben Monaten freiwillig zurück. Sie hatten kein Glück mit ihr.

30.

Samuel und Saul.

War Samuel einst ein frommer und aufgeweckter Knabe, so war er jetzt auch ein eifriger und gerechter Vorsteher des Volks, und sah streng darauf, daß das Gesetz Moses gehalten wurde, nicht nur auswendig in den Werken, sondern auch mit inwendigem Gehorsam des Herzens. Jedermann, wer nicht sehr ein gutes Gewissen hatte, fürchtete sich vor seiner Gerechtigkeit und vor seiner Strenge. Damals war Israel wieder abtrünnig geworden, und diente den fremden Göttern. Samuel brachte sie zu dem Gott ihrer Väter zurück. Da gab ihnen

Gott auch wieder Glück gegen die Philister, ihre Feinde. Sie eroberten alle Städte wieder, welche ihnen die Philister genommen hatten, und Samuel errichtete zum Andenken an der Grenze einen Stein, den er Eben Ezer, auf deutsch „Stein der Hülfe" nannte, und sprach: „Bis hierher hat der Herr geholfen." Als Samuel älter war, vertraute er einen Theil seines Richteramtes seinen Söhnen an. Aber seine Söhne traten auch nicht in seine Fußstapfen. Es kamen die Aeltesten von ganz Israel zu Samuel, und sagten ihm an, daß sie nimmer wollten von Richtern regiert seyn, sondern sie wollten auch einen König haben, wie andere Völker. Diese Rede gefiel dem Samuel gar übel. „Ist nicht Gott euer König, sagte er, und warum wollt ihr einen andern?" Aber sie beharreten auf ihrem Sinn. Samuel war damals in großer Bekümmerniß, und wußte nicht, wen er ihnen zum König geben sollte. Aber Gott läßt oft auf wunderbaren Wegen zusammenkommen, was sich finden soll. In dem Gebirge des Stammes Benjamin hatten sich die Eselinnen eines Mannes mit Namen Kis, der gleichwohl ein reicher Mann mag gewesen seyn, von der Weide verloren. Kis befahl seinem Sohne Saul, einen Knecht mit sich zu nehmen, und die vermißten Thiere zu suchen. Sie giengen durch das Gebirg Ephraim, durch zwei und drei Landschaften, und fanden nicht, was sie suchten. Sie waren jetzt in der Nähe einer Stadt auf einer Anhöhe, und Saul wollte bereits wieder umkehren, es war schon der dritte Tag, damit nicht der alte Vater daheim noch mehr bekümmert würde um seinen Sohn, als um die verlornen Thiere. Da that ihm noch sein Knecht den Vorschlag, in jene

Stadt hinauf zu gehen. Es sey ein berühmter Mann Gottes daselbst, der ihnen vielleicht sagen werde den Weg, den sie gehen sollten. In der Stadt begegnete ihnen ein Mann, den fragten sie, wo der Seher anzutreffen sey? Seher nannte man zu selbiger Zeit die Propheten. Der Mann war Samuel, und war um diese Zeit auch in die nämliche Stadt gekommen, daß er daselbst ein Opfer verrichtete. Samuel gewann in seinem Herzen die Ueberzeugung, daß dieser Saul der sey, den Gott zum König über sein Volk Israel auserfehen habe. Er nahm ihn mit sich zu dem Opfer, und that ihm auf dem Wege kund, was sein und seines Hauses herrliches Schicksal sey. Aber der schlichte Sohn des Benjaminen Kis konnte es nicht begreifen. Ein solcher Gedanke wäre nie in sein Herz gekommen. Des andern Tages, als er seine Heimreise antreten wollte, begleitete ihn der Prophet, und salbte ihn in der Stille zum König in Israel. Als er ihn entließ, sagte er ihm Manches zum Voraus, was ihm auf der Heimreise begegnen würde. Was ihm der Prophet voraus gesagt, begegnete ihm. Also gelangte Saul wieder zurück in sein väterliches Haus mit dem Wort in seinem Herzen, daß er nun bald als König in Israel erscheinen werde. Sein Oheim fragte ihn, was der Prophet mit ihm geredet habe. Saul antwortete: Er sagte uns, daß die verlorenen Thiere wieder gefunden seyen, was auch wirklich so war. Aber das Wort in seinem Herzen vertraute er ihm nicht an.

31.

Saul, der König in Israel.

Hierauf versammelte der Prophet die Stämme von Israel nach Mizpa, daß er ihnen nach dem Willen des Herrn ihren neuen König vorstellte. Saul war ein schön gewachsener kraftvoller Mann, um einen Kopf größer, als fast der größte Mann in Israel. „Da seht ihr, sprach Samuel, welchen der Herr erwählt hat, denn ihm ist keiner gleich in Israel." Als nun die Stämme den schönen ansehnlichen Mann erblickten, jauchzten sie vor Freude, und riefen: „Glück sey dem König!" Doch waren auch lose Leute unter dem Volke, welche ihn verachteten, und sprachen: „Was kann uns dieser helfen?" Aber Saul that, als hörte er es nicht. Saul war ein tapferer und gutmüthiger Mensch. Die Ammoniter belagerten die Stadt Jabes, und wollten allen Einwohnern das rechte Aug ausstechen. Sie hatten nur noch sieben Tage Zeit, sich zu ergeben. Die geängstigten Einwohner von Jabes schickten Boten nach Benjamin und in die Stadt Sauls, daß ihnen Hülfe und Rettung würde. Am siebenten Tage früh in der Morgenwache kam Saul mit helfender Hand in das Lager der Ammoniter. Er schlug sie, daß ihrer nicht zwei bei einander blieben, und rettete also die Einwohner von dem schrecklichen Unglück, das ihnen bevorstand. Damals sprach das Volk: „Nun gebt die her, welche den Saul nicht wollten zum Könige haben, daß wir sie tödten." Aber der biedere König

sagte: „Es soll auf diesen Tag niemand sterben; denn der Herr hatt heute Heil gegeben in Israel."

O, wenn doch alle Leute so dächten, nichts Böses zu thun, wenn ihnen Gott Heil gegeben hat. Gott gibt uns alle Tage Heil.

Mit diesem Sieg und mit dieser großmüthigen Rede gewann Saul alle Herzen. Alle huldigten ihm in Gilgal, und freuten sich sehr.

Als nun Samuel vor dem Volke und vor dem König sein Richteramt niederlegte, sprach er unter anderm die Worte: „Ich bin vor euch hergegangen von meiner Jugend auf bis auf diesen Tag. Von nun an geht euer König vor euch her. Siehe, hier bin ich! Antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten, ob ich Jemands Ochsen oder Esel genommen habe, ob ich Jemand habe Gewalt oder Unrecht gethan, ob ich mir durch ein Geschenk habe die Augen blenden lassen?" — Das sind ein paar herzhafte Fragen. Mancher stellte sich lieber vor eine feindliche Batterie, als vor seine Verwandte oder Mitbürger, oder Untergebene, wenn er solche Fragen an sie thun müßte. Aber was antwortete dem Samuel ganz Israel? „Du hast uns kein Unrecht gethan, und von Niemands Hand etwas angenommen." Ein solches Zeugniß ist mehr werth, als ein gestohlener Ochs, ja mehr, als alles ungerechte Geld und Gut, besonders wenn ein Stündlein kommt, wo Geld und Gut zurückbleibt, und das Gewissen mitgeht. Das Gewissen geht mit.

Saul aber und Jonathan mit ihm, sein wackerer Sohn, verrichteten noch viele Heldenthaten, und retteten Israel von der Hand aller, die sie drückten.

Aber so tapfer der König war, so wenig war er klug. Als er immer mächtiger wurde, so ward er auch immer sicherer und unvorsichtiger, und that dem Samuel nimmer die gebührende Ehre an, so er doch ein Prophet war, und in dem Namen Gottes mit ihm redete, und folgte seinen Ermahnungen und Vorschriften nimmer. Dies geschah besonders in einem Krieg wider die Amalekiter. Da gieng etwas vor, was nicht hätte seyn sollen. Der Prophet kam entrüstet in das Lager, und redete zu dem König: „Weil du der Stimme des Herrn deines Gottes nicht gehorcht hast, so hat der Herr heute das Königreich Israel von dir genommen." Nämlich daß die königliche Würde nicht bei seinem Geschlechte bleiben, und sein Sohn Jonathan nicht König werden sollte nach seinem Tode.

Von dieser Zeit an sah Samuel den Saul nicht mehr, so lange er lebte. Saul aber wurde schwermüthig in seinem Herzen, und von Zeit zu Zeit überfielen ihn unruhige und schreckhafte Gedanken.

32.

David, der Hirtenknabe.

Nach diesem gieng Samuel auf den Befehl Gottes nach Bethlehem in dem Lande Juda in das Haus eines Mannes mit Namen Isai oder Jesse, daß er einen von seinen Söhnen in der Stille zum Nachfolger Sauls wählte. Denn aus den Söhnen dieses

Mannes hatte sich Gott einen zum König ersehen. Isai hatte acht Söhne.

Isai rief seinen erstgebornen Sohn, den Eliab, und stellte ihn dem Propheten vor. Eliab gefiel dem Samuel wohl, denn er war ein gar schöner Mann. Aber der Herr sprach zu Samuel: „Siehe nicht auf seine Gestalt!" Denn es gehet nicht, wie ein Mensch siehet. Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, aber Gott sieht das Herz an.

Gib mir, mein Kind, dein Herz!

Isai ließ seinen zweiten Sohn Abinadab an dem Propheten vorüber gehen. Der Herr hatte den Abinadab auch nicht gewählt. Isai ließ sieben Söhne vorüber gehen. Der Herr hatte deren keinen erwählt. An den achten dachte niemand. Er war auf dem Felde und hütete die Schafe seines Vaters, und wußte auch nicht, was daheim in dem väterlichen Hause Wichtiges vorgieng, während er vielleicht mit leichtem und frohem Sinn einen schönen Morgenpsalm auf der Harfe spielte. Samuel fragte den Isai, ob denn das seine Söhne alle seyen, welche er jetzt gesehen habe. Isai sagte: Es sey noch einer übrig, der Jüngste, er hüte die Schafe. Dieses war David. Samuel ließ ihn rufen. Da kam ein gar hübscher Knabe, von schöner rother Farbe, mit schönen Augen und von guter Gestalt. Der Herr sprach: „Salbe ihn! Der ist es." Da nahm Samuel das Oelgefäß, und salbte ihn mitten unter seinen Brüdern. Einen solchen Gang that David, von der Schafherde hinweg zur königlichen Salbung.

Samuel starb nachher zu Rama in seiner Vaterstadt, und das war der Knabe, dem seine Mutter

ein neues Röcklein brachte, wenn sie auf das Fest nach Silo kam. Der hat sein Volk zu dem Herrn seinem Gott zurückgebracht, und zwei Könige in Israel gesalbet.

33.

Davids Kampf mit dem Riesen.

David war in seiner Jugend und länger noch ein kecker Mensch, der frisch in seine Schicksale hineingieng. Aber so lang ihn sein verständiges Herz vor der Sünde bewahrte, so lang bewahrte ihn Gott vor Unglück.

Die Philister führten einen neuen Krieg gegen Israel, und die drei ältesten Brüder des David waren bei der Landwehr. Der alte Isai schickte den David in das Lager, daß er nach den Brüdern sähe — — fast denkt man wieder an den Joseph — und gab ihm Lebensmittel mit für sie, und zehn frische Käslein für den Hauptmann. Im Krieg kann man alles brauchen. Als David an das Lager kam, in die Wagenburg, hörte er, daß das ganze Heer ausgezogen sey und gegen den Feind stehe, und der Riese lasse sich wieder sehen. Denn es war ein fürchterlicher Riese, mit Namen Goliath, in dem Heer der Philister! Der Riese war sechs Ellen und einer Hand breit hoch. Sein Haupt war mit einem metallenen Helm bewaffnet, seine Brust mit einem metallenen Harnisch. Sein Schildträger gieng vor

ihm her. Er kam alle Tage heraus, und fragte sie, ob einer das Herz habe, mit ihm zu kämpfen. David ließ das Gefäß, das er trug, bei dem Gepäcke in dem Lager, und lief hinaus zu dem Heer und grüßte seine Brüder. David sah den Riesen mit seiner Rüstung und mit seinem langen Speer und Schwerdt, und hörte gar begierig zu, als die Leute mit einander redeten, was der König für eine Belohnung darauf gesetzt habe, wer den Riesen erlege, gleichsam als wenn er Lust dazu trüge. Sein Bruder Eliab machte ihm Vorwürfe, daß er nichts hier zu thun habe. „Ich kenne deine Vermessenheit wohl, sagte er zu ihm, und deines Herzens Tücke. Du bist gekommen, daß du den Streit sehest." Aeltere Brüder lieben es, in Abwesenheit der Eltern Vaterstelle an ihren jüngsten Geschwistern zu vertreten, und ihrer Unerfahrenheit mit Rath und Warnung zu Hülfe zu kommen, und thun ein gutes gottgefälliges Werk daran, wenn es mit Ueberlegung und Liebe geschieht. Aber Eliab that seinem Bruder Unrecht und redete mit ihm nicht wie Brüdern geziemt. David gab ihm gar nicht viel Gehör. Er wendete sich von ihm weg zu einem von dem Volke. „Was habt ihr gesagt? Was will der König thun, wer den Riesen erlegt?" Sie sagten ihm: „Wer den Riesen erlegt, den will der König reich machen, und ihm seine Tochter geben, und will seines Vaters Haus frei machen."

Auf das meldete sich David bei dem König, er wolle den Riesen erlegen. Der König ließ es nicht gerne geschehen. Er sprach: „Du bist noch ein Knabe und der Riese ist ein Kriegsmann von Jugend an." Als aber David von seinen Vorhaben nicht abstehen

wollte, ließ ihm endlich der König einen Helm aufsetzen und einen Panzer anlegen, und ein Schwerdt. Aber David nahm es nicht an. Er gieng leicht gekleidet, wie er war, dem Ungethüm entgegen mit seinem Hirtenstab und mit einer Schleuder, und suchte sich nur in einem Bach fünf glatte Steine.

Der Riese hatte seinen Spaß, als er den braunen Hirtenknaben heranschreiten sah. „Bin ich ein Hund, sagte er, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?" — David sprach: „Du kommst zu mir mit Schwerdt und Spieß und Schild, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn, des Gottes Israels, dessen Heer du verhöhnt hast." Mit diesen Worten legte er einen Stein auf die Schleuder, und ehe ihn noch der Riese mit seinem langen Schwerdt erreichen konnte, schleuderte ihm David den Stein so kräftig an die Stirne, daß er todt oder ohnmächtig niederfiel. Darauf nahm ihm David sein Schwerdt und hackte ihm mit seinem eigenen Schwerdt den Kopf ab. Als nun die Philister sahen, daß ihr Stärkster überwunden sey von einem Knaben, — flohen sie vor großem Schrecken, und die Israeliten verfolgten sie bis an die Thore ihrer Städte und erbeuteten ihr ganzes Lager. Saul nahm von dieser Zeit an den David in sein Haus und wollte ihn nicht mehr von sich lassen. Jonathan aber, Sauls wackerer Sohn, gewann den David lieb, und sein Herz verband sich mit dem Herzen Davids und machten einen Bund mit einander, und jeder liebte den andern wie sein eigenes Herz. Ja es zog Jonathan seinen Rock aus, weil David nur ein ländliches Hirtenkleid anhatte, und gab ihn dem David, dazu auch seinen

Gürtel, seinen Bogen und sein Schwerdt. Auch gab ihm Saul noch seine Tochter Michal zum Weibe. Alle Kriege, die Saul zu führen hatte, führte David klug und glücklich, und wurde immer mehr beliebt bei den Kriegshauptleuten und bei dem Volk. Wenn er aber zu Hause war und die unruhigen und schreckhaften Gedanken über den alten König kamen, spielte ihm David etwas auf der Harfe.

34.

Davids Flucht und Gefahr.

Als der König sah, daß David immer mehr beliebt wurde, ward er ihm gram in seinem Herzen, und trachtete ihn zu tödten. Ja sogar, als David ihm einst auf der Harfe spielte, warf er seinen scharfen Spieß nach ihm. Aber David beugte aus, daß der Spieß in die Wand fuhr.

David mußte zuletzt heimlich entfliehen, daß er sein Leben rettete, aber Jonathan, sein wackerer Freund, war ihm behülflich zur Flucht, und kam zu ihm heimlich, so lange er in der Nähe war, und gab ihm guten Rath, obschon er wußte, daß David, und nicht er, nach dem Tode Sauls das Königreich erhalten werde. Als aber David mußte weiter ziehen, küßten sie sich, und weinten und erneuerten ihren Bund. „Was wir beide heute geschworen haben im Namen des Herrn, das bleibe ewiglich.“

Gott, gieb jedem frommen Menschen in Freude und Leid einen Jonathan zum Freund, und jedem Menschen ein Gemüth, das eines Freundes werth sey!

Als David entflohen war — daheim bei seinen Eltern wäre er nicht mehr sicher gewesen — ließ er sich zu seiner Bewaffnung das Schwerdt des Riesen geben, denn er sagte: „es gibt kein besseres." Mit diesem zog er frisch in das Freie und sammelte um sich nach und nach eine Schaar, so zu sagen ein Freikorps von sechshundert Mann. Jeder, der zu ihm kam, war ihm recht, und er war ihr Hauptmann, aber nach ihm war Ithai. Mit denen zog er hin und her von einer Grenze des Landes zur andern, wie ein verscheuchtes Hühnlein, daß er sich gegen die Verfolgungen des Königs schützte. So lange der König lebte, verfolgte er ihn. Aber David war in Gottes Hand. Wen Gott beschützt, der ist auch unter den Feinden sicher, und findet auch unter den Feinden Freunde. Der Feind und der Freund müssen zu seiner Rettung behülflich seyn, und die weisen Absichten Gottes befördern. Ein Räuberhaufen aus der Philister Land fiel in der Gegend von Kegila ein, und beraubte die Tennen. David mit seinen Sechshunderten eilte herbei, griff die Räuber an, schlug sie in die Flucht, und nahm ihnen alles Vieh hinweg, womit sie ihren Raub wollten fortführen. Denn der edle Mensch nahm sich überall des Angefochtenen und Verfolgten an, ob er gleich selbst verfolgt war, und von einem Ort an den andern fliehen mußte. Das ist ein großer Gottessegen, daß gute Menschen im Unglück sich noch über andere erbarmen können, und ihnen beispringen und helfen

in der Noth, in welcher sie selber sind. Mit dieser wundersamen Güte ist das menschliche Herz von Gott gesegnet.

Als David die Räuber vertrieben hatte, zog er siegreich in der Stadt Kegila ein, daß er daselbst eine Zeitlang seinen Aufenthalt nähme. Saul erfuhr es, und hatte große Freude daran. Er kam heimlich mit Heeresmacht, daß er die Stadt umzingelte und ihn gefangen nähme, und die Einwohner waren undankbar und schlimm genug, sie hätten ihn ausgeliefert. Aber Gott warnte ihn, daß er auszog noch zu rechter Zeit in die Wüste, das heißt, in eine einsame Gegend, wo wenig Menschen wohnten. Siph hieß die Gegend. Aber wer suchte jetzt den frommen David in der Wüste auf? Wer kam zu ihm in die einsame Wüste? Jonathan, sein Herzensfreund, kam noch einmal zu ihm, und befestigte seinen Bund mit ihm. Er tröstete und stärkte seinen Muth, und es war die rechte Zeit. Denn die Einwohner von Siph, ungastliche Menschen, schickten zu Saul, und hinterbrachten ihm, daß David bei ihnen sey. Saul überfiel ihn abermal heimlich mit Heeresmacht, es war nur noch ein Berg zwischen ihnen. Saul zog an der einen Seite des Berges, David an der andern. Er war schon von ferne her umstellt und es war schon an dem, daß er umringt und gefangen wurde. Aber zur nämlichen Zeit fielen die Philister in das Land, daß sie Israel bekriegten. Da brach der König eilends auf, daß er den Feinden entgegen zöge, und stand für diesmal ab von David. Auf solche Weise rettete Gott den Bedrängten, als er keinen Rath mehr wußte, durch seine eigenen Feinde, die Philister.

Wenn ich mitten in der Angst wandle, so erquickest du mich, und streckest deine Hand über den Zorn meiner Feinde, und hilfst mir mit deiner Rechten.

35.

David will den Nabal ermorden.

David beschützte in der Landschaft Maon eine lange Zeit die Heerden eines reichen Mannes, mit Namen Nabal, und lebte im Frieden mit seinen Hirten. Dreitausend Schafe und tausend Ziegen hatte Nabal auf der Weide und war doch ein unverständiger und böser Mann. Reichthum und Verstand ist zweierlei.

Gott, gieb mir ein verständiges Herz!

Einst ließ Nabal seine dreitausend Schafe scheeren, und gab seinen Leuten eine große Mahlzeit, denn das war bei den morgenländischen Hirten ein reiches und herrliches Freudenfest. David schickte zu ihm zehn von seinen Jünglingen, die wünschten ihm in seinem Namen Glück zur Schafschur, und begrüßten ihn mit freundlichen und sittigen Worten, daß er ihrem Herrn, dem David, zum Dank etwas mittheilen wollte von seiner reichen Mahlzeit und von seinem Segen. „Deine Hirten," sagten sie, „sind mit uns gewesen, und wir haben ihnen nie etwas zu Leide gethan. Sie haben nie etwas verloren an der Zahl ihrer Schafe." Nabal aber antwortete

wortete den Jünglingen mit einer schnöden Rede: „Wer ist der David? Es laufen jetzt der Knechte viel im Lande herum, die ihren Herren entlaufen sind. Soll ich nehmen, was ich für meine Leute geschlachtet habe, und es Leuten geben, die ich nicht kenne, wo sie her sind?" — So sprach der unverständige Mann! — Als David diese Antwort vernahm, befahl er im Zorn seiner Mannschaft, jeglicher soll sein Schwerdt an die Seite gürten, und mit ihm ziehen. Er selbst gürtete sein Schwerdt, und zog mit ihnen aus und war im ersten Zorn nichts anders Willens, als den Nabal und alle seine Leute zu überfallen und zusammen zu hauen. In solche Gefahren stürzt sich der Unverstand und seine Schwester, die Grobheit. Die Grobheit ist die Schwester des Unverstands.

Als aber David auf dem Wege zu der großen Sünde war, die er begehen wollte, schickte ihm Gott, so zu sagen, einen warnenden Engel entgegen, nämlich die Abigail, des Nabals verständige Hausfrau. Abigail war nicht zugegen, als Davids Boten mit Nabal redeten, und er mit ihnen. Als sie aber von den Hirten vernahm, was Nabal geredet hatte, rüstete sie ohne Verzug ein Geschenk für David, zweihundert Brode, fünf gekochte Schafe, auch Mehl und Wein, Rosinen und Feigen, und eilte damit dem zürnenden David entgegen. Abigail redete mit David freundliche und verständige Worte: „Sieh' es als eine Schickung Gottes an, daß ich zu dir komme, daß deine Hand kein Blut vergieße. Du wirst des Herrn Kriege führen. Niemand müsse dir etwas Böses nachsagen können. Dein Herz sey

frei von jedem Vorwurf! Bringe keine Blutschuld auf den Thron von Israel!" — Ein gutes Gemüth ist durch vernünftige Vorstellungen leicht zu lenken. Es widerstrebt den Ermahnungen nicht, die ihm Gott durch gute Menschen zukommen läßt. David gieng in sich und sprach zu Abigail: „Gelobet sey der Herr, der dich mir hat entgegen gesandt, und gesegnet seyst du, und deine Rede; du hast mich bewahrt, daß ich mir nicht selbst habe Recht verschafft mit Blut."

David empfieng von ihrer Hand, was sie ihm gebracht hatte, und sprach zu ihr: „Ziehe mit Frieden hinauf in dein Haus! Siehe, ich habe deiner Stimme gehorchet."

Also hat die Besonnenheit eines Weibes den Zorn eines beleidigten Kriegshelden entwaffnet und sechshundert Schwerdter in ihre Scheide zurückgebracht.

Gutes Wort findet gute Statt.

Unterdessen lebte Nabal daheim in Herrlichkeit und Freude und wußte nicht, daß sein Leben nur an einem Faden hieng. Als er aber am andern Morgen von Abigail, seiner Frau, erfuhr, in welcher Todesgefahr er gewesen sey, erstarrte sein Herz in seinem Leibe vor Schrecken. Nach zehn Tagen war er eine Leiche. Da bot ihr David seine Hand zur Ehe Es ward die verständige Abigail zur Ehefrau dem David, den Gott zum König über Israel ersehen hatte.

36.

David kommt heimlich in das Lager des Sauls.

Man kann den edeln Helden David nicht genug lieb haben. So sehr auch Saul ihn verfolgte und nach seinem Leben trachtete, so behielt doch David immer ein treues und frommes Herz gegen ihn. Er vergaß nie, daß es sein König, und sein Schwiegervater und seines Freundes Jonathan Vater sey. Einst war Saul wieder mit dreitausend Mann gegen ihn ausgezogen, und lagerte sich, daß er übernachtete auf dem Hügel Hachila. Er lag außen in der Wagenburg, und das Lager wurde nicht bewacht. Denn er meinte, David sey noch weit entfernt. Aber er war in seiner Nähe. David war keck genug; er schlich sich mit einem Vertrauten, dem Abisai, in der Nacht an des Königs Lager. Alles war in tiefem Schlaf. Er kam in die Wagenburg, wo der König lag und seine Leute um ihn her, und sein Spieß steckte zu seinen Häupten in der Erde. Da standen nun die zwei Wachenden und Gott unter den Schlafenden, und Abisai wollte den König mit dem Spieß erstechen. Aber David wehrte ihm. „Das lasse der Herr ferne von mir seyn, daß ich sollte meine Hand an den Gesalbten des Herrn legen." Sie nahmen nun den Spieß und den Wasserbecher des Königs von seinen Häupten, und kamen unbeschrieen wieder heraus. David begab sich gegenüber dem Lager auf einen Berg, und rief das Volk und den Feldhaupt-

mann des Königs an: „Was seyd Ihr für Leute, daß ihr so euern Herrn, den König, bewachet! Siehe hier ist der Spieß und der Becher des Königs in meiner Hand!" Saul hörte die Stimme Davids und sprach: „Ist das nicht deine Stimme, mein Sohn David?" David sprach: „Es ist meine Stimme, mein Herr König. Warum verfolgst du mich?" Was habe ich gethan, und was ist unrecht in meinen Händen?" Saul sprach: „Ich habe gesündigt, mein Sohn David. Komm wieder, ich will dir kein Leid mehr thun." Aber David wußte wohl, daß er dem alten wunderlichen Mann nimmer trauen durfte. Er schickte dem König seinen Spieß und seinen Becher in das Lager zurück. „Der Herr," sagte er, „wird jeglichem vergelten nach seiner Gerechtigkeit, und nach seiner Treue, denn du bist heute in meiner Hand gewesen; aber ich wollte meine Hand nicht an den Gesalbten des Herrn legen."

Dies war das letztemal, daß David den Saul sah, und mit ihm redete, wiewohl von ferne. Er sah ihn nachher nicht mehr.

Saul konnte mit seiner ganzen Heeresmacht den David nicht besiegen. Aber David besiegte ihn, und beugte sein Herz mit einer großmüthigen That, und schied von seinem Feinde mit einem Gewissen ohne Schuld.

So will ich einst scheiden von allen meinen Feinden.

37.

David in Ziklag.

David gieng mit seinen Sechshunderten über die Grenze. Denn er fürchtete, er möchte sonst dem Könige doch noch in die Hände fallen. Er nahm Dienste bei Achis, einem König der Philister. Sie hatten fünf Könige. Achis räumte ihm die Stadt Ziklag ein. Daselbst hauseten sie mit ihren Weibern und Kindern und hatten fröhliche Tage, bis Ziklag von den Amalekitern ausgeplündert und verbrannt wurde. Die Philister versammelten sich nämlich zu einem neuen Krieg gegen Israel. Achis brachte auch den David und seine Sechshunderte mit. Aber die andern vier Könige trauten ihm nicht, weil er selber ein Israelite war. Sie wurden wieder zurückgeschickt nach Ziklag. Als sie aber dahin kamen, und ihre Frauen und Kinder begrüßen wollten und David die Abigail, seine verständige Hausfrau, da waren Frauen und Kinder und Vieh und alle Habe geraubt und weggeführt von den Amalekitern, und Ziklag war verbrannt. In drei Tagen war alles vorüber. Die armen Männer weinten laut auf der öden Brandstätte, vornehmlich über den Verlust ihrer Söhne und Töchter. Gute Eltern denken immer zuerst an ihre Kinder. Das Unglück ihrer Kinder ist ihnen schmerzhafter, als ihr eigenes. Aber David stärkte sich in dem Herrn, seinem Gott. Er verfolgte die Räuber bis an den Bach Besor. Dort blieben zweihundert von ihnen zurück. Sie waren zu müde, um mit den übrigen weiter zu gehen. Jenseits des

Baches sahen sie einen fremden Menschen liegen. David fragte ihn, wer er sey. Der Fremde sagte, er gehöre einem Amalekiter an. „Wir haben einen Streifzug gethan," sagte er, „wir haben Ziklag ausgeplündert und angezündet." David that ihm nichts zu leid, er nahm ihn mit, daß er ihn zu den andern führte. Sie lagen weit und breit zerstreut in der ganzen Gegend, aßen und tranken, und freuten sich ihres großen Raubes. David griff sie an, und schlug sie mit kräftiger Faust, sie waren seiner nicht gewärtig, und rettete alles wieder, was die Feinde genommen hatten, die Frauen, die Kinder, die Habe. Es fehlte nichts. Auch nahm er ihnen ab, was sie sonst geraubt hatten. Die Beute war groß. Als er mit seinen Leuten an den Bach Besor zu den Zweihunderten zurück kam, wollten ihnen die Sieger blos ihre Frauen und Kinder zurückgeben, aber an der wiedergeretteten Habe, und an der Beute sollten sie keinen Antheil haben, weil sie nicht mit ihnen gekämpft hatten. David sprach: „Ihr sollt nicht also thun, meine Brüder, mit dem, was uns der Herr gegeben hat, der uns behütet, und die Feinde in unsere Gewalt gegeben hat." — Das Andenken, daß alles Heil von Gott kommt, macht die Herzen mild und gerecht. David gab jedem das Seinige wieder, und mehr noch dazu, und sendete vieles von der reichen Beute den Aeltesten in Juda, seinen Freunden, zum Gruß. Also brav und edel handelte der Sohn Isai's, wie einst Abraham, sein frommer Ahnherr, gehandelt hatte, und legte die Probe ab, daß er würdig sey, nun bald den Thron von Israel zu besteigen.

38.

David wird König in Israel.

Während dieser Begebenheiten führten die Philister den Krieg mit Israel, und lieferten ihnen eine Schlacht. Die Schlacht fiel gar übel aus. Israel wurde übermannt und geschlagen. Jonathan und noch zwei Söhne Sauls wurden getödtet. Als Saul sich nicht mehr zu retten wußte, ehe sich der König von Israel lebendig an die Feinde ergab, stürzte er sich in sein eigenes Schwerdt. Also starben Saul und Jonathan, sein wackerer Sohn, an einem Tage. David saß mit seinen Tapfern, mit den geretteten Weibern und Kindern wieder auf der Brandstätte von Ziklag. Vielleicht fiengen sie schon wieder an, ein wenig zu bauen für die erste Noth, und hatten Kummer auf die lange Zeit, bis alles so seyn würde, wie es war. Aber auf einmal kemmt ein Entlaufener aus der Schlacht, und bringt dem Helden David Sauls Königskrone und seine königliche Armbinde, in der Meinung, er werde einen Botenlohn bekommen, daß er genug habe für sein Lebenlang. Nach seiner Aussage wäre Saul noch nicht todt gewesen, nachdem er sich hatte in sein Schwerdt gestürzt. Saul sprach zu ihm: „Tritt her zu mir, und tödte mich — — denn mein Leben ist noch ganz in mir.“ Da trat ich zu ihm, sprach der Bote, und tödtete ihn, und nahm die Krone von seinem Haupte, und die Armbinde von seinem Arme, und habe es hergebracht zu dir. David faßte seine Kleider und zerriß sie, vor Schrecken und Betrübniß, den Boten aber,

der ihm die Todesbotschaft und die Königskrone gebracht hatte, ließ er niederhauen von einem seiner Leute, weil er bekannte, er habe den König getödtet. „Dein Blut," sagte er, „sey über dir, denn dein Mund hat wider dich selbst gezeuget," und daran that David in so fern recht. Der Mensch soll nie das Leben des Königs antasten. Das Leben des Königs stehe in Gottes Hand!

David verließ nun die Brandstätte von Ziklag und kehrte zurück in sein Vaterland mit seinen Sechshunderten und kam nach Hebron. Daselbst salbten ihn seine Landsleute, die Männer von Juda, zu ihrem König, und hernach huldigten ihm auch die übrigen Stämme.

Das ist der Nachkomme der frommen Ruth, die auf den Feldern von Bethlehem Aehren auflas. Aus ihm ist etwas geworden. Der Vater des David war Isai oder Jesse; der Vater des Isai war Obed, welchen die Ruth dem Boas geboren hatte. Also kam das Geschlecht der armen Ruth auf den Königsthron. Gott hat ihre Liebe noch nach ihrem Tod an ihren Nachkommen vergolten.

Aber David ist noch nicht der Verheißene, in welchem alle Geschlechter auf Erden sollten gesegnet werden. Es muß noch schlimm werden, ehe der Verheißene kommt.

39.

Davids königliche Thaten.

Als die Philister die Leichname Sauls und seiner Söhne auf dem Schlachtfelde gefunden hatten, nahmen sie selbige mit in ihre Heimath und henkten sie zur Schmach außenwendig an eine ihrer Stadtmauern. Da gedachten die Männer von Jabes an das Heil, das einst ihr tapferer König ihrer Stadt gebracht hatte, als sie von den Ammonitern belagert waren, und holten in der Nacht mit eigener Lebensgefahr die theuern Leichname von den Mauern der feindlichen Stadt, und begruben ihre Gebeine in Jabes unter einem Baume.

Es ist eine schöne Grabstätte unter einem Baum, wie wenn ein müder Wandersmann unter einem schattenreichen Baume Kühlung und Erquickung sucht. Er schläft ein Stündlein oder etwas, und steht alsdann wieder auf. Wiewohl die Männer verbrannten zuerst die Leichname, daß ihnen nie mehr eine Unehre widerfahren möchte.

Als aber David die ehrenwerthe That der Männer von Jabes erfahren hatte, ließ er sie vor sich kommen und segnete sie dafür. — „Gott thue an euch Barmherzigkeit und Treue," so sprach er zu ihnen, „und ich will auch Gutes an euch thun, daß ihr solches gethan habt."

Also ehren gute Menschen das Andenken ihrer Verstorbenen und denken noch an ihre Wohlthaten, aber nicht mehr an ihre Fehler.

Nach diesem griff David die Feinde an, die noch von den Zeiten des Josua her im Lande waren, und besiegte sie. Er zog vor die Stadt Jerusalem und eroberte ihre Burg, Zion, die feste Burg. Von dieser Zeit an wohnte er und seine Nachfolger in Jerusalem in der Burg Zion. Es ist dieses die nämliche Stadt, in welcher einst Melchisedek ein König und Priester des höchsten Gottes war, welchem Abraham den Zehnten gab von seiner Beute. Also regierte jetzt daselbst ein Abkömmling des Abraham als König über das schöne Land, das Gott seinen Nachkommen verheißen hatte.

Daselbst errichtete er zwar auch die Stiftshütte, und brachte die heilige Bundeslade hinein, daß die schönen Gottesdienste unter seinen Augen gehalten würden. Aber inwendig in seinem Herzen hatte er seinem Gott einen viel heiligern Tempel gebaut, in welchem er gar schöne Gebete und Kinderlehren hielt.

Denn Gott wohnt nicht in Tempeln von Menschenhänden gebaut. Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt.

Folgendes sind einige Gebete und Kinderlehren Davids:

„Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! — Aus dem Munde der Kinder hast du dir ein Lob bereitet. — Wann ich den Himmel sehe, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst?„

Ferner:

„Du warst meine Zuversicht, da ich noch an meiner Mutter Brüsten war. — Du bist mein Gott von meiner Mutter Leibe an."

Ferner:

„Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen."

Ferner:

„Kommet her, Kinder, höret mir zu: ich will euch die Furcht des Herrn lehren. Wer ist, der gut Leben begehret, und gerne gute Tage hätte? Behüte deine Zunge vor Bösem, und deine Lippen, daß sie nicht falsch reden. Laß vom Bösen, thue Gutes, suche Frieden, und jage ihm nach!"

David ermahnt auch die Kinder zu einem fleißigen Morgen- und Abendgebet:

„Wenn ich mich zu Bette lege, so denk' ich an dich; wenn ich erwache, so rede ich von dir. Denn du bist mein Helfer, und unter dem Schatten deiner Flügel rühme ich. Meine Seele hanget dir an; deine rechte Hand erhält mich."

So kann jeder Mensch sein Inwendiges, sein Herz zu einem Kirchlein Gottes machen, wenn er solche Gebete und Lehren in sich hinein nimmt und daran denkt, und also lebt.

„Gib mir, mein Kind, dein Herz."

David sprach: „Ist auch noch Jemand übrig geblieben von dem Geschlechte Sauls, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue, um Jonathans willen?" Es war noch ein Sohn des Jonathan übrig, mit Namen Mephibosetz. Er wohnte in Lodebar und

war lahm an beiden Füßen. David gab ihm alle Aecker seines Großvaters Saul wieder. Mephibosetb aber mußte nach Jerusalem ziehen und alle Tage an dem Tische Davids essen, wie seine eigenen Kinder, daß er den Sohn seines Freundes bei sich hätte, und ihm eine königliche Ehre anthäte.

40.

Davids Sünde und Reue.

Es folgt nun eine schlimme Geschichte, und es wäre ja wohl besser, daß sie sich nicht zugetragen hätte. David fiel in eine große Sünde. Ein mächtiger König hat größere Gelegenheit und Versuchung zur Befriedigung seiner Begierden, als ein anderer, wenn er Gott nicht stets vor Augen behält. Mancher, der sich in seiner Armuth und Niedrigkeit wohl für fromm hält, wer weiß, wie er wäre, wenn er in Macht und Reichthum lebte, und ungestraft und ungescheut thun könnte, was er wollte.

Das Kriegsheer des Feindes lag vor einer feindlichen Stadt. Der König aber saß in Jerusalem, und gewann eine Liebe zu der Ehegattin eines Kriegsmannes, Urias. Deßwegen befahl er seinem Feldhauptmann, dem Joab, daß er den Urias in den Streit stellte, da, wo er am härtesten war. Hernach mußte sich das Volk hinter ihm abwenden, daß er von den Feinden erschlagen wurde. Als Urias todt war, nahm David seine Ehegattin zum Weibe, Bathseba

hieß sie, und versündigte sich also schwer durch eine Begierde und durch eine künstliche Mordthat.

Auch ein gutes Herz kann tief fallen. Aber je tiefer es gefallen ist, desto schneller muß es sich auch wieder in die Höhe heben, und seinen Gott wieder suchen, den es verloren hat. Es kann nicht lang in der Sünde verharren, und ohne seinen Gott seyn. Sein Gott kommt ihm wieder entgegen. Der Herr sandte den Propheten Nathan zu dem König. Der Prophet sprach zu ihm: „Es waren zween Männer in der Stadt, der eine reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr viel Schafe und Rinder. Aber der Arme hatte nichts, denn ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte, und nährte es, daß es groß ward bei ihm und bei seinen Kindern. Es aß von seinen Bissen, und trank aus seinem Becher, und schlief in seinem Schoos, und er hielt es, wie eine Tochter. Als aber zu dem reichen Mann ein Gast kam, schonte er zu nehmen von seinen Schafen und Rindern, daß er dem Gast etwas zurichtete, und nahm das Schaf des armen Mannes, und richtete es dem Manne zu, der zu ihm gekommen war."

David sah die Sache an, als ob sie sich wirklich zugetragen hätte, als ob ihn Nathan um den Spruch der Gerechtigkeit angehen wollte. Er entrüstete sich über die Frevelthat, und sprach dem Mann, der solches gethan hätte, das Urtheil des Todes. Nathan erwiederte ihm: „Du bist der Mann." Hierauf erinnerte er ihn, was ihm Gott für große Wohlthaten gethan habe, und wie er bereit sey, ihm noch mehr zu erweisen, und warum er denn des Herrn Wort verachtet und solches Uebel

vor dem Herrn gethan habe an dem Weibe des Urias und an ihm.

David erkannte seine Sünde und bereute sie. Er suchte Barmherzigkeit und Trost bei seinem Gott, und fand ihn.

Von dieser Zeit an hatte David viel zeitliches Unglück. Aber sein Gott, zu dem er wieder umgekehrt war, verließ ihn nicht.

41.

Davids Unglück.

Das erste Unglück war der schmerzliche Verlust eines Kindes, das ihm Bathseba geboren hatte. Wiewohl, so lange das Kind krank war, und seinem frühen Tode entgegen schlummerte, betete zwar David unaufhörlich, daß ihm Gott sein Kind erhalten wolle, und weinte, und wollte in dem großen Bekümmerniß nicht essen noch trinken, so sehr man ihm zuredete. Das Kind starb, und niemand hatte das Herz, ihm die Todesbotschaft auszusprechen. Sie kannten das verständige und fromme Herz ihres Königes nicht. Als aber seine Leute bedenklich um ihn herumstanden, und leise mit einander redeten, und als er sie fragte: „Ist das Kind gestorben?" und sie antworteten: „Ja," stand er auf, wusch und salbte sich nach morgenländischer Weise mit wohlriechenden Salben, und gieng vor allen Dingen in den Tempel, daß er Gott anbete, in dessen Händen

die Schicksale der Menschen sind. Hernach aß und trank er an seiner königlichen Tafel, und war wieder, wie zuvor. Denn er sagte: „Ich weinte und fastete um das Kind, da es lebte. Denn ich gedachte, ob mir Gott gnädig seyn wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es todt ist, was soll ich fasten? Kann ich es auch wiederum zurück holen? Ich werde wohl zu ihm fahren. Aber es kommt nicht mehr zu mir.

42.

Davids Flucht vor seinem Sohn Absalom.

Unter allem Unglück das schmerzhafteste verursachte dem König sein eigener nichtswürdiger Sohn Absalom. Absalom, der Nichtswürdige, bewegte in seinem Herzen den verruchten Gedanken, seinen Vater vom Thron zu verstoßen, und an seiner Statt sich zum König ausrufen zu lassen. Zu dem Ende trat er von Zeit zu Zeit des Weges an die Thore von Jerusalem früh Morgens, wann die Leute aus dem Lande in die Stadt kamen, und redete mit ihnen. Hörte er nun, daß jemand den König angehen und ihm eine Sache vortragen wollte, so sprach zu ihm der tückische Mensch: „Deine Sache ist recht und schlicht, aber du findest kein Gehör bei dem König. — O, wer setzt mich zum Richter im Lande, rief er aus, daß jedermann zu mir käme, daß ich

ihm zum Recht verhülfe?" Dazu, wenn ihm einer als einem königlichen Prinzen seine Ehre anthun wollte, gestattete er es nicht, sondern küßte ihn, wie einen Bruder und Freund. Das that den einfältigen und unerfahrnen Menschen wohl, und also stahl er seinem Vater durch Verläumdung und Gleisnerei das Herz der Männer von Israel. Aber auch das wird nicht unvergolten bleiben. Es bleibt nichts unvergolten. Denn als Absalom glaubte seiner Sache gewiß zu seyn, sagte er zu seinem Vater, er wolle in die Stadt Hebron gehen und dem Herrn einen Gottesdienst thun; der ruchlose Heuchler. In dieser Stadt schickte er Boten aus in ganz Israel: „Wenn ihr hören werdet der Posaunen Schall, so sprecht: Absalom ist König." — Als David dieses erfuhr, hielt er es für rathsam, zu fliehen mit der Kriegsmannschaft, die in Jerusalem war, daß der Aufrührer sie nicht einschlösse, und die Stadt zerstörte, Jerusalem, die volkreiche Stadt. Schon im Anfang der Flucht gab Gott ihm einen Trost. Denn als er sein Kriegsheer musterte, das mit ihm zog, erblickte er auch den Ithai mit den Sechshunderten, und Ithai war kein Landeskind von Geburt. David sprach: „Kehre um mit deinen Brüdern zu dem König, denn du bist fremd. Gestern bist du gekommen, und heute willst du mit mir gehen, und ich weiß selbst noch nicht, wohin ich gehen werde." Aber Ithai sprach: „An welchem Ort mein Herr, der König, seyn wird, es gerathe zum Leben oder zum Tode, da wird dein Knecht auch seyn." Solche Treue bewies Ithai seinem König. David gieng den Oelberg hinauf mit verhülltem Angesicht und barfuß wie ein Büßender und weinte, und das ganze

Volk,

Volk, das mit ihm war, weinete auch. Als sie aber nach Bachurim kamen, trat ein Mann heraus, Namens Simei, von dem Geschlechte Sauls, mit rachsüchtigem und schadenfrohem Herzen. Er fluchte dem König, und warf nach ihm mit Steinen: „Hinaus, rief er, hinaus, du Bluthund, du heilloser Mann." Abisai wollte den unsinnigen Menschen tödten." Aber David sprach: „Laß ihn fluchen! Der Herr hat es ihn geheißen. Vielleicht wird Gott mein Elend ansehen und mir mit Güte vergelten sein Fluchen."

Wohl dem, der noch auf Gottes Segen hoffen kann, wenn die Menschen ihm Böses wünschen!

Aber zum zweitenmal tröstete ihn Gott, als er durch die Wüste über den Jordan kam nach Mahanaim Denn da fand er wieder viele biedere Männer, die ihm treu waren. Barsillai und andere Männer, die ihm treu waren, brachten zusammen an Bettwerk, Geschirr und allerlei Lebensmitteln, was nöthig war, daß sie den König und sein müdes Heer erquickten und versorgten.

43.

Davids Sieg und Rückkehr nach Jerusalem.

Unterdessen hatte Absalom von dem Königsthron in Jerusalem Besitz genommen, und zog alsdann, der Verwegene, seinem Vater mit feindseliger Heeres-

macht über den Jordan nach. In solche Verblendung läßt Gott die Ruchlosigkeit dahin gehen, daß sie ihre Strafe finde. David stellte sein tapferes und treues Heer gegen ihn zur Schlacht, und befahl noch den Hauptleuten: „Geht mir schonlich um mit Absalom dem Jünglinge," der treue fromme Vater. — Er selbst blieb in der Stadt, und zog nicht mit ihnen hinaus. Das feindliche Heer verlor die Schlacht, es war in einem Wald, und erlitt eine schreckliche Niederlage. Absalom floh. Aber auf der Flucht blieb er mit seinen schönen langen Haaren unter einer Eiche hangen. Das Maulthier, auf welchem er ritt, lief unter ihm weg, daß er sich nicht mehr loswickeln konnte, und so schwebte er in schrecklicher Todesangst zwischen Himmel und Erde, bis Joab, der Feldhauptmann Davids, es erfuhr und herbei eilte. Ein Kriegsmann, den sein Gang an der Eiche vorbeigeführt hatte, kam und sagte dem Feldhauptmann an, was er im Wald gesehen habe Der Feldhauptmann sprach: „Wenn du das gesehen hast, warum hast du ihn nicht darnieder geschlagen, so wollte ich dir geben zehn Silberstücke und einen Gürtel." Aber der fromme und kluge Kriegsmann erwiederte ihm: Wenn du mir tausend Silberstücke auf die Hand gewogen hättest, so wollte ich dennoch meine Hand nicht an des Königs Sohn gelegt haben, denn ich habe wohl gehört, sagte er, daß der König sprach: „Hütet euch, daß nicht Jemand dem Knaben Absalom Leid thue." Aber Joab sprach: „Ich kann mich nicht bei dir aufhalten." Er nahm drei Spieße und stieß sie dem Absalom durch das Herz, als er noch lebte an der Eiche. Also ward auch das vergolten.

Wer Vater verstört und Mutter verjagt, der ist ein schändliches und verfluchtes Kind.

Ehre Vater und Mutter, daß es dir wohl gehe.

Dem guten König aber verursachte die Siegesbotschaft anfangs keine große Freude, weil sein Sohn getödtet war. Nein, er rief unaufhörlich: „O! Mein Sohn Absalom, wollte Gott, ich könnte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn, mein Sohn!"

So sehr liebte der König seinen Sohn, auch noch nach seiner Unthat und nach seinem Tode. Das hat Gott in die Herzen der Eltern gegeben, daß sie also ihre Kinder lieben und ihren Undank vergessen können.

Nie will ich solche Liebe betrüben.

Als aber die Botschaft von dem Sieg des Davids zurück über den Jordan kam, da ward wieder auf einmal alles anders Zuerst kamen mit großer Freude die Männer von Juda, die Stammesgenossen des Davids, daß sie ihren König begrüßten und wieder nach Jerusalem auf seinen Thron zurückführten. Es kam der heillose Simei voll Angst und Verzweiflung und warf sich vor den König nieder, daß er ihm seinen Unverstand verzeihen wolle. Also wendete sich das Blättchen. Vorgethan und Nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.

Aber David ließ ihm Gnade wiederfahren. Er sprach zu Simei: „Es soll dir kein Leid geschehen." Es kam auch wieder Barsillai der getreue, daß er seinem Könige Glück wünschte zu dem Sieg. David

wollte ihn mit sich nehmen nach Jerusalem, daß er ihm Gutes thäte zum Dank für seine Treue. Aber Barsillai bat sich keinen andern Dank aus, als den König zu begleiten bis an den Jordan. Er sey ein achtzigjähriger Mann, der nicht mehr schmecken könne, was er esse, und nicht mehr höre, was die Sänger und Sängerinnen singen. Er wünsche zu sterben in seiner Stadt und bei seines Vaters und bei seiner Mutter Grab. Doch empfahl er der Gnade des Königs seinen Sohn.

Da küßte der König zum Abschied den ehrlichen alten Mann, der seine Liebe und Treue auf eine solche Art bewährt hatte. Ei freilich, die wahre Liebe zu Gott und Menschen ist selbst ihr eigener Lohn, und begehrt keinen andern. David nahm den Sohn des Barsillai mit sich, daß er ihm Gutes thäte, und an dem Sohn die Treue des Vaters belohnte.

Hierauf kehrte David unter freudigen Begleitungen nach Jerusalem auf seinen Thron zurück, und erreichte noch ein hohes Alter. Er war einer der mächtigsten und berühmtesten Könige seiner Zeit. Israel war nie mächtiger, als unter seiner Regierung. Als er aber alt und schwach war worden, übergab er die Regierung seinem Sohne Salomon, und starb, und ward begraben in der Burg Zion.

44.

Der König Salomon.

Was der junge Salomon für ein Gemüth auf den Thron brachte, das spiegelte sich in einem Traum, denn er träumte im Anfange seiner Regierung. Gott sprach zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll." Salomon sprach: „Ich bin noch jung und ohne Erfahrung, so wollest du mir geben ein gehorsames Herz, daß ich dein Volk regieren möge, und verstehen, was gut und böse sey."

Solch ein Gebetlein gefällt guten Kindern, welche es lesen. Sie wollen auch beten: Ich bin noch jung, gieb mir ein gehorsames Herz, daß ich verstehen möge, was gut und böse ist.

Gott sprach: „Weil du um solches bittest, und nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um Sieg über deine Feinde, siehe, so thue ich nach deinen Worten, und gebe dir ein weises und verständiges Herz. Dazu was du nicht gebeten hast, gebe ich dir auch, Reichthum und Ehre und langes Leben, so du in meinen Wegen wandelst und meine Gebote hältst."

Das alles ist dem Könige reichlich wahr geworden. Salomon war der weiseste und berühmteste König seiner Zeit, und hatte Frieden und Freundschaft mit allen Königen umher, daß Israel sicher wohnte unter seinen Weinstöcken und unter seinen Feigenbäumen, so lange er lebte.

So war auch Salomon der reichste König seiner Zeit. Unermeßlich waren seine Reichthümer von Gold

und Silber und Kostbarkeiten, welche ihm sein Vater hinterlassen hatte, und seine Unterthanen leisteten, und seine Freunde, die Könige, schenkten.

Salomon that die alte Stiftshütte ab, und baute Gott einen prachtvollen Tempel. Dieser hatte, wie die Hütte, drei Abtheilungen: den Vorhof, das Heilige, und das Allerheiligste, worin die Lade des Bundes war, und Salomon weihte ihn ein mit einem schönen und heiligen Gebet.

Auch baute er einen prächtigen Königspalast. Da duftete alles im Tempel und Palast von kostbarem Cedernholz. Da funkelte alles von Gold und Silber und köstlichem Gestein. Goldene Schilde trug seine Leibwache. Kam nicht die Königin von Arabia eines weiten Weges mit großen Geschenken, daß sie seine Herrlichkeit schaute, und aus seinem Munde seine Weisheit hörte? Also reich und herrlich war Salomon, und war auch ein naher Abkömmling der Moabitin, die in den Feldern von Bethlehem einst Aehren auflas.

Als Salomon den Tempel gebaut hatte, hatte er wieder einen Traum, der aber gleicht, wie in einem Gemüth gestaltet, welches sich selber nimmer trauen darf, und schon nahe an seinem Fall ist. — Gott erschien ihm zum andernmal, wie er ihm erschienen war zum erstenmal. Er sprach:

„So du vor mir wandelst, wie dein Vater David gewandelt hat, mit rechtschaffenem Herzen und aufrichtig, daß du thust alles, was ich dir geboten habe, und meine Gebote und Rechte hältst: so will ich bestätigen den Stuhl deines Königreichs

über Israel ewiglich; wie ich deinem Vater David geredet habe, und gesagt: Es soll dir nicht gebrechen an einem Mann auf dem Thron von Israel. Werdet ihr euch aber von mir abwenden, ihr und eure Kinder, und nicht halten meine Gebote und Rechte, die ich euch vorgelegt habe, und hingehen und andern Göttern dienen, und sie anbeten, so werde ich sie ausrotten aus dem Lande, das ich ihnen gegeben habe, und das Haus, das ich geheiligt habe meinem Namen, will ich verlassen von meinem Angesicht, und Israel wird ein Sprichwort seyn unter allen Völkern, und das Haus wird eingerissen, daß alle, die vorübergehen, werden sich entsetzen und sagen: „Warum hat der Herr diesem Lande und diesem Hause also gethan?"

Auch das wird wahr werden.

Den Salomon, so weise er war, verführte sein Glück zur Sicherheit, und die Sicherheit zur Sünde. Die Sicherheit im Glück führt immer zur Sünde.

Salomon hatte viele heidnische Weiber genommen, die ihm wohl gefielen. Dieß war schon eine Uebertretung des Gesetzes. Als er nun alt war, neigten seine Weiber sein Herz zu den fremden Göttern, daß es nicht mehr ganz war mit dem Herrn seinem Gott. O wehe, wehe dem getheilten Herzen, wenn es mit dem Herrn seinem Gott nicht mehr ganz ist. Gott, und die Neigung zur Sünde können nicht lange in einem Herzen beisammen wohnen. Salomon verließ bald den Herrn seinen Gott, und seines Vaters Davids Gott, und baute Altäre den Götzen und Gräueln der Heiden, und betete sie an.

Also gab der König das erste Beispiel selber zum Bruch des Gesetzes und Bundes, welchen Gott mit Israel gemacht hatte.

45.

Theilung des Königreichs. Könige in Israel.

Als nach dem Tode Salomons sein Sohn Rehabeam zur Regierung gelangen sollte, fielen auf einmal zehn Stämme in Israel von ihm ab. Nur der Stamm Juda und der kleine Stamm Benjamin blieben den Nachkommen Davids getreu. Von dieser Zeit an ist wenig Heil mehr in Israel. Wo sich ein Volk entzweit, da ist kein Heil mehr. Die zehn Stämme wählten einen eigenen König, den Jerobeam, und befreundeten sich nie mehr mit ihren Landsleuten, den Juden und Benjaminen. Sie wandelten zu den Altären und in die Haine der Götzen. Aber nach Jerusalem in den Tempel des Gottes ihrer Väter kamen sie nicht mehr. Wer dem Gott der Väter treu blieb, hatte keine guten Tage. Wiewohl, wer ihn verließ, auch nicht.

Anfänglich wohnten die Könige der zehn Stämme in Thirza. Aber kaum saß einer auf dem Thron, so warf ein anderer ihn herab und tödtete ihn und sein ganzes Geschlecht, damit immer ein schlimmerer folgte.

Simri, ein Obrister über die Kriegswagen des Königs Ella, saß zu Thirza in des Vogts Haus und trank. Als er betrunken war, gieng er in den Palast, schlug den König todt, und setzte sich auf seinen Thron. Denn wenn der böse Geist, der nicht von Gott ist, einen Menschen zu einer Unthat verleiten will, so macht er ihn vorher stolz, oder geizig, oder eifersüchtig, oder desgleichen etwas, oder er gibt ihm zu trinken. Damals stand das Volk zu Gibethon im Lager. Als die Kunde in das Lager kam, daß der Wagenmeister auf dem Thron sitze, wählten sie Amri zum König, und zogen mit ihm, daß sie ihn in Thirza mit Heeresmacht belagerten. Als dieser sah, daß er die Stadt nicht werde halten können, gieng er in den Palast, zündete ihn an, und verbrannte sich und den Palast mit einander. Bös Beginnen, böses Ende! Amri baute die Stadt Samaria, wo nachgehends die Könige der zehn Stämme ihren Sitz hatten, und war ärger als alle Könige, welche vor ihm gewesen waren. Aber er war noch nicht der ärgste. Sein Sohn Ahab übertraf ihn an Abgötterei, und hatte eine Heidin mit Namen Isebel zur Frau, und was die Heidin that, das war dem schwachen König recht.

46.

Elias der Prophet.

Ahab und Isebel verfolgten alle Verehrer des Gottes Abrahams, welche im Lande der zehn Stämme waren, und alle Propheten, welche in seinem Namen

redeten, verfolgten sie auf den Tod. Wiewohl einer von seinen eigenen Hofbeamten, Obadiah, fürchtete Gott in der Stille und flüchtete hundert Propheten, welche er in Berghöhlen verbarg. Aber den Propheten Elias rettete Gott.

Elias war unter anderm ein wetterkundiger Mann. Die Wetterkunde hatte er von Gott. Er kam zu dem König und sprach: „So wahr der Herr lebt, der Gott Israels, vor dem ich stehe, es wird in diesen Jahren kein Thau und kein Regen fallen, bis ich es wieder sage." Was er sagte, das geschah. Der Wassermangel, die Theurung und zuletzt die Hungersnoth wurde immer größer. Anfänglich verbarg Gott den Propheten an dem Bach Chrith, der in den Jordan fließt, dort hatte er ein stilles und heimliches Leben. Die Raben nährten ihn, die an den Bach kamen. Das Wasser des Bachs löschte seinen Durst. Als aber nach und nach das Wasser auch vertrocknete, und die Raben nimmer kamen, führte ihn Gott gegen die Stadt Sarepta. An dem Thor dieser Stadt las eine arme Wittwe etwas Holz auf. Der Prophet sprach sie an, daß sie ihm ein wenig Wasser zum Trinken holen wollte. Indem sie hingieng, rief er ihr nach: „Bringe mir auch einen Bissen Brod mit." Die arme Frau erwiederte ihm: „So wahr der Herr, dein Gott, lebt, ich habe nur noch eine Handvoll Mehl im Cad und ein wenig Oehl im Krug, und habe da ein paar Hölzlein aufgelesen, daß ich mir und meinem Sohne noch ein Essen davon bereite, ehe wir sterben." Sie wußte nicht, wie sie ihr und ihres Kindes Leben fristen wollte, und Gottes Hülfe war ihr schon so

nahe. Der Prophet sprach sie an, ihm ein wenig Gebackenes zu bereiten. Sie könne hernach für sich und ihren Sohn auch backen. „Fürchte dich nicht," sagte er, „denn so spricht der Herr, der Gott Israels: das Mehl soll nicht verzehrt werden und dem Oehlkrüglein soll nichts mangeln." Die liebe Armuth hat oft ein größeres Vertrauen zu Gott und zu unbekannten Menschen, als der Reichthum, der nur die Sorgen und die Furcht vor der Zukunft mehrt und so leicht die Herzen abkühlt. Die arme Frau theilte gutherzig ihr Letztes mit dem Propheten, und beherbergte ihn in ihrer Wohnung, bis die herbe Zeit vorüber war, und hatte es nicht zu bereuen. So lange Elias bei ihr war, hatte sie keinen Mangel mehr. Das Mehl verzehrte sich nicht, und das Oehl im Krüglein versiegte nicht. Es ist wohl zu glauben, daß es gute Menschen aus der Nachbarschaft waren, welche der armen Frau täglich so viel zum Unterhalt des Propheten zutrugen, daß sie und ihr Kind auch davon zu leben hatten. Wiewohl Gott kann auch wunderbar die Seinigen retten und segnen, und die Gutmüthigkeit einer vertrauenden Seele belohnen. „Weg hat er alle Wege. An Mitteln fehlt's ihm nicht."

47.

Elias auf dem Berge Carmel.

Unterdessen wurde der Wassermangel und die entsetzliche Noth in Samaria und in ganz Israel noch immer größer. Es dauerte schon in das dritte Jahr. Vergeblich ließ der König den Propheten in ganz Israel aufsuchen und die Leute eidlich vernehmen, ob sie nichts von ihm wüßten. Die Noth wurde zuletzt so groß, daß der König selbst mit Obadiah in das Land auszog, Wasser und Nahrung für die Pferde zu suchen, der König auf einem Weg, Obadiah auf einem andern. Da kam dem wackern Obadiah auf seinem Weg unvermuthet der Prophet entgegen. „Melde mich an bei dem König."

Obadiah meldete dem König, Elias sey da, er sey von selbst gekommen. Der König sprach zu dem Propheten: „Bist du der Mann, der Israel unglücklich macht?" Der herzhafte Prophet antwortete ihm: „Nicht ich mache Israel unglücklich, sondern du und dein Haus, damit daß ihr Gottes Gebote verlassen habt, und laufet den Götzen nach." Elias beschied den König und ganz Israel, wer mitgehen wolle, nebst den Priestern und Propheten des Götzen auf den Berg Carmel, der am Meer steht. Elias stand allein gegen vierhundert und fünfzig Propheten des Abgottes. Aber viele von dem Volk waren in der Stille dem Propheten des Gottes Abrahams geneigt. Die Götzenpriester opferten dem Götzen. Er gab kein Zeichen der Erhörung. Elias opferte dem Gott seiner Väter. Er gab ein Zeichen: „Gehe

hin," sprach Elias zu dem König, „iß und trink! denn es rauscht schon, als wenn es regnen wollte." Elias schickte hierauf seinen Knaben, daß er zum Meer schaute. Sechsmal gieng der Knabe hin und schaute, und sah nichts. Das siebentemal kam er wieder und sprach: „Es geht ein Wölklein auf, am Rande des Meeres, wie eines Menschen Hand." Augenblicklich ließ Elias dem König sagen: „Spanne an, und fahre heim, daß dich der Regen nicht überfalle," und ehe man sich's versah, war der Himmel schwarz von Wolken und Gewittersturm, und es kam nach langer Zeit zum erstenmal wieder ein großer Regen und segnete das lechzende Erdreich.

Aber man weiß nicht, ob man alles loben soll, was Elias that. Die Propheten sind auch Menschen. Als Gott auf dem Berge Carmel das Zeichen der Erhörung gab, rief das ganze Volk, er sey der wahre Gott. Diesen Augenblick benutzte Elias, und ließ alle Propheten des Abgottes ergreifen und tödten. Zwar die Zeiten brachten es so mit sich. Aber der allzugroße Eifer im Guten kann zu allen Zeiten selbst das Gute hindern und das Böse befördern. Als die Königin erfuhr, was Elias gethan hatte, verstockte sich ihr Herz. Sie that einen Schwur bei ihren Göttern, daß Elias des andern Tages ebenso sterben müsse, wie er desselben Tages ihre Propheten getödtet habe. Aber Gott rettete den Elias zum zweitenmal.

48.

Elias auf dem Berge Horeb.

Elias befand sich an dem Berg Horeb in Arabien in einer Höhle, und dachte daran in seinem Gebet, wie die zehn Stämme den Bund des Gottes ihrer Väter verlassen, und seine Altäre zerstört, und seine Propheten getödtet haben, und daß er allein noch übrig und des Lebens nicht sicher sey. Der Unmuth stellt sich alles Schlimme noch schlimmer vor, als es ist. Hatte nicht Gott durch den Obadiah noch hundert Propheten gerettet? In diesen schwermüthigen Gedanken erhielt Elias in seinem Herzen die Gewißheit, daß Gott an ihm vorübergehen und ihn trösten würde, wenn er aus der Höhle herausträte. Es stellte sich ein Gewitter an dem Himmel. Es gieng ein Sturmwind vorüber, der die Berge und Felsen zerriß, der Herr war nicht in dem Sturmwind. Elias erkannte die Nähe Gottes in dem Sturme nicht. Die Erde zitterte und bebte. Der Herr war nicht im Erdbeben. Die feurigen Blitze schossen. Der Herr war nicht in dem Feuer. Das Gewitter vergieng in einem leichten sanften Säuseln. Als der Prophet das Säuseln hörte, da that sein bekümmertes Herz sich auf und erkannte, daß der Herr vorübergehe. Er verhüllte sein Haupt und trat an den Ausgang seiner Felsenhöhle. Dort redete sein Herz mit Gott, und redete Gott mit seinem Herzen und tröstete ihn.

Gott ist allen Menschen nahe, und redet mit ihnen in den wunderbaren Erscheinungen und Verän-

erungen der Natur, im Gewitter, im Sturmwind, n Regen und Sonnenschein, wie es jeder nöthig at, und verstehen kann. Mit den sichern und freelhaften Gemüthern redet er im Gewittersturm, nit den frommen und bekümmerten in mildem Säuseln und Sonnenschein und in der schönen, sternenreichen Nacht, und tröstet ihr Herz.

49.

Elisa.

Elias berief auf Gottes Befehl den Elisa zu seinem Diener und Nachfolger im Prophetenamt. Elisa pflügte auf dem Felde mit zwölf Joch Ochsen. Als ihn der Prophet berief, bat er: „Erlaube mir, nur noch meinen Vater und meine Mutter zu küssen." Elias sprach: „Gehe hin und komme wieder." Ein Prophet, der mit Gott redet, hält etwas darauf, daß die Söhne ihre Eltern lieb haben, und nichts Wichtiges ohne ihren Willen und ohne ihren Segen unternehmen. Von der Zeit an folgte Elisa dem Propheten nach, und war bei ihm treu, bis ihn Gott von seiner Seite nahm.

Elias und Elisa waren auch heilkundige Männer. Die Heilkunde ward ihnen von Gott. In den Tagen des Elisa lebte Naeman, ein Kriegsobrister des Königs von Syrien. Er war mit der schrecklichen Krankheit des Aussatzes behaftet, und konnte nicht genesen, und war sonst von Natur ein gar milder und guter Mensch. Gott dachte auch an ihn, daß

ihm geholfen würde durch Elisa, als noch keiner von dem andern etwas wußte. Die Syrer thaten einen feindseligen Einfall in Israel, und führten unter anderm ein israelitisches Mägdlein aus seiner Heimath weg in die Gefangenschaft. Das Mägdlein kam in die Dienste der Frau des Naeman, und sagte einmal, als Naeman große Schmerzen litt: „Wenn er nur bei dem Propheten in Samaria wäre, er würde ihn bald von seinem Aussatz heilen." Naeman hatte Glauben an das Wort des Mägdleins. Er reiste mit Rossen und Wagen und vielen Geschenken fort, und kam vor die Wohnung des Propheten, und ließ ihm hineinsagen, daß er da sey, und was er wolle. Elisa ließ ihm wieder sagen: „Gehe hin und wasche dich siebenmal im Jordan" Naeman erzürnte sich, daß der Prophet nicht einmal zu ihm heraus käme. Er hätte ihm auch wohl die Ehre können anthun. Ein höfliches Betragen steht jedermann wohl an. Auch hatte Naeman keinen Glauben an ein so einfältiges Mittel, als ihm der Prophet empfohlen hatte. An die Worte der Dienstmagd seiner Gemahlin hatte er Glauben, an die Worte des Propheten nicht. Er war schon im Begriff, unverrichteter Sache wieder nach Hause zu kehren. Da sprach noch zu ihm einer seiner Knechte ein verständiges Wort: „Lieber Vater, wenn der Prophet dich etwas Großes geheißen hätte, so würdest du es gethan haben. Warum solltest du das Kleine nicht thun, daß du dich in dem Jordan waschest?" Naeman gab der verständigen Rede Gehör. Als er sich siebenmal in dem Jordan gewaschen hatte, wie ihm der Prophet geheißen hatte, ward er gesund und rein. Sogleich kehrte der biedere Mann zu dem

Pro-

Propheten zurück, daß er ihm seinen Dank abstattete. Nicht alle Leute thun es, wenn man ihnen geholfen hat. Er trat zu Elisa hinein, und gelobte, daß er nun keinen andern Gott mehr anbeten wolle, als den Gott Israels, den Gott des Propheten. „Nimm meinen Segen," sprach er zu dem Propheten, und bot ihm zum Geschenk zehn kostbare Kleider, sechstausend Goldgulden, zehn Centner Silber. War aber Naeman ein achtungswerther und hochherziger Mann, so war es Elisa noch mehr. Elisa nahm das Geschenk nicht an. Er sprach: „So wahr der Herr lebt, vor dem ich stehe, ich nehme es nicht." Denn er wußte wohl, daß Naeman durch Gottes Kraft, nicht durch ihn genesen war, und wollte mit der wohlthätigen Prophetengabe, die ihm Gott verliehen hatte, kein Gewerb treiben. Es giebt Gutthaten, die mit keinem Gold können bezahlt werden. Es giebt Pflichten, für welche man keine Belohnung annehmen kann. „Ziehe hin," sprach der Prophet, „im Frieden."

50.

Gehasi.

Elisa hatte damals einen Diener, mit Namen Gehasi. Gehasi war ein geldgieriger und verschmitzter Geselle. Ihn lüstete nach dem schönen blanken Silber und nach den schönen farbenreichen Kleidern, die sein Herr verschmäht hatte. Er gieng heimlich

von Elisa weg, und eilte dem Naeman auf seiner Heimreise nach. Als der gutmüthige Mensch ihn kommen sah, stieg er von seinem Wagen ab, und gieng ihm noch entgegen und fragte ihn mit freundlichen Worten, was es bedeute, daß er ihm nachkomme. Gehasi, der verschmitzte, sprach, es seyen so eben zwei Knaben von dem Propheten in Ephraim zu seinem Herrn gekommen. Sein Herr lasse ihn bitten, ob er ihm nicht wolle einen Centner Silber und zwei schöne Kleider für sie geben. Naeman gab ihm zwei Centner, nicht nur einen, und zwei schöne Kleider. Centner aber bedeutet hier eine gewisse Summe Geldes, weil in jenen Zeiten das Geld nicht gezählt, sondern gewogen wurde. Zwei Diener des Naeman trugen ihm das Geld bis nach Ophel. In Ophel verbarg er es, und kam wieder zu dem Propheten, als wenn nichts geschehen wäre. Elisa sprach zu ihm: „Woher Gehasi?" Gehasi sagte, er sey weiter nirgends gewesen, wie die frechen Lügner thun, wenn sie etwas zu verheimlichen haben. — Böse That läßt sich schwer verheimlichen. Elisa hatte schon alles erfahren. Er sprach zu ihm: „War das die Zeit, Silber und Kleider zu nehmen, daß du dir ein Landgut erwürbest?" Denn Gehasi wollte sich Oelgärten und Weinberge dafür kaufen. Hierauf ward er mit der nämlichen Krankheit bestraft, von welcher Naeman war befreit worden. Er gieng aussätzig von dem Propheten weg, und wurde seines erstohlenen Reichthums nicht froh. Erstohlener Reichthum macht nicht froh, auch ohne Aussatz nicht.

Aber wie mag sich das gefangene israelitische Mägdlein in dem Hause des Naeman erfreut haben, als

sein Herr gesund in seine Heimath zurückkam, und dem Gott Israels bekannte, und erzählte, was sein Prophet für ein Mann sey! Wie mag der fromme milde Mensch dem armen Kind den Dank vergolten haben, den er dem Propheten mußte schuldig bleiben!

51.

Untergang der zehn Stämme.

Zwölf Könige regierten noch nach Ahab in dem Reiche der zehn Stämme. Aber Israel wurde nicht gebessert, der Götzendienst dauerte fort. Die Gottlosigkeit nahm überhand. Wie kann ein Land glücklich seyn, wie kann ein Land bestehen, wie kann ein Ort, wie kann ein Haus bestehen, wo die Gottlosigkeit das Regiment führt und keine Warnung mehr Gehör findet? Mehr als einmal verwüsteten die Syrer das schöne Land. Mit den Syrern konnte man noch zurecht kommen. Nach ihnen kamen die Assyrer, ein mächtiges Kriegsvolk, und machten das Land unterwürfig und zinsbar. Der König Hosea wollte wieder falsch werden an den Assyrern, und war der letzte. Der König von Assyrien kam mit feindlicher Heeresmacht, eroberte Samaria und führte den König und fast alle Einwohner des Landes hinweg in die Gefangenschaft. Ihr Name ist nicht mehr unter den Völkern. Es kamen Heiden in die verödeten Wohnplätze und besetzten sie. Mit ihnen vereinigten sich die Wenigen, welche zurückgeblieben waren, und hießen Samariter von dieser Zeit an. Also endete das Reich der zehn Stämme.

52.

Könige in Juda.

Aber in Jerusalem auf dem Thron Davids regierten nach der unglücklichen Theilung des Reichs über die Juden und Benjaminen nach einander zwanzig Könige. Rehabeam, der Sohn Salomons, war der erste. O daß die Juden und Benjaminen besser und glücklicher blieben, als ihre Brüder, die zehn Stämme! Jerusalem hatte zwar den rechtmäßigen Thron und den schönen neuen Tempel, das Priesterthum und das Gesetz. Aber sie waren darum nicht viel besser und nicht viel glücklicher. Auch die Juden liefen den fremden Göttern nach, und verwilderten immer in Gottesvergessenheit und Ungerechtigkeit, und die Schlimmsten unter ihnen übertünchten noch ihre Bosheit mit Heuchelei. Rehabeam selbst gab das erste Beispiel der Untreue an dem Gott Israels. Wiewohl Salomon, sein Vater, gab es vor ihm. Nur selten kam wieder ein weiser und frommer König auf den Thron. Ein solcher war Josaphat. Man muß gute Menschen nennen und ihr Andenken in Ehren halten.

Einige Jahre nach dem Tod Josaphats gieng ein königliches Kind verloren, und kam erst nach sechs Jahren wieder zum Vorschein in dem Tempel. Joram, der Sohn Josaphat, hatte die Athalia zur Gemahlin. Sie war eine Tochter Ahabs, des Königs der zehn Stämme, ein herrschsüchtiges und freches Weib. Nach dem Tode ihres Gemahls und nach dem

Tode ihres Sohnes Ahasia ermordete sie alle übrigen Kinder des königlichen Hauses, daß sie allein regierte, und es war ein einjähriges Knäblein da, mit Namen Joas. Das Knäblein kam abhanden, als die übrigen getödtet wurden. Es konnte Niemand sagen, wo es hingekommen war. Denn Gott wollte den Thron Davids noch nicht ohne Erben lassen. Es war noch nicht die Zeit dazu. Joseba, die Ehefrau des Priesters Jojada, eine Verwandte des Knäbleins, schaffte es mit seiner Amme auf die Seite, als die übrigen getödtet wurden, und übergab es den Priestern. Unter ihrer Aufsicht wurde es sechs Jahre lang geheim gehalten und erzogen in einem Seitengemach des Tempels, und war so zu sagen bei dem lieben Gott in der Kost und Pflege. Wiewohl alle Kinder sind in der Kost und Pflege Gottes, die Erwachsenen auch.

Nach sechs Jahren, als niemand an das verlorne Kind mehr dachte, die Königin am wenigsten, besetzte Jojada auf einmal den Tempel mit Priestern und Leviten und umstellte das ganze Gebäude mit bewaffneten Wehrmännern, welche ihm treu waren. Als alles Volk begierig war, und wartete, was werden wolle, führte er ein schönes siebenjähriges Knäblein in den Tempel, und rief es aus, daß es Joas, der Sohn des Königs Ahasias sey, das Kind, welches im ersten Jahr seines Lebens verloren gegangen sey, von welchem seitdem Niemand mehr etwas erfahren habe.

Sie salbten den Joas zum König und setzten ihm ein Krönlein auf, wie ein siebenjähriges Kind es tragen kann, und der ganze Tempel erschallte von

Trompetenschall und Saitenspiel und Freudenruf. Das ganze Volk hatte eine Freude an dem lieben zarten Königskind mit seiner königlichen Krone. Also hat Gott dem Throne Davids den einzigen Erben erhalten.

Aber du treuer Priester Jojada, wie übel wird dir dein undankbarer Pflegling vergelten. Es wäre fast besser, man wüßte es nicht. Zwar so lange Jojada lebte — er wurde hundert und dreißig Jahre alt — that der König nichts Unrechtes. Aber nach dessen Tod vergaß Joas seines Gottes und der Wohlthaten seines Pflegvaters und Erretters. Wer Gott vergißt, der vergißt auch seiner Wohlthäter. Gott ist unser größter Wohlthäter. Joas führte den Götzendienst wieder ein, und ließ den Zacharias, den Sohn seines Pflegevaters, steinigen, weil er Einwendung dagegen machte. Als aber Zacharias starb, sprach er weiter nichts, als: „Gott wird es sehen und richten."

Abas, der vierte König nach Joas, errichtete Götzenaltäre in ganz Jerusalem, und ließ den Tempel in Jerusalem sogar zuschließen und baufällig werden, und die heiligen Lampen auslöschen, daß der Tempel gleich war einem ausgestorbenen Haus, das keinen Herrn mehr hat, das feil ist. Ist es Wunder, daß in Zeiten, wie diese waren, sogar das heilige Gesetzbuch verloren gieng, und nicht einmal gemangelt wurde?

Auf Abas folgte Hiskias, sein frommer Sohn. In seinen Tagen war es, daß die zehen Stämme weggeführt wurden, nach Assyrien. Der fromme

König Hiskias öffnete den Tempel wieder, und stellte ihn wieder her. Er richtete den Gottesdienst wieder ein, so gut man ihn noch auswendig konnte, und zerstörte die Altäre der Götzen. Ihm gleich war der dritte nach ihm, Josias. Er kam schon als ein Knabe von acht Jahren auf den Thron und blieb so fromm und dem Gott seiner Väter so treu bis an den Tod. Es kam dem Priester Hilkia in dem Tempel von ungefähr etwas in die Hände. Es war das verloren gegangene Gesetzbuch. Man las es zum erstenmal wieder vor mit allen seinen schönen Verheissungen und schrecklichen Drohungen. Man besserte, was noch zu bessern war. Aber der Thron des Königs David konnte nicht mehr lange bestehen. Die Nachkommen des Josias waren nicht mehr wie er. Jojakim, Jechonias und Zedekias sind die Namen der letzten Könige.

53.

Schicksale des Reichs Juda.

Wie kann ein Reich, wie kann ein Ort, wie kann ein Haus glücklich seyn und bestehen, wo Gottlosigkeit das Regiment führt? Das Reich Juda hatte, so lange es stand, fast unaufhörliche Kriege und feierte schlechte Siege. Kamen nicht schon unter dem ersten König Rehabeam die Aegypter und Mohren nach Jerusalem und nahmen die Schätze aus dem Tempel und aus dem Pallaste des Königs weg und — Salomons goldene Schilde?

Kamen nicht die Syrer mit einer kleinen Macht, und eroberten ebenfalls Jerusalem, tödteten die

Obersten der Stadt und führten allen Raub dahin? Es war im nämlichen Jahr, als Joas den Zacharias, den Sohn seines Pflegevaters Joj da, steinigen ließ. Doch tödteten sie den König nicht, nahmen ihn auch nicht gefangen. Er sollte nicht sterben, wie ein tapferer Kriegsheld auf dem Schlachtfeld von des Siegers Hand, oder durch eines Königs Gericht. Sie ließen ihn krank zurück. Seine eigenen Knechte tödteten ihn. — Gott hat es gerichtet. — Kein frevler Undank wird umsonst begangen. Gott richtet. — Es schlug ein König der zehn Stämme den Amazia, den Sohn des Joas, und riß die Mauer der festen Stadt Jerusalem ein, daß sie offen war vierhundert Ellen weit. Pekah, ein andrer König der zehn Stämme, schlug hundert und zwanzig tausend Mann in Juda auf einen Tag, und führte zweimal hundert tausend gefangene Weiber und Kinder nach Samaria, daß sie gezwungene Mägde und Knechte ihrer Feinde würden, nach dem Kriegsgebrauch jener Zeit. Doch damals gieng ein Prophet in Samaria, mit Namen Oded, dem Zug entgegen. Der Anblick so vieler Unglücklichen bewegte sein frommes und menschliches Herz. Er redete mit den Anführern des Kriegsheeres: „Ihr habt die Männer getödtet. Wollt ihr auch die Weiber und Kinder zu solchem Elend verdammen? Sind nicht die Juden eure Brüder, wollt ihr eine solche Schuld vor Gott über das Land bringen?“ Die Vornehmsten des Volkes, die auch ein menschliches Herz hatten, standen ihm bei, und litten nicht, daß man die Gefangenen in die Stadt brachte. Sie wurden gastfreundlich bewirthet. Die Nackten wurden alle neu gekleidet von der Beute. Man gab

allen die Erlaubniß, in ihre Heimath zurückzukehren, und sorgte für die Heimfahrt der Kranken unter ihnen bis an die Grenze, bis nach Jericho, der Palmen Stadt. So viel vermag eines frommen und angesehenen Mannes Wort. Es hat so viele tausend arme Wittwen und Waisen von dem Schicksal der gezwungenen Knechtschaft erlöst und in die geliebte Heimath zurückgebracht.

Nach allen diesen Niederlagen und Entkräftungen wurde das jüdische Reich unterwürfig und zinsbar, bald den Assyrern, bald den Aegyptern, und es ist schon ein wildfremdes Kriegsvolk aus entlegenen Gebirgen auf dem Weg, das letzte Gericht zu halten über das Land und über die Stadt voll Götzen-Altäre und Frevelthaten.

54.

Untergang des Reiches Juda.

In diesen bösen und gefahrvollen Zeiten sandte zwar der treue Gott Israels seinem Volk viele Propheten zur Warnung für die Gottlosen und zum Trost für die Frommen, die mitten in der verkehrten Welt treu bei ihrem Gott blieben, und über das Unglück ihres Vaterlandes weinten. Als lebendige Gottesstimmen ermahnten sie ihre Zeitgenossen unermüdet zur inwendigen Besserung des Herzens. Die warnende Gottesstimme fand kein Gehör. Als alle Ermahnungen fruchtlos blieben, verkündeten sie

immer ernsthafter und furchtbarer den nahen Untergang.

Wo Gottesfurcht und Gerechtigkeit verschwunden sind, da ist der Untergang nicht ferne.

Hinwiederum verkünden die nämlichen Propheten zum Trost der Frommen und einer bessern Nachwelt, daß nach allen Trübsalen glückliche Zeiten und eine selige Wiedervereinigung der Menschen mit Gott zurückkehren werde.

„Der Herr wird sein Volk heimsuchen. Er „wird einen König geben aus dem Hause Davids, „der wohl regieren, und Recht und Gerechtigkeit „anrichten soll auf Erden. In allen Landen wird „Gottes Erkenntniß verbreitet, und Gott gepriesen „und verehrt werden, nicht mehr mit Opfer und „Gaben, sondern mit reinem treuen Herzen, und „mit frommer That. Gott wird sie reinigen von „aller Missethat. Er wird ihnen vergeben alle Mis„sethat, worin sie gegen ihn gesündiget haben."

Solcherlei Trost und Hoffnung gaben die Gottesmänner, die Propheten den Trauernden und ihren Nachkommen als einen Abschiedssegen mit in das lange lange Elend, welchem sie entgegen giengen.

Es kamen die Chaldäer, welche in Babylon das wildfremde grausame Kriegsvolk. Diese machen anfänglich das Judenland zinsbar, und führten zehntausend Gefangene weg, alle Vornehmen und Reichen sammt dem König Jechonias und seiner Mutter, alle Kriegsmänner, tausend Schmiede und Zimmerleute. Doch gaben die Feinde dem Land wieder einen König. Der König Zedekias wird falsch

und sucht bei den Aegyptern Schutz. Das war ihr Letztes. Treulosigkeit ist das Letzte. Die Chaldäer kommen wieder, belagern und erobern Jerusalem, und zerstören es sammt dem schönen Tempel, und daß das Elend groß würde, waren auch viele Edomiter in dem Kriegsheer der Chaldäer, Erbfeinde der Juden. Diese übten eine fürchterliche Rache aus mit Rauben, Zerstören und Morden, und sind die Nachkommen des Esau, dem einst Jakob, sein Bruder, den Segen seines Vaters, und das Besitzrecht von Canaan entzogen hat. So etwas vergißt die Zeit nicht. Nach der Eroberung aber führten die Chaldäer das jüdische Volk, und allen ihren Raub, die goldenen und silbernen Gefäße des Tempels hinweg in die Gefangenschaft. Die Bundeslade kam abhanden. Es weiß niemand, wo sie hingekommen ist. Wenige, die anfänglich der Feind zurückgelassen hatte, flüchteten sich wieder in das Land der Knechtschaft ihrer Voraltern nach Aegypten, aus welchem doch Gott ihre Väter erlöset hatte, auf das erfüllet würde, was der Ewige durch Moses gesagt hatte.

Also ist jetzt Israels zahlreiche Nachkommenschaft, das heilige Volk Gottes verweht und zerstoben, wie Spreu vom Winde zerstoben wird, und der Heilige steht noch aus, in welchem alle Geschlechter auf Erden sollen gesegnet werden, und die Engel wollen nicht kommen, daß sie seine Geburt verkünden. Aber: Wie sagt zu Abraham der Unbekannte?

55.

Daniel.

Die Gefangenschaft ist nicht so zu verstehen, daß die Juden in Gefängnisse wären eingeschlossen worden, sondern daß sie in einem fremden Lande unter der Herrschaft ihrer Sieger leben, auch gezwungene Dienste thun mußten, und nicht mehr in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren durften. Davon abgesehen, hatten sie in ihrer Gefangenschaft gute Tage und böse Tage, wie es jeden traf.

Der König der Chaldäer befahl, daß aus den Gefangenen die geschicktesten und feinsten Jünglinge von vornehmem Geschlecht ausgesucht und zu seinem Hofdienst erzogen, auch unterrichtet würden in chaldäischer Sprache und Schrift. Unter ihnen war Daniel. Diese Knaben wurden gut und vornehm behandelt, ja sie erhielten ihre Speise und ihr Getränk von der Tafel des Königs. Aber Daniel und einige seiner Freunde hielten es für Sünde, Speisen von einer heidnischen Tafel zu essen, weil sie unrein in ihren Augen waren. Darum wollten sie lieber nur gemeines Gemüse essen, und Wasser trinken, als etwas thun, was gegen ihr Gewissen wäre. Der freundliche Aufseher über diese Knaben sagte ihnen, das sey schon recht, aber es würde ihm große Gefahr bei dem König bringen, wenn der König ihnen ansähe, daß sie nicht die gehörige Nahrung empfiengen. Daniel sprach zu ihm, er möchte eine Probe nur von zehn Tagen mit ihnen anstellen. Nach zehn Tagen sahen sie zu seiner Verwunderung besser und

vollkommener aus, als die andern Knaben alle. Von der Zeit an erhielten sie, wie sie es wünschten, täglich ihr Gemüse und Wasser, und gedeihten dabei immer besser. Darin ist kein Wunder zu suchen, aber eine gute Lehre. Nicht köstliche Speise und starke Getränke, auch nicht Vielessen, sondern Mäßigkeit und Ordnung und Gottesfurcht, daß man nichts Böses thue, das erhält den jugendlichen Körper gesund und giebt ihm ein schönes Wachsthum und kraftreiche Gliedmaßen. Als aber die Knaben vor den König gebracht wurden, ward unter allen niemand erfunden, der dem Daniel und seinen Freunden gleich wäre, auch waren sie klüger und verständiger, als alle Sternseher und Weisen im ganzen Reich. Daniel gewann durch seine Aufführung die Gunst aller Leute, die mit ihm umgiengen, und gelangte an dem Hof der Könige in Babel zu großer Ehre und Macht. Er wurde zuletzt Statthalter über den dritten Theil des Königreichs. Aber in aller Hoheit vergaß er sein armes Vaterland, und seine unglücklichen Landsleute nicht. Nein, er trauerte mit ihnen, er betete für sie, er tröstete sie mit Rath und mit That, und dachte unaufhörlich nach, was noch ihr künftiges Schicksal seyn würde. Denn er konnte den Gedanken nicht fassen, daß Gott das Volk auf immer verlassen habe, an welchem er, so lange Jahrhunderte hindurch, seine besondere Vorsehung bewiesen hatte. Auf gleiche Weise wurden zwei andere Juden, Esra und Nehemias, nach und nach angesehene und glückliche Männer. Zwar wie konnte ein Herz glücklich seyn, das Tag und Nacht an Jerusalem und an die vorigen Zeiten dachte?

56.

Heimkehr aus der Gefangenschaft.

Man muß den Juden in ihrer babylonischen Gefangenschaft zum Lobe nachsagen, daß sie von dieser Zeit an den Götzendienst verabscheuten, obgleich sie unter Götzendienern wohnten. Sie bereueten ihre Sünden und trauerten und beteten. Sie hätten jetzt gern in Jerusalem ihrem Gott gedient.

Auch weckte Gott wieder Propheten in der Gefangenschaft, zum Trost. Sagt nicht einer von ihnen:

„Wo sich der Gottlose bekehret von allen seinen Sünden, die er gethan hat, und hält meine Rechte und thut recht und wohl, so soll er nicht sterben. Es soll aller seiner Uebertretungen, so er begangen hat, nicht gedacht werden; sondern er soll leben um der Gerechtigkeit willen, die er thut. — Meinest du, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht der Herr: und nicht vielmehr, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe?"

Ferner:

„Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wieder bringen, und das Verwundete verbinden und des Schwachen warten; und will ihrer pflegen, wie es recht ist."

und sah nicht Daniel, daß einer kam in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn? Dem ward gegeben Gewalt, Ehre, und Reich, daß ihm alle Völker dienen sollten ohne Aufhören.

Aber sie waren so zerstreut und hülflos, und die Chaldäer, ihre Sieger, waren ein so mächtiges und furchtbares Volk, daß vor Menschen Augen an keine Rettung zu denken war. Schon mancher war in dem langen Elend gestorben, der sein Vaterland nimmer sah. Mancher war schon in dem fremden Lande geboren und aufgewachsen, der Jerusalem nur vom Hörensagen kannte, und zu allen Schrecknissen für manchen von ihnen kam zuletzt auch noch ein furchtbarer Krieg in das Land. Man weiß was ein Krieg in einem Lande ist. Aber wie ist oft Gott so nahe, wenn er so ferne scheint? Wie zagt und zittert oft der Mensch vor seinem nahen Heil? Cores, der Perser König, der auch Cyrus heißt, brach mit seinen tapfern Persern unversehens in das Land. Er belagerte Babel, die stolze Stadt, in welcher der Chaldäer hauste, und eroberte sie. Also wurden die Juden Gefangene und Unterthanen der Perser. Aber sogleich im ersten Jahr seiner Regierung, was that der König Cores? Er gab Befehl, daß der Tempel Gottes in Jerusalem wieder sollte gebaut werden: „Und wer nun seines Volks ist, sagte der König, mit dem sey sein Gott, und er ziehe hinauf nach Jerusalem und baue den Tempel seines Gottes!" Also gab der König den Juden die Erlaubniß, wieder heim zu ziehen in ihr Vaterland, und sie erhielten von den Leuten, von welchen sie wegzogen, Silber und Gold, Gut und Vieh aus freiem Willen als Steuer zum Tempelbau. Ja, der Königgab ihnen alle silbernen und goldenen Gefäße wieder, fünftausend, vierhundert an der Zahl, welche der Chaldäer hatte weggeführt aus dem Tempel. Da richteten alle Trauenden wieder ihre Häupter auf, die Jerusalem im

Herzen trugen, und freudige Prophetenstimmen wachten wieder auf.

„Jauchzet, ihr Himmel, denn der Herr hat es gethan; jauchze du Erde, und frohlocket ihr Berge und Wälder, denn der Herr hat Jakob erlöset und ist in Israel herrlich." — „Jerusalem, erhebe deine Stimme mit Macht! Sage den Städten Juda: Siehe, da ist euer Gott!"

Aber es giengen bei weitem nicht alle zurück, denen Cores dazu die Erlaubniß gab. Viele waren in dem Lande ihrer Gefangenschaft bereits angesessen und begütert. Nur vierzig bis fünfzig Tausend waren es, die anfänglich die Wallfahrt in das Vaterland antraten, Serubabel hieß ihr Anführer, und später erst kamen andere nach.

57.

Kümmerliche Zeiten.

Also waren jetzt wieder so viel Juden, gleichsam ein neuer Anflug, in der verödeten Heimath. Aber es gehörte eine große Liebe zu dem vaterländischen Boden und ein großes Vertrauen auf Gott dazu, daß sie nicht vor Betrübniß und Muthlosigkeit vergiengen, als sie an dem Ziel ihrer Reise und ihrer langen Sehnsucht waren. Die Wohnsitze ihrer Väter, Jerusalem, die schöne Stadt und ihr berühmter Tempel lagen noch von der Zerstörung her in ihren

Trüm-

Trümmern. Was damals die Wuth der Feinde nicht zertrümmern konnte, das war durch die Länge der Zeit selber zerfallen, dazu die Felder lagen noch von so vielen Jahren her verödet und verwildert. Da war viel wegzuräumen und herzustellen, und ob es gleich überall gebrach, so thaten die guten Leute alles, was sie vermochten, und sind ein Beispiel, was auch in der bösen Zeit der Mensch mit gutem Willen und Vertrauen auf Gott vermag, und wie Gotteskraft auch in den Schwachen mächtig ist. Zuerst errichteten sie zwar nur einen Altar und feierten das Laubhüttenfest, weil es die Jahreszeit mit sich brachte, obgleich sie noch keinen Segen in dem Lande heimgethan hatten. Ein frommes Gemüth preist Gott auch in kümmerlicher Zeit. Denn die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit, über die, so ihn fürchten.

Sonst baut man zuerst die Stadt oder das Dorf, hernach die Kirche. Die Juden dachten aber zuerst daran, wie sie den Tempel wieder bauen wollten. Aber was alte Leute unter ihnen waren, welche den Umfang und die Herrlichkeit des ersten Tempels noch gesehen hatten, die weinten vor Betrübniß, als sie den ärmlichen Anfang des neuen sahen. Man konnte das Wehklagen der Alten und die Freudengesänge der Jungen in der großen Menge nicht unterscheiden. Thränen und Freuden sind oft neben einander. Als die Samariter sahen, welche im Land der zehen Stämme wohnten, daß die Juden an einem Tempel bauten, wollten sie auch mithalten, daß sie auch daselbst beteten und opferten. Aber die Juden nahmen es nicht an. Sie wollten das Ihrige besonders haben. Deßwegen bauten die

Samariter für sich einen eigenen Altar auf einem Berg bei Samaria und verläumdeten die Juden bei den persischen Königen, als ob sie Jerusalem wieder fest machen und dem König untreu werden wollten, so daß der Bau wieder eingestellt werden mußte, und alles neue Ungemach über die Juden ergieng viele Jahre lang, bis in Persien der König Darius auf den Thron kam. Gott lenkte das Herz des Königs, daß er, wie Cores, gnädig gegen die Juden war, und daß sie den Bau vollenden konnten und ihre Feste feiern. Aber mit den Samaritern blieben sie verfeindet auf unversöhnliche Zeiten.

Der König schickte auch den Esra aus Persien heraus in die Heimath, welcher den Gottesdienst und das Priesterthum und die bürgerliche Ordnung nach der Weise der Voreltern wieder einrichtete, so gut es möglich war. Aber noch merkwürdiger, als er, ist sein nachmaliger Gehülfe Nehemias.

58.

Nehemias.

Nehemias war in Persien Mundschenk des Königs und reichte ihm den Becher an der königlichen Tafel. Es kam ein Mann Hanani aus der Heimath nach Persien zurück; diesen fragte Nehemias, wie es daheim ergienge. Er hoffte wohl eine erfreuliche Nachricht von ihm zu erfahren. Als er aber hörte, daß die Juden noch immer in Unglück und Verachtung lebten und die zerbrochenen Mauern und die verbrannten Thore von Jerusalem noch nicht wieder hergestellt seyen, weinte er und betete, und hätte gern den König angegangen, daß er ihn seinen unglücklichen Brüdern zu Hülfe sendete, und wagte es nicht. Aber sein Gebet war von Gott erhört. Nehemias stand vor dem König in dem Schlosse zu Susa und reichte ihm den Becher. Der König betrachtete ihn und sprach zu ihm: „Nehemias, was fehlt dir? Du bist traurig?" Nehemias sprach: „Wie sollte ich nicht traurig seyn, so die Stadt wüste liegt, wo die Begräbnisse meiner Väter sind, und ihre Thore sind verbrannt?" Der König fragte ihn: „Was willst du, daß ich thun soll?" Da faßte Nehemias Muth in Gott und sprach: „Daß du mich in mein Vaterland sendest, daß ich Jerusalem baue, wo meine Väter begraben liegen." Der König und die Königin, die neben ihm saß, fragten ihn: „Wie lange wird deine Reise währen? Wann wirst du wieder

kommen?" Denn er war ihnen sehr werth. Sie wollten ihn nicht gerne von sich lassen. Doch gab ihm der König Urlaub auf unbestimmte Zeit und unterstützte ihn mit allem, was zur Reise und zu seinem Vorhaben nöthig war. Nehemias baute die Mauern von Jerusalem, und war Landpfleger des Königs im ganzen jüdischen Lande. Es baute auch Jeder nach Kräften auf die öden Brandstätten, daß Jerusalem bald wieder ein Ansehen gewann, wiewohl unter großen Anfechtungen und Gefahren. Aber der fromme und beherzte Landpfleger besiegte alle Hindernisse, denn Gottes gute Hand war mit ihm. Auch standen wieder Propheten auf, welche das Volk ermahnten und mit der Hoffnung besserer Zeiten den Muth belebten.

„Ich will alle Heiden, das heißt alle Völker, bewegen, und es wird kommen aller Völker Trost. Freue dich und sey fröhlich, o Zion! Denn siehe, ich will kommen und bei dir wohnen," spricht der Herr.

Die Samariter hatten anfänglich ihren Spott, als sie sahen, was diese ohnmächtigen Leute beginnen wollten. Als sie aber sahen, wie unter Gottes Schutz das gute Werk gedieh, wollten sie zu den Waffen greifen. Sie wollten gegen den Schutz des Allmächtigen Krieg führen. Aber sie vermochten es nicht. Nehemias ließ unter den Augen der Feinde den Bau fortführen, wiewohl mit gewaffneter Hand. Die Hälfte der Mannschaft stand unter den Waffen, während die andere Hälfte an der Arbeit war. Auch die Bauleute waren bewaffnet. Neben der Schaufel

oder dem Richtscheit lag das Schwerdt. Als die Feinde sahen, daß mit Gewalt nichts auszurichten war, wollten sie Falschheit und List versuchen. Die List ist eine gefährlichere Waffe, als das Schwerdt. Sanneballat, das Oberhaupt der Feinde, stellte sich auf einmal freundlich gegen den Nehemias, und bat ihn, daß er zu ihm käme: „Man hat dich bei dem König verläumdet, darum komm zu mir, daß wir uns berathschlagen." Aber Nehemias kam nicht. Ein anderer wollte ihn furchtsam machen. „Fliehe in den Tempel! Sie wollen kommen in der Nacht und dich tödten." Aber Nehemias sprach: „Sollte ein solcher Mann, wie ich bin, fliehen? Ich fliehe nicht." Mit solchem Muthe hatte ihn sein gutes Werk und sein Vertrauen auf Gott gestärkt. Wer auf frommes Werk seine Gedanken richtet, und mit seinem Gott im Frieden steht, hat sich nicht zu fürchten. Wer glaubt, fleucht nicht.

Nehemias war auch ein sehr uneigennütziger Mann und ein Freund der Armen. Es waren viele Arme und Verschuldete unter dem Volke. Denn die Reichen hatten ihr Vermögen an sich gezogen. Ihre Aecker und Weinberge waren schon verpfändet. Die ärmsten verkauften schon ihre Söhne und Töchter zur gezwungenen Knechtschaft. Da brach dem frommen Nehemias das Herz. Er berief die Vorsteher des Volks zu sich und sprach: „Wollt ihr gegen eure Brüder Wucher treiben? Was ihr thut, sagte er, ist nicht recht. Soltet ihr nicht als gottesfürchtige Leute handeln und euch schämen vor den Heiden?" Solche Rede und sein eigenes schönes Beispiel bereiteten seinem Herzen eine große Freude:

Nehemias hatte, so lange er Landpfleger war, keine Einkünfte von seinem Amt angenommen, damit er das Land nicht beschwerte, und bewirthete doch täglich hundert und fünfzig Gäste an seinem Tische. Er lieh und half aus seinem Eigenen, wo er konnte, und redete Niemand darum an, daß er ihm etwas schuldig sey. Er entzog sich keiner Last in jener schweren Zeit. Seine Diener, die in seinem Solde waren, mußten an dem Bauwesen helfen und arbeiten, wie jeder andere. Als er nun so mit den Aeltesten des Volks redete und sagte: „ich verlange nichts mehr zurück zu empfangen, was ich meinen ärmern Brüdern geliehen habe; was wollt ihr thun?" sprachen alle mit einem Wort und mit einem Herzen, daß sie gleich thun wollten, wie er gethan hatte, und gaben ihren armen Brüdern die verpfändeten und verlorenen Aecker ohne Lösegeld zurück, dazu noch die Zinsen, welche sie von ihnen schon erhalten hatten. Solch ein Mann war Nehemias, und war einer von den letzten, von welchen man so viel rühmliches sagen kann. Es ist nicht zu verwundern, daß ihn der König also liebte, und daß er zu ihm gesagt hatte: „Wie lange wird deine Reise währen, und wann wirst du wieder kommen?"

59.

Die kümmerlichen Zeiten dauern fort.

Jerusalem war nun wieder gebaut. Der Gottesdienst war wieder eingerichtet. Auch das Land bevölkerte sich wieder allmählig. Aber die schönen Zeiten Davids wollten nicht mehr zurückkehren. Das Reich der Perser wurde von den Griechen erobert. Da wurden Abrahams unglückliche Nachkommen Unterthanen der Griechen, wie ein anderes gemeines Volk.

Als die griechischen Feldherrn die eroberte Welt unter sich theilten, und zwar mit dem blutigen Schwerdt, wurden sie bald syrisch, bald ägyptisch, bald wieder syrisch.

Ein preiswürdiges Heldengeschlecht, die Maccabäer, machten das Land wieder frei von aller fremden Herrschaft. Viel Blut wurde um die edle Freiheit vergossen. Aber die schönen Zeiten Davids wollten doch nicht zurückkehren.

Nach diesem wurden sie zu ihrer letzten Schmach Unterthanen eines Edomiters, des Herodes und seiner Nachkommen. Damals wurde das Land auf der Abendseite des Jordans eingetheilt in Judäa, Samaria und Galiläa. Es kamen die Römer in das Land, die überall hinkamen, und setzten in Judäa ihre Landpfleger. In dieser langen Zeit der Trübsal war kein Prophet mehr erschienen. Kein Wort des Trostes richtete mehr die armen Gemüther

auf. Desto sehnlicher warteten sie auf den Verheißenen und nannten ihn zum Voraus mit schönen und gerechten Namen, Sohn Davids, ferner Messias oder Christus, das heißt der Gesalbte oder der König, ferner des Menschen Sohn, den Daniel, der Prophet, in des Himmels Wolken sah, ferner Sohn Gottes, Retter, Erlöser, Heiland. Denn je dunkler auf der Erde die Nacht der Trübsale ist, desto heller steht am Himmel der Stern der Weissagung. Aber die Thörichten hofften, er werde die Herrschaft der Römer in dem heiligen Lande zerstören und den weltlichen Thron Davids wieder herrichten, und hätten doch schon lange erkennen können, daß ein solcher, wie sie ihn erwarteten und wünschten, nicht kommen werde. — Gottes Gedanken sind nicht eure Gedanken, und seine Wege sind nicht eure Wege, sondern so viel der Himmel höher ist, als die Erde, so sind auch seine Gedanken höher, als der Menschen Gedanken.

Biblische Geschichten.

Zweiter Theil.

1.

Maria.

In Galiläa, in der Stadt Nazareth, saß in ihrer Einsamkeit eine tugendsame Jungfrau mit Namen Maria, die verlobt war mit einem Zimmermann, Namens Joseph. Beide stammten aus Bethlehem in Juda und aus dem Blut des Königs David, und waren ungeachtet ihrer königlichen Herkunft fast wieder so arm wie Ruth, ihre Geschlechtsmutter, als sie in den Feldern von Bethlehem Aehren auflas. Denn also wechseln die menschlichen Schicksale. Alles Irdische kehrt wieder zu seinem Anfang zurück, und ein reines Herz und Gottes Gnade bleibt noch immer der größte und sicherste Reichthum.

Zu der Jungfrau in ihrer Einsamkeit sprach ein Engel: „Gegrüßet seyst du, Maria! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern."

Die Jungfrau erschrack und dachte „Welch ein Gruß ist das?"

Der Engel sprach: „Fürchte dich nicht, Maria! Du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden, und einen Sohn gebären,

dessen Namen sollst du Jesus heißen. Der wird groß und ein Sohn des Höchsten genennet werden, und der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters, David, geben, und er wird ein König seyn über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende seyn." — Da sprach Maria zu dem Engel: „Wie soll das zugehen, da ich von keinem Manne weiß?" — Der Engel antwortete und sprach zu ihr: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genennet werden."

Weiter erfuhr Maria von ihm, daß auch Elisabeth, ihre Gefreundte, Hoffnung habe, Mutter eines Sohnes zu werden. Es war aber Elisabeth eine fromme Frau, die Ehefrau eines Priesters in Juda, der Zacharias hieß. Da sehnte sich Maria nach ihrer guten Gefreundtin, der Elisabeth, die ihr der Engel nannte, daß sie mit ihr reden und einer Seele sagen könnte, was ihr Gott durch den Engel habe geoffenbaret. Denn eine große Gnade von Gott will man nicht jedem rühmen, und kann sie doch auch nicht allein in seinem Herzen verschließen. Maria gieng aus Galiläa über das Gebirg nach Juda, daß sie ihre Freundin besuchte. Elisabeth bewillkommte sie voll Freude, daß die Mutter ihres Herrn zu ihr komme. Maria aber freute sich, und preisete Gott in einem schönen Lobgesang dafür, daß er die Verheißung erfülle, die er Abraham und seinen Nachkommen gegeben hatte, und sie erkannten in ihrem demüthigen Herzen, wie groß die Gnade sey, die Gott ihr erzeige. „Gott hat die Niedrig-

keit seiner Magd angesehen," sagte sie. „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindes Kinder, denn er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und dessen Name heilig ist."

Arme Jungfrau, es kommt noch eine Stunde, in welcher dich Niemand wird selig preisen.

Maria blieb drei Monate lang bei ihrer Freundin. Nachgehends wurde Elisabeth mit einem Sohn erfreut, und sie gaben ihm den Namen Johannes. Johannes wuchs, und ward stark im Geist, und als er erwachsen war, verbarg er sich vor den Menschen, und lebte in der Wüste, in einsamen Gegenden. Aber sein Vater Zacharias weissagte von ihm, daß er ein Prophet werden, und daß er vor dem Herrn hergehen und ihm den Weg bereiten werde.

2.

Die Geburt Jesu.

Aber in welchem Palast oder Kirchlein wird der Sohn Mariä geboren werden? Wer wird ihm von Cedernholz die Wiege verfertigen und mit goldenem Blumwerk schmücken?

Der römische Kaiser Augustus ließ einen Befehl ausgehen, daß alle Einwohner des Landes sollten geschätzt, das heißt: gezählt und aufgeschrieben werden. Jeder mußte sich in dem Ort seiner Heimath und

Herkunft stellen, daß er daselbst aufgeschrieben würde. Demnach begab sich auch Joseph mit Maria, seinem vertrauten Weibe, aus Nazareth, ihrem Wohnorte, nach Bethlehem in Juda, weil sie von dem Geschlechte Davids waren, daß er sich aufschreiben ließe.

Es mögen damals viele Leute nach Bethlehem gekommen seyn, und war wenig Raum in dem Städtlein. Als aber Maria daselbst war, gebar sie ihren Sohn, und fand keinen Raum, wohin sie ihn hätte legen können, als in eine Krippe. Das war der Palast, in welchem das Kind geboren ward, welches sein Volk sollte selig machen von den Sünden. Denn Gott sieht nicht auf das Auswendige.

Es waren in selbiger Nacht Hirten auf dem Felde, bei den Hürden, die hüteten ihre Heerden. Zu diesen trat des Herrn Engel, und seine Klarheit umleuchtete sie. Der Engel sprach: „Ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird. Denn siehe, euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt David, und das habt zum Zeichen, ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen." Ja, es sammelte sich um sie die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobten Gott und sprachen: „Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. — Es mögen wohl die nämlichen Hirten gewesen seyn, in deren Eigenthum das Kind geboren wurde. Die Hirten giengen eilends nach Bethlehem, und fanden Maria und Joseph und das Kind in der Krippe liegend. Da lobten sie Gott, und erzählten,

was ihnen von diesem Kinde war gesagt worden, und alle, die es hörten, wunderten sich. Maria aber behielt alle diese Worte, und bewegte sie in ihrem Herzen.

Das ist die heilige Christnacht oder Weihnacht, in welcher Gott den Kindern schöne Gaben schenkt, daß sie sich jährlich ihrer Rückkehr freuen und das Kindlein lieben sollen, das in dieser Nacht zu Bethlehem geboren war — Manches Kind will fragen: ob dieses der Verheißene sey? Ja es ist der Verheißene, in welchem alle Geschlechter der Erde sollen gesegnet werden.

Der Name des Kindes ward genannt Jesus, welchen er empfangen hat von den Engeln, und heißt so viel als Seligmacher, weil er von Gott zum Retter und Seligmacher der Menschen bestimmt war.

3.

Darstellung Jesu im Tempel.

Es war ein Gesetz in Israel, von Moses her, eine Mutter, die ihren ersten Sohn geboren hatte, mußte ihn in den Tempel bringen, und für ihn ein Lamm opfern, oder, wenn sie zu arm war, ein Paar Turteltauben. Als nun Maria ebenfalls ihren Sohn in den Tempel brachte, und für ihn ein Paar Turteltäublein opferte, kam auch in der nämlichen Stunde

ein frommer und gottesfürchtiger Mann mit Namen Simeon in den Tempel, der schon so lange auf den Trost Israels wartete, und von Gott die Gewißheit in seinem Herzen empfangen hatte, daß er den Tod nicht sehen werde, es sey denn, daß er vorher den Christ des Herrn gesehen habe. Also ward ihm noch am Abend seines Lebens die Verheißung erfüllt und sein langes Warten gestillt. Er nahm das theure Kind auf seinen Arm und lobte Gott, und ward so entzückt, daß er Gott anrief, er wolle ihn jetzt sterben lassen, er habe nichts Erfreulicheres mehr auf der Erde zu erleben. Es ist dieses eine wundersame Regung in dem menschlichen Gemüth. Schon viele fromme Menschen, wenn Gott ihr Herz mit einer großen Freude erfüllte, haben gewünscht, daß sie jetzt sterben möchten. Simeon betete: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden dahin gehen, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast ein Licht zu erleuchten die Heiden, zum Preis deines Volks Israel." Aber zu Maria, der Mutter Jesu, sprach er: „Es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen." Es kam auch Hanna, eine hochbetagte Frau, dazu, und preisete Gott und redete von diesem Kind zu allen, welche zugegen waren, und auf die Erlösung hofften. Also freuten sich diese frommen betagten Menschen über die Geburt des geheimnißvollen Kindes, und über das Glück der Nachwelt, das sie doch selber nicht mehr erleben konnten.

---

4. Die

4.

Die Weisen aus Morgenland.

Es kamen auch von Gott ermahnt mit kostbaren Geschenken weise Männer aus Morgenland, aus einem entfernten Lande nach Jerusalem, und fragten: „Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten." Sie meinten, er sey in Jerusalem geboren, wo dazumal der unfromme König Herodes wohnte. Sie dachten nicht anders, als daß ganz Jerusalem werde voll Freude seyn, jedes Kind auf der Gasse werde ihnen Rede und Antwort geben können auf ihre Frage. O, wie verwunderten sie sich, als alles so stille war! Es war alles so stille, als wenn nichts geschehen wäre. Wen sie fragten, der wußte nichts von dem neugebornen Wunderkind. Sie kamen bis vor den König Herodes. Er wußte auch noch nichts. Er mußte erst von diesen landesfremden Menschen erfahren, was den frommen Hirten die Engel verkündet hatten, und die Nachricht war ihm auch so nicht erfreulich. Denn als die Weisen nach dem neugebornen König fragten, erschrack er, der arme Mensch, auf seinem Königsthron! Was den unschuldigen Hirten und dem gottesfürchtigen Simeon und allen frommen Menschen eine Freude war, darob erschrack er. Denn die Gottlosen haben keinen Frieden in ihrem Herzen. Herodes faßte den verruchten Gedanken, er wolle das Kindlein tödten lassen, daß es ihm nicht einst seine Krone nehme. Zu dem Ende

fragte er zuerst die Priester und Schriftgelehrten, ob sie ihm nicht könnten sagen, wo Christus sollte geboren werden? Sie antworteten ihm: Zu Bethlehem, denn also sey geschrieben durch den Propheten Micha. Hierauf schickte er die Weisen nach Bethlehem und sprach zu ihnen mit tückischer Verstellung: sie sollten sich ja sorgfältig nach dem Kind erkundigen, und wenn sie es gefunden hätten, sollten sie ihm wieder Nachricht geben, er wolle auch kommen und es anbeten. Die Weisen kamen nach Bethlehem und fanden das Haus, worin Jesus lag, und freuten sich sehr, die geraden und frommen Männer. Sie knieten vor dem Kindlein nieder, und schenkten ihm, Gold, Weihrauch und Myrrhen. Als sie aber ihren Heimweg wieder antreten wollten, warnte sie Gott, daß sie nicht nach Jerusalem zurückkehrten. Sie zogen auf einem andern Weg wieder in ihr Land. Darüber erzürnte sich der König Herodes, und fürchtete sich so sehr vor dem unschuldigen Kinde, daß er den grausamen Befehl ergehen ließ, alle Kinder in Bethlehem zu tödten, die zwei Jahre alt und jünger wären, damit er das rechte gewiß nicht verfehlen möchte. Aber der Menschen Grausamkeit und List vermag nichts gegen Gott. — Denn wo war damals das Kind Jesus und seine Mutter und sein Pflegvater Joseph? In Bethlehem nicht mehr, auch nicht mehr im Lande Juda, sondern in Aegypten. Denn dahin hatte sie Gott gehen lassen, daß das Kind gerettet würde. Als aber Herodes, der Blutdürstige, gestorben war, kehrten sie wieder zurück in das Land, und wohnten von der Zeit an wieder in Galiläa in der Stadt Nazareth.

5.

Jesus der fromme Knabe.

Joseph, der Pflegevater Jesu, und Maria giengen als rechtschaffene Israeliten alle Jahre nach Jerusalem auf das Osterfest. Als nun Jesus das zwölfte Jahr erreicht hatte, nahm ihn seine Mutter zum erstenmal mit auf das Fest. Er war in so fern einer guten Hand anvertraut. Gute Mutterhand führt ihre Kinder frühe zur Gottseligkeit und zur Kirche an, wo Gott geehrt und sein Wort gelehrt wird. Als sie sich aber zur Heimreise wieder anschickten, war der Knabe Jesus nirgend vorhanden. Seine Mutter machte sich anfänglich keinen Kummer deßwegen. Sie dachte, er werde bei den Gefreundten und Bekannten seyn, die etwas früher von Jerusalem weggegangen waren, wie gar oft die Kinder lieber mit den Verwandten, als mit den Eltern gehen. Sie hoffte also, sie werde ihn am Abend in der Herberge schon wieder finden bei diesen Verwandten oder jenen. Denn sie wußte, daß er ein frommes und verständiges Kind sey. Ein verständiges Kind begibt sich in keine Gefahr. Die Mutter darf es schon bisweilen aus den Augen lassen. Als sie aber am Abend in die Herberge kamen, schon eine Tagreise weit von Jerusalem, wußten die Gefreundten und Bekannten auch nichts von ihm. — Da war auf einmal der Verheißene wieder verloren. — Der Verheißene kann nimmer verloren gehen. Seine Eltern begaben sich den Weg nach Jerusalem zurück, daß sie ihn suchten. Auf dem ganzen Heimweg

war von keinem verlornen Kind etwas zu erfragen. Sie suchten ihn einen ganzen Tag in Jerusalem. Er war nirgends zu erfragen. Am dritten Tage, als sie in den Tempel giengen, wie wenn sie ein Gebet thun wollten, daß ihnen Gott ihr Kind wieder geben wolle, da saß er frohen Muthes im Tempel mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte, und sie fragte, und viele Leute waren um ihn her versammelt, und verwunderten sich über seine Rede und Antwort, wenn die Lehrer ihn auch etwas fragten. Als ihn nun seine Eltern auf einmal so erblickten und jetzt wieder hatten, erschracken sie vor Freude, und seine Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht." Jesus antwortete ihr: — „Was ists, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich seyn muß in dem, das meines Vaters ist?" Aber sie verstanden das Wort nicht.

Also gieng er jetzt mit ihnen zurück nach Nazareth, und war ihnen unterthan, und nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und bei den Menschen.

Dieses ist die einzige Begebenheit aus den Jugendjahren Jesu, welche man weiß. Von dem zwölften Jahre, bis zu dem dreißigsten Jahr seines Lebens weiß man nichts von ihm. Merke: Von gut gearteten und wohl erzogenen Kindern hört man in ihrer Jugend gewöhnlich nicht viel, als daß sie ihren Eltern unterthänig sind, daß sie an Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und Menschen zunehmen, und gerne in die Kirche und Schule gehen, wo viel Gutes zu hören und zu lernen ist. —

Von wem man in seiner Jugend sonst viel zu reden hat, daran ist selten viel Gutes.

Ich will mit Gottes Hülfe täglich verständiger und frömmer werden. Ich will meinen Eltern unterthan seyn. Ich will gerne da seyn, wo Gott geehrt, und Gutes gelehrt wird, daß ich Gott gefalle, und dem frömmsten Knaben Jesus ähnlich werde.

Die Leute sollen nicht viel von mir zu reden haben.

6.

Johannes der Täufer. Die Taufe Jesu.

Als sich die Zeit nahete, daß Jesus die Werke der Erlösung unter den Menschen beginnen sollte, erschien zuerst aus der Wüste hervor Johannes, der Sohn des Priesters Zacharias und der Elisabeth, gleich wie ein Morgenstern aufgeht, wenn die Sonne bald kommen will. Gott giebt oft ein Zeichen vorher, wenn er etwas Großes thun will, daß die Menschen darauf achten und sich darauf bereiten sollen. Johannes taufte zur Buße, d. h. zur Besserung des Gemüthes, zur Umkehr von der Sünde zu Gott. „Thut Buße," sagte er, „den das Himmelreich ist nahe. Sehet zu, bringt rechtschaffene Früchte der Buße." Es kam zu ihm des Volkes eine große

Menge aus Jerusalem und aus der ganzen Gegend, daß sie sich taufen ließen, und hörten, was sie thun sollten. Es fragten ihn viele aus dem Volk: „Was sollen wir thun?" Johannes sagte: „Wer zwei Röcke oder Ueberfluß an Speise hat, der gebe dem, der nicht hat." — Es fragten ihn die Zollbedienten: „Was sollen wir thun?" — Johannes antwortete: „Fordert nicht mehr, als euch gesetzt ist." — Es fragten ihn auch die Soldaten. Den Soldaten gab er das Gebot: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und lasset euch begnügen an eurem Sold." — Daraus kann nun jeder andere schon abnehmen, was er in seinem Stand, Amt und Beruf zu thun und zu lassen habe, und daß die Buße nicht gethan sey mit leerer Einbildung, oder mit schönen Reden und abgelernten Gebeten, sondern daß sie fruchtbar sey, vorbersamst in Werken der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit. Das sind die „rechtschaffenen Früchte der Buße." Viele Leute kamen auf den Gedanken, Johannes sey Christus der Verheissene. Die Juden sandten von Jerusalem Priester und Leviten zu ihm, daß sie ihn fragten: „Wer bist du?" Johannes bekannte: „Ich bin nicht Christus." — „Was bist du denn? Bist du Elias?" — Johannes sprach: „Ich bin es nicht." — Oder bist du sonst einer von den Propheten?" — Er antwortete: „Nein." — Denn es war unter den Juden eine seltsame Sage, daß vor dem Messias der Prophet Elias oder der andern Propheten einer wieder kommen werde. Deßwegen war vielen von ihnen Johannes nicht gut genug. Es ist eine böse Untugend gar vieler Menschen, daß ihnen Gottes Gnade,

so wie er sie ihnen anbietet, nicht gut genug ist, und daß sie etwas besonderes verlangen.

Als nun der wahrheitsliebende Johannes sein Bekenntniß abgelegt hatte, sprachen die Priester: „Was bist du denn, wenn du das alles nicht seyn willst?" Johannes sprach: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste, bereitet dem Herrn den Weg." — Die Priester fragten ihn noch einmal: „Warum taufest du denn, wenn du nicht Christus bist?" — Darauf erwiederte Johannes: „Ich taufe mit Wasser. Aber einer ist mitten unter euch, den ihr nicht kennet. Der ist es, der nach mir kommt, welcher vor mir gewesen ist. Der wird mit dem heiligen Geist taufen."

Es war auch Jesus an den Jordan gekommen und verlangte ebenfalls getauft zu werden. Der demuthsvolle Johannes weigerte sich dessen im Anfang; denn er sprach: „Ich bedürfte eher, daß ich von dir getauft würde." Aber Jesus wußte wohl, was er zu thun hatte. Er sprach: „Es ist gerecht, daß ich die Taufe von dir empfange."

Es wurde aber in jenen warmen Gegenden also gehalten: wer sich taufen ließ, der tauchte sich ganz unter den Fluß, und kam alsdann wieder heraus, anzuzeigen, daß er jetzt gleichsam seine vorige Natur und Beschaffenheit ablege, welcherlei sie war, und daß er jetzt etwas anders sey und seyn wolle, wozu ihn Gott berufen habe, ein neuer Mensch.

Also war Jesus, der Sohn Mariä, getauft von Johannes.

Als Jesus getauft war, und aus dem Jordan heraufstieg, alsbald that sich die Klarheit des Himmels

über ihm auf, und Johannes sahe den Geist Gottes gleich als eine Taube vom Himmel herabfahren und über ihn kommen. Denn die Taube ist das schöne Sinnbild der Sanftmuth und des Friedens. Also kam der Geist Gottes auf Jesum, der ein Geist der Sanftmuth und des Friedens ist, und eine Stimme vom Himmel herab sprach: „Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Das war die Taufe, welche Jesus empfangen hatte.

7.

Die Versuchung.

Die Stimme: „Dieß ist mein lieber Sohn," hörte unter andern auch ein Unrechter. Jesus gieng von seiner Taufe weg in die Wüste, in eine einsame unangebaute Gegend. Dahin schlich ihm nach ein böser Geist. Der böse Geist schleicht gerne nach in die Einsamkeit. Als Jesus daselbst vierzig Tage lang aller gewöhnlichen Nahrungsmittel sich enthalten hatte, und endlich Hunger fühlte, sprach zu ihm der Böse: „Wenn du Gottes Sohn bist, so sprich, daß diese Steine Brod werden." — Jesus aber sprach zu ihm: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brod, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht." — Hernach führte ihn der böse Geist nach Jerusalem oben auf den Tempel, und sprach zu ihm: „Wenn du der Sohn Gottes bist, so laß dich hinab."

Dazu führte er noch ein Sprüchlein an, und gab ihm eine falsche Deutung. „Es steht geschrieben," sagte er, „Gott wird seinen Engeln befehlen über dir, und sie werden dich auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest." — Darauf antwortete ihm Jesus: „Wiederum stehet auch geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen, d. h. der Mensch soll sich nicht im Vertrauen auf Gott in unnöthige Gefahr begeben. — Endlich führte ihn der böse Geist auf einen hohen Berg, und zeigte ihm, was von den Reichen der Welt und ihrer Herrlichkeit zu sehen war. Er sprach: „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." — Da erkannte Jesus, mit wem er es zu thun habe. Er sprach zu ihm: „Hebe dich weg von mir, Satan! Denn es steht geschrieben: „Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen." Da verließ ihn der Böse und die Engel traten zu ihm und dieneten ihm. Wo der Satan weichen muß, dahin kommen die Engel.

Also ward Jesus zur Sünde versucht, und hat in der Versuchung obgesiegt und ist gerechtfertiget als der Sohn Gottes.

Merke hierbei: Wer die Sprüchlein der heiligen Schrift mit Wissen falsch deutet, daß er die Sünde beschönige, der treibt des Satans Werk und böse Kunst. Wer sein will wie Jesus, der stärkt sich durch die guten Sprüchlein gegen die Sünde und gefällt Gott und den heiligen Engeln wohl.

8.

Die ersten Jünger Jesu.

Johannes sah Jesum wieder zu sich kommen, und sprach zu denen, die bei ihm standen: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Dieser ist es, von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, welcher vor mir gewesen ist, denn er war eher als ich." — Ein andermal, als er Jesum wieder sah, sprach er zu seinen Jüngern ebenfalls: „Siehe, das ist Gottes Lamm!" Zwei von ihnen begleiteten Jesum bis in seine Wohnung und blieben selbigen Tag bei ihm. Einer von den zweien, mit Namen Andreas, trifft nachgehends seinen Bruder Simon an und spricht zu ihm voll Freude: „Wir haben den Messias gefunden." Er führte ihn zu Jesus, und Jesus gab ihm einen neuen Namen, Kephas oder Petrus. Kephas und Petrus ist eins. Als Jesus wieder nach Galiläa umkehren wollte, traf er einen, Namens Philippus, an, und sprach zu ihm: „Folge mir nach!" Philippus kommt zu Nathanael und verkündet ihm: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben. Er ist Jesus, Josephs Sohn von Nazareth."

Nazareth muß sonst ein verachteter Ort gewesen seyn. Denn als Nathanael den Namen desselben hörte, sprach er: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?" Philippus erwiederte ihm: „Komm selber und sieh es." Kurz oder lange vorher war

Nathanael allein unter einem Feigenbaum gesessen. Sey es nun, daß er daselbst ein frommes Gebet verrichtet, oder daß er sonst etwas Gutes gedacht oder gethan habe, genug, als ihn Jesus gegen sich kommen sah, sprach er von ihm: „Siehe, ein rechtschaffener Israelit, in welchem kein Falsch ist." Nathanael verwunderte sich über diese Rede, und sagte zu ihm: „Woher kennst du mich?" Jesus gab ihm zur Antwort: „Ehe als dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warest, sah ich dich." Darüber verwunderte sich Nathanael noch mehr, und sprach: „Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König in Israel." Rabbi aber ist ein Ehrennamen, und heißt ungefähr so viel, als wenn man heut zu Tage sagt Herr. Jesus sprach zu ihm: „Du glaubst nun, weil ich dir gesagt habe, daß ich dich gesehen habe unter dem Feigenbaum. Du wirst aber noch Größeres, als das, sehen."

Diese sind nachher seine Jünger geworden, fromme Männer, welche er auserwählte, daß sie Zeugen seiner Lehren und Thaten wären und von ihm lernten.

Als aber Johannes sah, wie viele Menschen sich von ihm weg zu Jesu wandten, sprach der Demuthsvolle: „Meine Freude ist nun erfüllet. Er muß wachsen: Ich aber muß abnehmen. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde. Der vom Himmel kommt, der ist über alle."

9.

Von dem Reich Gottes.

Von dieser Zeit an verkündigte Jesus das Evangelium von dem Reich Gottes oder von dem Himmelreich, nämlich die gute Botschaft, daß Gott die Menschen lieb habe, und sich über sie erbarme, daß er sie durch seinen Sohn von dem Irrglauben, und von den Gewohnheiten der Sünde erlösen wolle, daß er sie schon auf der Erde fromm und froh in Gott und selig im Himmel haben wolle. Fromme Menschen sind hier auf der Erde schon im Reich Gottes, fromme Kinder zum voraus.

Einst brachten die Leute Kinder zu Jesu, daß er sie möchte anrühren und segnen. Die Jünger wehrten anfänglich den Leuten ab. Als es aber Jesus sahe, sprach er zu ihnen: „Lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich. Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet, wie ein Kindlein, der kommt nicht hinein." Als er dieses gesagt hatte, drückte er die Kinder an sein liebevolles Herz, legte die Hände auf sie, und segnete sie.

Mehr als einmal sprach er zu dem Volk und zu seinen Jüngern: „Werdet wie die Kinder," nämlich wie die guten.

„Hütet euch," sprach er, „auch, daß ihr keines von diesen Kleinen irre machet, oder zur Sünde verführet, die an mich glauben, denn ich sage euch,

ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel." Ferner: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Was sagt hiezu mein Herz? Ich will Jesum wieder lieben, der also die Kinder lieb hat und segnet. Ich will seine Ermahnungen zur Gottseligkeit kindlich befolgen und mich seiner schönen Verheissungen erfreuen. Ich will meine Unschuld bewahren, daß ich mein Leben lang und ewig in dem heiligen und seligen Reich Gottes bleibe, in welchem ich bin. Mein Engel im Himmel sieht allezeit das Angesicht seines Vaters im Himmel.

Von dem Jordan gieng Jesus hinweg nach Jerusalem auf das Osterfest, wie einst seine Mutter ihn gelehrt hatte. Gute-Mutterlehre geht dem Herzen nicht verloren. Damals kam zu ihm ein Mann in der Nacht mit Namen Nikodemus, ein vornehmer und gelehrter Mann. Er war aufmerksam auf Jesum geworden. Er wollte ihn genauer kennen lernen. Er hatte die Ahnung, daß er derjenige sey, welchen Gott bestimmt hatte, daß er die Menschen von dem Irrthum und von der Sünde befreien sollte. Er sprach zu ihm: „Wir wissen, daß du ein Lehrer bist, den Gott gesendet hat. Denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sey denn Gott mit ihm." Jesus redete mit ihm ebenfalls von dem Reich Gottes, und wie man gleichsam von neuem geboren und wieder ein Kind werden müsse an Liebe und Vertrauen. Zum Abschied und Andenken gab ihm Jesus nachher das schöne Sprüchlein: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er

seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Auch dieses ist ein Beschreibung des Reichs Gottes mit andern Worten.

Nikodemus hielt von dieser Zeit an Jesum in Ehren, und war wohl einer von seinen getreuen Anhängern, wiewohl in der Stille.

10.

Das Weib von Samaria.

Jesus kehrte hierauf von Jerusalem wieder nach Galiläa in seine Heimath zurück. Nach Jerusalem kam er nur zu den hohen Festen und zu seinem Tod.

Auf der Reise, als er durch das Land Samaria zog, nahe bei der Stadt Sichar, setzte er sich an einen Brunnen, der noch von Jakobs Zeiten herberühmt war, und war allein. Seine Jünger kauften Speise in der Stadt. Indem kommt aus der Stadt ein verständiges und merksames Weib, Wasser zu schöpfen aus dem Brunnen. Jesus wollte ihr Gelegenheit geben, ihr Herz zu einer Rede gegen ihn zu öffnen. Er sprach: „Gieb mir zu trinken." Denn weil der Brunnen tief war, mußte man ein Gefäß zum Schöpfen haben, und das Weib hatte ein solches mitgebracht. Das Weib wunderte sich, daß sie Jesus um eine Gefälligkeit ansprach, weil

zwischen den Juden und Samaritern von alten Zeiten her keine Gemeinschaft war. Aber Jesus war nicht so. Er sprach zu ihr: „Wenn du wüßtest, wer der ist, der mit dir redet, du würdest ihn bitten, daß er dir lebendiges Wasser gebe.“ Wie das Wasser zur Stärkung und Erquickung des leiblichen Lebens getrunken wird, also bot ihr Jesus Stärkung und Erquickung für die Seele an. Die Frau sprach mit redseliger Antwort: „Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat, und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh.“ So hatte sie von ihren Eltern gehört. Es ist schön, daß man das Andenken der Vorfahren ehrt, und die Eltern den Kindern sagen, wo sie gelebt, und was sie gestiftet haben. Der heimathliche Boden wird so zu sagen heilig dadurch. Jesus redete weiter mit der Frau: „Wer des Wassers trinket, das ich ihm gebe, den wird ewig nicht dürsten, sondern es wird ihm ein Brunnen werden, der in das ewige Leben quillt.“ Das Weib wollte ihn noch nicht recht verstehen. Jesus sagte zu ihr: „Rufe deinen Mann her.“ Das Weib sprach: „Ich habe keinen Mann.“ Er erwiederte ihr: „Du hast recht gesagt. Fünf Männer hast du gehabt, und der, welchen du nun hast, der ist nicht dein Mann.“ Das kann nämlich heißen, daß er nicht sey, wie ein Mann gegen seine Frau seyn soll, und daß es so gut sey, als wenn er nicht ihr Mann wäre. An dieser Rede erkannte sie, daß Jesus kein gewöhnlicher Mensch sey. Sie sagte: „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist.“ Eine andere hätte jetzt ein Paar eigennützige oder vorwitzige Fragen an ihn gethan. Aber sie hatte etwas Wichtigeres auf dem

Herzen; sie sprach: „Unsere Väter haben auf diesem Berge gebetet, und ihr saget, Jerusalem sey der Ort, wo man Gott anbeten soll." Jesus sprach: „Es kommt die Zeit, wo ihr nicht auf diesem Berg und nicht in Jerusalem Gott anbeten werdet, sondern die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten. Denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Das ist schon ein Tröpflein des Wassers, das die Seele erquickt und in das ewige Leben fließt: „Gott ist der Vater aller Menschen. Er ist überall. Man kann ihn überall ehren. Jedes Gebet ist ihm angenehm, wenn es aus dem Herzen geht und aufrichtig gemeint ist." Das Weib sprach: „Wenn der Messias kommt, der wird uns alles lehren." Sie wußte nicht, daß der nämliche, der mit ihr redete, es sey. Man wartet oft noch auf Gottes Gnade, wenn sie schon da ist. Jesus sprach: „Ich bin es, der mit dir redet." Unterdessen kamen die Jünger und brachten Speise. Aber das Herz Jesu war so erfreut über diese Gelegenheit, an einer Seele etwas Gutes zu thun, daß er nicht essen wollte. „Meine Speise" sprach er, „ist die, daß ich den Willen thue dessen, der mich gesandt hat" Unterdessen war das Weib in die Stadt geeilt, und kam wieder zurück mit vielen Einwohnern. Als diese Jesum sahen und hörten, glaubten Viele an ihn, daß er sey der Welt Heiland. Ja sie baten ihn, daß er bei ihnen bleiben möchte.

Wer die Wahrheit redlich sucht, der findet sie. Wo die Wahrheit redlich gesucht wird, da verschwindet

der

der Religionshaß. Denn die wahrhaftigen Anbeter beten den Vater im Geist und in der Wahrheit an.

Jesus blieb zwei Tage lang bei ihnen. —

11.

Die Predigt in Nazareth.

Als Jesus wieder in Nazareth war, gieng er in die Schule. Damit ist jedoch keine Kinderschule gemeint. Wiewohl, Jesus ist auch in den Kinderschulen. Wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, da ist er mitten unter ihnen. In jenen Schulen aber kamen die Erwachsenen zusammen am Sabathtag und lasen in den Büchern des Gesetzes und der Propheten und redeten darüber. Jesus stand auf und wollte lesen, und las in dem Buche des Propheten Jesaias: „Der Geist des Herrn ist über mir, darum hat mich der Herr gesalbet. Er hat mich gesandt, den Elenden zu predigen, die verwundeten Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Befreiung, zu predigen ein gnädiges Jahr des Herrn."

Ueber diesen Text redete er mit ihnen. Unter anderm sagte er: „diese Schrift ist heute vor euch erfüllt;" anzuzeigen, daß er derjenige sey, in dessen Namen der Prophet gesprochen habe.

Darüber hätten sie sich billig freuen sollen, daß der bei ihnen klein war und groß wuchs, den Gott

zum Heiland der Menschen geheiligt hatte. Sie hätten billig die ersten seyn sollen, welche ihn als den Heiland anerkannten und liebten, weil er als ein frommes Kind unter ihren Augen aufgewachsen war. Anfänglich wunderten sie sich auch über seine holdselige Rede. Aber zuletzt sagten sie ganz kaltsinnig: „Ist er nicht Josephs Sohn?" Diese suchten nicht redlich die Wahrheit. Sie hatten keinen Glauben an ihn, weil er ihnen zu bekannt war. Jesus sprach daher: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland." — Zuletzt wollten sie ihn sogar tödten. — Solche große Verachtung thaten die Einwohner von Nazareth sich selbst an, daß sie glaubten, ein Mann, der bei ihnen aufgewachsen war und den sie so gut kennen, könne kein Prophet seyn, er müsse wenigstens von Jerusalem kommen. Wer sich selbst und seine Heimath verachtet, ist nicht auf rechtem Weg. Jesus verließ die Stadt Nazareth und gieng nach Capernaum. Also ward er sogleich im Anfang aufgenommen und geliebt von den fremden Samaritern, und verworfen von den Bekannten in Nazareth, wie noch geschieht. Viele, die ihm ferne sind, suchen und finden ihn. Viele, die ihm nahe sind, verachten den Sohn Josephs.

12.

Menschenfreundliche Handlungen Jesu.

Jesus hatte von Gott auch wundersame Gaben erhalten, kranke und gebrechliche Menschen durch sein

Wort gesund zu machen, auch andere wohlthätige und erfreuliche Thaten auszuüben, die kein Mensch sonst auszuüben im Stande ist, daß man erkennen sollte, wer er sey, und wer ihn gesendet habe.

Es kam ihm aus Capernaum ein Mann entgegen, und bat ihn, daß er doch mit ihm gehen und seinem kranken Sohn helfen wollte. Er hatte einen todtkranken Sohn zu Hause. Jesus sprach zu ihm: „Gehe hin! Dein Sohn lebt." Während als der getröstete Vater auf dem Heimweg war, kamen ihm schon seine Knechte mit der Botschaft entgegen, daß sein Sohn genesen sey. Es war in der nämlichen Stunde besser mit ihm geworden, als Jesus zu dem Vater sagte: „Dein Sohn lebt."

Capernaum liegt am See Genezaret. Eines Morgens standen einige Fischer an dem See, die ihre Netze reinigten. Es war der nämliche Simon Petrus und Andreas sein Bruder, welche mit Jesus an dem Jordan waren bekannt geworden, ferner Johannes und Jakobus, die Söhne Zebedäi, und ihre Schifflein standen an dem See. Aber von Fischen war darin nichts zu sehen. In eines derselben stieg Jesus und befahl Simon Petrus, dem das Schifflein zugehörte, daß er ein wenig von dem Land wegführe, daß Jesus bequemer mit den Leuten reden könnte, welche ihm nachfolgten. Als er ausgeredet hatte, befahl er dem Simon, weiter in den See hineinzufahren, und die Netze auszuwerfen. Es gefiel Jesu, daß Simon so bereitwillig gewesen war, ihn in das Schifflein aufzunehmen. Er wollte ihm eine Wohlthat erweisen. Simon sprach: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.

Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen." Diese Gutmüthigkeit und dies Vertrauen gefiel Jesu noch besser. Als Simon das Netz wieder aus dem Wasser ziehen wollte, war er nicht stark genug, so viel Fische waren darin. Er rief seinen Freunden, dem Johannes und Jakobus, daß sie auch mit ihren Schifflein kämen und ihm hülfen. Die Fische hatten in beiden Fahrzeugen kaum Platz. Als das Petrus sahe, fiel er vor Jesu nieder und sprach: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch." Diese Demuth gefiel Jesu noch am besten. Er sprach zu Petrus: „Fürchte dich nicht!" Ja er sagte ihm, daß er noch viele Menschen zu Gott bekehren werde.

Das sind die Tugenden, die zu Jesu und zu seiner Nachfolge führen, guter Wille, Vertrauen und Demuth, die aus der Erkenntniß der Sünde entspringt.

Petrus und sein Bruder Andreas, Jakobus und sein Bruder Johannes folgten Jesu nach. Er liebte sie, und sie waren von dieser Zeit an fast immer bei ihm.

Jesus ist nicht arm an Wohlthaten. Wer sich ihm mit treuem Herzen ergeben hat, der hat es nie zu bereuen. Seine Barmherzigkeit ist täglich neu. Als er in das Haus des Petrus kam, fand er eine neue Gelegenheit, bekümmerte Gemüther zu trösten. Die Schwiegermutter des Petrus lag krank darnieder. Jesus griff ihre Hand an, da verließ sie die Krankheit. Sie stund auf wie ein Gesunder, und diente ihm.

13.

Heilung eines Gichtbrüchigen.

Einst brachten sie einen gichtbrüchigen Menschen auf einem Tragbettlein zu Jesu, daß er ihn heilte. Der arme Mensch war so krank, daß er nicht gehen konnte. Als sie aber mit ihm an das Haus kamen, in welchem Jesus sich befand, waren daselbst so viele Leute versammelt, und es standen so viele vor dem Eingang des Hauses, daß ihn die Träger unmöglich hinein bringen konnten. Deßwegen trugen sie ihn auf das Dach, und liefen ihn durch das Dach herab, daß er zu dem Herrn käme, ob er ihn heilen möchte. Wie kann man einen kranken Menschen auf einem Tragbett auf ein Dach bringen, wenn so viele Leute vor dem Hause stehen, daß man nicht zur Thür hinein kommen kann? Antwort: Die Dächer lagen damals, wie noch heut zu Tag in heißen Gegenden, flach und eben über den Häusern, und waren nicht mit der gewöhnlichen Art von Ziegeln gedeckt. Der Raum war mit einer Brustwehr eingefaßt. Man kam daselbst zusammen, man verrichtete Geschäfte, man verrichtete sein Gebet daselbst. Es führten auch wohl an einer Nebenseite des Gebäudes Treppen von aussen hinauf. Dazu waren die Häuser meistens sehr niedrig gebaut. Aber auf einer solchen Treppe konnte der Kranke ohne ungewöhnliche Mühe auf das Dach oder den sogenannten Söller, und von da in das Haus gebracht werden, und verständige Kinder wollen etwas nicht sogleich für unmöglich halten, weil sie es aus Mangel

an gehörigen Kenntnissen dazu nicht geschwind begreifen können. Sonst wäre noch vieles unmöglich, was doch täglich geschieht.

Als aber der Kranke auf solchem Weg zu Jesu gebracht wurde, und der Herr dieses Vertrauen sah, sprach er zu ihm: „Mensch, deine Sünden sind dir vergeben." Etliche andere, die es hörten, sahen einander an, als ob sie sagen wollten: „Wie kann ein Mensch Sünden vergeben? Wer kann Sünden vergeben, als Gott?" Jesus fragte sie: „Was ist leichter zu sagen, dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen, stehe auf und wandle?" Jedermann mußte denken, zu sagen sey es leichter: „Dir sind deine Sünden vergeben," aber schwerer sey es zu sagen: „stehe auf und wandle," weil es sich zeigen müsse, ob es auch geschieht. Jesus sagte daher: „Damit ihr nun sehet, daß des Menschen Sohn Macht hat auf Erden Sünden zu vergeben — stehe auf," sprach er zu dem kranken Menschen, „hebe dein Bett auf und gehe heim!" Der Kranke stand auf, preisete Gott, denn er war durch das Wort Jesu genesen. Er trug selbst sein Bett heim, auf welchem er vorher mußte getragen werden, weil er nicht mehr gehen konnte.

14.

Matthäus.

Jesus gieng an einer Zollstätte vorbei. An der Zollstätte saß ein Mensch mit Namen Matthäus,

sonst auch Levis genannt, und war ein Zöllner. Diese Art Menschen war den Juden sehr verhaßt, besonders auch um deßwillen, weil sie wegen ihres Geschäftes viel Verkehr mit den Heiden, mit den Römern hatten. Aber es giebt unter allen Ständen Leute, welche für das Reich Gottes geschickt sind. Matthäus war ein solcher und Jesus verachtet Niemand, er weiß die guten Menschen überall zu finden. Er sprach zu dem Zöllner mit freundlichem Blick und Wort: „Folge mir nach!" Dem Zöllner that das freundliche Wort so wohl. Er verließ die Zollstätte und folgte Jesu nach. Selbigen Abend ladete Matthäus Jesum zum Essen ein. Zu dem Essen kamen auch andere Zöllner, gute Bekannte des Matthäus, auch Sünder, wie man sie nannte, das heißt, Heiden. Daran hatten die Pharisäer ein großes Mißfallen. Es waren die Pharisäer eine Sekte unter den Juden, und hielten gar viel auf gewisse äusserliche Gesetze und Gebräuche, und sonderten sich von allen Menschen ab, welche nicht so waren, wie sie, als wenn sie durch den Umgang mit ihnen verunreinigt würden. Es waren manche fromme und achtungswerthe Menschen unter ihnen. Aber die meisten meinten, das sey die Frömmigkeit, daß man die Gebräuche beobachte, und heilig aussehe. Es waren bösartige gefährliche Heuchler voll Stolz und Verdammungssucht. Alle Heuchler sind gefährliche Menschen. Als nun diese bösartigen Pharisäer Jesum bei dem frommen Zöllner sahen, und andere Zöllner mit ihnen, thaten sie den Jüngern des Herrn einen Vorhalt darüber. „Warum ißt und trinkt euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?" Jesus aber, als er es hörte, gab ihnen

die gerechte und schöne Antwort: „Weil die Gesunden des Arztes nicht bedürfen, sondern die Kranken, weil ich gekommen bin, die Sünder zur Besserung zu rufen, nicht die Gerechten."

Ein andermal sahen die Pharisäer, daß die Jünger Jesu aßen und nicht vorher die Hände gewaschen hatten, deßwegen sprachen sie zu Jesu: „Warum waschen deine Jünger die Hände nicht, ehe sie essen?" Säuberlichkeit und Waschen, wenn man es nöthig hat, ist eine gute Sache, und steht besonders auch den Kindern schön an. Aber bei den Pharisäern war es nur ein abergläubiger Gebrauch. Sie sagten, der Mensch wird unrein, wenn er unreine Speiße ißt, und die Speiße wird unrein, wenn man nicht zuerst die Hände wäscht, es mag sonst nöthig seyn, oder nicht. Jesus aber sprach zu ihnen: „Die Speiße, die in den Menschen hineingeht, kann ihn nicht verunreinigen. Aber die bösen Gedanken, welche inwendig sind und aus dem Herzen herauskommen, die verunreinigen den Menschen."

Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!

Es war unter den Juden auch noch eine andere Sekte in den Tagen Jesu, die Sadducäer. Sie waren fast in Allem den Pharisäern entgegen. Zwar hielten sie das Gesetz Mosis in Ehren und lehrten, daß man nur in der Tugend die Ruhe und den Frieden des Herzens finden könne; die Satzungen und Gebräuche der Pharisäer verachteten sie. Auch wollten sie nichts von den Engeln wissen, und behaupteten, nach dem Tode sey Alles aus; die unglück-

lichen Menschen! Wiewohl Jesus hatte nicht so viel mit ihnen zu schaffen, als mit den Pharisäern. Sie verursachten ihm nicht so viel Anfechtungen, als diese.

15.

Der Kranke zu Bethesda.

Als einst Jesus wieder in Jerusalem auf einem Feste war, besuchte er an einem Sabbathtag unter andern auch die Hallen des heilsamen Bades zu Bethesda. Da saßen und lagen unaufhörlich viele Kranke von aller Art, Blinde, Lahme, Abgezehrte, und warteten auf die Bewegung des Wassers. Denn dieses Bad war nicht immer gleich kräftig und heilsam, sondern nur zu gewissen Zeiten bewegte ein Engel das Wasser.

Sobald nun das Wasser bewegt wurde, und wallete, augenblicklich giengen die Kranken hinein, oder wer nicht gehen konnte, der hatte einen Sohn, oder einen Bruder, oder einen Freund, der ihm hineinhalf, daß er gesund wurde, denn wer zu rechter Zeit hineinkam, der wurde gesund. Nur ein armer kranker Mann hatte Niemand. Er lag schon acht und dreißig Jahre an diesem Ort, und nährte sich unterdessen ohne Zweifel von Almosen. Aber zu dem Köstlichsten, was ein Mensch haben und wünschen kann, zur Gesundheit, half ihm Niemand. Es waren immer Andere da, und das Bad hatte nur fünf Abtheilungen oder Hallen. Arme Menschen haben

im Unglück wenig Freunde auf der Erde, aber einen im Himmel. Gott weiß jedem seine Zeit. Jesus fragte den kranken Menschen: „Willst du gesund werden?" Der Kranke dachte nicht daran, daß seine Freudenstunde so nahe sey. Er meinte, dieser freundliche fremde Mann, den er nicht kannte, wolle nur auch etwas mit ihm reden, wie leutselige Menschen zu thun pflegen. „Herr," sagte er, „ich habe keinen Menschen, wenn das Wasser sich bewegt, der mir hineinhelfe, und bis ich komme, so steigt schon ein Anderer vor mir hinein." Darauf sprach Jesus zu ihm voll Güte und Erbarmen: „Stehe auf! Nimm dein Bett mit dir, und gehe hin!" Da schwanden auf einmal ohne das Wasser und ohne den Engel alle Schmerzen aus den Gliedern des lange geprüften Mannes. Da drang wieder das erquickende Gefühl des Wohlseyns und der Kraft durch sein ganzes Wesen. Er stand auf, gesund und stark, nahm sein Bett und gieng fort.

Gutgesinnte Menschen freuen sich jetzt noch über die unverhoffte Rettung, die diesem armen Menschen wiederfahren ist, und haben Jesum lieb dafür. Sie sagen, das sey eine schöne gottgefällige Feier eines heiligen Tages, daß man unglückliche Menschen besuche und ihnen Trost und Hülfe bringe. Die Juden aber, als der Genesene mit seinem Bett durch das Volk gieng, sagten zu ihm: „Weißt du nicht, daß heute Sabbath ist? Es ziemt dir nicht, am Sabbath das Bett zu tragen." Es war nämlich durch ein Gesetz des Moses verboten, an einem solchen Tag eine Last zu tragen. Aber hier ist mehr als Moses! Der Genesene antwortete ihnen: „Der mich

gesund gemacht hat, der sprach zu mir: „Nimm dein Bett und gehe hin!" Er meinte auch, so Einer könne ein Wort mehr reden, aber wer es war, konnte er ihnen nicht sagen. Nachher aber fand ihn Jesus im Tempel wieder, und sprach zu ihm, als wenn er vorher etwas vergessen hätte, oder weil er es ihm nicht vor den Leuten sagen wollte: „Siehe zu," sprach er, „du bist nun gesund worden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre." Denn der Genesene hatte sich seine lange schmerzhafte Krankheit durch eine Sünde zugezogen. Die Sünde bringt nichts Gutes. Als nun die Juden erfuhren, daß es Jesus gewesen sey, verfolgten sie ihn, und wollten ihn tödten, weil er solches gethan hatte an einem Sabbathtage. Unter einem so verkehrten Geschlechte lebte der fromme Menschensohn. Jesus sprach hierauf zu ihnen: „Mein Vater ist unaufhörlich wirksam, nämlich auch am Sabbathtag, und ich bin es auch. Was der Vater thut, das thut auch der Sohn."

Die Juden trachteten nun noch mehr ihn zu tödten, weil er Gott seinen Vater nannte, und sich ihm gleich machte. Aber Jesus fuhr fort, sich zu rechtfertigen, „daß der Vater den Sohn liebe, und ihm Alles übergeben habe, auf daß alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, der ihn gesandt hat. „Wundert euch deß nicht," sagte er, „denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, und werden hervorkommen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Wahrlich ich sage euch, wer meinen Worten Gehör giebt, und glaubt dem, der mich

gesandt hat, der kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tod zum Leben hindurch gedrungen." Hierauf ließen die Juden von ihm ab, obgleich er ihnen noch mit kräftigem Wort ihre Untugend vorhielt, denn seine Stunde war noch nicht da.

16.

Die zwölf Apostel.

Der Herr gewann immer mehr Jünger, und wo er sich sehen ließ, versammelte sich um ihn eine große Menge von Menschen aus allen Orten des Landes. Viele brachten ihm ihre Kranken, daß er sie heilte, und ihren Kummer, daß er sie tröstete. Viele wollten auch seine holdseligen Reden hören, und von ihm lernen, wie man fromm und selig wird. Wo er hingieng, begleiteten sie ihn. Aber oft entzog er sich den Augen des Volks und der Jünger, daß er allein wäre und mit Gott redete. Einst als er eine ganze Nacht allein auf einem Berg zugebracht und gebetet hatte, am Morgen darauf, als sich seine Jünger wieder um ihn versammelten, wählte er zwölf von ihnen, welche er wollte, nach der Zahl der Stämme in Israel. Diese sollten von nun an, so viel als möglich immer um ihn seyn, und alle seine Thaten sehen, und alle seine Reden hören, und noch besonders von ihm lernen, daß sie recht durchdrungen würden von seiner heiligen Lehre und von seiner Liebe, und daß sie nach seinem Tode in die Welt ausgiengen und seine Zeugen würden bei der

Nachwelt, und viele Menschen in das Reich Gottes führten, weshalb er sie auch Apostel nannte, das heißt: Gesandte.

Die Namen aber der zwölf Apostel sind: Simon, genannt Petrus, und Andreas sein Bruder, Jakobus und Johannes, die Söhne Zebedäi, Philippus und Bartholomäus, welches Nathanael ist, der Nämliche, welcher einst fragte: „was kann aus Nazareth Gutes kommen," zu welchem Philippus sprach: „komm und siehe es!" Dies sind sechse. Der siebente ist Matthäus, den Jesus von der Zollstätte rief, lauter bekannte Männer, zu denen wir bereits eine Liebe haben. Der achte heißt Thomas, der neunte Jakobus, des Alphäus Sohn, der zehnte Judas mit dem Zunamen Thaddäus, der eilfte Simon von Cana. Diese haben sich gleich den übrigen, jeder in seiner Stunde und bei der Gelegenheit, die Gott ihm gab, zu Jesu gewendet und sind ihm treu geblieben bis in den Tod.

Mancher Knabe, der auch Simon oder Andreas, Jakobus oder Johannes, Philippus oder Thomas heißt, wird erinnert, daß er seinen Namen zum Andenken und zur Ehre eines heiligen Apostels trage, und, gleichermaßen, Jesu Christo mit Liebe und Gehorsam bis in den Tod treu bleiben soll, dem Herrn der Apostel.

Der zwölfte Jünger heißt Judas mit dem Zunamen Ischarioth. Man muß ihn auch nennen.

17.

Die Bergpredigt.

Als einst viel Volk bei Jesu versammelt war, gieng er mit seinen Jüngern auf einen Berg und lehrte das Volk, und gab ihm Ermahnungen zur Gottseligkeit.

Folgendes sind einige Sprüche zur Gottseligkeit aus der Rede Jesu, Lehren des Himmelreichs, lebendiges Wasser, das in das ewige Leben quillt:

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Ich sage euch, daß ihr nicht schwören soll.

Eure Rede sey Ja, Ja, Nein, Nein; was darüber ist, das ist vom Uebel.

Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und über Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Darum sollt ihr vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Wenn du Almosen gibst: so laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut.

Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schliesse die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dirs vergelten öffentlich. Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viel Worte machen. — Darum sollt ihr auch ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet.

So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wa ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben, noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist euer Herz.

Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Schauet die Blumen auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und doch ist Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen, wie eine derselben. Wie viel mehr wird denn Gott für euch sorgen, ihr Kleingläubigen!

Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maas ihr messet, wird euch gemessen werden.

Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfähet, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan.

Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten.

Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: „Herr, Herr!" in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Jesus, der sein Geschlecht und sein Volk so sehr liebte, gab bei dieser Gelegenheit seinen Zeitgenossen auch noch andere Ermahnungen und Lehren der Klugheit, bei welchen man an die damaligen Umstände denken muß. Der Arme fand damals vor den Richterstühlen kein Recht und keinen Schutz. Ja, er setzte sich oft den größten Gefahren und Mißhandlungen aus, wenn er es nur wagte zu klagen, zumal gegen einen Heiden vor dem heidnischen Gericht. Jesus warnt davor seine Zuhörer: „So jemand mit dir richten will um deinen Rock, so laß ihm auch den Mantel, oder wenn er dich nöthigen will, eine Meile weit mit ihm zu gehen,

so

so gehe mit ihm zwei, oder wer dich schlägt auf den rechten Backen, dem biete auch den linken dar." Das heißt: „Laß dir lieber alles Unrecht gefallen, ehe du vor den Richter gehst." Aber nicht alles, was Jesus seinen Zeitgenossen sagt, gilt auch für alle Menschen und für alle Zeiten. Wiewohl Sanftmuth, Nachgiebigkeit mit Ehre und Klugheit ist in allen Zeiten zu empfehlen, und schon manchem, welchem die Streitsucht oder die Eigennützigkeit, oder die Rachbegierde nicht erlauben wollte, einmal ein Unrecht zu ertragen, hat sich dadurch in das größte Unglück gestürzt. Ein Körnlein Goldes ist in allem, was Jesus gesprochen hat, für den, der es suchen und erkennen mag.

18.

Der Hauptmann zu Capernaum. Der Jüngling zu Nain.

Jesus fuhr fort, wohlthätige Handlungen zu verrichten an allerlei unglücklichen Menschen.

Es lebte in Capernaum ein römischer Hauptmann, ein Heide, der einen todtkranken Knecht hatte, und hielt seinen Knecht werth. Dieser brave Mann scheute sich Jesum selbst um eine Wohlthat anzusprechen, eben weil er ein Fremder im Lande, und ein Heide war. Er hielt sich dessen nicht für würdig, und war es doch viel mehr, als so manche, die den rechten Glauben haben wollen, und doch ihr

armes Gesinde in der Krankheit verderben lassen. Er bat daher die Aeltesten von der Stadt um ein gutes Wort für ihn. Die Aeltesten sprachen zu Jesu: „Er ist es werth, daß du ihm diese Wohlthat erweisest. Denn er hat uns lieb, und hat uns unsere Schule erbauet.“ Ein so schönes Zeugniß gaben diesem Fremdlinge die Juden, die sonst alle Fremdlinge haßten. Jesus, der Menschenfreund, der jedem frommen Gemüth so gut war, gieng augenblicklich mit den Aeltesten und war schon nahe an dem Hause des Hauptmanns. Da schickte ihm der brave Mann eilig einige seiner Freunde entgegen und ließ ihm sagen: „Ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach gehest. Du darfst ja nur ein Wort sprechen, so ist mein Knecht gesund.“ Er glaubte ohne Zweifel, Jesus würde nicht gerne in das Haus eines Heiden gehen. Diese feine Denkungsart und dieses Vertrauen erkannte Jesus mit Wohlgefallen. Er sprach zu dem Volk, das ihn begleitete: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“ Aber es werden viele kommen,“ sagte er, „von Morgen und von Abend (die nicht von Abraham abstammen) und werden doch mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich seyn.“ Dem braven Hauptmann aber ließ er sagen: „Dir geschehe, wie du geglaubt hast.“ Er hatte recht geglaubt. Sein Knecht ward gesund in der nämlichen Stunde.

Einst als er zu einer Stadt mit Namen Nain kam, eben trugen sie einen todten Jüngling hinaus, den einzigen Sohn einer Wittwe, und meinten, sie tragen ihn auf den Begräbnißplatz. Nein, sie trugen ihn nur Jesu entgegen. Als Jesus die weinende

Mutter sah, die ihr Einziges und Bestes und Letztes, ihren Sohn, zu seinem Grabe begleiten wollte, jammerte ihn derselbigen. Er sprach zu ihr: „Weine nicht!" Er rief dem todten Knaben zu: „Ich sage dir, stehe auf!" Da richtete sich der Todte auf und redete, und Jesus gab ihn seiner Mutter wieder.

19.

Die Schicksale Johannes des Täufers.

Aber warum kommt Johannes der Täufer so lange nicht mehr zum Vorschein? Johannes der Täufer kommt nicht mehr zum Vorschein. Herodes der König fand ein unerlaubtes Wohlgefallen an Herodias, der Ehefrau seines leiblichen Bruders Philippus, und verehlichte sich mit ihr, als Philippus, ihr rechtmäßiger Eheherr, noch lebte. Da trat zu ihm Johannes, der fromme und unerschrockene Mann, und sprach zu ihm mit wenigen, aber schweren Worten: „Es ist nicht recht, daß du sie hast." Wegen dieser Rede ließ Herodes den frommen Johannes binden und in das Gefängniß legen, auf Anstiften seiner Frau. Denn es ist ein schweres Wort, „was du thust, ist nicht recht," wer es hören muß, und wen es angeht, und wer nichts darauf antworten kann.

Als aber Johannes im Gefängniß die Werke Christi hörte, sandte er zwei von seinen Jüngern zu ihm, und ließ ihn fragen: „bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?"

Die Jünger Johannes kamen zu rechter Zeit, nachdem Jesus viele Kranke geheilt und den Jüngling von Nain von den Todten auferweckt, und viele bekümmerte Gemüther mit dem Troste des Evangeliums erquickt hatte. Jesus antwortete ihnen auf ihre Frage nicht Ja, und nicht Nein. Ja und Nein sind leichte Wörtlein. Sie gehen geschwind vom Munde. Jesus sprach zu ihnen vor allem Volk, das dabei stand: „Gehet hin, und saget dem Johannes wieder, was ihr sehet und höret Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Das ist eine Antwort, gegen welche sich nichts sagen läßt.

Diese Botschaft brachten dem Johannes seine Jünger, daß er sich daran aufrichtete bis zu seinem Tod. Denn die rachsüchtige Königin war mit der Gefangennehmung des Johannes noch nicht zufrieden. Sie wartete nur auf eine Gelegenheit, ihn tödten zu lassen. Die Gelegenheit kam bald. Herodes begieng seinen Jahrstag und gab vielen Vornehmen aus Galiläa ein großes Gastgebot. Die Tochter der Herodias tanzte vor ihnen und gefiel dem König wohl. Der König sprach zu ihr: „Bitte von mir, was du willst! Ich will es dir geben." Dieses war ein gefährliches Wort, und Herodes bestätigte es ihr noch vor allen Anwesenden mit einem leichtfertigen Eid. Die Tochter fragte ihre Mutter: „Was soll ich begehren?" Die Mutter, kurz besonnen, antwortete ihr: „Das Haupt Johannes des Täufers." Wie die Mutter, so die Tochter. Sie

kam zu dem König zurück: „So will ich, daß du mir gebest also gleich auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täufers!" Auf eine solche Bitte war Herodes nicht gefaßt. Aber aus Scheu vor den Anwesenden, daß er ein König seyn, und sein Wort nicht halten sollte, schickte er in das Gefängniß, und ließ den frommen Täufer enthaupten, die Tochter empfieng sein blutiges Haupt, wie sie begehrt hatte, und brachte es auf einer Schüssel ihrer Mutter. Es war dem König mehr daran gelegen, vor leichtfertigen Menschen gerecht zu erscheinen, als vor Gott.

Eines solchen Todes starb Johannes, der Jugendgenosse Jesu, und Vorbote des Reichs Gottes, durch die Schwachheit eines Königs und durch die Rachsucht eines ehrlosen Weibes. Zu solchen Gräuelthaten kann ein Herz gebracht werden, das die Scheu vor Gott ausgezogen, und sich der Sünde und Leichtfertigkeit ergeben hat. In welchem Herzen eine Sünde herrscht, in demselben finden auch die andern ihre Einkehr.

Als Johannes enthauptet war, begruben seine Jünger den entseelten Leichnam ihres theuren Lehrers, daß ihm keine Verunehrung widerführe, und kamen hernach zu Jesu und klagten ihm ihr Leid.

20.

Das Gleichniß vom Säemann.

Während als diese erschreckliche Sünde an Johannes vollbracht wurde, fuhr Jesus fort, die Menschen in

das heilige und selige Reich Gottes einzuladen. Es wird zu gleicher Zeit viel Gutes unter den Menschen durch Gottes Geist im Stillen befördert, wann zu gleicher Zeit der Feind des Guten viel Böses stiftet.

Warum sind so viel böse Menschen auf der Welt? Warum folgen sie nicht alle der Einladung in das heilige und selige Reich Gottes?

Jesus trug oft seine Lehren in schönen Gleichnissen und Erzählungen vor. Auch die Kinder hören Gleichnisse und Erzählungen gern.

Es gieng ein Säemann aus, zu säen seinen Samen, und indem er säete, fiel etliches Samenkorn auf den Weg, und die Vögel fraßen es auf. Etliches fiel auf das Steinichte, das nicht so viel Erde hatte, und gieng bald auf, weil es nicht tief in die Erde kam. Als aber die Sonne aufgieng, welkte es, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrete es. Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen giengen mit auf, und erstickten es. Etliches fiel in ein gutes Erdreich, und trug Frucht dreißigfältig, sechsziafältig und hundertfältig.

Was will dieses Gleichniß sagen? Wie deutet es Jesus seinen Jüngern aus?

Der Same ist das Wort Gottes, die Lehre. Der Säemann säet das Wort.

Etliches fiel auf den Weg. Mancher Mensch hört das Wort, die Lehren und Ermahnungen Jesu, und nimmt sie nicht zu Herzen. Das Wort geht seinem Herzen verloren. Es kann keine Früchte bringen. Etliches fiel auf das

Steinichte. Manche Menschen nehmen das Wort mit Freuden an. Aber es wurzelt nicht. Sie sind wetterwendisch. Eine Zeitlang glauben sie. Hernach, wann Trübsal kommt, fallen sie ab. Etliches fiel unter die Dornen. Manche Menschen hören das Wort. Aber in ihrem Herzen liegt die irdische Sorge, und die Wollust dieses Lebens, und erstickt den guten Keim. Darum sind noch so viele böse Menschen auf der Welt und folgen nicht alle der Einladung in das heilige und selige Reich Gottes. Aber etliches fiel auf ein gutes Erdreich. Das bedeutet die, welche das Wort aufnehmen und bewahren in einem feinen guten Herzen, und bringen nach Vermögen gute Frucht.

Was will ein Kind aus diesem Gleichniß und seiner Deutung abnehmen? Ist nicht die Schule einem solchen Acker gleich? Rührt nicht Jesus mit so manchem schönen Sprüchlein die zarten Herzen an, und säet das Wort? Wie steht es um mein Herz? Bewahre mich, mein Gott, vor Unachtsamkeit, vor Leichtsinn, vor bösen Begierden! Erhalte in mir ein feines und gutes Herz! Mein Leben sey fruchtbar an guten Gesinnungen und Thaten!

21.

Die Verwandtschaft Jesu.

Solches und Anderes lehrete Jesus. Einst als er lehrete, und viele Leute um ihn herum saßen, kamen seine Mutter und seine Brüder und wollten etwas

mit ihm reden. Jemand aus dem Volk sagte zu ihm: „Deine Mutter und deine Brüder sind draußen und fragen nach dir.“ Jesus sprach: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ Mit diesen Worten streckte er die Hand über seine Jünger aus, und sprach: „Siehe das ist meine Mutter und das sind meine Brüder. Denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, das ist mein Bruder, und meine Schwester und meine Mutter.“

Ein andermal war eine Frau durch seine Rede so sehr bewegt, daß sie mit lauter Stimme ausrief: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast.“ Das heißt, daß Maria eine glückliche Mutter sey, weil sie einen solchen Sohn habe. Da ward ihr bereits etwas erfüllt an ihrer schönen Hoffnung, daß sie selig preisen würden alle Kindeskinder. Ohne Zweifel hatte Jesus große Freude daran, daß seine Mutter so glücklich gepriesen und um seinetwillen geehrt und geliebt wurde. Doch sprach er: „Ja selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.“

22.

Mehrere Wunderwerke Jesu.

An einem Abend fuhr Jesus mit seinen Jüngern über das Meer, an welchem Capernaum liegt. Mehrere andere Schiffe zogen ebenfalls mit. Jesus, von den wohlthätigen Handlungen des Tages ermüdet, legte im Hintertheil des Schiffes sein Haupt auf

ein Kissen und entschlief. Unterdessen erhob sich ein heftiger Sturm auf dem Meer und die Wellen schlugen in das Schiff. Als sich die Jünger nimmer erwehren konnten, das Schiff war schon voll Wasser, weckten sie Jesum: „Herr, hilf uns! Wir verderben. Fragst du nichts darnach, daß wir zu Grunde gehen?" Also riefen die Jünger, und gar oft scheint es so, daß der, welcher allein kann helfen, nichts darnach frage, wenn alles zu Grunde gehen will. Aber Jesus bedrohete den Wind, und sprach zu dem stürmischen Meer: „Sey still und verstumme!" Da legte sich der Wind und das Meer ward stille.

„Wie seyd ihr so furchtsam," sprach er zu den Jüngern. „Daß ihr doch keinen Glauben habt!" Die Leute aber, welche mitschifften, verwunderten sich und sprachen: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind!"

Als das Schifflein wieder zurückkam, war schon wieder eine große Menge Volks am Ufer versammelt. Ein Obrister der Schule, mit Namen Jairus, wartete ängstlich auf die Rückkehr Jesu, weil er ein sterbendes Kind daheim hatte, das ihm so lieb war. Er fiel vor Jesu nieder und sprach zu ihm: „Meine Tochter ist in den letzten Zügen. Du wollest kommen, und deine Hand auf sie legen, daß sie gesund werde und lebe." Die ganze Menge des Volks begleitete Jesum, weil sie das Wunder gern sehen wollten, das er thun würde. Denn viele folgten ihm nur aus Neugierigkeit nach, aber nicht alle. Es drängte sich eine Frau herzu, die schon zwölf Jahre lang an einer beschwerlichen Krankheit litt. Sie hatte schon ihr ganzes Vermögen an ihre Ge-

nesung verwendet, und es ward nicht besser. Diese Frau hatte das Vertrauen, daß sie würde gesund werden, wenn sie Jesum nur anrührte. Als sie nun sein Kleid von hinten anrührte, fühlte sie alsbald, daß sie von ihrer Plage genesen sey. Jesus stand stille. Er schaute um, und fragte: „Wer hat mich angerührt?" Petrus sprach: „Das Volk drücket dich, und du fragst noch: wer hat mich angerührt?" Die Frau aber fiel furchtsam vor ihm nieder, als wenn sie etwas Unrechtes gethan hätte, und sagte ihm die ganze Wahrheit. Jesus sprach zu ihr: „Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht. Gehe hin im Frieden".

Aber was wird unterdessen aus des Jairus todtkrankem Töchterlein? Indem Jesus Obiges redete, und stillstand, kam aus dem Hause des Jairus eine Botschaft zu ihm: „Deine Tochter ist jetzt gestorben. Bemühe den Meister nicht." Jesus ließ den tiefgebeugten Vater nicht zum Ausbruch seines Schmerzes kommen. Er sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, vertraue nur! deine Tochter wird gerettet." Bis sie aber an das Trauerhaus gelangten, waren daselbst schon viele Leute versammelt, die weinten und weheklagten, und übten die Gebräuche aus, die nach Landesart in den Trauerhäusern vorgenommen wurden. Jesus sprach: „Weinet nicht, das Kind ist nicht todt, es schläft." Etliche lachten über das schöne trostreiche Wort. Gar oft lacht der Unverstand. Jesus aber sorgte dafür, daß alle Leute hinweggeschafft wurden, daß das Töchterlein nicht erschrecken sollte, wenn es aufwachte aus seinem tiefen Todesschlaf. Ein menschenfreundliches Gemüth giebt auf alles Acht. Es durfte Niemand da bleiben,

als die Eltern des Kindes und die drei Jünger Petrus, Jakobus und Johannes. Als sie nun so allein an dem Bett des erblaßten Mägdleins standen, ergriff es Jesus bei der Hand und sprach: „Kind, stehe auf," wie wenn am Morgen eine Mutter ihre Kinder weckt. Sie stehen frisch und munter auf und begrüßen das freundliche Tageslicht. Also stand auch auf den Ruf Jesu das entschlafene Töchterlein des Jairus auf, daß sich auch seine Eltern vor Schrecken und Freude entsetzten. Jesus aber befahl, man solle dem Kinde etwas zu essen geben. In der Bestürzung und Freude hatten es die Eltern fast vergessen.

So tröstete und erfreute er bei jeder Gelegenheit. Wohin er gieng, gieng Wohlthun mit. Sein Wort, sein Werk und jeder Schritt war Segen und Erbarmen.

23.

Aussendung der Jünger.

Einmal sendete Jesus auch die zwölf Jünger aus, daß sie in den umliegenden Gegenden das Reich Gottes ankündigten und die Kranken heilten. Er wollte sie, so lange er noch bei ihnen war, an ihren künftigen Beruf, und an die Gefahren ihres Berufs gewöhnen, denn sie waren anfänglich gar furchtsam, nachher zwar auch noch. „Siehe," sprach er, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe! Fürchtet euch nicht. Hütet euch aber von den Men-

schen: denn sie werden euch überantworten in ihre Rathhäuser, und werden euch geißeln in ihren Schulen, und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen. Ihr werdet gehasset werden von Jedermann, um meines Namens willen. Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig. — Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über seinen Herrn. — Was ich euch sage in Finsterniß, das redet im Licht, und was ihr höret in das Ohr, das prediget auf den Dächern. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. — Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch die Haare auf eurem Haupte alle gezählet. Darum fürchtet euch nicht!" Es ist alles erfüllt worden, wiewohl nicht das erstemal schon. Gott führt die Menschen nicht sogleich auf einmal in ihre schwersten Prüfungen. — Das erstemal giengen die Jünger im Schutze Gottes hin, und verkündigten das Evangelium, und kamen wieder, nicht anders als wie Säeleute zu thun pflegen. Sie gehen hin und streuen die Saat aus, und kommen wieder heim. Hernach bekümmern sie sich weiter nicht mehr viel darum. Die fruchtbaren Sämlein liegen in der Erde, manches geht zu Grunde, aber die übrigen gehen selber auf, wenn ihre Zeit da ist.

Ein andermal sendete Jesus siebenzig Jünger aus, je zwei und zwei, mit gleichen Befehlen und Ermahnungen, wie die zwölfe. Diese giengen glei-

dermaßen hin, und säeten das Wort und kamen wieder heim. Nach ihrer Rückkehr erzählen sie Jesu voller Freuden, daß ihnen auch die Geister unterthan seyen in seinem Namen. Jesus aber sprach zu ihnen: „Darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind. Aber darüber freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind."

Als Jesus sah, wie nach und nach das Evangelium überall bei dem unwissenden und gemeinen Volk Eingang fand, freute er sich im Geist, und sprach: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Klugen und Weisen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret." Nämlich, daß man erkenne, seine Lehre sey nicht die menschliche Weisheit, sondern sie sey von Gott gegeben. „Kommet her zu mir," sprach er, „alle, die ihr mühselig und beladen seyd. Ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

24.

Jesus speiset mehrere Tausend Menschen mit wenig Nahrungsmitteln.

Wie sein Vater im Himmel, so dachte auch Jesus an die Nahrungsbedürftigkeit der Menschen. „Ich

will ihre Speise segnen und ihren Armen Brods genug geben." Als der Herr seine Jünger wieder bei sich hatte, — es mag ihm wohl gewesen seyn, wie einem Vater, wenn er seine Kinder wieder hat, — gieng er mit ihnen in ein Schiff, daß sie in eine einsame Gegend führen und ein wenig ruheten. Denn es waren immer viele Menschen um ihn versammelt, die ihm ihre Kranken brachten, und begierig waren, seine Lehren zu hören, und wenn auch viele nach und nach wieder fortgiengen, es kamen eben so viele wieder nach. Es gieng aber auch ein Weg zu Lande an denselben Ort, wohin sich Jesus begeben wollte, als ob er bedacht hätte, er wolle es den Leuten doch nicht ganz unmöglich machen, zu ihm zu kommen, er wolle sich finden lassen, wenn jemand so viel daran gelegen sey, daß er einen so langen Weg ihm nachgehe. Also folgte ihm das Volk nach, und nahmen noch andere mit, und kamen ihm zuvor. Es versammelten sich fünftausend Mann um ihn, ohne die Weiber und Kinder, als er an das Ufer trat. Der Anblick dieser Menschen rührte das Herz Jesu von Neuem. Sie kamen ihm in dieser abgelegenen Gegend vor, wie verlorene Schafe, die keinen Hirten haben. Er hatte nun schon ein wenig ausgeruht. Er fieng von Neuem an, sie zu belehren, und sich mit ihnen zu beschäftigen bis an den Abend. Am Abend sagten zu ihm die Jünger: „Es ist öde hier, und der Tag hat sich geneiget. Laß das Volk von dir, daß sie in die Ortschaften gehen, und sich Speise kaufen, denn sie haben nichts zu essen." Jesus sprach: „Es ist nicht nöthig, daß sie hingehen, gebt ihr ihnen zu essen," als ob es

nur eine Kleinigkeit wäre, so viele Menschen zu sättigen, wenn man sich nicht dazu versehen hat. „Was meinst du, sagte er zu Philippus, „wo kaufen wir Brod, daß diese essen?" Das sagte er freundlicher Weise, gleichsam anzudeuten, daß er schon Rath wisse, um zu hören, was die Jünger dazu sagen würden. Sie hätten wohl sagen dürfen: „Herr, wo du bist und helfen willst, da ist keine Noth." Aber sie waren noch gar einfältig. Andreas sagte, es seyen fünf Gerstenbrode da, und ein Knabe habe zwei Fischlein. „Aber was ist das," sprachen sie, „unter so Viele?" Jesus befahl nun, ohne weiteres, daß das Volk sich setzen sollte in Reihen zu Fünfzigen und Hunderten, damit alles in der Ordnung geschehen und nichts übersehen werden möchte. Ordnung erleichtert alles Geschäft, besonders wenn mit wenigem viel soll ausgerichtet werden. Hierauf nahm Jesus die fünf Brode und die zwei Fische und schaute zum Himmel auf, betete und dankte darüber, brach sie, und gab sie den Jüngern, daß sie dem Volk austheilten. Die Leute aßen alle und wurden satt, und konnten sich nicht genug verwundern, daß der himmlische Segen gar kein Ende nehmen wollte und zuletzt noch viel übrig war.

Zu einer andern Zeit speiste Jesus auch viertausend Mann auf gleiche Weise.

Bei dieser Gelegenheit gab er noch ein schönes Beispiel von Sparsamkeit und Werthschätzung der göttlichen Gaben. Ohngeachtet er so reich an Segen war, so befahl er seinen Jüngern doch, das Uebrige zu sammeln, daß nichts umkäme. Sie sammelten noch mehrere Körbe voll, gleicherweise, wie Gottes Segen in manchen Stücken immer größer wird, je

mehr man ihn gebraucht, je dankbarer man ihn genießt, und das Ueberflüssige zu Rath hält. Nährt nicht Gott auch von einer geringen Aussaat viele Tausend Menschen und vieler Tausend Eltern Kinder, noch ohne die zahllosen Geschöpfe, die nicht säen und nicht ernten, und wenn alle gegessen und gelebt haben, ist nicht auch in der großen Haushaltung Gottes jährlich viel mehr noch übrig, als anfänglich gesäet ward? Kein sterblicher Mensch ist im Stande, das göttliche Geheimniß und das Wunder zu ergründen, daß aus einem Weizenkorn in der fruchtbaren Erde ein schöner hoher Halm und eine Aehre voll neuer Körner heraus wachsen, und sich noch einmal und immer fort bis ins Unendliche vervielfältigen könne, daß der Segen, der in einem einzigen Saatkorn verborgen liegt, zur Ernährung vieler Tausend Menschen genügen kann.

Einst, als die Juden nicht dulden wollten, daß sich Jesus den Sohn Gottes nannte, sprach er zu ihnen: „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht.“

25.

Das Bekenntniß der Jünger.

Als die Leute sahen, wie sie Jesus mit so wenigen Mitteln wunderbar erquicket und gesättiget hatte, sprachen sie: „dieser ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.“ Ja sie wollten ihn thörichter Weise zum König machen. Aber er entzog

sich

sich ihnen und gieng auf einen Berg, wo er mit Gott redete: denn sein Königreich ist nicht von dieser Welt.

Des andern Tages aber in Capernaum, als sie Jesus wieder zu einer Gott wohlgefälligen Denkungsart ermahnte, meinten doch wieder Etliche, es sey nicht genug, daß er sie mit irdischem Brod gesättiget habe, Moses habe ihren Vätern Brod vom Himmel gegeben. Solche Ausflüchte suchen die Menschen, denen es nicht recht ernst ist, gottselig zu seyn. Sie wollen aus Lohn fromm seyn, nicht aus Liebe und Vertrauen. Jesus aber sprach zu ihnen das geheimnißvolle Wort: „Eure Väter haben das Manna gegessen in der Wüste, und sind gestorben. Ich bin das Brod des Lebens, das von Himmel kommt."

Damals verließen ihn viele von seinen Anhängern, und wandelten nicht mehr mit ihm. Da sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Wollt ihr auch von mir weggehen?" Petrus antwortete ihm: „Herr, wo sollen wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."

Je mehr man Jesum kennt, desto weniger will man ihm untreu werden.

Jesus antwortete ihnen: „Habe ich nicht euch zwölfe erwählt, und Einer von euch ist ein Teufel." Er meinte den Judas Ischariotb.

Bei einer andern Gelegenheit fragte er sie: „Für was halten mich die Leute? Wer sagen sie, daß des Menschen Sohn sey?" Sie sprachen: „Etliche sagen, du seyst Johannes der Täufer; Andere, du seyst Elias, noch Andere, du seyst der alten

Propheten Einer." — Aber Johannes war ja enthauptet. Wer konnte ihn für Johannes halten? Antwort: Ein böses Gewissen. Herodes fürchtete sich und sprach: „Es ist Johannes der Täufer, den ich enthauptet habe. Darum thut er solche Thaten." Ein böses Gewissen und geheime Furcht vor den Todten sind gerne beisammen. Ein gutes Gewissen hat sich vor Niemand zu fürchten, nicht einmal vor den Lebendigen, noch weniger vor den Todten. Jesus fragte weiter seine Jünger: „Wer sagt denn ihr, daß ich sey?" Petrus sprach abermal: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn."

Damals sagte auch Jesus seinen Jüngern seine künftigen Schicksale voraus, daß er müsse nach Jerusalem gehen, und viel leiden von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getödtet werden und am dritten Tag auferstehen.

26.

Die Verklärung Jesu.

Unter allen Jüngern des Herrn waren Petrus, Jakobus und Johannes seine Vertrautesten. Einst nahm er sie mit sich auf einen hohen Berg, daß er ihnen etwas von seiner Herrlichkeit zeigte. Auf dem Berg ward er verklärt vor ihren Augen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß, wie das Licht. Moses und Elias erschienen und redeten mit ihm. Da war den guten Jüngern so wohl. Sie hätten nimmer von dem

Berg der Verklärung hinweggehen mögen. Petrus sprach: „Herr, hier ist gut seyn. Willst du, so wollen wir drei Hütten bauen, für dich eine, für Moses eine, und für Elias eine." Als er aber noch redete, überzog sie eine lichte Wolke, und eine Stimme aus der Wolke sprach: „Dieß ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören." Die Jünger erschracken und fielen zur Erde nieder, so schön und himmlisch die Worte waren, welche die Stimme sprach. Jesus aber rührte sie an, und sagte: „Stehet auf! Fürchtet euch nicht!" Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie nur noch Jesum, den Moses und Elias sahen sie nicht mehr. Es war fast nur ein vorübergehender Augenblick, in welchem sie seine Verklärung sahen. Auf dem Heimweg verbot er ihnen, daß sie von dieser Erscheinung zu Niemand etwas sagten, bis er von den Todten auferstanden sey.

Demnach sahen die drei Jünger etwas von der Herrlichkeit Jesu, wie das irdische Auge sie wahrnehmen konnte. Aber noch gar viel herrlicher verklärte er sich ihnen doch in seiner Liebe, in seinen fortgesetzten wohlthätigen Handlungen und in seinen erfreulichen Himmels-Lehren.

27.

Das Gleichniß vom verlornen Schäflein.

Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist. Was dünket euch, sprach er, wenn irgend ein Mensch hundert Schaafe hätte, und Eins unter denselbigen sich verirrte, lässet er nicht die neun und neunzig auf den Bergen, gehet hin und sucht das Verlorene, und wenn es sich begibt, daß er's findet, wahrlich, ich sage euch, er freuet sich darüber mehr, als über die neun und neunzig, die nicht verirret sind. Also auch ist es vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß Jemand von diesen Kleinen verloren werde. Es ist im Himmel Freude über einen Sünder, der sich bessert auf der Erde.

28.

Von dem verlornen Sohn.

Ein Mann hatte zwei Söhne. Der Jüngere sprach: „Gieb mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört." Darauf theilte er ihnen das Gut. Nicht lange hernach nahm der jüngere Sohn sein Vermögen zusammen, zog damit in ein anderes Land, und verpraßte sein Vermögen. Als er nun alles verzehret hatte, kam eine Theurung in das Land.

Er fieng an zu darben, und wendete sich an einen Bürger des Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, daß er die Schweine hütete. Abends wenn er heim kam, wünschte er sich zu sättigen mit der Nahrung, die man den Schweinen vorwarf, aber niemand gab sie ihm. Endlich gieng er in sich, und sprach: „Wie viele Taglöhner hat mein Vater, die Speise genug haben, und ich verderbe vor Hunger. Ich will zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: „Ich habe gesündiget in dem Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, mache mich zu einem deiner Taglöhner."

Er that, wie er sich vorgenommen hatte. Als ihn der Vater von ferne erblickte, wie er herzukam in seiner Armuth und in seinem Elend, jammerte ihn seiner. Er gieng ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der Sohn sprach: „Vater, ich habe gesündiget im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße." Aber der Vater befahl seinen Knechten: „Bringet das beste Kleid her und leget es ihm an, und einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße, und bringet ein gemästetes Kalb her und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich seyn, denn dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig worden. Er war verloren, und ist wieder gefunden worden." Also fiengen sie an fröhlich zu seyn.

Der älteste Sohn war damals auf dem Felde. Als er nach Hause kam und die Gesänge und den Reigen hörte, fragte er einen von den Knechten, was das bedeute. Der Knecht sagte: „Dein Bruder ist wieder gekommen. Dein Vater hat ihm ein

gemästetes Kalb geschlachtet in der Freude, daß er ihn wieder hat." Darüber ward der Bruder zornig und wollte nicht hineingehen. Der Vater gieng zu ihm hinaus, und redete mit ihm. Der Sohn sprach: „Siehe so viele Jahre diene ich dir, und habe dein Gebot noch nie übertreten, aber mir hast du noch nie ein Böcklein gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Jetzt da dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit leichtfertigen Leuten verschlungen hat, hast du ihm ein Kalb geschlachtet." Darauf erwiederte ihm der Vater: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du sollst aber fröhlich und gutes Muthes seyn. Denn dieser dein Bruder war todt, und ist wieder lebendig worden. Er war verloren, und ist wieder gefunden."

Was sagt die Geschichte von dem verlornen Sohn? „Leichtsinn führt zur Sünde, Sünde führt ins Unglück, Unglück weckt zur Erkenntniß und Reue. Die Reue rechter Art führt zu dem Vater. Kein Vater kann den Thränen seines unglücklichen und reumüthigen Kindes sein Herz verschließen. Er nimmt es mit Erbarmen wieder an, und mit Freude, wenn es gebessert ist." — Gott ist der erbarmende Vater aller Menschen, welche sich mit Vertrauen zu ihm wenden. Seine Barmherzigkeit ist größer als der Menschen Barmherzigkeit.

29.

Von dem Pharisäer und dem Zöllner.

Es giengen zwei Menschen in den Tempel, daß sie beteten, einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand für sich abgesondert, und betete also; „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Ich fasle zweimal in der Woche, und gebe den Zehnten von allem, was ich habe." Der Zöllner aber stand von ferne und wollte nicht seine Augen aufheben gegen den Himmel, sondern er schlug an seine Brust und sprach: „Gott sey mir Sünder gnädig!"

Was lehrt der Heiland der Menschen in diesem Gleichniß?

Wer sich selbst für fromm hält, und ist es nicht, wer sich nur vor groben Unthaten hütet, und nur äußerlich schöne Werke thut, und verachtet die andern, der ist noch ferne von der Gnade Gottes. Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.

„Wahrlich," sprach Jesus, „der Zöllner gieng hinab, gerechtfertiget in sein Haus vor dem Pharisäer. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden Wer sich aber selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden."

30

Von dem Unbarmherzigen.

Es hielt ein König Rechnung mit seinen Knechten oder Dienern. Unter diesen kam ihm einer vor, der war ihm zehntausend Pfund zu bezahlen schuldig; dieß ist nach alter Geldrechnung eine sehr große Summe, die kaum ein Diener seinem Herrn ersetzen kann, wenn er sie veruntreut hat. Da nun der Knecht nicht hatte, zu bezahlen, befahl der Herr, ihn, seine Angehörigen und alles, was er hatte, zu verkaufen. Dazumal verkaufte man noch Menschen zu gezwungener Knechtschaft. Da fiel der Knecht nieder, und betete und sprach: „Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen." Es erbarmte sich der Herr über ihn, und ließ ihn frei, und schenkte ihm die ganze Schuld. Als dieser hinausgieng, begegnete ihm einer seiner Mitknechte, der ihm hundert Groschen schuldig war, diesen griff er an, und würgete ihn, und sprach ebenfalls: „Bezahle mir, was du mir schuldig bist." Da fiel sein Schuldner auch vor ihm nieder, und bat ihn: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen." Aber er wollte sich nicht erbarmen, sondern ließ ihn gefangen setzen, bis er alles bezahlte. Als dieses die andern Diener des Königes sahen, wurden sie sehr betrübt, und hinterbrachten ihm alles, was geschehen war. Da forderte sein Herr ihn vor sich, und sprach: „Du Bösewicht, deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich batest. Solltest du dich denn nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?"

Darauf überantwortete er ihn in das Gefängniß, bis er alles bezahlte.

Also, spricht Jesus, wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Petrus fragte Jesum: „Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder vergeben? Ists genug siebenmal?" Jesus sprach zu ihm: „Ich sage dir nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal" — das heißt, ungezählt so oft, als du glauben kannst, daß ihn sein Fehler gereue.

Auch der Gebesserte fehlt noch so oft, und Gott vergibt ihm täglich. Warum soll der schwache Mensch nur siebenmal vergeben?

31.

Von dem barmherzigen Samariter.

Es fragte Jesum ein Schriftgelehrter: „Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?" Die Frage wäre gut. Jesus sprach zu ihm: „Wie steht im Gesetz geschrieben? Wie liesest du?" Der Schriftgelehrte antwortete: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüth; und deinen Nächsten als dich selbst." Die Antwort war auch gut. Jesus sprach zu ihm: „Thue das, so wirst du leben." Der Schriftgelehrte wollte sich rechtfertigen. Er schämte sich, daß er eine Frage sollte gethan haben, die er und jedes Kind sich selbst

konnte beantworten. Er fragte daher weiter: „Wer ist denn mein Nächster?" Jesus antwortete ihm: „Es gieng ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Mörder. Die Mörder zogen ihn aus, und schlugen ihn und ließen ihn halb todt liegen. Es zog ein Priester dieselbe Straße hinab, sah ihn und gieng vorüber. Es kam ein Levite an die Stelle, sah ihn auch, und gieng vorüber. Es kam auch ein Samariter dahin, und als er den Verwundeten sah, jammerte ihn seiner. Er gieng zu ihm und verband ihm seine Wunden. Er nahm ihn auf sein Thier und führte ihn in eine Herberge und pflegte seiner. Den andern Tag, als er weiter reiste, bezahlte er den Wirth, und sprach zu ihm: „Nimm dich seiner ferner an, und wenn es etwas mehr wird kosten, ich will es dir bezahlen, wenn ich wieder komme."

„Was dünket dich," sprach Jesus zu dem Schriftgelehrten, „welcher unter diesen Dreien ist der Nächste gewesen, dem, der unter die Mörder gefallen war?" — Der Schriftgelehrte sprach: „Der, welcher die Barmherzigkeit an ihm gethan hat." Die Antwort war wieder gut. Jesus sprach zu ihm: „So gehe hin, und thue desgleichen!"

Nämlich ich bin jedem sein Nächster, und jeder ist mein Nächster, den ich mit meiner Liebe erreichen kann, jeder, den Gott zu mir führt, oder zu dem mich Gott führet, daß ich ihn erfreuen oder trösten, daß ich ihm rathen oder helfen kann, auch wenn er nicht meines Volkes oder meines Glaubens wäre.

Thue das, so wirst du leben.

32.

Von den Talenten.

Ein reicher Mann zog auf lange Zeit von Hause hinweg, und vertraute bis zu seiner Wiederkunft einigen von seinen Dienern einen Theil seines Vermögens an, daß sie es in seiner Abwesenheit durch treue Verwaltung bessern und mehren sollten. Einem derselben gab er fünf Centner, dem andern zwei Centner, dem dritten einen Centner. Centner aber, oder auch Talent, bedeutet, wie schon gesagt worden, eine bestimmte Summe Geldes, weil in den ältesten Zeiten das Geld nicht gezählt, sondern gewogen wurde.

Der erste war ein treuer Diener seines Herrn. Er erwarb mit seinen fünf Talenten noch fünf Talenten. Der andere war auch ein treuer Diener. Er erwarb mit seinen zwei Talenten auch noch zwei. Der dritte wickelte sein Talent in ein Tüchlein, und vergrub es unter die Erde. Nach langer Zeit kam der reiche und vornehme Mann in seine Heimath wieder, und hielt Rechnung mit seinen Dienern. Der erste trat herzhaft und freudig herzu und sprach: „Herr, du hast mir fünf Talente gegeben. Siehe da! Ich habe damit fünf andere erworben.“ Sein Herr erwiederte ihm: „Du frommer und getreuer Knecht! Du bist über wenigem getreu gewesen. Ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Der zweite trat ebenfalls herzhaft herzu und sprach: „Ich habe mit meinen zwei Talenten noch zwei andere erworben.“ Der Herr erwiederte ihm: „Du frommer und getreuer Knecht, du bist auch über wenigem getreu gewesen. Ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn

Freude." Der dritte trat auch herzu und sprach: „Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist. Deswegen habe ich dein Geld in die Erde verborgen. Siehe, da hast du das Deine." Ueber diese unverständige und boshafte Aufführung zürnte der Herr, wie billig. Er nahm das Geld und gab es einem von den andern. Diesem Unwürdigen vertraute er nichts mehr an. Er ließ ihn in ein finsteres Gefängniß setzen.

Verstehe: Die Talente bedeuten die Gaben und Kräfte, welche Gott jedem Menschen gegeben hat, daß er sie anwende zum Guten. Gott theilt die Gaben und Kräfte ungleich aus. Einer hat mehr empfangen, der andere weniger. Wer sein Weniges treu anwendet, des freuet sich Gott, und segnet seine Treue. Wer es nicht anwendet, an dem hat Gott kein Wohlgefallen, und kann dem Unfleiß und der Untreue keinen Segen schenken.

33.

Von den Arbeitern im Weinberg.

Es gieng ein Hausvater am Morgen aus, daß er Arbeiter miethete in seinen Weinberg, und ward mit ihnen eins um einen Groschen zum Taglohn, und sandte sie also in den Weinberg. Er gieng wieder aus um die dritte Stunde des Tages, und sah andere auf dem Marktplatz müßig stehen. Zu denen sprach er: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg! Ich will euch geben, was recht ist." Ein Gleiches that er um die sechste und um die neunte Stunde. Endlich um die eilfte Stunde des Tages gieng er aus und fand noch einige müßig stehen.

Er fragte sie: „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?" Sie antworteten ihm: „Es hat uns Niemand gedinget." Auch zu diesen sprach er: „Gehet in meinen Weinberg, und was recht ist, soll euch werden." Am Abend um die zwölfte Stunde des Tages ließ er sämmtliche Arbeiter ausbezahlen, und ließ anfangen bei den letzten. Diese kamen und empfiengen ein jeglicher einen Groschen. Darüber murreten sie und sprachen: „Diese haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben." Da sagte zu einem von ihnen der Hausvater: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? Nimm, was dein ist! Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinigen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?" Das sagte der Haysvater.

Bawahre mich, o Gott, vor Mißgunst, wenn du gegen Andere gütig bist. Ich will nicht um Lohn fromm seyn, und deinen Willen thun, mein Gott, von dem ich Alles habe!

34.

Von dem Unbestand des Irdischen.

Aber so viele fromme Menschen auf der Erde sind arm und unglücklich, und so manche böse Menschen sind reich und leben alle Tage herrlich und in Freuden.

Niemand lebt davon, daß er viel Güter hat.

Es war ein reicher Mann, sein Feld hatte wohl getragen. Da gedachte er bei sich selbst: „Was will ich thun? Ich habe nicht genug Raum, wohin ich meine Frucht sammle. Das will ich thun, ich will meine Vorrathshäuser abbrechen, und größere bauen, und will darin sammeln, Alles, was mir gewachsen ist, und alle meine Güter, und will sagen zu meiner Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre Habe nun Ruhe, iß und trink und sey gutes Muthes!" Aber Gott sprach zu ihm: „Du Thor, in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wessen wird das seyn, das du gesammelt hast?"

So arm ist der Mensch, der sich Schätze sammelt, und nicht reich ist in Gott.

35.

Von dem reichen Mann und dem armen Lazarus.

Was die Erde schuldig bleibt, darüber wird Rechnung im Himmel gehalten.

Es war ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es was aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen.

Es begab sich aber, daß der Arme starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoos, das heißt, an den Ort, wo die Frommen nach ihrem Tode glücklich, und für ihre Leiden getröstet werden. Der Reiche aber starb auch und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf, und sah Abraham von ferne und Lazarum in seinem Schoos. Da rief er und sprach: „Vater Abraham, erbarme dich meiner, und sende Lazarum, daß er das Aeusserste seines Fingers ins Wasser tauche, und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme." Abraham aber sprach: „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen, nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeiniget, und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestiget. Wir und ihr können nicht zusammen kommen." Da sprach er: „So bitte ich dich, Vater, daß du den Lazarus sendest in meines Vaters Haus. Denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual." Abraham sprach zu ihm: „Sie haben Moses und die Propheten. Laß sie dieselbigen hören." Er aber sprach: „Nein, Vater Abraham; sondern wenn einer von den Todten zu ihnen gienge, so würden sie Buße thun." Abraham erwiederte ihm: „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Todten auferstünde."

Mache dich auf der Erde würdig für das heilige und selige Reich Gottes, das im Himmel ist. Werde reich in Gott!

36.

Begebenheiten auf der Reise nach Bethania.

Einst gieng Jesus wieder nach Jerusalem auf ein Fest. Es war die Zeit schon ziemlich nahe, daß er sollte von der Erde genommen werden. Auf dieser Reise wollte er in einem samaritanischen Flecken Herberge halten. Aber niemand von den Einwohnern wollte ihn unter sein Dach aufnehmen, oder mit Nahrung erquicken, wegen des Hasses der Samariter gegen die Juden, weil sie sahen, daß Jesus nach Jerusalem gehen wollte auf das Fest.

Diese Unfreundlichkeit that den Jüngern Jakobus und Johannes so wehe und entrüstete sie so sehr, daß sie sprachen: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle, und verzehre sie!" Also kann denken und sprechen der arme Mensch, der selbst Schonung und Nachsicht mit seinen eigenen Schwachheiten unaufhörlich bedarf. Jesus aber fragte sie: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd" — nämlich des Geistes der Sanftmuth, des Friedens, der Liebe. — „Des Menschen Sohn," sagte er, „ist nicht gekommen, die Menschen zu verderben, sondern zu erhalten." So dachte und sprach der Heilige, der vom Himmel ist.

Als sie auf selbiger Reise in einen andern Flecken kamen, begegneten ihm zehn unglückliche Menschen, welche mit dem Aussatz behaftet waren, und Einer von ihnen war ebenfalls ein Samariter. Es ist aber

der

der Aussatz in jenen Gegenden eine der schmerzhaftesten und eckelhaftesten Krankheiten. Wer davon befallen war, der war ausgeschlossen von aller menschlichen Gesellschaft wegen der Eckelhaftigkeit und Gefahr. Als diese Unglücklichen Jesum erblickten, blieben sie von ferne stehen, und riefen ihm zu, daß er sich ihrer erbarmen, und sie reinigen wollte. Jesus sprach zu ihnen: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern." Denn wenn Jemand glaubte, von dem Aussatz geheilt zu seyn, so mußte er sich von dem Priester besehen lassen, und von ihm für rein erklärt werden. Soll ein menschlicher Priester urtheilen, ob ein Kranker rein sey, den Jesus gesund und rein gemacht hat? Jesus wollte das Gesetz und die Ordnung nicht verletzen. Es gebühret sich alle Gerechtigkeit zu erfüllen, auch wenn man es sonst nicht nöthig hätte. Als nun die zehen hingiengen, wurden sie rein; der Samariter, der unter ihnen war, ward es auch. Jesus entzog ihm den Segen seiner Wunderkraft nicht, obgleich seine Landsleute ihm kein Obdach und keine Erquickung verwilligt hatten. Denn des Menschen Sohn war ja nicht gekommen, die Menschen verderben zu lassen, sondern zu erhalten.

Einer von ihnen, als er sah, daß er gesund geworden war, kehrte wieder um, und dankte Jesu und pries Gott mit lauter Stimme. Es war der nämliche Samariter, die übrigen waren Juden. Jesus sprach: „Sind ihrer nicht zehen rein worden? Wo sind die Neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der Gott die Ehre gäbe, als dieser Fremdling? Gehe hin, sprach er zu ihm. Dein Glaube hat dir geholfen."

Nicht weit von Jerusalem an dem Oelberg war ein Flecken, Bethania. Dort besuchte Jesus einen Freund mit Namen Lazarus und dessen Schwestern Martha und Maria. Alle drei Geschwister wurden durch diesen Besuch hoch erfreut. Martha gab sich alle Mühe, ihren werthen Gast gut zu bewirthen. Maria aber saß zu den Füßen Jesu und hörte seinen Reden zu. Martha sprach zu Jesu: „Herr, fragst du nicht darnach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife!" Jesus antwortete ihr: „Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe. Maria hat das gute Theil erwählt."

Wer Jesum herzlich liebt, wer seine Worte hört, und darnach lebt und thut, wer dieß zu seiner größten Sorge macht, der hat das gute Theil erwählt.

37.

Aussprüche Jesu.

Jesus benutzte seinen Aufenthalt in Jerusalem abermal, daß er das irregeführte Volk durch schöne Lehren einladete in das Reich Gottes. Er sprach unter andern:

„Meine Lehre ist nicht mein, sondern [illegible], der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seyd ihr meine rechten Jünger. Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und

die Wahrheit wird euch frei machen. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht."

„Ich bin ein guter Hirte — ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schaafe. — Ich kenne die Meinen und bin bekannt den Meinen. — Meine Schaafe hören meine Stimme, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn Alles, und Niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen. Ich und der Vater sind eins."

Als er aber sagte: „Ich und der Vater sind eins," hoben die Juden Steine auf, und wollten ihn steinigen. Denn die Zahl seiner Feinde und ihre Bosheit wurden immer größer. Es haßten ihn aber die Pharisäer und die Priester, weil er ihre Untugenden öffentlich mit Worten strafte, und ihre Scheinheiligkeit nicht mehr bestehen konnte. Viele aber von dem Volk hiengen ihm an, denn sie glaubten, daß er der Sohn Gottes sey, und daß er Israel erlösen werde.

38.

Auferweckung des Lazarus.

Als der Herr sich wieder aus Jerusalem entfernt hatte und jenseits des Jordans sich aufhielt, erkrankte in Bethania Lazarus. Martha und Maria, seine Schwestern, ließen Jesu sagen: „Herr, den du lieb hast, der liegt krank." Jesus sagte es seinen Jüngern.

Nach einigen Tagen aber sprach er zu ihnen: „Lazarus, unser Freund, schläft. Aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke.“ Nämlich er war unterdessen gestorben. Deswegen sagte Jesus mit einem so milden und schönen Wort: „Er schläft.“ Die Jünger erwiederten: „Wenn er schläft, so wird es besser mit ihm.“ Denn sie nahmen es für den natürlichen Schlaf. Da sagte Jesus frei heraus: „Lazarus ist gestorben. Aber wir wollen zu ihm gehen.“

Ehe sie Bethania noch erreichten, kam ihnen Martha entgegen. „Herr,“ sprach sie, „wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben.“ Jesus antwortete ihr: „Dein Bruder wird auferstehen. Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Jesus wollte noch nicht in den Ort und in das Haus gehen. Er ließ die Maria, die andere Schwester, in der Stille rufen. Er wollte mit den armen bekümmerten Gemüthern allein reden. Es waren aber viele Freunde des Lazarus von Jerusalem im Haus, daß sie die Traurenden besuchten und trösteten, wie die Liebe zu thun pflegt. Als diese sahen, daß Maria aufstund, und hinausgieng, sagten sie: „sie will an das Grab gehen und weinen,“ und giengen ihr nach. Also kamen sie mit ihr zu Jesu. Sie sprach auch wie ihre Schwester: „Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben.“ Alle weinten mit ihr — auch Jesu, dem Freund der Traurenden, giengen die Augen über. Als die Anwesenden es bemerkten, sprachen einige zu einander: „Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt.“ Andere aber meinten, da Jesus schon so große Wunder verrichtet hätte, so hätte er ja wohl auch verhüten

können, daß Lazarus nicht gestorben wäre Denn die menschliche Kurzsichtigkeit eilt mit ihren Urtheilen immer den weisen göttlichen Führungen voraus. Unterdessen ließ sich Jesus zu dem Grab seines Freundes führen, und befahl, den Stein abzuheben. Es lag blos ein Stein darüber. Martha wollte Bedenklichkeiten dagegen machen, weil er doch schon vier Tage lang todt lag. Sie meinte, Jesus wollte den Verstorbenen nur noch einmal sehen, weil er ihm so lieb gewesen war. Jesus erwiederte ihr, daß sie die Herrlichkeit Gottes sehen werde, ein herrliches Werk der göttlichen Allmacht. Als nun der Stein abgehoben, und die Gruft geöffnet war, in welcher der Todte lag, schaute Jesus zum Himmel auf und betete, und rief alsdann mit lauter Stimme in das Grab: „Lazarus, komm heraus!" Da that sich das Auge des Erblaßten zu einem neuen Leben auf, da erhoben sich seine Gebeine zu einem neuen Leben. Er kam hervor, wie wenn er nur geschlafen hätte, und kehrte nachher mit den Seinigen in ihre Wohnung zurück. Das war das herrliche Werk, das Jesus durch Gottes Kraft verrichtete, daß er den Todten zum Leben erweckte. Der Tod ist nur der Weg zu einem neuen Leben.

Viele von den Begleitern der Maria glaubten nun an Jesum, als sie die Auferweckung des Lazarus gesehen hatten. Einige aber von ihnen meldeten in Jerusalem den Pharisäern, was Jesus gethan hatte. Damals beschlossen die Priester und Pharisäer, ihn zu tödten. Jesus aber entfernte sich in eine andere Gegend, bis sich das Osterfest nahete.

39.

Die Salbung in Bethania.

Sechs Tage vor Ostern kehrte Jesus nach Bethania zurück, daß er von da nach Jerusalem gienge zu dem Osterfest. Unterwegs bereitete er seine Jünger noch einmal auf sein Schicksal vor. Sein Herz war mit Todesgedanken erfüllt, denn er wußte alles, was ihm diesmal in Jerusalem wiederfahren würde. „Siehe," sprach er, „wir ziehen hinauf gen Jerusalem, und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überliefert werden, und sie werden ihn zum Tode verurtheilen. Sie werden ihn den Heiden überantworten, daß er verspottet, gegeisselt und gekreuzigt werde. Aber am dritten Tag wird er auferstehen." Solches wiederholte er seinen Freunden zur Vorbereitung und zum Trost. Aber sie verstanden es nicht. Ihr Herz konnte den traurigen und erfreulichen Sinn dieser Worte nicht fassen.

Aber welch ein lieber willkommener Gast war er, als er wieder nach Bethania zu seinen getrösteten Freunden kam. Sie wußten auch nicht, daß er nur auf dem Weg zu seinem Tod bei ihnen einkehrte. Ein Freund, Namens Simon, bat ihn zur Mahlzeit. Lazarus, den er von dem Tod erweckt hatte, saß mit zu Tische. Die geschäftige Martha wartete auf. Die stille Maria aber trat während der Mahlzeit zu Jesu mit einem Gefäß voll köstlichen Nardenöls. Denn im Morgenland gehörte das zu den guten Gebräuchen, wenn man einem werthen Gast

eine besondere Ehre erzeugen wollte, daß man sein Haupt mit kostbaren wohlriechenden Salben oder Oelen befeuchtete. Diese Ehre wollte das fromme zarte Gemüth der Maria dem Herrn anthun. Weil sich Jesus diesmal nicht in ihrem eigenen Hause bewirthen ließ, so wollte sie ihm ihre unaussprechliche Liebe und Dankbarkeit in dem Hause des Simon an den Tag legen. Sie öffnete das Gefäß und benetzte mit dem köstlichen duftenden Balsam, der darin war, das Haupt, ja auch die Füße Jesu und trocknete sie demuthsvoll wieder mit ihren Haaren. Diese Ehrenbezeugung nahm Jesus mit freundlichem Wohlgefallen auf. Sie kam aus einem frommen Herzen, das ganz von Dank und Liebe und Demuth erfüllt und bewegt war.

Aber wie ungleich sind die Gemüther der Menschen! Wie kann auch das edelste Gemüth mißkannt und getadelt werden! Einer von den Jüngern, Judas Ischarioth, ein finsterer Geselle, sprach: „Hätte man diese Salbe nicht für dreihundert Groschen verkaufen, und das Geld unter die Armen vertheilen können?" Es war ihm nicht um die Armen zu thun, sondern um sich: denn er empfieng das Geld für die gemeinschaftlichen Ausgaben und für die Almosen in seine Verwaltung, und war daran ein Dieb. Aber auch einige andere Jünger, die doch so gutmüthig waren, ließen sich durch seine Reden irre leiten, und sagten das Nämliche, was er.

Wie mögen der armen Maria diese Reden so wehe gethan haben! Doch Jesus nahm sich ihrer an, und tröstete sie mit seinem Beifall. Den Redlichen, wenn die Menschen seine guten Absichten

nicht verstehen, tröstet der Himmlische mit seinem Beifall. „Laßt sie zufrieden," sprach Jesus, „was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Arme habt ihr allezeit um euch, und so ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun. Mich aber habt ihr nicht allezeit." Ja er gab ihrer Handlung noch eine schöne rührende Bedeutung, daß Maria ihn durch diese Salbung bereits zu seiner Begräbniß eingeweiht habe, weil man in jener Zeit auch die Gestorbenen vor ihrer Begräbniß zu salben pflegte. „Wahrlich," sprach er, „ich sage euch, wo das Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtniß, das sie gethan hat."

Also steht es jetzt auch hier geschrieben, daß es gelesen werde zu ihrem Gedächtniß.

Viele fromme Worte, Werke und Thränen der Dankbarkeit und Liebe sind schon aus manchem bewegten Herzen hervorgegangen, von denen Niemand mehr etwas weiß, wiewohl im Himmel sind sie nicht vergessen. Aber was die fromme Schwester des Lazarus in dem Hause des Simon that, bleibt unvergessen, auch auf der Erde, wie Jesus gesagt hat. Wo das Evangelium verkündet wird in aller Welt, da sagt man auch zu ihrem Gedächtniß, was sie gethan hat, und erfreut sich ihres frommen zarten Sinnes bis auf diese Stunde.

40.

Einzug in Jerusalem.

Des andern Morgens begab sich der Herr nach Jerusalem — er gieng von dieser Zeit an jeden Morgen nach Jerusalem, aber am Abend kehrte er nach Bethania zu seinen Freunden zurück. Diesmal bestieg er unterwegs eine Eselin. Dieses Thier, das bei uns so armselig aussieht, kommt im Morgenland zu einem schönen und ansehnlichen Wuchs. Jedermann, auch die Vornehmsten, bedienten sich dieser Thiere zum Reiten ohne Anstand. Als aber Jesus gegen die Stadt und in die Stadt kam, schien es, als ob sich ganz Jerusalem auf einmal zu ihm bekehren wollte. Eine große Volksmenge kam ihm entgegen und begleitete ihn. Viele legten ihre langen und breiten Oberkleider über den Weg, auf welchem er ritt. Andere brachen Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Alles Volk, das vorangieng und nachfolgte, rief mit lauter Stimme: „Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sey, der da kommt in dem Namen des Herrn!" Auch die Kinder riefen ein freudiges Hosianna darein. Wiewohl als Jesus von der Anhöhe herabkam und die Stadt vor sich sah, fieng er an zu weinen. Denn er sah im Geist das große Unglück voraus, welches die Einwohner durch ihre Gottlosigkeit, durch ihre Scheinheiligkeit, durch ihre Verstocktheit sich zubereiteten. Der Mensch bereitet meistens sein Unglück sich selbsten zu, und erkennt es erst, wenn es zu spät ist. „O, wenn du es wüßtest," sprach Jesus, „so würdest

du bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Aber es ist vor deinen Augen verborgen." Als aber Jesus in die Stadt gekommen war, und in den Tempel, und die fröhlichen Kinder noch immer Hosianna, Hosianna riefen, fragten ihn die Priester, ob er nicht höre, was diese sagen. Sie meinten nämlich, er solle ihnen wehren. Das that Jesus nicht, der die Kinder so lieb hat. Nein, zu den stolzen Priestern sprach er: „Habt ihr nicht gelesen: Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hat sich Gott ein Lob bereitet."

Aber das alles, und was Jesus sonst noch lehrte und that, das erbitterte nur noch mehr den Haß seiner Feinde gegen ihn. Böse Menschen können es nicht ansehen, daß die Guten geehrt und geliebt werden. Sie beschuldigten ihn, daß er das Volk gegen den Kaiser empören und sich zum König erheben wollte, der fromme friedliche Menschensohn, der die Sünder bekehren und retten und in das selige Reich Gottes bringen wollte.

41.

Die Wittwe am Gotteskasten.

In den letzten Tagen vor seinem Tode saß einmal Jesus dem Gotteskasten des Tempels gegenüber, als eben die Leute ihre Gaben hineinlegten. Viele Reiche giengen vorüber und legten große Geschenke nieder, die ihres Reichthums würdig waren. Zwischen ihnen

aber kam in dürftigem Gewande eine arme Wittwe und legte auch zwei Schärflein, so viel als ein Heller ein. Sie glaubte nicht, daß jemand auf sie achte, als der im Himmel wohnt, und auf Alles achtet. Aber Jesus übersah es nicht, und legte einen höhern Werth auf dieses kleine Opfer der frommen Armuth, als auf die großen Gaben des Reichthums. Er sprach zu seinen Jüngern: „Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Wittwe hat mehr eingelegt, als die andern alle. Denn die andern alle haben von ihrem Uebrigen etwas beigesteuert. Diese aber hat von ihrer Armuth Alles, was sie hatte, sie hat ihre ganze Nahrung eingelegt."

42.

Verkündigung von der Zerstörung Jerusalems und dem jüngsten Gericht.

Als sie aus dem Tempel giengen, und diesen großen Bau noch einmal betrachteten, sprachen zu Jesu die Jünger: „Herr, siehe welche Steine, und welch ein Bau ist das!" Sie freuten sich, daß sie auch zu einem Volk gehörten, welches einen solchen Tempel hatte, wie man noch heut zu Tag sich freut, und fast etwas darauf einbildet, wenn man eine schöne und reinlich gehaltene Kirche hat. Jesus sprach zu ihnen: „Seht ihr das Alles? Wahrlich, ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern

bleiben, der nicht zerbrochen werde. Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei. Es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden seyn Pest und theure Zeit und Erdbeben hin und wieder. — Sie werden euch verfolgen und überantworten in ihre Schulen und Gefängnisse. Sie werden euch vor Könige und Fürsten ziehen, und ihr werdet gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen. — Wenn ihr aber sehen werdet die Stadt Jerusalem mit einem Kriegsheer belagert, dann merket, daß die Zeit ihrer Verwüstung da ist."

Bei dieser Gelegenheit sprach Jesus auch von der letzten Vollendung aller Dinge und von seiner Wiederkunft zum Gericht am Ende der Welt.

Von seiner Wiederkunft zum Gericht sprach er also:

„Wenn des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit; und werden vor ihm alle Völker versammelt werden, und er wird sie von einander scheiden, gleich als ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungerig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt

mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seyd zu mir gekommen." Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: „Herr, wann haben wir dich hungerig gesehen, und haben dich gespeist? Oder durstig, und haben dich getränkt? Wann haben wir dich einen Fremdling gesehen und beherberget, oder nackt und haben dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen, und sind zu dir gekommen?" Der König wird antworten, und sagen zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Ich bin hungerig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht." Da werden sie ihm auch antworten und sagen: „Herr, wann haben wir dich gesehen hungerig oder durstig, oder einen Fremdling, oder nackt, oder krank, oder gefangen, und haben dir nicht gedient?" Dann wird er ihnen antworten und sagen: „Wahrlich, ich sage euch: was ihr nicht gethan habt Einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir nicht gethan." Diese werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben."

43.

Judas Ischarioth.

Unterdessen hielten die Priester und Aeltesten des Volkes in der Wohnung des Hohenpriesters Kaiphas einen Rath, wie sie Jesum mit List in ihre Gewalt bringen könnten. Sie hatten nicht das Herz, ihn öffentlich gefangen zu nehmen. Sie fürchteten Widerstand und Aufruhr. Denn es waren damals viele Freunde und Anhänger Jesu aus Galiläa und dem ganzen Lande in Jerusalem wegen des Festes versammelt. Einige riethen sogar, man solle warten, bis das Fest vorüber wäre. Indessen kam von des Herrn eigenen Jüngern Judas Ischarioth und that ihnen das Anerbieten, er wolle ihn unbeschrieen in ihre Hände liefern. Ischarioth der Bösewicht sprach zu den Priestern: „Was wollt ihr mir geben, ich will ihn euch verrathen." Die Priester boten ihm ein Schmach- und Sündengeld von dreißig Silberlingen an, welches so viel ist, als ungefähr fünfzehn Thaler. Um das Sündengeld von dreißig Silberlingen verkaufte sich Judas zu der schrecklichen That, seinen Herrn und Meister zu verrathen, und wird schlechten Gewinn davon haben. Aber ists nicht schon einmal gesagt? Wen der böse Geist zu einer schrecklichen That verleiten will, den macht er vorher rachsüchtig oder eifersüchtig oder geldbegierig.

Nach diesem kehrte der Tückische und Verworfene zu Jesu und seinen andern Jüngern zurück, als wenn nichts geschehen wäre. Er gab jetzt auf alle ihre Schritte und Worte Acht.

An dem Tag, als man pflegte das Osterlamm zu essen, sprach Jesus zu den Jüngern Petrus und Johannes: „Gehet hin in die Stadt und bereitet das Osterlamm. Es wird euch ein Mensch begegnen, der einen Krug mit Wasser trägt. Folget ihm nach, und wo er hineingeht, da wird euch der Hausherr einen großen gerüsteten Saal zeigen. Daselbst richtet es für uns zu." Die Jünger fanden es alles so, und thaten so, wie sie der Herr geheißen hatte. Am Abend kam er mit den übrigen Jüngern, setzte sich und sprach: „Mich hat herzlich verlangt, das Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich sterbe." Wenn nur einer nicht dabei gewesen wäre! Jesus gerieth während der Mahlzeit in eine tiefe Bewegung seiner Seele: „Wahrlich," sprach er: „ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen." Er kannte seinen Verräther wohl, aber er wollte ihn noch nicht nennen. Er wollte ihn noch schonen und ihm Gelegenheit geben, sein entsetzliches Vorhaben aufzugeben und sich zu bessern.

Aber wer einmal im Bösen so weit gegangen ist, wer sich so vom Satan hat verstricken lassen, o Gott, wie schwer ist es, daß ein solcher Unglückselige wieder besser werde!

Die guten Jünger sahen einander voll Schrecken an, ob so etwas möglich sey, und wen er wohl meine. Es fragte ihn Einer nach dem Andern in dem Bewußtseyn seiner Unschuld: „Herr, bin ichs?" Jeder wünschte von Jesu das tröstliche Wort zu vernehmen, daß er ihm ein solches Verbrechen nie zutrauen könne. Nur den Judas ließ das böse verrathene Gewissen noch nicht zur Sprache kommen. Petrus winkte dem Johannes, der den nächsten

Platz neben Jesu hatte, daß er ihn fragte, wer es sey? Da tauchte Jesus einen Bissen ein und sprach: „Der ist es, dem ich ihn gebe." Er gab ihn seinem Verräther. Da sprach endlich auch der verstockte Sünder in seinem bösen Bewußtseyn: „Herr, bin ichs?" Jesus sprach: „Du bists!"

Es war nichts mehr an ihm zu schonen. Sein Herz war befangen in der Bosheit und Verstockung.

Bewahre mich, mein Gott, daß ich nie von deinen Wegen weiche, nie deine leitende Vaterhand verlasse!

44.

Die Stiftung des heiligen Abendmahls.

Nach dem Genuß des Osterlamms stiftete Jesus ein neues Erinnerungsmahl, das heilige Erinnerungsmahl seines Todes und seiner Liebe bis in den Tod. Zu dem Ende nahm er das Brod, segnete es, und brachs, er gab es seinen Jüngern und sprach: „Nehmet, esset! Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Das thut zu meinem Gedächtniß." Desselbigen gleichen nahm er auch den Kelch, segnete ihn und sprach: „Trinket alle daraus! Das ist mein Blut des neuen Testaments, das für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden."

Die Jünger aßen von dem Brod und tranken von dem Wein, und befestigten mit Jesu den Bund der Treue und der Liebe bis in den Tod.

Das

Das ist das heilige Abendmahl oder Nachtmahl, welches seitdem in allen christlichen Kirchen auf der Erde von den Bekennern Jesu gefeiert wird, daß sie seines Todes und seiner Liebe dabei gedenken, und daß sein Leib und Blut mit ihnen vereinigt werde, und sie heilige und stärke zum ewigen Leben.

45.

Reden Jesu zu seinen Jüngern. Begebenheiten in Gethsemane.

Es sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Ich bin noch eine kleine Weile bei euch. Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebet habe, daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe untereinander habt." Petrus fragte ihn, wo er denn hingehe? Der Herr erwiederte ihm: „Wo ich hingehe, kannst du mir diesmal nicht folgen." Petrus sprach: „Warum soll ich dir nicht folgen können? Ich will mein Leben für dich lassen. Wenn dich alle verlassen, ich verlasse dich nicht." Jesus sprach zu ihm: „Du wolltest dein Leben für mich lassen? Wahrlich, ehe der Hahn kräht, (das heißt, ehe der Tag kommt,) wirst du mich dreimal verläugnen."

Auch mit andern Worten ermahnte und tröstete er sie, und versprach ihnen die Sendung und den Beistand des heiligen Geistes, wann er nicht mehr bei ihnen seyn würde. „Ich will den Vater bitten,

und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geist der Wahrheit; derselbige wird euch in alle Wahrheit leiten."

Endlich betete er auch noch für sie und für alle, die durch ihr Wort noch an ihn glauben würden, daß wir eins bleiben mögen in ihm, und daß uns Gott einst zu ihm bringen wolle in seine Herrlichkeit, die ihm Gott gegeben hat.

Nach diesen Worten gieng er mit ihnen in einen Garten, Gethsemane genannt.

In dem Garten sprach er zu ihnen: „Setzet euch hier! Ich will dort hingehen und beten." Doch nahm er mit sich den Petrus, Jakobus und Johannes. Jetzt fieng er an zu trauren und zu zagen. „Meine Seele," sprach er, „ist betrübt bis in den Tod. Bleibet hier, und wachet mit mir." Alsdann gieng er noch einige Schritte weiter allein, warf sich in seiner Seelenangst auf die Erde nieder, und betete, daß ihn Gott vor den schrecklichen Leiden bewahren wolle, die auf ihn warteten. „Mein Vater," so betete er, „wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber. Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Als er zu seinen Jüngern zurückkam, wie wenn er Trost bei ihnen suchen wollte, schliefen sie. Da sprach er zu ihnen: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet." Das Nämliche that er zum zweiten- und zum drittenmale, wie in der Betrübniß und Angst zu geschehen pflegt. Bald ist das geängstete Herz lieber allein und betet. Bald sucht es wieder Trost und Stärkung bei freundlichen Menschen. Als er zum drittenmal wieder kam, und

die Jünger schlafend fand, sprach er: „Ach, wollt ihr denn nur schlafen und ruhen! Siehe die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet werde. Stehet auf," sprach er, „laßt uns gehen. Siehe mein Verräther ist da." Als er aber noch redete, kam in den Garten Judas, der Bösewicht, und brachte mit sich eine Schaar von Gerichtsdienern und Kriegsknechten mit Fackeln, mit Schwertern und mit Stangen. So gieng er zu Jesu hin, grüßte und küßte ihn: „Gegrüßet seyst du, Rabbi!" Dieses Zeichen hatte er mit seinen Begleitern verabredet: „Welchen ich küssen werde, der ist's." Denn sie kannten Jesum nicht, im Dunkeln gar nicht. Es war ein tiefer Schmerz für das fromme heilige Gemüth Jesu, daß das schöne Zeichen der Freundschaft und der Liebe, Gruß und Kuß, zu einer so schändlichen Treulosigkeit konnte gemißbraucht werden. „Wozu," sprach er, „bist du gekommen? Judas, verrathest du des Menschen Sohn mit einem Kuß?" Als aber die Jünger sahen, was aus der Sache werden wolle — der fromme Jesus wurde angegriffen und wie ein Verbrecher gefangen genommen — wollten sie anfänglich Gewalt gegen Gewalt gebrauchen. Petrus griff sogar einen der Kriegsknechte mit gezogenem Schwerte an und verwundete ihn. Nur Jesus blieb ruhig und besonnen in dem bedenklichsten und furchtbarsten Augenblicke. Wo der gewöhnliche Mensch nicht mehr weiß, was er thut, gibt Gott Besinnung und Ruhe dem frommen und unschuldigen Herzen. Er sprach zu Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert gebraucht, kommt durch das Schwert um. Oder soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein

Vater gegeben hat?" Denn er wußte, daß Gott den Menschen große Wohlthaten durch seinen Tod erweisen wollte. Also ließ er sich willig binden und aus ihrer Mitte hinwegführen. In diesem Augenblick verließen ihn alle Jünger und flohen.

46.

Die Verläugnung des Petrus.

Jetzt führten sie den Herrn noch in der Nacht vor Kaiphas, den Hohenpriester, wo auch schon einige andere Priester und Rathsherren versammelt waren und auf ihn warteten. Sie hielten ein kurzes vorgängiges Verhör über ihn, daß sie wüßten, wessen sie ihn beschuldigen wollten, und daß sie einig wären in ihrem Urtheil, wenn am folgenden Morgen das Gericht über ihn gehalten würde.

Sie wurden einig in ihrem Urtheil, daß er sterben müsse, weil er bekannt hatte, er sey Christus, der Sohn Gottes. Denn das nannte der Hohepriester mit scheinheiligem Entsetzen eine Gotteslästerung.

Aber wer stand unterdessen in dem Vorhof des Hohenpriesters unter den Gerichtsdienern und dem Gesinde? Petrus und noch ein Jünger waren Jesu von ferne wieder nachgefolgt bis in den Vorhof des Palastes, daß sie sähen, wie es ihm ergehen werde. Sie glaubten, es würde sie, zumal in der Nacht, niemand erkennen. Als sie aber da standen und sich wärmten bei einem Kohlfeuer, und der Schein

davon das Angesicht des Petrus erhellte, faßte ihn eine Magd des Hohenpriesters in's Auge und erkannte ihn. Sie sprach zu ihm: „Auch du warst mit dem Jesu von Galiläa." Da überlief den Jünger plötzlich eine Furcht. Er läugnete mit den Worten: „Ich weiß nicht, was du sagst." Es sprach eine andere Magd, als sie ihn erblickte: „Dieser war auch mit dem Jesu von Nazareth!" Petrus läugnete zum zweitenmale und schwur: „Ich kenne den Menschen nicht." Nach einiger Zeit — es gieng schon dem Morgen entgegen — sprachen einige der Anwesenden: „Wahrlich, er war auch dabei." Ja, es fragte ihn einer von den Gerichtsdienern ins Gesicht: „Sah ich dich nicht im Garten bei ihm stehen?" Da betheuerte Petrus in der Angst zum drittenmal: „Ich kenne den Menschen nicht." Bald darauf krähete der Hahn. Unterdessen hatten die Diener Jesum ebenfalls in den Vorhof geführt, daß sie, bis der Tag käme, ihn bewachten. Es geschah unter den ungerechtesten Mißhandlungen. Als aber der Hahn krähte, wandte Jesus sich um, und schaute den Petrus an. Da gedachte der Jünger an die Worte seines Herrn: „Ehe der Tag kömmt, wirst du mich dreimal verläugnen." Es gieng der arme Jünger mit verhülltem Angesicht hinweg, und beweinte seine Vermessenheit und seinen Fall in bittern Thränen.

Er konnte nicht mehr mit Jesu reden, und die Schmerzen seiner Reue vor ihm ausweinen. Aber Jesus kannte seinen Jünger doch. Der Himmlische sieht in das Herz.

47.

Die Verurtheilung Jesu.

Der Todestag Jesu war angebrochen. Mit dem frühen Morgen versammelte sich der hohe Rath der Juden. Da sprachen sie das Todesurtheil über ihn aus, wie sie in der Nacht es beschlossen hatten. Es war von nichts anderm mehr die Rede. Zwar einer von ihnen, Joseph von Arimathia, willigte nicht in ihren Rath, Nikodemus auch nicht, der einst in der Nacht zu Jesu gekommen war. Sie liebten und ehrten ihn, aber sie konnten ihn nimmer retten. Hierauf führten ihn seine Feinde vor den römischen Statthalter oder Landpfleger Pontius Pilatus, daß er das Todesurtheil bestätigte und vollziehen ließe. Sie selbst durften es nicht vollziehen. Es zog auch viel zusammengelaufenes Volk mit, wie zu geschehen pflegt. Unter ihnen waren ohne Zweifel Gedungene von den Pharisäern. Die Bosheit und Rachsucht erlaubt sich alle Mittel, daß sie ihre gottlose Absicht erreiche. Pilatus fragte sie: „Was habt ihr für eine Klage gegen diesen Menschen?" Sie sprachen: „Das Volk macht er aufrührisch, und verbietet dem Kaiser die Schatzung zu geben, und sagt, er sey der König." Sie beschuldigten ihn nämlich, als wenn er ein weltlicher König seyn und dem Kaiser die Herrschaft über das Land entziehen wollte, die Boshaften. Pilatus verhörte ihn: „Bist du der Juden König?" Jesus antwortete ihm: „Ein König bin ich. Aber mein Reich ist nicht von dieser Welt." Pilatus überzeugte sich bald von der Unschuld des

frommen Jesus, und gedachte daran, ihn zu retten. Deswegen hörte er es nicht gerne, daß Jesus den Ausdruck gebrauchte: „Ich bin ein König.“ Er hätte lieber gehört „Ich bin kein König.“ Aber Jesus sprach: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll.“ Pilatus gab den Juden unverholen den Bescheid, daß er keine Schuld an ihm finde. Aber sie beharrten darauf, daß er sterben müsse, nach ihrem Gesetz müsse er sterben. Denn sie kannten den Pilatus wohl, daß er kein fester und herzhafter Mann sey. Pilatus schickte Jesum zu Herodes, weil Herodes Fürst von Galiläa war; damals aber befand er sich in Jerusalem. Herodes verspottete ihn, und schickte ihn wieder zurück.

Pilatus wendete sich nun an das gemeine Volk, welches sich vor dem Richthaus versammelt hatte. Das Volk hatte ein altes Recht, auf das Osterfest einen von den Gefangenen frei zu bitten. Damals saß ein Aufrührer und Mörder gefangen, mit Namen Barrabas. Pilatus redete das Volk an: „Soll ich euch den Barrabas losgeben, oder Jesum?“ Er hoffte, das Volk würde um Jesum bitten. Aber sie baten um Barrabas. Er fragte sie: „Was soll ich denn mit Jesu anfangen?“ Sie antworteten: „Kreuzige ihn!“

O, wo sind die guten Menschen, die wenige Tage vorher den Einzug Jesu mit Hosianna feierten? Die seinen Einzug mit Hosianna feierten, sind nicht da. Viele sind daheim und trauern und kommen erst am Pfingstfest wieder. Wann die Rotte der Bösen triumphirt, so trauern die Guten und beten.

Pilatus machte noch einen Versuch, das Mitleiden des Volks durch Grausamkeit zu erregen. Er ließ den frommen Jesus geisseln. Nach der Geisselung legten ihm die römischen Kriegsknechte einen Purpurmantel um. Sie flochten eine Krone von Dornen und setzten sie auf sein Haupt. Sie gaben ihm einen Stab in die Rechte. Sie knieten spottweise vor ihm nieder und sprachen: „Gegrüßet seyst du, der Juden König!" Sie standen wieder auf, nahmen den Stab aus seiner Hand, und schlugen damit auf sein Haupt. Als er diese und noch mehr Mißhandlungen ausgedulbet hatte, stellte ihn Pilatus mit seinen Striemen, mit seinen Wunden, in seinem Blute wieder vor das Volk. „Seht doch," sprach er, „welch ein Mensch!" Aber die empörte Rotte beharrte darauf, daß er sollte gekreuziget werden. Ja die Priester drohten zuletzt dem Landpfleger mit dem Kaiser. „Lässest du diesen los," sprachen sie, „so bist du des Kaisers Freund nicht." Da setzte sich endlich Pilatus auf den Richterstuhl und that den Ausspruch, daß Jesus sollte gekreuziget werden. Doch wusch er seine Hände und sprach: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu!" Also bezeugte der Richter mit eigenem Munde, daß er einen Unschuldigen gerichtet habe.

Als Judas, der Verräther, sah, daß Jesus zum Tode verurtheilt wurde, da reute ihn seine schreckliche That. Er brachte das Blut- und Sündengeld den Priestern wieder. Er sprach: „Ich habe Unrecht gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe." Aber böse Menschen haben mit einander keine Barmherzigkeit. Sie sprachen: „Das geht uns nichts an.

Das ist deine Sache. Da siehe du zu." Solche Absolution gaben ihm die Priester auf seine Beichte. Damit warf er verzweiflungsvoll das Blutgeld, die dreißig Silberlinge, in den Tempel, suchte einen einsamen Ort und erhenkte sich. Ein solches Ende nahm der Jünger, der um dreißig Silberstücke seinen Herrn mit einem Kuß verrathen hatte. Solchen Gewinn brachte ihm sein Frevel. Solchen Gewinn bringt der Frevel.

48.

Die Kreuzigung.

Eine große Menge Volks, Böse und Gute, begleitete Jesum zu seiner Kreuzigung. Unter ihnen waren fromme Weiber, die weinten und wehklagten über sein Schicksal. Aber Jesus wandte sich um zu ihnen und sprach: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich! Weinet über euch selbst und über eure Kinder!" Denn er dachte abermals an das große Unglück, das bald über Jerusalem kommen mußte, und in seinem eigenen Schmerz verlor er das Mitleiden mit dem fremden nicht. Als sie mit ihm nach Golgatha gekommen waren, dort kreuzigten sie ihn. Sie kreuzigten auch noch zwei Mörder mit ihm, Einen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Linken, und spotteten über ihn. Aber der fromme Dulder betete und sprach: „Vater, vergib ihnen! Sie wissen nicht, was sie thun." Das war das erste Wort, welches Jesus am Kreuze sprach. Viele,

die vorübergiengen, lästerten ihn und schüttelten das Haupt. Auch die Hohenpriester spotteten seiner: „Er hat andern geholfen, und kann sich selber nicht helfen. Ist er Christus, der Sohn Gottes, so steige er herab. Er hat Gott vertraut, der helfe ihm nun." Selbst Einer von denen, welche mit ihm gekreuziget waren, war noch im Stande, im eigenen entsetzlichen Schmerz der Schmerzen des Unschuldigen zu spotten. Aber der andere sprach zu ihm: „Fürchtest du dich auch nicht vor Gott, der du gleiche Strafe leidest? Zwar wir empfangen billig, was unsere Thaten werth sind. Dieser aber hat nichts Unrechtes begangen." Hierauf sprach er zu Jesu: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst." Jesus antwortete gerne auf fromme Rede. Er gab dem Bittenden den Trost: „Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn." Gegenüber dem Kreuze stand die Mutter Jesu mit einigen Freundinnen. Das war die schmerzvolle Stunde, in welcher sie Niemand selig pries. Es stand auch neben ihr Johannes, der Jünger, den Jesus so lieb hatte. Als er seine Mutter und seinen geliebten Jünger erblickte, sprach er zu ihr: „Siehe, das ist dein Sohn," und zu dem Jünger sprach er: „Siehe, das ist deine Mutter." Das Wort der Liebe und des Vertrauens verstand des Jüngers frommes Herz. Er nahm die Mutter Jesu von Stunde an zu sich, daß er ihr kindliche Liebe und Pflege beweise.

Der Himmel verhüllte sich in schwarze Wolken. Es verbreitete sich eine Finsterniß in der ganzen Gegend. Jesus rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Das war der Augenblick

seines höchsten Schmerzes. Aber wenn der Schmerz am höchsten ist, ist seine Auflösung am nächsten. Wenn wir von Gott verlassen scheinen, ist Gott am nächsten bei uns. Jesus sprach: „Mich dürstet," daß er vor seinem Tode sich noch einmal erquickte und auf sein nahes Ende stärkte. Sie gaben ihm Essig zu trinken. Als er den Essig getrunken hatte, und das nahe Ende fühlte, rief er mit lauter Stimme: „Es ist vollbracht" — „Vater," rief er, „in deine Hände befehl ich meinen Geist." Das war sein letztes Wort. Da waren sie aufgelöst die Schmerzen des frommen heiligen Dulders. Da neigte er das müde Haupt und starb.

Aber nicht umsonst hatte sich der Himmel in furchtbare Wolken verhüllt. Die Erde erbebte, daß Felsen zersprangen und die Gräber aufgiengen. Ja der Vorhang im Tempel zerriß, der das Allerheiligste des Tempels bedeckte. Als der Hauptmann der römischen Wache das Erdbeben wahrnahm, sprach er: „Wahrlich, er ist ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen." Das Volk aber schlug an seine Brust, und kehrte wieder um. Man weiß nicht, was man dazu sagen soll.

49.

Das Begräbniß.

Die Kreuzigung des Herrn geschah an einem Freitag. Selbigen Abend brach der Sabbath an des Osterfestes, ein sehr heiliger Tag bei den Juden. Des-

wegen mußten die Gekreuzigten am nämlichen Tag abgenommen werden. Ehe sie den Leichnam Jesu herabnahmen, stach ihn noch einer der Kriegsknechte mit einem Speere in die Seite. Es floß Blut und Wasser aus der Wunde. Während aber als die Freunde Jesu bekümmert waren, was dem Leichname des theuren Erblaßten noch für eine Unehre widerfahren könnte, kam der reiche und vornehme Rathsherr, Joseph von Arimathia, zu Pilatus, und bat ihn, daß er ihm den Leichnam Jesu zum Begräbniß überlassen wolle. Es kam auch Nikodemus. Diese beiden nahmen den entseelten Leichnam, und wickelten ihn mit kostbaren Gewürzen in eine feine Leinwand ein. Joseph besaß nicht weit von dem Orte, wo der Herr gekreuziget war, einen Garten. In dem Garten war ein zubereitetes neues Grab, in welchem einst er selbst wollte begraben werden. Es war in einen Felsen eben hineingehauen. In das Grab legten den Leichnam Jesu seine Freunde, und wälzten vor die Oeffnung einen großen schweren Stein, als wenn jetzt Alles am Ende wäre.

50.

Die Auferstehung des Herrn.

Es war noch nicht Alles am Ende. Der Verheißene kann im Grabe nicht bleiben. Die Verheißung kann nicht sterben. Wie sprach der Herr zu seinen Jüngern? Des Menschen Sohn wird gekreuziget und getödtet werden. Aber am dritten Tag wird er auferstehen.

Der thränenreiche Sabbath war vorüber. Am Sonntag frühe — freundliche Morgensterne mögen am Himmel gestanden seyn — im Schimmer der freundlichen Morgensterne giengen einige fromme Frauen, Freundinnen und Verwandte Jesu, ebenfalls mit Specereien hinaus zu dem Grabe. Sie wollten dem theuern Erblaßten auch noch die letzte Pflicht der Liebe anthun, und ihn einbalsamiren nach der Sitte ihrer Zeit. Unterwegs sprach kummervoll eine zu der andern: „Wer wälzet uns den Stein von dem Grabe?" Aber wie oft will der schwache Mensch noch sorgen, wann Gott schon gesorgt hat? Als sie in den Garten kamen, war der Stein schon weggewälzt. Das Grab war offen. Es war kein Leichnam mehr darin. Ein Engel saß zur Rechten, gleich einem Jüngling, in einem langen weißen Gewand. Vor seinem Anblick erschracken die Weiber. Der Engel sprach: „Entsetzet euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist nicht mehr hier, er ist auferstanden." Ja, er zeigte ihnen die leere Stätte, wo Jesus gelegen war. „Gehet hin," sprach er, „und sagt es seinen Jüngern. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?"

Der Mensch kann eine große Freude nicht schnell fassen. Ja, die größte Freude selber ist ein Schrecken. Die Frauen flohen mit Schrecken und Freude aus dem Garten in die Stadt, und verkündeten den Jüngern, was sie gesehen und gehört hatten. Aber die Jünger glaubten ihnen nicht. Die Rede der Frauen war ihnen wie ein Traum. Wiewohl zwei von ihnen, Petrus und Johannes, giengen selbst

hinaus zu dem Grab, und fanden es, wie die Frauen gesagt hatten. Die Leinwand, in welche Joseph den Erblaßten gewickelt hatte, lag beisammen an einem Ort. Ein Tuch, welches ihm um das Haupt gelegt war, lag nicht bei der Leinwand. Es war besonders zusammen gelegt an einem eigenen Ort.

51.

Maria Magdalena.

Aber wird sich der Auferstandene nicht selbst erzeigen und seine zweifelnden und traurenden Freunde trösten?

Eine von den Frauen, Maria Magdalena, glaubte nichts anderes, als daß der Leichnam in der Nacht hinweggetragen und an einen andern Ort gebracht worden sey, und wußte nicht, von wem und wohin. Sie hatte deswegen keine Ruhe in der Stadt. Sie kehrte in den Garten zurück, sie setzte sich zu dem verlassenen Grab, schaute hinein, als ob sie ihn sehen müßte, oder als ob sie sich zu neuen Thränen stärken wollte, und wartete, bis jemand käme, der ihr sagen könnte, wo der theure Entschlafene läge. Da stand hinter ihrem Rücken auf einmal eine männliche Gestalt und redete sie an: „Weib, was weinest du? Wen suchest du?" Maria meinte, es sey der Gärtner. Es war nicht der Gärtner. Fromme Kinder wollen schon vermuthen, daß es der Auferstandene war, und haben auch noch

kaum das Herz es recht zu glauben. Maria sprach zu dem Mann, den sie nicht kannte: „Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, daß ich ihn hole." Es redete sie der Unbekannte mit ihrem Namen an: „Maria," sprach er mit sanfter Stimme, und enthüllte ihr sein Angesicht. Es war der Auferstandene, und offenbarte sich ihr, daß er lebe, daß ihn Gott wieder auferweckt habe von dem Tode. Maria schrie mit einem freudigen Erschrecken: „Rabbuni, d. h. mein Herr. Mehr konnte sie im ersten Augenblick nicht sagen. Als sie aber niederkniete und seine Kniee umfassen wollte, wehrte er ihr und sprach: „Rühre mich nicht an! Ich bin noch nicht aufgefahren," sprach er, „zu meinem Vater. Gehe aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott, und zu eurem."

Wie mag die fromme Maria sich des Auferstandenen gefreut haben, des Lebenden, den sie einen Augenblick vorher noch als todt beweinte.

Den Abend lang währet das Weinen, aber am Morgen die Freude.

Du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen. Du hast mein Trauergewand mir ausgezogen und mich mit Freuden umgürtet.

Maria, die getröstete und hocherfreute, eilte zu den Jüngern zurück, und verkündete ihnen, daß sie den Herrn gesehen, und was er mit ihr geredet habe.

52.

Der Gang nach Emahus.

Am nämlichen Sonntag giengen zwei Jünger mit einander nach Emahus, einem Flecken nahe bei Jerusalem. Sie waren nicht von den Eilfen, aber sie redeten mit einander von diesen Begebenheiten und waren traurig. Zwar wußten sie schon, daß die Frauen das Grab leer gefunden, und daß Engel mit ihnen geredet hatten. Aber sie hatten noch keinen großen Glauben an die Auferstehung. Da trat der Auferstandene zu ihnen, nicht in seiner bekannten Gestalt, sein Antlitz war ihnen nicht enthüllt, und gesellte sich zu ihnen, wie Wanderer auf der Straße manchmal zu thun pflegen. „Was sind das für Reden," fragte er sie, „die ihr mit einander wechselt, und warum seyd ihr so traurig?" Die Jünger gewannen ein Zutrauen zu dem theilnehmenden fremden Mann. Sie sprachen zu ihm: „Bist du der einzige unter den Fremblingen in Jerusalem, der nicht wisse, was in diesen Tagen geschehen ist?" Sie meinten, es müssen alle Menschen wissen, und alle an das denken, was sie so traurig machte, und so schwer in ihrem Herzen lag. Er fragte sie, was sie meinten. Er wollte ihnen Gelegenheit geben, ihr Herz durch Mittheilen zu erleichtern. Sie sprachen: „Das von Jesu, welcher ein Prophet war, mächtig in That und Worten vor Gott und allen Menschen. Unsere Priester," sagten sie, „haben ihn zum Tode überliefert, daß er gekreuziget wurde. Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen." Hierauf fieng er an, ihnen aus den

Schriften

Schriften des Moses und aus den Propheten zu erklären, daß ja Christus solches leiden mußte, damit er in seine Herrlichkeit eingehen könnte. Den Jüngern wurde bei diesen Reden so wohl in ihrem Herzen. Es bewegte sich in ihrem Herzen eine wunderbare Liebe zu diesem freundlichen Fremdling. Es wäre ihnen nicht lieb gewesen, als sie nach Emahus kamen, wenn er weiter gegangen wäre. Sie sprachen zu ihm: „Bleibe bei uns! denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget." Jesus blieb gerne bei ihnen.

Als sie aber mit einander in der Herberge waren, und zu Tische saßen, brach er das Brod, dankte und gab es ihnen. Da erkannten sie ihn, daß er es sey, an der Art, wie er pflegte das Brod zu brechen. Als sie sich aber erst recht freuen und noch viel mit ihm reden wollten, verschwand er vor ihnen. Da schauten sie einander an und einer sprach zu dem andern: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Wege, und uns die Schrift erklärte?" Sie eilten hierauf noch an dem nämlichen Abend nach Jerusalem zurück, daß sie den andern Jüngern erzählten, was ihnen begegnet sey.

53.

Jesus besucht seine Jünger.

Die Jünger saßen denselbigen Abend beisammen, und die Thüren waren verschlossen aus Furcht vor den Juden. Aber von was redeten sie wohl, als

von ihrem Herrn und Meister und von dem leer gefundenen Grab und von dem Zeugniß, und wie gerne sie ihn selbst sehen und mit ihm reden wollten, daß sie auch recht getrost und fröhlich seyn könnten. Da stand auf einmal der Auferstandene unter ihnen in seiner bekannten, lieben Gestalt und grüßte sie mit den schönen Worten: „Friede sey mit euch!" Doch fuhren sie vor Schrecken zusammen. Denn es war ihnen nicht anders, als erzeigte sich ihnen ein Geist. Jesus trat näher zu ihnen und zeigte ihnen seine Seite und seine Hände und beruhigte sie: „Ich bin es selber," sagte er, „fühlet mich an! Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr an mir sehet." Ja er aß mit ihnen von einem Fisch und etwas Honigseim. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.

Das war der heilige Ostersonntag, der noch jährlich mit Freude und Hoffnung in allen christlichen Kirchen gefeiert wird im Frühjahr, wann die ersten Samenkerne aus der Erde aufgehen, und so zu sagen auch ihre Auferstehung halten.

Der Tod ist verwandelt in das Leben, in den Sieg. Gott sey gedankt, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum unsern Herrn!

Thomas war nicht zugegen, als der Herr den Jüngern erschien. Als er zu ihnen kam, riefen sie ihm voller Freude entgegen: „Wir haben den Herrn gesehen." Thomas glaubte ihnen nicht. Er antwortete: „Wenn ich nicht mit meinen Händen die Wundenmale seines Körpers befühle, so will ichs nicht glauben." Nach acht Tagen waren sie abermal

beisammen und die Thüren waren verschlossen, und Thomas war bei ihnen. Es war, wie wenn sie warteten, ob er wieder kommen werde um die nämliche Zeit. Er kam wieder, und sprach zu Thomas: „Reiche nun deine Finger her, und befühle meine Wundenmale, und sey nicht unglaubig, sondern glaubig." Als Thomas Jesum erkannte, daß er es sey, sprach er zu ihm mit freudigem Entzücken: „Mein Herr und mein Gott!" Jesus aber sprach zu ihm: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

Alle die Jesum Christum nie gesehen und doch lieb haben, und an ihn glauben, wiewohl sie ihn nicht sehen, werden sich einst, gleich dem Thomas, freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude.

54.

Erscheinung Jesu am galiläischen Meer.

Die Jünger waren auf kurze Zeit wieder in Galiläa. Petrus und einige von ihnen fischten auf dem See. Am Morgen stand Jesus an dem Ufer, und fragte: „Kinder, habt ihr nichts zu essen?" Er liebte sie, als wenn sie seine Kinder wären. Wen man herzlich und vertraulich liebt, den nennt man sein Kind. Die armen Jünger hatten nichts, womit sie ihren Herrn bewirthen konnten. Sie hatten die ganze Nacht hindurch nichts gefangen. Aber wo Jesus ist,

da ist kein Mangel. Es war bald für ein Mahl gesorgt. Als sie das Mahl genossen hatten, schaute er unter andern vertraulichen Gesprächen den Jünger an, der ihn dreimal verläugnet hatte, und sprach zu ihm mit beweglichen Worten: „Simon, hast du mich lieber, als mich diese haben?" Denn vor der Gefangennehmung Jesu hatte Petrus gesagt: „wenn dich alle verlassen, so will ich dich nicht verlassen;" als wenn er eine größere Liebe zu Jesu hätte, als Johannes und die andern Jünger. Deswegen fragte er ihn: „Hast du mich lieber?" Er wollte ihn zur Erkenntniß seiner selbst, zur Demuth und zur Gerechtigkeit gegen die andern Jünger führen. Selbsterkenntniß führt zur Demuth und zur Gerechtigkeit. Petrus begehrte nicht mehr besser zu seyn, als die andern Jünger. Er antwortete demüthig und wahr. „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe." Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Lämmer!" Zum zweitenmal fragte er ihn: „Hast du mich lieb?" Petrus gab ihm die nämliche Antwort. Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Schafe." Er fragte ihn zum drittenmal: „Hast du mich lieb?" Petrus gab ihm zum drittenmal die Antwort: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe." Jesus sprach abermal zu ihm: „Weide meine Lämmer." Solche Gelegenheit gab er seinem Jünger, der ihn dreimal verläugnet hatte, daß er ihm dreimal seine Liebe bekennen konnte, und tröstete ihn. Gott gibt jedem guten Menschen, der aus Schwachheit gefehlt hat, Gelegenheit, seine Sünde zu erkennen, und nimmt das Bekenntniß seiner Treue und seiner Liebe mit Wohlgefallen an, und tröstet ihn.

55.

Letzte Reden Jesu an seine Jünger. Himmelfahrt.

Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Es muß alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist."

„Also ist's geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen am dritten Tag, und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern."

Wiederum sprach er zu ihnen: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden."

Dieses ist das Gesetz der heiligen Taufe, mit welcher die Kinblein getauft und in das Reich Gottes aufgenommen werden, daß sie Christo angehören und bei ihm bleiben und in dem wahren Glauben an ihn fromm und selig werden mögen.

„Siehe," sprach Jesus, „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Auch wiederholte er ihnen die Verheissung des heiligen Geistes und befahl ihnen, in Jerusalem beisammen zu bleiben, bis die Verheißung erfüllt werde. Aber alles, was er redete, deutete darauf, daß er bald werde von ihnen scheiden. Vierzig Tage, nachdem er von dem Tode erstanden war, verweilte er noch auf der Erde, erschien seinen Jüngern und

lehrte sie. Er hatte ihnen noch gar manches zu sagen, was sie früher nicht verstanden hatten.

Zuletzt nach allen diesen Reden und Erscheinungen führte er sie gen Bethania. Dort fragten sie ihn, wann er wieder kommen werde, wann er das Reich Israel wieder aufrichten werde. Sie erhielten aber die Antwort: Es gebühret euch nicht Zeit und Stunde zu wissen, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat, sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, und werdet meine Zeugen seyn in Judäa und in Samaria und bis an das Ende der Welt."

Nach diesem hob Jesus die Hände auf und segnete sie, und fuhr auf gen Himmel. Eine Wolke nahm ihn weg vor ihren Augen. Als sie ihm aber nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, standen bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern und sagten zu ihnen: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wieder kommen." Hierauf beteten die Jünger ihn an, und kehrten zurück nach Jerusalem, nicht mehr mit Traurigkeit und Angst, sondern mit großer Freude.

Das ist der Verheißene, in welchem alle Geschlechter der Erde sollen gesegnet werden, geboren in Bethlehem, schon in seiner Kindheit verloren und wieder gefunden am dritten Tag in Jerusalem, getauft vor Johannes im Jordan, versucht in der Wüste, gesendet von Gott, zu stiften das heilige Reich Gottes auf der Erde und die selige Wiedervereinigung der Menschen mit Gott, geliebt von den Guten, verfolgt von

den Bösen, verrathen von seinem Jünger, gekreuziget, gestorben und begraben, am dritten Tag auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel.

Also hat ihn Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in seinem Namen sich alle Kniee beugen und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sey.

56.

Die erste christliche Gemeinde.

Während als die Jünger in Jerusalem beisammen waren und auf die Verheißung warteten, in der Zwischenzeit ernannten sie einen von den übrigen Nachfolgern Jesu, Namens Matthias, daß er der zwölfte unter ihnen seyn sollte, anstatt des Judas Ischarioth. Es wäre nicht nöthig gewesen. Gott wird schon selber noch einen auserwählen, daß er der zwölfte sey, welchen in selbigen Tagen noch niemand dafür ansah. Hundert und zwanzig Seelen waren beisammen. Dieses war der Anfang und erste Keim der christlichen Kirche auf der Erde. Das Reich Gottes ist einem Senfkorn gleich, oder einem andern kleinen Samenkern, den ein Mensch nimmt, und in seinen Garten bringt. Er wächst und wird ein großer Baum. Durch Gottes Segen wird das Kleine groß.

57.

Die Ausgießung des heiligen Geistes.

Am Pfingstfest der Juden, fünfzig Tage nach der Auferstehung, waren die Jünger alle einmüthig beieinander. Auf einmal ergieng ein gewaltiges Brausen vom Himmel, und erfüllte das ganze Haus, worin sie saßen, und Flämmchen wurden sichtbar. Damals empfiengen die Jünger den heiligen Geist, den ihnen Jesus verheißen hatte. Es gieng nämlich in ihrem Inwendigen eine sonderbare und schnelle Veränderung vor, welche niemand beschreiben kann, was sie war, und wie sie zugieng. Denn niemand weiß, was in den Menschen ist, ohne den Geist des Menschen, der in ihm ist. Sie waren jetzt auf einmal ganz andere Menschen, als sie vorher waren gewesen. Alle Kräfte ihres Geistes und Gemüthes waren erhöht und geheiliget. Sie redeten mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Insbesondere aber ward ihr Herz belebt von Freudigkeit und Muth, das Evangelium des Auferstandenen vor allen Menschen kund zu thun. Alle Furchtsamkeit war jetzt verschwunden, welche bisher ihre Herzen gefangen hielt.

Als das Brausen gehört wurde, liefen die Leute zusammen in das Haus, wo die Jünger waren, wie die Neugierde zu thun pflegt.

Unter ihnen waren auch viele fremde Juden aus allen Gegenden der Welt, welche zur Feyer des Festes nach Jerusalem gekommen waren. Sie hatten schon vorher von den Jüngern gehört. Sie meinten,

sie würden einfältige Menschen antreffen, die in ihrer galiläischen Sprachweise nicht einmal erträglich mit andern Leuten reden könnten. Ey, wie verwunderten sie sich, als sie diese hocherleuchteten und hochberedten Männer sahen, und von den großen Thaten Gottes reden hörten. Sie sprachen zu einander: „Sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn, ein jeglicher die Sprache, in welcher wir geboren sind? Was will das werden?" Einige aber trieben sogar ihren Spott, und behaupteten, die Jünger seyen betrunken, wiewohl es war erst die dritte Stunde am Tage. Die Leichtfertigkeit sucht überall Gelegenheit zum Spott. Ein besonnenes Gemüth findet überall Gelegenheit zum Nachdenken. Petrus stand auf, und hielt an sie eine Rede, wie Gott schon in den Tagen der Propheten den heiligen Geist verheißen habe, und jetzt werde diese Verheißung erfüllt. „Jesum von Nazareth," sprach er, „den Mann von Gott, — den habt ihr gekreuziget und getödtet; den hat Gott auferwecket, deß sind wir alle Zeugen — und nun, nachdem er durch die Rechte Gottes erhöht ist, hat er uns den heiligen Geist gegeben, und Gott hat ihn zu einem Herrn und Christ gemacht."

„Thut Buße," sprach er, „und lasset euch taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünde — denn euer, und eurer Kinder ist diese Verheißung, — und aller, die ferne sind, welche Gott rufen wird."

Selbigen Tag ließen sich taufen gegen dreitausend Menschen, und ihre Anzahl wurde täglich größer.

Das war das erste christliche Pfingstfest, welches ebenfalls noch heut zu Tag in allen Kirchen gefeiert

wird, fünfzig Tage nach Ostern, wenn Gottes lebendiger Odem durch den blühenden Frühling weht, und das Jahr befruchtet. Jeder Sonntag ist ein Gedächtnißfest, erstens, für Gottes leibliche Wohlthaten in der Schöpfung, zweitens, für die Auferweckung Jesu von den Todten, drittens, für die Sendung des heiligen Geistes, ein heiliger und erfreulicher Tag, ein heiliger Dreieinigkeits-Tag.

58.

Die erste Verfolgung.

Gleichwie um Pfingsten oder bald hernach gewöhnlich die ersten Gewitter kommen — aber sie schaden wenig, vielmehr sie befördern die Fruchtbarkeit des Jahres, und der Sturmwind trägt die fruchtbaren Samenkernlein weiter — also brachen auch bald nach dem Pfingstfest die ersten Verfolgungen über die Bekenner Jesu aus, wie er ihnen vorausgesagt hatte.

Als Petrus mit Johannes in den Tempel gieng, zu beten, heilte er im Vorbeigehen einen lahmen Menschen, welcher vor einer Thüre des Tempels lag, und bettelte. Wer auf guten Wegen geht, dem gibt Gott Gelegenheit zu guten Thaten. Petrus sprach zu dem lahmen Menschen: „Gold und Silber habe ich nicht. Was ich aber habe, gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi stehe auf und wandele.“ Der Apostel war seiner Rede und ihres Erfolges so gewiß, daß er dem Kranken die Hand reichte, um

ihn aufzurichten. Augenblicklich stand der Lahme auf, gieng mit ihnen in dem Tempel herum und lobte Gott. Alle Leute, welche im Tempel waren, liefen herzu, daß sie den wunderthätigen Apostel sähen. Petrus wollte nicht dafür angesehen seyn, daß er so etwas im Stande sey. Ein wahrer Bekenner Christi will nicht mehr scheinen, als er ist. Er will nicht für seine Kunst und Weisheit ausgeben, was Gottes Kraft und Weisheit durch ihn thut. Petrus belehrte sie, daß dieser Lahme nicht durch ihn, sondern durch den Glauben an Jesum Christum genesen sey, welchen Gott auferweckt habe von den Todten.

Als nun die Priester hörten, welche im Tempel waren, daß die Apostel von dem verhaßten Namen Jesu lehrten, setzten sie dieselben aus dem Tempel hinweg gefangen, wie gemeine Verbrecher oder Unruhstifter, bis an den andern Morgen. Nichts desto weniger vermehrte sich die Gemeinde des Herrn abermal an selbigem Tage auf fünftausend Männer. Die Saaten waren aufgegangen, die in den Tagen Jesu gesäet wurden. Die Zeit der Ernte gieng an. Des andern Tages wurden zwar die Apostel vor Gericht gestellt, vor die nämlichen Richter, welche Jesum zum Tod verurtheilt hatten, aber Gott ließ ihnen kein Leid widerfahren. Sie wurden wieder in Freiheit gesetzt, ob sie gleich herzhaft bekannten, es sey dem also, daß Gott den Jesus von Nazareth, welchen sie gekreuzigt haben, von den Todten auferweckt habe, und es sey kein ander Heil, und es sey auch kein anderer Namen den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden. Ein rechtschaffener Bekenner Jesu muß herzhaft seyn. Er darf nichts

bemänteln noch verheimlichen. — Die Priester verboten zwar den Aposteln, daß sie nicht mehr lehren sollten von Jesu. Aber die Apostel sprachen: „Urtheilet selbst, ob es vor Gott recht sey, daß wir euch mehr gehorchen, als Gott. Wir können es nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben."

Also gaben die heiligen Apostel die erste Probe ihres Lehrvortrags in einem Haus, das zweitemal schon in dem Tempel, das drittemal schon vor dem Gericht der Hohenpriester und Aeltesten und Schriftgelehrten. Petrus bekennt jetzt schon vor den Hohenpriestern, was er wenige Wochen vorher vor einer Magd verläugnet. Gott hilft den Schwachen weiter.

Als nun die Jünger fortfuhren, von Jesu zu lehren, und seine Auferstehung zu verkündigen, wurden sie abermal in das Gefängniß gesetzt. Aber Gott erlöste sie. Auf einmal waren sie wieder in dem Tempel und lehrten. Die Hohenpriester sprachen zu ihnen: „Haben wir euch nicht ernstlich verboten, daß ihr nicht lehren sollt in diesem Namen?" Sie sprachen den Namen Jesu gar nicht aus, so verhaßt war er ihnen. Aber die Apostel antworteten: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Es wurde im Rath die Rede davon, sie zu tödten. Aber einer von den Herren des Raths, mit Namen Gamaliel, ein Mann wie Nikodemus und Joseph, sprach: „Nehmt euch in Acht, was ihr thut mit diesen Leuten! Ist ihr Werk von Menschen," sagte er, „so wird es untergehen. Ist es aber von Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen." Es war von Gott.

Sie konnten es nicht dämpfen. Die Apostel wurden abermal in Freiheit gestellt, wiewohl nicht ohne schmerzhafte Mißhandlungen, wie ihnen Jesus vorher gesagt hatte.

59.

Stephanus.

Die Apostel und die, welche durch ihr Wort waren glaubig geworden, führten anfänglich ein schönes gemeinsames Leben. Sie waren alle ein Herz und eine Seele. Ja sie führten eine gemeinschaftliche Haushaltung unter der Aufsicht der Apostel, und reichten besonders den verlassenen und unglücklichen Wittwen ihre tägliche Nahrung. Als aber die Menge zu groß wurde und Unordnungen vorgiengen, wählten sie auf den Rath der Apostel sieben unbescholtene und fromme Männer, welche dem Geschäft vorstehen sollten. Einer von ihnen hieß Stephanus.

Stephanus war neben seiner Frömmigkeit auch ein schöner, aber zugleich ein wortseliger und ein reizbarer Mann. Man sah ihm wohl an, daß er noch ein Neuling und kein Apostel war. Seine Reizbarkeit beförderte seinen Tod. Er wurde wegen der Lehre vor den Rath geführt. Es traten falsche Zeugen gegen ihn auf und beschuldigten ihn, wie er sollte gesagt haben, Jesus von Nazareth werde den Tempel zerstören und die Gesetze ändern, die Moses gegeben habe. Diese Elenden wußten nicht einmal etwas

Neues zu ersinnen. Sie brachten wieder die nämliche Beschuldigung vor, welche Jesu war zur Last gelegt worden. Alle, die im Rath saßen, sahen Stephanum an, er stand unter ihnen wie ein Engel. Als ihn aber der Hohepriester fragte: „Ist dem also?" begann er zu reden, und nannte sie zwar in seiner Anrede, zuerst gar fein, liebe Brüder und Väter, und erinnerte sie an die Wohlthaten, die Gott seinem Volk erzeigt habe, von Abrahams Zeiten an, bis er auf David und Salomon kam, der dem Herrn den schönen Tempel baute. Als er aber des Tempels erwähnte, und nun wieder an die Beschuldigung dachte, wegen welcher er verklagt war, und als er schon erhitzt war in seiner Rede, verlor er die Fassung seines frommen Gemüths so sehr, daß er anfieng, sie zu schimpfen. Das that kein Apostel. Er nannte sie Halsstarrige und Unbeschnittene, was damals eine große Beleidigung war, und warf ihnen vor, daß ihre Väter die Propheten getödtet haben, und sie selbst seyen nicht besser. Niemand läßt gern seine Väter schimpfen, sich auch nicht. Sie knirschten vor Zorn über diese Worte, und als er zuletzt noch sprach, „ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn stehen zur Rechten Gottes," rissen sie ihn ohne Recht und Richterspruch zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Als er aber fühlte, daß er jetzt bald sterben werde, rief er: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf." Ja er betete für seine Mörder und ihre Genossen, daß ihnen Gott diese Sünde nicht behalten wolle. Eines solchen Todes starb der fromme Stephanus, und es stand ein junger Pharisäer dabei, Namens Saulus, als sie ihn steinigten, und hatte ein besonderes Wohlgefallen an seinem Tode. Der

junge Pharisäer ist derjenige, den Gott auserwählte, daß er unter den Jüngern der zwölfte sey, und sah ihn damals niemand dafür an. Gott behielt ihm diese Sünde nicht

---

60.

Saulus.

Die Heftigkeit der Rede des Stephanus machte den Namen Jesu noch viel verhaßter, als er vorher war, und seine Steinigung war der Anfang und die Losung zu einer allgemeinen Verfolgung. Die ganze Gemeine in Jerusalem floh auseinander und zerstreute sich in das ganze Land und bis in Syrien hinein, also, daß jetzt die Bekenner Jesu und die Boten seines Reichs in ganz Judäa und Samaria und über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet waren, in Galiläa ohnehin. Denn was bewirkt das Ungewitter und der Sturm? Er trägt die fruchtbaren Samenkernlein weiter.

Aber der schlimmste unter allen, welche die Gemeine in Jerusalem zerstörten, war der junge Pharisäer, der an dem Tode des Stephanus so großes Wohlgefallen gefunden hatte. Ja er verfolgte jetzt die Bekenner des verhaßten Namens bis in die fremden Städte, daß er sie gebunden nach Jerusalem führte. Als er zu solchen Zwecken sich nach Damaskus in Syrien begab, — sein Gewissen mochte ihn wohl bisweilen beunruhigen, ob er auch

auf guten Wegen sey — Gott läßt keinen ungewarnt auf bösen Wegen gehen — plötzlich umleuchtete ihn eine Helle vom Himmel. Er fiel auf die Erde, und hörte eine Stimme: „Saul, warum verfolgst du mich?" Er sprach: „Herr, wer bist du?" Die Stimme antwortete: „Ich bin Jesus, den du verfolgest." Er fragte: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" Die Stimme sprach: „Gehe hin in die Stadt! Da wird man dir sagen, was du thun sollst." In der Stadt, in Damaskus besuchte ihn auf Gottes Befehl ein Jünger mit Namen Ananias und unterrichtete ihn, und taufte ihn. Von der Zeit an war er ein anderer Mensch; und war er von Jerusalem gekommen, daß er die Bekenner Jesu verfolgte, so ward er jetzt selber einer, und lehrte in den Schulen, daß Jesus sey Christus der Sohn Gottes. Also ward er ein Apostel, und weil er ein anderer Mensch war worden, so änderte er auch seinen Namen, und nannte sich Paulus, und die ihn vorher fürchteten, liebten ihn jetzt, und freuten sich seiner Bekehrung.

61.

Der Mohr.

Zur nämlichen Zeit taufte Philippus auch einen Mohren, den Schatzmeister der Königin Kandaces aus Mohrenland. Denn Christus will allen Menschen ein Heiland seyn. Der Mohr kam dem Heiland auf halbem Weg entgegen, doch wußte er es nicht. Er war nach Jerusalem gekommen, daß er daselbst

betete

betete in dem Tempel. Er 'war schon wieder auf dem Heimweg, aber Gott ließ ihn, so zu sagen, nimmer aus den Augen. Er schickte ihm den Philippus zu. Der Mohr fuhr langsam auf seinem Wagen und las in dem Buch des Propheten Jesaias einen schweren Spruch von einem, der sich geduldig wie ein Lamm habe martern und tödten lassen. Sein Leben sey von der Erde hinweggenommen. Aber niemand vermöge die Dauer desselbigen auszusprechen. Philippus redete den Mohren an, ob er auch verstehe, was er lese. Manche Menschen wollen lieber unwissend seyn, als unwissend scheinen. Sie schämen sich zu fragen, was sie nicht wissen. Lernen, was man noch nicht weiß, ist keine Schande und führt oft zu großem Heil. Der redliche und bescheidene Mohr schämte sich nicht. Er sprach: „Wie kann ich verstehen, was ich lese, wenn mich niemand anleitet?" Er bat den Philippus, daß er wolle zu ihm sitzen, und ihm erklären, was es sey, wovon der Prophet rede. Philippus setzte sich zu ihm und lehrte ihn das Evangelium, die gute Botschaft von Jesus. Ein treues Gemüth versteht bald was ihm von Jesus gesagt wird. Der Mohr hatte ein treues Gemüth. Als sie des Weges an ein Wasser kamen, sprach er: „Was hindert's, daß ich mich taufen lasse?" Philippus fragte ihn: „ob er von ganzem Herzen glaube?" Der Mohr erwiederte: „Ich glaube, das Jesus Christus Gottes Sohn sey." Auf dieses Bekenntniß empfieng er von Philippus die Taufe und ward ein Jünger Jesu Sonst weiß man zwar nichts von ihm. Es war auch ein Saatkorn, das weiter zog.

62.

Cornelius.

Zur nämlichen Zeit taufte Petrus auch einen welschen Hauptmann in Cäsaria, einen Heiden aus Rom. Der Hauptmann war fromm und gottesfürchtig sammt seinem ganzen Hause, wohlthätig gegen die Armen und eifrig im Gebet. Es kam zu ihm ein Engel und sprach: „Corneli, dein Gebet und deine Almosen sind vor Gott, und nun sende Männer gen Joppe und laß zu dir rufen Simon mit dem Zunamen Petrus, der wird dir sagen, was du thun sollst." Petrus war damals in der Stadt Joppe, aber er würde schwerlich mit den Boten des Hauptmanns in das Haus eines Heiden gegangen seyn und ihn getauft haben, wenn ihn Gott nicht durch eine wunderbare Erscheinung dazu ermuntert hätte. Denn Petrus und alle seine Anhänger standen damals noch im Wahn, Jesus sey nur den Juden ein Heiland, obgleich er den heiligen Geist hatte. Denn auch der heilige Geist und alle Gnade Gottes thut an den Menschen nicht alles auf einmal, sondern er gibt denen, die ihn annehmen, Trieb und Gelegenheit, täglich verständiger und frömmer zu werden, und leitet in die Wahrheit. Gott gab dem Apostel durch die sonderbare Erscheinung zu erkennen, daß jetzt zwischen Juden und Heiden kein Unterschied mehr gelte. In jedem Volk sey ihm angenehm, wer ihn fürchtet und recht thut.

Als Petrus zu dem Hauptmann kam, war in dem Haus eine große Freude und Hoffnung. Es waren alle Freunde und Verwandte des Hauptmanns

versammelt. Der Hauptmann fiel zu den Füßen des Apostels nieder und wollte ihn anbeten Aber der hochherzige Apostel richtete ihn auf, und sprach: „Ich bin auch ein Mensch!" Als sie die ersten Reden mit einander gewechselt hatten, that ihm Petrus das Evangelium kund, daß Gott verkündet habe den Frieden durch Jesum Christum, der da sey ein Herr über Alles, daß ihn die Juden gekreuziget und getödtet haben. Aber Gott habe ihn auferweckt am dritten Tage und habe ihn verordnet zum Richter der Lebendigen und der Todten, und daß, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen. So war immer die Rede der Apostel. Dabei blieben sie für den Anfang stehen. Das ist das Fundament ihrer Lehre.

Als Petrus erkannte, daß das Evangelium von dem Hauptmann und seinen Freunden freudig angenommen wurde, ließ er sie ebenfalls taufen, und blieb bei ihnen noch etliche Tage.

63.

Das Evangelium verbreitet sich nach Rom.

Aber der eifrigste unter allen, man darf es wohl sagen, war Paulus, der jüngste unter den Aposteln. Paulus, erfüllt und belebt von dem heiligen Geist, reisete umher in allen Ländern und in den vornehmsten Städten, wo damals Juden und Schulen waren, lehrte das Evangelium unter den Juden und Heiden

mit großer Gefahr, und stiftete und erbaute ansehnliche Gemeinden oder Kirchen, zum Beispiel in einer Stadt, Namens Antiochia. In Antiochia blieb er mit seinen Freunden und Gehülfen ein ganzes Jahr. Daselbst wurden auch die Bekenner des Evangeliums zum erstenmal und seitdem Christen genannt, das heißt, Angehörige Christi, Königlich Gesinnte, nämlich solche, welche sich zum Reich Gottes zählen, und Christum als ihren Herrn und König erkennen und verehren. Denn Christus heißt so viel als ein Gesalbter, das ist, ein König.

Als der Apostel die ganze Gegend, welche er zu durchreisen vermochte, in einen schönen Pflanzgarten des Christenthums verwandelt hatte, kam er endlich wieder nach Jerusalem. Die Juden in Jerusalem warteten schon lange auf ihn, daß sie ihn tödteten. Es entstand wegen seiner ein Aufruhr selbst in dem Rath. Der römische Kriegsobriste, der in der Burg lag, rückte mit der ganzen Besazung aus, und führte den Apostel als Gefangenen in die Burg. Damals sprach zu ihm der Herr: „Fürchte dich nicht, Paulus! denn wie du von mir in Jerusalem gezeuget hast, also mußt du auch in Rom zeugen.“ Es war aber Rom damals die berühmteste und mächtigste Stadt in der Welt, und die Residenz des Kaisers.

Die Juden faßten einen neuen Mordanschlag gegen ihn. Vierzig Juden verschworen sich, sie wollten nichts essen und nichts trinken, bis sie ihn getödtet hätten. Es hätte können ein langer Fasttag werden. Denn der Obriste ließ ihn in der Nacht mit hundert Mann zu Fuß, siebenzig Reitern und zweihundert Schützen nach Cäsaria abführen vor den

Landpfleger Felix, daß man sagen kann, das Evangelium sey mit einem römischen Kriegskommando geflüchtet und gerettet worden, daß es nach Rom, in die Hauptstadt der Welt, gebracht wurde. Zwei Jahre lang saß Paulus gefangen, und ward nicht losgesprochen und nicht verurtheilt. Doch durften die Seinigen zu ihm kommen und ihm dienen. Es widerfuhr ihm nichts Böses. Nach zwei Jahren kam ein anderer Landpfleger, Namens Festus, in das Land. Die Juden verlangten von ihm, daß er den Apostel nach Jerusalem bescheiden sollte zum Verhör. Denn sie hatten den Anschlag gegen ihn noch nicht aufgegeben, ihn zu tödten. Der neue Landpfleger schien zuletzt nicht abgeneigt dazu. Aber der Apostel faßte einen herzhaften Entschluß zu seiner Rettung. Er sprach: „Ich stehe vor des Kaisers Gericht. Ich begehre mein Recht von dem Kaiser." Denn er wußte wohl, in welcher Gefahr er wäre, wenn er nach Jerusalem wäre gebracht worden. War der Apostel kurz entschlossen, so war es der Landpfleger auch: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen."

Um dieselbe Zeit besuchte den neuen Landpfleger der König Agrippa, welcher jüdisch war und von dem Geschlechte des Herodes. Der Landpfleger bat den König, er wolle den Gefangenen ein wenig verhören; er verstehe die jüdischen Religionssachen besser, als er. Paulus hielt eine Rede an den König, und bewies ihm alles so schön aus den Propheten, daß der König zu ihm sagte: „Es fehlt nicht viel, du überredetest mich, daß ich ein Christ würde." Er ist keiner geworden. Wenig ist gar oft so viel als

Alles. Doch überzeugte er sich von der Unschuld des Apostels, und daß man ihn könnte frei stellen, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen hätte. Paulus wurde in ein Schiff gebracht, daß er nach Rom geführt würde vor den Kaiser. Einige Getreue begleiteten ihn. Sie wollten ihren theuern Freund und Lehrer nicht verlassen. Auch war der Hauptmann, der die Gefangenen in Aufsicht hatte, gütig gegen ihn, aber die Fahrt auf dem Meer war sehr gefährlich. Viele Tage und Nächte lang erschien weder Sonne noch Gestirn. Sie hatten schon alle Hoffnung des Lebens verloren. Nicht weit von der Insel Melita zertrümmerte das Schiff. Aber Alle kamen noch glücklich an das Land. Endlich kamen sie wohlbehalten nach Rom. Auf solche Weise entgieng der standhafte Apostel durch Gottes gnädige Fürsorge den Nachstellungen seiner Feinde in Jerusalem und der Todesgefahr auf dem Meer. „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir. — Aus sechs Trübsalen wird dich der Herr erlösen und in der siebenten wird dich kein Unfall rühren."

In Rom geschah ihm diesmal nichts. Er blieb zwei Jahre lang daselbst für sich, und lehrte dort von Jesu mit großer Freudigkeit und unverboten.

64.

Die Vermächtnisse der Apostel.

Weil die Apostel nicht bei allen ihren Gemeinden oder Freunden zu gleicher Zeit seyn konnten, so schrieben sie ihnen in der Abwesenheit auch von Zeit zu Zeit Briefe. In den Briefen stärkten sie ihre Freunde in schönen Sprüchen zum standhaften Glauben an Christum und an seine Wiederkunft, und ermahnten sie zum Vertrauen auf Gott in mancherlei Trübsalen und zu einem gottseligen Sinn und Leben.

Folgende schöne Sprüchlein schenkten die heiligen Apostel der Jugend zum Andenken:

Der Apostel Paulus sagt:

„Ihr Kinder, seyd gehorsam euern Eltern, denn das ist dem Herrn gefällig."

„Die Liebe sey nicht falsch! Hasset das Arge! Hanget dem Guten an."

„Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses."

„Des ungeistlichen losen Geschwätzes enthalte dich! denn es hilft viel zum ungöttlichen Wesen. Böse Geschwätze verderben gute Sitten."

„Eure Rede sey allezeit lieblich."

„Vermahnet die Ungezogenen."

„Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit."

„Seyd nicht träge, was ihr thun sollt."

„Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war."

Der Apostel Petrus sagt:

„Ihr Jungen, seyd unterthan den Aeltesten, und haltet fest an der Demuth."

„Vergeltet nicht Böses mit Bösem, noch Scheltworte mit Scheltworten."

„Nach dem, der euch berufen hat und heilig ist, seyd auch ihr heilig in allem euerem Wandel."

Johannes der Apostel sagt:

„Meine Kindlein, sündiget nicht!"

Die Apostel vollendeten ihre irdische Laufbahn einer nach dem andern. Johannes überlebte sie alle. Er war der letzte, den der Herr zu sich nahm, wiewohl er sah seine Herrlichkeit noch einmal auf der Erde, wie ein irdisches Auge sie zu schauen vermag. Johannes saß einmal auf einer Insel, genannt Pathmos, im wogenden Meer, und dachte im Geist an des Herrn Tag, das heißt, an des Herrn Zukunft, und hörte hinter sich eine laute Stimme. Er schaute nach der Stimme. Da sah er sieben goldene Leuchter, und zwischen den Leuchtern wandelte eine Gestalt, gleich eines Menschen Sohn, angethan mit einem langen Gewand, und um die Brust begürtet mit einem goldenen Gürtel, und glänzte wie die Sonne. Er wandelte zwischen den Leuchtern und sprach zu dem Jünger: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle. Schreibe, was du siehst und was da ist, und was geschehen soll hernach."

Johannes schrieb an sieben Gemeinden. An die Gemeinde zu Smyrna schrieb er:

„Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Johannes hörte die Lobgesänge, die alle Himmel dem Todten und dem Lebendigen singen.

Er sah in geheimnißvollen Reden und Bildern, in schreckhaften, in lieblichen Bildern, was zukünftig sey.

Viele fromme Menschen und viele verwitzige Menschen wollen die Bilder deuten. Aber sie vermögen es nicht.

Keine Weissagung, die in Bildern geschieht, wird verstanden, ehe sie erfüllt wird, am wenigsten ihre Zeit. Von dem Tag und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein der Vater.

Es soll nicht unter euch seyn ein Zeichendeuter! Die Bilder sind Zeichen.

Wiewohl Johannes sieht nach dem Ablauf aller Trübsale eine Zukunft, welche so schön ist, daß sich ein frommes Gemüth billig darauf freuen mag.

Johannes sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde vergieng. Gottes Hütte wird bei den Menschen seyn, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk seyn und er wird ihr Gott seyn. Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr seyn, wann das Erste vergangen ist. Es wird keine Nacht dort seyn, und sie werden nicht bedürfen des Lichts der Sonne. Denn Gott der Herr wird sie erleuchten. —

Es spricht, der todt war und der lebt:

„Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen nach seinen Werken."

Beschluß.

Alle diese Geschichten und Lehren sind getreulich ausgezogen aus dem Buch der heiligen Schrift, alten und neuen Testaments, welches Buch von Gott den Menschen gegeben ist, daß wir daraus von Kindheit an sollen unterwiesen werden zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum.

Einen andern Grund kann niemand legen, denn der gelegt ist, welcher ist Christus.

Suchet in der Schrift, denn ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget.

Als Paulus der Apostel in der Stadt Beroe das Evangelium predigte, forschten sie täglich in der Schrift, ob es sich also verhielte.

Forschet, ob es sich also verhalte!

Biblische Zeittafel nach runden Zahlen.

Von der Erschaffung der Erde sind verflossen

bis zur Sündfluth . .	ungefähr .	1650 Jahre
bis auf Abraham		2000 —
bis auf Moses		2450 —
bis zum Einzug der Israeliten in das Land Canaan nach dem Tode des Moses		2490 —
bis zum König Saul		2920 —
bis zur Regierung Davids . . .		2930 —
bis zur Theilung des Königreichs nach dem Tode Salomons		3010 —
bis zum Untergang des Reiches Israel		3270 —
bis zum Anfang der babylonischen Gefangenschaft		3380 —
bis zur Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft unter dem König Cores oder Cyrus . .		3450 —
bis zur Geburt Christi		4000 —

Von hier an beginnt die christliche Jahrzahl, und es sind nach gemeiner Rechnung verflossen von der Geburt Christi

bis zu seiner Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt		33 —
bis zur Reise des Apostels Paulus nach Rom		60 —

Siebenzig Jahre nach Christi Geburt ist Jerusalem von einem römischen Kriegsheer belagert und sammt dem Tempel zerstört worden. Von dieser Zeit an hat sich das Christenthum und sein Schatten, das Judenthum, in die ganze Welt ausgebreitet. In allen Theilen der Welt stehen christliche Kirchen, und erheben sich fromme Herzen und Hände zu Gott und dem Vater unsers Herrn Jesu Christi. Das Werk war von Gott. Sie konnten es nicht dämpfen.

Biblische Aufsätze.

1.

Bar Enasch oder des Menschen Sohn.

Es ist bekannt, daß Christus sich selber fast am liebsten und öftersten des Menschen Sohn nennt, und daß man über diesen Namen wohl eben soviel wiederstreitende, und unsichere Meinungen hat, als über die Person desselben. Ja die biblische Encyklopädie behauptet sogar unter dem Artikel „Gott" in ihrer gewöhnlichen edlen Schreibart: „es haben die Herrn „Exegeten nun schon so viele Federn darüber ver„kaut, und am Ende doch nichts genießbares heraus„gebracht," und Herr Ammon hat in seiner biblischen Theologie einen reichlichen Beitrag dazu geliefert, so jedoch, daß es mir scheint, er habe nicht lange Zeit genommen, die Feder zu zerkauen.

Meine Meinung über den Sinn des Ausdrucks Menschen Sohn ist auch nicht neu, vielmehr sehr alt, und ich will wünschen, daß sie die allerälteste sey. Denn ich halte dafür, es sey für hetrurische Vasen und exegetische Meinungen schlechtes Lob, wenn sie neu sind.

Zwar erklärt sich des Menschen Sohn selber nirgends darüber, warum er sich so nennt, und die biblischen Schriftsteller, die uns seine Reden aufzeichnen, finden es auch nicht nöthig, und es folgt daraus:

entweder, daß der Ausdruck überall keiner Erklärung bedarf, sondern im buchstäblichsten und allgemein verständlichen Sinn genommen werden müsse, so daß alsdann Menschen Sohn so viel sagen wollte, als der Sohn eines Menschen, nicht eines andern zeugungsfähigen Wesens von irgend einer Art;

oder, daß es wenigstens damals ein bekannter und allgemein verstandener Ausdruck gewesen sey, für die Nachwelt aber nicht viel darauf ankomme, daß sie ihn richtig verstehe, sondern jeder Leser der heiligen Urkunden salva fide et salute dabei denken dürfe, was ihm einleuchtet;

oder, daß er ein Geheimniß enthalte, das wir nicht verstehen sollen und zu verstehen nicht nöthig haben.

Und dies ist nach meinem Urtheil der Fall bei allen in der Bibel selber nicht erklärten und doch vieldeutigen, dunkeln, oder dafür gehaltenen Ausdrücken, z. B. Bild Gottes im alten Test. — Schlange, Genes. 3. „Nehmet esset das ist mein Leib ꝛc." Und so mich jemand anders als ein Gelehrter fragen sollte, was ein Cherub sey, so möchte ich ihm wohl antworten: „Ein Cherub, das ist ein Cherub; und so du einmal an die Planken des Paradieses kommst,

gern

gern hinein möchtest, und nicht kannst, oder wenn dir einmal die Bundeslade zu Gesicht kommt, so wirst du ihn dort an der Pforte, und hier auf dem Deckel schon erkennen."

Aber des Menschen Sohn ist kein Cherub, sondern tausendmal tausend dienen ihm, und zehn tausendmal tausend stehen vor ihm.

Ich will von den Meinungen über diesen Namen nur diejenige anführen, welcher die meinige gerade gegenüber steht. Man sagt:

des Menschen Sohn habe sich aus Bescheidenheit so genennt, um seine Niedrigkeit anzuzeigen, und es sey dem Sohn Gottes entgegen gesetzt.

Ist nicht dem also. Denn

1) hatte des Menschen Sohn keine Ursache das Volk und die Seinen viel an seine menschliche Niedrigkeit, wohl aber an seine göttliche Hoheit zu erinnern;

2) war des Menschen Sohn nicht bescheiden, wenn von der Würde seiner Person die Rede war; er hatte es auch nicht Ursache zu seyn;

3) hätte er alsdann ohne Zweifel eher Sohn des Weibes als des Menschen gesagt.

Nach meiner Ansicht ist im Sprachgebrauch des Zeitalters Jesu, Menschen Sohn so wie Gottes Sohn erhabene Titulatur des Messias, und wird daher mit diesem als synonym gebraucht, und es ist so wenig daran, daß durch jene beiden Benennungen seine beiden Naturen angedeutet worden, als

wenig daran ist, daß sie durch das Ἀπάτωρ und Ἀμήτωρ im Brief an die Hebräer zu erweisen sind, obgleich ein heiliger Kirchenvater behauptet, Christus sey insofern dem König und Priester Gottes zu Salem ähnlich, weil er göttlicherseits keine Mutter und menschlicherseits keinen Vater hatte, und also wie der Zehnd-Herr Abrahams ohne Vater und ohne Mutter war.

Uns klingt nun freilich die messianische Titulatur Menschen Sohn nicht erhaben. Aber laßt uns nur sogleich den gemeinen chaldäischen Ausdruck Bar Enasch dafür substituiren, und das Diplom vorlegen, in welchem der Messias mit diesem Titel belehnt wird.

Daniels 7, 13. 14.

„Ich sah im nächtlichen Gesicht und siehe! Mit des Himmels Wolken kam's wie eines Menschen Sohn (Bar Enasch) bis zu dem Alten. Und es ward ihm gegeben Sultanschaft (Scholtan) und Ehre und Königthum. Alle Völker und Stämme werden ihm dienen. Seine Sultanschaft ist eine Sultanschaft des Aeons (Scholtaneh, scholtan alam) sie endet nicht, und sein Königthum wird nicht zerstört."

Nun scheint es zwar mir freilich nicht, daß unter dem Menschensohn hier der Messias, oder irgend Ein Individuum, sondern eine ganze Nation zu verstehen sey, nämlich das heilige Volk Gottes. Denn

1) Daniel sah zuerst 4 Ungeheure nach einander aus dem Meere aufsteigen, und diese Bilder bezeichnen auch nicht einzelne Personen, sondern nach V. 17. vier Reiche, Regierungen, machthabende und herrschende Völker.

2) Des Menschensohn ist das 5te zu diesen Bildern und bedeutet ebenfalls ein Volk, nämlich das heilige Volk Gottes und seine allgemeine und nimmerendende Herrschaft auf Erden (nach V. 17. 18. und 27.) die auf jene vier erfolgen wird. Diese Ansicht ist wichtig, weil sich daraus erklärt, wie der Seher auf den Ausdruck und das Bild eines Menschensohns verfällt.

Vier Raubthiere gehn voraus, unter ihrem Bilde rücken ihm vier Regierungen unter die Augen, deren Charakter Grausamkeit und Zerstörungswuth ist. Aber die Regierung des heiligen Volks ist eine Regierung des Friedens und der Seligkeit. Sie erscheint unter dem Bilde der sanften und edlen Menschengestalt.

Allein es kommt gar nicht darauf an, wie unser einem der Wiederschein jener Vision im dunkeln Worte vorkommt, sondern vielmehr wie er den Zeitgenossen Jesu vorkam, und diese trugen das, was von dem heiligen Volk gesagt wird auf den Repräsentanten desselben, den Messias über. Er ist der Bar Enasch, niemand weiß von etwas anderm, und man muß glauben, daß Jesus das Wort in dem nämlichen Sinn gebrauche, da er es als bekannt voraussetzt, und nirgends sagt, daß ers in einem andern Sinne nehme.

Daß aber die Zeitgenossen und er das Wort so nahmen, ist wenigstens aus dem neuen Testament glaublich zu machen. Denn

1) wir haben eine Stelle, Joh. Kap. 12, 32. 34. wo das Volk beide Ausdrücke, Messias und

Bar Enasch gerade zu als synonym vertauscht. Christus sagt: „Ich werde erhöhet werden von der Erde." Das Volk erwiedert: „Wir haben gehört im Gesetz, daß der Messias ewig bleibe; wie sagst denn du: der Bar Enasch muß erhöhet werden? Was sollen wir uns unter einem solchen Bar Enasch vorstellen?" Diese Verwechslung ist desto merkwürdiger, indem Christus keinen Anlaß dazu gab und nicht sagte: des Menschen Sohn, sondern: Ich werde erhöhet werden, und sie beweist, daß sie einen idealischen Bar Enasch kennen, und das was Jesus von sich sagt mit ihm unvereinbar finden, weil sie, (nach meinem Gefühl) spöttisch oder verachtend fragen: was ist das für ein Bar Enasch?

2) Manche Aussprüche Jesu erhalten Licht und Nachdruck, wenn man das Wort in diesem eminenten Sinne, und mit Rückblick auf die Vision des Daniels nimmt, z. B.

Matth. 25, 31. „Wenn aber der Bar Enasch kommen wird in seiner Herrlichkeit ꝛc."

Marc. 13, 26. „Dann werden sie sehen den Bar Enasch kommen in den Wolken. —"

Joh. 5, 27. „Gott hat ihm Vollmacht gegeben das Gericht zu halten, weil er der Bar Enasch ist."

Matth. 19, 28. „In der Palingenesie, wenn der Bar Enasch den Thron seiner Herrlichkeit bestiegen hat ꝛc."

Für meinen exegetischen Sinn ist der danielische Bar Enasch in diesen Stellen unverkennbar. Und

nach dieser Grundlage können wir nun auch zu andern Stellen überschauen, wo er eigentlich für uns in den Wolken, das heißt, nicht so kennbar erscheint.

Einige derselben widerstreiten zwar der hier vorgetragenen Idee nicht, begünstigen sie aber auch nicht; andre scheinen ihr geradezu entgegen gesetzt zu seyn. Aber es hat nichts zu sagen.

Denn man kann auf die Frage: warum wohl Jesus unter mehrern gleichgeltenden Benennungen des Messias gerade die des Bar Enasch zu seinem Lieblingsnamen gemacht habe, entweder dergleichen thun, man habe sie nicht gehört, weil man sie nicht zu beantworten weiß, oder man kann ohne Gefahr also antworten:

Weil den sanften Sohn Mariä dieser Name am schönsten und lieblichsten ansprach, weil er von uns wußte, daß der Bar Enasch in der danielischen Vision den Raubthieren gegenüber gestellt das Bild der Sanftheit und Güte sey, und er den Charakter dieses Bildes ausgeprägt in seinem Herzen fand und erkannte.

Und so konnte er denn wohl auch sagen z. B.

„Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, das verloren ist." — Luk. 19, 10.

Item: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Erlösung ꝛc." Matth. 20, 28.

Fehlt in solchen Fällen dem Bar Enasch das danielische Attribut der Himmelswolken — er steht

desto schöner da im reinen Tagesschimmer seiner Humanität und in der Morgenröthe des Reichs Gottes.

Wenn er aber selber sich oft und immer als den Bar Enasch dachte und fühlte, und am liebsten so nannte, wen mag es endlich befremden, wenn er zuletzt gerade zu und ohne alle Anspielung oder Beziehung diesen Namen dem Ich substituirte, und oft weiter nichts damit sagen wollte als Ich?

Dies war der Fall in Stellen wie folgende:

„Wer sagen die Leute, daß der Bar Enasch sey?" — „Ihr aber, wer sagt ihr, daß Ich sey?" Matth. 16, 13 — 15.

Und so konnte er denn auch sagen:

„Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber der Bar Enasch, d. i. Ich habe nicht, wohin ich mein Haupt hinlege." Matth. 8, 20.

„Der Bar Enasch d. i. Ich, gehe dahin, wie von mir geschrieben steht ꝛc." Matth. 26, 24.

„Der Bar Enasch d. i. Ich muß viel leiden ꝛc." Marc. 8, 31.

wiewohl in beiden letzten Stellen Bar Enasch auch noch als gleichbedeutendes Synonym von Messias gelten kann.

Um aber neben diese, wie ich hoffe, älteste Bedeutung, noch eine, wie ich ebenfalls hoffe, nagelneue zu stellen, weil doch auch neben alten Basen neues Steingut von Rothenfels Töpferwaare ist, so scheint es mir, wenn Sohn Gottes, wie

einige wollen, nur so viel als Liebling Gottes sagen wolle, (ὁ υἱος μου, i. e. ἐν ᾧ ἐυδοκησα), man könnte mit dieser Erklärung auch eine glückliche Anwendung auf des Menschen Sohn machen: Der Liebling des menschlichen Geschlechts, deliciae generis humani, ἐν ᾧ ἐυδωκουσιν ἀνθρωποι.

2.

Zur Anordnung der Geschichte des letzten Paschamahls Jesu.

(Joh. 13, 1—30. verb. mit Luc. 22, 24—30.)

In welchen Theil des Abends gehört das Fußwaschen, im Verhältniß gegen das Osterlamm?

Vor dasselbe? — Aber man saß ja schon. V. 4. 12. Also in dasselbe. —

Noch nahe am Anfang? Oder näher dem Ende?

Das letzte nicht; denn nachdem Jesus wieder sitzt, wird noch der Bissen eingetaucht und vieles geredet. Also nahe an den Anfang. — Jesus war eben gesessen, die übrigen noch im Sitzen begriffen. Jesus steht wieder auf und wascht die Füße.

Aber wozu niedersitzen, und sogleich wieder aufstehn? Zu einem Geschäft, das ohnehin vor die Mahlzeit gehörte

Hier giebt Lucas Aufschluß V. 24: „Es erhob sich ein Zank ꝛc." Es ist fast nicht zu übersehen:

a) Daß der Zank vor dem Fußwaschen geschah. — Denn wie konnte er sich später, und doch am nämlichen Abend, und im nämlichen Zimmer erheben, nachdem die eindrückliche Scene des Fußwaschens geschehen war, wenn die Jünger nur halbwegs einer Belehrung und Korrektion fähig waren.

b) Dieser Zank sey die Veranlassung zum Fußwaschen worden. Denn auf diese Art erklärt sich letzteres, nachdem Jesus bereits gesessen war, nebst der damit verknüpften Belehrung sehr natürlich. Er zeigt ihnen daran, daß in seinem Reich von keiner irdischen Hoheit und keinem Rang die Rede sey, und der größte unter ihnen nur durch Bescheidenheit und Demuth groß sey.

c) Daß beides Zank und Korrektion vorgefallen sey über dem Sitzen zum Osterlamm.

Daß diese Rangsucht auch damals schon zu den Kindereien des Zeitalters gehörte, zeigt im Allgemeinen Luc. 14, 7. und in Bezug auf die Jünger insbesondere Marc. 10, 37.

Dieser Zank hat hier seine natürlichste Veranlassung. Während des Osterlamms hatten schon ganz andere Reden und Gegenstände den Gemüthern eine Richtung gegeben, daß von solchem keine Rede mehr hätte werden sollen.

Es hat vielleicht der Ausdruck bei Luc. 22, 30. „Ihr sollt sitzen ꝛc." wenn nicht absichtliche Beziehung doch dunklen Zusammenhang in der Seele Jesu mit dem Streit ums Sitzen.

Der Text des Johannes entspricht in der Zeitangabe δειπνου γενομενου, nach Piscators Leseart gar γινομενου: als die Mahlzeit eben ward oder geschah.

Zusammenstellung.

Das Osterlamm sollte eben anfangen.

Jesus hatte sich gesetzt. Joh. 13, 4.

Die Jünger folgen nach; darüber entstand ein Streit, jeder will der vornehmste seyn. Luc. 22, 24.

Jesus steht wieder auf, wascht die Füße, um die Jünger durch eine sinnliche und eindrückliche Handlung zu belehren und zu beschämen. Joh. 13, 4.

Jesus setzt sich wieder, erklärt seine symbolische Handlung, das Osterlamm beginnt.

Eine andere Schwierigkeit: Jesus sagt bei allen Evangelisten, einer unter ihnen werde ihn verrathen. Bei Johannes werden alle Jünger verlegen. — Nur Petrus winkt leise. Wie es scheint fragt Johannes. Leise antwortete dann auch Jesus. Judas empfängt den Bissen, und geht alsbald hinaus. Bei Matthäus und Marcus fragen die Jünger einer nach dem andern laut. Jesus spricht: „der mit mir in die Schüssel taucht, der ists;" und Judas wars.

Sind beide Erzählungen auf zwei verschiedne Handlungen zu deuten? Schwerlich.

Sollen beide Erzählungen das nämliche sagen? Die Abweichungen wären doch zu groß und zu bestimmt.

Zielen beide Aeusserungen der Jünger auf das nämliche: „Wahrlich, wahrlich" vor? So scheints:

Jesus ruft: „Wahrlich, wahrlich einer unter euch wird mich verrathen." Johannes 13, 21. Matth. 26, 21.

Die Jünger sind in Verlegenheit.

Petrus winkt. — Johannes fragt — Jesus antwortet: „der ists dem ich den Bissen eintauche und gebe." Joh. 13, 26.

Es scheint Jesus habe überhaupt reihenweise die eingetauchten Bissen herum gegeben. Als er sich dem Judas näherte, habe ihn eine innere Empfindung übernommen. Laut habe er ausgerufen: „Wahrlich ꝛc." Während Petrus winkte fuhr Jesus im Herumgeben fort. Als Johannes eben fragte, reichte er dem Judas den Bissen. So erklärt sich Jesu Antwort.

Unterdessen erhoben sich auch die übrigen Jünger. Etwa einer fragt — dann ein anderer — zuletzt alle. Jesus sagt: „der mit mir in die Schüssel taucht." Es war Judas. — So lange ihm auch sein Gewissen Stummheit aufgelegt hatte, so kann er doch nicht anders, er muß jetzt fragen: „Bin ichs?" Jesus: „Ja du bists."

Als er den Bissen genommen hatte, gieng er hinaus. Joh. 13, 30.

Aber nun eine neue Frage:

In welchen Zeitpunkt der ganzen Scene fiel diese Begebenheit?

In das Osterlamm? — So hätte Judas, was doch allgemein angenommen wird, dem Nachtmahl

nicht beigewohnt, nicht beiwohnen können, der Verrathene, Entdeckte, Beschämte.

Hinter das Osterlamm, in oder hinter das Nachtmahl? — Wohin tauchte alsdann noch Jesus den Bissen ein?

Ich habe hier eine eigene Vermuthung.

Wie wenn das Herumgeben der eingetauchten Bissen selber des Nachtmahls Anfang gewesen wäre? Brod tauchte Jesus ein, gabs herum und sprach „das ist mein Leib," — und unterbrach die Handlung, als er an den Judas kam, mit den Worten: „einer unter euch wird mich verrathen."

Prüfung dieser Hypothese nach den biblischen Stellen.

Von den 4 Evangelisten sind 2 Augenzeugen Matthäus und Johannes. Dieser schweigt vom Nachtmahl ganz. Was sagt Matthäus?

Kap. 26, 21. *Ἐσθιοντων αὐτῶν*: „als sie aßen sprach er zu ihnen: „einer unter euch wird mich verrathen."

— — 26. *Ἐσθιοντων δε αὐτων*: „als sie nämlich aßen nahm Jesus das Brod."

Ich gestehe daß das 2malige *Ἐσθιοντων αὐτων* zu keinem Beweis hinreiche, und *δε* nicht gerade nämlich heissen müsse. Ich führe das zweimalige *Ἐσθιοντων* nur als merkwürdig an, und begnüge mich, daß es der Hypothese mehr vortheilhaft als nachtheilig ist. Die Glaubwürdigkeit der Hypothese liegt in dem natürlichen Zusammenhang und der Wahrscheinlichkeit der Sache.

Ausser dem Matthäus erzählen noch drei die Nachtmahlsscene, die keine Augenzeugen waren.

1) Marcus erzählt dem Matthäus nach; durch Einschiebung des V. 20. ὁ ἐμβαπτομενος μετ' ἐμοῦ, wird das δε: nämlich, prägnant.

2) Paulus, habe er die Kunde woher er will, trennt offenbar das Herumgehen des Brods im Nachtmahl von dem Herumgeben des Kelchs, rechnet das erste noch zur Mahlzeit, dem eigentlichen Osterlamm, und scheint sich eine mit der Hypothese übereinstimmende Idee von der Sache zu machen.

1. Kor. 11, 23. nimmt Jesus das Brod in der Nacht da er verrathen war (während des Osterlamms.)

— — 25. desselbigen gleichen auch den Kelch, nach dem Osterlamm μετα το δειπνησαι.

3) Lucas ist seinem Paulus konform.

Einwürfe.

Den

1ten Einwurf hiegegen könnte das feine Gefühl im ersten Augenblick machen. Hat die Idee nicht etwas undelikates, wenn Christus von eingetauchten triefenden Brodbissen sagt: „das ist mein Leib ꝛc."? Es könnte so scheinen. Allein bedenken wir, daß es nicht die Lammsfettbrühe war, worein Jesus tauchte, sondern ein Gefäße (τρυβλιον) mit

Essig, worin Kräuter lagen, die bittern Salsen des Moses (2 Moses 12, 8.) so verliert das Symbol nach meinem Gefühl das unanständige, wird edel, und wenn man will, sogar bezeichnend. Brod tauchte er in die bittern Salsen, und spricht: „Nehmet hin und esset rc." Er hätte nach der mystischen Sprache des vorigen Zeitalters, oder nach der blos bilderreichen des jetzigen sagen können: wie wir das Brod in die bittern Salsen tauchen, so wird mein Leib in bittere Leiden und in die blutige Todestaufe getaucht werden.

2tens könnte man einwenden, daß alle die Evangelien, welche so genau, das: „Nahms, dankte, brachs, gabs und sprach," erzählen, gerade das Eintauchen übergehn.

Einer, Matthäus konnte es übergehn. Er dachte sich wohl das Brod noch nicht als Symbol und noch weniger das Eintauchen desselben als symbolische Handlung. Er übergiengs, weil er es als einen gewöhnlichen bei jedem Osterlamm vorkommenden Umstand ansah. Daß Jesus das Brod nahm und den Jüngern gab, mußte er freilich sagen, wenn er etwas erzählen wollte. Daß ers brach und dankte, erzählen die Jünger immer, wenn sie auch von einer andern Mahlzeit reden. Die Jünger in Emmaus erkannten ihn daran, daß er (an der eignen Art, wie er) das Brod brach.

So konnten alsdann die übrigen das Eintauchen auch übergehn, um so mehr, wenn sie die Erzählung des Matthäus vor Augen oder im Sinne hatten.

3tens möchte man sagen, daß die erste Kirche es beim Nachtmahl nicht so fort hielt.

Es ist die Frage: ob nicht? Doch sehr bald mußte das Eintauchen ausser Gewohnheit gekommen seyn, und sehr natürlich. Das erste Zeitalter hielt wohl nicht so ängstlich wie ein folgendes die Beobachtung jedes kleinen zufälligen Umstands als wesentlich zu dem Nachtmahl, wenn es Nachtmahl heissen sollte. Sie mußten wohl wissen und merken, was zum Nachtmahl gehörte, und was nicht, und wissen, daß Christus das Gefäß nicht hatte aufstellen lassen, um das Brod des Nachtmahls, mit dessen Einsetzung er ein Gedächtnißfest seines Todes stiftete, einzutauchen, sondern daß er letzteres eintauchte, weil das Gefäß dastand. Späterhin als das Osterlamm ausser Gang kam, blieb auch wie natürlich das Essiggefäß weg, und das Brod wurde uneingetaucht herumgegeben. Es that zum Zweck die nämlichen Dienste, trocken oder naß.

Zusammenstellung.

Man saß noch an der Tafel des Osterlamms. Jesus ergriff das Brod, brachs, tauchte es in die Schüssel und gabs den Jüngern reihenweis herum mit den (wohl nur beim Ersten ausgesprochenen) Worten: „Nehmet hin und esset ꝛc." Als er bald an Judas kam, brach ihm eine lebhaftere Empfindung das Stillschweigen, über einem Gedanken, der schon von Anfang in seiner Seele lag: „Einer unter euch wird mich verrathen." Aber er fuhr fort mit Herumgebung des Brods. Petrus winkt unterdessen. Leise forscht Johannes. Leise antwortet Jesus: „dem

ich eben jetzt den Bissen eintauche und gebe." Drüber fragt etwa einer und dann ein anderer und zuletzt die übrigen Jünger laut: „bin ichs?" Keiner verlangte zu wissen wer es wäre, jeder wollte nur hören, daß ers nicht sey. Unterdessen scheints, wenn die Worte εμβαψας, Matth. 26, 23. etwas bestimmt bezeichnendes sagen sollen, Judas sey, nachdem er den ersten Bissen empfangen hatte, noch einmal, entweder mit wirklicher Verstockung, oder um das böse Bewußtseyn zu verbergen, in die Schüssel gefahren. Jesus, vielleicht halb entrüstet über diese schamlose Unbefangenheit, beantwortet die Frage eines jeden mit den Worten: „der ists der mit mir in die Schüssel tauchet.„ Nun blieb Judas keine Wahl übrig, als auch zu fragen: „bin ichs." Jesus mit dürren Worten: „Du bists„ Satan fährt also mit dem Bissen in ihn, d. h. in diesem Augenblick stieg der Groll des beschämten Judas auf einen noch höhern Grad, sein Vorsatz Jesum zu verrathen, befestigte sich ganz, er gieng hinaus, um ihn augenblicklich zu erfüllen. — Als er weg war, nahm Jesus den Kelch, nach dem Abendmahl ꝛc.

Niemand wird sich daran stoßen, daß auf diese Art das Nachtmahl einer gemeinen Mahlzeit so ähnlich sähe. Wenn man hoffentlich sich nicht vorstellt, daß Jesus einen Priesterrock angezogen, Brod und Wein auf einen Altar gelegt, die Einsetzungsworte darüber gesprochen habe, so sah allerdings das erste Nachtmahl einer gemeinen Mahlzeit ähnlich. Ob es gleich sehr zweckmäßig und angemessen ist, daß wir nach 1800 Jahren das nämliche Nachtmahl, als Gedächtnißfest seines Todes, als symbolisches Bekenntniß

unsers Glaubens an ihn, als Erneuerung unserer Gelübde, und als Mittel zur Stärkung unseres Glaubens und unsrer Treue mit aller Feyer und Würde einer gottesdienstlichen Handlung begehen.

Anmerkung zu den Worten: er gieng hinaus. Joh. 13, 30.

Als Judas Miene zum Aufbruch machte, sprach Jesus: „Was du thun willst, das thue bald." Gewöhnlich nimmt man dies in Bezug auf den Vorsatz Juda, Jesum zu verrathen. Die Jünger wußten nicht, wozu er ihm das sagte. Desto leichter möglich daß wirs auch nicht wissen. Vielleicht sollte es nur heissen: „es ist mir lieb, wenn du gehst." Denn Jesus scheint es zu sagen, indem Judas gerade aufbricht.

3.

Judas Ischarioth.

Der an sich schon traurige Charakter des Judas erscheint in der schwärzesten Farbe, wenn man auf die Umstände blickt, unter welchen sein teuflischer Vorsatz zur That reifte.

Jesus sammelte voll Liebe und Zärtlichkeit seine Jünger noch einmal zum Osterlamm und Judas war dabei. Mich hat herzlich verlangt das Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide ꝛc." Welche Liebe und Innigkeit! Oeffnung des reinsten, edelsten liebenswürdigsten Herzens. Und die Seele Judas ward nicht bewegt.

Jesus stiftet das Nachtmahl, auch Judas ißt von dem Brode am innigsten Freundesmahl und trinkt von dem Kelche des Bundes, und der Weihung zur unverbrüchlichen Treue. Und seine Seele wird nicht gerührt.

Jesus wascht seinen Jüngern die Füße, und belehrt sie sanft und milde über die Gegenstände eines kindischen Zanks von Rang und Größe in seinem Reich, wascht sie auch dem Judas. — Wer ihn auch nicht geliebt hätte, wer auch während eines dreijährigen Umgangs mit ihm keine Ahndung seiner höhern Gesandtschaft und Würde aufgefaßt hätte, sollte über diesem Anblick den Gedanken aufgegeben haben, diesem sanften, anmaßungslosen natürlich guten Menschensohn Kummer und Leiden zu bereiten, sollte Mitleiden empfunden, und, wenn er sich denn auch

durchaus mit den Eigenheiten des Mannes nicht vertragen konnte, wenigstens diesen Entschluß gefaßt haben, sich in gutem Frieden von ihm zu scheiden, und ihm nie etwas in den Weg zu legen. Judas nicht also.

Jesus ward betrübt im Geiste und machte seinen Jüngern mit tiefer Herzensbewegung kund, was Judas für ein verborgenes Geheimniß zwischen sich und den Priester hielt. „Einer unter euch wird mich verrathen." Um den Undankbaren ganz aus dem Zweifel zu ziehen, ob er nur rathe oder gewiß wisse, ob ihm nur etwas oder alles bekannt sey, erklärt er sich bestimmter. „Du Judas bist es!" Und Judas entdeckt, verrathen und beschämt, fällt Jesu nicht zu Füßen, um seine Reue vor ihm auszuweinen, — Armer, Verlorener, es war dir eine andere Reue vorbehalten! — reißt sich nicht weg, um das Angesicht Jesu und seiner Mitschüler ewig zu fliehen und seine Schande zu verbergen. — Er geht hinaus um ihm nach einigen Stunden in Gethsemane wieder unter das Gesicht zu treten.

So reifte unter diesen heiligen Gesprächen und Auftritten, in der Nähe und im Hauch der Liebe sein feindseliger Entschluß zur verbrecherischen That. Der Ton, die Mienen, der Blick eines Mannes, der die letzte Stunde des Umgangs mit seinen Freunden genoß ꝛc., that nur eine und die unerwartetste Wirkung auf ihn. Immer schwärzer und giftiger mischten sich und gährten in seinem Herzen Melancholie, Groll, Rachsucht und Geitz, bis ers nicht mehr aushalten konnte, bis es rief in seiner Seele jetzt gewisser als je — jetzt ohne Rücksicht auf irgend

eine Bedenklichkeit und Einsprache soll er verrathen seyn. So stehest du da, Unglücklicher, in der Geschichte der Religion, unter den manigfaltigsten Bildern menschlicher Charaktere der Tugend, der Schwachheit, der Verirrungen und des Lasters — allein, und ohne gleichen als demüthigendes Denkmal der äussersten Verworfenheit, die ein Geschöpf: Mensch genannt, erreichen kann.

Und doch — wenn wir auf den natürlichen Temperaments-Charakter Judas und alle Umstände mit sehen, entwickelt sich die Begebenheit, wie sie sich fast allein entwickeln konnte.

Das Temperament des Menschen war, wie es mehrere noch gibt, ohne zu dem nämlichen Grad von Bösartigkeit auszuarten, melancholisch, verschlossen, unzufrieden, unfähig für stille, reine, herzliche Freuden, ungeschickt für frohen vertraulichen Umgang, für Herzensfreundschaft und Liebe, noch ungeschickter für ihre gefällige Aeusserung. Jedes Menschenherz muß seine Gegenstände haben, woran sich seine Neigungen anschließen, mit denen es sie im stillen beschäftigen und unterhalten kann, auf die es im Umgang und in den Verhältnissen des Lebens bezieht, was sich auf sie beziehen läßt. Wer sich nicht am Anblick einer Frühlingsblume freuen und weiden kann, wer auf einem blühenden Morgengefilde, umgeben von frohen Geschöpfen, umhaucht vom Balsam der Morgenluft, oder wer bei dem Anblick des sternenvollen Himmels nichts Befriedigendes empfindet, wer sich nicht im Kreise einer lieben Familie oder guter Menschen freuen, Freude geben und Freude nehmen kann, wem der Gedanke, etwas Gutes für die Menschen zu

versuchen, oder ausgeführt zu haben, nicht die Seele füllt, der sucht etwas anders, bis er etwas findet. Judas warf seine Neigung auf das Geld.

Jedes Menschenherz ist vermöge seiner Stimmung für gewisse Verirrungen und Schwachheiten fähig. Ein Beobachter und Forscher, der es soweit gebracht hätte, daß ihm in der Menschenkunde kein Geheimniß mehr übrig wäre, müßte die guten und bösen Charaktere so zu paaren wissen, daß fast je zu einem Paar, einem bessern und einem schlimmern, das nämliche Temperament zu Grunde läge. Die Fehler, denen der natürliche Charakter des Judas am nächsten lag, und zum Theil durch die Geldliebe noch näher gebracht wurde, sind Neigung alles von der schlimmen Seite anzusehen, eine gewisse Empfindlichkeit, wo kein Mensch ihn beleidigen wollte, Argwohn, Eifersucht, Schadenfreude, Arglist, und völlige kalte Menschenfeindschaft.

Judas hatte sich in die Gesellschaft der Anhänger Jesu begeben. Es war nicht möglich, daß der finstere, verschlossene, heimtückische Mann nicht nach und nach einen Unterschied in dem gegenseitigen Betragen der übrigen gegen einander und in dem Betragen gegen ihn bemerkt hätte, daß er nicht kälter behandelt, weniger gesucht und geschätzt wurde. Diese kalten Blicke, diese rauhen Töne, diese abgebrochene Rede, diese Uebergehungen und Zurücksetzungen gruben sich tief und unauslöschlich in seine finstere Seele ein, und erzeugten und nährten in ihr Mißtrauen, Eifersucht, Haß und Groll. Finsterer und hämischer ward er, kälter und zurückgezogener wurden sie. Trauet es dem größten Menschenkenner und dem edelsten Menschenfreunde Jesus Christus zu, daß

er ihn schonte und trug, — aber mehr als schonen konnte er ihn doch nicht, konnte ihn nicht so lieben und an ihm sich freuen, so mit dem Ausdruck der innigsten Herzensgefühle in Blick und Ton ihm begegnen wie dem Johannes und den übrigen. Hätte das Judas nicht gefühlt?

Jesus schonte ihn, aber wohl schwerlich so klug und duldend die Jünger. Ueber alle erbittert, allen gram, sah er dann wie der Meister sie liebte, mehr als ihn, sie anhörte, belehrte, tröstete, ganz Herz und Seele bei ihnen war, und von ihnen geehrt und geliebt wurde, und sein Haß pflanzte sich über von den Geliebten auf den Liebenden. Haß, der nach und nach alle möglichen guten Gefühle des Danks und Wohlgefallens an der Sanftheit Jesu in seinem Herzen erstickte, und alle bessere Bestimmungen von seiner Seele entfernte.

Jesus wird in Bethanien gesalbet. Wozu dieser Unrath ꝛc. meint Judas, und die andern Jünger schienen mit ihm einzustimmen. „Lasset sie mit Frieden ꝛc." sagt Jesus. Sanfter, liebender, schonender gegen den Tadler und die Angefochtene konnte er sich nicht in das Mittel legen, und doch schien einmal die Seele des Gefühllosen gestimmt, Gift zu saugen aus der Blüthe der Sanftmuth, Groll zu nähren aus der Liebe. „Rede ich nicht seine eigenen Worte?" schien er zu denken. (Luc. 12, 33.) „Hätte ein anderer es zuerst gesagt, mit welchem Beifall würde seine fromme Erinnerung aufgenommen worden seyn. Aber was du sagst Judas ist Thorheit und Fehler!" Hier schien der Gedanke in ihm aufzuwachen, ihn zu verrathen; und die Hoffnung Geld zu gewinnen,

sich bei den mächtigen Feinden Jesu Verdienste zu machen, eine andere neue Laufbahn zu eröffnen, dort seine Rechnung zu finden, die ihn hier betrogen hatte, vielleicht die, die ihn jetzt verachteten, um seine Gunst noch buhlen zu sehen, machte den Gedanken zum Vorsatz, und das was noch nachfolgte, zur That.

Jesus setzte sich mit seinen Jüngern und hielt unter den gefühlvollen Reden eines scheidenden Freundes das Osterlamm und Nachtmahl. Wir meinen die Sprache der Liebe, die so rein und warm aus seinem Herzen ausgieng, hätte noch eine gute Fiber in dem Herzen des Jüngers berühren und in Schwingung setzen sollen. Aber wenn Judas noch etwas sah und hörte, wenn er fühlte, so fühlte er, gerade je herzlicher und liebender die letzten Unterhaltungen Jesu waren, deste stärker und bitterer, daß sie ihn nicht angiengen, und sein schwarzer Vorsatz befestigte sich, statt daß er erschüttert wurde.

Die Jünger stritten wer (vermuthlich im neuen Reich) der größte sein sollte. Und Jesus steht auf ihnen die Füße zu waschen, der Meister den Jüngern, um sie durch Handlung und Wort zu belehren, daß sie in seinem Reich keine weltliche Macht zu suchen hätten, und daß der Geist unter ihnen nur durch Liebe, Bescheidenheit und Sanftmuth groß sey. „Für mich eine unnöthige Belehrung," dachte der menschenfeindliche Judas. „Es ist mir noch nie eingefallen zu fragen, ob ich der größte oder der kleinste (der erste oder der letzte), der vorgezogenste oder der vergessenste seyn würde, wenn das Reich Gottes käme. O ich darf nur sehen und hören, darf nur zurückdenken an meine Erfahrungen, um ungefragt und

ungezankt meinen Pfuh zu finden." Er ließ sich die Füße waschen von der Hand seines Lehrers und Herrn; aber schwarz, wie in der Hölle gefärbt blieb seine Seele.

Jesus ward betrübt im Geiste — aber was wirkte das mehr auf einen Menschen, der nun einmal in Jesu einen Gegenstand seines Hasses erblickte, alle Gefühle der Liebe gegen ihn erstickt hatte, und die bessern Gefühle der Menschlichkeit, die auch bei dem Jammer eines Feindes rege werden, nicht kannte?

Jesus ward betrübt im Geiste, zeugte und sprach: „einer unter euch wird mich verrathen" — und tauchte den Bissen ein und sprach: „der ists dem ich ihn gebe." Und er gab ihn dem Judas, und Judas nahm ihn, um in der nämlichen Sprache gleichsam zu antworten: „Ja ich werde dich verrathen, jetzt gewisser als je, jetzt ohne alle Rücksicht auf Bedenklichkeit und Schonung." Als er den Bissen genommen hatte, fuhr der Satan in ihn.

Ich glaube nicht, daß Judas nur die Priester anführen, ihnen das Geld abnehmen, und dann Jesum machen lassen wollte, der sich schon wieder aus ihren Händen losreissen würde. Die Geschichte sagt etwas anders.

Auch glaube ich nicht, daß er Jesum in der Voraussetzung, daß er nicht getödtet würde, verrathen habe. — War er im Stande ihn zu Gefängniß, gerichtlichem Proceß und Geisselung zu verrathen — so verrieth er ihn auch zum Tode.

Judas setzte, glaub ich, gar nichts voraus, bekümmerte sich jetzt um keine Folgen, fühlte nichts, als seine Rachsucht, dachte nichts als 30 Silberlinge.

Indeß stieg die Behandlung, der er Jesum preis gegeben hatte, bis zu einem gewissen Punkt, wo ihn seine That reuete. Gehofft mußte er also haben, daß es bis zu diesem Punkt nicht kommen würde.

Möglich; vielleicht auch nicht. Der Reue konnte er immer fähig bleiben. O es wird noch manchem ausser Judas, ganz anders zu Muthe nach der That, als es vor ihr war. Immer ein kleiner, wenn schon nur kleiner Trost, für den, den die Erfahrung betrübt, wie weit ein Mensch sich verirren kann. — Auch Judas blieb noch der Reue fähig.

Und wenn sie erwachen sollte, wann konnte, wann mußte sie's eher, als da das Judas sahe, daß er zum Tode verdammt war?

O wärest du noch einmal an ihm vorbei geführet worden, der du mit einem Blick der Liebe deinem Petrus verziehest, und mit einem Blick des Trostes einem reuevollen Mörder die Bitterkeiten des Todes versüßtest! — aber das war seine Stunde. Hart und mitleidlos fuhren den Reuevollen, den Trostlosen, am Rande der Verzweiflung taumelnden die Priester an: „Was kümmert uns das? da siehe du zu."

Der Unglückliche hat seine Laufbahn vollendet, und ist wenige Schritte über das Ziel der höchsten erreichten Bosheit hinaus auf einem schrecklichen Wege seinem Richter entgegen gegangen.

4.

Tod und Leben Jesu.

„Wie viel gutes hätte Jesus bei einem längern Leben noch stiften können!" — so spricht oft, wer sein Schicksal von der menschlichen Seite ansieht, um menschliche Gefühle an der Geschichte desselben zu erwärmen, sich menschlich für sie zu interessiren. „Habe sein Tod die wohlthätigsten Folgen gehabt, und die nothwendigsten Bedingungen unsrer Beglückung erfüllt, es wäre 40 Jahre später für das alles noch Zeit gewesen."

„Da fiel er nach wenigen Jahren seines wohlthätigen Lebens, ein Opfer des Neides und des Stolzes und der Priester Rachsucht. Wie vieles ist mit ihm verloren!"

Nichts verloren, antworte ich — und viel gewonnen. Auch einen Augenblick menschlich von der Sache zu sprechen, — man kann nur dann von einem Menschen sagen, mit Gewißheit, es sey viel durch seinen Tod verloren, wenn er während eines kurzen Lebens schon viel gethan hat. Jesus hat nicht viel gethan — nicht viel thun können versteht sich.

Er hat Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör gegeben, Tode erweckt ꝛc., lauter unbedeutende, aufferwesentliche individuelle Wohlthaten, wodurch keine bleibenden Folgen in Wirksamkeit gesetzt, und kein Zweck seiner Sendung erfüllt ward.

Das Volk sah's — und es fruchtete nichts.

Er predigte und lehrte — taube Ohren.

Er nahm Jünger an, und flößte ihnen durch seine reine Herzensgüte und Gottesthaten unzertrennliche Anhänglichkeit an seine Person ein. Daraus konnte etwas werden. Aber auch sie waren am Scheidungsmahl nach 3 Jahren noch so schwach, noch so kindisch, noch so irrlich, noch so gemeine Juden, kann ich sagen, als am ersten Tage.

Es fehlte irgendwo. —

Jesus mußte sterben, wenn sein längeres Leben etwas nützen sollte.

Jesus mußte wieder leben, wenn sein Tod nicht sollte umsonst seyn.

Die Zeitgenossen Jesu alle, und wer mehr als seine eigenen Anhänger, hatten bei allem, was er that und sagte — ganz andere Dinge im Kopf. Für alle seine Thaten andere Beziehungen und Aussichten, für alle seine Reden, einen andern Sinn als er, und wo der ihrige nicht hineinzubringen war, da hatten sie keinen — da half kein Reden, da half kein Erklären, kein Beweisen — sie blieben Juden.

Das heißt sie erwarteten einen Messias, der ein irdisches Reich aufrichten würde.

Diese Idee hieng mit der Idee des Messias so nahe zusammen, daß selbst Jesus den Irrthum schonen mußte; die gewisseste Folge, wenn er ihnen vorrilig sagte, ich bin euer Traummessias nicht, war der Gedanke: Er ist kein Messias.

Das fühlte Jesus so gewiß, daß er kaum jemals es wagte, von ferne gegen das Vorurtheil zu sprechen,

daß ers hie und da fast begünstigte, und wenn direkte Fragen über die Aufrichtung des Reichs an ihn geschahen, fast in eine Art von Verlegenheit zu gerathen schien, und sehr behutsam der Antwort auswich und ein anderes Gespräch einleitete.

Unterdessen säete er unermüdet und auf Hoffnung seinen bessern Samen unter die Dornen, damit etwas da wäre, das aufsproffen konnte, wenn die Dornen weggeschafft würden. Diese Aussaat schien der Zweck seines Lebens zu seyn.

Jesus mußte etwas Entscheidendes thun, um das Vorurtheil über seine Person auszurotten, aber das Entscheidende mußte zugleich von der Art seyn, daß der Glaube an seine Person, der sich vorher auf das schwankende Vorurtheil gründete, zu rechter Zeit gefaßt, aufrecht erhalten und auf einen bessern Grund befestiget würde.

Jesus mußte sterben, und die Vorurtheile derer, welche von ihm etwas anders hofften, als er gewähren wollte, mit sich ins Grab nehmen. War dies nicht das einzige, dann so war es das sicherste und kürzeste Mittel.

Aber die Jünger mußten durch Liebe und Vertrauen so an ihn geschlossen werden; der Gedanke: er ist der Messias! mußte so ausser allem Zweifel bei ihnen seyn, daß die Stärke der Liebe und des Vertrauens noch einige Tage anwirken konnte, bis er wieder käme, um ihren Glauben auf einen bessern Grund zu stellen.

Jener Zweck bei den Jüngern schien erreicht durch einen dreijährigen Umgang. — Jesus stirbt.

Trostlos weinen die Seinen an seinem Grabe. Ihre messianischen Träume waren verschwunden; aber nicht ihre Liebe zu ihm. Daß er ein unglückglücklicher Prophet war, daß er Israel hätte erlösen können, traueten sie ihm zu. Luc. 24, 19—21.

Jesus aber kehrte ins Leben zurück — was wollen wir denn mit dem frommen Wunsch: wenn er länger gelebt hätte! Ein erhabenes, mächtiges, thätiges, göttliches Leben, lebte und lebt er auf der Erde und im Himmel.

Jesus hatte durch seinen Tod die falschen Hoffnungen seiner Anhänger zernichtet, durch seine Auferstehung hat er den Glauben an seine Person befestiget. Einem Auferstandenen konnten und mußten sie alles glauben. Jetzt war es Zeit ihnen die Schrift zu eröffnen. Luc. 24, 44—47.

Es ist leichter einem Befangenen nach der Geschichte und Vollendung der Begebenheiten den rechten Gesichtspunkt zu zeigen, aus dem er sie ansehn muß, um sie zu verstehen und harmonisch zu finden, als ihn vorher zu überzeugen, daß das was geschehen soll, geschehen müsse.

Jesus ließ sich nicht mehr vor der großen Menge sehen.

Wie die Jünger an ihn sich anschmiegten, so hatten die Obersten einmal ihren Haß und das Volk seine Vorurtheile gegen ihn.

Sie hätten ihm nicht geglaubt. Luc. 16, 31.

Sie hätten ihn noch einmal gekreuziget. Joh. 12, 10.

Aber seine Jünger lehrte und befestigte er, und setzte sie in den Stand, das zu werden für die Welt, was er ihr nicht seyn konnte.

Jesus verließ die Erde, nicht wie ein menschlicher Wohlthäter, der mit seinem Tode sein Geschäft vollendet oder unvollendet verläßt, er setzt mit göttlicher Macht und Wirksamkeit fort, was er auf der Erde in Knechtsgestalt anfieng, und auf der Erde nie so vollenden konnte.

Ausgiessung des heil. Geistes.

5.

Ueber den Ausdruck der heiligen Schrift:

Dieb in der Nacht.

Bekanntlich war bei den Lacedämonern das Stehlen erlaubt, und bei den Ciliciern etwas dergleichen sogar adelich, und stünde nicht das 7te Gebot so klar im Dekaloqus, so wollte ich gerade zu behaupten, es habe sich bei den Juden auch so verhalten, theils weil sie Betrüger und Diebe von jeher waren, und noch sind, theils weil alsdann die Vergleichung zwischen dem Tag des Herrn und dem Heranschleichen eines nächtlichen Diebs, (1. Thess. 5, 1 — 4 und 2. Petr. 3. 10) die jetzt unedel ist, edel wäre.

Denn obwohl kein Simile über sein Tertium Comparationis hinausgestreckt werden soll, so wählte

doch jeder besonnene Mensch, auch wenn er keine Aesthetik gehört hat, für würdige und liebe Gegenstände, würdige und edle Bilder, und es wäre den Aposteln Paulus und Petrus zu verdenken, wenn sie wirklich den majestätischen Tag des Herrn, wenn sie die lange verheißene und sehnlich erwartete Zukunft ihres Christus mit einem nächtlichen „Diebsbesuch" verglichen hätten. Auch würde die Rückweisung auf Matth. 24, 43. und Apok. 3, 3. sie schlecht entschuldigen, theils aus andern Gründen, theils aus diesem, weil nicht jeder mit Schicklichkeit von einem andern sagen darf, was dieser ohne Unschicklichkeit von sich selber sagen konnte.

Allein ganz gegen die gewöhnliche Weise, nach welcher man sonst den Dieb nicht sieht, wenn er schon da ist, sieht man hier einen Dieb obgleich keiner da ist; denn die exegetischen Augen sehn anderst als die gemeinen, bald wie die Augen der Kakerlaken, gar wunderhelle, wo alles am dunkelsten ist, bald wie die Augen der Hexe zu Endor, Etwas, wo Nichts ist.

Meine Gründe, was den Dieb betrifft, sind nahe beisammen, und lassen mir Zeit, ein Paar Ideen von dem Tage des Herrn selbst voran zu schicken.

1) Idee und Name ist alt. Mehrere Propheten nennen schon den Tag des Herrn (Jom Jehovah) oder scheinen ihn zu schildern. Jesaiä 13, 9. Joel Kap. 2. und 3. Amos 5, 18 — 20. Zephan. 1, 14. — 17. Aber sie haben nicht einen und denselben Gegenstand im Auge, am wenigsten einen Zeitpunkt

in den Fernen des N. Test. oder am Ende der Welt. Jeder bezeichnet damit etwas anders und nahes.

2) Allen indeß ist es der Tag einer entscheidenden Schlacht oder Eroberung zum Wohl oder Weh des jüdischen Volkes. Jes. 13. ist's Eroberung von Babylon durch die Perser und Meder; Kap. 34. Vertilgungskrieg gegen Edom; Amos 5, 18 — 20. eine Schlacht, in welcher das Schicksal von Israel sollte entschieden werden; Joel 3. Schlacht in der Ebene des Gottesgerichtes (vulgo Thal Josophat) und Sieg über Tyrus und Egypten. Selbst Kapitel 2. wo Joel eine Heuschreckenverheerung zum Tage des Herrn macht, wandelt er augenblicklich und mit hohem Talent der Darstellung die Heuschrecken in ein unwiderstehlich verdringendes und erobernbes Kriegsheer um.

3) Jehovah ist an seinem Tage persönlich gegenwärtig. Er bietet selber die Perser und Meder auf, Jes. 13, 3. 4.; rückt voran an ihrer Spitze V. 5; kommandirt die Schlacht gegen Edom Kapitel 34, 6. 7; kommt herab ins Thal Josophat zum Gericht, Joel 3, 17; kommandirt aus dem Hauptquartier zu Zion V. 31 u. s. w.

4) Die Schilderung Joel 3, verbunden mit der bekannten Vorstellung der Hebräer, nach welchen Schlachten als Entscheidungen von Völkerprozessen durch den Ausspruch Jehovahs erscheinen, begründet die Behauptung, daß der Tag Jehovah's als ein „Gerichtstag" müsse gedacht werden. „Die Völker werden von Jehovah gerichtet", und „die Völker werden geschlagen, unterjocht, vertilgt" ist einerlei.

Die siegenden Heerscharen heißen daher auch Heilige, d. h. Geweihte, und Werkzeuge des strafenden Willens Gottes Jes. 13, 2. 3.

5) Am Tage Jehovah's schauern die Himmel zusammen, die Erde erbebt bis in ihre Fundamente, die Sterne erblassen, Sonne und Mond sind verhängt. Todesangst ergreift die Bewohner der Erde. Jes. 13, 8 — 10. Kapitel 34, 4. Joel 2, 10. Kapitel 3, 20. Amos 5, 20. Zephan. 1, 14 — 17. Die Ausleger verstehn künstlich unter Himmel und Erde die Staaten, die am Tage Jehovah's untergehn, unter Sonne, Mond und Sternen aber, den König, die Königin und den Adel. Mir aber scheint das alles ohne weitere Bedeutung nur poetische und symbolisch gewordene Dekoration vom Tage des Herrn zu seyn.

6) Eine Kopie des hebräischen Jom Jehovah ist Matth. 24. und in den Parallelkapiteln der übrigen Evangelisten im neuen Testament nicht zu verkennen. Auch hier erschüttern sich alle Kräfte der Natur, Sonne und Mond werden finster, die Sterne fallen vom Himmel, das Meer und die Wasserwogen brausen, den Leuten wird bange ꝛc. Auch hier erscheint des Menschensohn persönlich. Er kommt in den Wolken, mit allen heiligen Engeln, er setzt sich auf den Richterstuhl und versammelt die Völker um sich her zum Gericht.

7) In unsern zwei Stellen 1 Thess. 5, 1—4 und 2. Petr. 3, 10. wird der „Tag des Herrn" ausdrücklich genannt, und Petrus hüllt ihn in die bekannte Dekoration des Jom Jehovah ein: Die Himmel zergehen mit großem Krachen ꝛc.

8) Die

8) Die ganze Offenbarung Johannis ist nichts anders, als eine große Ausführung der prophetischen Idee vom Tag des Herrn, und gibt nicht der Seher seinen Gegenstand selber an? Offenb. Joh. Kap. 1, 10. Ἐγενομην ἐν πνευματι ἐν τῃ κυριακῃ ἡμερᾳ. Zwar sagts ein Ausleger dem andern seit Jahrhunderten nach, Johannes seye entzückt gewesen im Geist an des Herrn Tag, sey zu verstehn an einem Sonntag, und wie Hr. HR. W * * * zu glauben Ursache findet am Ostersonntag. Hätte aber der erste von ihnen den bessern Gedanken des Hrn. GR. W * * * gehabt, unter der ἡμερα κυριακη die ἡμερα κυριου zu verstehn, und zu übersetzen: „Ich war im Geist in den Tag des Herrn hinausversetzt," und hättens ihm die andern, wie zu erwarten stünde, ebenfalls nachgesprochen, wie ungereimt würde mans finden, wenn jetzt einer angestochen käme und behauptete: Johannes habe mit der ἡμερα κυριου nicht so fast den Gegenstand seiner Vision bezeichnen, als vielmehr den Wochentag, auf den sie ihm fiel, datiren wollen, als ob das nämliche nicht eben so gut an einem Montag, und wär es auch Simonis Judä, hätte geschehen können.

9) Hieraus folgt, wenn wenigstens die erste Hälfte des hermeneutischen Grundsatzes wahr ist, daß das neue Testament aus dem alten, nicht das alte aus dem neuen erklärt werden müsse, seine Richtigkeit hat, daß es nicht unexegetisch wäre, den Tag des Herrn im neuen Testament poetisch zu fassen, und die Zerstörung Jerusalems und gänzliche Auflösung des jüdischen Staates durch die Römer sammt dem davon abhängenden sichern Fortgang der christlichen Religion darin zu finden, wenn nicht

andere Gründe eine solche Interpretation verbieten. Ja man könnte, wer mit Gefahr weit gehn wollte, bei den heiligen Engeln, an deren Spitze des Menschen Sohn erscheint, an Jes. 13. denken, und darunter verstehn „die römischen Cohorten." Ἄγγελος Werkzeug Jehovens. Ἅγιος geweiht zum Dienste Jehovens. Mikdaschè Jehovah, kelè Saamo.

10) Nun ist aber freilich wahr, daß die citirten Stellen des neuen Testaments Ankündigungen enthalten und Ermahnungen dazu, die auf etwas größeres als auf den Untergang des jüdischen Staates durch die Römer zu gehen scheinen. Aber eben so wahr, daß die prophetischen Bilderzüge, die anerkannt die Zerstörung Jerusalems zeichnen, sich sehr mit denen verwischen, die etwas anderes als die Zerstörung Jerusalems zu zeichnen scheinen, und daß man wenigstens versucht werden könne zu glauben, des Mensche Sohn habe sich selber eine totale Veränderung der Dinge ins Herrliche und Große, die Eröffnung des seligen Reichs Gottes auf der Erde mit der Zerstörung Jerusalems zusammen und als Eins gedacht. Auch wäre weiters nichts daran auszusetzen, wenn er sichs so gedacht hätte, und weiter nichts. Gesteht er doch selber, von dem Tag und der Stunde wisse niemand auch der Sohn nicht. Allein die Sache hat doch einen Hacken. Denn so wenig es in meinen Augen den Sohn herabsetzt, daß er nicht Alles wisse, was der Vater weiß, so wenig möchte ich doch von diesem Sohne glauben, daß er etwas behauptet habe, was er nicht weiß.

Ich will auch nichts behaupten, was ich nicht weiß. Die Exegese, die eine dienende Magd der Dogmatik ist, weiß Rath. Allein sie sollte die ge-

bietende Mutter der noch unerzogenen, und was schlimmer ist, der oft ungezogenen Dogmatik seyn.

So viel vom Tage des Herrn — aber der Dieb?

„Ein Dieb kommt nicht, denn daß er stehle."

Allein der Κλεπτης ἐν νυκτι des Neuen Testaments ist nicht der deutsche „Dieb in der Nacht" den man denkt, sondern der hebräische Gannabh hallajla, der auch ein ehrlicher, und sogar ein gepriesener Mann seyn kann. Das hebräische גנב hat nämlich einen weitern Umfang als das verächtliche deutsche Wort „Dieb" und bezeichnet auch den Krieger im unerwarteten Ueberfall, oder den Sieger im Sturm, mit der Nebenidee, daß er Beute mache, was in den Augen der Vorwelt nicht so entehrend war, als im Feldzug 1793 in den Augen des elsäßer Landsturms. Denn als ihnen die Oestreicher im Bienenwald ein halbes Dutzend übel bewachte Kanonen weggenommen hatten, und sie nach wie vor von den Vorposten aus mit dem Ehrentitel „Königsmörder" begrüßten, waren die Söhne der blutigen Freiheit auch nicht stumm, sondern riefen zurück: „Kanonendiebe!"

Mein Gewährsmann ist Joel Kapitel 2.; nicht weil dort die Heuschrecken ebenfalls einen Tag des Herrn repräsentiren, sondern weil dort, indem er sie in furchtbare Krieger verwandelt, und im Sturmmarsche malt, im Augenblick der Eroberung ein Gannabh über die Mauer springt. Man muß das ganze Gemälde überschauen:

Stoßt in die Trompete zu Zion! Feldgeschrei töne
Von dem heiligen Berg! „Auf, auf ihr Bürger des Landes!"
Denn es rückt der Tag Jehovens in furchtbare Nähe.

Ha, ein dunkler finstrer Tag, in Wolken verhüllet
Und in Gewitterdunst! Statt des erfreuenden Frühlichts
Breitet sich über den Bergen ein zahllos mächtiges Volk aus;
Nie sah die Vorwelt desgleichen, nie wirds die Nachwelt erleben.
Vor ihm sengt das Feuer, und hinter ihm lecket die Flamme;
Einem Paradiese glich, eh' es einbrach, die Erde,
Eine Wüste nach ihm her und Rettung unmöglich.
Siehe, sie sprengen daher, wie Reuter auf schnaubenden Rossen,
Rauschend, wie die Wogen herab vom Gipfel der Berge,
Prasselnd, wie die Flamme, wenn sie durch Stoppeln dahin fährt,
Wie ein mächtiges Heer zur Schlacht gerüstet einherrückt,
Dem die Völker zittern, und alle Gesichter erblassen.
Stürmend bringen sie an, wie Krieger, erklimmen die Mauren,
Weichen nicht, unaufgehalten rücken sie vorwärts,
Keiner den andern verdrängend und in gehaltenen Reihen
Stürzend in das Geschoß und immer wieder geschlossen.
Jetzt durchziehn sie die Stadt und, über die Mauren sich schwingend,
Stürzen sie durch das Fenster ins Haus. — —

— כְּ נֵ נֵ כ sagt Joel. Wie übel gegriffen, wie matt und unedel auch hier, wenn man, um dem meisterhaft aufgeführten Dichtergebilde, seinen Schlußstein zu geben, das letzte Hemistich so ergänzen wollte

— — „wie Diebe, die stehlen!"

Wie richtig gehalten hingegen und treffend,

wie vollendet bis zum letzten fehlenden Pinselstrich, wenn wir übersetzen, und schließen:

— — „wie plündernde Sieger."

Ein Zeuge reicht freilich, wenigstens im Gerichtssaale nicht zu, einen angeschuldigten Dieben zum ehrlichen Manne zu machen. Aber der Prophet Obadjah ist auch noch da, „auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munden."

(V. 1.) Kunde wird uns vom Herrn. Ein Aufgebot geht durch die Völker:
„Gegen Edom zum Krieg!" —
(V. 3.) — — — — Dein Uebermuth hat dich betrogen,
Der du in Burgen wohnst, auf hohen Alpen und pochend
Fragst: Wer wird hinab mich in die Ebene bringen?
(V. 4.) Schwinge dich auf mit dem Adler und niste zwischen den Sternen;
Dennoch stürz' ich dich hinab. So spricht der Herrscher Jehova.
(V. 6.) Wenn sie dich überfallen die Gannabim und die Zerstörer
In der Nacht, wie wirst du dann gescheiet, wie werden
Deine Schätze sie rauben —" יִגְנְבוּ"

So die zwei Propheten! Und man hätte also für die Aussprüche der zwei Apostel wenigstens die Wahl bei dem Κλεπτης ἐν νυκτι nach eigenem Gefühl an den Dieb mit Brecheisen und Dietrich, oder an den Anführer einer tapfern und glücklichen Avantgarde zu denken, wenn nicht Paulus, selber der dritte fehlende Zeuge, die Wahl entschiede:

Auch Paulus erwartet ja [illegible]en an seinem Tage im Costüme der Propheten an der Spitze

eines Heeres und sein ganzer Aufzug ist militärisch. Woher denn ein Dieb?

1. Thess. 4, 16." Der Herr wird mit einem Feldgeschrei (בְּתְרוּעָה) unter Commandoruf (ἐν φωνῇ Ἀρχαγγέλου) und mächtigem Trompetenschall daher kommen.

— Kap. 5, 2. Ihr selbst wißt, daß des Herrn Tag kommen wird, wie ein nächtlicher Ueberfall. (K. e. N.)

— — V. 3. denn wenn sie werden sagen: es ist Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen, wie der Schmerz ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen.

— — V. 4. Ihr aber lieben Brüder, seyd nicht in der Finsterniß, daß euch der Tag nicht wie ein Κλεπτης überfalle.

— — V. 8. — angethan mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit."

Sichtbar erhält sich hier der Apostel nach der Weise der Propheten in einer Reihe zusammen gehörender Bilder, in welcher der Dieb so wenig als irgend an einem andern Ort außer dem Galgen an seinem Platz ist.

Und so sey er denn auch hier gerichtet nach Urthel und Recht!

Anhang.

Hr. Pf. E***, der diese Abhandlung las, zweifelt ob die hier angenommene Bedeutung von Κλεπτης auch aus Profan-Griechen könne belegt werden.

Ich sage, wir sind auf hebräischem und hellenischem Boden, nicht auf profan griechischem, und wären wir doch nur auf dem attischen.

Denn fürs erste wird bei Xenophon Mem. Soer. III. 1. 6. unter mehrern Eigenschaften, die ein guter Feldherr haben soll, auch die gefordert, ὅτι στρατηγὸν εἶναι χρὴ — κλεπτὴν (ipsissimo verbo.)

Und dann will der Schriftsteller damit nicht einmal sagen, daß er plündern müsse, sondern die Kunst verstehe, unbemerkt heranzurücken, dem Feind in der Besetzung wichtiger Posten durch Geschwindigkeit zuvor zu kommen, wie zwei Stellen aus der Anabasis beweisen.

Anab. IV., 6. 11. κλεψαι τι πειρασθαι λαθοντας και ἁρπασαι φθασαντας ἣν δυνωμεθα μαλλον, ἢ προς ἰσχυρα χωρια και ανδρας παρεσκευασμενους μαχεσθαι.

— V., 6. 9. ἣν δε και δυνηθητι τα τε ὀρη κλεψαι και φθασαι λαβοντες.

Auch bei Aristophanes im Plutus Act. 1. Scen 1. v. 27. nennt Chremylus seinen Sclaven Karion, wenn er ihn loben will, sey es auch mit einer muthwilligen Anspielung auf die andere Bedeutung des Wortes σιγοματον και κλεπτιστατον. (maxime taciturnum nach der Glosse.)

Nach dem Atticismus ließe sich also die paulinische Stelle ohne allen Gedanken an einen Dieb so übersetzen.

„Ihr selbst wißt, daß des Herrn Tag kommen wird, wie ein Kriegsherr in der Nacht, (von dessen Ankunft man nichts merkt, oder: früher als man meint.)

6.

Bemerkungen zu einigen Stellen der Evangelisten.

1) Matth. 6, 11.

„unser täglich Brod gieb uns heut."

In der Vorschrift dieser Bitte liegt keine Verpflichtung, für den morgenden Tag unbesorgt zu seyn. Denn

1) scheint der Ausdruck „heute" nicht einmal wörtlich verstanden zu seyn, sondern in Vergleichung mit Luc. 11, 3. so viel zu sagen: Laß es uns nie an unserer täglichen Nothdurft gebrechen.

2) Aber gesetzt, wir sollen nur für heute beten, so ist es zweierlei: Sorgen und Beten. Man benutzt die gegenwärtige Gelegenheit, wenn man wegen der Zukunft, und dem, was in der Zukunft geschehen kann, ungewiß ist.

Wir thun also, was uns zu thun obliegt, das heißt, wir sorgen auf eine christliche Weise, billig auch für die Zukunft, weil wir nicht wissen, ob wir die Gelegenheit morgen wieder finden, die wir heute durch Sorglosigkeit versäumen würden.

Hingegen empfehlen wir das, was wir nicht thun können, Gott, das heißt, wir beten billig nur für heute, weil wir gewiß wissen, daß Gott, wenn wir morgen wieder beten, wieder eben so geneigt ist, als heute, uns zu erhören, und daß er, wenn wir morgen nicht beten können; doch thun wird, was uns heilsam ist. Selbstsorge für die Zukunft ist gerechtes Mißtrauen in unsere eigene Kraft. Gebet für die Zukunft könnte ungerechtes

Mißtrauen in Gottes Vorsehung und stets gleiche Güte scheinen.

a) Matth. 11, 2—6.

Gewöhnlich wird die Gesandtschaft Johannis so erklärt, daß er auch seine Jünger von der Wahrheit überzeugen wollte, von der er selbst längst überzeugt war.

Kann aber diese Gesandtschaft nicht auch gewissen Zweifeln, die seine einsame, traurige Lage (V. 2.) in ihm erweckte und nährte, zuzuschreiben seyn? Wie oft zagt auch der frömmste, glaubigste Christ in einer düstern, unglücklichen Lage an Wahrheiten, von denen er sich in heitern Stunden vielleicht aus bessern Gründen überzeugt hatte, als die Gründe Johannis für die Messias-Würde jemals seyn konnten. — Er hatte sich der bevorstehenden glücklichen Veränderung, die sein Freund und Schüler Jesus stiften würde, schon im Geiste gefreuet, fühlte sich als dessen Vorbote, arbeitete, wirkte mit, und da saß er nun, wer weiß wie lange schon, im dumpfen Kerker, wahrscheinlich oft genug, wenn auch nicht immer, allein, umgeben von Dunkelheit und Stille, unthätig; seine Säfte schleichen, durch keine Bewegung noch frische Luft gestärkt. Er kann sich seine Lage nicht erklären, — nicht erklären, warum Jesus für ihn und für die Nation so unthätig ist, sieht ihn seinem Ziele um keinen Schritt näher kommen, und hört doch immer Thaten von ihm erzählen, die einen ausserordentlichen, zu großen Absichten bestimmten Mann ankünden. Unter diesen Umständen schwankt er zwischen Glaube und Zweifel, [illegible]ßet nach Ge-

wißheit, und wendet sich — am liebsten an Jesum selbst: Bist du, der da kommen soll?

Hier half nicht Ja noch Nein. Die beste Antwort war: „Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget. — Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert."

Dieser Beisatz Jesu scheint fast diese Erklärung zu bestätigen. Jesus scheint selbst die Veranlassung der Gesandtschaft vermuthet zu haben.

Jesus antwortet also mit That, nicht mit Wort. Ein Beweis seines guten Gewissens, des Gefühls seiner Würde, der Wahrheit seiner Sendung. Fragt einen Haushalter: Bist du treu und ehrlich? Jeder, auch der treuloseste, wird sagen: Ja. Aber der wirklich treu und ehrlich ist, wird sagen: Hier sind meine Rechnungen, da meine Kasse, dort meine Geschäfte. Gehet hin und sehet.

Jesus befriediget die Wißbegierde der Fragenden zwar vollkommen, aber doch so, daß er ihnen statt deutlicher Antwort Data gibt, sie in den Fall setzt, selber denken zu müssen, aber auch in den Stand, sich die Frage selber zu lösen. Er verschafft ihnen dadurch den Vortheil, zu wissen, nicht nur daß, sondern auch warum sie ihn für den Messias halten müssen.

3) Matth. 11, 7—10.

Wenn je in einer Rede Jesu ein Anstrich von Ironie darf angenommen werden, so scheint es, daß sie hier anzunehmen sey.

Fand Jemand in dem Johannes keinen großen Mann, keinen Propheten, so lag die Schuld an dem, der es nicht fand, an der Absicht, die ihn hinaus in die Wüste trieb, an vorgefaßten Meinungen ꝛc. — nicht an dem Johannes.

Wer mag läugnen, daß wohl mancher, der hinausgieng, den Johannes zu hören, der Menge nachlief, ohne zu wissen warum, mit der Menge stehen blieb, anfänglich den Johannes angaffte, ohne zu wissen, was er sah, mit der Menge aushielt, und, indessen daß Johannes lehrte, vor langer Weile dem Schilf des Jordans zusah, mit dem der Wind spielte?

V. 7. „Ihr habt nichts Großes an Johannes gefunden (sagt Jesus), wie klug ihr doch seyd. Das Rohr, das der Wind bewegte, schien euch wohl größere Aufmerksamkeit zu verdienen, als daß ihr auf ihn hättet horchen mögen. Kein Wunder!"

Eben so mag Mancher, der den Mann im härenen Kleide erblickte, sogleich eine widrige Meinung gefaßt haben. Was soll mir der Sonderling sagen können, dachte er, und gieng seinen Weg.

V. 8. „Wie klug! (sagt Jesus) war es euch um den Anzug des Mannes zu thun? Wolltet ihr einen fein geschmückten Weltmann sehen? Wahrhaftig! so hättet ihr nicht sollen in die Wüste gehen. Da müsset ihr freilich ein andermal nach Hof gehen, — aber auch dort keine Wahrheit erwarten."

V. 9. „Wer mit unbefangenem Geist, mit richtigem Begriff, was zu einem Propheten gehöre, hinausgieng, einen Propheten zu sehen, der fand auch einen Propheten, und mehr denn einen Propheten."

4) Matth. 20, 16.

„Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt."

Traurige Worte, wenn sie sagen wollen: es ist der Beruf vieler, gottselig zu leben in dieser Welt, aber wenige sind es, die sich durch Erfüllung ihres Berufs Gottes Beifall erwerben. Traurige Worte, wenn sie sagen sollen: Die Menschen sind zu einem ewigen Glück geschaffen, aber wenige werden es finden und geniessen. Gott sey gedankt, das sagt der sanfte, schonende Jesus nicht, der nicht, der gekommen ist zu den Menschen, daß sie Leben und volle Genüge haben sollen. Was er bei dem traurigen Anblick dessen, das täglich vor seinen Augen geschah, von besonderen Umständen seiner Zeit, von einer einzelnen Menschenklasse in Hinsicht auf eigene Vorurtheile zu einer Nation sagt, die sich allein für berufen, und eben dadurch auch für unfehlbar erwählt hielt, das will er nicht so allgemein ausgedehnt wissen. „Ihr haltet euch allein für berufen," scheint er zu den stolzen engherzigen Israeliten sagen zu wollen, — „o es sind noch viele ausser euch! Ihr haltet euch alle für auserwählt? — Ihr seyds bei weitem nicht alle."

Ganz anders spricht Jesus, wenn er seinen Blick von dem Juden weg über die ganze Menschheit erhebt. „Es werden viele kommen von Morgen und Abend, und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen." (Matth. 8, 11.)

5) Matth. 22, 34—46.

Jesus wurde erst von Pharisäern, V. 15—22, dann von den Sadducäern, V. 23—33, dann wie-

der von den Pharisäern, V. 34—40, durch verfängliche Fragen auf die Probe gesetzt und angefochten. Vermuthlich waren die Meinungen über das größte Gebot getheilt, und es schien, daß Jesus, welchem Gebot er auch den Vorzug gäbe, es mit einer oder mehreren Partheien verderben müsse. So schützt demnach auch den Rechtschaffensten und Ehrlichsten seine Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit nicht vor heimtückischen und gefährlichen Nachstellungen. Aber dieß ist sein entscheidender Vorzug: er siegt in den Nachstellungen durch seine Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit. Jesus erwiedert auf die verdächtige Frage: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe; dies ist das vornehmste und größte Gebot. — Das andere ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; und seine Feinde schämten sich und verstummten. Jeder Pharisäer hätte auf die Frage: welches ist das größte Gebot? nothgedrungen von denjenigen Geboten schweigen müssen, gegen welche er sich vor den Augen des Volkes schon groben Vergehungen schuldig gemacht hatte. Aus Klugheit würde er dasjenige für das wichtigste ausgegeben haben, welches er noch am meisten gehalten zu haben sich einbilden konnte. Nur Jesus, der seinem Vater gehorsam war bis zum Tode, und der das Leben wagte für seine Freunde, nur er konnte alle, alle Gebote in eins zusammenfassen, und seine hämischen Nachsteller mit der Erklärung schlagen: Du sollst lieb haben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe; dies ist das vornehm-

ste und größte Gebot. — Das andere ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben als dich selbst.

6) Matth. 24, 29.

Sonne und Mond werden ihren Schein verlieren, und die Sterne vom Himmel fallen, und der Himmel Kräfte sich bewegen.

Viele Exegeten, unter diesen einst Leß, deuten diese Bilder aus den Propheten also: Himmel, jüdischer Staat, Sonne, Mond, Sterne, die Ersten im Staat, Gewalthaber, König, Priester ꝛc. Sinn: die Ersten im Staate werden ihres Glanzes, ihrer Macht und Würden beraubt, er selbst (der Staat) erschüttert und aufgelöst werden.

Man darf nur mehrere prophetische Stellen zusammen nehmen, um das präkare akkommodirte in dieser Deutung zu finden.

1) Gewöhnlich brauchen die Propheten diese und ähnliche Bilder, wenn sie von dem Tag des Herrn reden, oder ihn im Sinne haben.

2) Tag des Herrn ist kein bestimmter Tag, auch nicht Bezeichnung der Zeit für irgend eine bestimmte Begebenheit, worin etwa alle Propheten übereinstimmten. Dem Joel z. B. ist's eine nahe Begebenheit, die schon durch die Heere Gottes, die Heuschrecken, eingeleitet ist. Indem er im ersten Kapitel jene Landplage geschildert hat, fährt er Kapitel 2 fort: Blaset die Posaunen zu Zion; denn der Tag des Herrn kommt und ist nahe. — Was er sich darunter denket, klärt Kap. 4. auf, siehe V. 19. Mächtige Befreiung der Israeliten von dem Druck und der Herrschaft ihrer Nachbarn durch

glänzende Siege. Dem Jesaias Kap. 13 ist's Zerstörung von Babylon durch die Meder, Befreiung und Rückkehr der Israeliten. Jeremias spricht in ähnlichen Ausdrücken von der Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer.

3) Der Tag des Herrn ist also Ausdruck für jede große Begebenheit, die

a) durch politische Veränderungen in der Welt merkwürdig,

b) von Jehova beschlossen und ausgeführt,

c) in Beziehung auf Israel strafend oder rettend gedacht wird.

4) Dem Joel ist's ein finsterer, dunkler, nebliger Tag; die Erde zittert und der Himmel bebt; Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhalten ihren Schein.

Dem Jesaias erscheint der Tag des Herrn grausam, zornglühend, die Sterne des Himmels und seine Orionen scheinen nicht mehr. Verfinstert geht die Sonne auf, und der Mond gibt kein Licht mehr; der Himmel wird erschüttert und die Erde bebt.

Jeremias sieht den Himmel an, er ist finster; die Berge, sie beben.

5) Diese ganze Schilderung ist nichts anders, als poetische Dekoration des Tages Jehovens. Alle Propheten brauchen sie, wenn sie von noch so verschiedenen Dingen reden. (Beispiele ähnlicher Dekorationen finden sich Jes. 11, 6—8. zur neuen Regierung des großen Königs.). Die ersten Keime, aus denen sich diese Nationalvorstellung ent-

wickelte, finden sich schon historisch in den Büchern Mosis, die ersten poetischen Entwickelungen in den Psalmen.

6) Alle diese Bilder kehren im neuen Testamente wieder — auch dort nichts anders, als Dekoration zum Tage des Menschensohns.

Altes Testament.	Neues Testament.
Tag Jehovens.	Tag des Menschensohns. Tag des Herrn. Petr. und Offenb. Joh.
Finster, der Himmel bebt, die Erde zittert.	Sonne und Mond verlieren den Schein. Die Sterne fallen vom Himmel. Seine Kräfte bewegen sich. — Die Himmel vergehen mit großem Krachen ꝛc.
Jehova kommt.	Des Menschen Sohn kommt.

7) Marc. 6, 16.

„Da es aber Herodes hörte, sprach er, es ist Johannes, den ich enthauptet habe."

Der machte dieses, jener etwas anders aus Jesu. Einer hielt ihn für den Elias, ein Anderer für einen alten, und wieder ein Anderer für einen neuen Propheten. Nur Herodes kam auf den besondern Gedanken: den ich enthauptet habe, Johannes, der ist's, der ist von den Todten auferstanden. Aber sehr natürlich kam er auf

den

den Gedanken. Denn er hatte ihn ja — enthauptet Dieß sind die Wirkungen des bösen Gewissens.

Jeder freute sich der Thaten Jesu, und ahnete in der Wiederkunft eines alten Propheten oder in der Erscheinung eines neuen glückliche Aussichten, sah es als einen Beweis der Gnade Gottes über sein Volk an: „Gott hat sein Volk heimgesucht." Nur Herodes — sah ein Gespenst, und ahnete nichts Gutes. Wieder ein Beleg zu einem alten und wahren Spruch: Der Gottlose fleucht und niemand jagt ihn.

8) Marc. 14, 27, 28.

In dem 28ten Vers liegt meines Bedünkens eine schöne und nicht allgemein bemerkte Fortsetzung des im 27ten aufgestellten Bildes.

„Der Hirt wird geschlagen werden, und die Schafe werden sich zerstreuen."

Jesus scheint mir nämlich hier in dem Ausdrucke des Vorangehens in der Person eines Hirten fortzusprechen; der Hirt zeigt sich, die zerstreuten Schafe sammeln sich um ihn, er geht voran, sie folgen ihm. Joh. 10, 4. 27.

„Ihr werdet euch zerstreuen, wenn ich von euch genommen bin. Aber nach meiner Auferstehung werdet ihr euch wieder bei mir versammeln. Galiläa ist der Ort, wohin ihr mir nachkommen werdet."

9) Luc. 5, 18 — 26.

Macht, Sünden zu vergeben, ist so viel als Macht, die Folgen der Sünden zu heben.

Die Folgen aber der Sünde sind zweierlei, natürliche, die aus der Sünde herfließen,

nicht anders als herfließen müssen, und positive, die Gott gleichsam noch extra, den Uebertretern in der Ewigkeit anzuthun gedroht hat.

Gewöhnlich wenn man von Vergebung der Sünden spricht, denkt man nur an diese letztere Art von Folgen der Sünden. Vergebung der Sünden heißt alsdann Nachlaß der ewigen Strafen.

Da die natürlichen Folgen nur der Herr der Natur, die positiven nur der Gesetzgeber aufheben kann, so ist beides gegen den Ausspruch des 23. V. gleich schwer, oder gleich leicht, wie man will. Hingegen ist kein Zweifel, daß der welcher das eine thut, sich dadurch legitimirt, auch das andere thun zu können. Denn Beides kann nur Einer.

Rühmt sich hingegen ein Mensch, der für einen Betrüger gehalten wird, als Bevollmächtigter Gottes, eines oder das andere thun zu können, so ist es freilich leichter zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, d. h. du bist losgesprochen von der ewigen Verdammniß, — als zu sagen: stehe auf und wandele d. h. sey frei von den natürlichen, jetzt dich drückenden Folgen deiner Sünden. Denn da jenes sich wohl sagen, der Erfolg aber keineswegs sich wahrnehmen läßt, so kann auch der, welcher es gesagt hat, aus dem Nichterfolg nicht als Betrüger überwiesen werden. Wer ihm glauben mag, kann glauben. Es ist aber nichts entschieden.

Schwerer ist es in dem Fall zu sagen: sey frei von den natürlichen Folgen deiner Sünden. Denn hier muß der Erfolg des Machtspruchs augenblicklich entscheiden; der Kranke z. B. muß gesund werden,

oder der Betrüger ist widerlegt. Jesus scheint also zu sagen: Ihr glaubt nicht daß ich Sünden vergeben kann? Wohlan, Sünden vergeben und Kranke heilen, gehört zusammen; wer das eine kann, muß auch das andere können. Aber es ist schwerer das eine als das andere zu sagen. Ich sage also das Schwerere, um euch zu zeigen, daß ich das Leichtere auch könne.

Er hat's gesagt — und gethan.

10) Luc. 11, 14 — 16.

Vergebens glaubt der Zweifler, der Unchrist, der Lasterhafte, wenn Gott noch Zeichen und Wunder thun würde, daß es ihm alsdann möglich oder leichter seyn würde, zu glauben und fromm zu seyn. Er bleibt ungebessert und unüberzeuget, nicht weil es den natürlichen Mitteln, die uns Gott anbietet, an Ueberzeugung und Besserungskraft fehlte, sondern weil er sich nicht mag überzeugen und bessern lassen.

V. 14. Jesus lehrt einen Stummen sprechen, und alles Volk verwundert sich. — Aber wer aufmerksam auf die Natur seyn wollte, wäre es dem weniger wunderbar, daß wir von Jugend auf sprechen können? oder waren wir nicht alle auch einmal stumm?

V. 15. Jesus lehrt einen Stummen sprechen, und siehe es wird ihm für Zauberey ausgelegt. Würde der, der die Wahrheit nicht annimmt und ausübt, weil er sie nicht leiden mag, würde der nicht auch eine Einwendung, einen

Zweifel selbst gegen das Wunder haben, das ihm die unangenehme Wahrheit zu bestätigen schiene?

V. 16. Jesus thut ein Zeichen an einem Stummen und nun verlangt man ein Zeichen vom Himmel. Also selbst Wunder sättigen den Wundersüchtigen nicht. Sieht er eins, so will er mehrere; sieht er ein großes, so will er noch ein größeres sehen.

So wahr ist es, was der Heiland Kap. 16, 31. sagt: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstünde.

ri) Luc. 23., 43. 44.

1. Es ist schwer zu glauben, daß der Schächer, der nur Aufruhrs Willen gekreuziget ward, so aufgeklärt sollte gewesen seyn, um an ein regnum Christi non hujus mundi zu glauben, woran selbst seine Jünger keiner glaubte, worüber Christus selber zu ihnen nie deutlich sprach. Wahrscheinlicher ist es, daß er eine Wiederkunft Christi zur Herstellung seines Reiches erwartete:

a) es war so ein dunkler Glaube unter den Juden, durch Propheten geweckt, daß der Messias durch große Leiden zu seiner Königswürde müsse geweihet werden.

b) Christus selber sprach oft von seinem Tod und einer herrlichen Wiederkunft in des Himmels Wolken.

c) Erfasse eine lebendige Hoffnung mit ganzer Seele. Der Glaube an sie werde deinem

Herzen Bedürfniß, so tödtet der Tod ihn nicht. Du erwartest eher seine Erfüllung nach dem Tode. Laß den Neger in Amerika sterben. Er hält in der Todesminute den Trost noch fest, er werde seine vaterländischen Paliäen wieder sehen. Dein Messias sterbe, ehe du ihn, und die süßen Hoffnungen aufgibst, die an ihm sich festhielten, wird dir eine neue Hoffnung Bedürfniß werden: er kommt wieder.

2. Eben diese Tendenz des menschlichen Gemüthes weckte unter den Juden den Auferstehungsglauben. Wen sein Schicksal in eine jammervolle Periode des Lebens warf, wer keine Hoffnung vor sich sah, das Bessere, das dem Schlimmern folgt, noch zu erleben, und den Tag des Messias zu sehen, der erwartete von ihm Erweckung vom Tod, und neues Leben in seinem Reich. Glaube an Auferstehung, nicht zum ewigen Himmelsleben, sondern zum Reiche des Messias, war unter den Juden zur Zeit Christi Volksglaube. Was sagt nun der Schächer, der mit zu diesem Volke gehört?

„Rufe auch mich wieder ins Leben zurück," oder:

„Erkenne mich wieder, wenn du in deiner Königskraft und Würde, wenn du als Messias (εν τη βασιλειᾳ σου) wieder kommst!"

„Laß mich wieder mit dir aus dem Schattenreich zurückkehren, und ein Genosse deines Reichs seyn, der ich dich jetzt in das Reich der Schatten begleite!

3. Die Gegensätze sind nun fühlbar in der Antwort Jesu:

„Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn."

12) Joh. 8, 2 — 11.

V. 2. Mit den edelsten Absichten beschäftigt, mit ganzer gesammelter Seele, vom heiligsten Eifer belebt, sitzt Jesus im Tempel unter dem Volke und lehret.

V. 3 — 6. Und eine boshafte verkehrte Menschenart, Schriftgelehrte und Pharisäer dringen an ihn, und unterbrechen ihn, mit einer boshaften, nichtswürdigen Frage: Ankläger einer Ehebrecherin, aber zehnmal strafwürdiger als die Beklagte selbst, fragen sie: Meister diese hat den Tod der Steinigung nach unserm Gesetz verdient, was sagst aber du dazu?

V. 6. Jesus bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde.

Schwerlich wollte er mit dieser Geberdung etwas anders sagen, als: Ich will nichts mit euch zu thun haben; ihr verdient nicht, daß ich ein Wort an euch verliere.

V. 7. Sie aber setzten ihm zu und drangen in ihn, bis er ihrer müde, sie endlich mit der Erklärung abwies: Steiniget sie. Der rein ist unter euch, mache den Anfang.

V. 8. Und bückte sich wieder und schrieb: d. h. Weiter habe ich euch nichts zu sagen. Ihr könnet gehen.

Oder bückte er sich, um ihnen eine Verlegenheit, eine Beschämung zu ersparen? Denn

V. 9. Sie fühlten sich in ihrem Gewissen. Theils sagte es einem jeden, daß er mit der Steinigung den Anfang nicht machen dürfe, theils fühlten sie, daß sie keine bessere Behandlung als diese verdient hätten. Und giengen hinaus einer nach dem andern. Die ältesten machten den Anfang und die jüngern folgten nach.

V. 10. 11. Nun hatte Jesus nichts mehr zu schreiben. Mit menschenfreundlichen Fragen widmete er der Unglücklichen einige Augenblicke — sie zu trösten und zu bessern.

13) Joh. 18, 6.

V. 6. „Sie wichen zurück und fielen zu Boden."

Die Wirkung von dem edlen Muth Jesu Christi auf die rohen Kriegsknechte und Häscher war ein wenig stark und unerwartet, wenn sie natürlich war. Und ein Wunder hier zu suchen geht nicht an, da es nichts genutzt hätte, auch wirklich nichts genutzt hat. Jesus wollte den Händen der Wache nicht entgehen, sondern sich gefangen nehmen lassen freiwillig.

V. 8. „Suchet ihr mich, so lasset diese gehen." Wie schicket sich diese Rede Jesu zu dem Vorhergehenden. Man denke sich die Wache betäubt oder betroffen, auf der Erde liegend oder wieder aufgerafft. Kein Wort, daß die Jünger in Anfechtung waren.

Versuch einer andern Uebersetzung.

Ἀπηλθον εἰς τα ὀπισω, nicht rückwärts,

sondern auf die Hinterseite Jesu (wo die Jünger waren). Dieser schien ihnen schon der Mann nicht zu seyn, den sie fest nehmen sollten. Es war ihnen ohne Zweifel sehr wichtig gemacht, wie sie des Menschen sich mit Vorsicht und List bemächtigen müßten. Auf alle Fälle wollten sie sehen, wer noch dahinten im Dunkeln sey.

Και ἔπεσον χαμαι, die Jünger nämlich als die Wache kam, entweder aus Furcht und Schrecken oder aus Klugheit, sich zu verbergen.

Jetzt fragt Jesus noch einmal, wen suchet ihr? und erklärt ihnen: suchet ihr mich, so lasset diese gehen.

Einwendungen.

1. Es ist allerdings eine harte Auslassung des Nominativs in *ἔπεσον χαμαι*, wenn die Jünger sollen gemeint seyn. Allein die Dunkelheit läge nicht in dieser Stelle, sondern in dieser Zweideutigkeit des *ὀπισω* vorher. Hat sich Johannes die Hinterseite in Ansehung Jesu dabei gedacht, und denkt man sichs so mit ihm, so ist es so natürlich, daß das *επεσον* nur auf die Jünger gehen könne, daß es nicht nöthig war sie zu nennen. Ueberdieß ist es den biblischen Schriftstellern gewöhnlich, sich auf längst vorhergegangene Nomina zu beziehen, ohne sie wieder neuerdings zu nennen.

2. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Petrus in dem nämlichen Augenblick sich aufgerafft und der Wache mit dem Schwerdt sich widersetzt haben sollte, wie V. 10. erzählt wird; allein

a) geschah es auch nicht im nämlichen Nu. Nach der Scene, die Joh. erzählt, muß der Auftritt mit Judas erst geschehen seyn. Matth. 26, 48 — 50. Unterdessen hatte Petrus einige Zeit sich zu erholen.

b) That er den Angriff in dem nämlichen Augenblick, da an Jesum Hand gelegt wurde, und es ist begreiflich, und dem Charakter Petri gemäß, daß er, der zur eigenen Vertheidigung in der ersten Ueberraschung keinen Muth hatte, und von der Zaghaftigkeit der übrigen mit ergriffen wurde, jetzt in dem Augenblick, wo er Jesum in den Händen seiner Feinde sah, aus Liebe zu ihm, und in der Erinnerung seines Versprechens, alle eigene Gefahr vergaß und von raschem Muth belebt, das Schwerdt zur Vertheidigung Jesu zog. — Mag endlich nicht auch dieser Umstand einen Unterschied machen, daß er vielleicht den Feinden, die das erstemal auf ihn losgiengen, jetzt auf dem Rücken war? Wenigstens ist diese Situation die natürlichste und die Wunde von der Art, daß sie eben sowohl oder noch eher durch einen Hieb von hinten her, als von vornen zu erklären ist.

14) Joh. 20, V. 2 — 17.

Johannes der schuldlose Schoosjünger Jesu erzählt, wie die Leidensgeschichte, so auch das Benehmen der Jünger bei seiner Auferstehung, mit so kunstloser Einfalt, mit so ausführlicher Umständlichkeit in Dingen, die uns unbedeutend scheinen, bei denen aber er, weil er dabei war, gern ver-

weilte, mit so viel Natur, daß auch der entschlossenste Zweifler in Versuchung gerathen muß — wenigstens einige Augenblicke lang zu glauben.

V. 2 — 8. Der andre Jünger (Johannes selbst) der Jesum am meisten liebte, ist auch bei der Nachricht, daß das Grab offen und leer sey, der ungeduldigste, der sich am meisten interessirt — lauft Petro zuvor, kommt ans Grab, blickt hinein, sieht die Linnen, und steigt — nicht hinab Wer sollte es von dem sanften zärtlichen Mann erwarten, daß er sich allein und zuerst in ein Gewölbe wagte, wo ein Todter (immerhin sein bester Freund) gelegen hatte, wo er vielleicht noch in einer Ecke lag, wo vielleicht Trug und List der Feinde im Spiel war.

Petrus kommt nach und sieht — der rasche, kühne Petrus, überall der vörderste, ist auch hier Petrus. Er steigt ohne Bedenken hinab, will sehen, wie er sich in den Gerichtshof drang, um zu sehen; wie er sich in die Wellen des Meeres warf, um zu fühlen.

Und nun erst, als Johannes sieht, daß alles sicher sey, geht auch er hinein.

So wagt es ein Schüchterner, ein Bedenklicher, ein Zärtlicher nicht etwas Todtes zu berühren, oder an einen, ihm verdächtigen Ort zu gehen, oder eine, ihm unbekannte Speise auf bloses Zureden zu kosten. Es muß stets ein Kühnerer ihm mit seinem Beispiel vorangehen, ihm die Furcht benehmen, Muth und Entschlossenheit bei ihm wecken.

Gleicherweise scheint mir in dem Betragen der Maria ungekünstelte Natur hervor zu blicken.

V. 11. Wie ein Kind, das einen geliebten Gegenstand an dem Ort, wo es ihn sonst anzutreffen gewohnt war, nicht mehr findet — es bricht in Thränen aus, schaut nach dem leeren Platz, oder was sonst die Ursache seiner Thränen ist, einmal um das andere zurück, als ob es das Vermißte sehen müßte, als ob es den geliebten Gegenstand mit dem wehmüthigen Blicke zurückzaubern, als ob es das Auge zu neuen Thränen stärken wollte: — so steht die weiche weibliche Seele am Grabe und weint — bückt sich wieder und sieht hinein.

V. 14, 15. So sieht sie sich um, als ob ihr jemand helfen müßte, so drängt sich, in dem sie den vermeinten Gärtner sieht, ihr Anliegen aus der Brust: „Herr hast du ihn weggenommen?" ehe sie ihm sagen konnte, warum sie weine, oder wen sie suche, als ob alle Welt sich interessiren und die Ursache ihrer Thränen wissen müßte.

V. 16. Wie wir in einem starken Affect, besonders in großer Betrübniß und Angst, auf Gegenstände um uns her keine Aufmerksamkeit verwenden, oder nur schwache Eindrücke fast ohne Bewußtseyn von ihnen empfinden, oft selbst in der Größe des Kummers und der Angst die gegenwärtige Rettung nicht einmal bemerken, so sieht Maria Jesum an, und kennt ihn nicht, redet mit ihm, und kennt ihn nicht. Es war ihm nicht darum zu thun, zu wissen, wen sie vor sich habe, sie will nur wissen, ob er den Geliebten, aus dem Grab wohin sie augenblicklich zurückschaut, weggenommen habe.

Und Jesus ruft ihr: Maria! und sie wird aufmerksam, kehrt sich wieder um, faßt ihn ins Gesicht, es ist Jesus; ein Wort, ein Schrei: Rabbuni! ist alles, was sie aus der gedrängten Brust hervorbringen kann.

Ist es anders, als wenn wir an einem Freund ohngefähr vorbeigehen, an den wir nicht gedachten, dessen Gegenwart so nahe, uns nicht wahrscheinlich, nicht möglich schien, dessen Gestalt sich, seit wir ihn das letztemal sahen, verändert hat. Wir sehen ihn flüchtig an, und gehen an ihm vorbei. Erst wenn er uns mit Namen nachruft, schauen wir zurück und betrachten ihn aufmerksamer. Die Seele macht in unbegreiflicher Geschwindigkeit den Schluß: Dieser Mensch kennt mich, folglich muß ich ihn auch kennen, wenn ich ihn genauer betrachte. Der Ton seiner Stimme weckt vielleicht schon das Bild in der Seele. Kurz wir kennen ihn und nennen seinen Namen.

So erkennt Maria den Herrn, ruft Rabbuni, und will ihm im ersten Gefühl der Herzenserleichterung und Freude um den Hals fallen, oder zu Füßen stürzen, und seine Knice umarmen. (V. 17.)

Johannes sagt zwar das nicht. Aber Jesus sagt es in den Worten: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren ꝛc.“ Jesus will nur nicht angerührt seyn. Und wie gegründete Ursachen konnte er nicht haben? Konnte nicht der Affect der Maria zu ausschweifend werden? Konnte sie nicht durch ihr Benehmen Aufsehen erregen und Leute herbei ziehen, denen er sich nicht wollte offenbaren? Noch schien sie im ersten Ausbruch

des Affects nicht an das Ausserordentliche des ganzen Auftritts zu gedenken; aber hätte sie nicht im Augenblick der Umarmung der Gedanke mit Schrecken und Entsetzen befallen müssen: Wen umarme ich da? Er ist ja gestorben, er ist todt; wie steht er denn vor mir? Wie gefährlich konnte ihr erst der Uebergang aus Betrübniß und Angst zur Freude, und aus dem höchsten Gefühl der Freude und des Entzückens, zum höchsten Grad des Schreckens werden!

Und wie natürlich die Erklärung Jesu: „Ich bin noch nicht aufgefahren ꝛc." Unmöglich können die Worte heißen: Umarme mich nicht eher, als bis ich aufgefahren bin ꝛc. Entweder haben sie keinen Sinn, oder den ganz natürlichen: „Mässige deinen Affect. Es ist ja noch Zeit, ich bin noch da, ich bin noch nicht aufgefahren, und fahre noch nicht auf."

15) Joh. 21, 18 — 24.

Ein Grund für die Johanneität des Kapitels scheint der 18te und 19te V. zu seyn.

Johannes liebt das besonders, dunkle, räthselhafte Aussprüche Jesu, die man eine Zeit lang gar nicht verstand, und zu denen man in einer nachfolgenden Begebenheit den Schlüssel zu finden glaubte, sammt ihrer spätern Erklärung in sein Evangelium einzuflechten. Z. B. Kapitel 2, 19—22. Kap. 6, 70. 71, ꝛc. So auch hier.

V. 22 kommt eine ähnliche dunkle Rede vor, aber die Erklärung dazu hatte der Jünger noch nicht, und beugt blos einer kühnen Auslegung derselben vor, ohne eine andere geben zu können.

7.

Einige Ideen bei der Lectüre der Apostelgeschichte auf daß wenn ich Pfarrer werde.

Kap. 2, V. 1—3.

Gott gibt sichtbare Zeichen, daß etwas unsichtbares vorgeht.

Die Ausgiessung des heil. Geistes (reichliche Mittheilung der Kräfte) geschah nicht durch das Brausen, aber während desselben.

Auch die physische Befruchtung der Erde geschieht unter Donner und Blitz.

Denke bei ungewöhnlichen Erscheinungen, es geht irgend etwas vor, das ich nicht weiß.

Kap. 3.

Auf guten Wegen gibt Gott Gelegenheit zu guten Thaten.

Petrus hatte kein Geld, aber etwas besseres, was kein Geld bezahlt — „Ihr wisset die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß wir durch seine Armuth reich wurden."

Die Apostel machen selber kein Aufsehen von der Sache. Es gibt sich von selbst.

Kap. 4.

Die erste Probe ihres Lehrvortrags gaben die Apostel in einem Haus, das zweitemal schon im

Tempel, das drittemal schon vor dem Collegium der Obersten und Aeltesten und Schriftgelehrten, und aller die da waren von der Hohenpriester-Geschlecht.

Petrus bekannt nun vor Hannas und Caiphas, was er vor wenig Wochen vor der Magd in dem Pallast des Caiphas verläugnete.

Kap. 6, 5.

Aus den Namen zu schließen, waren unter denen Diakonen mehr Griechen als Hebräer. Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas scheinen Nationalgriechen zu seyn.

Auch gegen Stephanus treten falsche Zeugen auf. Aber die elenden Schächer wissen nicht einmal eine neue Anklage zu finden. Sie gebrauchen wieder die alte.

Unter den äußern Verfolgungen war es ein gefährliches Symptom, daß zwischen den Ebräern und Griechen schon im Innern Mißvergnügen entsteht. Es wird sich zeigen, Gamaliel, ob diese Lehre von Gott ist.

Kap. 7.

Stephanus hält eine breite Rede — scheint noch lange nicht fertig zu seyn — vergißt sich V. 51 im Eifer und fängt an zu schimpfen. So hat Petrus nicht gesprochen. Unmittelbar darauf wird er weggeschleppt und gesteinigt. Er scheint weniger ein Martyrer des Evangeliums als ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit zu seyn. Warum starb früher ein unbedeutender Diakon, als ein Apostel.

Kap. 8.

Stephanus schadete durch seinen unzeitigen Eifer. Jetzt erst geht die Verfolgung an. Aber die Lehre ist von Gott. Ihr könnt sie nicht dämpfen. Die Verfolgten zerstreuen sich, und das Evangelium kommt nach Samaria ꝛc.

Gottes Weisheit macht gut, was menschliche Thorheit verderbt.

V. 1. „Ohne die Apostel."

Gute Gründe, warum die Apostel in Jerusalem blieben. Es war gefehlt, wenn sie auch giengen.

V. 4. Jeder war schon so gut als selber ein Apostel.

V. 14. Ein anderer Grund für Petrus und Johannes, nach Samaria zu gehen, war jetzt vorhanden.

V. 16 — 40. Der Engel des Herrn sprach zu Philippo — d. i. Es trieb ihn etwas, er mußte gehen — und den Kämmerer finden.

Oft treibts uns auch so, und wir finden Gelegenheit zu einer guten That.

Glaubt, wenns euch so treibt, und die Gelegenheit zu einer guten That ergibt sich, und sie wird uns so leicht, daß ihr Werkzeuge Gottes für einen großen Zweck seid. Aber ihr erfahrts nicht, was euere That für Folgen hat, und was Gott durch sie segnet.

Philippus erfuhr es wahrscheinlich auch nicht, der Geist des Herrn rückt ihn weg. Er erfuhr wahrscheinlich nichts mehr von dem Erfolg. Der Kämmerer sah ihn nicht mehr.

8.

8.

Bemerkungen zu 1. Corinth. Kap. 15. Vers 12 — 20. und V. 42 — 44.

Wir hätten weiter keine Ursache zu großer Betrübniß, wenn uns, (nur die Unsterblichkeit der Seele vorbehalten) keine Hoffnung zur Wiederbelebung des Körpers gemacht würde. Unser, der Seele, Schicksal wäre nicht bejammernswürdig. Denn der Körper war doch nur der geringere, schwächere, vergängliche Theil unsers Wesens. In ihm hatten unsre Krankheiten und Schmerzen, und selbst der Tod seinen Grund. Er wars, der so oft die freie Wirksamkeit der Seele hinderte, ihre Heiterkeit trübte, ihre Freuden verbitterte. Er wars, dessen Pflege uns so viel Sorgen, Arbeiten und Aufwand kostete; er wollte immer gespeiset, getränket, gekleidet und geschmücket seyn. Was wäre es Kummer, wenn die Seele diese Bürde auf immer abwürfe? Auch sein Schicksal wäre nicht traurig, oder ungerecht. Er war Erde aus Erde — was kann er besseres als in die Erde zurück kehren und Erde werden. Die Natur gab uns ihn von der Erde umsonst. Die Natur nährte ihn 50, 60, 70 Jahre von der Erde umsonst. Was könnte sie billigeres fordern, als daß wir ihn, wenn er uns nicht mehr brauchbar ist, der Erde zurückgeben, ihr die Schuld heimzahlen, das lang genossene Kapital ohne Zinsen?

Indessen war er doch 50, 60, 70 Jahre lang der treue Gefährte des Geistes, theilte mit ihm unver-

dessen Liebes und Leides. Und wer trennt sich gern auf immer von dem steten, treuen Gefährten des Lebens? Zudem war er dem Geist, neben manchen Leiden, auch die Quelle mancher Freuden. Durch ihn empfand der Geist das Wohlgefühl der Gesundheit und Stärke. Wir sahen so viel schönes durch dieses Auge, hörten so viel angenehmes durch dieses Ohr. Er kam so oft der Seele zu Hülfe; nur durch ihn realisirte sie ihre Gedanken und Entwürfe. Selbst seine Mängel und Bedürfnisse mußten ihre Vollkommenheiten ausbilden, indem sie die Denk- und Erfindungskraft derselben in steter Uebung und Thätigkeit erhielten.

Desto angenehmer und trostreicher also die Hoffnung, daß auch er wieder belebt, wieder mit der Seele vereiniget soll werden.

Und diese Hoffnung gründet sich auf die Auferstehung Jesu. 1. Cor. 15, 12 — 20.

Jesus ist auferstanden. Also ist Auferstehung möglich und wahrscheinlich, es mögen nun der grübelnden Vernunft noch so viele Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten einfallen. Sie mögen immerhin ihr unauflöslich scheinen. Genug. Es hat einer die Probe gemacht, und den schweren Beweis durch die That geführt. Und aber dieser eine ist es, der uns schon vorher seine und unsre Auferstehung angekündet, und gesagt hat: daß es, wie ihm, so auch uns ergehen werde.

Sinke also immerhin in die Erde mein Leib. Du sinkest in eine sichere, ruhige Zuflucht, bis die Stunde der Trennung vorüber ist. Wie der un-

bewehrte Landbewohner bei herannahender Kriegsgefahr seine Kostbarkeiten in die Erde vergräbt, um sie dort am sichersten wieder zu finden, wie der Ackersmann die zarten Pflanzen des Sommers, bei herannahendem Winter unter die Erde birgt, um sie dem wiederkehrenden Frühling am sichersten aufzubewahren, so wirst du der sorgfältigen Pflegerin Natur in die Erde zurückgegeben, kehrst in deine Heimath zurück, bis der Frühling anbricht, den kein Winter mehr endiget.

Und noch um so viel angenehmer ist diese Hoffnung, da der wiederbelebte Körper frei seyn wird von allem, was ihn vorher lästig, und hinfällig, rc. machen und die Vollkommenheit des Geistes stören konnte.

So erstand Jesus. Mit einem verherrlichten Körper. So werden wir auch erwachen. Phil. 3, 21.

Was für ein Unterschied zwischen dem jetzigen und dem zukünftigen verherrlichten Körper sey, lehrt Paul. 1. Cor. 15, 42. 43. 44.

1. Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich.

2. Es wird gesäet in Schwachheit. Hätten wir zu erwarten, daß der Körper wieder mit der nämlichen Schwachheit, Krankheit, Gebrechen rc. auferstehen würde, wie mancher würde den seinigen nicht wieder verlangen. Aber nein — Er wird auferstehn in Kraft.

3. Es wird gesäet in Unehre. Schmücke den Leichnam mit dem schönsten Gewand, legt ihn

in silbernen Sarg, die ganze Gemeinde begleite ihn, der Prediger lobe ihn — und doch mag ihn Niemand mehr anrühren. Das ist keine Ehre. Man eilt, ihn aus dem Haus zu schaffen. Das ist keine Ehre. Man verschließet ihn in einen engen Sarg, in ein finsteres Loch, schaufelt Erde und Steine über ihn hinab. Das ist keine Ehre. Man läßt ihn liegen und geht fort, schaut nimmermehr nach ihm zurück, denkt nimmer an ihn. Keine Ehre. Aber es wird auferstehen in Herrlichkeit. Das seidene Sterbekleid wird zurück bleiben, und der Auferstandene wird seiner zur Verherrlichung nicht mehr bedürfen. Die Erblaßten werden einander wieder sehen und anrühren und umarmen mögen, und sich nicht ob einander entsetzen.

4. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, der Leib des Erdenbewohners, und wird auferstehen ein geistiger Leib, wie er sich in den Himmel schickt.

9.

Keren Happuch, Jephthas Tochter.

Richter Kap. 11. V. 30—40.

Nicht leicht wird ein geneigtes Mitglied der theologischen Gesellschaft die Geschichte der Tochter Jephtha lesen, es trete dann das unglückliche Geschöpf in allen Reizen einer schönen Jugend, und einer edlen Natur vor seine Fantasie.

Berger, in der praktischen Einleitung in das alte Testament bedauert, daß uns die Geschichte ihren Namen nicht aufbewahrt habe, wiewohl man ihr in der Geschwindigkeit jeden andern leihen kann, z. B. Keren Happuch, und wenn der weichherzige Bruder Walt, in dem herrlichen Buch, der Flegeljahre, sich bekanntlich in Unbekannte, zwar zum Theil aus Koburg, zum Theil aber auch aus dem Buch der Richter verliebt, so kann man sich ohngefähr vorstellen in welche.

Aber besser wäre es gethan, wenn wir die Unglückliche noch retten könnten, und es dürfte sich vielleicht die Mühe lohnen, die Acten noch einmal durchzugehen.

Bekanntlich ist hier die Hauptstelle, Buch der Richter Kap. 11. V. 31. und bekanntlich kommt alles darauf an, ob die letzte Silbe in dem Zeitwort Haalithihu das Verhältniß des Accusativs, oder des Dativs bezeichne. Im ersten Fall heße es richtig: „ich will es, nämlich was mir zuerst aus meiner Hausthüre entgegen kommt, opfern ein Brandopfer."

Im zweiten Fall hieß es: „ich will ihm, nämlich Jehovah, opfern ein Brandopfer."

In diesem Fall hat das Gelübte zwei Theile:

1) Ich will das was mir zuerst entgegen kommt Jehovah heiligen, d. h. dem Tempel weihn.
2) Ich will Jehovah außerdem ein Brandopfer bringen.

Nun ist nicht zu läugnen, daß in der Regel und fast ohne Ausnahme die Suffix-Silben hinter den Zeitwörtern den Accusativ bezeichnen, und also

die Uebersetzung: „Ich will es opfern," die natürliche und dem Sprachgebrauch angemessene seye.

Aber doch auch nicht zu läugnen, daß eine solche Silbe ein und das andere Mal den Dativus bezeichne, z. B. Nethathanj du hast mir gegeben, Jos. 15. V. 19. und namentlich im Buch der Richter Kap. 21. V. 22. chonnunu otham wo die Worte gar keine andere Bedeutung zulassen.

So gewiß aber und anerkannt es ist, wenn eine Stelle in der gewöhnlichen Konstruktion genommen, ganz und gar keinen grammatikalischen Sinn mehr gibt, daß alsdann die ungewöhnliche, aus der sich ein ganz natürlicher Sinn heraus hebt, die richtige seye, so wenig ist es gewiß, wenn die nämliche Stelle, nach dem gewöhnlichen und ungewöhnlichen Sprachgebrauch einen grammatikalischen Sinn anbietet, daß darum nothwendig, und unbezweifelbar die Gewöhnliche allemal die Richtige seyn müsse.

Aber allerdings können alsdann nur noch äußere Gründe entscheiden, und allerdings müssen diese sehr schwer und durchgreifend seyn, wenn sie für die Ausnahme des Sprachgebrauchs entscheiden sollen.

Hier kommt nun zuvörderst alles darauf an, ob Jephtha psychologisch und moralisch der Mann seyn konnte, der im Stande war, das Gelübde eines Menschenopfers zu thun, oder irgend ein Gelübde durch Kindesmord zu befriedigen.

Allerdings sagen die Freunde des Verbrennungs-Prozesses, und schließen also:

Jephtha als uneheliches Kind aus des Vaters Hause verstoßen, ward ein Räuberhauptmann. Ergo

hat man sich in ihm nichts anders als einen rohen, unwissenden Barbar vorzustellen. Ergo liegt es gar nicht ausser seinem Karakter solch ein Gelübde zu thun und zu halten.

Das gibt nun die andere Parthie gutmüthig zu und denkt nicht einmal an den kleinen Vortheil dabei, daß einem unwissenden Barbaren ein kleiner Verstoß gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch auch zu verzeihen wäre, sondern sie sagen: der Hohepriester würde es nicht zugegeben haben, und ähnliches, was wenig Stich hält, statt wie die Beerhörnser in der Schrift zu forschen, ob es sich auch also verhalte.

Nein, es verhält sich nicht also, und von dem wenigen, was uns die Schrift von Jephtha erhalten hat, ist, wenn wir keinen Krebsschluß von seinem Gelübde auf seinen Karakter machen wollen, alles entschieden für ihn, und für den Dativus questionis. Denn

1) War Jephtha kein Räuber in dem Sinn, wie das Wort genommen wird und genommen werden muß, um seiner Reputation zu schaden. Wer Jephtha's Metier einen Namen geben will, muß wenigstens vorsichtig seyn, und einen solchen wählen, der den Begriffen des damaligen Zeitalters angemessen ist, und auf den Sohn des Isai auch paßt, der das nämliche Metier im Großen trieb, und Hebr. 11. V. 32 neben Jephtha genannt wird. Auf alle Fälle beweißt Davids Beispiel, daß man das, was beide waren, seyn kann, ohne deßwegen ein roher Barbar zu seyn.

2) Jephtha war wenigstens noch ein recht glaubiger Israelite. Denn er führt Jehovahs Krieg, so erwartet er auch von Jehovah seinem Gott den Sieg,

und thut nicht etwa einem kananäischen Götzen, keinem Molach, sondern Jehovah sein Gelübde.

3) Gibt Jephtha den Aeltesten von Gilead V. 7-10 doch eine gar feine Audienz:

„Seid ihr nicht die nämlichen, die mich aus meines „Vaters Hause vertrieben haben? Warum kommt „ihr nun in eurer Noth zu mir?

„Eben darum kommen wir (nämlich es gut zu „machen, oder weil wir in der Noth sind) und „komm mit uns, und führe den Krieg gegen „die Söhne Ammons und sey unser Ober„haupt!

„Wenn ich mit euch gehe, den Krieg zu führen „gegen die Söhne Ammon, und Jehovah gibt „mir über sie den Sieg, werde ich alsdann euer „Oberhaupt seyn?" — —

Er gieng mit Ihnen, und sie setzten Ihn über sich, zum Feldherren und zum Oberhaupt.

Man weiß fast nichts hierüber zu sagen, was nicht von selbst in die Augen springt, aber lauter Gutes für Jephtha, z. B. daß die Männer von Gilead, die seinen Karakter besser als wir kennen müssen, und namentlich ihre Abgeordneten an ihn, doch ein großes Vertrauen gegen den schwer beleidigten Mann an den Tag legen, und daß gegen einen Mann, wie Jephtha das größte Vertrauen nicht zu groß war; er vergißt nicht, was er sich selbst schuldig ist. Er will nicht dafür angesehen seyn, daß er den Männern von Gilead für seine Begnadigung noch Dank schuldig seye. „Seid ihr nicht meine Feinde? Warum denn „kommt ihr in eurer Noth zu mir?" Aber geneigt zu helfen, und wo möglich das Vaterland, dessen

Rechte

Rechte ihm entrissen waren, und die nämlichen, die sie ihm entrissen hatten, zu retten, begnügt er sich mit dieser kleinsten und leichtesten Genugthuung, und geht mit. Kennt die theol. Gesellschaft ein schöneres Beispiel zu dem evangelischen Gebot: „So dein Feind zu dir käme und spräche, es ist mir leid, so sollst du ihm vergeben?

Oder könnte ein Aristides in dem nämlichen Fall sich würdiger benehmen? Es ist nicht zu läugnen, und auf alle Fälle verzeihlich, daß auch die Hoffnung, seine eigene Lage zu verbessern, auf seine Entschließung einwirkte. „Wenn ich mit euch gehe, werde ich dann euer Oberhaupt seyn?" Aber auf alle Fälle ward die Herrschaft ihm angeboten, nicht Er war es, der sie eigennützig zur Bedingung machte.

4) Man könnte erwarten, daß nun Jephtha unverzüglich sich an die Spitze des Giliaditischen Landsturms stellen, und die Angriffe gegen seine Feinde beginnen würde.

Aber Nein, unerwartet geht er nach Mizpa, „und Jephtha redete alle seine Worte zu Mizpa vor Jehovah." Einverstanden kann dieses nichts anders heißen, als er trug die ganze Verhandlung dem Priester vor, und verschaffte ihr durch seine Genehmigung Rechtskraft, und es ergibt sich daraus nichts geringeres, als daß Jephtha ein besonnener Mann müsse gewesen seyn, und daß der unwissende Barbar, die Mosaische Verfassung, und ihre Form, doch so ziemlich kannte, und sie entweder als rechtschaffener Israelite in Ehren hielt, oder doch als ein kluger Mann beobachtete.

5) Aber auch jetzt noch greift Jephtha den Feind

nicht an. Vielmehr legt hier die Bibel zwischen seine Ernennung zum Feldherren und zwischen die Schlacht noch eine Erscheinung ein, die in der ganzen Geschichte der übrigen Feldherren von Israel kein gleiches Beispiel mehr hat.

Jephtha ist es, der zur gütlichen Beseitigung der Fehde noch einen Versuch macht, und eine diplomatische Unterhandlung mit dem Feind eröffnet. Jephtha setzt in einer historischen Deduction die Grundlosigkeit der ammonitischen Ansprüche, und die Rechte Israels an das angesprochene Land auseinander, und reinigt sich und sein Land von aller Schuld an diesem Krieg. Eine schöne Beurkundung, nicht nur seiner guten Bekanntschaft mit der Geschichte, und den Rechten Israels, sondern auch eines rechtlichen, gemäßigten und friedlichen Karakters. Nur sie ist die Basis, auf welcher des Sieges Ruhm eines Helden unvergänglich ruht. Erst nach einem fruchtlosen Versuch zum Frieden und zur Schonung des Menschen und Bürgerbluts, greift der Feldherr an das Schwerdt, und schlägt die Söhne Ammons von Aroer bis Minith 20 Städte, und bis nach Abel Keramin oder wie Luther sagt, bis an den Plan der Weinberge, eine große Schlacht.

6) Aber auch ein zartfühlender Mensch und Vater muß Jephtha gewesen seyn, wenn diese feine und schöne Seite des Karakters, anders sich darin beurkundet, daß er seiner Tochter das gesprochene Wort und ihr Schicksal nur leise und andeutend zu verstehen gibt, ohne es auszusprechen. „Meine Tochter wie beugest du mich — denn ich habe meinen „Mund gegen Jehovah aufgethan, und kann es

„nicht zurück nehmen," und die Antwort und das Benehmen der Tochter spricht eine Kindesliebe aus, und deutet auf eine Erziehung und einen Karakter hin, den man unter den Familien der Räuberbanden wohl schwerlich suchen wird. Sich scheuend die Räuberin der Gewissensruhe ihres Vaters zu werden, oder durch Bitten und kindliche Thränen, das Herz ihnen schwer zu machen, oder auch nur durch einen Schein von Vorwurf oder Ausweichung Ihn zu betrüben, willigt sie in sein Gelübde ein, welches es auch seye, und findet, was gegen allen Verdacht einer Apathie oder schaafsmäßigen Dummheit schützen muß, den hinreichenden Ersatz für jede Aufopferung entweder in dem Ruhm ihres Vaters, oder in dem Siege Israels. „Thue mir mein Vater wie es aus „deinem Munde gegangen ist, nachdem der Herr dich „gerächet hat an deinem Feind." Ein Benehmen, ich möchte sagen einer edlen Römerin würdig, wenn ich wüßte, daß eine Fürstentochter Israels damit mehr geehrt würde, als sie es durch sich selbst seyn kann.

Es ist zwar möglich, daß wir in diesen Worten nicht mehr den Jephtha und seine Tochter, sondern nur noch den Schriftsteller hören, der weiter nichts sagen will, und nichts zu sagen hat, als Jephtha habe seiner Tochter ihr Schicksal angekündigt, und sie habe sich ihrem Schicksal unterworfen. Allein so stehts da, so habe der Vater gesprochen, und so wiederum die Jungfrau, und wenn wir den historischen Boden verlassen wollen, so ist freilich vieles andere auch möglich, z. B. daß die Ammoniter gar nicht im Lande waren.

7) Die Bibel gibt uns im 12. Kap. zwar noch einen Beitrag zur Geschichte, aber kaum mehr zur Karakteristik des Jephtha seinen Sieg über Ephrahim. Doch ist er auch hier wieder nicht der angreifende Theil. Er führt auch hier einen Noth- und Vertheidigungskrieg und mißbraucht den Sieg zu keinen Eroberungen. Die Heimathsprobe aber durch Schiboleth hat zu sehr das Gepräge eines Muthwillens auf dem Vorposten, als daß man annehmen könnte, was doch der Text nicht sagt, daß der Feldherr den Befehl dazu ertheilt, oder auch nur Wohlgefallen daran gefunden hätte.

Mit solchen Strahlen einer schönen Glorie geht der Feldherr von Gilead, eine kurze Erscheinung an uns vorüber; ein großmüthiger und besonnener Mann, ein rechtglaubiger Israelite, wohl vertraut mit den Gesetzen und Rechten Jehovah's seines Gottes, siegreich in der Schlacht, aber geneigter zum Frieden, ein zärtlicher Vater, und für eine edle Erziehung und Behandlung durch die Liebe und Folgsamkeit seiner Tochter schmerzlich belohnt. Doch ehe ich den Schluß präcipitire will ich zwar mit Umgehung alles bekannten und schon oft wiederholten Räsonnements über diesen Gegenstand, nur noch zwei Bedenklichkeiten anführen und beleuchten, die mich bisher wohl begleitet haben. Die erste: Was ist dabei gewonnen, den Jephtha auf einmal zu einem unbesonnenen Mann umprägen zu wollen, da doch selbst das Gelübde, das erste was ihm aus seiner Thüre begegnete zum Leibeigenthum des Tempels zu weihen, zumal von dem Vater eines einzigen Kindes ausgesprochen, schon die größte Unbesonnenheit war. Antwort: Nein, es war die kleinste. Die größte wäre,

das Gelübde des Brandopfers gewesen. Nun ist es aber vor Gott und Menschen billig und recht, einen sonst verständigen und unbesonnenen Mann, wenn er von zwei Uebereilungen Eine nothwendig muß begangen haben, lieber die kleinste, als die größte zuzutrauen, lieber diejenige, bei welcher Er, als ein verständiger und gesetzter Mann noch bestehen kann, als die, welche ihn wirklich zum unwissendsten Barbaren und sinnlosesten Fanatiker umstempeln mußte. Soviel ist dabei gewonnen. Erheblicher aber, und vielleicht am allererheblichsten ist die zweite Bedenklichkeit; wenn der Gebrauch einer ungewöhnlichen, ja man kann sagen, einer höchst seltenen Konstruktion, einen solchen Mißverstand nicht nur veranlassen kann, sondern fast nothwendig herbeiführen muß, wie derjenige wäre, wenn der Verfasser des Buchs der Richter den Gedanken, Jephtha habe seine Tochter dem Tempeldienst gewidmet, so ausdrückte, daß man glauben könnte und fast müßte, er habe sie zum Brandopfer gebracht, so sehr dem sprechenden oder schreibenden zuzutrauen, daß Er in solchem Fall, den ohnehin ungewöhnlichen Ausdruck sorgfältig vermeiden, und sich des unmißdeutbaren, d. h. des gewöhnlichen bedienen werde, wornach der Unsrige statt Haalithihu würde gesagt haben Hoelithi lo. Es ist fast wahr. Aber ich könnte schon im allgemeinen sagen, der Gebrauch einer ungewöhnlichen und man darf fast sagen einer fehlerhaften Sprachweise seye allemal ein Versehen. Aber gerade, wenn es der Schriftsteller begeht, seye er sich dessen nicht bewußt, sonst wäre es keines, und Er könne also auch an Möglichkeit eines Mißverstandes nicht denken, den er veranlaßt. Aber wie, wenn der Unsrige diese

Vorsicht, die wie künstliche Hebräer, aber Fremdlinge seiner Zeit und seiner Heimath, ihm zumuthen, gar nicht einmal nöthig gehabt hätte? Wie wenn von seinen Zeitgenossen es gar keinen hätte einfallen können ihn zu mißverstehen, weil es ihnen gar nicht möglich war, an so etwas zu denken, zumal wenn die Sprachweise, die den Dativus mit dem Accusativus verwechselt — es geschieht ja noch heut zu Tage selbst von den gebildetesten Menschen, vielleicht gar die übliche und bekannteste war? Je unglaublicher und unbegreiflicher wenigstens dasjenige wäre, was ein Schriftsteller oder jeder vernünftige Mann zu sagen scheinen kann, desto unbesorgter darf es seyn, daß man ihn so verstehen werde, und müsse wie Er's meint, und wenn heut zu Tage in mehr als einer Gegend von Deutschland ein reicher und edel denkender Mann, einer armen Verwandten sagte, oder schriebe: ich will für deine Bedürfnisse sorgen, und dich auf den Winter ein Schwein schlachten lassen, oder wie die Stellung in der Bibel es mit sich bringt: ich will dich schlachten lassen ein Schwein, so würden sie den Mißgriff vielleicht bemerken, vielleicht darüber lächeln, aber alles andere eher, als der Obrigkeit eine Anzeige thun, daß sie in Gefahr des Todes seye, und es gehörte nur ein Fremdling aus einem späten Zeitalter dazu, der den Verdacht eines Verwandten Mords auf ihn werfen möchte. Sollte man nicht so etwas auch in unserer Stelle mit Grund annehmen können, und sogar nothgedrungen annehmen müssen, da auch selbst die Bibel, die doch gut Hebräisch versteht, kein leises Wort der Mißbilligung über ein schreckliches Gelübde und seine Vollziehung ausspricht? Sie richtet sonst laut und ernst jede

Unthat, jeden Frevel an der Verfassung und dem Gesetz. „Das Land ist entweiht. Es ist ein Greuel „in Israel geschehen." Sie bringt damit Niederlagen und andere Unglückfälle in Verbindung, die sich oft erst nach einem Menschenalter ereignen. Ihre Detestationen hallen noch im neuen Testament und namentlich in dem Brief an die Hebräer wieder. Nur nach dem abscheulichsten aller Verbrechen gegen Natur und Gesetz, nach Kindesmord zur Ehre Gottes auf Israelitischem Grund und Boden verübt, kräht kein Hahn, und namentlich der Brief an die Hebräer führt den Jephtha unter den Helden auf, die durch den Glauben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirkt, und die Verheissung empfangen habe. Und Jephtha hätte diesen Greuel doch verübt, und die Bibel wüßte es, und gestünde noch, daß sie es wisse? doch ich will der theologischen Gesellschaft keine Zumuthung machen. Es ist allerdings schon vieles geschehen, was niemand begreift. Ich begnüge mich, wann sie sich überzeugen will, daß wir gar keine Ursache haben, den Jephtha für etwas anders, als für einen besonnenen, mit den Gesetzen und Rechten Israels bekannten, edlen Fürsten und Feldherrn zu halten, und daß das Verbrechen, welches in dem Wort Haalithihu liegen soll, von einem solchen Manne begangen, und das Stillschweigen der Bibel hiezu eine ganz und gar unerklärbare und beispiellose Erscheinung seye, viel unerklärbarer und beispielloser als der Gebrauch eines Suffixes bei dem Zeitwort, in einer andern Verbindung als des Accusativ's. Ich aber meines Orts gestehe, wenn ich eine Hermenautick der Bibel zu schreiben hätte, daß ich vielleicht 3 bis 4 neue Grundsätze, aber diesen einen gewiß

hineinstiften würde, daß wenn eine grammatikalische Regel deren Unterbau ohnehin schon durch ein paar Ausnahmen gleich als durch Steinpholaden benagt wird, nicht nur das Leben einer Jungfrau, sondern auch die ganze Reputation eines biedern und achtungswerthen Mannes aufs Spiel setzt, so gelte die Ausnahme.

10.

Hiob. Kapitel 3.

Michaelis übersetzt V 3: Der Tag gehe unter da ich geboren bin; die Nacht die sprach: es ist ein Männlein empfangen, und versteht die Nacht der Empfängniß, um dem Widerspruche auszuweichen, daß Hiob am Tag und doch auch bei Nacht müsse geboren seyn.

Dieser Deutung steht manches entgegen:

a) Das אָמַר הוֹרָה גֶבֶר

b) Daß die Verwünschung des Geburstages in dem sonst fein detaillirten Gedicht der Verwünschung der Empfängnißnacht voran geht.

c) Die Verwünschung der Nacht selbst, die nicht wie eine Empfängnißnacht, sondern wie eine Geburtsnacht geschildert wird. Mich. fühlt das Letzte selbst und hilft in der Anmerkung nach: Hiob wünsche, daß in der betrübten

Nacht

Nacht, in der er gezeuget ward, auch kein anderer möchte geboren seyn. Aber wie hart und willkührlich gedeutet.

Viel natürlicher und einfacher scheint mir die Uebersetzung: Der Tag gehe unter, an dem ich geboren ward oder die Nacht in der man rief: es ist ein Knabe da. הַלַּיְלָה

Wie wenige Menschen wissen die Tageszeit in der sie geboren sind, da sie doch in unsern Zeiten leichter zu bemerken, zu behalten und allenfalls aus dem Taufbuch zu erfahren ist. Hiob wußte sie auch nicht. Feiner Kunstgriff des Dichters, er bahnt sich damit den Weg von der kraftvollen Verwünschung und Schilderung eines unglücklichen Tages zur Verwünschung und Schilderung einer solchen Nacht überzugehn und einen schönen Parallismus auszuführen.

Schöner steter Gang der Dichtung:

Wäre der Tag nie erschienen, an dem ich geboren bin. Oder: die Nacht nicht, die mir das Daseyn gab. Das ist: Wäre ich nicht geboren! V. 3—10.

Oder wenn ich geboren werden sollte, warum nicht todt, warum starb ich nicht im Werden? V. 11.

Oder wenn ich lebte, warum nährte und verpflegte man mich? V. 12.

Hiob brach sein Schweigen, und verwünschte seinen Tag; es antwortete Hiob und sprach:

Verloren sey der Tag an dem ich geboren bin,
oder die Nacht die mir das Daseyn gab.

Jener Tag, wäre er finster geblieben;
hätte Eloah von oben nach ihm nicht gefragt,
keines Lichtstrahls Schimmer ihn erhellet.
Ach, daß Finsterniß und öde Nacht ihn ergriffen
und Wolken ihn verhüllt
und sein Unglück ihn zurückgeschreckt hätte.
Jene Nacht, Dunkel verhülle sie,
hätte sie doch an keinen Tag sich angeschlossen,
an die Zahl der Monden sich nicht gereihet.
Ha! diese Nacht, wäre sie geblieben unfruchtbar
und kein Geburtsgeschrei hätte in ihr ertönt.
Hätten ihr geflucht die Zauberer der Tage, die bereit
sind aufzuregen den Leviathan.
Ach, daß die Sterne ihrer Dämmerung erloschen wären.
Vergeblich hätte sie auf den Tag gewartet
und die Augenwimpern der Morgenröthe nicht erblickt!
Sie, die den Leib meiner Mutter nicht verschlossen
und meinen Augen meinen Jammer nicht verbergen hat.
Warum starb ich nicht von der Mutter Leibe weg
als ich ins Daseyn trat; warum erblaßt ich nicht.
Warum fand ich einen Schooß der mich aufnahm
und Brüste die mich säugten.
Ich läge nun und hätte Ruhe; ich schliefe und mir wäre wohl,
bei den Königen und Führern der Völker, die sich Denkmale baueten,
bei goldreichen Fürsten, die ihre Palläste mit Schätzen fülleten,
wie eine unreife Geburt, die verborgen wird, wäre ich nie gewesen,
wie Kinder, die das Licht nicht sahen.

Dort hören die Vorurtheile zu zittern auf,
es ruhen die Erschöpften an Kraft.

Mit einander feiern die Sklaven,
sie hören nicht mehr die Stimme des Drängers.
Der Niedrige und der Hohe ist dort eins,
frei der Sklave von seinem Herrn.
Ach warum gab er den Unglücklichen das Licht
und Leben den trauernden Herzen,
die des Todes vergeblich warten,
ihn gerne heraufgrüben aus verborgener Tiefe,
die sich freuen über einen Leichenzug
und heiter werden, wenn sie auf ein Grab stoßen.
Dem Mann, der keinen Ausweg sieht,
dem's Eloah verzäunt hat um und um.
Von meiner Speise sind meine Schmerzen da,
Wie Wasserströme schallen meine Klagen.
Schreckvolle Ahndungen ergriffen mich,
sie sind erfüllt.
Was ich fürchtete, mir ward's.
Ich habe keinen Frieden, keine Ruhe, keine Erquickung,
Schrecken umgibt mich.

J. P. Hebel's

sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Fünfter Band.

Predigten.

I.

Lo. 229 c.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

Goc. 1222 (5/6)

Gesellschaftswissenschaftliche Bibliothek
Universität Halle

Gesellschaftswissenschaftliche
Bibliothek

Inhalt

des fünften Bandes.

Seite.

Predigt am dritten Sonntage des Advents 1794 über 2 Thess. 1, 6 — 10.

Die Zukunft Jesu Christi, des Richters und des Vergelters. 1

Predigt am vierten Sonntage des Advents 1795 über Ephes. 6, 5 — 9.

Tröstende und warnende Belehrungen, welche der Apostel den Dienenden und ihren Herrschaften ans Herz legt. 15

Predigt am ersten Sonntage nach Epiphaniä 1792 über Luc. 2, 41 — 52.

Wie Jesus in seiner Kindheit von Joseph und Maria behandelt wurde. 29

Predigt am zweiten Sonntage nach Epiphaniä 1794 über Psalm 139, 1 — 12.

Gott ist allgegenwärtig und allwissend. . . 42

Seite.

Predigt am Sonntage Septuagesimä 1792 über Matth. 20, 1 — 16.

Ungleiche Dauer des Lebens einzelner Menschen. 56

Predigt am Sonntage Oculi 1795 über Ephes. 5, 1 — 9.

Verwahrung unsers Glaubens, unserer Grundsätze und Gefühle gegen Wirkungen leichtsinniger und verführender Worte. 68

Predigt am Sonntage Oculi 1796 über 2 Cor. 5, 19 — 21.

Gott war in Christo und versöhnte die Welt. 82

Predigt am Sonntage Judica 1793, über Ebr. 9, 11 — 15.

Zwei Grundsätze des Evangeliums Jesu. . . 95

Predigt am Sonntage Jubilate 1793, über Joh. 16, 16 — 23.

Weisheit und Güte ist auch das, daß uns der Schöpfer über manches, was uns wichtig scheint, nicht so deutlich belehrt hat, als wir wünschen. 109

Predigt am Sonntage Exaudi 1800, über Luc. 20, 9 — 18.

Das Gleichniß vom Weinberg. 124

Predigt am ersten Sonntage nach Trinitatis 1803, über Luc. 16, 19 — 31.

Warnungen gegen Gleichgültigkeit bei den Leiden unserer Nebenmenschen. 138

Seite.

Predigt am dritten Sonntage nach Trinitatis 1792, über 1 Petr. 5, 6 — 11.
Anweisung zur Zufriedenheit mit unsern Schicksalen. 150

Predigt am vierten Sonntage nach Trinitatis 1794, über Apostelgesch. 5, 30 — 31.
Die göttliche Wahrheit und Güte rechtfertigt sich schon jetzt an den Gefühlen, die die Grundsätze und Thaten des Menschenfreundes und Verehrers Gottes begleiten, und einst in dem unausbleiblichen Segen seiner Arbeit und dem frohen Ausgang seiner Schicksale. 164

Predigt am fünften Sonntage nach Trinitatis 1793, über Luc. 5, 1 — 11.
Klage über ungedeihliche Lebensmühe und fruchtlose Sorgen. 184

Predigt am sechsten Sontage nach Trinitatis 1796, über Luc. 5, 27 — 39.
Das Herz des Menschen vom Himmel ist größer, denn das Herz der Menschen von der Erde. 199

Predigt am sechsten Sonntage nach Trinitatis 1800, über Luc. 5, 27 — 39.
Religion muß lebendig und kräftig im ganzen Leben, im Handeln, Genießen und Dulden wirksam seyn. 214

Predigt am achten Sonntage nach Trinitatis 1798, über Joh. 15, 1 — 14.
Was ist es, das uns zu Christen macht? . 229

Seite.

Predigt am achten Sonntage nach Trinitatis 1802, über Joh. 15, 1 — 14.
Treue über Tod und Grab. 243

Predigt am eilften Sonntage nach Trinitatis 1799, über Luc. 18, 9 — 14.
Die Erkenntniß seiner selbst. 255

Predigt am sechsten Sonntage nach Trinitatis 1793, über Luc. 7, 11 — 14.
Die Wege der göttlichen Weisheit, Güte und Erbarmung. 268

Predigt

am dritten Sonntage des Advents 1794

über 2 Theff. 1, 6 — 10.

Gott, du schauest mit heiligem Ernst auf die Thaten der Menschen. Gott, du wiegest mit gerechter Wage dem Guten und dem Bösen Vergeltung für seine Thaten zu. O, warum vergessen wir es so leicht, wenn wir gutes und wenn wir böses thun, wenn wir einsam weinen, und wenn wir der Unschuld Thränen bereiten, daß du uns allgegenwärtig und aufmerksam umgibst, und die Thränen die wir weinen, und die Thränen, die wir erpressen, für die Rechnung einer fernen Zukunft aufzeichnest! Warum gedenken wir der Ewigkeit nicht, wenn uns diesseits des Grabes die Einwirkung deiner Allmacht in unser Schicksal nicht tröstet noch schreckt! Wandeln wir doch alle, weinend oder frohlockend, an der Hand der Tugend oder des Leichtsinns, immer näher den Enthüllungen einer unausweichbaren Zukünft entgegen. Ist es doch unser bester Trost, und unser letzter Glaube, daß einst ein Richter auf unserm

Grabe stehen, und Leben über die Schlummernden und Wohl oder Wehe über die Auferweckten ausrufen werde. Gott, dein Sohn ist einmal erschienen, und hat vor den Augen der Forschenden, der Irrenden und der Zweifler deine Wahrheit und Güte gerechtfertiget. Er wird wieder kommen und den Beweis deiner Wahrheit gegen alle Zweifel der Zaghaften, und gegen alle Ausflüchte der Boshaften ausführen, und das Werk, das er einst im Staube und in Knechtsgestalt begann, allmächtig und herrlich ausführen. Es freue sich sein Verehrer, wenn ihm auch die Erde nur Anlaß zur Klage gäbe, seines großen Tages! Es bebe, und besinne sich, und bessere sich der Leichtsinnige! Laß uns alle, durch Sinn und That, in Geduld und Liebe, dem frommen menschenfreundlichen Bilde Jesu Christi ähnlich werden, daß er uns einst als die Seinigen erkenne und zur Theilnehmung an den Freuden seiner Erlösung bezeichnen möge. B. U.

Text 2. Thess. 1, 6 — 10.

Auch die Thessalonicher, mit welchen sich Paulus in unserm Texte unterhält, mußten es nach ihrem Uebergang zu der Religion Jesu Christi bald erfahren, daß zeitliche Ruhe und Menschengunst und Erdenfreuden das letzte sey, was in ihrem Zeitalter von dem Bekenntniß eines Gekreuzigten zu erwarten war. Auch sie hatten ihren redlichen Theil von dem Vermächtniß empfangen, das Jesus in den Tagen seines Todes seinen Anhängern hinterlassen hatte: ihr werdet weinen und wehklagen, und die Welt wird sich freuen; ihr aber werdet traurig seyn, doch eure Traurig-

keit soll in Freude verkehrt werden. Es war eine enge Pforte, und ein schmaler blutiger Pfad, auf welchem die Bekenner eines Religionslehrers, dessen Verfolger und Mörder noch lebten, in das Reich Gottes eingehen konnten, und nur eine Religion wie die seinige, die den Menschen so richtig und wahr in seine Verhältnisse zwischen Himmel und Erde einsetzte, die so unwiderstehbar in den Verstand, und so sanft und wohlthätig in das Herz eindrang, die den Glauben an eine bessere Zukunft mit so bewährten Unterpfändern gegen die kummerhaften Erfahrungen einer schlimmen Gegenwart belegen konnte, nur eine Religion wie die seinige war im Stand, ohne alle äußere Gewalt und Vorsprache, gegen allen Druck und Drang, mitten in Kampf und Sturm sich stille zu gründen, die härteste Angriffe von innen und aussen im Zeitraum ihrer blödesten Schwäche zu überleben, von Gefängnissen aus, und von Blutgerüsten herab zu triumphiren, und den spätesten Zeiten und den entferntesten Gegenden das Glück der Erkenntniß Gottes und des Glaubens an Jesum Christum zu überliefern. Solch ein Trost der bessern Zukunft gegen die Erfahrungen einer traurigen Gegenwart ist es, mit dessen Zusicherung der Apostel in unserm Texte die Geduld und den Glauben der Thessalonicher in allen ihren Trübsalen und Verfolgungen belohnt und unterstützt. „Es ist recht bei Gott, Trübsal zu vergelten denen, die euch Trübsal anlegen. Euch aber die ihr Trübsal leidet, Ruhe mit uns, wenn nun der Herr Jesus wird offenbaret vom Himmel." Sie haben ihre Thränen schon lange ausgeweint, und die Ruhe an

einem bessern Orte gefunden, die sie auf der Erde vergeblich erwarteten, und ihre Verfolger sind auch hingegangen an ihren Ort. Aber der Trost und die Warnung lebt noch über ihren Gräbern, daß noch ein Tag bevorstehe, an welchem ein Richter herabkommen werde, um über ihre Sache, und über die Sache aller, die um Glauben, Unschuld, Tugend, Hoffnung und Unsterblichkeit im Kampfe sind, zu sprechen. Diesen Trost, und diese Warnung laßt uns auffassen, und den Gedanken an die Zukunft Jesu Christi des Richters und Vergelters zum Gegenstand unserer Betrachtung widmen.

Oder sollte dieser Trost und diese Warnung, dieser frohe und schreckliche Gedanke an die Zukunft eines Vergelters kein Bedürfniß mehr seyn? Haben alle Stürme, welche er einst dämpfen, und gegen welche er Geduld und Muth einflößen sollte, ausgewüthet? Haben sie's überall, und haben sie's unter jeder Gestalt? Und wenn die Kampfschwerdter gegen Bekenntnisse, Meinungen und Gebräuche abgestumpft und verrostet sind, wird auch nirgends keine Unschuld mehr verläumdet, keine Tugend verfolgt, keine Gutmüthigkeit mißbraucht, kein guter Wille verschmäht, keine Aufopferung und Mühe menschenfreundlicher Thaten verkannt, keine Thränen, kein Flehen und kein Trost geängstigter Herzen verspottet? Wird kein Streben und Ringen nach Heiligung und Vollkommenheit erschwert, und keine leichte schlüpfrige Bahn dem Leichtsinn und der Bosheit geebnet und mit Blumen bestreut? — Sind wir gegen unser eigenes Herz, und seine leisen Regungen,

und seine raschen Aufwallungen, so verwahrt, daß uns der Aufblick zu einem herannähernden Richter und Vergelter unwichtiger würde? O die Anfechtungen gegen Bekenntnisse und Meinungen waren nicht das Gefährlichste, sie rissen nur in das Gewand der Religion; die Angriffe, die durch Spott und Druck und Verführung auf Glauben und Rechtschaffenheit und Hoffnung geschehen, zielen der Religion nach dem Herzen; und mit welchen Waffen könnte sie sich vertheidigen und retten, wenn sie nicht der Gedanke an die Zukunft, und an den Sieg der Zukunft standhaft und aufrecht erhielte? Ergreifet den Schild des Glaubens, — sagt Paulus zu den Ephesern.

Wenn wir unsere Andacht mit dem Gedanken an Jesum Christum, den Richter und Vergelter, beschäftigen wollen, so haben wir drei Fragen zu berühren:

1. Wird er kommen?
2. Was haben wir von seiner Zukunft zu erwarten?
3. Zu welchen Gesinnungen werden wir durch unsere Erwartung verpflichtet?

1. Es ist nicht einerlei Sache, ob wir nach biblischen Aussprüchen und Versicherungen überhaupt die Erscheinung eines Richters und Vergelters, und eine Rechtfertigung der Gottheit über Alles, was von jeher den Menschen unbegreiflich schien, erwarten sollen, und ob wir sie auf die Art, mit den Vorzeichen, mit den Umständen, mit den Verzierungen erwarten dürfen, die jedem seine eigene Einbildungskraft vormalt, der sich gerne mit den Bildern einer verschleierten Zukunft beschäftiget. Die Einbildungs-

kraft der Menschen hat keine Regel. Wir kommen mit unserer Vernunft am Ende auf allen verschlungenen Wegen auf Eine Wahrheit. Unser Glaube, unsere Hoffnungen, unsere Tröstungen treffen zuletzt bei den nämlichen Verheißungen der Religion Jesu Christi zusammen, aber jedem malt seine Einbildungskraft seine eigenen Träume mit eigenen Bildern und Farben aus. Nein, so kann der Richter und Vergelter nicht erscheinen, wie sich jeder seine Zukunft einbildet; Sinnlosigkeit und Widerspruch müßte sein Gewand seyn. Laßt uns also für jetzt diese Bilder unserer Vorstellungen, diese Muthmaßung, über die wir uns selbst und andern keine Rechenschaft geben können, auf die Seite stellen. Es wird ein Richter und Vergelter sich offenbaren. Die ewigen, tiefverborgenen, aber immer weisen und unfehlbaren Rathschlüsse der Gottheit werden sich aufklären. Anbetung und Dank und Bewunderung wird in jeder guten Seele an die Stelle der Klage und des Zagens treten. Aber wir rathen und forschen vergebens. Es ist das Gepräge der Werke Gottes: indem wir alle forschen und rathen und jeder seine Meinung faßt, so enthüllet sie ihren Weg und ihre Absicht auf eine Art, die keiner erforscht, und keiner gerathen, und keiner gemeint hat, überschwenglich über alles, was wir meinen und verstehen.

Es wird Vergeltung und Gericht sich offenbaren. Wir gründen unsern Glauben auf die Wahrheit, daß ein Gott über den Wolken wohne, der die Frommheit seiner Verehrer und die Bosheit seiner Verächter bemerkt, und die Klage

und den Jammer seiner Geschöpfe vernimmt, ein Gott, der nicht ungerecht, ein Gott, der nicht grausam seyn kann, ein Gott, der im langen Laufe der Jahrtausende es noch nicht vergessen hat, daß er einst eine Erde mit allem Gepräge der Weisheit und Güte zu den wohlthätigsten Absichten erschaffen habe, der nicht etwa thut wie Menschen, die über neuen wichtigern Angelegenheiten Versuche ihrer müßigen Zeit auf die Seite stellen, und allmählig die Erinnerung an sie, oder die Neigung sie auszuführen, ganz aus der Seele verlieren. Je weniger sich also diesseits des Grabes die Wege der Vorsehung ausspüren und ihr Schweigen erklären läßt, wenn Alles um Rath und Hülfe und Trost, wenn Unschuld und Gerechtigkeit um Rache schreit, je lauter die Erfahrungen der Erde vom Anbeginn bis zum Ende dem Glauben und der Hoffnung zu widersprechen scheinen, mit der wir den Namen der Gottheit aussprechen, je weniger oft die Thaten der Menschen und ihre Schicksale sich entsprechen, je unerklärlicher und zweckloser jedem vielleicht ein großer Theil seiner Schicksale diesseits des Grabes bleiben muß, desto gewisser muß die Gottheit einmal hervortreten, und den Sieg ihrer Weisheit, Gerechtigkeit und Güte denen darstellen, die einst hofften und die zweifelten, die in der verlassensten Stunde zagten, und die über den Zagenden ausriefen: Wo ist nun ihr Gott? Seht ihr eine That herzlicher Menschenliebe mit Undank vergolten, seht ihr einen Sohn, der dem alten Vater die letzte Thräne, die sein Auge noch hat, durch Vorwürfe und Härte abpreßt, seht ihr einen Armen, Verrathenen, dem die glatte Zunge der Verführung den Trost des Glaubens und die Unschuld

der Seele raubt, seht ihr einen Verehrer Gottes ungetröstet und einen Boshaften ungebessert aus der Welt gehn; o es gibt keinen stärkeren Grund des Glaubens, daß eine Wage der Vergeltung über den Wolken schwebe, als diese Erfahrung. Wenn ihr diese nicht anerkennt, so gebt den Gedanken an Gerechtigkeit und Güte, gebt den Gedanken an Gott und Vorsehung, gebt Glaube und Liebe und Hoffnung auf. Segne Gott und stirb!

Es wird ein Vergelter und Richter sich offenbaren. Wir gründen diesen Glauben auf die Zusage Jesu Christi, des Lehrers, der von Gott kam. Mehr als einmal, bei mehr als einer Gelegenheit, kündiget er seine Zukunft in den Wolken des Himmels an, und nie zuversichtlicher, nie warnender und tröstender, als in den Tagen, wo er selber auf dem blutigen Wege des Todes hingieng, um sich seinem Richter zu rechtfertigen, wo die Festigkeit seines Tons und die Ruhe seines Antlitzes, und ein frommer heiliger Aufblick zu Gott im Angesicht des Todes jedem seiner Worte das zweifache Gepräge der Wahrheit aufdrückte. Was wollen wir? Haben wir je, wo uns eigene Anschauung und Erfahrung verließ, seinem Worte geglaubt, hat je eine Zusicherung und ein Trost von seinen freundlichen Lippen, und aus seinem frommen Herzen, eure Schwachheit aufgerichtet, eure trauernde Seele erheitert, euch fühlbar gemacht, daß ihr im Schooße einer liebenden Vorsehung ruht, euern forschenden sehnenden Blick über das Grab hinaus befriedigt? Hat ers? So müßt ihr ihm Alles glauben — oder Nichts. Er war euer Erlöser nicht, wenn er nicht

euer Richter ist. Er war nicht da, wenn er nicht wieder kommt.

2. Der Richter und Vergelter wird sich offenbaren. Was haben wir von seiner Erscheinung zu erwarten?

Es ist recht bei Gott, zu vergelten Trübsal denen, die Trübsal anlegen. Entfernet hier vor allen Dingen den Gedanken an Abkühlung einer erhitzten Rachsucht in den Leiden derer, die einst Leiden bereiteten. Gott kennt diese Regung menschlicher Schwachheit nicht, denn er will nie den Tod des Sünders, sondern er will, daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe. Das sanfte heilige Herz Jesu Christi kannte sie nicht. Denn sterbend betet der Mensch Jesus Christus: Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun. Paulus will sie nicht in den Herzen seiner Jünger aufwecken, wie kennte er ihnen sonst anderswo zurufen: Seyd meine Nachfolger, gleich wie ich Christi. Demohngeachtet ist es recht bei Gott zu vergelten Trübsal denen, die Trübsal anlegen. Furchtbar ernsthaftes Wort! Es ist Gerechtigkeit, nicht Rache. Es ist Heiligkeit und Ernst eines ewigen Gesetzes. Es ist Natur der Sache, es ist unabhängige Entwicklung der Folge aus der That, herbe bittere Frucht eines giftigen Saatkorns. Launen lassen sich umstimmen, Leidenschaften lassen sich besänftigen, Rache läßt sich versöhnen. Gerechtigkeit und Gesetz und Natur ist unbeweglich und ewig; über Schmeichelei, über Bestechung durch Gaben, Worte und Thränen erhaben. Furchtbar ernsthaftes Wort! Das Flehen und Jam-

mern der geängsteten Menschheit verhallet nicht in der Luft: die Thräne der unterdrückten Armuth und Blödigkeit verrinnt nicht im Sande; das Blut der gemarterten Unschuld bleicht nicht an dem Gewande ihres Peinigers. Gott wird an seinem großen Tage Trübsal vergelten denen, die Trübsal anthun.

Er wird aber auch Ruh'e bescheren allen Unschuldigen, Gerechten und Edeln, die Trübsal duldeten. Dank des Erlösers für die Leiden, die sie um seines Namens willen litten, Dank für das Vertrauen auf seine Verheißungen, Dank für die Hoffnungen mit denen sie ihm über Zeit und Grab hinaus in die Ewigkeit nachschauten, wird sie dann trösten Ihren milden liebenden Sinn, den sie für die Menschen unter allem von Menschen bereiteten Elend in einem frommen Herzen bewahrten, den wird seine Menschenliebe, — auch sie dauerte einst allen Undank aus, — belohnen. O wie wird er die Güte, für welche ihr Kränkungen empfiengt, wie groß und göttlich die Güte, die ihr gegen Kränkungen zurückgabet, segnen! Für manche geheime Thräne, die ihr jetzt den Menschen verberget, für manche dem Herzen abgerungene Edelthat, die jetzt nur ihr und euer Schöpfer kennt, werdet ihr von Menschen und Engeln Belohnung und Segen empfangen. Manches angefochtene und verläumdete Werk der Gottseligkeit, das euch Seufzen für Freude zollte, wird der freundliche Blick des Richters und das Gewissen derer, die euch einst verdammten, rechtfertigen. — Ewige Freude wird auf eurem Haupte seyn. Wonne und Freude wird euch ergreifen,

aber Traurigkeit und Seufzen werden von euch fliehen.

Gott wird dann auch (so glauben und hoffen wir) er wird durch die Enthüllung seiner verborgenen Regierung rechtfertigen, was uns auch dann noch unbegreiflich bleiben müßte, wenn am Ende aller Verwirrungen die Unschuld nur geweint hätte, um getröstet zu werden, wenn die Bosheit nur gefrevelt hätte, um zu büßen. Er walte nur! Er hülle sich in Dunkel und Unbegreiflichkeit! Er verziehe, oder komme! Er wird die Weisheit seiner ach so oft, und so kühn, und so kindisch getadelten Rathschlüsse an einem schönen Orte hinausführen zum Sieg. Wir denken uns, jeder, wie er kann, Zukunft und Gericht, Himmel und Hölle, Ende und neuen Anfang. Aber es ist auch hier noch in keines Menschen Herz gekommen, was Gott vor unsern Augen, und durch unsere Schicksale und durch unsere Thaten, — selbst durch unsere Thorheiten bereitet. Am Ende denkt keiner mehr, und kann keiner mehr von Gott erwarten, als was seine menschliche Weisheit und sein menschliches Herz aus den Hülfsquellen göttlicher Macht darzustellen vermochte. Fühlen wir es nicht, daß diese verunglückte Zusammensetzung aus menschlicher Schwäche und göttlicher Größe das nicht seyn kann, was er gewähren wird, der eben so weise als allmächtig, eben so gut als weise ist? Er wird überschwenglich thun, über alles was wir ahnden und verstehen.

3. Laßt uns noch der Gesinnungen gedenken, zu welchen uns der Glaube an seine Zukunft verpflichte.

Wir wollen hier, und jetzt am kaum begonnenen Anfang unsers Daseyns, noch nicht über die Wege Gottes urtheilen, durch Klage und Tadel dem steten, festen und sichern Gang seiner Rathschlüsse nicht vorschreiten, nicht über unsern Richter richten, wir, deren Erfahrungen uns so oft Demuth und Bescheidenheit predigen. Wissen wir doch nicht, ob uns das, was uns am Morgen begegnet, am Abend Thränen oder Freude bringen werde. Mit welchem Kennerauge wollten wir es denn ermessen, wie die herausgerissenen abgebrochenen Erfahrungen unsers Lebens in den allumfassenden Plan der göttlichen Weisheit sich einfügen, und durch welche Folgen der Morgen unsers Daseyns, hier am Grabe, uns eine Ewigkeit hinab unvergeßlich und fühlbar bleiben wird. Laßt uns aussprechen, wenn uns die Spuren der göttlichen Gerechtigkeit ganz aus dem Auge verschwinden: Unbegreiflich o Gott sind deine Gerichte und unerforschlich deine Wege. Einst werden wir's enden mit dem Lobgesang: Stark ist deine Hand und hoch ist deine Rechte; Gerechtigkeit und Gericht ist deines Stuhles Veste; Gnade und Wahrheit ist vor deinem Angesichte.

Wir wollen an die Vergeltung denken, und uns auch hüten, daß wir nicht Trübsal anrichten. Nicht aus kalter Ueberlegung und Vorsatz. O dessen Geist hat nie in das freundliche Antlitz Jesu Christi geschaut, das um Schonung für seine Brüder fleht, der kalt und überlegt einen Menschen quälen kann. — Nicht in der Hitze

aufgewiegelter Leidenschaft. Die Hize der Leidenschaft ist bald verflogen, aber das Wort, das ihr entfährt, hallet in der Ewigkeit wieder; die That, die sie gebiert, lebt die Unsterblichkeit eines Gewissens aus. — Nicht aus Leichtsinn und Unbedacht. Der Trost, einst vor dem Gerichte Gottes unter Brüdern zu stehn, sanft und gut und lieb aus keinem Auge Vorwurf und Klage zu fürchten, den Genossen seiner Zeit im Pilgerlande dort mit Dank und Liebe und mit dem Gruß der Unsterblichkeit wieder zu begegnen, der Trost ist der bedächtlichsten Aufmerksamkeit auf unsere Mienen, Worte und Thaten werth.

Wir wollen uns aber der Ruhe im Himmel freuen, auch wenn wir Trübsal leiden. Hier der Sturm, dort die Ruhe; hier der Kampf, dort der Sieg; hier der Drang der Menschen, dort der Friede Gottes. Betet für eure Beleidiger um Besserung und Gnade. O ihr habt die Meinung Jesu Christi, wenn er euch den Trost der Zukunft aus den Wolken zeigt, ganz verstanden, wenn der Gedanke an die Vergütung aus seinen Händen eure Brust vor Rachsucht, und eure Lippe vor Fluch über eure Feinde bewahrt, wenn er euch Versöhnlichkeit und Gebet für eure Beleidiger abgewinnt.

Lasset uns endlich durch Heiligung unserer Gesinnungen, durch herzliche Liebe Gottes und treue Befolgung der Gebote Jesu Christi unsre Hoffnungen befestigen. — Lasset uns darreichen in unserm Glauben Tugend und in der Tugend Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Ge-

duld, und in der Geduld Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit die Liebe. Die Erde hat der Lockungen zur Thorheit und Verirrung viele. Gebt durch das Andenken an die Zukunft dem Geiste, dem Unsterblichkeit gebührt, Uebergewicht und Sieg in den Versuchungen, die ihm kurze vergängliche Freuden zum Tausch für sein himmlisches Erbtheil bieten. Lebt dem Himmel, dem ihr entgegen geht, nicht der Erde, die ihr zurücklaßt, nicht der Erde, die nimmer seyn wird, wenn ihr anfangen werdet zu seyn. Wirket und hoffet in dem Geiste Jesu Christi, der einst auch auf der Erde begann und im Himmel vollendete. Nehmt den Beifall Gottes, nehmt den Segen eurer Brüder, nehmt den Trost eures Gewissens in die ernsthafte Stunde des Todes mit, und erwacht dann einst wann er kommt zur frohen Erndte eurer Hoffnungen.

Mitgenossen seiner Leiden
Sind wir, einst erndten wir auch Freuden
Mit ihm, dem Ueberwinder ein.
Laßt uns kämpfen, laßt uns ringen,
Mit unserm Haupt hindurchzudringen,
Und seiner Freuden werth zu seyn!
Er, unsre Zuversicht,
Verläßt die Seinen nicht.
Wir sind stille.
Die Gott vertrau'n,
Die werden schau'n
Wie herrlich er die Seinen führt. — Amen.

Predigt

am vierten Sonntage des Advents 1795

über Ephes. 6, 5 — 9.

Gott, du bist an Majestät und Seligkeit über die ersten, glücklichsten der Menschen unendlich erhaben, und doch uns allen so nahe mit Güte und Erbarmung, nahe dem Engel, der sich freut des Anschauens vor deinem Thron, und nahe dem Menschen, der die Thräne seines Jammers noch in den Staub der Erde weint. — Dich trennt von uns die große Kluft: Unendlichkeit; aber uns vereinigt mit dir Glauben an die Unendlichkeit deiner Liebe. Wir sind — Menschen, und du — es nennt dich kein Name; wir dein Werk, und du unser Schöpfer; wir eine geringe Zahl deiner Knechte, und du Gebieter in einem unermeßlichen Reich. — Aber du bist unser Vater, und wir deine Kinder.

Gott, wir ziehen den Blick herab von deiner Höhe in unsere eigene Mitte. Wie verschwunden und vernichtet ist aller Unterschied, der uns noch voneinander trennt! Wie fließen alle unsre Namen und Würden zusammen in dem Namen: des Allbeherrschenden Knechte! des Allerbarmenden Kinder!

Doch es ist dein Werk, o Vater, daß wir durch mancherlei Verhältnisse getrennt, und wieder verbunden sind. Du hast uns auseinander gestellt, den höher, jenen tiefer, daß wir desto ungestörter zusammenwirken mögen zu einem Zweck in Glaube, Liebe und Hoffnung. Laß jeden an seiner Stelle die Weisheit und Güte deiner Absicht erkennen! Gib milden christlichen Sinn denen, die befehlen können, Treue und Zufriedenheit denen, die gehorchen müssen. Dein Geist sage es zur rechten Stunde, jenen, daß sie auch einen Herrn, und diesen, daß sie auch einen Vater im Himmel haben. V. U.

Text. Ephes. 6, 5 — 9.

Von hohen himmlischen Verkündigungen geht der Apostel im Anfang des Briefes an die Epheser aus. Eine, statt aller: Gott hat gewirket überschwengliche Kraft in Christo, da er ihn von den Todten auferwecket hat, und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel, über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen; und hat alle Dinge unter seine Füße gethan, und hat ihn gesetzet zum Haupt der Gemeine über alles. — Von hohen Verkündigungen geht die Betrachtung des Apostels im Anfang aus, und findet sich am Ende wieder in der vertraulichen Mitte der Menschlichkeit auf Erden, und löset sich auf in herzlichen Ermahnungen zu einem gottesfürchtigen Sinn und Thun in den gemeinen und bürgerlichen Beziehungen des

Lebens. Wir haben euch einen Theil derselben vorgelesen, Ermahnungen, die er so freundlich und doch so stark Dienenden und ihren Herrschaften an das Herz, und in das Gewissen spricht. Sie gehen von ganz andern Gründen aus, und führen auf eine ganz andere Seite hin, als die ist, von welcher dieses Verhältniß gewöhnlich betrachtet wird; und, laßt es uns nicht übersehen, sie bürgen uns sehr für den Glauben, daß es eine Religion von dem Gott der Liebe sey, die den Menschen so milde und erbarmend, und so ernsthaft auch in seinen letzten vergessensten Verhältnissen mit ihrem Troste und mit ihren Geboten aufsucht und findet.

Wir beschäftigen uns in dieser Stunde mit den tröstenden und warnenden Belehrungen, welche der Apostel

1) den Dienenden,

2) ihren Herrschaften ans Herz legt.

Es liegt in der uralten Einrichtung der Dinge, daß Menschen aus irgend einer Absicht in andrer Menschen Dienste sich begeben, und um irgend eine Bedingung ihre Kräfte für fremden Vortheil aufwenden. Allerdings ist es, wenn schon nicht in jedem, doch in manchem Betracht eine etwas traurige Lage, in welcher wir einen Theil dieser Menschen erblicken, die auch Gottes sind. Arm von Geburt, oder durch Schicksal, oder auch durch Schuld, müssen sie den Unterhalt für ihres Lebens dringendste Bedürfnisse im Dienste anderer glücklicherer

Menschen suchen. Ihr Schicksal hat sich zum Theil von ihrer Kindheit an ungünstig angesponnen. Sie sind aufgewachsen ohne die Vortheile einer glücklichen Erziehung, ohne Ausbildung so mancher Fähigkeit ihres Körpers oder ihrer Seele, durch welche sich andere in eigenem Geding Obdach, Nahrung, Freuden, Ehre, Freunde und Gönner zu verschaffen wissen. Ohne Eigenthum und ohne Freund giengen sie aus in die Welt, Fremdlinge ohne Ansprache von der Stunde an, als sie die Noth aus der väterlichen Hütte vertrieb. Sie gaben angeerbte Rechte der Natur dahin, um auch Speise für ihren Hunger, und Kleidung für ihre Blöße zu finden, in einer Welt, die so reich an Segen für ihre Geschöpfe ist. Sie säen, aber nicht auf ihren Acker; sie erndten, aber nicht in ihre Scheune. Wollen sie einst auch einen eigenen Heerd sich bauen, und eigenes Brod im kraftlosen Alter ohne Sorgen essen, und auf eigenem Lager sterben, so müssen sie, was die Natur umsonst zu verleihen schien, um Arbeit und Mühe, um Plage und Schweiß, um Dulden und Schweigen zum zweitenmal den Menschen abkaufen.

Traurig in seiner Art, wenigstens für das Gefühl derer, die eines bessern Schicksals sich freuen; aber auch so nicht ohne Aufschluß, nicht ohne Trost und Segen. Die Erde ist Gottes und was in ihr ist. Gott waltet in seinem Reich auf unerkannten Wegen; er stellt mit verborgenem Arm, dem Keiner widersteht, Könige an die Spitzen ihrer Völker, und arme Taglöhner an den Pflug in einer fremden Furche, gibt mit verborgener Hand, die nicht karg, aber immer weise abwägt, von dem was sein ist,

wie viel er will und um welche Bedingung er will, läßt Manchen süße Freuden des Daseyns schon hier genießen, und spart sie der Tugend und Hoffnung des Andern für die Ewigkeit auf.

Jesus Christus sitzt zur Rechten Gottes über Fürstenthum, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, nicht zum Unglück für den, der arm ist, wie er es war, und so gehorsam wie er, und der duldet, schweigt und hofft — nur halb wie er.

Mit diesem Gedanken in der Seele wendet sich Paulus an seine Knechte und lehret sie erstens, ihren Beruf von der rechten Seite ansehen: „Glaubet, daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen." —

Ist das wahr? Gott fordert doch von uns, daß wir mit frommem Sinn ihn im Himmel und unsere Brüder auf Erden lieben sollen, daß wir unsere Gaben, welcherlei und wie viel wir deren erhalten haben, nicht verscharren, wie jener unnütze Knecht gethan, sondern unsrer Menschenliebe durch Beistand und Hülfe, die wir Menschen leisten, Wahrheit, Kraft und Leben ertheilen, Unverdrossenheit und Treue in unserm Beruf und an unsern Pflichten zu Tag legen, in allen unsern Schicksalen seiner Fügung uns unterwerfen, ihm vertrauen, zufrieden seyn, dulden, was er uns auflegt, unsere Prüfungen aushalten, beten und hoffen, wenn's uns zu schwer und zu lange drückt, und an den

Himmel denken. Das will doch Gott, und das thun ist Gehorsam, ist Gottesdienst.

Aber diese Tugenden lassen sich nicht in Abgeschiedenheit von den Menschen, mit ruhenden Händen im Schooße, auch nicht immer in der Fülle und den Freuden guter Tage üben. Sie wollen im geschäftigen Leben, in irgend einer Verbindung mit Menschen, in irgend einer Laufbahn des wechselnden Glückes gepflegt und gereift werden, sey es auf dem Thron, wo Sorge und Leid den Menschen auch zu finden weiß, oder in den mancherlei Aemtern, wo oft Ehre und Belohnung um schwere Pflichten, um Ruhe des Gewissens, um ernste Sorgen erkauft wird, oder bei den Waffen, wo Glanz und Elend, Sieg und Wunden, Ehre und Tod so nahe beisammen sind, oder sey es im bürgerlichen Gewerbe, im Handel und Wandel, oder im — armen Gesindes Dienst.

Aber in welche Verbindung wir mit den Menschen treten wollen, und mit welchem Vertrag, unter welchen Umständen und unter welchen Abwechslungen des Schicksals, das ist nicht immer unsre Wahl, seltener als wir wähnen, sondern deß, der da herrscht über Fürstenthum, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles, was genannt mag werden. Und so sind wir freilich auf ungleichen Stufen, mit ungleichen Kräften an ungleiche Arbeit gestellt. Gott weiß es, — er weiß auch warum so, und nicht anders. Aber wir haben alle einen Beruf, hier an unsrer Stelle, hier mit unsrer Kraft, hier an unserm Tagwerk, durch Dank und Zufriedenheit Gottes Vorsehung anzuerkennen, ihn durch Gehorsam zu ehren, und

durch des Gehorsams Freudigkeit, uns seiner Gnade werth zu machen, und unser aller Dienst ist in diesem Vereinigungspunkt Gottesdienst. — So auch eure Tugend, Arme, Müde, Kummervolle, Mißhandelte vielleicht! auch eure Tugend die ihr im Dienste leiblicher Herrn übet, — Gottesdienst ist sie.

So belehrt Paulus seine Knechte über ihren Beruf, und unterrichtet sie dann zweitens, mit was für einem Sinn sie die Pflichten desselben erfüllen sollen. — „Ihr Knechte seyd gehorsam euern leiblichen Herren mit gewissenhafter Furcht und tückeloser Einfalt des Herzens, als Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu Gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen."

Seyd der Herrschaft, der ihr euer Wort gegeben habt, von der ihr Unterhalt und Lohn empfanget, mit unverdrossenem Dienste gewärtig, fördert ihren Nutzen, wehret ihren Schaden! Verwaltet, was euch anvertraut ist mit gewissenhafter Treue, als unter Gottes Augen! Macht euch durch Geschmeidigkeit, Zufriedenheit und eingezogenen christlichen Wandel ihrer Milde und ihres Zutrauens werth.

Fragt nicht unmuthsvoll: warum bin ich eines Menschen Knecht? Ihr seyd Knechte Gottes. Rechnet nicht, ob euer armer Lohn all der harten Zumuthungen und all des peinlichen Duldens werth sey? Ihr arbeitet nicht um Menschenlohn, sondern

um Gottes Gnade, die euch segnet in der Armuth, die euch trösten wird im Alter, und reich macht im Tode. Seyd nicht verdroßen in der Arbeit, die eines Andern ist. O ihr erarbeitet euch ein großes, sicheres Eigenthum, Freudigkeit zu Gott, den Ruhm der Ehrlichkeit und Treue, und den Trost eines unbeschwerten Gewissens am Grabe.

Seyd nicht gehorsam nur vor Augen, als den Menschen zu Gefallen; die Augen des Herrn schauen an allen Orten beide, die Bösen und die Frommen. Rächet euch selbst gegen Härte und Mißhandlung nicht durch Verdroßenheit und Untreue! Wie könntet ihr sonst in der Probe des Gehorsams und der Treue zu Gott bestehen? Wird es euch sauer, sehr sauer, oft fast unmöglich euren leiblichen Herrn gehorsam zu seyn in allen Dingen, thut es gern um eures himmlischen Herrn willen, der für euch gehorsam war bis zum blutigen Tode, und den jetzt mit euch die Engel Gottes anbeten.

So belehret sie Paulus über den Umfang und die Tiefe ihrer Pflichten, und öffnet dann drittens, einer Menschenklasse, für welche die Gegenwart so wenig Aufmunterung hat, eine trostreiche Aussicht in die belohnende Zukunft. „Wisset, was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird ihm der Herr vergelten, er sey Knecht oder eigener Herr."

Ihr dienet ihm; glaubt gewiß, er wird euch lohnen, nicht wie Menschen Lohn geben, eine kümmerliche Gabe, sondern wie Gott nur lohnen kann. Er wird euch jetzt in eurer Prüfung schon froh ma-

chen mit seiner Gnade, euch Gnade geben vor dem Angesichte der Menschen, euch durchführen aus einem Jahr eures Lebens in das andere mit starkem Arm, der mächtige und getreue Gott. Er wird euch nicht verlassen im Alter, und wenn ihr grau werdet, bis auch eure Feierstunde schlägt, und er euch ruft: du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude. O es wird euch wohl werden, wenn ihr diese Stimme hört, ihr werdet eines freundlichen Herrn Angesicht schauen, werdet ruhen von eurer Arbeit, euch freuen seines Dankes und seiner Treue, und im Genuß eures herrlichen Lohns die ausgeweinten Thränen eurer Mühe vergessen.

Auf solche Art tröstet der menschenfreundliche Paulus seine Brüder mit der Zusicherung ihres künftigen bessern Lohns. Die beste Erleichterung, die er, — selber kein reicher noch mächtiger Mann im unmittelbaren Dienste des Herrn, — für ihre gegenwärtige Lage ihnen geben kann, ist die, daß er auch ihre Herren zu einem christlichen Sinn und Betragen gegen ihr Gesinde mit kurzem nachdrücklichem Ernste ermahnt.

Er erinnert sie erstens an ihre Verhältnisse. „Ihr Herren thut auch dasselbige gegen sie." Erkennet daß auch ihr Pflichten gegen diese Menschen habt, und erfüllet sie.

Glaubet nicht, daß ihr durch unverkürzte Darreichung des bedungenen Lohns, alles, alles was

ihr ihnen schuldig seyd, auf einmal abthut, oder euch vollends ein Recht zu allen Mißhandlungen an sie erkauft. Ihr bezahlt ihre Arbeit — und nicht mehr. Aber ihr bleibt ihnen im Rückstand mit einer großen heiligen Pflicht, die kein Gold bezahlt, — mit der Pflicht, die der Mensch dem Menschen, der Erlös'te Gottes seinem Mitgenossen an der himmlischen Gnade schuldig ist, unangesehen, welcher vor dem Andern die Knie beugt, — mit der uneigennützigen, theilnehmenden, bessernden Liebe. Sie sind was ihr, Mensch, auch mit solchen Gefühlen, Bedürfnissen, Wünschen und Schwächen, mit welchen die Menschlichkeit euer Herz in eurem Busen in Anspruch nimmt. Sie sind Kinder desselben Gottes, den ihr in den Stunden des freudigen Dankes oder des heißen Flehens Vater nennt. Sie sind Erlös'te des Herrn, von dem ihr einst im Kampfe des Todes Trost, und an der Pforte der Ewigkeit den Blick der Gnade erwartet. Sie waren es, ehe sie eure Knechte wurden; sie bleiben es, wenn sie nicht mehr eure Diener sind; sie werden es in ihrer schönsten vollendeten Würde seyn, wenn sie mit euch und den Engeln vor Gott stehen.

Hierauf gründet Paulus zweitens seine Warnung: „Lasset das Dräuen." Laßt unchristliche Härte.

Macht es denen, die euch dienen, nicht zu schwer, in dem Dienst, den sie euch erweisen, einen Gottesdienst zu erkennen. O ihr würdet es ihnen schwer machen, wenn eure Eigennützigkeit ihnen Geschäfte und Lasten auflegen wollte, unter denen ihre Kräfte leiden und allmählig erliegen müßten. Denn

Gott ist getreu, er läßt keinen versucht werden über Vermögen. Gott legt Lasten auf, aber Gott hilft auch. Ihr würdet es ihnen schwer machen, eures Dienstes als eines Gottesdienstes zu warten, wenn eure Kargheit sie für ihre müden Tage und für ihre halben Nächte kaum vor peinlichem Hunger und Verkümmerung schützen wollte. Denn Gott thut seine milde Hand auf und sättiget alles was da lebet mit Wohlgefallen. Ihr würdet es ihnen schwer machen, wenn euer Stolz oder eure Hitze, oder eure Laune durch schreckende Blicke, durch rauhe Töne und Verwünschungen ihr Zutrauen gegen euch verschließen, und ihr Gefühl erbittern könnte. Denn Gott ist allen freundlich, und erbarmet sich aller seiner Geschöpfe. Ihr würdet es ihnen schwer machen, wenn eure Rache für menschliche Schwächen und verzeihliche Fehler sich durch harte Behandlung an ihnen kühlen könnte. Denn Gott ist barmherzig, geduldig, von großer Gnade und Treue, er vergiebt Missethat, Uebertretug und Sünde. Endlich würdet ihr es ihnen schwer machen, wenn euer Undank zur Zeit ihrer Noth und ihres Jammers ihren Dienst und Aufopferungen vergessen, und ihnen Trost und Unterstützung, so ihr anders dazu fähig seyd, versagen könnte. Denn wie sich ein Vater erbarmet über seine Kinder, so erbarmt sich der Herr über die, so ihm dienen.

Doch Paulus unterstützt seine Warnungen noch drittens mit dem Nachdruck eines besondern Be-

weggrundes. „Wisset daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person."

Er sitzt und herrscht — etwa nicht über euch? weil ihr so mächtig und so reich seyd, daß ihr einem armen Menschen wohl oder wehe thun könnt? — o über Fürstenthum, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles was genannt werden mag, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, sitzt auf dem Thron, ein Sachwalter und Schutzherr der armen kummerhaften Menschheit, um einst auch euch zu fragen: Was hast du gethan, dem Geringsten meiner Brüder?

Menschen! Verehrer Gottes! Christen! die Religion thut ein Großes an euch. Sie schützt euch mit ihren besten dringendsten Ermahnungen gegen den Trotz, gegen die Untreue, gegen den Verrath eures Gesindes. Gebt ihr ihre Ehre und ihren Dank! Sie muß auch das Gesinde in eurem Dienst gegen Härte und Mißhandlung schützen.

Laßt uns hier, mit einem Blick auf die Quelle, aus welcher des Apostels Ermahnungen fließen, stille stehen, und einen verlorenen Faden aus dem Anfang unsrer Betrachtung wider aufsuchen.

Wenn der Apostel das Verhältniß zwischen Knecht und Herrn ins mitleidige segnende Auge faßt, so ist es bei weitem nicht bloß das Verhältniß, wie es unser milderes Zeitalter noch kennt. Seine Knechte sind die Leibeigenen, angeborene oder angekaufte Sclaven jenes Zeitalters und jener Gegend, zum

Theil noch unter der uneingeschränkten Willkühr heidnischer Gebieter, und allen grausamen Mißhandlungen roher Menschen preisgegeben, die die milderen Gesetze des Christenthums nicht kannten, und die Gesetze der Menschlichkeit nicht fühlten, arme Menschen, denen in ihrem Elende das Evangelium von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes auch erschien, aber mit dem ernsten Gebot: Ihr Knechte seyd gehorsam euern leiblichen Herren mit Furcht und Zittern. Gesteht ihrs, daß es eine achtungswerthe Religion sey, die Religion des Paulus, die so als ein Schutzengel über bürgerliche Ordnung und Ruhe schwebt, und selbst Mißbräuche nicht mit stürmendem Eifer unter noch gröfseres Elend begrabt, sondern sie duldet und schont, um sie allmählig mit leiser Hand wegzurücken, und etwas Besseres an ihre Stelle zu bringen?

Diese Religion spricht mit Ernst und Würde zu dem Menschen, auf welcher Stufe von Macht, Ehre und Reichthum er sich befinden mag, und tröstet ihn auch, wenn Sorge und Leid seiner Tage Freude verbittert, und seiner Nächte Schlummer stört. Sie sucht auch den armen, hülflosen, verlassenen Menschen in den Hütten seines Elendes heim, aber sie erläßt ihm um all sein Dulden, Harren und Schweigen — keine einzige seiner Pflichten. Gesteht ihrs, daß es eine wohlthätige Religion ist, die die Menschheit mit allen ihren Gliedern, so in Liebe umfaßt, so aufmerksam, und so nahe mit ihren Tröstungen und Warnungen um die Paläste und um die Hütten wacht?

Sie hat den Menschen milde und erbarmend,

und doch so ernsthaft, auch in seinen letzten vergessensten Verhältnissen mit ihrem Troste und mit ihren Geboten aufgesucht und gefunden. Es ist die Religion von dem Gott der Liebe, von dem Herrn und Vater Aller. O diese Ermahnungen des Paulus ehren sie, (wer es fühlen mag), mehr als Stimmen der Engel vom Himmel; solche Tugenden die unter ihrer Pflege reifen, bürgen für ihren himmlischen Ursprung mehr als Zeichen und Wunder. Diese Religion zu ehren ist Pflicht; ihre Gebote zu erfüllen, ist Segen; sie erfüllt zu haben auf der Erde, ist Einweihung für den Himmel.

So ihr Solches erkennet, selig seyd ihr, wenn ihrs thut. Amen.

Predigt

am ersten Sonntage nach Epiphaniä 1793

über Luc. 2, 41 — 52.

Gott, du hast uns ein liebes aber auch ein wichtiges Geschäft übergeben, als du das Glück der Menschheit in die Hände der Menschheit legtest. Es ist ein edler Beruf, deine wohlthätigen Absichten zum Segen und Trost der Menschheit zu erfüllen. Es ist ein himmlischer Gedanke im letzten schwindenden Augenblick des Lebens, Tugend und Menschenglück erhalten, vermehrt, und der Welt die wir verlassen, übergeben zu haben. Aber schwer drücken die Seufzer der Verwahrlos'ten, wenn sie Rath und Leitung von uns vergeblich erwarteten, wenn sie unserm trüglichen Beispiele folgten, und mit uns in traurige Abwege verirrten. Bewahre du uns vor sorgenlosem Leichtsinn, schenke uns Weisheit und Kraft, mehre in uns und durch uns Tugend und Gottseligkeit. Laß uns denen, die auf uns achten, lehrreiche und einladende Beispiele des Guten geben, sie zur Vollkommenheit, der wir entgegeneilen, nachziehen, und wirke du die Vollendung, wo wir Schwache nur

wünschen und wollen können. Laß uns auch heute erfahren, daß Segen und Kraft die fromme Betrachtung deines Wortes begleite. V. U.

Text Luc. 2, 41 — 52.

Es ist nicht nur für Eltern, nicht nur für Lehrer und Erzieher, nicht nur für Vorsteher des Staates, sondern für alle Menschen eine wichtige und für jeden Menschenfreund eine angenehme Pflicht in dem noch kindischen, vor unsern Augen aufprossenden Theil unserer Lebensgenossen schon das künftige Menschenalter zu lieben und zu ehren, es gleichsam in seiner Wiege zu pflegen, zu seiner Bildung und Veredlung durch That und Wort das Größere oder Kleinere, das Nähere oder Entferntere beizutragen, was Jeder zu thun Zeit und Gelegenheit und Kraft fühlt, — schon eine wichtige heilige Pflicht; wenigstens unsre Fehler und Unvollkommenheiten nicht durch unvorsichtige Beispiele auf die Nachwelt fortzupflanzen; aber eine Pflicht die viele Klugheit, viele Aufmerksamkeit und Behutsamkeit, viele Geduld und Sanftmuth, — ein von Menschenliebe durchdrungenes Herz erfordert. Wir müssen eigentlich selbst gut seyn oder es werden, müssen den Grund der Tugend nicht in den Jüngeren, sondern in uns selbst anlegen, um sie sicher und wirksam auf die Jüngeren fortzupflanzen. Die Art, wie Jesus in seiner Kindheit von Joseph und Maria behandelt wird, kann uns Anlaß werden, — ich wiederhole es, nicht den Eltern allein, sondern jedem, dem Menschenwohl am Herzen liegt, an einzelne Theile dieser Pflicht, dieser eigentlichen Angelegenheit der Menschheit sich zu erinnern.

1) Sie lehren uns wie wichtig es sey, der bildsamen Jugend mit guten Beispielen vorzuleuchten, und geben Gelegenheit

2) zu zeigen; wie wichtig es sey, sie zur Ausübung des Guten zur rechten Zeit selber zu gewöhnen.

Wie große Werke auch schon die Vorsehung durch die Gesetze der Natur, Verbindung von Umständen und Aneinanderreihen von Begebenheiten unter den Menschen ausführte, so war doch das Werk, das sie durch Jesum Christum thun wollte, allerdings so groß und einzig, daß keine vereinigte Kraft der Natur, und kein Zusammentreffen der günstigsten Umstände, es zu seiner Reife allein bringen konnte. Die Erlösung des gefallenen Menschengeschlechts war im Himmel beschlossen; es sollte auch durch einen Aufwand von himmlischen Kräften wieder für den Himmel gewonnen werden. Indessen hat Gott den stillen verborgenen Gang der Natur noch nie zwecklos durch Wunder gestört, noch nie etwas anderes durch Wunder gethan, als was ohne sie unmöglich war. Und so müßte uns schon eigene Ueberlegung es wahrscheinlich machen, wenn es uns auch nicht die evangelische Geschichte lehrte, daß auch bei dieser höchsten Wohlthat der Gottheit natürliche Mittel mit übernatürlichen Veranstaltungen sich schön und segnend vereinigten, wie sich in der Person des angebeteten Wohlthäters die himmlische Gottheit mit der irdischen Menschlichkeit schön und segensvoll vereinigte. Betrachten wir also Jesum, den wir heute als zwölfjähriges Kind an der Hand seiner frommen Mutter nach Jerusalem wandeln sehen, noch ganz

von der menschlichen Seite, abgesondert von dem, was an ihm mit steigenden Jahren den Geist höherer Abkunft immer sichtlicher ahnden ließ, und zuletzt, in den entscheidendsten Beweisen so unverkennbar darstellte; betrachten wir ihn, so wie ihn der Evangelist ansehen mußte, um von ihm sagen zu können: er nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, — so war es ein natürlicher, aber ein zweckmäßiger und wirksamer Umstand, daß der bestimmte Retter der Menschheit, der zukünftige Genosse himmlischer Vollkommenheiten von seiner ersten Lebensstunde an mit edeln Menschen umgeben war, und an Joseph, an Maria und andern ächten Israeliten lernen konnte, was Sanftmuth und stille Tugend und herzliche Gottesergebenheit sey, ehe er erfuhr, daß auch Wildheit und Härte, und stolzirendes Laster, und unselige Gottesvergessung ausser der stillen Hütte wüthete, in der sein Herz der Tugend und Menschheit geweihet wurde.

Unser Evangelium stellet uns eine einzelne Probe dar, mit welcher Gewissenhaftigkeit Joseph und Maria die Gesetze der Religion vor den Augen des aufmerksamen Kindes beobachten. Alle Männer in Israel waren verpflichtet, auf das Fest der Ostern nach Jerusalem, — wie sich das Gesetz ausdrücket, vor dem Herrn zu erscheinen, dort den Ewigen, der sie aus Egypten geführt und ihnen ihr gutes Land gegeben hatte, gemeinschaftlich zu preisen und zu verehren, dort das Herz mit neuem Vertrauen gegen den Gott ihrer Väter zu beleben, durch neue Huldigungen ihm sich zu widmen, und das Band, das

sie

sie alle umschlang zur Einigkeit, Verträglichkeit und Liebe fester zu knüpfen.

Und Joseph, sagt unser Evangelium, ehrte das Gesetz und gieng alle Jahre nach Jerusalem auf das Osterfest. Und Maria, die durch das Gesetz nicht gebunden war, ehrte das Gesetz, und gieng gleichwohl alle Jahre nach Jerusalem auf das Osterfest. Wer fühlt es nicht, daß es in die bildsame Seele des Kindes wirken mußte, wenn es sah, mit welcher herzlichen Freude sie sich jedesmal zur Anbetung Gottes in seinem heiligen Tempel vorbereiteten, wie gewissenhaft sie jedesmal hinaufwandelten, mit welchen Rührungen sie zurückkehrten, mit welcher Herzlichkeit sie sich noch lange Zeit über das Gute, was sie gethan, gesehen und gelernt hatten, unterhielten. — Wie wichtig konnte so in seinen Augen Religion und Gesetz werden! Wie mußte sich die jugendliche Seele sehnen und freuen in dem Gedanken, einst auch in den Tempel seines Vaters zu wandeln, mit so vielen seiner Brüder den Ewigen anzubeten, und aus dem Munde gepriesener Lehrer Sprüche der Weisheit und Wahrheiten zu vernehmen!

Beispiele, die guten und bösen, machen einen stillen aber tiefen Eindruck auf das Herz der Kinder, und Eindrücke aus der Kindheit bleiben oft für das ganze Leben unvertilgbar; so wichtig ist es, sie durch gute Werke zu bilden.

Beispiele machen einen stillen aber gewissen und tiefen Eindruck. Wir, durch mancherlei Gedanken, Sorgen und Wünsche und Absichten unaufhörlich

beschäftiget, wir können oft da stehen, ohne genau zu bemerken, was um uns her geschieht, was schon so oft vor unsern Augen geschehen ist; oder wir bemerken es, bemerkens mit Aufmerksamkeit, und es bleibt keine Spur davon in unsrer Seele zurück. Unsre Denkungsart hat ihre Richtung schon genommen, die Gesinnungen sind durch Grundsätze und Gewohnheit schon bestimmt, unser Urtheil über gut und böse schon entschieden. Unsre Bildsamkeit ist dadurch verloren gegangen, daß wir uns nun einmal übel oder gut gebildet haben. Aber wie stille lauschet dagegen das Ohr, wie aufmerksam verweilet das Auge eines Geschöpfes, dessen ganze Thätigkeit sich noch auf Beschäftigung der Sinnen einschränkt, und wie ganz anders nimmt die Seele das auf, was Auge und Ohr ihr zuführen! Da sind noch keine schon gewonnene Erfahrungen, keine schon ergriffene Grundsätze, die ihr das böse Beispiel unschädlich machen, und sie nur zur Nachahmung des Bessern anfeuern könnten. Das Beispiel selbst muß ihr erst zur Erfahrung werden. Der Werth, den sie auf die Person legt, bestimmt für sie den Werth der Handlung, und nach der Handlung bilden sich in ihr die Grundsätze, oder etwas, das die Stelle der Grundsätze vertritt, und ihre Bildung vorbereitet. Das schwache Geschöpf hat verdachtloses Zutrauen; das unerfahrene Geschöpf ehret das Alter mit unverweigerter Achtung; das schuldlose Geschöpf hat Abscheu vor dem Namen Untugend und Schande, und ahndet die Möglichkeit nicht, daß das nicht gut, nicht vortheilhaft, nicht seiner Nachahmung werth sey, was Personen so unbefangen und regelmäßig thun, deren Verstand und Herzensgüte es nach ihren Jahren mißt.

Und solche Eindrücke aus den Jahren der Kindheit sind gewöhnlich für das ganze Leben unvertilgbar. Die ersten Bilder gehen ganz und ungeschwächt in die Seele, und wählen sich da, wo noch alles leer ist, gleichsam den geheimsten, vortheilhaftesten, haltbarsten Platz. Indem der zweite Eindruck den ersten schwächen und verdrängen soll, ist seine beste Kraft und Lebhaftigkeit verloren, und je später er kommt, desto unwillkommener, desto wirkungsloser gleitet er ab. — Und hat die Seele einmal gewisse Meinungen und Regeln angenommen, hundertmal beurtheilt sie alsdann aus ihnen richtig oder falsch die nachkommenden Erfahrungen, eh' es ihr einmal einfällt, nach diesen den Grund oder Ungrund ihrer angenommenen Meinungen und Regeln zu prüfen. Und wer hätte es noch nicht gefühlt, wie wichtig einzelne Handlungen uns für immer bleiben, wenn sie in unsern zartesten Jahren eine starke, wie werth, wenn sie eine angenehme Wirkung auf uns hatten? Sie bleiben unsre Lieblingstugend oder Fehler für immer. Wie unwichtig sie auch scheinen, so reihen sich hundert ähnliche und verschwisterte an sie an. Sie geben vielleicht dem ganzen Charakter seine Richtung, allem andern, was wir thun seine Eigenheit.

Die Evangelisten lassen in der Lebensgeschichte Jesu von unserm Texte an bis zu seiner Taufe im dreißigsten Jahr eine große Lücke; aber wo er als männlicher Lehrer seines Volks und der Menschheit wieder auftritt, vergessen sie nicht es zu bemerken, wie er jedes Jahr, in welchem Theil des Landes er weilte, hinaufgieng nach Jerusalem auf das Osterfest. Dann suchte er den Tempel wieder, wo er einst als

Jüngling saß, und den Lehrern zuhörte; dann flossen aus seinen Lippen andere Lehren und Antworten, Ueberzeugung, Beruhigung und Trost in so viele hundert irrende, trauernde, schmachtende Seelen. Dann lernten Blinde die Spuren Gottes in der Schöpfung erkennen, Stumme jauchzten Lobgesänge, und Taube hörten die großen Thaten Gottes aussprechen. Es war ein feierlicher Gang zum Osterfest, der ihn auch damals nach Jerusalem führte, als er die göttliche Wahrheit seiner Lehre und den Bund der Verheissungen Gottes mit Blut und Tod besiegelte.

So wichtig, so folgenreich, so entscheidend kann das werden, was wir urtheilen und lassen und thun, nicht bloß um unser selbst, nicht bloß um der wesentlichen und unmittelbaren Folgen, sondern auch um deren willen, deren Aufmerksamkeit und Nachahmung wir unsern Wandel nicht entziehen können; und nicht minder ist es wichtig, daß wir ebenso aufmerksam als sie auf uns selber sind. Und da alle erzwungene Aufmerksamkeit uns nicht vor einzelnen gefährlichen Uebereilungen verwahren könnte, so müssen wir selber gut werden, die Fehler, um sie nicht mit ihrem Unsegen auf die Nachwelt zu vererben, in uns selber ausrotten, und mit ungezwungenen liebenswürdigen Tugenden einladend vorangehen.

Doch die Eltern Jesu erinnern uns noch an eine zweite Pflicht. Als Jesus zwölf Jahr alt war, — dies ist das Alter welches das Gesetz bestimmte, — nahmen sie ihn mit sich nach Jerusalem. — Der Tag, auf den das fromme Kind so lange sich gefreut

hatte, war nun da. Alles Gute, worauf er durch sie so oft aufmerksam worden, wartete nun auch auf ihn, und ward ihm zu Theil. Wenn er auch von jetzt an noch länger zunehmen mußte an Alter und Weisheit, so war er doch nun durch Jahre und Seelenkraft vorbereitet genug, den Zweck seiner Wallfahrt zu fühlen, in dem Tempel mit aufwallenden Empfindungen der Andacht zu beten, an der Stelle wo er vor zwölf Jahren dem Herrn dargestellt wurde, mit Thränen der kindlichen Unschuld seine Gelübde selber zu bekennen, und sein Leben der Gottheit zu heiligen, den Tempel Gottes und das Werk Gottes für immer lieb zu gewinnen. Er kam nicht zu früh und unvorbereitet; denn er saß unter den Lehrern daß er ihnen zuhörte und sie fragte. — Er kam nicht zu spät, denn noch war es seiner unverstimmten Seele Zweck und Wonne, zu verweilen in dem, das seines Vaters ist.

Die Zarten, die in der Mitte der gereiften Menschheit nachblühen, zu jedem Guten, das sie schon durch Beispiele kennen, selber und zur rechten Zeit anzuleiten: dies ists, was wir noch aus dem Betragen Josephs und Mariä nachahmen wollen.

Zur rechten Zeit, das heißt: nicht zu frühe. Denn es ist einer von zwei Fällen jedesmal unvermeidlich, wenn die Seele sich Beschäftigungen unterziehen soll, zu denen sie noch keine verhältnißmäßige Kraft besitzt: das Gute, wie leicht es auch scheint, wird ein schwerer mühsamer Zwang, wie liebenswürdig es auch ist, ein trauriges gehässiges Geschäfte; oder die Natur, die keinen zwecklosen

Zwang geduldig erträgt, weiß sich immer zu helfen, es geht ein unvermerkter Betrug, ein täuschender Wechsel der Kräfte in der Seele vor. Der Körper übernimmt die Geschäfte des Geistes, das Gedächtniß nimmt auf, was dem Verstand zur Nahrung und Uebung gegeben ward, und läßt es unbenutzt liegen und veralten an seiner Stelle, die Sinnlichkeit lernt tändeln mit den heiligsten Angelegenheiten des Herzens. Armes Geschöpf, wenn Körper, Gedächtniß und Sinnlichkeit schon so frühe Stellvertreter deines Geistes, Verstandes und Herzens werden, und den Besitz ihrer Rechte vielleicht auf immer an sich reißen!

Zu rechter Zeit das heißt: nicht zu späte. Jedes Gute, jede Wahrheit, jede gefaßte Lehre der Religion und der Weisheit, jede Vollkommenheit, der Gedanke schon etwas Gutes gethan zu haben, und das Bewußtseyn es thun zu können, ist Vortheil und Glück, gibt der Seele Gefühl und Muth und Eifer. Wahrheit und Tugend ist das Eigenthum der Geister. Einem Menschen das Gute, dessen er fähig ist, das Erbtheil, das ihm als Mitgabe zu seinem Daseyn vom Schöpfer gebühret, zwecklos vorenthalten, — heißt es ihm mißgönnen, heißt sich versündigen an dem Schöpfer und an seinem Geschöpfe.

Nicht zu späte. Die schlummernden Kräfte der Seele wachen eine nach der andern auf, ob wir sie wecken und beschäftigen oder nicht. Sie fühlt, sie versuchet, sie übet sich, und je mehr sie sich übet, desto mehr gewinnt sie an Stärke; je gewagter sie

sich versuchet, desto mehr lernt sie ihre Stärke fühlen. Jede Fähigkeit, jede auflebende Neigung ist Anlage zu einer Tugend oder zu einem Laster, zum Stolz oder zum Edelmuth, zum Trotz und Eigensinn, oder zu Muth und Standhaftigkeit, zur Wohlthätigkeit oder Verschwendung, zur Sparsamkeit oder Geiz, zur gewissenhaften Gottesverehrung oder zum Unglauben, zum vernünftigen Glauben oder zum Aberglauben. Hier ist der wichtige gefahrvolle Zeitpunkt. Wenn wir die Anlagen nicht bilden, die aufstrebende Kraft nicht richten, so ist sie dem gefährlichen Zufall, oder einem noch schlimmern Rathgeber, der Sinnlichkeit überlassen, die am frühesten da ist, am schlauesten ihren Vortheil benutzt, aber selten Tugenden bildet. Der Samenkern, den die Natur in die Erde warf, geht ohne euer Zuthun auf unter Sonnenschein und Regen. — Aber durch eure Pflege gedeihet der aufstrebende Keim zum schlanken fruchtbaren Baum. Kommt ihr zu spät, so ist er verschossen in wildes Gesträuch.

Nicht zu späte. Wir haben nichts zu säumen; das Ziel, das die Natur dem Menschen zur Lebensdauer gesetzt hat, ist so kurz, des Guten, das er lernen und gewöhnen und vollenden soll, so viel, die Erndte so groß, und der Stunden zur Arbeit so wenige. Es wartet auf die, welche uns nachfolgen, noch so vieles, was wir schon sollten gethan haben, daß es nicht gleichgültig ist, ob sie einige Monate oder Jahre früher oder später fähig werden, ihr Tagewerk zu beginnen, der lohnenden Ewigkeit entgegen zu wirken, ob die besten glücklichsten Augenblicke benutzt oder verloren werden.

Ich wiederhole es, christliche Zuhörer, die Betrachtungen, die wir angestellt haben, gehören zu einer Pflicht, die viele Klugheit, viel Aufmerksamkeit und Behutsamkeit, Geduld und Sanftmuth erfordert. Aber es ist eine Pflicht, deren Erfüllung uns von einer großen Verantwortuug befreit, eine Pflicht, deren Erfüllung mit großem Trost und Segen lohnt, eine Pflicht, die wir der Menschheit, zu der wir gehören, in deren Mitte uns so viel Freude und Vortheil zu Theil wird, unerlaßbar schuldig sind. Auch wir sind einst unter guten und bösen Beispielen aufgewachsen, haben hier unter Leitung und Rath den guten Weg sicher gefunden, haben dort, uns selbst überlassen, gefahrvoll und zufällig das Bessere oder Schlimmere auf immer ergriffen.

Die Edlen, deren Beispiele und Ermahnungen wir unsere bessere Bildung verdanken, schlummern zum Theil schon lange im stillen Grab. Aber uns haben sie die Wahrheit und Tugend, die uns beglückt, als ein heiliges anvertrautes Gut, für die Nachwelt übergeben, und sind mit dem Trost aus der Welt gegangen, daß wenn auch ihr Name vergessen wird, die Nachwelt von ihrem Eifer für Religion und Rechtschaffenheit die glücklichen Früchte genießen werde. Die Leichtsinnigen, deren begangene Fehler noch in den unsrigen sich erneuern, sind auch ihren Weg dahin gegangen. Fühlen wir, was für ein trauriges Erbtheil sie uns hinterlassen haben, so laßt uns die, denen wir einst den Schauplatz und das Andenken unserer Thaten überlassen werden, besser berathen. Laßt uns weise seyn und aufmerksam, lasset uns Gottesfurcht und Tugend üben, sie faßt

alle Weisheit in sich. Es ist ein wunderbarer Zusammenhang der Dinge in der Natur, den wir nicht zu berechnen vermögen. Das Wort, das du heute redest, verhallet nicht. In der Seele, die es jetzt auffasset, tönet es vielleicht nach einem halben Jahrhundert laut oder leise wieder, und gebieret ein Verbrechen oder eine Edelthat, eines Menschen Wohl oder Weh. Der Gedanke kann einst unsere Ruhe oder Verzweiflung am Rande des Grabes entscheiden: ich gehe den Weg meiner Väter, die Hand der Zeit wird die letzte Spur meines Daseyns auslöschen, aber unerkannt lasse ich Fluch oder Seegen mit meinen Thaten zurück. Ja wir gehen dahin, wir überlassen die, welche unsrer hinabsinkenden Leiche nachsehen, ihrem Schicksal, aber einst werden sie uns als Zeugen wieder zur Seite stehn, und auf uns hinweisen, wenn der Richter ihre Thaten prüft. Mögen es alsdann Stimmen des Dankes und Blicke des Segens seyn, welche uns wieder an Thaten erinnern, die wir im Lande der Sterblichkeit für die Ewigkeit vollbrachten! Amen.

Predigt

am zweiten Sonntage nach Epiphaniä 1794

über Ps. 139, 1 — 12.

Gott, wir wandeln auf ungewissen, wunderbar verschlungenen Wegen jeder seinen Lebensgang. Hinter uns nach verwischt Unbestand und Vergessenheit die Spur die wir zurückließen, und vor unserem Auge deckt Unwissenheit eine nahe, ach oft so trübe, oft so ängstlich erwartete Zukunft, und wenn sie da ist — doch eine traurige Zukunft. Wir kennen das Ziel, das unser am Ende der überstandenen Lebensmühe erwartet, Ruhe des Grabes. Aber auf welchen verborgenen Pfaden, wie leicht dahin, oder wie steil und mühsam hinan, wie nahe vor unserm Fuß, oder wie fern ins einsame öde Alter hinaus wirs erreichen werden, Gott, das wissen wir nicht. Aber du bestimmtest und überschautest, schon ehe wir waren, die Stunden unsers Werdens, und den Au-

genblick unsers Verschwindens, und die Wege auf welchen wir den Zweck unsers irdischen Daseyns ganz und glücklich erreichen sollen. Nein, wir wandeln auf keinem ungewissen Pfade, wir irren in keine bahnlose verlorene Einöde hinaus; denn wir gehen, wohin deine Hand uns führt, und sie führt uns keinen Schritt umsonst, der uns nicht einem großen glücklichen Ziel näher und sicherer entgegen brächte, in keine Gefahr, für die du nicht einen Ausgang, in kein Leiden, dem du nicht seinen Trost und sein Ende bestimmt hättest. Selbst dem Grabe hast du seinen Segen, dem letzten furchtbarsten Wechsel der Schicksale den süßesten Trost; hinter seiner Nacht geht uns der lichte fröhliche Morgen deiner Ewigkeit auf. O laß diese Gedanken uns zur Ruhe und zum Trost in jeder Lage des Lebens werden, den Gedanken, daß du uns siehst und kennest und führest, zum Vertrauen, das Vertrauen zur Liebe, die Liebe zur billigen Folgsamkeit, und die Folgsamkeit zum Gewinn des ewigen Lebens werden. Tröste, befestige und heilige uns auch in dieser Stunde. V. U.

Ps. 139, 1 — 12.

Gott ist allgegenwärtig und allwissend. So heißt die große trostvolle Wahrheit die der Verfasser des 139ten Psalms durch den gefühlvollen Ausdruck seines Glaubens und seiner Ueberzeugungen bekennt. Laßt uns über ihren Sinn, der so offen da liegt, nicht wortreich grübeln, und ihre Beweise, die sich dem innern und äußern Sinne des Menschen so nahe andrängen, nicht wiederholend darstellen. Gott ist allgegenwärtig und allwissend, — diese Worte sagen nichts anders, als: alle

seine Eigenschaften, seine ganze Gotteskraft wirkt zu allen Zeiten und an allen Orten ohne Rast und Wechsel, ungetheilt und ungeschwächt von einem fernen Ende der Schöpfung bis zum andern und in jedem Theil derselben, um jeden Menschen her so ganz und innig, als ob sie hier und nirgends sonst zu wirken und zu walten hätte. Fordert ihr Beweise, — holt sie vom Himmel herab, wo die Sonne von ihm geführt noch jetzt wie vor Jahrtausenden die gemessenste Bahn dahin wandelt, und ihre Spur alle Tage mit neuem Segen bezeichnet, wo sie aus ungemessener Ferne herab Knospen der Erde aufthut, und ihre Früchte zur Nahrung und Erquickung der Menschen reift. Ruft sie vom fernen Meere herbei, das sich im Schimmer der Morgenröthe färbet. Fordert sie aus der Erde herauf, die alles aufnimmt, und alles verjüngt und vervielfältigt wider gibt, die Tage und Nächte Säfte läutert und scheidet und mischt, um ihre Oberfläche fast an jedem Punkt mit Segen und Wohlthat in der mannigfaltigsten Gestalt zu bestreuen. Spüret ihnen in euern eigenen allgemeinen und einzelnen Erfahrungen nach. Nur der Mensch, der mit unbegreiflicher Gedankenlosigkeit durch das Leben schlendert, oder der sich gewaltsam von den leitenden Händen einer guten Vorsehung losriß, um eigene verlorene Wege zu gehen, kann sich weigern mit dem Verfasser des Psalms zu preisen: „Herr du erforschest mich und kennest mich; ich sitze oder stehe auf, so weißest du es, du verstehest alle meine Gedanken von ferne; ich stehe oder liege, so bist du um mich, und siehest alle meine Wege,

denn siehe es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wissest; du schaffest es was ich vor oder hernach thue, und hälst deine Hand über mir; — und wie David bald nach unserm Texte fortfährt: Deine Augen sahen mich, als ich noch unbereitet war, und waren alle Tage auf dein Buch geschrieben, die mir werden sollen, als derselben keiner da war

Ja sich selbst ist der Mensch durch sein Leben, durch seine wunderbare Erhaltung, durch die Kräfte seines Geistes und Körpers, durch das wundervolle, oft versteckte, aber nirgends verfehlte Zusammenstimmen seiner Thaten und seiner Schicksale ein naher lauter und unverwerflicher Zeuge, daß ein allmachtsvolles, höchst weises und gütiges Wesen ihm nahe sey und ihn kenne, ist sich selbst durch die Bemerkung, wie er überall so genau und glücklich in eine lange vor ihm gewesenen Einrichtung und Verbindung der Dinge paßt, ein lauter Beweis, daß ihn Gott auch lange vorher sah, ehe er kam, den Tag, an welchem er auf den Schauplatz und in den Wirkungskreis der Menschen eintrat, bestimmte, ihm die Zahl seiner Stunden, sein Tagewerk, seine Leiden und Freuden zuzählte.

Gewichtvoll ist diese Wahrheit, und reich an Trost und Ermunterung sind ihre Folgerungen; laßt uns noch mit einigen und den wichtigsten derselben uns in dieser Stunde beschäftigen.

Gott kennt jeden Menschen, seine ganze Lage und alle seine Verbindungen, und kannte ihn lange schon, ehe er kam.

Die erste Folgerung die wir aus diesem Satze machen ist die: Jeder Mensch ist also in seiner Art ein wichtiges Wesen, ein gezähltes Glied im Ganzen, bestimmt zum Mitwirken an den wohlthätigen Absichten des Schöpfers, an Menschenglück und Menschenfreuden und allmähliger, wenn schon langsamer, Veredlung der irdischen Menschlichkeit zu himmlischer Engelsreinheit und Güte. Keiner mischt sich seinem Schöpfer unbemerkt in das Gewimmel der Lebendigen (und ohne Einfluß); denn deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war. Keiner tritt dem Ewigen unvermißt von dem Schauplatz ab; denn es waren alle Tage auf dein Buch geschrieben, die mir werden sollten, als derselbe keiner da war. Keiner lebt und wirkt oder feiert von dem Vater und Richter der Menschen unbeobachtet; denn du erforschest mich und kennest mich, ich sitze oder stehe auf so weissest du es, du verstehest alle meine Gedanken von ferne. Keiner entzieht seinen Rath, seinen Trost, den Segen, den er zum freundlichen Wohlthun empfieng, die Kraft, die ihm zur willigen Hülfe verliehen war, seinem Freund, seinem Bruder, seinem Vaterland, der Menschheit unvermißt. Denn nicht als eine ungezählte Nulle erschien er ohne Zweck ohne Uebersicht und Zusammenhang, ward von keinem spielenden Ohngefähr in dieser Zeit an diesen Ort hingeworfen. Er traf ein großes dringendes Geschäft an, das noch ferner auf seine Vollendung wartete, als er die Erde betrat, und als sich sein Sinn zum Ueberlegen aufheiterte, seine Brust zum Gefühl sich erwärmte und sein Arm sich zur Thatkraft stärkte. Unwissenheit, Irrthum, Untugend, Bedürfniß, Mangel, Schwäche, Gebrechen, Thränen und Leiden ohne Zahl, Leiden auch

da, wo sie vielleicht mit manchem Glück des Lebens durchflochten erträglicher scheinen, aber nur desto empfindlicher schmerzen. Sie zu mindern ist das Geschäfte und der Beruf der Menschen und auf jeden wartete sein Theil. Jeden stellte sein Schöpfer dahin, wo noch eine Lücke auf ihn wartete, wo er am unentbehrlichsten war, und am ursprünglichsten mitwirken konnte zur Freude des Himmels und zur allmähligen Stillung des menschlichen Sehnens und Hoffens. Wunderbar ineinandergreifend, aber von einer weisen Hand geknüpft sind nicht nur die bedeutenden Schicksale, sondern fast noch mehr die kleinen zufällig scheinenden Umstände des menschlichen Lebens. Als Gott in weisem Maße die Güter des Glücks vertheilte, und hier einem Armen vor meinen Augen Brod und die Kraft es zu erwerben versagte, da war auf mich gerechnet, auf meine Aufmerksamkeit, wo Kummer und Elend einen meiner Brüder drücke, auf mein Herz, auf den Segen, der in meiner sparsamen Hand zur Erquickung eines Schmachtenden wohl noch zureichte. Wenn ich in den Geschäften des Berufes oder in jeder andern Absicht, gerade in dieser Stunde, gerade auf diesem und keinem andern Wege wandle, und ein Verunglückter, der auf Hülfe harret, wimmert mir von Ferne entgegen, ein Leichtsinniger eilt vor meinen Augen einer Frevelthat zu, eine Gefahr schwebt über einen Sorglosen ihm ungesehen herab; Gott sah auch seine Lage und den nahen Augenblick, der ihn einem unvermeidlichen Elend zu übergeben droht. Aber es war auf mich gerechnet, auf den Ruf der Menschlichkeit in meiner Brust, auf meine Hülfe, und ihre Vollendung, nah an dem wichtigen Augenblick, der

vielleicht über das ganze Glück oder Unglück, über Leben oder Tod, über Seligkeit und Verderben eines Menschen traurig und unwiderruflich entschieden hätte. Wohl ist des Elendes und Gebrechens viel unter der Sonne. Aber Gott stieß keinen Armen ohne Aussteuer unter die Bedürfnisse des Lebens hinaus, dem er nicht einen Glücklichern zum Zeitgenossen und nahen Gefährten auf dem Pilgerwege nach der Ewigkeit zugesellt hätte, schlug keine blutende Wunde, für die nicht in einer nahen Hand irgendwo heilender oder lindernder Balsam lag, nahm keinem lächelnden Säugling den Vater ins Grab, für den nicht ein Pfleger und Erzieher übrig bliebe. So verwahrloste der gute Vater im Himmel seine armen Geschöpfe nicht.

Laßt uns also mit Aufmerksamkeit, mit Treue und frommem Eifer die Absicht erfüllen, wozu uns Gott schon von Ewigkeit in den Plan seiner wohlthätigen Regierung aufnahm und verwebte. Laßt uns wirken, so lange es Tag ist, beglücken und helfen so lang unsre Kräfte zureichen, trösten und segnen, so lange unser Herz noch einen Trost und einen Segen übrig hat, daß nicht irgendwo die Menschen, daß nicht der Schöpfer umsonst auf unsern Beitritt zu einer guten Sache harre, daß nicht irgendwo auf der Erde, die so reich an Segen und Wohlthat ist, ein Elend durch unser Säumen fortdaure, und ein trostloses Auge länger weine. Laßt uns auch das Kleinste, was uns Zeit, Gelegenheit und Kraft zu thun gestattet, mit der Freudigkeit und mit dem Vertrauen thun, daß es in dem weisen Plan des Schöpfers an das Große anschließt,

und

und in das Bedeutende übergeht, und an seinem Platze, so wichtig und unentbehrlich war, als die bewunderte und gepriesene That, durch welche sich ihr Stifter den Ruhm eines Menschenwohlthäters und großen Mannes erwarb.

Gott kennt jeden Menschen, seine ganze Lage und alle seine Bedürfnisse. Unsre zweite Folgerung hieraus ist die: Jeder Mensch ist also in seiner Art ein wichtiges Wesen, von Anbeginn her ein Gegenstand der väterlichen Fürsorge Gottes, bestimmt zum Mitgenuß an den großen Wohlthaten des Schöpfers, an den süßen reichen Gaben der Natur, an Menschenglück und Menschenfreuden, diesseits des Grabes und in der Ewigkeit.

Siehe die Sonne an; sie scheinet dir. Als sie der Schöpfer durch das Wort. es werde, an das Firmament rief, dachte er auch an dich und deine Bedürfnisse, und freute sich der Freude, der Heiterkeit und des Segens, der dir einst im freundlichen Strahl dieser Sonne begegnen würde. Das erste unschuldsvolle Lächeln, womit du einst den freundlichen Schimmer des Tages begrüßtest, war ein Wiederschein von dem freundlichen Antlitz deines Vaters, als er die Sonne schuf. Siehe die Frucht des Baumes an, die deinen Gaumen erquickt und dein Leben stärkt. Sie bildete sich in einer verschlossenen Knospe, sie schlief in zarter Blüthe, sie schwoll und reifte im Sonnenstrahl, und erquickte sich im Regen und Thau für dich. Von wie fernen Augenblicken her war für die Erquickung des kurzen Augenblickes, in welchem du sie geniesest, mitgesorgt! Als du noch lange

nicht geboren warst, fiel der Samenkern in die Erde und er wuchs unter Sonnenschein und Regen, unter Sturm und Stille zu dem Baum, der dir, wenn du kämest, deine Frucht entgegen bieten sollte. Noch nie war dein Hunger früher da als die Speise, die ihn sättigen, noch nie dein Durst früher als die Quelle, die ihn stillen sollte. Als Gott über alle Samen und Pflanzen der Erde ausrief: seyd fruchtbar und mehret euch, und bedecket die Erde, und als er das Verhältniß, ihre Vermehrung, und die innere Kraft ihrer unverfolgbaren Fortdauer nach der Zahl und Reihe der Lebendigen bestimmte, die noch ferne Jahrtausende hinab sollten geboren werden, da warst auch du mit allen deinen Bedürfnissen eingezählt und nicht vergessen. — Siehe nach Nazareth und nach Golgatha, dort lehrte und handelte und duldete in bescheidener Knechtsgestalt ein Friedensbote vom Himmel auch für dich. Als du die Last des Lebens noch nicht fühlen konntest, hob sich schon aus seiner liebenden Brust der einladende Zuruf: Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken, stieg schon aus ihr das Flehen, zu dem Vater der Menschen: Ich bitte für alle, die durch das Wort meiner Zeugen glauben werden an mich, daß sie eins seyen in uns, gleich wie ich Vater in dir, und du in mir. Und als du noch nicht sündigen konntest, floß schon das Blut des Gerechten, auch zur Erlösung für deine Sünden. — Schaue endlich über dich zu den Gestirnen des nächtlichen Himmels, sie flimmern auch dir durch Nacht und ängstliches Dunkel den Trost herab, daß noch eine Ruhe vorhanden sey dem Volke Gottes. Und

der auf der Erde einen Platz für dich aufbewahrte und mit Blumen und Freuden ausgeschmückt, mit Speisen und Segen umlegt hat, der hat dir auch eine Stätte zugedacht und vorbehalten im Himmel.

Diese Bemerkungen müssen uns bei jeder auch der kleinsten Gabe, die Freuden des Genusses versüßen, inniger und wärmer unsern Dank entflammen, fruchtbarer das Gefühl der wohlthätigen Nähe Gottes, der Liebe und des Vertrauens zu ihm erwecken und stärken. Wir alle, die wir uns auf seiner Erde freuen, sind sein, — wandelnde Kinder an seiner Hand, Pfleglinge seines sorgenden Herzens, und in jedem Augenblick, wo uns seine Luft umhaucht und seine Gaben nähren, Gegenstände seines Andenkens und seiner väterlichen Liebe. Keinen, auch den Aermsten und Letzten nicht, läßt er das Gute mitgenießen, weil es ohnehin da ist. — Es ist alles da, daß wirs genießen, die nahe Gegenwart unsers Vaters fühlen, seine Allwissenheit an süßen lieben Proben erkennen, und uns seiner Güte dankbar freuen sollten.

Gott kennt jeden Menschen, seine ganze Lage und seine Bestimmung, und kannte ihn lange schon, ehe er kam Also sind auch alle unsre zukünftigen Schicksale, wie zitternd wir auch oft ihrer schwankenden Erscheinung entgegensehen, schon lange ins Reine gebracht. Für unsre Sorgen ist schon gesorgt. — Ziehet eure Aufmerksamkeit von den Gefilden der Natur nach einigen lehrreichen Auftritten der evangelischen Geschichte zurück. Als ein guter Mensch

in Kapernaum sich in seinen Schmerzen wand, und in einer langen leidensvollen Krankheit jammerte, gieng schon ein noch besserer vom Berge herab, um ihn nach wenigen Stunden durch ein Wort zu heilen. Schon acht Jahre lang stöhnte zu Bethesda ein Kranker hülflos und vergessen, und verzweifelte vielleicht an Menschen und Gott, in der nämlichen Stunde, als der geboren wurde, der ihm noch nach langen dreißig Jahren sagen mußte: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim. Und zum umgekehrten Fall ein Belege. Gutmüthig freute sich die Mutter zweier Söhne ihres Traumes, daß ihre Kinder an den Schicksalen Jesu vor allen seinen Jüngern den nächsten und unmittelbarsten Antheil nehmen könnten. Sie sollen trinken, sprach er, von dem Kelch, der mir bereitet ist, und getauft werden, mit der Taufe, da ich mit getauft werde. Aber schon war der bittere Kelch gefüllt, und die blutige Todestaufe beschlossen, durch welche sich des Menschen Sohn zu seinen Erlösers-Freuden weihen mußte.

Wir Menschenkinder sehen nur mit zweifelhafter Wahrscheinlichkeit in die Begebenheiten des folgenden Tages hinüber, rathen ungewiß auf den dritten, spüren vergeblich den Entwicklungen der folgenden nach, und müssen es erwarten von einem Tag zum andern, was jeder für eine eigene Plage, und für eine eigene Freude habe. Wenn wir daraus so gerne und so natürlich den Schluß machen, daß unser Lebensglück von Zufall und Ungewißheit, von tausend nicht zu berechnenden Umständen und Zusammentreffungen abhänge, wenn wir oft unser Herz so gutwillig den

gämlichen Wirkungen dieses Schlusses überlassen, — die Sorge des folgenden Tages drückt uns jedesmal schwerer als die Last des gegenwärtigen, das Ungewisse treibt ängstlicher umher als das Gewisse, und keine harte Wendung unserer Tage peiniget so empfindlich, als der Gedanke an ihre noch unbekannten Folgen. — Aber wenn wir denn so gerne und so natürlich den Schluß machen, daß das, was wir nicht sehen, ungewiß, zufällig, den Launen der Zukunft überlassen sey, so wollen wir wenigstens gerecht seyn. Gott sah alles, ehe es kam, darum sind unsre Schicksale bedächtig angelegt, schon ins Reine gebracht und entschieden: in diesen Sätzen wollen wir wenigstens unsere eigene Art zu schließen wieder anerkennen, und in dem Gedanken, daß Güte und Erbarmung seine Rathschlüsse gebiert, und Weisheit sie ausführt, uns beruhigen. Die Zukunft, wie sie vor seinen Augen offen liegt, kommt so gewiß, als die Vergangenheit da war. Ob sie uns Leiden oder Freuden, dem Kranken Genesung oder Tod bringen werde, welcher von uns allen, die wir hier leben und hoffen, zunächst an den Pforten der Ewigkeit stehe, und welcher von uns allein unter einer fremden noch nicht geborenen Nachwelt übrig bleiben, und am letzten nach allen seinen Lebensgenossen in die Ewigkeit nachfolgen werde, wir sinnen ihm vergeblich nach, aber von Gott sind alle Tage in ein offenes Buch geschrieben, die noch werden sollen. Ob eure Freunde, eure Lieben, eure Eltern und Kinder, ferne von euch lächeln oder weinen in diesem Augenblick, ob ihr sie wieder sehen werdet oder nicht, — ihr könnt das Angenehmere nur hoffen, aber euer Vater kennet sie; sie sitzen oder stehen auf, so weiß er es, und hält seine Hand über sie.

Diesen trostreichen Glauben laßt uns fest halten, und für den großen und wichtigen Theil unsers Schicksals, der so gar nicht von unsern Wünschen abhängt, so ganz in dem Schoße einer räthselhaften Zukunft eingehüllet liegt, die Gewährleistung eines glücklichen Ausgangs an der Allgegenwart und Allwissenheit, an der Allmacht und Güte des Schöpfers ergreifen. Oft wenn wirs am wenigsten vermuthen, ist für unser Bitten schon Erhörung, für unser Mißtrauen schon Beschämung, aber auch Demüthigung für Uebermuth und Warnung für Sicherheit auf dem Wege. Und gegen Klage und Tadel über Gottes geheimnißvolle Regierung bereitet sich in dem, was wir so betroffen anstaunen, die Rechtfertigung seiner Mittel durch die Erreichung seiner Absicht, und die Rechtfertigung seiner Absichten durch unerwartete Auflösung aller Verwirrungen, und durch glückliche Vollendung unserer Bestimmung.

Laßt uns aber auch hier froh und dankbar in die wohlthätigen Absichten des Schöpfers mitwirken, durch Aufmerksamkeit, Sorgfalt und frommen Sinn ihren glücklichen Gang befördern. Eigensinn, Sicherheit und Vermessenheit zerreißt die zarten Fäden, einen nach dem andern, woran der gute Menschenvater uns zum freudigen Gefühl eines glücklichen Daseyns leiten wollte. Der letzte bricht, und ein verlorenes Erdenkind irret in ein Elend hinaus, wohin es sein Schöpfer nicht führen wollte.

Gott ist allgegenwärtig und allwissend. Laßt uns die alten Zeugen dieser Wahrheit am Himmel und auf Erden achtsamer bemerken und fester um-

fassen, wenn Menschen, die gestern kamen, und morgen nicht mehr sind, es darauf anzulegen scheinen, unsern Glauben an Gott und Vorsehung zu erschweren, wenn Kleinmuth und Ungeduld den Schöpfer in seiner Welt, den Arm seiner Allmacht und den weisen Grundsatz seiner Regierung in den Begebenheiten ihrer Tage nicht mehr anerkennen. Nein, so lange sich die Bahn der himmlischen Gestirne nicht zerstörend verwickelt, so lange Keime der Erde entsprossen und Blüthen unserm Auge schmeicheln, und Früchte unserm Genusse entgegenreifen, so lange in unserer Brust Wärme und Leben strömt, und alle Pulse der Natur mit dem Lobgesang der Morgensterne so rein und volltönig zusammenstimmen: Gott ist und herrscht unveränderlich und ewig, so lange soll das Räthsel eines Augenblicks, und der Ruf der Hölle: wo ist nun ihr Gott? unsern Glauben nicht irre machen. Gott ist nahe: diesen Trost laßt uns der ungewissen Zukunft, jeder drohenden Gefahr, der bittersten Prüfungsstunde des Lebens, dem Grabe und der Ewigkeit in einer männlichen ruhiger Brust entgegen tragen. Amen.

Predigt

am Sonntage Septuagesimä 1792

über Matth. 20, 1 — 16.

Erhabener und gütiger Gott, du wohnest in heiliger Höhe, und hörest die Lobgesänge der Engel, die deinen Namen preisen; aber auch das Stammeln deiner Kinder hier unten im Staube, die Opfer unsers Danks, unsrer Gelübde und unsers Gehorsams sind dir angenehm. Und ob du schon, allervollkommenstes Wesen, unsrer Verehrung nicht bedarfst, und wir Ohnmächtige dir keine Seligkeit geben noch zurückhalten können, so segnest du doch jeden guten Gedanken an dich mit frohen Empfindungen, das fromme Gebet mit gnädiger Erhörung, und die gute That mit Beifall und großer Belohnung. Möge denn auch dein guter, wohlgefälliger vollkommener Wille stets unsre Richtschnur seyn! Möge unser ganzes Leben dir dem Vater des Lebens durch Gottseligkeit geheiliget, und deine Verehrung unsre höchste Wonne und Glückseligkeit werden! —

Herr, wir wallen dir und deiner Ewigkeit entgegen, wo wir in einer noch würdigern Verehrung deines Namens noch seliger werden sollen. Führe uns den Weg, den wir wandeln sollen; du bist unser Gott, dein guter Geist leite uns auf ebener Bahn. V. U.

Matth. 20, 1 — 16.

Ein Hausvater geht zu verschiedenen Zeiten des Tages, selbst noch in den Stunden des schon herandämmernden Abends auf den Markt, um Arbeiter wo er deren müssig stehen sah, in seinen Weinberg zu miethen. Ein Betragen, das sich noch erklären ließe, wenn der Arbeit viel, jeder längere Aufschub nachtheilig, und an müssigen Leuten ein Mangel gewesen wäre. Aber in der zwölften, das heißt, in der letzten Stunde des Tags, wenn er seine Arbeiter zusammenruft, und jedem von den letzten an, die kaum eine Stunde arbeiteten, bis zu den ersten, die des ganzen Tages Last und Hitze getragen hatten, ohne Unterschied gleichen Lohn austheilt, so war es kaum zu verwundern, wenn sein Betragen Jedermann, und besonders einem Theil der Arbeiter selbst räthselhaft und ganz unerklärbar schien. Und doch handelt auch der große gemeine Hausvater alles dessen, was unter der Sonne gedeiht und lebt, der weise und gerechte, in dem Gang seiner Rathschlüsse und Verhängnisse, in manchem Betracht auf die nämliche Weise. Denn wenn das Lebensalter eines Menschen ein Tag der Arbeit in dem Weinberge des Herrn, wenn die Stunde des Todes das Zeichen ist, das dem müden Arbeiter Endigung des Geschäfts und Ruhe ankündiget, wenn die Ewigkeit für Treue und Arbeit die Belohnungen reicht, — so ist es gewisser-

maßen einerlei, ob er Menschen, die zu gleichem Zwecke zur nämlichen hohen Glückseligkeit geschaffen sind, in ungleichen Zeiten zu der Arbeit ruft, oder ob er sie in so ganz verschiedenen Stunden, den einen früher, den andern später, zur Rechenschaft und Vergeltung wieder abfordert. Und wie oft, wie täglich haben wir die Gelegenheit zu bemerken, wie er hier einem schon um die sechste, da einem um die neunte Stunde, dort einem andern erst wenn er des Tages Last und Hitze ausgeduldet hat, die Feierstunde ankündiget! Wie oft fragt unser erstaunter Sinn: warum mußte dieser Jüngling in der Blüthe seiner Jahre wieder sterben, und mit ihm so manche unentwickelte Fähigkeit begraben werden? Warum ward jener als Mann in der Hälfte seiner Tage dahin gerafft, und warum verirrt sich dort der müde und lebenssatte Greis gleichsam über die Grenze seines Daseyns hinaus und kann nicht sterben? Wenn auf alle gleicher Lohn im Himmel wartet, warum machte es die Vorsehung jenem so leicht, diesem so schwer ihn zu erringen? Oder wenn jedem nach dem Verhältniß dessen, was er gethan hat, soll gelohnet werden, warum gönnte sie diesem so viele, jenem so kurze Zeit, den Samen guter Thaten auszuwerfen, sich Schätze zu sammeln im Himmel?

Und gleichwohl sind auch hierin Gottes Wege gerecht, weise und gut, dem, der sie mit frommem Sinn und Vertrauen wandelt, und das Ziel, das er ergreifen soll, nicht aus den Augen verliert. Wir werden mit euch von der ungleichen Dauer des Lebens einzelner Menschen, so reden, daß wir

1) die Gerechtigkeit, Weisheit und Güte Gottes darin begreiflich zu machen suchen, und

2) heilsame Regeln für unser Verhalten daraus herleiten.

Sind die Lebensstunden wenige oder viele und des Lebens Freude in größerm oder geringerm Maße, Wohlthat aus der Hand des Schöpfers, so ist jede solche Wohlthat des Dankes und freudigen Genusses aus dem innersten Gefühl dessen, dem er sie gönnte, werth. Die Erfahrung, daß Andere dieselben länger und reichlicher genießen, berechtigt zu keiner Unzufriedenheit und Klage, und benimmt ihr nichts von dem Werth, den sie haben würde, wenn Keiner glücklicher wäre. Mit welchem Schein sollten wir den Ewigen tadeln können, daß er dem nicht alles gab, dem er nichts schuldig war! Der ist ungerecht, der einem Einzigen nicht gönnt, was er ihm schuldig ist, — aber der ist mehr als gerecht, er ist überschwenglich unbegreiflich gut, und der freudigsten Verehrung würdig, der unzählig Vielen, zwar in den ungleichsten Maßen, Leben und Freude zutheilt, aber auch dem Letzten, der am wenigsten empfieng, doch noch mehr gab, als er fordern konnte. — Wie kurz und hinreichend könnten wir also jeden Tadel und Zweifel über die Rathschlüsse der Vorsehung mit der Rechtfertigung des Hausvaters aus unserm Evangelium beantworten: Mein Freund ich thue dir nicht unrecht.

Doch alle Verhängnisse des Ewigen sind zu weise und zu gut, als daß sie dieser Abfertigung bedürften. Die ungleiche Lebensdauer der Sterblichen

hat nicht in einer zufälligen, zwecklosen, stets abwechselnden Willkühr des Schöpfers, sondern meistens in der natürlichen Einrichtung aller Dinge, die er so schön, so stet, so übereinstimmend und vollkommen miteinander verband, ihren natürlichen Grund, in dem Grad von Stärke und Dauerhaftigkeit, die die Natur seinem Körper geben konnte, in der Mischung seines Bluts, in der Luft, die er athmet, in der Nahrung, die er genießet, in hundert andern natürlichen, oft klein scheinenden, oft nicht bemerkten Umständen, in der ungleichen Sorgfalt, mit der der Mensch, ein freies Geschöpf, das edelste Geschenk des Schöpfers selber bewahrt. Gott hätte jeden Menschen mit gleicher Beschaffenheit des Körpers und Geistes von seiner Geburt an ausrüsten, er hätte in jeder Brust eine gleiche Mischung von Temperamenten veranstalten, er hätte alles was auf Gesundheit und Leben Einfluß haben kann, für jeden gleich bestimmen müssen; oder er müßte der Wirkung jedes Zufalls, der diese traurige Einförmigkeit für immer stören würde, jedesmal durch unmittelbare Dazwischenkunft zuvorkommen, das heißt, er müßte durch unaufhörliche Wunder die heiligen Gesetze der Natur, und den schönsten Schmuck des Menschen, die Freiheit zernichten, wenn er uns keinen Anlaß zu jenen Fragen über den Gang seiner Verhältnisse übrig lassen wollte.

Aber diese Bemerkung müsse uns nicht betrüben, diese unabänderliche Ordnung ist darum keine harte, grausame Ordnung. Sie ist Wohlthat; Wohlthat für das Ganze. — Wenn auch wir Kurzsichtige dem Allweisen eine andere Einrichtung

der Dinge für eine gleichmäßige Dauer der menschlichen Lebenszeiten vorschlagen könnten, so wären wir doch wenigstens keineswegs berechtigt, auf eine größere Ausdehnung der Lebenssummen im Ganzen, sondern höchstens auf eine gleichförmigere Austheilung anzutragen. Wir würden alle Lebensfristen der Sterblichen gegeneinander berechnen und vergleichen, und uns nach allem Recht und Billigkeit mit dem Theil, der jeden träfe, das heißt, mit dem mittlern begnügen müssen. Und so würden unsre Tage von der schönen langen Reihe, die wir mit frohen getrosten Hoffnungen bis ans ferne Grab hin voraussehen, auf weniger als die Hälfte herabschwinden. Und nun frage ich kühn jeden, der die Frage beherzigen mag: wollen wir, wenn uns das Leben werth ist, lieber auf der blumenvollen Bahn, wenn auch ihr Ende sich in der Ferne vor unserm Blick verliert, mit Hoffnung und Vertrauen fortwandeln, oder den gewissen nahen Abgrund, der sie auf einmal abschneidet, von dem ersten Schritt an, stets und immer näher, und immer furchtbarer vor unsern Augen sehen? Wollen wir es lieber für möglich halten, daß wir um die dritte Stunde des Tages sterben können, oder für gewiß, daß wir um die sechste sterben müssen? Doch rücket das Lebensziel so weit hinaus, als ihr wollet, das Maß der Laufbahn derer, die vor uns dahin fielen, könnte uns keinen Augenblick im Zweifel lassen, wo die unsrige sich schließen würde, und diese traurige Gewißheit müßte alle schreckliche Folgen, welche die Kenntniß zukünftiger Schicksale überhaupt haben würde, desto furchtbarer nach sich ziehen, je bedeutender das letzte, der Tod, — von allen Schicksalen des Lebens ist. Der

Jüngling, vor dem entscheidenden Augenblick noch lange gesichert, würde noch häufiger als jetzt in verkehrtem irdischen Sinne dahinwandeln, und das Wichtigste, das Nöthigste, die Heiligung seines Herzens, die treue Ausübung seiner Pflichten — das Geschäft des ganzen Lebens auf den kleinsten traurigsten Theil desselben verschieben. Der Mann würde alle Schrecken des Todes, welche die Natur jetzt wohlthätig in einen Augenblick zusammenpreßt, der oft vorbei ist, eh' er empfunden wird, Jahre lang fühlen, und todt seyn, eh' er stürbe. Der Glückliche jedes Alters würde seine Freuden kaum halb empfinden, wenn er sein Ende schon so nahe sähe, und der Leidende seine Schmerzen zwiefach fühlen, wenn ihm die Stunde der Auflösung noch so ferne dämmerte. Der Träge würde schon in den besten Jahren seine Kräfte der Welt entziehen, und in Unthätigkeit entschlummern, wenn er berechnen könnte, daß er, um seine Zeit noch fortzuleben, nicht mehr zu arbeiten nöthig hätte. Der leichtsinnige Wollüstling würde schwelgen und verschwenden, um seine Rechnung und sein Leben mit einander zu schließen Furcht und Sicherheit, zwei Plagen, die sich jetzt in schöne, wohlthätige Tugenden — Wachsamkeit und Hoffnung zusammenmischen, würden einzeln das Glück der Menschen untergraben. Die schöne Erde, reich an Kraft und Leben und Freude, würde in dieser Ecke ein trauriges Leichenhaus, in der andern ein lärmender Tummelplatz der Sichern und Trunkenen seyn. Ist es schön und wahr, was Salomo von Glück und Unglück sagt: Am guten Tage sey frohen Muthes und wisse, auch der böse ist gut, denn Gott schuf diesen neben jenem, daß

der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist, — so ist es hier noch viel wahrer und einleuchtender: Gott reißt den Greisen von dem Jüngling weg — und den Jüngling von der Seite des Greisen, daß der Mensch zu seinem Glück nicht wissen soll, was zukünftig sey.

Und diese Wohlthat für die Menschheit im allgemeinen ist auch Wohlthat für jeden Einzelnen, den es trifft, um die dritte Stunde den Weinberg zu verlassen, oder des Tages Last und Hitze zu tragen. Der Ewige, der Allweise, Allgütige, Alles Ueberschauende, dem es für keinen Zweck an Mitteln fehlt, in dessen Händen jedes Mittel wohlthätiger Endzweck, und jeder Endzweck Mittel zu neuen Wohlthaten ist, sicherlich hat er die Gesetze der Natur, die Ordnung und Verkettung der Dinge nicht so obenhin entworfen, daß das Beste Aller, nicht auch das Beste jedes Einzelnen wäre. Sicherlich entgieng seiner Weisheit die Wahrheit nicht, die unserm schwachen Verstand so einleuchtend ist, daß allgemeines Wohl auf dem sichersten einzigen, Gottes würdigsten Wege befördert wird, wenn ers mit jedem Einzelnen wohl machet. — Gottes Wege sind oft vor uns 'in Dunkel verhüllt, aber allemal sind seine Rathschlüsse besser als unsre Wünsche. — Genug, daß der Jüngling auf der Bahre wenigstens hier nichts verliert, was er dort nicht in reichlichem vergeltendem Maße anträfe, und der Greis am wankenden Stabe kommt zu keinen Freuden im bessern Leben zu spät. Wie Christus zu Nazareth und Jerusalem, so ist er hier und dort in dem was seines Vaters ist. Wir dürfen uns nur die Kluft

zwischen diesem und jenem Leben nicht zu groß und den Uebergang nicht so unnatürlich denken. Der Mensch, der einmal das Leben empfangen hat, ist hier wie dort unsterblich. Gerade wo er zu sterben scheint, fließt das zeitliche und ewige Leben in eins zusammen. Was er hier oder dort Gutes genießet, ist ein Theil der Glückseligkeit, zu deren Genuß er ins Leben tritt. Wo er hier aufhörte, wird er dort wieder anfangen, und dort wie hier wachsen, und durch jedes gute Geschäft seine Kräfte zu einem noch bessern üben, durch jede reine Freude seinen Sinn zum Genuß einer noch reinern fähig machen und veredlen. Hier und dort ists gut. Aber welches ist für jeden das beste? — Das, was für jeden Gott wählt.

Sind die Verhängnisse des Ewigen auf diese Art gerecht, weise und gut, so lasset auch uns, christliche Zuhörer, die Umstände, in welche er uns versetzte, weise benützen, und aus den Gesetzen des Schicksals, denen er uns unterworfen hat, Wohlthaten für uns gewinnen.

Laßt uns das Ende des Lebens nie vergessen, um den Weg des Lebens nie zu verfehlen. Wir sind da, um in dem Geschäfte des Herrn, jeder auf seinem Platz und nach seinen Kräften, mit Treue und Unverdroßenheit zu arbeiten, bis er uns abruft, um unser Tagewerk zu prüfen, und uns den Lohn zu ertheilen. Die Hinsicht auf die bevorstehende Stunde der Ablösung, Tod heisset sie, müsse diesen Eifer und Muth weise, heilig, nützlich zu leben, oft von neuem anfachen, unterhalten und verstärken. Nur

dann

dann haben wir auf der Welt glücklich gelebt, wenn wir sie glücklich verlassen können. — Wahrlich der Tod ist nicht etwa mit einem andern unangenehmen unvermeidlichen Zufall von der Art zu vergleichen, daß es Weisheit wäre, ihn so lange aus dem Sinne zu schlagen, bis wir seiner gedenken müßten, daß wir, wenn er nahe genug wäre, uns auch noch geschwind genug auf seinen Empfang vorbereiten könnten. — Der Tod, daß ich es sage, ist Zweck des Lebens, wenn er anders Uebergang zur Vollkommenheit und Seligkeit seyn soll. — Wir leben weil wir sterben sollen, wenn wir anders nicht ohne Absicht, ohne Zweck, ganz ohne Bestimmung leben.

Laßt uns daher an der Vollendung des Geschäftes unsers Lebens, der Heiligung, Tugend und Menschenliebe, eben um deswillen desto eifriger und ungesäumter arbeiten, weil der weise und göttliche Hausvater uns nicht wissen läßt, wie viel Zeit wir noch zur Vollendung übrig haben, — ob wir morgen noch werden thun können, was wir heute nicht gethan haben. Es gibt Fälle, deren Folgen so wichtig sind, daß ihre bloße Möglichkeit auf die Entschließungen und das Betragen eines Vernünftigen die nämliche Wirkung haben muß, als ihre völlige Gewißheit. Und was ist möglicher an uns, als das, was wir täglich an Andern geschehen sehen? Was ist wichtiger als eine Handlung, deren Unterlassung oder Vollendung unserm Glück für alle Ewigkeit einen Abbruch oder Zuwachs gibt, — vielleicht unser Glück oder Unglück entscheidet? Wissen wir also noch einen Fehler an uns zu verbessern, noch eine Ungerechtigkeit gut zu machen, noch einem Beleidigten unsere Reue

zu bezeugen, noch eine Wohlthat zu vergelten, noch einen Traurigen zu trösten, einen Hungrigen zu sättigen, einen Irrenden auf die gute Bahn zurückzuführen, einem Bethörten die Augen zu öffnen, verborgene Verdienste ans Licht zu ziehen, gekränkte Unschuld zu retten, ein gutes Beispiel zu geben, — laßt es uns heute, im zweifelhaften Fall — am letzten Tag unsers Lebens, thun. — Sehen wir die Sonne noch einmal aufgehen, und noch einmal ihren Lauf vollenden, so haben wir nichts verloren, und vieles gewonnen; der morgende und jeder folgende Tag wird uns wieder eine schöne Laufbahn eröffnen, er wird uns noch genug, er wird uns wieder Unvollkommenheiten entdecken, von denen wir uns reinigen können, er wird uns noch Hülfsbedürftige, Schwache, Leidende zuführen, die auf unsre Hülfe warten; er wird uns wieder Gelegenheit anbieten, Gott den Vollkommenen besser kennen zu lernen, ihn inniger zu lieben und zu verehren, uns fester an ihn anzuschließen. Auch in dieser Absicht ist die Erndte groß und der Arbeiter nicht so viele, daß einer am Markte müßig stehen dürfte.

In dieser Verfassung laßt uns alsdann ruhig erwarten, ob uns der Ewige früh oder spät abrufen werde. Schlägt die Stunde bald, — die Trennung von dem, was uns lieb war, die Zernichtung so mancher lange genährten Hoffnung müsse uns nicht trostlos machen. Schlägt sie spät, — die Last und Hitze die wir noch zu tragen haben, müsse keine Ungeduld und Klage in unserm Herzen erwecken. Der gütige Vater mißgönnt uns keine geringere Freude, als um uns eine größere dafür zu geben. Er legt uns kein

so schweres Leiden auf, als um uns mit einem noch schwereren verschonen zu können.

Und mit gleichem Vertrauen laßt uns auch noch die Wege der Vorsehung in dem Schicksale deren verehren, die an unserer Seite leben und sterben, so dunkel und unbegreiflich sie auch unserm Blicke scheinen mögen. Befremdet es uns doch nicht, wenn der Gärtner verschiedene Pflanzen zu verschiedenen Zeiten aus einem Pflanzenbeet in das andere versetzt, wenn er die eine früher, die andere später vor dem herannahenden Winter in Sicherheit bringt, wenn er diese Blume bis an den späten Abend der Luft aussetzt, und jene nur einige Stunden am freundlichen Strahl der Sonne sich erquicken läßt; — wir trauen ihm zu, daß er die Natur jeder Pflanze kenne, nichts ohne Ursache thue, sich von Erfahrungen leiten lasse. Mit wie viel gerechterem Zutrauen und größerer Ruhe dürfen wir dem zusehen, was der allwissende, allweise und gütige Hausvater in seinem Pflanzgarten für die Ewigkeit thut!

Laßt uns zur Befestigung aller dieser Entschließungen und Gesinnungen mit einem belehrenden und trostreichen Blicke auf das Vorbild jeder Vollkommenheit auf Jesum Christum schließen. Er trat in Menschengestalt auf die Erde, um ein großes Werk zu vollenden; und sein Grundsatz war: ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist. Er kam, um des schwülsten Tages Last und Hitze zu tragen, und sein Grundsatz hieß: nicht wie ich will, sondern Vater wie du willst. Amen.

Predigt

am Sonntage Oculi 1795

über Ephes. 5, 1 — 9.

Weiser Vater, auch das gehört zu unserer Erziehung auf Erden und zur Uebung unserer Kräfte für himmlische Zwecke, daß wir oft mit unserm Verstande und oft mit unserm Herzen unter dem Einflusse fremden Beispieles und Zuredens stehen. Du hast unserm Geiste die höchste Erleuchtung und die muthigste Belebung, unserm Herzen die wärmsten frohesten Gefühle gegönnt, und heilige Bande geknüpft, als du uns fähig machtest unsre Weisheit, unsre Hoffnungen, unsern Glauben einander mitzutheilen, und wohlthätige Erfahrungen, woran die Menschheit Jahrtausende gesammelt hat, zu bewahren. Wir wollen nicht unthätig klagen, daß durch diese wohlthätige Anlage unserer Natur auch eine Lücke für den Irrthum zu unserm Verstand, und ein Weg für die Verführung zu unserm Herzen

offen blieb. Aber laß uns wachen für unsre Unschuld und für unsre Seelenruhe. Laß uns aus allen Meinungen der Menschen prüfen, was da sey dein guter wohlgefälliger und vollkommener Gotteswille. Lehre uns den Irrthum auch unter dem verdachtlosesten Schein der Wahrheit, die Heuchelmiene der Verführung auch unter dem mißbrauchten Schein der Freundschaft erkennen und meiden. Lehre uns thun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist unser Gott; dein guter Geist führe uns auf ebener Bahn. V. U.

Ephes. 5, 1 — 9.

Seyd Gottes Nachfolger als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe, gleich wie Christus uns geliebet hat. Mit diesen Ermunterungen geht der Apostel in unserm Texte von den Ermahnungen zur allgemeinen brüderlichen, wohlthätigen Menschenpflicht, auf einige Warnungen vor den herrschenden Gewohnheiten und Sünden in der Stadt der Epheser, und auf das pflichtmäßige Verhalten in den besondern Verhältnissen des häuslichen Lebens über. Welche wohlgemeinte Warnungen vor Irrsal und Sünden und Elend, — und welche Ermahnung zu irgend einer Gesinnung oder Pflicht, die Gott gefällt, unsre Natur veredelt, und unser Glück erhöht, ließe sich nicht an jene schönen, das Herz erhebenden Aufforderungen anknüpfen: Seyd Gottes Nachfolger als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe, gleich wie Christus uns geliebet hat, — an sie, die alles umfassen, was die

freieste Vernunft dem Menschen zum Gesetz, und das edelste Gefühl zum Bedürfniß, und die reinste Religion zur Bedingung ewiger Freuden machen kann, — an sie, die auch mit der schwersten Pflicht die wirksamsten Ermunterungen und belebenden Segen in das Herz führen, jede Verläugnung des irdischen Sinnes und jede fromme That zu dem Werth eines kindlichen Gehorsams gegen unsern höchsten Vater, und einer dankbaren Liebe gegen unsern besten Wohlthäter Jesum erhöhen!

Wir heben von den gedrängten Warnungen und Ermahnungen unsers Textes eine aus. Wäre sie, so wie sie es verdient, angehört, zu Herzen genommen und befolgt worden, manches giftige Unkraut, das unter den Menschen umherkriecht, und seine Ranken oft um die unschuldigsten Herzen schlingt, wäre in dem kalten feuchten Boden wieder erstorben, in welchem es entstand; manche trostleere Stunde würde da und dort weniger durchseufzt, manche in Leichtsinn und Frevel verlebte weniger bereut; jene wohlthätigen Stützen, an denen die schwache Menschheit sich anlehnt, jene ehrwürdigen Stützen, auf denen Jahrtausende lang das Glück der Menschheit ruhte, wankten nicht; der sorgliche Menschenfreund schaute nicht mit trübem ahndendem Blick und mit bangem Herzen in die Zukunft hinaus. — Lasset euch, sagt Paulus, Niemand verführen mit vergeblichen Worten, denn durch solche kommt Unglück. Wir reden, durch diese Worte veranlaßt, von der Verwahrung unsers Glaubens, unsrer Grundsätze und Ge-

fühle gegen Wirkungen leichtsinniger und verführender Worte. Wir werden

1) davon reden, wie nöthig und wichtig diese Verwahrung sey, und

2) einige Anleitung und Ermahnung dazu mittheilen.

Unser Vater!
Laß uns wachen, gib uns Kraft,
Daß wir stets auf deinen Wegen
Heilig und gewissenhaft,
Und im Glauben wandeln mögen.
Du kannst uns die Kraft verleihn,
Treu bis in den Tod zu seyn.

Höre uns, denn wir sind dein,
Theuer Dir o Gott erkaufet,
Sind auf dich, um dein zu seyn,
Vater, Sohn und Geist getaufet.
Ewig, ewig laß uns dein,
Laß uns ewig selig seyn. Amen.

So lange nach der Bemerkung des größten Menschenkenners Jesu Christi und dem Gesetz unsrer geistigen Natur die Fülle und die Ueberwallungen der Gefühle, Wünsche, Neigungen und Grundsätze des Herzens, durch Sprache sich ergießen und ankündigen, wird in den Bekenntnissen und Urtheilen der Menschen die wichtige Verschiedenheit herrschen, die ihre Gesinnungen von einander entfernt, und ihre Thaten gegen einander auszeichnet, und wir werden mit der nämlichen Sorgfalt uns hüten müssen, jene ohne Prüfung anzunehmen, als diese ohne Wahl nachzuahmen.

Die Menschheit faßt auch wohl in ihren klei-

nern Abtheilungen Glieder von der grösten Verschiedenheit und vielseitigem Widerspruche zusammen: Weise und Thoren; — Bedächtige und Immerfertige zu That und Sprache; — die durch Grundsätze und Erfahrung, und die ohne Wage und Maßstab durch den Aussenschein der Dinge und durch den Eindruck des Augenblicks in ihren Urtheilen sich leiten lassen; — die, von tiefen Gefühlen der Ehrfurcht durchdrungen, Gott und den Vater Jesu Christi anbeten, und in der Religion Nahrung für edlen Sinn, Ermunterung und Segen zur Tugend, süße Herzensfreude und milden Trost gegen alle Bedrängnisse finden, und andere, die fern von diesem Heiligthum den Frieden ihres Herzens suchen; — solche, die ein edles Gefühl in einem freien und guten Herzen bewahren, und andere, welche die edlern Gefühle des Herzens unter den lebhaftern der Sinnlichkeit mißhandeln und tödten; — friedliche Menschenfreunde, die gerne sich da in den Zusammenhang der Dinge fügen, wo die Vorsehung sie eingerückt hat, und Unzufriedene, die der leisen Berührung der Verhältnisse als einem ungebührlichen Druck ihre Kraft entgegenstemmen; — großherzige Menschenfreunde, die ihre Zeit, ihren Vortheil, ihre Kraft und ihr Leben dem Wohl ihrer Brüder zum Opfer bereit halten, und Engherzige, die nur sich in dem Mittelpunkte der Schöpfung sehen, und für fremde Freuden oder Seufzer gar wenig Empfindung haben.

Und überall wird aus Absicht und ohne Absicht, bei jeder herbeigezogenen Gelegenheit oder in einem unbewachten Augenblick, die Bemerkung bestätigt, daß dessen der Mund übergehe, wessen das Herz

voll ist, und die Sprache nicht geben könne, was das Herz nicht hat.

So Mancher wuchert mit seinen Grundsätzen oder Gefühlen, mit seiner Wahrheit oder seinem Irrthum, durch Bekenntniß und Urtheil, durch Zureden oder Abmahnen, durch Schmeicheln oder Drohen, durch Billigung oder Tadel, durch Wunsch oder Klage, durch Witz und Scherz und Spott, zum Fluch oder Segen um sich her.

Nicht Jeder ist schon entschieden, das was er werden kann, noch viel weniger, das was er werden, noch weniger, das was er in jedem Augenblick, an jedem Tage seyn sollte.

Lasset es uns nicht läugnen, es gehört eine große Seele und seltene Stärke des Geistes dazu, sich selber genug, unabhängig von andrer Meinung, sich Lehrer, Freund, Wegweiser, Rathgeber und Gesetz zu seyn, — und es setzt genaue Prüfung oder seltenes Glück voraus, wo wir fremder Aufmunterung, fremden Rathes und Urtheils bedürfen, dem sichersten und besten zu folgen. Und laßt es uns nicht bergen, es liegt etwas in dem menschlichen Herzen, wodurch sich Leichtsinn schneller als Besonnenheit, das gefällige Uebel leichter, schneller und sicherer als die ernste Weisheit und Tugend mittheilet, wie das rankende Unkraut einen Acker ohne Pflanzung und Pflege schnell überspinnt, wenn der Pflanzer nur durch Arbeit und Mühe, und lange Geduld, die Saat, die ihn nähren und belohnen soll, zur Reife bringt. So nöthig ist auch für den Festern und Ge-

übteren die Warnung des Apostels: Lasset euch nicht verführen durch vergebliche Reden.

Tausende, zu eigener Prüfung und Entschließung ungeneigt oder ungewöhnt oder ungeschickt, unterwerfen sich, ach zu oft ohne Noth und eben so oft ohne Wahl, einer fremden Vormundschaft und Leitung, und hängen mit ihren Gefühlen, mit ihrem Glauben, mit ihren Entschließungen, mit der ganzen Ruhe ihres Lebens von der Einsprache deren ab, mit welchen sie der Zufall am nächsten und am öftersten zusammenführt.

Wunderts euch, wenn dann ein Armer unter dem Einfluß fremden Leichtsinnes, oft fremder Absichten, von Thorheit zu Thorheit, von Sünde zu Sünde übergeht? Einsprache, Zureden und Verführung ach sie flößen so oft unbilliges Mißtrauen gegen die edelsten Menschen in das Herz, sie fachen so oft den schwachen Funken des Mißvergnügens zur Flamme der Feindschaft und des Unfriedens im Schooße der Freundschaft und der Familien an, umrauschen so oft das Ohr, daß es die freundliche Ansprache zur Versöhnung, daß es Rath und Belehrung nicht vernehmen kann, geben dem Besten oft den Schein des Schlimmen und der verderblichsten That den Anstrich unschuldiger Freude, führen durch Ueppigkeit zu Mangel, durch Noth zur Untreue, durch Ausschweifung zum Verderben. — Und armer verrathener Mensch, wenn unter dem Honig der Ueberredung das betäubende Gift des Aberglaubens oder das ätzende Gift des Unglaubens in deine Seele schleicht, wenn ihr Strom das Hochgefühl für Men-

schenwerth und Tugend und das warnende Gefühl vor Unsitte und Laster in deinem Herzen verschwemmt, wenn du zu dem fürchterlichen Schwefellicht hinangedrungen bist, welches das, was andern Menschen ehrwürdig, heilig und wohlthätig scheint, in den Schatten der Thorheit und des Vorurtheils zurückwirft, wenn Eckel vor der Alltagswelt, in der du leben mußt, deine verwöhnte Seele füllt, und du in Träumen, die nur ein trauriges Erwachen endigen kann, die Zwecke vergissest, zu welchen dich der Schöpfer weise und wohlmeinend in diese Verbindung der Dinge eingewebt hat, wenn Leidenschaften in deiner Seele aufgeschmeichelt, und aufgereizt, und aufgewühlt werden, die deiner Besinnung Flucht oder ewige Fehde ankündigen, wenn die Worte keinen Sinn und keinen Segen mehr für dich haben: Seyd Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe gleichwie Christus uns geliebet hat; — die Quelle der Freuden in deinem Herzen ist alsdann vertrocknet, die Sehnen deiner Kraft zu edeln Thaten sind abgeschnitten, deine Knie sind gelähmt, daß du nicht hinaufsteigen kannst die hohe Bahn zur Menschenwürde und zum freien Blick über Zeit und Grab in die Ewigkeit. Gott bewahre dich vor Leiden, du hast ihrem Kampf keine Stärke, ihren Schrecken keinen Trost mehr entgegen zu tragen. Aber du hast dir selbst so viele Leiden bereitet, hast dir einen bittern Kelch gefüllet, dessen keine Allmacht dich überheben wird. Gott befreie dich von deinen Fesseln und söhne dich mit der Wahrheit und Tugend aus, ehe deine Stunde kommt, eh' an deinem Grab die verachtete und verhöhnte Wahrheit sich bei deinem Geist

in ihre Rechte zurücksetzt, um dich vorzubereiten auf dein Gericht, — nicht tröstend dich durch das finstere Thal hinüber zu führen zum Licht und Leben und Frieden.

Traurig ist der Zustand eines der Verführung Preis gegebenen Menschen; bedenklich schon die ferne Annäherung an seine Gefahr. Laßt uns übergehen zu der Frage, wie wir unsern Glauben, unsre Grundsätze und Gefühle gegen die vergeblichen Werte der Verführung bewahren.

Schonet euer Herz und eure Gefühle, wo es seyn kann, vor der Gelegenheit oft zu sehen und zu hören, was nicht frommet. Trauet euch nicht mehr zu, als ihr vielleicht ertragen könnt. Setzet eure Kräfte auf keine unnöthige Probe. Es ist Natur, in seiner Art wohlthätige Natur unsers Geistes und Körpers, sich allmählig an manches gewöhnen zu können, und allmählig erträglich, vielleicht gut zu finden, was in den ersten Augenblicken unser Gefühl empfindlich verwundete. Aber auch das Wohlthätigste kann durch Unbehutsamkeit und falsche Anwendung zum Unsegen werden. Ein unverdorbenes Herz wird anfänglich, wird einmal vor unheiligem Urtheil und leichtfertigem Spott über die Majestät der Gottheit, über Religion und alles was noch im äußersten Schimmer ihres heiligen Glanzes liegt, über Sitte, Tugend, Ordnung und Würde des Menschen, zusammenschauern. O daß es diese Himmelswarnung verstehen möge! In dieser Stärke wird es vielleicht sie schon das zweitemal nimmer fühlen; es wird vielleicht bald die unwillkührlichen Regungen

seiner bessern Gefühle lästiger finden als den Stachel, der sie aufweckt, bald vielleicht auch dieser Regung nimmer fähig seyn, und am Ende lachen über seine verschwundene Gewissenhaftigkeit, während sein Schutzengel über seine Verirrungen weint. So sind schon oft gefühlvolle Menschen in kaltblütige Peiniger ihrer Brüder, oft fromme glaubige Beter in trostlose Zweifler verwandelt worden. Die zarte Pflanze Gottes verschießt in ein Dorngebüsch, das den Vorübergehenden blutig ritzt. O biete Niemand seinen Glauben, seine Gefühle, seinen Frieden, sein Herz so schnöde und verrätherisch feil!

Prüfet erst die Urtheile der Menschen, ehe ihr sie durch Beifall des Herzens zu den eurigen macht, ihr Zureden, eh' ihr es befolgt. Bringt es euch näher dem großen himmlischen Vorbilde, dessen Nachahmung euch Paulus in unserm Texte empfiehlt? Läßt es euch den trostvollen Gedanken: Gott ist mein Vater! und die Würde: ich sein geliebtes Kind, zur ewigen Beglückung durch Tugend in seinem Schooße gepflegt? Oder führt es euch in eine süßere, liebere, glücklichere Kindschaft ein, wenn es euch aus dieser hinwegreißen sollte? Erwärmt es euch zu einer Liebe gegen die Menschen, wie die ist, mit der Jesus Christus euch geliebet hat? Oder zündet es eine heiligere Flamme in euren Herzen an, wenn die erloschen ist, die der sanfte liebende Geist Jesu Christi in euch anfachte? Schauet zurück und um euch, ob es das ist, wobei Menschen froh im Leben, muthvoll im Leiden, ruhig und groß im Tode waren. Denket den Folgen nach, ob sie euern Frieden und eurer

Brüder Glück befördern werden. Fragt euch, ob das, was ihr meinet und wollet, gedeihlich wäre für viele, wenn viele es meinten und wollten. Würde es der Menschheit zum Fluche gereichen, o so ist es sicher-sich auch euer Segen nicht. Der alles regieret, und aller Menschen Vater ist, hat den Frieden des Einzelnen zu fest an den Frieden aller angeknüpft; und was ist das allgemeine Wohl, wenn es sich nicht aus der Liebe, aus dem Frieden, aus der Freude aller ungestört und ungetrübt zusammen bildet? —

Der Geist des Menschen ist zu dieser wichtigen Prüfung nicht immer reif, nicht immer stark, auch nicht immer ruhig und frei genug. Und doch wenn wir die Schranken unsrer Einsichten und die Unsicherheit unsrer Erfahrungen fühlen, wenn allzugroßes Unglück uns zum Zweifel an Gott oder allzugroßes Glück zur Sicherheit bereitet, wenn Leidenschaften mit der Vernunft in Berathschlagung treten, wenn wir zwischen unsern verschiedenen Pflichten wanken, wenn sich unsre Grundsätze und Gefühle theilen, wenn wir nur mit halbem Gewissen den Schritt zur Erfüllung unsrer Vorsätze thun, dann ist uns der Rath von Andern so nöthig, der fremde Erfahrungen zu unsrer Weisheit macht; dann ist nach Salomons Ausspruch: ein Freund lieblich um Raths willen der Seele, wie das Herz sich freuet der Salbe und Rauchwerks. Aber laßt dann nicht jedes Wort der Zurede in eure Seele gehen, wo es der Zufall euch herführt. Vertrauet nicht die Unmündigkeit des Geistes einem noch Unmündigern an. Haltet euch mit Offenherzigkeit und Zutrauen an

die, welche die Vorsehung in die engsten Verhältnisse der Liebe, der Zärtlichkeit, der Verwandtschaft und Freundschaft mit euch gesetzt hat, an diejenigen, deren Schicksal mit dem eurigen, deren Freude mit eurem Glücke, deren Ruhe mit eurer Rettung unzertrennlich verbunden ist; an die, welche Tage und Nächte für euch arbeiten und sorgen; an die, welche schon oft durch guten Rath ihre Weisheit bei euch und Andern bewährt haben, die sich schon durch viele Proben des Edelmuths und der Liebe den ehrwürdigen Namen eurer Freunde, eurer Rathgeber, eurer Lehrer, eurer Wohlthäter, eurer Väter, eurer Schutzengel erworben haben. Wo du Rath bedarfst, sagt Sirach, so suche ihn bei weisen Leuten, und besprich dich mit den Verständigen, und richte alle deine Sachen nach Gottes Wort; geselle dich zu frommen Leuten.

Machet euch aber auch in guten Stunden gegen Anfechtung und Gefahr stark. Bereichert euren Verstand mit heilsamen Erkenntnissen, erweitert eure Einsichten, befestiget euren Glauben und eure Ueberzeugungen, veredelt eure Gefühle, belebet eure Hoffnungen, stärket eure Kräfte durch Erinnerung an eigene und durch den Hinblick auf fremde Erfahrungen, durch Aufmerksamkeit auf die Natur und Welt, am meisten aber durch Bekanntschaft und Beschäftigung des Geistes mit den Belehrungen eurer wohlthätigen Religion. Macht ihre Wahrheit, ihre Kraft, ihren Segen und Trost durch Ausübung ihrer Vorschriften dem Herzen fühlbar und theuer. Seyd Gottes Nachfolger als die lieben

Kinder und wandelt in der Liebe gleichwie Jesus Christus euch geliebet hat. Betet oft und mit Andacht des Geistes zu Gott eurem Vater und dem Vater Jesu Christi, daß er eure Unschuld, euer Gewissen, euern Seelenfrieden bewahren und durch die Leitung seines guten Geistes zwischen den Krümmungen des irdischen Lebens auf dem guten Weg zum himmlischen Leben erhalten wolle. Keine irdische Weisheit und keine himmlische Religion bietet euch ein wirksameres Verwahrungsmittel gegen die Gefahren eurer Seele; die große, lichte, heilige Seele Jesu Christi kannte selbst kein besseres. Weihete und stärkte er sich nicht selbst durch nächtliches Gebet zu den Thaten und Leiden seiner Tage? Waffnet er nicht seine schwachen Jünger gegen das Herannähern der bedenklichsten Stunde mit der Ermahnung: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet? Betet er nicht selbst für seine Jünger, daß sein Glaube nicht aufhöre? — Durch diese Uebungen stärkt und bewahret eure Seelen. Verführung und List dringt nur in leere Falten des Herzens ein. Ein Herz, das des Glaubens, der Tugend der Hoffnung voll ist, ein Herz, das die heilige Flamme der Gottes- und Menschenliebe ausdehnt und bis in die letzten Fibern erwärmt, ist gegen die Wirkung vergeblicher Worte gesichert.

Lasset uns alle durch Nachfolge Gottes, und durch Liebe in dem Geiste Jesu Christi einer den andern zu immer reinerem Sinn, und in höherer Vollendung erwecken, unterstützen und stärken. Laßt uns, — ferne von dem Fehler, unsre Ueberzeugungen

und

und Grundsätze anzupreisen, auszupredigen, aufzudringen, — wo es Zeit und Noth ist, durch Ermahnung, Warnung und Rath, unsre schwächeren Brüder vor Irrthum, Vermessenheit und Elend bewahren, und durch ein frommes Leben zeigen, welch ein Glaube, und welcher Geist uns beherrsche, und durch Männlichkeit in der Stunde der Versuchung, durch Mäßigung im Glück, durch Geduld im Leiden, durch den Blick zum Himmel, wenn wir am Grabe stehen, den Triumph der Gottesfurcht und Tugend über den Spott des Unglaubens und die vergeblichen Worte der Verführung verherrlichen. Amen.

Predigt

am Sonntage Oculi 1796

über 2. Cor. 5, 19 — 21.

Als die Menschen in der Irre gingen, wie verlorne Schafe die keinen Hirten haben, Gott da sahest du herab auf unser Geschlecht, und sprachst: ich will nicht, daß Jemand verloren werde, und gabst uns deinen Sohn, daß er unsre Weisheit und unsre Gerechtigkeit, unsere Heiligung und Erlösung würde. Wir danken dir für diesen theuren Erretter; er hat uns durch seine Lehre deine Wahrheit, durch sein Leben das Bild eines vollkommenen dir wohlgefälligen Menschen, durch seinen Tod unsre Erlösung, und durch Auferstehung und Heimgang zu dir unsre Bestimmung kund gethan in lebendiger Kraft und That. Laß an keinem unter uns deine wohlthätigen Absichten verloren seyn. Laß alle, die es noch nicht glauben wollen, erkennen, daß Heil in ihm, und kein besserer Name den Menschen gegeben sey, darinnen sie mögen selig werden, als der Name Jesus. Gib allen, die es erkennen, deinen Geist, der sie zum Vertrauen und zur Liebe erwecke und an ihrem

Leben das Leben Jesu Christi darstelle in Heiligkeit und Gerechtigkeit. Wir beten nicht für die, die es erkannt haben, und im Glauben deines Sohnes und in deiner Liebe wandeln. Sie sind dein. Und ob sie auch noch unter Thränen zu ihrem Ziele wandeln, so ehren sie doch deine Züchtigungen, und freuen sich deiner väterlichen Leitung. Und ob sie auch noch oft mit sich selber um Glauben, Tugend und Hoffnung im Kampfe liegen, so halten sie sich doch im Gefühl ihrer eigenen Schwachheit nur fester an dich, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist. Und ob auch der sterbliche Mensch in ihnen noch erliegen muß im Kampf mit dem letzten Feinde, dem Tod, so freut sich doch dann der unsterbliche seines vollendeten Pilgergangs, und der ahndungsvollen feierlichen Nähe seiner Heimath, und geht siegend über Ungemach und Sünde, über Grab und Tod auf dem Wege seines Herrn hinein zu seines Herrn Freude.

Laß uns alle so fromm und froh und selig werden! W. U.

Text. 2. Cor. 5, 19 — 21.

Es kann keinem, der Bibel liest, und mit Aufmerksamkeit und Anwendung sie liest, unbemerkt geblieben seyn, wie die Apostel des Herrn, in welchem Theil der christlichen Religionswei:heit sie sich mit ihren Zuhörern oder Lesern befinden, doch allemal und auf allen Wegen wieder zu der Wahrheit zurückkommen: Christus hat gelebt für unsre Heiligung und ist gestorben für unsere Sünde nach der Schrift, und hat sich durch seine Auferstehung gerechtfertiget und dargestellt als unsern Erlöser und Herrn.

So Paulus in dem Kapitel unsers Textes. Er schaut in dem Anfang desselben mit dem Sehnen eines Pilgers im fremden Lande hinüber nach den Hütten, die nicht zerbrechlich sind, nach dem Hause, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel; tröstet dann sich und die Seinigen, daß sie, so lange sie im Leibe wohnen, dem Herren wallen, und im Glauben wandeln um zum Schauen zu gelangen; stellt den schönen Grundsatz auf, der in seiner Seele Erde und Himmel zusammenbringt: wir fleißigen uns, wir seyen daheim oder wir wallen, daß wir ihm wohlgefällig werden, und knüpft an diesen Grundsatz den ernsten Gedanken: wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein Jeglicher empfahe, nach dem er gehandelt hat bei Leibes leben, es sey gut oder böse.

Wie von einem heiligen Schauer des Gerichts ergriffen, aber mit dem festen Muth eines guten Gewissens legt er hierauf seinen Corinthern und sich Rechenschaft seiner Berufstreue ab. Er erinnert sich, wie ihm einige zur Last legen, daß er hier im Eifer zu viel und dort in der Mäßigung zu wenig thue, und entschuldigt sich: thun wir zu viel, so thun wir es Gott, sind wir mäßig, so sind wir euch mäßig, und gleichet das weniger oder mehr in der schönen Rechtfertigung aus, (wer mag sie antasten?). die Liebe Christi dringt mich also, der für uns alle gestorben ist, auf daß wir alle ihm leben mögen, und kommt dann unvermerkt auf den Inhalt unsers Textes, wo

er wieder im vollen Gefühl seines apostolischen Berufes ankündiget: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selber, und hat unter uns aufgerichtet das Wort der Versöhnung. — So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott versöhnet durch uns. So bitten wir nun an Christi Statt, lasset euch versöhnen mit Gott.

So liegt ihm und allen Aposteln diese Wahrheit immer am hellsten und lebhaftesten in der Seele. Sie ist der Standort, den sie immer im Auge behalten; der Mittelpunkt, an dem ihre Belehrungen und Ermahnungen, ihre Warnungen und Tröstungen, ihr eigener Glaube auf der Erde und ihre Hoffnungen im Himmel an unsichtbaren Fäden zusammenhängen.

Keinem, der zum Christenthum, und zum Christenthum der Apostel sich bekennt, kann also auch die Wichtigkeit dieser Lehre unbemerkt oder zweifelhaft geblieben seyn. Ihr irret auf täuschendem Abwege, verlassen von der Hand eurer ehrwürdigen Führer der Genossen und Zeugen Jesu Christi, die er selbst gebildet, und mit seinem Geiste genährt, ausgesendet hat, sein Evangelium zu verkündigen, und die Menschen ihm zuzuführen, wenn ihr überall auf eurem Wege Christus-Weisheit und Christus-Tugend und Christus-Lehre zu erblicken glaubtet, und doch nirgends Christus selber mehr fändet, den Gekreuzigten und den Auferstandenen, des Menschen Sohn in dürftiger Knechtsgestalt, und den Herrschenden auf

dem Thron des Vaters; wenn ihr den Gesetzgeber über dem Gesetz, mitten unter den schönen Verheissungen ihre Bürgschaft, und im tiefen durchgreifenden Gefühl eurer Verpflichtung zur Heiligung und Verähnlichung mit Gott, den verlöret, den euch Gott gemacht hat zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung.

Lasset uns hören, was Paulus über die Person und den Zweck Jesu für Aufschluß gibt. Gott war in Christo, so lehrt uns unser Apostel. Jesus erschien unter den Menschen eines Weibes Sohn, und ward durch Jahre, Bildung und Erfahrung, was er seyn sollte, reich an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, war Mensch unter den Menschen, und seinen Brüdern gleich, nannte sich am liebsten und öftersten des Menschen Sohn, und gieng, obgleich zum ewigen Leben und Wirken bestimmt, doch den Weg, den wir alle wandeln, durch den Tod ins Grab; und seine Bedürfnisse, seine Klagen, seine Leiden, seine Thränen, die letzten menschlichen Seufzer seiner sterbenden Brust sind uns theure köstliche Zeugen, daß er uns angehört, und daß das, was in seiner Seele unter allen Stürmen standhaft auf Gott vertraute, eines Menschen Glaube, und das was in ihm so himmlisch fühlte, so innig liebte und erbarmte und segnete, eines Menschen Herz, und seine Tugend und Heiligkeit eines Menschen errungenes Ziel, und sein Leiden, Tod und Auferstehen eines Menschen Gang zur Unsterblichkeit war. Möchte er von Gott für uns bestimmt gewesen seyn, zu welcher höhern oder geringern Absicht er wollte, kein Engel hätte uns das er-

setzen können, was Jesus von Nazareth uns durch seine reine Menschlichkeit ist.

Aber Gott war in Christo. Laßt uns nicht verwegen und mit undankbarer Mühe an dem geheimen Sinn dieser Worte grübeln. Sie sind unverständlich dunkel, und unverkennbar deutlich und klar. Dunkel im Buchstaben und klar in lebendiger Kraft und That.

Als in einer einsamen heiligen Stunde der hohe Gedanke mit unnennbar großem himmlischem Gefühl und einer nimmer zu besiegenden Stärke in seiner Seele sich gebar: ich kann, ich will, ich muß meiner armen, irrenden, trostlosen Brüder Retter werden, ich will den Menschen durch Beispiel und Lehre, durch Leben und Tod, Vertrauen und Liebe und Tugend, und der Gottheit durch Gebet und Thränen und Gehorsam Begnadigung aberringen, ja ich will sie erlösen aus der Hölle und vom Tode erretten, — da war Gott mit ihm. Als am Jordan im heiligen hehren Tempel der Natur die Glorie des Himmels über ihm schwebte, und seinem großen Entschluß die segnende Bestätigung und Weihe gegeben ward: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, und als es so rein und einstimmend, so neu und doch so bekannt, so ernsthaft feierlich und doch so lieb und kindlich in seiner Seele und in seinem innersten tiefsten Gefühl antwortete: du bist mein Vater, von Ewigkeit hast du mich gezeuget, — da war Gott mit ihm — O wenn er mit verklärtem Antlitz Worte der Weisheit, der Heiligung und des Trostes, die noch nie

auf der Erde, nur im Himmel gehört wurden, aussprach, und in seinem Herzen das Gefühl der Wahrheit und der Liebe, und der Hoffnung bis zum Gefühl der Seligkeit Gottes zusammenfloß, und wenn er des Erfolgs getrost wie Gott mit ausgestreckter Hand das stürmende Meer besänftigte, in das verschlossene Ohr des Tauben rief: Hephata thue dich auf, und in das stille Behältniß des Todes gebot: Lazarus, ich sage dir: komme heraus, — da war Gott mit ihm, und Schöpferstimme Gottes rief aus dem Munde des Sohnes Mariä. — Als ers seinen Lieben auf dem Wege des Todes zum Troste gab: Ich gehe hin, aber ich komme wieder, — (nur ein kurzer Seitengang ins Grab, und dann ein frohes Wiedersehen am Wege von der Erde zum Himmel), — und als im heiliger Schimmer der Sonntagsfrühe, am dritten Tag der Getödtete und Beweinte ins Leben zurückkehrte, um seinen Frieden zu bringen den Eilfen, und Verständniß der Schrift den Jüngern auf dem Wege, und Glauben dem Thomas und Versöhnung dem Petrus, und als sie ihn sahen und ihm glaubten und sich freuten seines Lebens und seines Sieges und seines Heimganges zu dem, der ihn gesandt hatte, — da war Gott in ihm. Und als sie nach seinem Hingang alle seine Verheißungen erfüllt sahen, und seine unsichtbare Nähe an unverkennbaren Wirkungen erkannten, und den Segen seines Evangeliums ausser ihnen mit frohem Erstaunen überschauten, und in ihnen mit stiller Seligkeit fühlten, da bekannten sie: Gott war in Christo, und nun ist er verklärt in Gott, und Gott war verklärt in ihm.

So faßts Paulus an einem andern Orte zusammen: Er ist geboren von dem Geschlechte Davids nach dem Fleisch, aber kräftiglich erweiset ein Sohn Gottes nach dem Geist, der da heiliget seit der Zeit, da er auferstanden ist von den Todten, nämlich Jesus Christus unser Herr.

Gott versöhnte die Welt, so fährt er in unserm Texte fort, mit ihm selber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort der Versöhnung. — Laßt uns nun, dem Sinn dieser Worte so nahe als möglich zu kommen, nachdenken, was Jesus von Nazareth, dieser Größte und Einzige, dieser Verwandte der Göttlichkeit und des Menschen — was er als Menschen Sohn dem Schöpfer und was er als Gottes Sohn dem Menschen war.

Als Menschen Sohn war er dem Schöpfer, was wir ihm alle seyn sollten. Sein reines wohlbehaltenes Ebenbild in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die vor ihm gefällig ist; der demüthigste, hingegebenste Verehrer der Gottheit, ohne Murren; das liebende sehnende Kind ohne Mißtrauen; der Menschen Freund und Gehülfe und Tröster ohne Eigennutz; Fleisch und Blut, aber ohne Sünde; mitten in der Welt unter Heiligen und Sündern, unter Schwachen und Boshaften, allen lockenden und drohenden Versuchungen an seine Sinnen, an sein Gefühl und an sein Herz, an seine Liebe und an seine Hoffnung ausgesetzt, aber ohne Fall. Er gab seine Seele, als ihm das Auge brach, so rein und heilig in die

Hände seines Gottes zurück, als sie von seinem Gott ihm eingehaucht war, nur durch Leiden und Versuchung köstlich bewährt, Gottes ewiger Gnade und aller Seligkeit des Himmels durch eigene Gerechtigkeit werth. Das war Jesus von Nazareth unser Bruder, der Einzige. Habt ihr noch nie gehört, wie eine einzelne Familie oder eine ganze Gemeinde um eines Einzigen willen, der ihr angehörte, sich geehrt fühlte, oder wie eine gesunkene Familie an einem Einzigen, der in seiner Person ihre vorige Würde wieder herstellte, sich auch wieder aufzurichten strebte? Wohl fühlt sie jezt am stärksten, wie tief sie herabgesunken ist, wenn sie sich neben diesem Einzigen betrachtet. Nichts desto minder freut sie sich seiner, und nimmt Antheil an seiner Ehre und an seinem Glück. Wenn sie bemerkt, wie er sich ihrer nicht schämt, sie nicht verachtet, sich gerne zu ihr bekennt, sie gerne zu ihm hinaufziehen will, o dann bricht allen, die ihm angehören, das Herz; sie nennen ihn ihren Freund und Vater und Engel, sie lieben ihn und vertrauen auf ihn, hoffen an seiner Hand und durch seine Fürsprache Schonung Verzeihung und Achtung wieder zu erhalten, bemerken es, wie sie um seinetwillen geschont und geachtet werden, und bemühen sich, — wenigstens die edlern unter ihnen, — seines Namens und seiner Fürsprache und des Glücks, zu dem er ihnen verhelfen will, würdig zu werden. Ist es euch nicht, als ob ihr Jesu des Menschen Sohns, und seiner Tugend und Liebe euch auch freuen müßtet, ihn lieben, und ihm vertrauen möchtet, etwas von ihm zu erwarten hättet, durch Annehmung seines Sinnes, und Nachahmung seiner Tugenden euch empor he-

ben, seines Namens werth, und seiner Ehre bei Gott würdig werden möchtet? Und wenn ihr euch neben ihn vor Gott stellt, mit Scham und Reue, mit Liebe und Hoffnung, ihm gerne ähnlich zu werden wünschet, und doch fühlt, wie unähnlich ihr ihm noch seyd; ist es euch nicht, als ob ihr sagen müßtet zu Gott: um des Einen willen, der meines Geschlechtes ist, und mich liebt, weil ich ihn liebe, und ihm ähnlich zu seyn mit heißer Seele mich sehne, um des Einen willen, der für alle sich dir geheiliget und geopfert, und an dem Tage seines Fleisches für mich gebetet hat, — flehe ich zu dir o Gott um Schonung, Versöhnung und Gnade, um Kraft zum neuen Leben, und dann um Erhörung seiner Bitte, daß ich schauen und mich freuen möge seiner Herrlichkeit, die du ihm gegeben hast! Tausende haben schon so empfunden und so gebetet, und sich an ihm zur Hoffnung und Tugend ermannt, und die Bibel hat sie nicht ohne Trost gelassen, denn sie sagt uns auch was Christus als Gottes Sohn den Menschen ist.

Gott war in Christo, — und wer ihn sah, der sah den Vater, und was er von dem Vater gehört hatte, das redete er. Des Menschen Sohn, sagt er, ist nicht gekommen, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde; — wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet. Das ist der Grundsatz seines Herzens, den er bekennt, dies sein Beruf von Gott, den er ankündiget, dies die Ueberschrift zu jedem Kapitel seines Lebens. Vergebung und Besserung ist der große Inhalt seiner Lehre, im stil-

len Umgang mit seinen Vertrauten und in der lauten Predigt am Gotteskasten des Tempels, und auf dem Berge. Besserung und Vergebung, wenn er Gott kennen lehrte, den Richter und den Vater, den Heiligen und den Erbarmenden, und wenn er den Menschen mit sich selber bekannt machte in den geheimsten Falten seines Herzens. Vergebung und Besserung, wenn er Unwissende belehrte, Schwachen Muth einsprach, Gefallene aufrichtete, Leidenden wohl that, Traurige tröstete, Fromme segnete, und Lasterhafte erschütterte, und über Verstockte weinte. Vergebung und Besserung, wenn er selbst das einladende Bild eines vollkommenen Menschen in seinem Wandel und zum belehrenden Muster und zur ermunternden Nachahmung aufstellte, und mit unerschöpfter Herzensgüte und Langmuth Schwachheiten trug, Beleidigungen verzieh, und für seine Feinde betete. Vergebung und Besserung, wenn er sich selbst für die Sünden der Menschen zum Opfer weihte, und zur Beruhigung deren, die ihm glaubten, und deren, die noch zweifelten, ein heiligendes Leben mit einem versöhnenden Tode beschloß. So hängts die Bibel zusammen; so unser Text. Sie redet nie von unsrer Vergebung, ohne sie anzuknüpfen an den Tod Jesu. Sie redet nie von dem Tode Jesu, ohne unsre Vergebung als seine schöne wohlthätige Frucht ihm zur Seite zu stellen. Mag sie uns hier noch dunkel sprechen; einst wenn wir so manches Andre werden verstehen lernen, was wir jetzt nicht verstehen und doch glauben, werden wir auch diesen Zusammenhang einsehen, und niederfallen und anbeten und danken.

Gott war in Christo, und versöhnte die Welt mit ihm selber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu. Gehet bei dieser trostvollen Ankündigung des Apostels an einer Ermahnung des Apostels nicht vorbei, sie heißt: Laßt euch denn versöhnen mit Gott. Nehmet die Zusicherung der Geduld und Langmuth und Gnade, die euch Gott durch Christum entgegenbietet, dankbar an, und erfüllet ihre einzige aber unerläßliche Bedingung. Sehet auf Jesum Christum, belebet durch seine Aufforderungen euren Muth zur Heiligung, erwärmet an seiner himmelreinen Tugend euer Herz. Nähret mit seiner Weisheit euren Geist. Nehmet zu an Kindlichkeit gegen Gott, in Vertrauen, Liebe und Gehorsam, daß er in eurem Sinn und Wandel den Geist und die Liebe und Heiligkeit seines Sohnes erkenne. Sollte das Anschauen der Tugenden Jesu Christi euch noch nie das Sehnen abgenöthiget haben, auch so gut und vollkommen und selig zu seyn? Solltet ihr noch nie in einer stillen wehmüthigen Stunde über eure Fehler getrauert, und um Trost zum Himmel geblickt, — euch nie nach einem von jedem Vorwurf reinen und frohen Bewußtseyn der Gnade Gottes im Glück und Unglück gesehnt haben? Sollte dies zuvorkommende Erbarmen, dieses, daß Gott die Welt versöhnet hat mit sich selber, nichts in eurem Herzen rege gemacht haben, kein leises Gefühl der Beschämung, der Reue, des Dankes, der Freude, kein neues nie empfundenes oder doch lange vermißtes Gefühl der Kindesliebe, keinen Entschluß, euch versöhnen zu lassen mit Gott? O der hat nie im Ernst an Gottes starken Eifer gegen die Missethat, und an seine Barmherzigkeit für alle, die seine

Gebote halten, geglaubt, der sich nicht ermuntert und gedrungen fühlt, den Bund der Versöhnung durch Sinnesbesserung einzugehen. Es ist ein gefährlicher und ein schrecklicher Gedanke, — ein gefährlicher Gedanke, im Vertrauen auf die Gnade des Richters zu verachten die Gnade des Richters, und doch liegt so etwas in der Seele dessen, der eine Versöhnung glaubt und sie gleichwohl nicht annimmt; — und ein schrecklicher Gedanke: meiner Uebertretung ist bereits zu viel, wozu kann nun Reue und Besserung mir mehr nützen, meine Vergehungen klagen meine Tugenden an! und doch liegt so etwas in der Seele dessen, der keine Versöhnung hofft, und gleichwohl Schuld und Uebertretungen mehrt. Gott bewahre euch vor der verborgenen Gefahr des einen und vor der Trostlosigkeit des andern. Er lasse euch mit heiligem Schauer wahrnehmen seinen Ernst, wenn er euch Gehorsam gebietet, und mit aufmunterndem Troste sein Erbarmen über alle, die mit den Thränen der Reue im Auge, und mit dem Entschlusse der Besserung im Herzen, zu ihm kehren. Er lasse euch mit heiligem Schauer erkennen die steile Höhe zum Ziel, das ihr zu erreichen habt, und mit froher Zuversicht die Gewißheit, daß ihrs erreichen werdet. Wandelt ihm mit Demuth und Vertrauen, mit Gebet und Wachsamkeit, in Glauben und Liebe, mit ausharrendem Muthe entgegen. Und Segen des Himmels über euch, wenn ihrs erreicht habt! Amen.

Predigt

am Sonntage Judica 1793

über Ebr. 9, 11 — 15.

Gott, du hast mit väterlicher Güte für die Erziehung und Bildung des menschlichen Geschlechts gesorgt, und deinen gefallenen Kindern mit göttlichem Erbarmen die Wiederkehr zu dir geöffnet und erleichtert. Du willst nicht den Tod deiner Geschöpfe, sondern daß der Sünder umkehre und lebe. Möchten doch alle durch ein vertrauendes Herz zu dir, durch lebhafte Gefühle des Dankes, durch wirksame Ueberzeugung von der Güte deiner Absichten, und durch Folgsamkeit gegen deine belehrenden Winke, so gute Kinder werden, wie du ein guter erbarmender Vater bist! Möchten alle, die Jesus Christus erlöset hat, auf welchen verlorenen Wegen sie noch dahin irren, desto schleuniger umkehren, desto inniger danken, desto herzlicher lieben, je tiefer sie gefallen waren, und je höher du sie begnadiget hast! Laß auch uns den Werth unserer Erlösung stets mit

ganzem Herzen schätzen, und unser Glück durch stete Besserung und Vervollkommnung unsern Geistes bewahren. Laß uns auch heute durch Betrachtung deines Wortes wieder weiser und besser werden. Leite uns in deiner Wahrheit. V. U.

Ebr. 9, 11 — 15.

Die ganze Abhandlung, aus der wir euch einen kleinen Theil vorgelesen haben, beschäftiget sich damit, die christliche Religionsverfassung mit der jüdischen, von welcher sie ausgieng, zum Vortheil der ersten in Vergleichung zu setzen.

Wie deutlich auch in allen Religionsanstalten des israelitischen Volkes die Worte vom Sinai sich widerholten: Ich bin ein starker eifriger Gott — aber ich thue Barmherzigkeit, so war doch das Ganze mehr unvollkommenes Bild, als Wesen und Geist. — Gesetze, die mehr Handlungen einschränkten, als Gesinnungen veredelten, Strafen, die mehr abschreckten als besserten, religiöse Beschäftigungen, die eher darauf berechnet schienen, ein sinnliches Volk sinnlich zu leiten, als den Geist zu nähren und zur Vollkommenheit aufzuheben, Entsündigungen und Gelübde, die wohl, wie unser Text sagt, eine leibliche, das heißt, eine äußerliche gesetzliche Reinigung für jeden einzelnen Fall gewährten, aber die Quelle der Vergehungen im Herzen nie ganz verstopften: — dies waren fast die vorzüglichsten Bestandtheile jener ersten Verfassung. Sie war ohne Zweifel dem Zeitalter, für welches sie gegeben war, und der Menschenklasse, welche dadurch sollte gebildet werden, angemessen. Aber es mußte sich aus dem dämmernden Schattenbilde, wenn es von Gottes Finger

sollte

sollte entworfen seyn, noch etwas besseres aufhellen. Es hat sich aufgehellet, als Jesus, ein Lehrer von Gott gesendet, unter seinem Volke auftrat. Laßt uns aus unserm Texte vernehmen, wie er der gereiften Menschheit die Wahrheit ohne Hülle rein und lichtvoll darstellte, durch welche bessere Anstalten er die ersten verdrängte und ersetzte.

Er machte der gefallenen Menschheit die Absichten Gottes bekannt; und sein Evangelium ruht auf zwei Grundsätzen:

1) Gott will Sünden vergeben, denn er ist barmherzig.
2) Gott will des Sünders Besserung, denn er ist heilig.

„Christus ist gekommen, —" so heißt es in unserem Text, — „daß er sey ein Hoherpriester der zukünftigen Güter durch eine größere und vollkommenere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist, das ist, die nicht also gebauet ist. Auch nicht durch der Opferthiere Leben und Blut, sondern er ist durch sein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden."

Christus betrat die Erde; — er, den schon ausserordentliche Erscheinungen bei seiner Geburt, den schon lange vorher eine Reihe von Begebenheiten und Winken, fast die ganze Geschichte seines Volks als eine ausserordentliche Person ankündigte; der bald durch That und Lehre jede Erwartung erfüllte,

die man von einem Propheten, von dem größten und letzten der Propheten, von dem Retter seines Volks sich machen konnte, der durch ein Leben, wie es noch kein Sterblicher gelebt hatte, durch Gesinnungen wie sie noch in keiner Seele sich entwickelt, und in keinem Herzen gewirkt hatten, durch himmlische Güte, durch himmlische Herzensreinigkeit, durch himmlische Geistesruhe und Klarheit, als ein Himmlischer im bescheidenen Gewande der Menschlichkeit umher wandelte; der sich selbst als Gottes Bevollmächtigter an die Menschen, als Gottes Liebling und Eingeborner ankündigte, und die Wahrheit seiner großen Aussage durch unzählige Beweise unterstützte, aber durch keine unwürdige Handlung in den mannigfaltigsten mißlichsten Lagen seines Lebens widerlegte, durch keine zweideutige verdächtig machte.

Jesus betrat die Erde und sein ganzes Leben war ein zusammenhängender Beweis, daß er von Gott gekommen war.

Er starb, und seinen Tod begleiteten ausserordentliche Ereignisse, wie sie seine Geburt begleitet hatten. Seinen Tod zeichnete eine Seelenruhe, eine Geistesgröße, eine aufstrahlende Ueberzeugung von naher himmlischer Vollendung aus, wie sie noch kein Sterblicher mit sich ans Grab genommen hatte. Aus seinem Tode entwickelte sich ein Beweis seiner himmlischen Abkunft, der alle andere in sich vereinigte, vollendete und krönte, ein Beweis, den nicht mehr er, sondern Gott, der anerkannt wahrhaftige, für ihn ausführte. Nur Gott konnte den zum Tode Gemarterten, den vor den Augen seiner Feinde und Freunde

Erblaßten, den Schlummernden im Grabe zum neuen verherrlichten Leben auferwecken. Er kam wieder, um wieder zu gehen, bestätigte seine Göttlichkeit, um sie wieder bestätigen zu können. Wie vierzig Tage früher der sterbliche Leib hinabgesunken war ins Grab, so wallte nun der verklärte mit dem Geiste vom Himmel seinen Freunden sichtbar zum Himmel empor.

Jesus verließ die Erde, und sein Tod und alles, was sich aus seinem Tode entwickelte, war ein zusammenhängender Beweis, daß er zu Gott gieng, wie er von Gott gekommen war.

Gottes Bevollmächtigter an die Menschen, Gottes Liebling und Eingeborner, was hat er der gefallenen Menschheit, was hat er denen, die über ihre Vergehungen trauern, die am Ende des Lebens mit Schrecken ins Grab und mit Schrecken auf das vollendete Leben zurückschauen, denen, die mit banger Erwartung dem Gerichte Gottes entgegen gehen mußten, über ihre Lage, ihr Schicksal, und über den Sinn ihres Schöpfers für einen Aufschluß gegeben?

Christus ist gekommen, daß er sey ein Hoherpriester der zukünftigen Güter. Wendet eure Aufmerksamkeit auf einige merkwürdige Umstände in dem Betragen und in der Aeusserungen Jesu.

Er wandelte unter den Menschen, um ein sichtbares Bild des unsichtbaren Gottes darzustellen. Wer mich siehet, sagt er, der siehet den Vater! Und siehe, was sich in seinem Bilde ausdrückte, war eine unerschöpfliche Herzensgüte, war

alles umfassende und alles erquickende Menschenliebe, war herzliche Barmherzigkeit und Drang zu helfen, wo er einen Leidenden sah, war eine Langmuth und Geduld, die durch keine traurige Erfahrung ermüdet wurde, bis der letzte schwache Schimmer der Hoffnung einen Unlücklichen zu retten erloschen war. Er suchte gerne Sünder auf und beschäftigte sich mit ihnen, nicht weil sie böse waren, sondern weil er sie bessern wollte, die trauernden trösten wollte. Selbst denen, die durch persönliche Beleidigungen gegen ihn sich versündigten, o er vergab ihnen am ersten und liebsten. Ueber jede Rachsucht erhaben, sich selbst einer Würde bewußt, die keine Beleidigung verletzen und keine genommene Rache erhöhen kann, bedauerte er nur den Unglücklichen, der seinen Retter verkannte, und seine Rettung verwarf, trauerte er nur über die Hindernisse, die seine wohlthätigen Absichten aufhielten und einschränkten, seufzte er nur über die betrübte Erfahrung, daß Menschen Sanftmuth mit Trotz, Herzlichkeit mit Härte, Liebe mit Haß vergelten konnten, und kannte für alle Beleidigungen nur eine, die süßeste und edelste Genugthuung, wenn er durch beharrliche Milde ein Herz erweichen und gewinnen, es für sich, für die Tugend und für den Himmel gewinnen konnte.

So waren die Gesinnungen und das Betragen Jesu Christi, als er unter den Menschen lebte, und wer ihn sah, sah den Vater.

Schon diese Aufmerksamkeit auf den eigenthümlichen Charakter dieses Menschenfreundes, und auf sein Benehmen gegen einzelne Personen, mußte die

niedergeschlagene Menschheit mit süßen Ahndungen und mit der tröstlichen Hoffnung aufrichten, daß Gott liebe, und Gott verzeihe, wie sein Gesandter durch Liebe, Versöhung und Gebet für seine Beleidiger, Beleidigungen vergalt.

Aber Jesus hat in einer so wichtigen Angelegenheit nicht nur Ahndungen und Hoffnungen erweckt, sondern auch durch laute, bestimmte, allgemeine, oft wiederholte, in den mannigfaltigsten Ausdrücken dargestellte Erklärungen jede leise Ahndung zum freudigsten Trost, jede schimmernde Hoffnung zur lichtvollen Gewißheit erhoben. Wir rufen nur wenige seiner Versicherungen ins Gedächtniß zurück. — „Uebet Barmherzigkeit, auch euer Vater im Himmel ist barmherzig." — „Vergebet von Herzen euerem Nächsten seine Fehler, auch euer Vater im Himmel will eure Fehler euch verzeihen." — „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er ihr Urtheil spreche, sondern, daß die Welt durch ihn selig werde." — „Es wird Freude, Freude im Himmel seyn, über einen Sünder, der auf Erden Buße thut."

Jesus zu einem traurigen Tod bestimmt, zu jedem traurigen Schicksal für das Beste der Welt entschlossen, gab endlich auch noch den Menschen zur letzten völligen Beruhigung die Weisung, in dem Blute das er vergießen, in dem Kampf, den er kämpfen, in dem Tode, den er sterben würde, die Tilgung ihrer Schuld und die letzte Vollendung ihrer Ret-

tung anzuerkennen und zu ergreifen; und seine Apostel fassen diese Erklärung auf, und machen die Wahrheit, daß Jesus für unsre Sünden gestorben sey, zur Grundlage ihrer Belehrungen, worauf sie unsre Ruhe, unsern Trost, unsre Zuversicht am Grabe, und die wirksamsten Ermahnungen zur Liebe Gottes, zum Leben nach dem Sinne Jesu, zum Ringen nach himmlischer Glückseligkeit gründen. War auch diese Wahrheit für eine Art von Menschen wichtig, — sie ist es für alle und zu allen Zeiten; aber war sie es für eine Art von Menschen vorzüglich, so war sie es für die, unter welchen die Apostel zuerst als Lehrer auftraten, und die von Jugend auf, gleichsam zwischen Altären erzogen, keine andere Entsündigung als durch Blut und Tod und Opfer kannten. In diesem Sinne sagt der Verfasser unsers Textes: nicht durch der Opferthiere Blut, sondern er ist durch sein eigen Blut in das Allerheilige eingegangen.

So belehret Gott die Sichern, daß Abweichung von der Tugend Verderben, die Leichtsinnigen, daß Rettung und Hülfe nöthig sey, ladet die Zagenden mit freundlichem Vaterblick zur Versöhnung, bietet den Schwachen die Hand, und tröstet die Trauernden mit erhabenem göttlichem Trost.

Wir haben euch einen großen und wohlthätigen aber doch erst einen Theil der Aufträge Jesu an die Menschen vorgetragen. Der zweite ist eben so wichtig: Gott will des Sünders Besserung, denn er ist heilig.

So das Blut der geschlachteten,

und die Asche der verbrannten Opferthiere reiniget die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit; wie viel mehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohne allen Wandel, durch den heiligen Geist, Gott geopfert hat, unser Gewissen reinigen von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott!

Gott ist heilig; wir geben euch fast nur einen andern Ausdruck für die nämliche Sache. Er ist auch in seiner Heiligkeit gütig, ganz gütig, denn er will durch unsre Heiligung nur unser Glück. Ewige Vergebung, die nie unsern Dank entflammte, nie Gottes- und Menschenliebe in uns erweckte, nie die Gewissen reinigte von den todten Werken, wäre eine Arznei, die den Kranken von einem Tag zum andern bei dem Leben erhielte und nie gesund machte. Ewig durch Vergebung getröstet, und nimmer gebessert, würden wir uns nie zu der Vollkommenheit, deren die geistige Natur des Menschen fähig ist, emporheben, den süßen Frieden, den eigene Tugend gewähret, nie genießen, und der bessern Freuden des Himmels nie würdiger werden. Wir könnten selbst im Himmel nur ein erborgtes kümmerliches Daseyn haben, würden in den Wohnungen der Seligen uns befinden, Zeugen ihrer Seligkeit seyn, und des völligen Mitgenusses ihres Glücks uns unfähig fühlen.

Laßt uns den Gang verfolgen, wie der Lehrer der Menschheit die für den Himmel Erlösten zur himmlischen Tugend anleitet.

Er macht Besserung und Eifer der Tugend einmal für allemal zur unablässigen Bedingung, unter der wir allein der göttlichen Begnadigung, eines ruhigen Ganges durchs Leben, einer frohen Zuversicht im Tode, und eines seligen Heimganges zu Gott uns getrösten können. Sein Evangelium weiß keinen Trost für den, der nicht die Sünde sondern nur die Strafen scheut; es will nicht die Folgen aufheben, um die Ursachen zu mehren, nicht Uebertretungen tilgen, um neuen Uebertretungen Raum zu machen, nicht das Ansehen Gottes dem Muthwillen der Leichtsinnigen preisgeben, nicht durch Straflosigkeit das Verbrechen gutheißen. Ja wenn es das könnte, sein Stifter wäre nicht von Gott gekommen, er hätte den Vater nie gesehen. Es will, wenn es möglich wäre, den Himmel, nicht die Hölle, auf Erden versetzen. Tönt es doch von dem Jordan her: thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Daher hören wir auch aus dem Munde des sanftesten Menschenfreundes, der das Verlorene suchen und selig machen wollte, die traurigste Ankündigung für die, welche nur Herr Herr zu ihm sagen, aber den Willen seines Vaters im Himmel nicht thun; und furchtbar, schrecklich furchtbar ist das Urtheil, wenn der verdammen muß, der zu den Menschen kam, um alle selig zu machen, schrecklich der Fluch, wenn er selbst von denen Lippen bebt, die nur des Segnens gewohnt sind.

Der göttliche Menschenfreund macht uns aber nicht nur Tugend zur Pflicht, er lehret uns auch, was Gott gefällige Tugend sey. Es war eine Zeit, in der Menschen aufhörten, sich um das Gute und

Böse in ihren Handlungen zu bekümmern. Es kam bald eine Zeit, in der die lichten Begriffe von gut und böse in ihrer Seele erloschen, und die feine Grenzlinie zwischen Tugend und Laster sich verlor. Es kam wieder eine Zeit, in der sie umkehren wollten, und nicht konnten. Der blöde Verstand, unfähig die Wahrheit wieder zu finden, das erschlaffte Herz, unvermögend sich zur himmlischen Vollkommenheit empor zu heben, schufen sich selbst Grundsätze und Pflichten, zwecklose Büßungen, kalte Ceremonien, einzelne gleisnerische Werke, todte Werke, wie sie unser Text nennt. Jesus Christus stellet uns Gott als den Geist dar, in dem sich alle Vollkommenheiten vereinigen, und leitet daher die Pflicht, ihn im Geiste und in der Wahrheit zu verehren, nicht mit todten Werken zu dienen dem lebendigen Gott. Er macht den Menschen mit seiner erhabenen Würde und mit seiner wahren Bestimmung bekannt, und lehrt ihn durch Selbstbeherrschung jene erhalten und diese erreichen. Er stellt uns die Menschen als Mitgeschöpfe Gottes und unsre Brüder zur Seite, und lehrt uns durch Güte gegen sie dem Schöpfer Dank und uns selbst Liebe erweisen. Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere ist dem gleich: Du sollst den Nächsten lieben als dich selbst.

Das Evangelium des göttlichen Menschenlehrers bezeichnet aber nicht nur die Gesinnungen und Thaten, die gut sind, sondern stellet sie auch von ihrer

liebenswürdigsten Seite dar, und empfiehlt sie durch die edelsten Beweggründe. Es mildert durch so viele schöne Wahrheiten das Herz, und ruft seine bessern sanftern Gefühle, deren es fähig ist, so wirksam hervor, daß ihm das Liebenswürdige der christlichen Tugend bemerkbar werden, und der Wunsch in ihm erwachen und wirken muß, so gut, so rein, so edel zu werden Es macht den Einfluß unsers Verhaltens auf unsre Ruhe und Freude fühlbar, erinnert uns unaufhörlich, daß wir unsterblich sind, und bringt jede unsrer vorübergehenden Handlungen mit unserm ewigen Schicksal in Zusammenhang, gründet Tugend auf Wahrheit und Unsterblichkeit. Es schöpft aus keiner andern Quelle als tief aus der Natur des Menschen selbst. Ich darf sagen: es lehrt nicht und befiehlt nicht; es giebt dem Verstande die Richtung sich selbst zu belehren und zu überzeugen, dem Herzen die Stimmung sich selbst die heiligsten und unverbrüchlichsten Gesetze aufzulegen.

Das Evangelium von Jesu belebt endlich durch die Lehre von der Versöhnung den Muth nach der Vollkommenheit, die er empfiehlt, mit Vertrauen zu ringen. Ohne Zweifel eines der wichtigsten Verdienste, die der Erlöser um unsre Seligkeit hat. Redet einem Unglücklichen, der durch Schuld oder Mißgeschick von ehemaligem Wohlstand in Armuth herabgesunken ist, von Klugheit, Sparsamkeit und Fleiß, so viel ihr wollt, preiset ihm die Vortheile dieser Tugenden, so beredt ihr könnt; ihr kommet zu spät. Je schwerer, je unmöglicher es ihm scheinen muß, sich wieder zu seinem vorigen Glücke em-

porzuschwingen, desto muthloser wird ihn eure Beredsamkeit machen, ihn, der schon sein Bestes verloren hat, desto gleichgültiger gegen den traurigen Rest machen, der ihm noch übrig ist. Ebenso leget einem Greisen, der zum Grabe wankt, die schönsten Lebensplane vor, öffnet ihm die glänzendsten Aussichten. Ihr werdet ihn einen Augenblick in diese Täuschung hinzaubern, aber er wird auch mit den Worten des Nikodemus fragen: kann ein Mensch auch wieder in seiner Mutter Leib gehen, und geboren werden, wenn er alt ist? — Ebenso schildert dem sündigen Erdensohn den süßen Frieden mit Gott, den Trost des Gewissens, das Glück der Gerechten. Seine Thränen werden Zeugen seiner Rührung seyn, aber je scheuer er zum Himmel aufblicken muß, je gewisser ihn sein Herz verdammt, desso fruchtloser wird euer bester Rath an ihm verloren seyn. Wer setzt mich Verlorenen wieder auf die unerreichbare Stufe zurück, auf die mich mein Schöpfer gestellt hat, von der ich ausgehen muß, um mich mit unbelastetem Gewissen zur Vollkommenheit zu erheben? Jesus Christus setzt dich zurück, wenn er sagt: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin, und sündige nicht von neuem.

So hat Gott durch Christum die Gefallenen begnadiget; so will er die Begnadigten heiligen. Laßt uns, christliche Zuhörer, die wir seinen Namen nennen, und getauft sind auf seinen Tod, unsern Trost, wenn unser Gewissen zagt, Licht und Leitung, wenn es irrt, Aufmunterung, wenn unser Muth erbebt, in diesem Evangelium suchen. Laßt uns durch

Vertrauen auf Gott unsern Glauben an Jesu Verheißung, durch Veredlung unsers Sinnes und Wachsthum in jeder Tugend unsere Huldigung zu seiner Wahrheit beweisen. Ihr seyd Menschen, gewiß fühlt euer Herz die Größe seiner Liebe, den Werth seiner Aufopferung, und Regungen des Danks für beide. Nehmet die Wahrheit: Dank der Lippen lohnt ihm nicht, ihr könntet ihm nur durch die Freude danken, keine seiner Wohlthaten an euch verloren zu sehen. Es preise dich, Freund der Menschen, die Gesinnung guter Herzen, es verherrliche dich auf Erden der Segen guter Thaten, es lohne dir im Himmel die Freude der Gerechten, die, von deiner Wahrheit geleitet, den Weg zu dir gefunden haben. Amen.

Predigt

am Sonntage Jubilate 1793

über Joh. 16, 16 — 23.

Noch stehen wir von ferne, du unser Schöpfer und Vater, noch schauen und beten wir aus dem Staube zu dir empor. Aber dein Geist gibt unserm Geiste das tröstende Zeugniß, daß wir deine Kinder sind, die einst nicht im Tode erliegen, nicht umsonst und nicht ewig mit Erdenschwachheit kämpfen, sondern durch Wahrheit und Vollkommenheit dir näher kommen sollen. Leite du uns zwischen den mannigfaltigen Irrwegen, die sich in Elend und Jammer verlieren, an Täuschung und Schein vorbei, auf dem guten Wege, der zum seligen Ziele führt. Laß uns mit Demuth forschen und zunehmen in deiner Erkenntniß, mit frommem Eifer zum höhern Leben uns vorbereiten, und dann mit Geduld und Vertrauen auf die Stunde harren, in der wir Irrthum, Schwachheit und Sünde zurücklassen, und mit den Engeln vor deinem Thron anbeten sollen in ewiger

Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Heilige uns auch in gegenwärtiger Stunde zu diesem großen Beruf. B. U.

Joh. 16, 16 — 23.

Es gehört mit in das Loos der Endlichkeit und Eingeschränktheit, andächtige Zuhörer, in die Mischung der Vorzüge, welche uns über das Thier erheben, mit den Unvollkommenheiten, die uns unter den Engel herabsetzen, daß das Streben des menschlichen Geistes nach Aufschluß über so viele unerkannte Gegenstände, die uns doch so wichtig sind, und unergründete Schicksale, die uns doch so fühlbar treffen, stets aufgeweckt und rege erhalten, und doch, so lange wir unter der Sonne wandeln, nie befriedigt werden soll. Auch der Gleichgültigste wird wenigstens durch sein eigenes Schicksal und durch Begebenheiten, die nahe genug unter seinen Augen vorgehen, und der Aufmersamere noch durch so viele andere Veranlassungen oft genug zu Fragen, Muthmaßungen und Zweifeln aufgefordert, in denen er sich oft desto unwegsamer verirrt, je länger er die Spur verfolgen will, die ihn zur Wahrheit zu führen scheint.

Warum läßt Gott, wenn er eben so allmächtig, als heilig und gut, eben so heilig und gut als allmächtig ist, warum läßt er gleichwohl so viel absichtlich Böses, und so viele unglückliche Wendungen der besten Absichten in einer Welt zu, wo doch alle einzelne Handlungen, ihr Beginnen und ihre Folgen unter seiner leitenden Vorsehung stehen? Warum muß so oft die gekränkte Unschuld, — vielleicht ohne

Rechtfertigung, ungetröstet, unbedauert leiden, und das verwegene Verbrechen siegt? Warum gab Gott hier dem edeln Menschenfreund zu einem gefühlvollen liebenden Herzen nicht auch das Vermögen, die heiße Zähre des Jammers auf dem Angesichte eines Unglücklichen zu trocknen? Und durch welche seltsame Wahl der Vorsehung kam dort Kraft und Vermögen, so viele zu trösten und zu beglücken mit einem Herzen zusammen, das keine fremde Noth und keine fremde Freude fühlen kann? — Warum mußte hier der Säugling, der kaum die Erde begrüßte, wie eine gesehene und verschwundene Erscheinung wieder dahin sterben? Warum mit dem Jüngling voll der herrlichsten Anlagen die schöne Hoffnung für künftiges Menschenwohl in den Staub fallen? Warum der kraftvolle Mann aus einem wohlthätigen Wirkungskreis, und aus der Mitte unversorgter, trostloser Kinder ins Grab wandeln, und dort harrt der arme verlassene Greis, den keines Kindes liebende Hand mehr pfleget, keines Enkels freundlicher Blick tröstet, mit müdem, gebrochenem Blick auf seine Erlösung, und Gott läßt ihn nicht sterben? — Was ist Gott? Wo ist er? Wo ist der Himmel? Wie wird einst unser künftiger Zustand von dem jetzigen verschieden seyn? Welche Quellen der Glückseligkeit wird uns die Ewigkeit öffnen? Fast lauter Fragen, auf die uns selbst der große Menschenlehrer keine andere als die vorläufige Antwort ertheilt: es kommt ein Tag, an demselbigen werdet ihr nichts mehr fragen.

So staunten einst die Jünger Jesu Christi über dem bevorstehenden Schicksal ihres göttlichen Freun-

des. „Was ist's, daß er sagt: über ein kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein kleines, so werdet ihr mich sehen, denn ich gehe zum Vater." Und Jesus, statt eines Aufschlusses, gibt ihnen ein neues, noch größeres Räthsel: „Weinen werdet ihr und wehklagen, und die Welt wird sich freuen, ihr aber werdet traurig seyn; — doch wenn ich euch wieder sehe, wird Ruhe und unentreißbare Freude in eure Seelen zurückkehren, und an demselbigen Tage werdet ihr mich nichts fragen."

Wir haben eines Gegenstandes erwähnt, der unsers weitern Nachdenkens nicht unwerth ist.

Weisheit und Güte ist auch das, daß uns der Schöpfer über manches, was uns wichtig scheint, nicht so deutlich belehrt hat, als wir wünschen.

1) Gottes Absicht ist weise und gut.
2) Mögen auch wir uns weise in unserer Lage benehmen.

Eine Menge wichtiger Wahrheiten, deren Erkenntniß schon für unser jetziges Leben von Folgen ist, die uns Licht auf dem Wege, den wir wandeln sollen, Muth zu edlen Entschließungen, Trost und Freude in den Widerwärtigkeiten des irdischen Lebens gewähren können, sollen uns darum nicht verschlossen seyn, weil sie der Schöpfer uns nicht eben

so

so nahe als manche andre vor die Augen gelegt, und dem ersten flüchtigen Anblick bemerkbar, verständlich und einleuchtend gemacht hat. Er wollte uns in die Nothwendigkeit versetzen, sie zu suchen, wenigstens die Spuren, die er uns in der Natur vorgezeichnet hat, die Winke, mit welchen er uns in der Offenbarung aufmerksam macht, selber zu verfolgen. Aufmerksamkeit auf die Werke Gottes, Blicke in unser vergangenes Leben, wie zum Beispiel schon manches, was einst düster und traurig begann, lichtvoll und froh sich endigte, fromme Betrachtung der Lehren, welche die Religion uns aufstellt, Betrachtung mit einfachem geradem Menschensinn und gutem offenem Herzen, diese Beschäftigung wird uns in der großen Lection Gotteserkenntniß gewiß immer weiter führen, uns in die Rathschlüsse und Führungen des Ewigen immer mehr mit festem beruhigtem Blick eindringen lassen, und die Ahndungen, mit denen sich das Herz so gerne von Zeit und Erde, von Tod und Grab hinweg in die Zukunft über den Wolken erhebt, immer mehr berichtigen, mit den Einsichten des Verstandes in Einigung bringen, und so zur frohen Ueberzeugung erheben. Wahrheit, die Frucht eigenen Nachdenkens, Ueberzeugung auf Erfahrung gebaut, wird dann unserm Herzen werther, unserm Leben gegenwärtiger, wirksamer zu Trost und Freude und fruchtbarer zu allen Tugenden seyn. Wahrheit die Frucht eigenen Nachdenkens, und Ueberzeugung auf Erfahrung gebaut, wird uns am längsten, und ausdauernd gegen die Lockstimme der Sinnlichkeit, gegen unselige schwankende Zweifelsucht, und gegen die leichtfertige

Ueberredungskunst des Spötters und Verführers bewahren.

Doch auch der aufmerksame Geist, wie sehr er nach Licht und Wahrheit dürstet, wird seine Grenzen finden, und über die lichtern Gegenden hinaus sich bald wieder in Dämmerung und Nacht verlieren, wenn er noch lange weiter forschen möchte über seine jetzige und künftige Bestimmung, Verhältnisse und Schicksale.

Sehr natürlich, wir sind Menschen und keine Engel. Wir können und sollen jetzt noch nichts anders als Menschen seyn. Die Wahrheit ist nicht ferne von uns; sie liegt aufgedeckt in unsrer Mitte; der Engel schaut sie da mit leichtem Blick, wo wir sie mühsam suchen und nicht finden. Aber uns mangelt als Menschen die Fähigkeit sie zu bemerken und zu unserm Eigenthum zu machen. Das irdische Auge sieht sie nicht, denn der unvollkommene Verstand würde sie doch nicht fassen; der Verstand faßt sie nicht, denn das sinnliche Herz würde ihren hohen Werth doch nicht fühlen; das Herz fühlt sie nicht, denn unsere schwache Kraft würde sie doch nicht zur Weisheit und Glückseligkeit benutzen können.

Wir sind Menschen, Geschöpfe wunderlichen Sinnes. Irgendwo mußte Gott unserm Wissen und Verstehen eine Grenzlinie ziehen, wenn er uns nicht zu sich auf den Thron der Allwissenheit erheben wollte. Vergebens wähnen wir in der Stunde des bangen Zweifels, oder wenn wir staunen über die Unbegreiflichkeit unserer Schicksale,

daß ein belehrender Wink von oben, ein Blick in die nächste Zukunft uns beruhigen würde. Wenn zum Beispiel dem Unglücklichen die Stimme der Wahrheit aus dem Munde Gottes dem irdischen Ohre vernehmbar die trostvolle Versicherung gäbe: dein jetziges Schicksal, wie traurig es auch scheine, führt dich der Glückseligkeit wohlthätig entgegen; bald würde er lüstern seyn, zu wissen, auf welchen Wegen, durch welche Zusammenhänge sich sein gegenwärtiges Geschick in Segen und Wonne auflösen würde. Oeffnete ihm die Vorsehung auch diesen Blick, geschwind genug würde er zu dem nämlichen Zwecke viele andere Mittel wissen, und staunend fragen, warum Gott das unzweckmäßigste, (so dürfte es ihm scheinen), warum er das langsamste und kostbarste unter allen wählte. Der Habsüchtige sammelt nie genug; der Unruhige arbeitet sich nicht müde; und der Kleinmüthige banget sich nie satt, der Zweifler findet des Zweifelns, und der Forschsüchtige des Fragens kein Ende. — Irgendwo mußte Gott unserm Wissen und Verstehen eine Grenze ziehn, und hat er sie nicht weit genug gezogen? Mit welchen schönen, fruchtbaren, trostvollen Wahrheiten weiß sich schon die Vernunft selber zu berathen? Mit welchen göttlichen, kraftvollen, zum Himmel heiligenden Belehrungen hat die höhere Offenbarung den Verstand bereichert? Wie führt uns nicht jede duftende Blume des Feldes einem allmachtsvollen liebenden Schöpfer entgegen? Wie erinnert uns nicht jede leise Berührung des Gewissens, was unsre Bestimmung, unsre Pflicht und Würde sey? Wie strahlt uns vom sternenvollen Himmel die Unsterblichkeit, Fortdauer über dem Grabe des Menschen, und Fortdauer über den

Trümmern der Erde entgegen? Und neben uns leben so viele Geschöpfe, die kein Strahl der Vernunft erheitert, die, mit dem gegenwärtigen Augenblick beschäftigt, den vorigen vergessen, und den künftigen nicht ahnden.

Wir sind Menschen, und müssen es seyn, so lange wir auf dieser Erde wandeln, und in diese Einrichtung der Dinge passen wollen. Größere Vollkommenheit würde uns nur desto öfter erinnern, und oesto drückender es fühlen lassen, daß wir hier im fremden Lande wallen, daß Schatten und Schein uns allenthalben umgibt, und die Vergänglichkeit auf dem Fuße nachfolgt, daß die Erde unsern unsterblichen Geist, und er die Erde nichts angeht. Es war Gott ein Leichtes, die Kraft unsers Geistes zu höherer Erkenntniß zu erwecken. Aber der nämliche geschärfte Blick, der uns auf manche vielleicht wichtige, vielleicht heilsame Erkenntniß führen würde, der würde uns auch über Geheimnisse belehren, die uns zu unserm Glück verborgen sind. Welche neue Weisheit könnte uns lohnen, mit welchem Vortheil könnte sie uns das unermeßliche Elend vergüten, das uns unausbleiblich treffen müßte, wenn wir zum Beispiel den Zusammenhang unsrer jetzigen und künftigen Schicksale verstehen, also auch aus den Begebenheiten des gegenwärtigen und vergangenen Lebens die Begebenheiten der folgenden Tage mit Gewißheit berechnen könnten? Wir dürften nur unsre künftigen Schicksale vorher wissen, ach wie würde dann der Aengstliche zittern und der Sichere pochen! Wie würden Weisheit und Tugend in allen Ständen und

Altern scheitern, und Glückseligkeit ein fremder Name seyn! Die besten Freuden der glücklichen Stunde wären verloren, wenn wir sie so ferne und langsam herannähern sähen; und das Unglück würde uns erdrücken, ehe es käme. Wir würden darben, ehe wir arm wären, kraftlos da liegen, ehe wir krank würden, und todt seyn für uns und die Welt, ehe wir stürben. Die sanfte Hoffnung, die jetzt das Bessere nur wahrscheinlich glaubt, würde in Sicherheit ausarten, und die heilsame Wachsamkeit, die das Schlimmere nur für möglich hält, in trostlose Verzweiflung verwildern. Schön sagt Salomo: „Am guten Tage sey gutes Muthes und den bösen halte auch für gut; denn Gott schuf diesen neben jenem, daß der Mensch nicht wissen soll, was zukünftig ist.

Wir sind Menschen, und sollen es seyn, um einst mehr zu werden. Keine für uns wichtige Wahrheit soll uns ewig verschlossen, kein Glück unerreichbar bleiben. Der ganze edle Schatz ist unser, uns aufbewahrt in den Händen unsers Vaters. Aber weise theilt er uns das Gute in einzelnen sparsamen Gaben zu, um uns den Genuß zu verlängern und zu vermehren, und den Wachsthum unserer Kräfte durch Uebung zu befriedigen. Der Plan unsrer Beglückung durch Wahrheit und Tugend ist für unsere unsterbliche Dauer berechnet. Es wäre ein unkluger Vater, der seinen Kindern alle Freuden, die er ihnen zugedacht hat, auf einmal in den Schooß schüttete. Er würde sie nicht erquicken, sondern betäuben, nicht Freude sondern Gleichgültigkeit in ihnen erwecken, und sich selbst der Mittel berauben, ihre fortdauernde Folgsamkeit

zu belohnen, und ihren wachsenden Eifer zu ermuntern. So erzieht Gott seine Unsterblichen nicht. Langsam führt er uns von Stufe zu Stufe zur Weisheit und Vollkommenheit empor. Wir schauen immer näher die Wahrheit auf ihrem erhabenen ewigen Thron, und übersehen, je höher wir kommen, desto lichtvoller den reinen Zusammenhang dessen, was uns nur darum verwirrt und mangelhaft scheinen muß, weil unser Auge nur einen unbedeutenden Theil des Ganzen zu messen vermag; und der große belehrende Tag bleibt nicht aussen, auf den uns Christus in unserm Evangelium vertröstet: Ihr werdet mich nichts mehr fragen.

Gottes Absichten sind weise und gut; mögen auch wir uns weise und gut in unsrer Lage benehmen.

Unsre Pflicht ist es, unsre geistige Kraft zu üben, mit Demuth zu forschen nach Wahrheit. So thöricht und vermessen es wäre, in Geheimnisse eindringen zu wollen, die Gott unserm Auge verborgen hat, so unverantwortlich würde es seyn, die Kraft des Geistes, die er dem Menschen zum Eigenthum gab, schlummern zu lassen im Dienste der Eitelkeit, gleichgültig zu seyn gegen die Belehrungen, die uns mit so großem Aufwand in der Natur und Offenbarung aufgestellt und überliefert sind, sich selbst fremde zu bleiben, die Kenntniß seiner ganzen Pflicht, die edelsten Beweggründe zu ihrer Erfüllung, Nahrung des Glaubens, Tugend und Freude sich selber zu versagen. Wir haben noch vieles zu lernen, noch manches Irrthums Ungrund

zu erkennen, noch manchen Zweifel und Wahn zu berichtigen, noch an manche trostvolle Wahrheit den Glauben in uns zu befestigen. Betrachtet in den Werken der Natur wie in einem Spiegel die Eigenschaften und Größe ihres Schöpfers. Verfolget in euern Erfahrungen wie an einem zarten Leitfaden seine Führungen und Absichten. Leihet euer aufmerksames Ohr den Belehrungen des Evangeliums von Jesu Christo, und öffnet seiner höhern Gottesweisheit den Verstand und das Herz. Werdet weise zur Seligkeit. Die Güter, die wir von der Erde uns zum Schatze sammeln, fordert einst die Erde an uns zurück; die bessere Weisheit des Geistes geht mit ihm in die Ewigkeit hinüber, und wird dort die Grundlage seines höhern Wachsthums. Die Fähigkeit und Geschicklichkeit des Körpers verschwindet mit ihm auf der Erde; die bessere Kraft, die wir in unserm Geiste wecken und ausbilden, macht uns zu unserer Bestimmung im Himmel fähig.

Nur sollen wir, indem wir Wahrheit und Aufschluß suchen, über den minderwichtigen Fragen und Gegenständen die wichtigsten nicht vergessen. Wer bin ich? Wem verdanke ich Leben und freudiges Daseyn? Wozu bin ich da? Wozu habe ich jede meiner Anlagen, meine Vorzüge vor allen sichbaren Geschöpfen der Erde empfangen? Habe ich bisher meinem Schöpfer in Anbetung, Dank und Vertrauen gehuldiget? Habe ich nie den Frieden seiner Geschöpfe gestört? Bin ich auch keinem den Dank, die Belehrung, den Rath, den Trost, die Hülfe, die Liebe schuldig geblieben, wozu die Stimme meines Verstandes, die Gefühle meines

Herzens und der ausdrückliche Wille meines Schöpfers mich aufforderte? Dauert nicht irgendwo noch eine Unvollkommenheit, ein Leiden auf meine Rechnung fort? Welche Fehler habe ich noch abzulegen? Was macht mich weiser, besser und beruhigter? Herrschet der Geist Jesu Christi in meinen Gesinnungen? Wohnet sein Friede in meinem Herzen? Erneuert sich das Bild seiner menschenfreundlichen Tugenden in meinem Leben? Ich werde vielleicht morgen nicht mehr unter den Sterblichen wandeln, aber werde ich bereit seyn, vor dem Richterstuhl der Wahrheit und Gerechtigkeit zu erscheinen, und das Leben der Ewigkeit zu beginnen? Diese gewichtvollen Fragen sind es, die uns näher als jede andre angehen, die wir uns beantworten können und sollen, deren Aufschluß uns zur Seligkeit kann weise machen. Diese gewichtvollen Fragen machet in den Stunden der Einsamkeit, des Ernstes und Nachdenkens zum Gegenstand eurer Untersuchungen, — und laßt Gott in seiner Regierung walten. Lasset ihn dafür sorgen, wie er die Unschuld, wo sie unterdrückt wird, hervorziehen und krönen, wie er Religion und Tugend gegen Unglauben, Spott und Verfolgung retten, wie er eure Sache und die Sache der Menschheit ausführen werde zum Ende.

Doch es soll nicht bloß die letzte erzwungene Entschließung menschlicher Ohnmacht seyn, mit der wir Gott überlassen, was wir nicht ändern können, und endlich aufhören zu fragen, wo er keine Antwort ertheilt; vielmehr sollen wir aus dem, was wir wissen, über das, was wir nicht wissen, uns beruhigen, mit Freuden unsere Schick-

sale und die theuersten Angelegenheiten des Herzens in die bessern Hände des Allesvermögenden und Alliebenden legen, und ihn mit dem kindlichen Zutrauen ehren, daß er, dessen Wege so weit wir sie kennen, tadellos und gut sind, auch weiter hinaus alles ausführen werden zu einem guten und seligen Ende. —

Die Bahn die ich zu durchwandeln habe, die Leiden und Freuden, die meiner noch warten, sind zwar meinem forschenden spähenden Blicke noch verborgen; aber ich schaue in mein vergangenes Leben zurück, und verkenne die Spuren eines unsichtbaren Führers nicht, der mir auch im Unglück nie Kraft zum Dulden, nie Trost gebrechen ließ, und oft mit unerwarteter Hülfe, und Freuden, die ich nicht zu hoffen wagte, mein zagendes Herz beschämte. Ich weiß nicht, wie nahe oder fern mein Grab mir offen steht; aber das weiß ich: es sind alle Haare auf meinem Haupte gezählt, und es fällt keines herunter ohne den Willen meines himmlichen Vaters. Ich verlasse die Erde, und auf ihr alle, die ich liebe, alle, die mir kummervoll und trostlos nachweinen; aber ich weiß daß sie unter dem Auge einer sorgenden Vorsehung zurückbleiben, und daß mein Daseyn oder Hingang, ich das schwache Erdengebilde, an ihrem Plan und Gang nichts irre machen noch ändern kann. Dunkelheit liegt über den Gräbern; aber aus dem Dunkel trat im Glanze der Unsterblichkeit ein Mann hervor, der uns Wiedererwachen aus des Grabes Nacht, und eine Wonne ankündiget, die kein irdisches Auge sehen, kein Ohr vernehmen, und kein Herz begreifen kann. Die Erde ist

schön und wonnereich; wie schön muß der Himmel, wie groß die Wonne seyn, mit welcher Gott den Unsterblichen die Banzigkeit des irdischen Todes bezahlt! —

Aber wir wandeln noch diesseits des Grabes. Unsre Pflicht ist es nach dem Maß unsrer gegenwärtigen Kenntnisse zu handeln, der Ewigkeit die uns über alles belehren und alles vollenden wird, auf dem Wege der Tugend entgegen zu wallen. Denn alle erworbene Erdenweisheit, und alle Engelsweisheit, wenn wir sie vom Himmel herabzaubern könnten, wäre ein todter vergrabener Schatz, wenn sie nicht bessernd und heiligend in unsern Gesinnungen wirkte, und zu edler Thätigkeit unser Leben beseelte. Wir wollen also den Schöpfer jetzt noch nicht so wie der Engel erkennen; laßt uns ihn so, wie er dem Menschen erkennbar ist, verehren, vor dem Allmächtigen in Demuth anbeten, dem Allweisen Vertrauen, den Liebevollen und Erbarmer lieben, vor dem Auge des Allsehenden wandeln, und dem Willen des Heiligen und Gerechten durch unsern Wandel entsprechen. Wir wollen nicht eindringen in den Plan seiner Weltregierung; laßt uns seine Absichten, so wie sie unserm Auge erkennbar sind, befördern, das Gute lieben, befördern und ausbreiten, wo wir es finden, dem Unglücklichen die Schale des Trostes und die Hand der Hülfe reichen, keine Thränen, als wo es möglich ist, Thränen des Dankes und der Freude in die Augen unsrer Brüder pressen, auch fremder Vergehungen Folgen einschränken, durch unsern Beitritt zur guten Sache Jesu Christi, Glau-

ben, Wahrheit und Tugend in der Welt erhalten und fortpflanzen, das Leben des Himmels auf der Erde beginnen, und des Himmels Freuden durch Sanftmuth und Liebe auf die Erde herabziehen.

Ein Leben der Gottseeligkeit gewidmet führet uns der belohnenden Ewigkeit entgegen, und die Ewigkeit ist es, die uns einst über alles belehren wird. Wenn die Verhältnisse der Erde sich in die Verhältnisse des Himmels auflösen, dann wird vor unserm Auge Alles Licht, Zusammenhang und Ordnung seyn. Dort werden unsre Klagen in Dankgesänge, unsre Zweifel in Wahrheit, unser Staunen über das Unbegreifbare in frohe Bewunderung des Begriffenen sich umwandeln. Und an demselbigen Tage, sagt Jesus, werdet ihr mich nichts fragen.

Dort werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen;
Was unerforschlich hier geschah.
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang. Amen.

Predigt

am Sonntage Exaudi 1800

über Luc. 20, 9 — 18.

Erfreut mit vielfachen Gaben, an Geist und Körper und Glück, reich an Gelegenheit und wohl auch an Mitteln gutes zu wirken in deinem Reich, gestärkt mit der Ahndung der Unsterblichkeit auf einer Erde voll Gräber, blicken wir zum Himmel auf und bekennen: Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe ist von dir, Vater des Lichts!

O daß wir denn auch deine wohlthätigen Absichten verstehen, und in der Anwendung unserer Kräfte und in dem Genusse unsers Glücks sie nie aus den Augen verlieren mögen! Daß wir an unserer Stelle Gutes um uns her in deinem Reiche befördern und selber besser werden mögen, Vater des Lichts.

Dazu stärke uns der fromme Glaube an deine Nähe und Aufsicht über uns, auch wenn du ferne scheinest; es stärke uns dazu der ernste Gedanke an den verborgenen Tag der Rechenschaft und der Vergeltung. Erleuchte in dieser Stunde durch dein Wort unsern Verstand, das Gute zu erkennen. Heilige unser Gemüth, es zu wollen. Gib zum Beginnen Muth, und Kraft zur Vollendung. V. U.

Text Luc. 20, 18.

Die Gleichnißrede, welche wir euch vorgelesen haben, stellt eigentlich unter ihren verschleiernden Bildern das Betragen der Israeliten gegen die edeln und erleuchteten Männer dar, die von Zeit zu Zeit von der Vorsehung geweckt unter ihnen auftraten, und ihnen die Wahrheit sagten. So verfolgten sie ihre Propheten; so sank Zacharias Barachiä Sohn blutig nieder zwischen dem Tempel und dem Altar; so endete noch in den Tagen Jesu der ernste Lehrer der Wahrheit und frohe Vorbote des nahen Himmelreichs; — und Jesus selbst, von dem alle Propheten zeugeten, der letzte und vollendende in der großen Reihe, der Sohn vom Vater gesendet seinen Brüdern zur Rettung. Ja sie nahmen dich, du Edelster und Wohlthätigster, und tödteten dich, und warfen dich hinaus vor den Weinberg. Das ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben, und der zum Eckstein geworden ist, ein fester sicherer Grund des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung denen, die ihr Bestes und Heiligstes auf ihn bauen mögen, und ein Stein des Anstoßes, schmerzhaft verwundend und tödtlich verletzend, denen, die mit thörichter feindseliger Wuth gegen ihn anlaufen, daß sie ihn zer-

splittern möchten. So kündigt Jesus unter seinen Zeitgenossen jenen frevelnden Verfolgern der Wahrheit und ihrer Boten, der Tugend und ihrer Verehrer, auch ihr vergeltendes Schicksal an: der Herr des Weinbergs wird kommen, und diese Weingärtner tödten, und seinen Weinberg andern austhun. Es liegt in diesem Gemälde, das Jesus seinen Zeitgenossen verhält, die ernste Lehre: es ist dem Leichtsinn, und dem Frevelsinn nichts so ehrwürdig und heilig, das er nicht verachten und mißhandeln und mit Füßen treten könnte, und es ist nichts so wohlthätig, so erfreuend, so tröstend und heilend das nicht durch Verachtung, Mißbrauch und Mißhandlung im nämlichen Grade zerstörend würde, wie es wohlthätig seyn konnte; kein Segen auf Erden und im Himmel, den sich der Verächter der Wahrheit und der Tugend nicht könnte in Fluch verwandeln. Aber laßt uns zur Erbauung für diese Stunde die gehaltvolle Gleichnißrede des Erlösers noch von einer andern uns nähern, und dem Herzen ansprechendern Seite mit einander betrachten.

Seinen Weinberg, den er gepflanzt hatte, vertraut ein Mensch, der sich auf lange Zeit entfernen will, einer Anzahl von Arbeitern zur Wartung oder Nutznießung an. Diese während seiner Abwesenheit einer ungestörten Willkühr überlassen, mit ungebundener Hand zu schalten und zu walten, verlieren bald das Verhältniß gegen ihren Herrn und den fernen Tag seiner Rückkehr aus den Augen, und fangen an, das, was ihnen anvertraut war, als Eigen-

thum anzusehen und zu mißbrauchen. Zwar sendet der Herr des Weinbergs Boten um Boten und zuletzt seinen lieben Sohn, um nach seinen Früchten zu sehen. Aber zu spät und umsonst. Keine Warnung warnt die Sichern mehr, bis er selber kommt und Rechnung hält, und verfährt wie recht ist.

Erkennet ihr hierin den Grundstrich eines menschlichen Verhältnisses, einen Zug des menschlichen Herzens? Wie jene Weingärtner an ihrem Orte, so sind wir in dem großen Garten, den Gott gepflanzt hat, durch unsere inneren Fähigkeiten und Kräfte, und durch unsere äußeren Verbindungen, Gelegenheiten und Güter von Gott bestimmt und angewiesen, zu seinen großen heiligen und wohlthätigen Absichten, jeder an seinem Orte in seinem engen oder weiten Wirkungskreise, thätig zu seyn. Und was wir in uns oder außer uns gutes besitzen, ist nicht unser Eigenthum sondern anvertrautes Gut.

Wie jene Weingärtner an ihrem Orte, vergißt der Mensch so leicht und so gerne und darum so oft, was er ist, und verlieret bald auf längere bald auf kürzere Zeit den fernen Tag der Rechenschaft aus den Augen.

Wie jenen Weingärtnern, so schickt auch uns der Herr des Weinberges von Zeit zu Zeit Boten, daß wir ihnen gäben von der Frucht des Weinbergs. Kennet ihr sie? O wenn wir sie nicht kennten, wie wahr wäre es, daß der Mensch in leichtem flüchtigem Sinne, oder in tiefem mit irdischen Entwürfen befangenem, von irdischen Geschäften angestrengtem

Sinne selbst die Winke und Ermahnungen übersehen kann, durch welche ihn die erziehende Vorsehung an das erinnern will, was er in Gefahr ist, so leicht zu vergessen!

Unsere innern Fähigkeiten und Kräfte und unsere äußern Glücksgüter sind von einer höhern, weise vertheilenden Hand wie der Weinberg nur anvertrautes Gut. Durch keine Verjährung und durch keine Erbschaft, noch weniger durch Mißbrauch und Ungebrauch kann es unser Eigenthum werden. Zwar wir begründen unser Recht zu manchem ausser uns mit Testament und Taufschein, und bedürfen zu so manchem, was uns Natur verlieh, keines von beiden; und was könnten wir mehr unser Eigenthum nennen, als was wir mit Sorgfalt und Wachen und Arbeiten in uns ausgebildet und ausser uns gesammelt haben? Aber wie oft erfahren und empfinden wir es, daß die menschlichen Ausdrücke, mit welchen wir unter Menschen unsere Vorzüge und Verhältnisse richtig bezeichnen, leerer Schall, und dem, der ihn fest hält, Trug und Täuschung werden, sobald unser Geist an den unsichtbaren Ewigen denkt, der mitten unter den Menschen doch der nächste um uns ist, und wenn alle Menschen sich von uns, oder wir von ihnen uns zurückgezogen haben, uns nahe bleibt!

Gerecht und edel von Menschen geachtet, und wenn auch mit Recht, werfen wir uns vor dem Allsehenden und Heiligen nieder, und beten: Wer kann merken, wie oft er fehle? Verzeihe mir die verborgenen Fehler. — Ehre gebend

und

und Ehre fordernd untereinander nach menschlicher Billigkeit und Recht, treten wir zurück, und beugen uns vor dem Erhabenen, und bekennen: Herr du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft, denn durch deinen Willen sind alle Dinge geschaffen. — Glücklich geschätzt von Andern, wenn auch mit Recht, und geschmeichelt durch das Urtheil, daß wir es seyen, und reich an Weisheit und Kraft, unsere Wünsche zu erfüllen, gehen wir in unser Kämmerlein, und haben doch noch eine Thräne zu weinen, und eine Klage die vor Menschen nicht laut ward, und im tiefen Gefühl unserer Ohnmacht einen Wunsch an Gott, der allein überschwenglich thun kann. Diesen Unterschied, dies zweierlei der Verhältnisse, wenn wir uns neben Menschen stellen, die uns gleich sind, und wenn wir vor Gott stehen, der über uns ist, laßt uns auch dann nicht aus dem demüthigen Herzen verlieren, wenn wir den Blick in uns auf unsers Geistes Kraft oder außer uns auf das alles werfen, was wir unser Eigenthum und unser Glück nennen. Laßt uns auch hier ein anderes Gefühl mit einem andern Ausdruck bekennen: „Was ich nur Gutes habe, ist deine milde Gabe, du Vater alles Lichts, das Daseyn und das Leben, ward mir von dir gegeben, und ohne dich vermag ich nichts." — „Sowohl Verstand als Kräfte zum nützlichen Geschäfte, hab ich von deiner Huld, dein ists, wenn gute Thaten dem Vorsatz wohl gerathen." — O wir sollten ja das stille Gefühl und den lauten freudigen Genuß, und jeden Gebrauch unsers Glückes oft mit der Erinnerung

heiligen; der Herr hats gegeben, wenn auch aus dem einzigen Grunde, damit wir, wenn eins oder das andere hier auf dem Schauplatz des Wechsels und Unbestandes uns wieder entrissen würde, damit wir unserm Herzen tröstend wieder sagen könnten: der Herr hats genommen.

Was wir unser Eigenthum nennen, ist anvertrautes Gut, — und wozu?

Werfet einen Blick auf die zahllosen Werke und Anstalten Gottes, auf welche ihr wollt, auf die Sonne, die aus hoher Himmelsferne herableuchtet, auf den Regentropfen, der am Pflanzenkeim der Erde ihr Bild zurückwirft, auf die Knospe, die von beiden gestärkt und erquickt ihre Blüthen entwickelt und den Segen ihrer Früchte ausbreitet; die größte Kraft feiert nicht; die kleinste und schwächste arbeitet nicht wirkungslos, stille und unbemerkbar und langsam, aber nicht wirkungslos; die verschiedenartigste störet nicht; jede wirkt ein in den großen Wirkungskreis an ihrem Orte, und in ihrer berechneten Stunde, und wirkt zu einem großen unverkennbaren wohlthätigen Zweck ihres Urhebers; und die unübersehbarste Mannigfaltigkeit, und eine Ungleichheit, für welche wir weder Maß noch Zahlen haben, theilt sich segnend mit, und gleicht sich vergütend aus in der Erhaltung und Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen; und Gott sieht herab auf sein Werk, und freuet sich, daß alles gut ist, der Gott der Weisheit und der Liebe.

Und werfet, wenn ihr eine neue Welt voll unübersehbarer Mannigfaltigkeit und befremdender Un-

gleichheit, voll scheinbaren Wiederspruchs im wohlberechneten Plane der Einheit sehen wollt, einen Blick auf das, was euch das nächste ist, die Menschheit. Neben dem Weisen, der mit kühnem Blicke die Sterne des Himmels mißt, wandelt sein Bruder, und heftet den fernsten Blick auf das Ackerfeld, das seinen Bedürfnissen Brod giebt; und neben dem Fröhlichen in seiner Kraft, schleicht der Traurende an seinem Stab, und zwischen der aufkeimenden Kindheit und zwischen dem niedersinkenden Alter sehet ihr die gedeihliche Mannesstärke, und neben der Schüchternheit den Muth, und an der Schwelle des glücklichen Reichen den Lazarus in seiner Armuth. Und wir sind alle deine Kinder, Gott der Weisheit und der Liebe, in dieser Welt um uns her voll Kräfte, die nimmer stocken, voll Ordnung, die sich nimmer verwirrt, voll Segen, der nicht ausbleibt, und haben, was jedem davon zu Theil ward, von deiner weise vertheilenden Hand, und die Leiden die uns daran erinnern, daß wir auf der Erde, und nicht im Himmel sind, auch von deiner Hand, und sind durch die mannichfaltigsten Bande, der Gefühle, der Bedürfnisse, der Schicksale, der Gesetze miteinander verbunden; keiner dem andern fremde, und können durch unverdrossenen weisen und liebenden Gebrauch unserer Kräfte und Gaben unser aller Wohl befördern und segnend mittheilen und vergütend ausgleichen, und fühlen, daß wir's können, und wissen, daß wir's sollen.

Wir wissen, daß wir's sollen, und mit welcher Verantwortung wir's sollen. Sagte es uns auch nicht unser Herz, es ist eine von den Ermahnungen,

die Jesu immer so nahe lagen, eines von den Bildern, das in seinem belehrenden Vortrage so oft wiederkehrt, das Bild eines weisen Hausvaters, der seinen Hausgenossen in ungleichem Verhältnisse seine Güter anvertraut, Treue von jedem und weise redliche Anwendung fordert, und am Tage der Rechnung, erwartet oder unerwartet, nicht ausbleibt; der die Treue, womit der eine zehn, der andere fünf Pfund verwaltete, mit gleichem Wohlgefallen ehrt, und mit der schönsten, würdigsten Belohnung, mit höherem Zutrauen ehrt, und eben so furchtbar gerecht als milde und gütig dem Engherzigen, der sein Pfund verscharrte, und dem Leichtsinnigen, der es gewissenlos verschleudert, das Zutrauen entzieht, dessen er nicht werth war, und den strafenden Gefühlen seines Gewissens und seiner Unwürdigkeit ihn überläßt. —

Wundert euch nicht, daß es ihm in allen seinen Belehrungen so nahe lag. Es lag mit der Stärke des eigenen Gefühls und Bewußtseyns in seinem frommen Herzen, und leuchtete mit der Stärke und dem Segen der Wahrheit aus seinem wohlthätigen Leben. So bekennet er: ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesendet hat, so lange es Tag ist; und er wirket sie am heitern und am trüben Tage mit Gebet und Freudigkeit und Thränen, und ist am niedersinkenden Abend noch nicht fertig, wenn ihm der Vater noch ein gutes Herz entgegenführt, das er mit neuer Kraft zur Tugend stärken, oder ein wundes Herz, das er in Trost vom Himmel einhüllen kann. — So betet er über seine Jünger. Einst hatte er sie,

wie vom Zufall ihm entgegengebracht, selber gefunden an der Zollstätte und am Meer. Drei Jahre lang waren sie der Gegenstand seiner unterrichtenden und erziehenden Liebe. Sein Geist war es, der in ihnen glaubte und liebte, und hoffte und duldete. Sein Segen und seine Wohlthat war der große himmlische Schatz, der für eine späte ferne Nachwelt in ihren Seelen sich sammelte. Aber betet über sie: heiliger Vater, sie waren dein, und du hast sie mir gegeben, und ich habe sie erhalten in deinem Namen, die du mir gegeben hast, und umfaßt sein ganzes wohlthätiges Leben mit einem Blick, und betet: Ich habe dich verklärt auf Erden, ich habe das Werk vollendet, das du mir gegeben hast, das ich thun sollte.

So glaubte und so lehrte Jesus, und so tönet es ihm noch von dem Munde und aus dem Herzen seiner Apostel nach. Wir sind durch unsre Kräfte Haushalter über Gottes Geheimnisse, und Gott fordert von uns, daß wir treu erfunden werden. Und es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist, und es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr, und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket Alles in Allem, damit in einem Jedem die Gaben des Geistes sich erzeigen mögen zum gemeinen Nutzen; — und wer was ihm anvertrauet ward, zum Guten reichlich und in Hoffnung säet, der wird freudig erndten, und wer kärglich und

verdrossen säet, der wird auch kärglich erndten.

Welchen Ernst und welche Freudigkeit und welchen Segen zum treuen Gebrauch der verliehenen Kräfte könnten diese Belehrungen der Religion gewähren, die über unsere Verhältnisse zu Gott, uns selber und die Dinge ausser uns solch himmlisches Licht verbreiten! — Aber wie leicht vergißt es der Mensch im Gedränge der Sinnlichkeit, die ihm so viele Zerstreuungen bietet! Wie leicht verrückt ihn bald Stolz und bald der Eigennutz, bald wilder Hang nach sinnlicher Ergötzung und bald der schwere Hang nach Ruhe und Bequemlichkeit aus dem Standpunkt, auf dem er in seiner Demuth so groß, in seiner Schwachheit so stark, in seiner Armuth so reich, in seiner Treue so belohnt, und in Glauben und Hoffnung so selig seyn könnte!

Und der Herr des Weinberges ist wie ferne über das Land gezogen, und beobachtet, so scheint es, den treuen Eifer des Redlichen nicht, und warnet und straft, so scheint es, die Untreue des Sorglosen und Verwegenen nicht. Und er wird wohl nicht mehr zur Rechnung kommen, so denkt das leichtsinnige Herz, und mißbrauchet sein Eigenthum; oder es mißbrauchet sein Eigenthum und denkt gar nichts.

O daß wir uns nicht täuschen mögen! Er ist uns nahe. Nahe in unsern Schicksalen, wer darauf achten mag. Wer überrascht uns oft mit einem Segen, den wir nicht suchten und nicht erwarteten, und

wer entzieht uns oft das Liebste, und das Verwahrteste unter Schloß und Riegel? Eine verborgene Hand wägt uns ab und zu, und wir wissen freilich nicht immer, aber oft gar wohl warum.

Er ist uns nahe in den unwillkührlichen heiligen Rührungen, die so oft das gute weiche Herz besuchen, und im kalten und harten seltener und doch noch oft, und spät hinaus noch zucken. Aber sie kommen und schwinden, wie eine verhallende Stimme, wie der Wind, du hörst sein Sausen wohl, aber du achtest nicht, von wannen er kommt.

Er ist uns nahe in dem Gewissen, wer darauf achten mag, in dem Gewissen, das oft einen frohen Tag ohne Gott noch in der Mitternacht mit seinen Stacheln bezahlt, und das den Redlichen am Abend eines mühevollen heißen Tages sanft einschlummern, und heiter zu einer neuen Reihe guter Thaten erwachen läßt. So schlummert er am letzten Abend seines Lebens noch ein, und erwacht so von der Stimme geweckt: du Guter bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

Und wo wäre uns Gott nicht nahe? Er ist es in den Boten, die er uns sendet, daß wir ihnen geben von der Frucht seines Weinberges. Ihr kennet sie! Es sind die Seinen, die das suchen, was ihr ihnen seyn könnt, und das bedürfen, was von Gott für sie in eurem Herzen oder in eurer Hand liegt; die Unwissenden, die euern Rath, die Unerfahrenen, die eure Warnung, die Zarten, die eure

Pflege und Erziehung, die Armen, welche eure erfreuende Gabe, die Angefochtenen, welche eure Vertheidigung, die Niedersinkenden, die eure helfende rettende Hand bedürfen. Es ist das nasse, trübe Auge, das euch um Trost und Linderung anfleht, und jedes blutende Herz, das euch seine Wunden aufdecket.

Dies sind seine Boten, die Gott uns sendet, und der Ruf der Menschlichkeit aus ihnen ist ihre Anweisung an uns; und es ist etwas in uns, das ihre Aechtheit wohl anerkennt. So möge denn der Glaube und die Erinnerung an Gottes Nähe und Aufsicht auf uns, und an die nahe oder ferne Stunde der Rechenschaft unserm Herzen nie fremde werden.

In dem großen Reiche Gottes, das von der Tiefe der Erde bis zum äußersten Sterne nur eins ist, in dem Reiche Gottes, voll weiser Mittel zu guten Zwecken sind wir seine Haushalter, auf welcher Stufe menschlicher Schätzung wir auch stehen mögen, und sind mit dem Berufe geehrt, seine wohlthätigen Zwecke zu befördern. — Möge diese Erinnerung unsere Kräfte und unsern Wirkungskreis uns lieb und theuer und heilig machen. Die Art, wie wir zu dem Besitze irgend eines Gutes gelangt sind, hat unstreitig auf das stille Gefühl, womit wir es besitzen, einen großen Einfluß; und die nämliche Gabe von einer andern Hand gereicht, und das nämliche Mittel zu einem andern Zweck bestimmt, hat einen andern Werth; und der Segen von Gott zum Segnen gereicht, zum Wohlthun nach seinem Bilde — o er hat gewiß den größten heiligsten Werth, und

ihn begleitet große Seligkeit im Nehmen, noch größere im Geben.

Möge dieser Glaube unsere Treue im Beruf, den uns die Vorsehung angewiesen hat, unterstützen, den Weisern und Mächtigern auf seiner höhern Stufe mit Demuth, und jeden Geringern auf seiner tiefern Stufe mit Zufriedenheit segnen, unter Mühe und Schwierigkeiten uns mit Vertrauen und Hoffnung trösten, und den redlichen nimmer müden Fleiß der Liebe, und jede ihrer Aufopferungen für den Undank der Welt, mit dem Beifall Gottes trösten.

Möge dieser Glaube und seine Wirkung am Abend des Lebens uns einen frohen Rückblick auf unser Tagewerk, und einen leichten Gang zur Rechenschaft gewähren. Möchten wir in unserer letzten Stunde alle beten können wie Jesus: Vater ich habe dein Werk vollendet auf Erden, das du mir gegeben hast. Amen.

Predigt

am ersten Sonntage nach Trinitatis 1803

über Luc. 16, 19—31.

Vater der Menschen, wir beten zu dir für unsere Brüder auf Erden, die uns nahe und ferne sind, die wir kennen und die wir nicht kennen, die uns lieben und die uns hassen, daß du dich ihrer väterlich erbarmen, ihre Unvollkommenheiten und Drangsale mindern, und sie alle, wenn auch durch mancherlei Leiden, zum Genusse deines Friedens führen wollest.

Aber wir erkennen es auch, Beten erschöpft nicht unsere ganze Pflicht; denn du willst gerne, Gott der Güte, willst gerne Menschen erfreuen und segnen durch Menschen. Laß uns die Erhörung unserer Bitte für ihr Wohl dankbar und freudig erkennen, wenn du uns Unglückliche zuführst, die unsers Rathes und unserer helfenden Liebe bedürfen, uns ihre Gebrechen und Klage bekannt werden lässest,

und wir Kraft und Mittel zum Trösten und Beruhigen und Erfreuen in unserem Herzen und in unsern Händen finden. Möge dann nie eine mürrische und unfreundliche Weigerung unsers Wirkens unser Gebet für sie zur Lüge machen, und unser Herz vor dir verdammen. Gut und barmherzig das wollen wir seyn, wie du es gegen uns bist, und mit diesem Dank für deine Güte dich ehren.

Es stärke uns dazu die Betrachtung deines Wortes in dieser Stunde, und unser stilles Gebet! V. U.

Text Luc. 16, 19 — 31.

Ein gefühlvolles Herz, das in fremdem Glück sein eigenes finden kann, und für frembes Elend Thränen, Gebete und Hülfe hat, es ist die schönste Gabe, womit der Vater der Menschen uns beglücken und würdigen konnte; eine Quelle der edelsten Empfindungen für den guten Menschen selbst, und eine Quelle des Segens für seine Brüder, die sich seiner Sanftheit und Güte freuen. Oder wie konnte uns der Schöpfer den Genuß des Lebens angenehmer, edler, fruchtbarer vervielfachen, als indem er uns fähig machte, die Freuden so vieler, die unsers Geschlechtes sind, und die wir lieben, theilnehmend mitzufühlen! Wie konnte er uns ähnlicher seinem Bilde schaffen, als wenn er uns Liebe zur Natur, und Wohlthun zur heiligen Pflicht gab, er der Himmel und Erde mit Liebe umfaßt und sich aller seiner Geschöpfe erbarmt? Und wie konnte er die Leiden, die sich auch durch die Freuden seiner Kinder auf Erden vielfach flechten, angenehmer mildern und ver-

süßen, als da er für die Thräne und für die Klage der Leidenden das Herz ihrer Brüder fühlend stimmte, und nicht etwa durch überirdische Wohlthäter, oder nur durch verborgene Naturkräfte, sondern am öftersten und liebsten durch lieben Menschenzuspruch Trost in die bekümmerten Seelen, durch thätige Menschenhülfe Balsam in die schmerzenden Wunden gießen läßt. Aber auch dieses heilige Gefühl — wie wird es oft verwahrlos't, eingeengt, übertäubt, unterdrückt, fast bis zur letzten Spur aus der Seele weggewischt! Ein sprechendes Beispiel hiezu stellt uns Christus in der Erzählung unsers Textes auf. Wenn es eine wahre Geschichte ist, sie ist ein trauriges Denkmal, wie sehr sich Menschen verschlimmern können. Wenn es eine willkührliche Erzählung ist, in welche Jesus seinen Zuhörern eine wichtige Wahrheit einkleiden wollte, auch zu Gemälden dieser Art hat er die Züge nicht aus der Luft gegriffen, sondern tief aus dem menschlichen Herzen geschöpft, und seine einfachen Darstellungen sind ein Spiegel der Erfahrungen seiner und aller Zeiten. Möge die Absicht des lehrenden Menschenfreundes an uns erfüllt werden, wenn wir einige Warnungen gegen Gleichgültigkeit bei den Leiden unserer Nebenmenschen aus unserm Texte aufsuchen, und zeigen

1) warum es nöthig, und

2) wie es möglich sey, sich dagegen zu verwahren.

Es muß nöthig seyn, sich gegen die Schwächung und Abstumpfung des zarten Gefühls für fremde Leiden zu bewahren; denn es gibt Menschen, deren

Herz der himmlische Hauch der Liebe auch einst angeweht und zum Wohlthun geweihet hat, und die sich doch allmählig und unvermerkt so abhärten konnten, daß sie für Menschenwohl und Weh um sich her wenig Sinn mehr übrig haben. Sie ahnden die Noth stiller bescheidener Unglücklichen, und ihr Herz sagt ihnen nichts dazu. Sie hören die laute Klage, sie sehen die rinnende Thräne, aber ihr Auge hat keine Thräne des Mitleids dafür. Ja sie können Menschen, denen es wohl wäre, selber in Noth und Leiden stürzen, und über die Trümmer eines fremden Glückes ihr eigenes bauen; sie scheinen nur sich zu kennen, nur für sich zu leben, und wenn nur sie gesättiget und glücklich sind, kein edleres Bedürfniß zu fühlen, keine höhere Pflicht, keinen schönern Zweck des Daseyns mehr zu ahnden. So lebt in unserm Evangelium ein Mann im Ueberfluß und Vollgenusse, alle Tage umringt von neuen wechselnden Freuden, und an seiner Schwelle liegt ein Unglücklicher, niedergedrückt von Armuth und Krankheit, ein zweiter Hiob, nur von keinen Freunden besucht, aber auch ein — Mensch. Er fleht um Ueberreste, die den gesättigten Schwelger aneckeln, fleht um Labsal für seinen brennenden Schmerz. Aber umsonst; — seine Klage dringt nicht in den Zirkel der lärmenden Freude, nicht in das Herz der Trunkenen und Betäubten.

Mögen zur Ehre und zum Troste der Menschheit der Hartherzigen dieser Art wenige seyn; nicht alle Uebrigen besitzen darum schon ganz und unverstimmt das feine, das lebendige, das allgemeine, das uneigennützige Gefühl der Theilnahme an fremder Noth, wie es die Menschlichkeit und die menschenfreundliche Religion Jesu erfordert.

Die besitzen es nicht, die wohl alsdann, wann ein Lazarus voll Wunden an ihrer Schwelle niedersinkt, erschüttert werden, aber für die stille duldende Noth nahe und ferne um sich her keinen Sinn haben, und es nicht verstehn, wie viel wohlthätiger es sey, den Jammer, ehe er da ist, zu verhüten, als, wenn er da ist, nothdürftig zu mildern. — Die besitzen es nicht, die bei dem überraschenden Anblick eines Unglücklichen gerührt, bis zu Thränen gerührt werden, aber nichts für seine Rettung oder Erquickung thun. Ihr Mitleiden zerrinnt und erkaltet wirkungslos mit der wohlfeilen Thräne. — Auch die besitzen es nicht, welche mit einer dürftigen Gabe, die nicht tröstet noch erfreut, einen Unglücklichen nur abweisen, nicht dem Gefühl des Herzens Genüge thun, sondern sich davon entledigen, nicht eine Pflicht erfüllen, sondern so leicht als möglich davon loskaufen wollen — Die besitzen es nicht, die nur für wenige, vielleicht unwürdige Menschen, für Lieblinge oder Schmeichler eine offene Hand, aber für viele Andere und Würdige ein verschlossenes Herz haben, und lieber von jenen sich preisen, täuschen und verlachen, als von diesen segnen, und im Stillen zu Gott für sich beten lassen.

So liebt nicht der Menschenfreund, in dem Jesus Christus seinen Jünger erkennt. Die willkührlosen Regungen, womit auch die Natur zur Theilnehmung auffordert, befestiget er durch Grundsätze, heiliget und nährt er durch Liebe zu Gott, dem Vater der Menschen. Wach und leise ist sein Gefühl, umfassend sein Herz, ausdauernd sein Eifer, tröstend sein Blick, segnend sein Wort, lindernd und

wohlthätig seine hülfreiche Hand. Ein Blick zum Himmel stärkt ihn auch zu großen und mühevollen, ermuntert ihn auch zu ungewissen Unternehmungen für Menschenbeglückung, und sein stilles Bewußtseyn, die Freude, Thränen getrocknet zu haben, und der sichere Dank des Himmels, sind ihm schöner Lohn für jede Mühe, Ersatz für den Aufwand, erstattender Genuß für jede Versagung, und der gute Wille Trost für die versagende Kraft.

Es muß ferner nöthig seyn, sich gegen die Entkräftung und Abstumpfung des zarten Gefühls für fremde Leiden zu verwahren; denn in unserm eigenen Busen liegen, wenn auch schlummernd, die Feinde und Verräther, und viele andere Gefühle und Triebe, unverträgbar mit jenem, theilen sich in das schwache Herz. Laßt den schlummernden Eigennutz erwachen, o ihr werdet bald mit der kummervollen Armuth rechnen, und sie wirds vielleicht am Abbruch, nicht an der Zuthat eurer Gaben fühlen, wie sich euer Segen vermehrt. Gebt dem geheimen Hang zur ausschweifenden Freude, oder zum Aufwand und zu ehrsüchtigen Entwürfen Gehör, bald wird euch die Klugheit zur Einschränkung eurer Güter rathen; bald wird es euch bei dem besten Willen sie auszuüben an Zeit oder Kraft, bald vielleicht bei der schönsten Gelegenheit an gutem Willen fehlen. Menschen, die Gott und einerlei Natur einander nahe an's Herz legte, entfernt hier der Stolz, dort der Partheigeist, da die gereizte Empfindlichkeit oder das Andenken einer alten Beleidigung; der eine erblickt in dem Unglücklichen einen Unwürdigen, der andere einen Fremden, der Dritte einen Feind, und keiner den Menschen.

Es muß endlich nöthig seyn, sich vor Härte und Ungerechtigkeit gegen Unglückliche zu verwahren, weil gerade die in der größten Gefahr dazu sind, denen die Natur zum Mitleiden die schönste Anlage, und das Glück zum Wohlthun die reichste Fülle ertheilte.

Das offenste, weichste und reizbarste Gemüth, wohl ist es für Mitleiden das empfänglichste, aber es ist auch für so viele andere ungleiche Gegenstände und Empfindungen eben so offen und reizbar, und der erste bessere Eindruck macht vielleicht bald einem zweiten lebhaftern Raum, oder der bessere kommt zu spät, weil schon ein lebhafterer sich der Seele des reizbaren Menschen bemächtigt hat. Er wird in der ersten Anwandlung des guten Mitgefühls Hülfe versprechen, und vielleicht den Harrenden mit getäuschter Hoffnung martern. Er wird vielleicht eine Zeit lang helfen, und den Halbgeretteten wieder grausam zurücksinken lassen in sein voriges Elend. Er wird vielleicht aus gutmüthiger Eile Wunden schlagen, wo er heilen wollte, und bald von dem Schmerz der Reue darüber zu andern angenehmern Gegenständen übergehen, und des Unglücklichen wieder vergessen.

Und die, denen das Glück zum Wohlthun Kraft und reiche Fülle gab, o sie wissen es alle nicht, — der edlere Theil denkt es nur, und versteht es nicht ganz, wie es einem Lazarus zu Muthe ist. Manche wollen es nicht wissen, und bereden sich gerne, daß der Arme, der ihre Sorge und Geschäfte, ihre zahlreichen Bedürfnisse und ihre Langeweile nicht hat, noch glücklicher sey als sie, als ob die Sorgen des

Man-

Mangels nicht drückender wären, als die des Ueberflusses und die Nächte in Kummer verwacht nicht länger als der Tag, der über schalen Freuden wegschleicht. Und wenn die Unglücklichen sich selber nicht besser verständen, und die freundliche Rechte reichten, und sich so gut sie können, durch das Leben hülfen, es wäre hie und da einem übel gerathen.

Es ist nöthig, das zarte Gefühl für Menschenwohl im treuen warmen Herzen sorglich zu bewahren, und wie werden wir es?

Fast können wir jede Ermahnung dazu auf die wenigen Worte einschränken: Kämpft nicht gegen eure eigene Natur, unterdrücket und beschädiget nicht, was der Schöpfer tief und reich ins menschliche Herz gelegt hat. Es ist nichts fremdartiges, das durch Kunst gefaßt und zusammengehalten, und durch mühsame Uebungen in die Seele gezwängt, jeden Augenblick sich wieder zu verflüchtigen droht. Es ist da, es wacht und geht mit eurem Leben auf, und hält gerne euer Leben aus. Es lacht und weint schon im zarten lallenden Kind; es betet und segnet, es fürchtet und hofft, es liebet noch im Greise, der für sich auf der Erde nichts mehr zu fürchten oder zu hoffen hat.

Aber es ist ein zartes Gefühl; — hütet euch auch vor der geringsten Verletzung und Unterdrückung desselben. Alles Zarte und Edle ist desto geschwinder verletzt und gelähmt, je zarter es war. Die Saite, die am reinsten und feinsten tönt, wird durch die leiseste Erschütterung am ersten verstimmt; die zar-

teste Morgenblume leidet schon unter dem sanftesten Druck. Hütet euch vor der ersten Verletzung und Unterdrückung des zarten Gefühls für Menschenwohl; die geringste ist nur der nächste Uebergang zur zweiten größern, der erste Schritt auf einen Abweg, und ihr wißt nicht wie weit er euch führt. Unterdrückt selbst bei dem Leiden eures Feindes die Menschlichkeit nicht. Ihr hättet von Eigenliebe gereizt, von Rachsucht übernommen, schon einen großen Kampf gegen eure bessere Natur bestanden, denn auch euer Feind ist ein Mensch. Ihr würdet euch vielleicht bald gewöhnen, auch ungerührt an einem Unglücklichen vorüberzugehen, den ihr weder zu euren Freunden noch zu euren Feinden zählt, denn auch er ist nur ein Mensch. Würdet ihr nicht bald in einer bösen Stunde oder Laune auch dem Freunde den Zoll der Menschlichkeit, sey es Hülfe oder eine Thräne, versagen können? Denn auch er ist am Ende nur ein Mensch.

Liebet und pfleget um dieser einen willen jede andere schöne Anlage eurer Natur, jede Tugend, die die nämliche Religion und Vernunft euch empfiehlt; sie bieten sich alle schwesterlich die Hand, und eine windet sich an der andern zur schönen Verherrlichung auf. Eure Demuth im Glück wird euch allein und sicher bewahren, daß der Mensch in jeder traurigen Gestalt des Unglücks euch nicht fremd erscheine. Eure Dankbarkeit zu dem, von welchem jede gute Gabe und jede vollkommene Gabe ausfließt, wird euch die Gelegenheit gerne suchen und sicher finden lassen, von den Kräften eures Geistes und Körpers, und von dem Segen, der in euren Händen

liegt, den edelsten Gebrauch zu machen. Eure Besonnenheit wird euch vor eigenen Leiden bewahren, die das Herz gegen fremde verschließen und hart machen. Berufsfleiß und Mäßigkeit wird es euch nie an Mitteln fehlen lassen auszuüben, wozu euch Gott durch euer Herz ermahnt. Glaube an die Vorsehung, die morgen noch walten wird wie sie heute waltete, wird euch vor der ängstlichen Furcht und Sorge für die Zukunft bewahren, die so leicht in Engherzigkeit und Selbstsucht ausartet. Eure Sanftmuth und Versöhnlichkeit wird es euch bei den Leiden eures Feindes vergessen lassen, daß er euch einst beleidiget hat; und eure Verträglichkeit und Milde wird euch vor Feindschaft und Beleidigungen, die das schöne Gefühl der Menschlichkeit in euch verbittern könnten, bewahren.

Stärket und ermuntert euch zur Bewahrung und Uebung eures menschenfreundlichen Sinnes durch öftere Erinnerung an den Werth und die Wichtigkeit eines liebevollen und wohlthätigen Lebens. Liebe und Barmherzigkeit stellt den Menschen in seiner eigenthümlichen und schönsten Würde dar; sie bezeichnet den Edlen, der die Winke Jesu Christi verstand und faßte, und in seinen Fußstapfen wandelt; sie führt uns Gott entgegen. Gott ist die Liebe.

Durch Menschenliebe bereiten wir uns selbst die reinsten, dauerhaftesten und seligsten Freuden; mit ihr wird uns die Erde schön. Sie tröstet und erquickt uns wieder im eigenen Leiden. Ihr Segen begleitet uns in dem Dank und

Gebet unserer Brüder an das Sterbebette; keine Klage ertönt wider uns auf unserm Grabe. Die Ewigkeit nimmt uns zu ihren vergeltenden Freuden auf. Die Freuden des reichen Mannes rauschten mit jedem Abend dahin und waren vergessen, wenn ihn nicht bittere Folgen an die traurige Ursache erinnerten Ein Strahl der Freude in dem Blick des armen Lazarus, seine Erquickung und sein Dank hätten ihm dauerhafter und inniger gelohnt, ihn getröstet im eigenen Kummer, der vielleicht später nur, aber irgend einmal auch die Schwelle des Glücklichen findet, hätten ihn erheitern können in der dunkeln Todesstunde. Und je mehr Segen und Freude er auf der Erde zurückließ, desto belohnender hätte ihn der Beifall des Richters und die Freude der Engel an den Pforten der Ewigkeit begrüßt. — Er liegt in der Hölle und in der Qual, so sagt das Evangelium, und erfährt die ernste und die gerechte Vergeltung, über die er einst bei fröhlichen Gelagen mit seinen fünf Brüdern spottete.

Laßt uns, meine Freunde, weise und gut, laßt uns wohlmeinend gegen uns selber seyn. Die Erde bietet nur wandelbare Güter und flüchtigen Genuß. — Die Jahre schwinden, ein Traum unter den abwechselndsten Auftritten am schnellsten dahin. — Jede Gelegenheit kommt uns nur einmal entgegen. — Die Kräfte zum Guten gehen benutzt oder unbenutzt dahin. — Was das Glück uns geben konnte, und nehmen kann, ist unser unsicherster Besitz. — Laßt uns aus diesem vergänglichen, fliehenden Leben durch wohlthätige Anwendung den dauerhaftesten Vortheil uns sichern, angenehme Erinnerungen für die

Einsamkeit, sichern Trost für die ungewisse Zukunft, ein frohes Geleite des Gewissens auf das Sterbelager, das gute Zeugniß der Zeitgenossen über unser Grab, den Dank unserer Brüder noch in der Ewigkeit, und Freuden bei Gott, dem Zeugen und Vergelter unserer Thaten sammeln. Amen.

Predigt

am dritten Sonntage nach Trinitatis 1792

über 1. Petr. 5, 6 — 11.

Erbarmender guter Vater, die Erde ist so voll deiner Güte, deine Führungen, auch wo unser kurzer Blick sie nicht zu verfolgen vermag, so weise und gut, das Ziel, zu welchem du uns berufen hast, so groß und herrlich, unsres Danks, unsres freudigsten Hoffens, des unermüdeten Ringens werth. — Laß nie Kleinmuth und Unzufriedenheit mit deinen Verhängnissen unser Herz, nie Undank und ungerechte Klagen unsre Lippen entweihen. Auch wenn wir es schmerzlich fühlen, daß wir, noch ferne von unserm bessern Loos, Pilger im Lande der Vergänglichkeit sind, wenn unvermeidliche Leiden unsre Stirne trüben, und wenn wir unter den Widerwärtigkeiten seufzen, die unsrer eignen Thorheit Früchte sind, so laß doch stets den frohen tröstenden Gedanken in unserm Herzen leben, daß du Vater seyst, und sorgest, und deine guten Zwecke nimmermehr verfehlst. Laß uns

dadurch, daß wir den Gedanken an das Vergangene mit der Gegenwart, und die Gegenwart mit der Zukunft verbinden, stets weiser, besser und beruhigter werden. — Und sorge du ferner, — du hast es bisher gethan treuer Vater, — für uns, und die Unsrigen, und für alle deine Kinder auf der Erde. Segne unsre Arbeit und Mühe. Laß uns stets das Beste wählen; — zuerst nach deinem Reich und nach deiner Gerechtigkeit trachten, und mit Zittern fühlen, wie theuer auch das glänzendste Glück des Erdenlebens durch eine Sünde erkauft werde. Laß uns auch in dieser Stunde wahrnehmen, daß Weisheit, Kraft und Trost dein Wort begleite. V. U.

Text 1. Petri 5, 6 — 11.

Oft vernehmen wir unter den Menschen den mißmuthigen Ton der Klagen über den Gang der Dinge, über ihr ganzes Schicksal oder wenigstens über ihre gegenwärtige Lage. Seltener vielleicht hören wir die Stimme des Danks und der Freude aus ganz zufriedenen Herzen ausgehen. Sollte denn der Vater der Menschen, als er mit schöpferischer Hand den Erdenbewohnern ihr Schicksal zumaß, wirklich mehr Anlaß zur Klage als zur Zufriedenheit in den Lauf der Dinge verflochten haben? Oder wenn es auch nur die wenigern sind, die desto unaufhörlicher klagen, sollte der Vater aller auch nur wenigen mehr Elend als Wonne zugeschieden haben? Sollte der Gütige auch nur ein Wesen mit Empfindung, Bewußtseyn und Vernunft belebt haben, wenn er ihm nichts besseres als ein Uebermaß von Leiden zur Aussteuer in das Gebiet des ewigen Daseyns mitgeben konnte? Vielleicht steht es um das

Loos der Menschheit besser, als wir oft wähnen. Vielleicht sehen nur wir die Sache nicht immer von der rechten Seite an, oder wissen uns nicht immer weise genug nach den Umständen zu verhalten. Laßt uns die Belehrungen des Apostels aus unserm Texte beherzigen. Er redet mit Menschen, deren Lage wirklich sehr ungünstig schien. Sie hatten ausser den allgemeinen Nöthen, womit die Menschheit zu kämpfen hat, sich noch durch Annehmung der christlichen Religion den Haß ihrer nächsten Verwandten, die kränkende Kälte und Verachtung ihrer bisherigen Freunde, und die unaufhörlichen Verfolgungen wüthender Feinde der Wahrheit zugezogen. Und das bessere Glück, das Wohl ihres unsterblichen Geistes, das sie gegen die Aufopferung ihrer zeitlichen Lebensruhe eingetauscht hatten, war selbst noch ein so gar unsicherer Besitz; sie hatten noch mit so vielen Anfechtungen und Versuchungen von innen und von aussen, noch so lange mit der Gefahr eines traurigen Rückfalls zu kämpfen. Unter diesen Umständen tröstet, ermuntert und ermahnet sie der Apostel durch seinen ganzen Brief, faßt am Ende desselben in unserm Text das Beste noch einmal, kurz und bündig zusammen, und gibt damit ihnen und uns, — was wir auch eurer christlichen Liebe zur Betrachtung vorstellen, eine Anweisung zur Zufriedenheit mit unsern Schicksalen.

Er lehret uns:

1. unsere Schicksale von der rechten Seite ansehen,
2. uns auf die rechte Art dabei betragen.

Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes. So sehr diese Worte ausser ihrem

Zusammenhang dazustehen scheinen, denn sie machen den Beschluß einer vorhergegangenen Ermahnung zur Demuth und Bescheidenheit, so bequem und passend sind sie zu unsrer Absicht; sie geben uns den ersten Wink zur richtigen Schätzung unsrer Schicksale. Sie erinnern uns an unsre Verhältnisse mit dem, der alles von Anbeginn her lenkte, der Jeden an seine Stelle setzte, Jedem seine Freuden und Leiden zum Theil gab, von dem wir allein die Erfüllung aller unsrer Wünsche erwarten, und fordern müssen, wenn wir glauben etwas fordern zu können. Die Vernunft und Religion, das Wort unsers Erlösers heißt uns erwarten, daß der das Leben gab auch die Speise gewähren, der den Leib schuf auch die Kleider bescheren, oder daß er, der uns Daseyn gab, auch für das, was zur Erhaltung desselben erforderlich ist, hinreichend sorgen werde. Und noch selbst zu dieser geringsten Erwartung berechtiget uns nichts anders als der vernünftige Glaube, daß der Allweise mit unsrer Schöpfung einen Zweck verbunden habe, und durch Erhaltung des Geschaffenen seinen Zweck ausführen werde. Aber der Mensch, das ungenügsame, wunderliche, stolze Erdengeschöpf, macht oft so hohe Anmaßungen an seinen Schöpfer, macht eine Menge Forderungen und Bedingnisse um zufrieden und glücklich zu sein, Ansprüche auf Dinge, die von dem Zweck seines Daseyns so ferne liegen, Ansprüche auf Dinge, die diesem Zweck so auffallend widersprechen, hält sich für berechtigt, alles zu finden, weil sein Schöpfer alles geben könne, und grämt sich am Ende und klagt, nicht weil er unglücklich ist — sondern weil er so weit unten unter der Stufe von Glückseligkeit zurückblieb, auf die er rechnete, die er nun einmal zu seinem Ziel wählte.

Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes. Nehmet jedes Gute, das sie euch entgegen bietet, mit Dank und Genügsamkeit an. Traget jede Last, die sie auf euch legt, mit stiller Geduld. Erkennet auch in dem Trunke kühlen Wassers eine Wohlthat, das er für euch im Schooß der Erde sich läutern und sammeln hieß. Preiset ihn auch für die Nahrung des trockenen Brodes; er pflegte der Saat des Feldes lange Monate hindurch, begoß sie mit Frühregen und Spatregen, und trocknete sie wieder in lieblichem Sonnenschein, um in diesem Augenblicke euern Hunger zu stillen. Danket ihm für die Stunde der Ruhe, die euch noch am Ende einer durchwachten Nacht erquickt; er gönnte sie euch voll Vatermilde, um wenigstens so lang euern Kummer zu zerstreuen, und euch zu neuer Duldung zu stärken. — Wenn nur der Besitz dessen, was wir erwarten, Zufriedenheit, jedes Mindere Mißmuth, jedes Mehrere unerwartete Freude und Wonne erweckt, warum wollen wir, die wir an den Schöpfer sogar nichts ansprechen können, nicht am liebsten mit dem Mindesten uns begnügen? Wir werden so am leichtesten unsern Zweck — Zufriedenheit erreichen, am sichersten dem Unmuth den Zugang zum Herzen verschließen, am öftersten Anlaß finden, in einer unerwarteten Zugabe an Ruhe, Glück und Lebensfreuden die Güte des Ewigen zu erkennen. Verstehet den Sinn der Worte: es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen.

Ein großer Theil der Sterblichen würde vielleicht mit seinem Schicksal ganz wohl zufrieden seyn, es we-

nigstens noch immer erträglich finden, wenn er nur von nichts besserm wüßte, keine Gesättigtern, keine Geehrteren, keine Fröhlicheren über sich sähe. „Ich allein" seufzt der Trauernde, „soll mein kümmerliches Brod mit Thränen essen, ich allein mit einem siechen Körper an der überströmenden Quelle des Vergnügens darben, ich, gerade ich, über das Grab des letzten meiner Kinder die Thräne des Verlassenen weinen, ich allein unter so Vielen verkannt, zurückgestoßen, vergessen seyn. Und die Uebrigen, — was haben sie vor mir voraus? Sie genießen froh und immer und ganz das Glück des Lebens, und theilen mit leichtem Herzen auch den Antheil, der mir gebührte." — Falsch! Uebertrieben falsch! — Wisset, sagt der Apostel, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen; und im vorhergehenden Kapitel: Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, (die euch wiederfähret, daß ihr versuchet werdet), als wiederführe euch etwas seltsames.

Es ist das allgemeine Loos der Menschheit: ihre Freuden sind mit Leiden vermischt. Warum glaubt der Klagende diese Art von Leiden allein, wenigstens im vollsten Maß zu tragen? Er weiß und fühlt natürlicher Weise besser, wie es in seinem Hause und in seinem Herzen aussieht, als in dem Herzen eines Andern. Jeder verschließt gern seine drückendsten Empfindungen in sich, und seufzet still, und stöhnet seine Klagen in der Einsamkeit oder unter wenigen Vertrauten aus.

Oder wenn sich auch der gesunde Arme neben den Reichen stellt, der vielleicht unter den Schmer-

zen der Krankheit seufzt, der geringe, müde Arbeiter in seiner stillen Verborgenheit neben den beneideten gepriesenen Vornehmen, der vielleicht so viele Unruhe und Kränkungen empfindet, der Einsame, der sich nie mit dem frohen Vaternamen rufen hörte, neben den Vater, der vielleicht die traurigen Verirrungen eines mißlungenen Sohns beweint, warum hält jeder seine Lage so gern und leicht für die traurigste? Er sieht und schätzt auf seiner Seite nur das Widerwärtige, an dem Andern nur das Vortheilhaftere, und übertreibt oft beides. Er glaubt zu seiner Zufriedenheit alles andere leichter entbehren zu können als das, was er gerade entbehrt, nicht weil es zu einem ruhigen und frohen Leben das unentbehrlichste wirklich ist, sondern weil er dessen Werth, indem er seinen Besitz vermißt, jetzt gerade am lebhaftesten, am innigsten, am gegenwärtigsten fühlt. Die mannigfaltigen Anlässe, die uns Kummer machen, sind sehr zufällig und gleichgültig. Die Empfindung, die durch den einen, wie durch den andern Anlaß erweckt wird, ist unser eigentliches Unglück. Und dann ist es in einem doppelten Sinne richtig gesagt, was der Apostel seinen Freunden zuruft: Wisset, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen. Wir fühlen alle, daß wir Menschen sind, und eine ungestörte Seligkeit auf der Erde nicht suchen dürfen.

Doch es ist wohl nur für Wenige, wenigstens nur für kurze Zeit, ein Trost, daß wir das Loos der Menschheit mit Vielen theilen, daß die, welche wir für die Glücklichsten halten, vielleicht nicht glücklicher sind, als wir. Es stellt wohl manchen See-

len edlern Gefühls nur die Welt noch trauriger vor, und macht ihnen das Gefühl ihrer Widerwärtigkeiten drückender, wenn sie glauben müssen, daß dieses Gefühl sich noch in so vielen andern Herzen vervielfältige. Laßt uns denn die Schicksale der Menschen noch von ihren schönsten Seiten betrachten. Wir leben ewig. Die Zeit unserer Unvollkommenheit und Plage nimmt den unbedeutendsten kleinsten Theil unsers glücklichern Daseyns weg. Und diese Widerwärtigkeiten sind eben erforderlich, uns alle Ewigkeit hindurch ein glückliches, ein frohes Daseyn zuzusichern. — Der Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbe wird euch, die ihr nur eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.

Wir irren allemal und müssen irren, wenn wir nach einem kaum bemerkbaren Theil das Ganze beurtheilen, den Anfang mit der Vollendung, die Absicht mit den Mitteln, die Vorbereitung mit der Ausführung verwechseln. Ist es ein unnützer, verdorbener Baum, wenn seine Früchte in den frühern Zeiten des Jahrs noch herb und ungenießbar sind? Sie werden sich im Strahl der wärmern Sonne zur köstlichen Labung mildern. Wollt ihr den Tag schon als einen trüben und unfreundlichen verwünschen, der mit einer düstern Dämmerung beginnt? Er wird sich in wenigen Minuten angenehm aufheitern, und euch zu euern Geschäften und Freuden leuchten. Oder näher zu unserm Gegenstand! Wollt ihr einen Menschen, den ihr jetzt zum erstenmal, und

gerade in dieser Stunde fröhlich seht, beneidenswürdig und glücklich preisen, oder den, den ihr nun zum erstenmal, und gerade in diesem Augenblick trauernd erblickt, als einen Unglücklichen, Verlorenen bedauern, ihm wünschen, daß er nie geboren wäre? — Die Zeit unsrer Leiden ist ein kurzer wegeilender Augenblick unsers Daseyns, der Augenblick düsterer Dämmerung, die uns einen nahen fröhlichen Morgen ankündigt. Hinter dem Grabe erhebt sich der herrliche schöne Tag, den keine trübe Wolke mehr verdunkelt, keine Nacht mehr endigt. Nur die Ewigkeit muß es entscheiden, ob wir glücklich oder unglücklich sind. Unser jetziges Leben ohne die Ewigkeit betrachtet, das Leben des Weinenden wie des Frohlockenden, ist in alle Wege ein unbegreifliches Räthsel. Laßt uns bis zur nahen Aufklärung desselben jeden Unmuth, jedes traurige Urtheil zurückhalten. Haben wir hier kein Eigenthum, — die Erde ist auch nicht unser Vaterland. Drückt uns Kranke die Last körperlicher Leiden darnieder, der Körper ist auch nicht unser wesentlicher Bestandtheil. Lohnt unsere mühsam vollbrachten edelsten Thaten keine Aufmerksamkeit, kein Dank, keine Erkenntlichkeit, unser Weilen auf der Erde ist auch zu kurz, als daß das Gute auf ihr könnte vergolten werden, wie Gott vergelten will. Oder denken wir, ein thränenloser, leichter Pilgergang ins bessere Vaterland wäre doch noch wünschenswerther; — nein, Ruhe ist nur nach der Arbeit erquickend. Den Werth des Besten kann der nur ganz schätzen, der das Schlimmste geprüft hat. Die Krone des Sieges ehrt und lohnt nur den, der selber kämpfte. Unsre Tugenden und Vollkommenheiten, die sich hier entwickeln müssen, wenn sie in der Ewigkeit unser

seyn, und die Quelle unsrer fortdauernden Seligkeit werden sollen, die Unterwerfung und Ergebenheit an Gott, die theilnehmende fromme Liebe, die muthige Selbstbeherrschung, der reine geläuterte Sinn fürs Edle, der rege thätige Eifer für alles Gute, konnten, Gott muß es wissen, unter keinen andern, als unsern gegenwärtigen Umständen sich entwickeln, bilden und für die Ewigkeit reifen. Der Gott aller Gnade, der euch berufen hat zur ewigen Herlichkeit in Christo Jesu, derselbige wird euch dadurch, daß ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.

Einer entscheidenden Ewigkeit so gewiß und so nahe — wie leicht müssen uns unsre irdischen Schicksale werden, wenn wir auch noch auf die rechte Art uns dabei betragen, ich meine, wenn wir, um ruhig zu leben und unsrer Erdentage froh zu werden, nicht alles allein, und nicht zu wenig selber thun wollen. Die Erfahrung, daß die Lenkung und Verbesserung unsrer Schicksale zum Theil über unsre Macht erhaben, zum Theil unserer Weisheit und Thätigkeit überlassen ist, muß uns zu diesem Grundsatz leiten.

Nicht alles allein. „Eure Sorge," sagt der Apostel, „werfet auf Gott, denn er sorget für euch." Ist es nicht wahr: in den meisten Fällen wäre unser gegenwärtiger Zustand noch erträglich und glücklich genug, wenn uns nicht die bange Sorge der Zukunft peinigte? Jetzt haben wir noch uns zu sättigen; aber morgen,

was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Jetzt reichen unsre Kräfte noch zu unsrer Erhaltung hin, aber was wird im ohnmächtigen Alter unser Loos seyn? Noch habt ihr auf jede Gefahr einen wohlmeinenden, theilnehmenden, sorgenden Freund im Hinterhalt, aber wenn auch den der Tod von eurer Seite rafft, wer wird sorgen, helfen und retten? Noch sind eure Kinder geborgen unter eurer elterlichen treuen Pflege; — aber wenn das Vaterherz im Grabe modert, wer wird Vater seyn, wer wird sie nähren, versorgen und vor dem Weg des Lasters verwahren? Eure Sorgen überlasset Gott, denn er sorget für euch.

Wir sind ruhig, so lange wir auf unsre — unsre schwachen und ohnmächtigen Kräfte bauen dürfen, und wollten auf die Kraft dessen nicht bauen, der im Himmel und auf Erden schaffen kann, was er will? Wir haben unser Glück ruhig den Händen eines sterblichen ohnmächtigen Freundes anvertraut, und wollen dem ewig treuen — minder vertrauen, der überschwenglich thun kann über alles, was wir bitten und verstehen, wollen unsre Kinder für unglücklich und verloren halten, wenn wir Schwache nicht mehr da sind, und der doch da ist, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

Wenn es das Werk eines blinden glücklichen Ohngefährs, oder wenn es die Weisheit und Kunst und Stärcke des Sorgenden war, die ihn bis auf diesen Augenblick hielt, so ist er verloren, sobald ein

eben

eben so zweckloser Zufall die Umstände ändert, oder mächtigere Hindernisse seine Kraft besiegen. Aber wir fühlen es ja so deutlich, der Christ glaubt es so zweifellos, daß eine höhere Macht in seinen Schicksalen waltet, — hat es erfahren, daß der Ewige schon so oft, ohne ihn zu fragen, die Mittel änderte, und doch dem Zweck, dem heiligen, weisen, guten Zweck getreu blieb, — muß es bekennen, daß vielleicht schon Jahre lang mitten unter den Besorgnissen des Schlimmern stets das Bessere erfolgte, — hat zum Unterpfand seiner Ruhe die Erklärung aus dem Herzen seines Vaters: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.

Doch wir sollen auch nicht zu wenig selberthun wollen. — „Seyd nüchtern und wachet, und widerstehet fest im Glauben."

Gott will uns gerne von jeder Widerwärtigkeit, die nicht unausweichbar im Strom der irdischen Vergänglichkeit uns treffen muß, bewahren, und sobald es die heiligen Gesetze der Natur und unser Wohl erlauben, wider davon befreien. Aber nie rathet und hülft euch seine ewige Weisheit unmittelbar. Sie wirkt stets durch die Natur, durch Menschen, und am liebsten, — möchten es alle glauben und beherzigen! — durch uns selbst. Allerdings, er fordert von uns Thätigkeit in einem nützlichen Beruf, und lohnt sie mit seinem Segen, fordert Nüchternheit und Wachsamkeit. Es sind der Gefahren viele, die unsre Ruhe bedrohen, — aber wenige, denen wir nicht durch den Gebrauch unsrer Kräfte glücklich ausweichen könnten. Die ungezähmte Sinnlichkeit, die nur am Gegenwär-

tigen hängt, und unbekümmert die Folgen vergißt, der Hang zu Thorheiten, die innern und äußern Lockungen zum Bösen sind unsre gefährlichsten Feinde, die sichersten, häufigsten und fruchtbarsten Quellen unsrer Leiden. — Aber Preis dem Gott der es väterlich mit uns meint! — keine dieser Gefahren überschleicht den Nüchternen und Wachsamen ungewarnt; keine Versuchung verstrickt auch wohl unwiderstehlich den, der fest im Glauben — muthig und gestärkt durch die Kraft einer himmlischen Religion widersteht. — Aber auch kein Gott entreißt den gewaltsam und unwiderstehlich seinem Verderben, der nicht wachen und wirken und widerstehen mag. Keinen Gott noch Menschen treffen die Klagen und Vorwürfe, wenn dem Unachtsamen und Trägen Verlust, dem Verschwender Mangel, dem Niederträchtigen Verachtung, dem Zerstörer seiner edelsten Gefühle, dem Verächter seiner warnenden Regungen Verzweiflung nachfolgt, — als ihn den grausamen Feind seiner Ruhe selber. Laßt uns denn mit dem Gott, der unsern Wohlstand und Frieden will, durch treue Befolgung seiner Anweisungen, vereinigt zu dem wohlthätigen beglückenden Endzweck wirken, den Grund unsers Glücks in der Weisheit, in der Mäßigkeit, in der Festigkeit der Grundsätze, in der Thätigkeit, in der Tugend suchen, und ihr treu verbleiben bis ans Ende.

Es ist noch eine Stelle unsers Textes unberührt; — sie wird sich selbst aus unserm Herzen empor drängen, wenn uns die übrigen zu festen Ueberzeugungen und unverbrüchlichen Regeln geworden sind, wenn unser Herz es fühlt, wie väterlich der

Ewige sorgte, wie weise er leitete, wie herrlich er die unbegreiflichsten Dunkelheiten unsrer Schicksale aufhellt: — Demselbigen Gott der Gnaden, so schliest unser Text, demselbigen sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Predigt

am vierten Sonntage nach Trinitatis 1794

über Apostelgesch. 5, 30 — 31,

Gott, der du uns zur Weisheit und Tugend berufen, und die Freuden der Unsterblichkeit zur Vergeltung eines frommen, menschenfreundlichen Lebens aufgestellt hast, du siehest die Schwierigkeiten und Hindernisse, die unsern Gang zur Vollkommenheit aufhalten, die Versuchungen, die uns so gern von unsern Pflichten weglocken, und die drückenden Gefühle des Gegenwärtigen, die sich in unserm Herzen so nahe neben die Hoffnung des Künftigen drängen. Du siehst es nicht nur; es ist dein Wille, o Vater! daß wir durch freywilligen edlen Kampf gegen das Böse des Himmels würdiger werden, daß durch Leiden das Verlangen nach dir und deinem Heile geschärft, und nach allen Erfahrungen des Unangenehmern der Genuß deiner Freuden uns einst lieber und süßer werde. O laß uns nicht durch ungeduldige Klagen gegen deine Führungen sündigen, und

nicht durch Sünde unsers Weges verfehlen! Du legest Lasten auf, aber du hilfst auch. Laß uns durch Entschlossenheit zum Guten, wenn wir versucht werden durch Kraft vom Himmel, wenn wir für den Himmel arbeiten, durch Aufrichtung im Leiden und Freudigkeit im Sterben den Trost dieser Wahrheit erfahren. Einst, wenn uns der Tod die Bürde abgenommen hat, unter der wir zur Ewigkeit wallen, dann wird deine Wahrheit und Güte, gerechtfertiget gegen alle Ungeduld und Klage unsere Bewunderung seyn, und Dank für deine Führungen, die uns so sicher zum Ziele brachten, und Dank für die Freuden, die uns am Ziele erwarten, dich o weiser liebender Vater ehren. Schenke uns auch unter unsrer jetzigen Andacht den Geist der Freudigkeit und des Trostes, und laß uns, durch dein Wort und durch deine Verheissungen gestärkt, wandeln den guten Weg der Tugend und Seligkeit. V. U.

Text: Apost. Geschichte 5, 30 — 31.

Der Gott unserer Väter hat Jesum auferwecket, welchen ihr erwürget habt, und an das Holz gehänget. Den hat Gott durch seine rechte Hand erhöhet zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Israel Buße und Vergebung der Sünden.

Der Schauplatz der menschlichen Schicksale stellet uns, andächtige Zuhörer, unter seinen steten Abwechslungen oft sehr unerwartete und unbegreifliche Erscheinungen unter die Augen, Begebenheiten und Verwickelungen im Einzelnen und Großen, denen wir, wenn wir sie auch für das nehmen, was sie sind, doch ihren Gang zu einem guten Ende, und ihr reines Zusammen-

stimmen mit den wohlthätigen Absichten der Vorsehung nicht errathen können, Begebenheiten und Verwickelungen, welche den, der sie voreilig schon für Entwickelung halten wollte, von Zweifel in Zweifel zu führen, in immer tieferes Staunen zu versenken, und am Ende in seinem ganzen Glauben und Hoffen irre zu machen, mit allen seinen Grundsätzen zu entzweien im Stande wären.

Es sind zwei verwandte Bilder dieser Art, die wenn sie auch seltener in ihrer ganzen Stärke erscheinen, doch nach der längsten Reihe von frohern Ansichten wieder kommen, und so oft sie vor unserm Blicke vorübergehen, ein trauriges Gefühl in der Seele zurück lassen. Es ist die menschenfreundliche unverdrossene Tugend, wenn sie für ihre Mühe und Aufopferungen fast kein Dank und kein Glück unter der Sonne belohnt, und die leidende, oft noch unter dem Druck des Schicksals von menschlicher Bosheit gepeinigte, gottergebene Unschuld, wenn sie kein Mensch auf Erden zu unterstützen, kein Engel vom Himmel zu trösten, kein Gott in seinem Reiche zu bemerken scheint.

Gerne fragt sich bei diesem Anblick der ungeduldige Mensch: Wie kann Gott das sehen und änderts nicht? Wie kann der Allmächtige dulden in seiner Schöpfung, was ich schwaches Geschöpf von Erde verbessern würde, wenn seine Macht mir zu Gebote stände? Mit welcher unbegreiflichen Ruhe läßt der Gütige und Weise in seinem Reiche bauen und zerstören, menschenfreundlich pflanzen, und feindselig zertreten, und alles zum Bösen wie zum Gu-

ten seinen ungehinderten Gang gehen? Und doch sollen wir an eine Vorsehung glauben, die alles wohl führt, und durch fromme Thätigkeit, und stille Geduld uns ihres Segens werth machen?

Wo ist Gerechtigkeit — so denkt dann gerne der Leichtsinnige — in den Schicksalen der Menschen? Wo schwebt der Preis, der die Tugend krönen, wo das Schwerdt, das den Frevler strafen soll? So denkt er, und eilt zu einer Sünde.

Es sey gerne zugestanden, der abstechende Unterschied, der die Tugend und die Bosheit von einander entfernt, ist oft ins unkenntliche verwischt in den Schicksalen der Menschen, wenn ihr nicht mitten durch den äussern Schein der Dinge, ungestört durch die Thräne der Wehmuth an dem Auge des Guten, und durch den Freudengesang auf der Lippe des Bösen in den Sitz der innern Empfindungen eindringen könnet, die euch weder der eine noch der andere von den Dächern verkündiget; — und das Schicksal eines Menschen, des Glücklichen wie des Unglücklichen, ist ein seltsames Gewebe, und auf welcher Seite ihr es betrachtet, nicht frei von Verwirrungen, wenn ihr den fortlaufenden Gang der Dinge nicht in eine weite Ferne hinaus, nicht über das Grab hinweg bis in die Ewigkeit zu verfolgen im Stande seyd, wo sich das Verworrenste in Ordnung auflösen, und alles Getrennte und Zerrissene in Harmonie vereinigen muß.

Aber auch hierin ist uns Jesus Christus durch sein Schicksal von Gott gemacht zur Weisheit. Hat

je ein Verehrer Gottes und Freund der Menschen mit reiner reger Liebe gewirket und gehofft, so lange sein Tag dauerte, und bis in die letzte sinkende Dämmerung hinaus, so heißt sein Name Jesus. Und hat je ein Freund und Wohlthäter seines Geschlechts die edelste Saat auf einen steinigten Acker ausgestreut, und wo er guten Waizen aussäte, Unkraut und Dornen aufsprossen gesehen, die noch mit seinem eigenen Blute sich färbten, und für alle seine Aufopferungen den Undank seiner Zeitgenossen mit sich ins frühe Grab genommen, so ist es er. „Aber den Jesum, sagt unser Text, den ihr erwürget habt, und an das Kreuz gehängt, den hat der Gott unserer Väter auferweckt, und durch seine rechte Hand erhöhet zu einem Fürsten und Heiland, um Israel durch Bekehrung und Vergebung der Sünden zu beglücken."

Lasset uns also auch hier aufsehen auf ihn, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens, und durch sein Beispiel ermuntert, und durch sein Schicksal getröstet, so wie er, laufen mit Geduld in dem Kampf der uns verordnet ist!

Der Menschenfreund arbeitet einer ungewissen fernen Erndte entgegen, und der Verehrer Gottes geht unter seiner Last mit stiller Geduld zum Grabe; aber die göttliche Wahrheit und Güte rechtfertiget sich schon jetzt an den Gefühlen, die seine Grundsätze und seine Thaten begleiten, und einst in dem unausbleib-

lichen Segen seiner Arbeit und dem frohen Ausgang seiner Schicksale.

Werfet einen Blick auf euere allgemeinsten Erfahrungen. Sie belehren euch, daß wir sehr unsicher schließen, wenn wir von den nämlichen äussern Umständen auch die nämlichen innern Eindrücke bei allen Menschen ohne Rücksicht auf ihre Grundsätze, Stimmung, Denkungsart und Verhältnisse voraussetzen. In seiner ganzen sichtbaren Schöpfung hat Gott nach dem Maß und der Wahl der Gaben, die er seinen Geschöpfen mittheilen wollte, die Stärke ihrer Bedürfnisse und die Richtung ihrer Wünsche, nach den Schwierigkeiten und Gefahren, unter welche sie sollten versetzt werden, die Fähigkeit auszuweichen, entgegen zu gehen und zu dulden, nach dem Druck, den sie empfinden sollten, die Reizbarkeit und Stärke ihrer Gefühle in ein weises, schonendes Verhältniß gesetzt. Wo der Weise weniger gewähren wollte, da hat der Erbarmende auch weniger und leisere Wünsche aufgeregt; wo seine Hand schwerere Lasten auflegt, da versagt sie auch festere Kraft zum Tragen nicht, und läßt unter der zunehmend drückenden Bürde Muth und Kraft und Ausdaurung sich stärken. Sehet auf unglückliche Menschen, denen ein widriges Schicksal schon an der Wiege zur Seite stand, und fast bis zum letzten Schritt des Lebens nur allzugetreuer Gefährte bleibt. Sie sollten, meinen wir, erliegen unter ihrer Last. Aber ein wohlthätiges Wesen gab dem Kinde das Unvermögen sein Elend zu verstehen, dem Jüngling den leichten Sinn es zu vergessen, dem Manne Muth es zu tragen, und dem Greisen die Erleichterung es nicht

mehr zu fühlen. Oder laft dem Pilger, der noch immer glücklich genug, und doch nie an dem Ziel seiner Wünsche, unter froben Hoffnungen die steile Bahn des Lebens hinauf stieg, laft ihm auf der erreichten Höhe desselben, wenn er nun am jenseitigen Abhang hin zum Grabe schaut, noch jene lebhaften Gefühle, und jene heißen regellosen Wünsche, die ihn einst wie Flügel emportrugen, so würde die nämliche Stimmung, die ihn dort zum frohen Geschöpfe machte, ihn jetzt zum unglücklichsten Wesen umschaffen. Er sähe vielleicht keine Möglichkeit mehr vor sich, seine Wünsche zu erreichen, und doch auch keine Möglichkeit sich ihres Dranges zu entladen. Aber die nämlichen Jahre und Erfahrungen, die seinen Verstand über den Werth der menschlichen Hoffnungen ernsthaft belehrt haben, die haben auch seine Einbildungskraft abgekühlt und seine Wünsche gemäsiget. Er läßt den Pilgerstab am Grabe fallen, ohne vielleicht gefunden zu haben, was er einst hastig suchte; aber seine Gefühle haben sich einverstanden mit seinen Erfahrungen, und er stirbt beruhigt, und ausgesöhnt mit seinen Schicksalen.

So hat jedes Alter, und so hat jeder Stand, jede Lage des Lebens, jede Art zu empfinden zu denken und zu handeln, neben ihrem eigenthümlichen Ungemach auch ihren eigenthümlichen Frieden, und in jede Wunde fließt aus einer freundlichen Hand Balsam, der sie heilt, wenn er auch schmerzt, oder wohl thut, wenn er nicht heilen kann.

Diese milde Schonung und diese wohlthätige Vergütung, die dem Ungemach durch alle Verhält-

nisse des Lebens, und durch die weite Schöpfung bis zu den vernunftlosen Wesen hinabfolgt, hat der Ewige da am wenigsten vergessen noch verfehlt, wo er der menschenfreundlichen Tugend ein großes mühevolles Geschäft auflegte, und die schuldlose Rechtschaffenheit auf dornichtem Pfade wandeln hieß, aber den Preis, den ihr Menschen und Engel zu erkennen, erst in eine ferne Ewigkeit hinaus verlegte. Von aussen sehen wir Schwierigkeiten sich häufen, Gefahren drohen, Stürme ausbrechen; aber in dem Herzen, das noch unter Undank und Verfolgung für das Wohl der Menschen fühlend und rege bleibt, und unter dem Unbestand und Wechsel der irdischen Dinge für die Ewigkeit wirket und hoffet, in dem Herzen wohnet unentreißbare Ruhe.

Es sind gewisse Neigungen, Grundsätze und Wünsche, die es einem Menschen vorzüglich schwer machen, den Unmuth getäuschter Hoffnungen und verfehlter Zwecke, den Unbestand der zeitlichen Dinge, und alle Prüfungen eines ungünstigen Schicksals zu ertragen, unweise Anhänglichkeit an die Erde und ihre täuschenden Güter, ungemäßigter Hang nach ihren Freuden, geheimer Eigenutz, der auch bei dem edelsten Scheine seinen Vortheil allein oder zuerst berechnet, und eine unselige Zweifelsucht, welche mit jenen Zerstreuungen des Geistes dem Glauben an Gott und an Vorsehung, an Unsterblichkeit und Vergeltung seine wohlthätige Stärke raubt. Aber bemerket, wie alles, was zusammen wirken soll, sich natürlich findet, und was sich nicht vertragen kann, von selber scheidet. Gerade unter jene unfruchtbaren stechenden Dornen verirrt sich auch diese stille fried-

liche Tugend und diese edle thätige Menschenliebe nicht. Sie ist eine zarte duftende Blume, die nur da aufkeimet und glücklich gedeiht, wo die edle grünende unverwelkliche Palme, innere Geistes- und Herzensreligion, mit ihren wohlthätigen Zweigen Schatten und Schutz verbreitet.

Diese stille friedliche Tugend und diese edle thätige Menschenliebe hat nie auf die Aufmerksamkeit der Menschen zuerst gerechnet, nie um ihren Dank vornehmlich gearbeitet. Sie läßt die Hand, mit der sie gutmüthig gab, nicht zögernd offen, um zwiefach zu nehmen; sie sucht ihren Trost nicht ausser sich auf der Erde. In ihr selbst liegen Ermunterungen und Freuden, die alles, was Menschen durch Dank und Belohnung geben können, auf den geringern Werth einer zufälligen Beilage herabsetzen. In dem Herzen des Frommen wohnet sein Friede. Hinauf zu Gott strebt sein freier frommer Sinn, zu ihm, dessen Auge keine gute That in der verborgensten Hütte der Erde verrichtet zu ferne liegt, zu ihm, dessen Zeugniß und Beifall auch für das Kleinste, was arme Menschenkraft vermag, für jede fromme Thräne, für jedes herzliche gutgemeinte Wollen, für jeden menschenfreundlichen Wunsch Dank und Belohnung ist. Er entbehret, aber nur das, worauf er nicht gerechnet hat; er verliert, aber nichts, woran die Ruhe und der Trost seines Lebens unzertrennlich haftete. Er leidet auch, fühlt tief die Wunden, die das Schicksal seinem Herzen schlägt, schaut in trübe Tage der Zukunft hinaus; aber mit Dank und Vertrauen nimmt er Glück und Unglück, Armuth und Reichthum, Leben und Tod aus den Hän-

den seines Vaters, den er kennt. Von dem Himmel kommt sein Trost. Hinaus in die Ewigkeit dehnt sich sein düsterer Blick, und erheitert sich wieder in ihrem fernen milden Schimmer, wo für alles irdische Wirken und Dulden Vergeltung in gerechtem Maße, für härtere Kämpfe süßere Ruhe, für schwerere Siege glänzendere Kronen warten.

In diesem großen freien Himmelssinne, in dieser unzerstörbaren Geistesruhe, wandelte einst Jesus Christus durch ein wohlthätiges Leben, dem schmerzhaftesten Tode, der ihm gleichsam von dem ersten Schritte an blutig vor den Augen lag, unter allen Prüfungen mit Entschlossenheit entgegen; der ärmste und verkannteste unter allen die vom Weibe geboren sind, und doch der Zufriedenste; angefeindet wie keiner, und sanftmüthig ohne gleichen; verfolgt von den Schmähungen und dem Fluch seiner Wiedersacher, und nie zum Wohlthun und Segnen verdrossen. Als eine empörte Rotte Zurüstungen zu seiner Marter und zu seinem Tode machte, weihete er sich durch Gebet und frohe Hoffnung zum Leben ein; und als sie in seinem herannahenden Todeskampf über ihn ausriefen: er hat Gott vertraut, der helfe ihm! strahlte heller als nie die Ueberzeugung in seiner Seele auf, daß er auf dem blutigen Todeswege zum Vater gehe Seine Freunde weinten, und seine Feinde schrien Wehe! über sein Haupt. Aber den innern Frieden dieses Gerechten, Freuden so rein und so groß, wie sie aus dem Bewußtseyn seiner Thaten flossen, Tröstungen im Leiden wie sie seine Ueberzeugungen begleiteten, die hatte noch kein Pharisäer an den Ecken der Gassen, kein Aeltester im

Rath, der seinen Tod beschloß, kein Pilatus auf dem gefürchteten Richterstuhl, und kein Herodes auf dem beneideten Königsthron empfunden. So hat sich die göttliche Wahrheit und Güte an seiner Seele gerechtfertigt.

Lasset also auch uns, meine Freunde, vor keiner Mühe und keiner Gefahr zurückbeben, die uns auf dem Wege der Tugend fernher entgegen kommt. Es erwartet euch auf dem nämlichen Wege eine Unterstützung, die ihr auf jedem andern, und keiner führt unter Rosen zum Grabe, vergeblich suchen würdet. Es wird sich auf ihm der Umfang eurer Pflichten, es werden sich vielleicht Gefahren und Leiden mit jedem Schritte größer und wichtiger vor euren Augen ausdehnen. Aber das Gefühl für Tugend, die Neigung zu allem was gut und edel ist, die Kraft auch das Schwerste zu bestehen, das lohnende Bewußtseyn besser, zum Guten fähiger, würdiger zu seyn, das Vertrauen auf Gott, die Freude seines Beifalls, der Trost der Unsterblichkeit wird sich in dem nämlichen aufwiegenden Verhältniß in eurer Seele erhöhen. Jeder Schritt auf dem guten Wege wird eure Füße stärken, jeder errungene Sieg euch Muth und Zuversicht und Kraft zu einem neuen ehrenvollen Kampfe gewähren.

Die Erfahrung, daß auch den Besten seine Tugend nicht vor Leiden schützt, müsse euch eine große Wahrheit fühlbar und wichtig machen. Es gibt kein Mittel in eines Menschen Kraft, sich von den allgemeinen Gesetzen der Natur und von dem Rechte, das Wechsel und Unbestand über der Erde

ausübet, frey zu kaufen. Das Loos der Sterblichen ohne Unterschied, nennet sie wie ihr wollt, ist überall, wenn schon in ungleichem Maße, aus Freude und Leid, Genießen und Entbehren, Finden und Verlieren gemischt. Lasset uns also, wenn sich die Umstände nie ganz, und oft so gar nicht nach unsern Wünschen schmiegen, desto lieber jene Gesinnungen annehmen und bewahren, die uns auch das Schwerste mit Muth ertragen lehren, uns innere unabhängige Ruhe verschaffen, und am Ende unserer ausgewandelten Lebensbahn, wenn der letzte Seufzer verstummet, und die letzte Thräne zerrinnet, reine ewige ununterbrochene Wonne verbürgen.

Gottesglaube und Trost der Unsterblichkeit ist es, was den Menschenfreund zu guten Thaten stärkt, und unter verfolgenden Leiden tröstend zum Grabe begleitet, und sein Glaube täuscht ihn nicht. Denn Gottes Wahrheit und Güte rechtfertiget sich einst ganz in dem unausbleiblichen Segen seiner Thaten, und dem frohen Ausgang seiner Schicksale.

Wer das Gute verrichtet, damit auch dieses Gute mehr gethan sey, damit auch seine That und seines Lebens Kraft in dem großen Zusammenhang der Dinge mitwirke an ihrem Orte, um hier Thorheit und Bosheit und Elend zu hindern, und dort Menschenglück und Friede und Freude zu befördern; wem eines Menschen aufgeheiterten Blick, und die Freudenthräne in dem Auge eines Getrösteten, und

der späte Dank eines Glücklichen, der vielleicht erst in der Ewigkeit seinen Wohlthäter findet, süsse Belohnung ist, dem entgeht auch der frohe Segen seiner Thaten nicht. Keine That verfehlt ihre Folgen. In dem großen Wirkungskreise, wo so mancherley Kräfte gegen einander streben, und so mancherley nicht zu berechnende Umstände sich nach allen Richtungen aneinander reihen, mag wohl ihre Entwicklung lange gehemmt werden, und unter unablässigen Schwierigkeiten langsamen Ganges sich fortwinden, und die Reihe ihrer stillen Folgen in dem rauschenden Strom des allgemeinen Lebens und Wirkens sich unkennbar verlieren. Aber ihrer Folgen verfehlt sie nicht. Geschieht doch auch nichts böses umsonst. Und wer gesteht diese traurige Wahrheit lieber zu, als wer jene frohere verkennt? Hie oder da, spät oder frühe wird ein Mensch dadurch betrübt, ein Unschuldiger geärgert, ein Leichtsinniger verführt, ein Boshafter bestärkt, etwas gutes aufgehalten, etwas schlimmes befördert, und wenn alles fehlt, der Stifter einer kleinern Uebelthat zu einer größern vorbereitet. Wie sollte denn das Gute nur, wie sollte die ganze Lebensmühe eines Menschenfreundes unter den Augen der Vorsehung verloren, oder unbrauchbar in ihren schaffenden Händen seyn! Nein, Gott nimmt jede, auch die kleinste Steuer zum Menschenwohl aus gutem Herzen gereicht, mit Wohlgefallen an, und verschmäht sie nicht. Aber wohl wird in seiner Hand etwas anders daraus, als es in den Händen des schwachen Geschöpfes von Erde war. Wohl enthüllet sich ihr segnendes Wirken auf eine andere Art, in einem andern Maße, an einem andern Ort, zu einer andern Zeit, oft erst alsdann,

wann

wann der fromme Thäter schon lange unter den Todten schlummert.

Sehet auch hier zurück auf den größten Wohlthäter, dessen die Erde sich freuet, auf Jesum. Groß und schwer war die Ausführung seines Vorsatzes die Menschen aus dem tiefen Elende zu retten, wohin Unwissenheit und Irrthum und Sünde sie geworfen hatte. Aber unauslöschlich war sein Eifer das große Werk zu vollenden, aushaltend sein Muth; wahr und schön und belebend seine Lehren, seine Ermahnungen und Tröstungen; zahllos und um theure Preise zu Stande gebracht seine Wohlthaten. Kein Tag vergieng, an dem er nicht unter Freude oder Thränen, unter Hoffnung oder Seufzern, in der lieben traulichen Gesellschaft seiner Freuden, oder in dem harten Kampfe mit seinen Feinden dem großen Ziele näher rückte. Und noch als ihn die Nähe seines frühen Grabes umschattete, schien alles, was er in einem kurzen, aber thatenreichen Leben für Menschenglück gelehrt und gethan hatte, nach seiner eigenen Vergleichung einem unbemerkten den Stürmen preisgegebenen Senfkorne gleich. Aber mit dem Blute seines Herzens befeuchtet hat sich sein Keim entfaltet, und seine Zweige haben sich stille und unzerstörbar über die Erde verbreitet; und wo sie geschont und gepflegt werden, da blühet noch jetzt aus ihnen Friede und Freude und Segen auf. Er ward weder in Jerusalem noch in Galiläa mehr gesehen; aber Israel fand in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden.

So enthüllet unter Gottes Leitung die Zukunft, was die Gegenwart verbarg; und den Segen, den

der müde Arbeiter am Wege des Grabes vergeblich zu schauen wünscht, zeiget ihm in reicherer Fülle die Ewigkeit.

Die Ewigkeit, wo sein Schicksal sich froh entwickelt! Wir stehen hier an dem Rande unserer menschlichen Erfahrungen. Aber den einen unserer Brüder, Jesum den einst verkannten Menschenfreund und stillen Dulder, „den sie erwürget haben, und an ein Holz gehänget, hat ihn nicht Gott auferwecket und durch seine rechte Hand erhöhet zu einem Heiland und Fürsten" — ihn der dazu erschienen war, um alles was die Vernunft trostreiches von dem Schöpfer ahndet, und was die Offenbarung großes und wunderbares von ihm erwarten heißt, durch sein menschliches Leben sichtbar darzustellen, und durch sein menschliches Schicksal zu verbürgen; ihn, der in allen Dingen seinen Brüdern gleich werden wollte, um sie einst sich gleich zu machen, wenn er durch Thaten und Leiden seine Herrlichkeit errungen hätte, der mit dem süßen Troste von seinen Lieben sich losriß: Ich gehe hin, aber ich komme wieder; ich will euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyd, wo ich bin; ihr sollt meine Herrlichkeit sehen, die mir der Vater beschieden hat! Einst getödtet, jetzt lebt er. Einst der verachtetste und unwertheste, im blutbespritzten Staub der Erde niedergebeugt, sitzet er jetzt, der erstgeborne seiner Brüder, auf dem Throne seiner Herrlichkeit, und ist geehrt von Gott, dem er vertraute, und angebetet von den Engeln, die seinen Tod betrauerten, und vernimmt vom Aufgang bis zum Niedergang

das Gebet und Flehen vieler Tausende, die seinen Namen bekennen, und macht es ihnen in dem Troste, womit er ihre Herzen beruhiget, und in der Kraft, womit er sie durch den Kampf zum Siege führet, fühlbar, daß er lebe, und mit der hohen Wonne, seelig zu machen, für seine Todesleiden getröstet sey. So groß und herrlich hat sich Gottes Wahrheit und Treue an der Vollendung seines Schicksals gerechtfertiget.

Mit ihm wandelt der Trost und die Hoffnung der guten Menschheit zu Grabe; mit ihm kehrt sie, verklärt wie er, in das Leben zurück, und windet sich mit ihm in die Unsterblichkeit auf. Wo er ist, soll sein Diener auch seyn. „Wenn ich erhöhet bin, von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen."

Solchen Trost gewähret uns, christliche Zuhörer, der Glaube an Gott und an die Verheißungen Jesu Christi bis zum gänzlichen Aufschluß über den Segen unsrer Thaten, und das Ende unsrer Leiden. Was wir gutes thun, ist Gott gethan, und seine Hand führet uns durch die Wolke der Prüfung, die nur diesseits des Grabes sich ausdehnt, dem Leben im Glanze der Unsterblichkeit entgegen. Fühlen wir es also, daß dieses Weilen im Lande der Unvollkommenheit zu kurz, unser Schicksal selbst am Grabe seinem Anfang noch zu nahe, unser Blick auf Gottes Werk und seine fernen Absichten noch zu schwach und ungeübt sey, als daß die Summe aller Widerwärtigkeiten und Leiden, die uns Zufriedenheit und Hoffnung und selbst die Tugend erschwe-

ren könnten, uns zu einer Klage gegen Gott, zu einem Mißtrauen in die feste ewige Wahrheit seiner Verheißungen, und zur Muthlosigkeit im Guten berechtigte? Lasset uns also, so lange wir hier noch wallen, statt über Gottes Wege ungeduldig und vermessen zu urtheilen, sie lieber durch stille Geduld, und unverrücktes Vertrauen ehren. Hinter der menschlichen Thorheit, an der unser Auge finster weilet, wirkt göttliche Weisheit in verborgener Stille; hinter der menschlichen Bosheit bereitet göttliche Güte unerwartete Wohlthaten. Die Menschen werden verschwinden, ihr Werk wird sich zerstören; aber Gottes Gnade und Wahrheit wird hervortreten, und ewig bestehen. Noch hier auf dem niedrigen Standpunkt, und während des schwindenden Augenblicks unsers irdischen Daseyns wollen wir seinen großen Plan, der von Ewigkeit zu Ewigkeit reicht, und Erde und Himmel umfaßt, und die Angelegenheiten der Erde uud des Himmels mit einander verwebt, hier wollen wir ihn nicht überschauen, und keinen einzelnen Faden in seinem verschlungenen Gang durch das Ganze verfolgen. Lieber laßt uns jeden zu seiner Zeit und an seinem Orte gutes wirken für seine Absichten, und an den Segen unsrer Thaten glauben, — nicht verzagen, wenn wir wenig Früchte unsrer Mühe und unsers Schweißes gedeihen sehen. Eure Liebe und eure Tugend, — habt sie nur, — wird euer Daseyn auf der Erde überleben. Nicht ihr, nicht eure Zeitgenossen erst haben die Bäume gepflanzt, die euch jetzt Frucht und Kühlung geben; nicht sie haben das Land, das einst öde lag, in grüne Auen und saatenreiche Felder umgeschaffen; nicht sie haben erst Wahrheit und Weisheit in ihrem ver-

borgenen Heiligthum aufgespürt, und Gotteserkenntniß vom Himmel herabgeholt, und Menschlichkeit und milde Sitten unter die Menschen zurückgebracht; nicht sie haben erst alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft abgemessen und geordnet, und durch alle Verhältnisse Leben, Wirksamkeit, Ordnung und Glück verbreitet. Oder hätten sie es? — Wohl so folgt auf schwache Menschenthat naher großer Segen. Oder ist eure Bildung, euere Weisheit, euer Wohlstand und Glück die vereinigte Wirkung weggestorbener Geschlechter und verschwundener Jahrhunderte, haben Tausende und aber Tausende jeder sein Scherflein dazu beigetragen, ohne zu wissen, wann und wo, und wem er nützen würde, so wird auch euer menschenfreundlicher Eifer, euer Rath, euer Beispiel, euere Mühe, euer Opfer jedes an seinem Ort und in seinem Maße noch fortwirken und wohlthun, wenn euch lange das Grab schon deckt, und lange der Hügel euers Grabes wieder eingeebnet ist, und nur im Himmel, nicht auf der Erde mehr euer Name genennet wird.

Aber einst wird der, der alles bemerkt und nichts vergißt, der alles erhält und leitet, euch euers irdischen Daseyns Segen im schönsten Lichte zeigen.

Manchen frommen Menschenfreund, dessen freundlicher Wille, und dessen stille unverdrossene Thätigkeit von Menschen übersehen, verkannt oder vergessen wurde, wird dann aus dem Munde des richtenden Menschensohnes das Zeugniß ehren: „Du hast vielen meiner Brüder gutes gethan; mir hast du es gethan.“ Manchem Armen,

der hier im innigsten Gefühl der Theilnehmung und Liebe nur weinen über die vielfache Noth seiner Brüder, nur wünschen, beten und hoffen konnte, manchem, der am Ende seines Lebens umsonst und traurig nach einer bleibenden Spur seiner Thaten zurückschaute, wird dann die frohe Begrüßung entgegen kommen: „Ueber wenigem bist du getreu gewesen; über vieles will ich dich setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Groß und unnennbar ist die Wonne, die ihn dann erwartet, noch von keinem irdischen Sinne empfunden, selbst über das innigste geistige Frohgefühl erhaben, mit dem ihr je in der Stunde der reinsten Andacht und der frömmsten Liebe diesseits des Grabes den Schöpfer um euer Daseyn und um seine Gnade prieset.

Wir wollen dieser Wonne durch gute Thaten uns werth machen; wir wollen in dem Gedanken an sie unsere irdischen Leiden vergessen!

Dort werden aus euern geweinten Thränen fromme Dulder aller Art, Freuden der Ewigkeit für euch aufblühen; dort euch Schwache und Kranke, der Balsam der Unsterblichkeit, dort euch Arme und Kummervolle der Reichthum des himmlischen Segens, dort euch Müde die ersehnte Ruhe, dort euch Verlassene und Verwaiste die Freundschaft Gottes und Jesu Christi, dort euch Pilgrime und Fremdlinge auf Erden die Heimath bei euerm Vater trösten, und euer frohes Erstaunen, und euer zusammenstimmender Preis und Dank die verkannten Rathschlüsse der

Gottheit verehren. Er ist getreu, der uns zum Troste unsrer irdischen Mühen die große Verheissung gethan, und selber die Bahn durch Leiden zur Freude eröffnet hat. Noch ist es nicht erschienen, was wir seyn werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihn sehen, und so, wie sein Geist in uns wohnte und wirkte, selig seyn werden, wie er es ist. Amen.

Predigt

am fünften Sonntage nach Trinitatis 1793

über Luc. 5, 1 — 11.

Gott, du hast den Menschen viele Sorgen und Arbeit zum irdischen Loose, aber auch manche erheiternde Freude, Ruhe nach überstandener Lebensmühe und eine bessere Ewigkeit zum vergeltenden Troste gegeben. Lehre uns Leid und Freude weise und dankbar zusammen nehmen, und ohne Klage in der bösen Stunde, ohne Uebermuth in der glücklichen, unsern ruhigen Gang durchs Leben wandeln. Gib sanften Trost den Trauernden, Zufriedenheit den Armen und Mühevollen im niedrigsten Stande, Weisheit und Stärke denen, die du zu bedeutendem Zwecke unter den Menschen berufen hast. Allen verleihe Unverdrossenheit zur treuen Vollendung ihrer Lebenspflichten, und für ihre Arbeit deinen Segen. Heilige auch heute unsre Herzen zum Vertrauen auf dich. V. U.

Text Luc. 5, 1 — 11.

Unser Evangelium stellet uns die geräuschlose, wenig bemerkte, aber schöne Scene der ersten nähern Bekanntschaft zwischen Jesu und einem Manne auf, dessen die evangelische Geschichte nachher so oft erwähnt, der durch seine gutmüthige Hitze so mancherlei Auftritte in der Lebensgeschichte Jesu voranlaßte, aber immer wahr und treu und innig ihn liebte, thätig für seine Religion lebte, und durch seine beiden Briefe noch bis auf diese Stunde Verdienste um die Bekenner Jesu Christi hat.

Sanft und bescheiden bittet Jesus den Mann, der ihn nicht kennt, daß er ihn in sein Schiff aufnehmen und vom Lande führen möchte. Und freundlich nimmt ihn Simon auf, dem die mißmuthigste Laune zu verzeihen war, nachdem er eine fruchtlose Nacht durchwacht hatte, jede verlorene Minute bedauerte, und nun nach Heimath und Ruhe sich sehnte. — Mit tröstender Stimme, als ob er zum Dank für seinen guten Willen ihm etwas gewähren wollte, ermuntert ihn Jesus, noch einen Versuch auf dem Meere zu machen, und unverdrossen erwiedert der aufmerksame ahndende Mann: Herr, wir haben eine ganze Nacht gearbeitet und nichts gewonnen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Mit heiterm freundlichem Blick segnet ihm Jesus den unverhofften reichen Gewinn, aber demüthig bittet Petrus: Herr gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.

Diese unverdorbene Gutmüthigkeit, Unverdrossenheit und Demuth sollte sich nicht unbenutzt für

die gute Sache Jesu Christi in einem Manne, war es auch nur ein Fischer, vereinigen. „Folge du mir nach, sagt Jesus, von nun an sollst du Seelen gewinnen, wie ich die deinige gewonnen habe"; und Petrus verließ das Schiff und folgte ihm nach.

So fanden sie sich wie vom Zufall zusammengebracht in einer merkwürdigen Morgenstunde. — Nach drei Jahren begegneten sich ihre Blicke wieder mit andern Empfindungen in einer traurigen Nacht im Vorsaale des Hohenpriesters. Und an dem Gestade des nämlichen Meeres, an welchem wir sie heute erblicken, nahm Jesus noch in den letzten Tagen seines Erdenlebens die Bekenntnisse der feurigsten Liebe und Ergebenheit von seinem Jünger in den Himmel mit.

Doch wir wollen für diesesmal aus der schönen Geschichte nur einen in der Begebenheit selbst minder wichtigen Zug auffassen, und zu unsrer Belehrung und Erbauung benutzen.

Fruchtlos bietet der emsige Mann in dem armen Beruf, den ihm die Vorsehung angewiesen hatte, eine Nacht lang alle Geschicklichkeit Geduld und Mühe auf. Schon sah er die dämmernde Morgenhelle, die ihm vielleicht nun einen kummerhaften Tag ankündigte; aber hinter der traurigen Nacht folgte eine freundliche segnende Morgenröthe.

Wie oft sehen auch wir auf unsre vollendeten gut gemeinten Thaten zurück, und klagen über ungedeihliche Lebensmühe und fruchtlose Sorgen!

Möge ein Blick in die Natur der Sache und auf die Erfahrung des Lebens uns mit der bessern Vorsehung aussöhnen, uns zu frohem Muth an unserm Tagewerk und zu stiller Erwartung des Segens von Gott ermuntern.

Wir werden die Klagen über ungedeihliche Lebensmühe und fruchtlose Sorgen anhören und erwägen, und bei einer unbefangenen Betrachtung der Erfahrungen unsern Blick aufheitern.

Herr wir haben eine Nacht gearbeitet und nichts gewonnen! Entkleidet diese Anrede des gutmüthigen Simons von den Ausdrücken, die von seiner Lage her genommen sind. Wendet sie auf andre Fälle, Lebens- und Berufsarten an, so habt ihr die Klage, die wir so oft aus dem Munde, bald wirklich unglücklicher, bald nur mißmuthiger und unzufriedener Menschen hören.

„Ich habe mit Wärme und unverdrossenem Eifer für eine gute Sache gearbeitet," klagt uns eine Stimme, — „ich habe ihr Tage gewidmet, und Nächte geopfert, und es gelang mir nicht, mich der Erfüllung meines besten Wunsches zu freuen." — „Ich habe die schönste beste Zeit meines Lebens dem heiligen Zweck gewidmet," — sagt uns ein Andrer, — „gerüstet mit Weisheit und Kraft, brauchbar und wohlthätig für die Menschen zu werden, und sie verkennen meinen guten Willen, und lassen meine mühsam erworbenen Kräfte ungenützt erschlaffen in einer ungünstigen Lage." — „Wie lange muß ich

noch wachen und mit mir selber kämpfen" — fragt ein Dritter — „bis ich mein eigenes Herz ausgeprüft und besiegt habe? Wie lange wird es noch der Versuchung gelingen, meine heiligsten Vorsätze und leiseste Wachsamkeit zu höhnen, meine Mühe und mein Gebet zu vereiteln und mich von der schönen Vollendung zurückzudrängen, nach der sich meine ganze Seele sehnt?" — Müde und verdrossen steht am Abend des Tages der emsige Hausvater im Schweiß des Angesichts vor seiner Arbeit, zählt noch einmal gleichsam seine Seufzer, berechnet seine Mühe und ihren Lohn, den kleinen erworbenen Gewinn des vergangenen Tages gegen die mannigfaltigen Bedürfnisse des folgenden, und legt dann sein Haupt zur Ruhe mit der grämlichen Erinnerung an Salomons Worte: was kriegt der Mensch von aller seiner Arbeit und Mühe seines Herzens, die er hat unter der Sonne, denn alle seine Lebtage Schmerzen mit Grämen und Leid, daß auch sein Herz des Nachts nicht ruhet? Mit ernstem Blick steht hie und da ein Wanderer zum Grabe stille, und sieht zurück auf die durchwandelte Bahn seines Lebens. So manche glänzende Aussicht seiner Jugend, so mancher schöne Lebensplan, so manche lange genährte Erwartung, wie leichte schwebende Morgenwolken sind sie verschwunden in der schwülen Mittagshitze des Lebens. So manche heiße Thräne hat er einem unerbittlichen Schicksal geweint, so manche angstvolle Klage der verwehenden Luft geklagt, so manches mühsam vollendete Werk der schnellen Vergänglichkeit zum Opfer hingestellt. Immer rascher gehen seine

Schritte vorwärts zum Grabe, und nur langsam und ferne rücken hinter ihm wenige Folgen seiner Thaten nach, in deren Genusse er den Lohn seiner Mühe zu erndten hoffte. Unmuthsvoll ruft auch er es dem Prediger nach: da ich aber ansahe alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war es alles eitel und Jammer.

Solche Klagen über unvergoltene Mühe sind sehr gemein, nicht immer aus der Luft gefaßt, aber doch auch oft übertrieben. Sie könnten nicht so allgemein seyn, wenn sie nicht so sehr und mannigfaltig übertrieben würden, und das menschliche Herz müßte nicht das wunderliche verwöhnte Kind am Gängelbande aller Launen seyn, wenn es ihm möglich wäre, hier die Lage und Gestalt der Sache treu zu fassen, richtig zu schätzen, um sich nicht selbst zu täuschen.

Oft vernehmen wir in diesen Klagen nichts schlimmes als die Stimme des Bescheidenen und Anmaßungslosen, der sich selber nicht kennt. Was er gethan hat, gedeiht zur schönen gesegneten Reife; aber er denkt zu gering und bescheiden von seiner Mühe und Kraft, als daß er in dem Guten, was um ihn her und fast unter seinen Augen aufblüht, den Segen seiner geschäftigen Treue erkennen könnte. So fragen dort die Gerechten mit Staunen: Herr wann haben wir dich hungrig oder durstig, oder einen Gast, oder krank oder gefangen gesehen, und haben dich erquickt?

Oft ist es umgekehrt die Stimme hoher Anmaßung; übertriebene Meinung von eigener Thätigkeit und Kraft. Kein Erfolg, wie glücklich er sich entwickelt, kann den Erwartungen des Unzufriedenen entsprechen, und doch vielleicht auf der andern Seite kein Dank, wie warm und treu und thätig er geboten wird, ihn hinreichend belohnen.

Oft klagt aus dem unzufriedenen Herzen nur kranke Schwermuth, in welche sich der Mensch bisweilen aus einem wunderlichen Triebe einhüllet, unter deren düsteren Schattenbildern er mit einem seltsamen Wohlbehagen verweilt. Wie eine giftige Pflanze neben den nahrhaftesten und gesundesten aus jedem Boden verzehrende Säfte saugt, und an der nämlichen Sonne, die überall heilsame nährende Säfte läutert, nur die ihrigen sich immer schwärzer und schärfer kochen, so ist die trübe Schwermuth, so zieht sie aus dem Schönsten und Besten immer neue bittere Nahrung. Und was sollte sie lieber nähren als den Gedanken an verfehlte Lebenszwecke, fruchtlos gehegte Herzenssorgen, ungedeihliche Mühen, Undank und Verkennung? Was mehr als den Gedanken, zum ewigen Mißlingen, zum unnützen ungenossenen Daseyn verdammt zu seyn von einem harten Schicksal, dem kein guter Wille und kein ausdauernder Eifer Versöhnung abgewinnen kann?

Deckt nicht auch oft der Unzufriedene mit der Klage über Schicksal und Vorsehung einen Vorwurf, der nur ihn trifft? — Er hat auf einem unfruchtbaren Acker gearbeitet, und sucht nun den unversöhnlichen Feind, der ihm den belohnenden Anblick sei-

nes vollendeten Werks mißgönnt, allenthalben, findet ihn allenthalben, nur da nicht, wo er wirklich verborgen liegt, nur an der Stelle nicht, die ihm so nahe und doch vielleicht so fremde ist, — bei sich selber. Das menschliche Herz findet seine Rechnung bei der Klage über das allgemeine Schicksal zu gut, als daß es die That selbst, die Quelle untersuchte, die den erwarteten Segen versagte, oder doch nur kärglich gewährte. Welche andere Sprache, wie traurig sie auch klänge, sollte es nicht gerne führen, um sich das Geständniß zu ersparen: Ich habe unbekannt mit mir selbst ein Ziel gewählt, das ich doch nie erklimmen konnte. Oder: ich habe die Kräfte, die mir die Vorsehung zu Erreichung des schönsten Zwecks bescherte, nicht treu und unverdrossen angewendet, nicht mit gesammelter Aufmerksamkeit, nicht mit überlegender Klugheit, und mit weiser Bedächtlichkeit, und mit ausdauerndem Muth, und mit Liebe und Freude gewirkt. Ich habe nie durch Gebet zu dem, der aller Menschen Thun beobachtet, lenkt und richtet, mich zum Vertrauen und Muthe gegen Schwierigkeiten, zur Entschlossenheit und Stärke, zur frommen Gewissenhaftigkeit, und zum stillen Troste bei einem möglichen unglücklichen Ausgang geweihet.

Täuscht sich nicht auch oft der Unzufriedene mit der Klage über ungedeihliche Lebensmühe, nur um sich den lauen Willen zu beschönigen, der ihn so gerne beschleicht, wenn die schönste Gelegenheit etwas gutes zu thun ihm ungerufen entgegen kommt, wenn Noth und Bedürfniß um ihn her ihn auffordern, mit angestrengter Kraft zu wirken und nicht

zu ermüden? Ach was erst unselige Täuschung war, wird dann so gerne traurige Wahrheit. Den verdrossenen Muth straft kraftlose, kümmerlich sich entwickelnde, und im Entwickeln wieder hinsterbende Wirkung, und an der kraftlosen Wirkung rächt sich der Unzufriedene wieder durch neue noch trägere Gleichgültigkeit und Kälte.

Doch laßt uns der Sache näher treten, und vor dem Zusammenhang menschlicher That und ihres erwarteten oder unerwarteten Erfolgs, so weit wir ihn zu überschauen vermögen, stille stehen.

Es ist sehr wahr: nicht jeder Versuch des Sterblichen gelingt. Auch die beste Absicht, von den Empfindungen der Liebe und des Vertrauens zu Gott genährt, mit regsamstem Eifer betrieben, von der erfahrensten Klugheit geleitet, — sie gelingt nicht immer. Hier, wo der geschärfteste Blick der Weisen nur dürftige Wahrnehmung des Gegenwärtigen, und die geübteste Kraft der Starken nur Ohnmacht ist, auf dem regen wimmelnden Schauplatze der Menschen und ihres mannigfaltigen Strebens, wo fast jeder menschlichen Absicht eine andre nahe oder ferne, vorsetzlich oder zufällig entgegen wirkt, wo so viele Umstände, an denen alle menschliche Weisheit zu nichte wird, ihren Einfluß auf unser Thun und Streben behaupten, und alles in die ewige unveränderliche Ordnung der Natur sich schmiegt, — wer wollte hier jedes Wunsches Erhörung, jedes Versuchs Gelingen, jedes Aufwandes ausgerechneten Ersatz, jeder Mühe genau entsprechenden Erfolg erwarten oder verlangen?

Ihr

Aber Trübsinn wäre es darüber zu klagen, und Mißverstand eines bedeutenden Winkes, wenn wir darum lieber unthätig feiern, als unsre Kraft für einen nicht ganz gewissen Erfolg anwenden wollten.

Auch die Natur wirft manches edle fruchtbare Samenkorn aus, das sich nie entwickelt. Aber eben weil sie unaufhörlich und allenthalben säet, wartet und pflanzet, so wird ihre Pflege reich und dankbar vergolten. Auch die Sonne bescheint manches öde Gefilde mit ihrer ganzen lieben Kraft, wo doch ihr freundlicher Strahl keinen Keim aus der Erde entlockt, und kein lebendiges Wesen erquicket. Aber eben weil sie allenthalben unverdrossen leuchtet und wärmt, so übersieht sie jeden Morgen neuen Segen ihrer Kraft. Alles, die Erfahrung und Natur predigt uns eine große wichtige Lehre: wenn wir nicht einer sehr zweifelhaften Zukunft uns überlassen, wenn wir den Zweck des Lebens nicht ganz oder zum Theil verfehlen, wenn wir nicht am Ende desselben auf eine öde Bahn zurückschauen wollen, so dürfen wir, eben weil nicht alles gelingt, nicht manchen flüchtigen Tag des Lebens, nicht manche gute Rührung, nicht manche schöne Gelegenheit, Gutes zu thun, sorglos versäumen. Eine ernste Warnung für den, der mit einer oder wenigen Thaten, vielleicht mit der letzten des Lebens, alles Versäumte nachholen wollte: „Die letzte That wird vielleicht mißlingen."

Doch es verliert sich nichts ganz ohne Spur unter der Sonne; so auch keine stille Treue und keine aufgewendete Lebensmühe. Indem wir sie als verloren bedauern, weil sie nicht den er[illegible]ten

Gewinn gewährte, wirkt sie auf eine andere Art uns unbekannt vielleicht viel gutes, oder wird selbst durch ihr Mißlingen gedeihlicher, als durch ihren erwünschtesten Erfolg. So durchwachen einige galiläische Männer eine trübe Nacht auf dem Meere. Schon schickten sie sich zur traurigen leeren Heimfahrt an. Aber das Mißgeschick dieser unglücklichen Nacht mußte sie zögernd aufhalten, daß am frühen Morgen noch ein Mann sie traf, der durch eine Rede voll himmlischer Kraft und Weisheit ihre gutmüthigen Seelen zu höherm Vertrauen auf eine liebende Vorsehung, zur erhabenern Tugend, zu wichtigern als nur Nahrungs-Sorgen, zu süßen himmlischen Empfindungen heiligte, und zu dem großen Beruf, Menschen für Gott, die Tugend und den Himmel zu sammeln, einweihte.

Manches Gebetes Erhörung, und mancher Sorge und Mühe verloren gegebene Frucht gedeiht in stillem verborgenem Segen, der eben darum verkannt wird, weil er nicht so auffallend, nicht so schnell und auf einmal, nicht so unterbrochen, kurz der sinnlichen Empfindung nicht so merkbar wird, wie der Aufwand und die Mühe, die wir ihm widmeten. Aber nur desto sanfter, sicherer und innerlich wirksamer lohnet er den Schweiß des Thätigen und Guten durch seinen stillen wohlthätigen Einfluß. So verdammet der müde gebückte Arbeiter im niedrigen Stande alle verlorene Mühe seines Lebens, die ihn nie aus der Armuth empor gehoben hat, und seufzet über den verborgenen Fluch, der ihm den Gewinn seiner mühevollen Tage fast unter den Händen weg aufzehret. Aber er vergesse doch nicht, daß seiner Hände

Arbeit ihn, der nichts in die Welt gebracht und in der Hütte seiner armen Eltern nichts gefunden hat, nun gleichwohl vielleicht vierzig Jahre genähret und gekleidet, ihm manche frohe Lebensstunde zugeführt, und Erbgut und Reichthum entbehrlich gemacht hat, und daß er darum einst nicht einsamer und ärmer aus der Welt gehen wird, als der Glückliche, mit dem er sich vergleicht, um sich unglücklich zu fühlen.

Endlich, wenn wir nicht ungerecht seyn wollen, so laßt uns nicht vergessen, daß doch auch oft unerwartet schnell und reich, oft unter den ungünstigsten Umständen, wenn sich alle Welt gegen unser gutes Wollen und schwaches Streben schien verschworen zu haben, daß oft gerade alsdann froher überwiegender Segen lohnt, und für alle vorige, gewinnlose — nun doch auch verschwundene Mühe tröstet. Spendete nicht den Männern am galiläischen Meere noch die verachtete Morgenstunde an einem geräuschvollen Ufer das in reichem Maße, was sie unter der günstigen Stille und Dunkelheit der Nacht, mit aller Geduld, Erfahrenheit und Mühe ihrem undankbaren Berufe nicht abgewinnen konnten?

Doch alle diese Bemerkungen, was ratheten sie uns gleich wohl viel besseres, als einem zufälligen Geschicke, das nicht immer zürnt, uns in die Arme zu werfen, wenn wir nicht in allen diesen Erfahrungen und Schicksalen die gute leitende Hand eines allmachtsvollen und weisen Gottes erkennten?

Ein Blick zum Himmel müsse unsre Blicke auf die Schicksale des Lebens erheitern, und der Glaube an eine Vorsehung unsern Glauben an die Erfahrungen, trostreich machen und heiligen.

Ihr könnt so oft nur — wollen und wünschen, auch für die beste Sache, die euere ganze Seele füllt. Aber wißt auch: zu euern gelungensten Thaten habt ihr fast nicht mehr als den guten Willen beigetragen, und eine höhere Hand ist es, die bald mitwirkend eure Versuche vollendet, bald allmächtig sie von euerm Zwecke zu einem andern ablenkt. Aber es ist nicht das blinde Ohngefähr, nicht die unzuverläßige Menschenlaune, nicht ein eisernes Schicksal, dem ihr eure Wünsche, euer Gebet, euere Treue und Thätigkeit widmet. Ein guter Gott, der über der Erde waltet und für die sorgt, die ihr nicht zählen könnt, nimmts aus euerem Herzen und von euern Händen mit Wohlgefallen an; und wie seine Hand die Sterne am Himmel führet, so wird er auch eurer Thaten Folgen auf sicherem verborgenem Wege zu einem guten seligen Ziele leiten.

Laßt uns also mit frohem Muthe zum Guten wirken, und nicht ermüden.

In dem Pallaste, wo die Sorge auch ihren Zugang erschleichet, und in der verborgenen Hütte, wo sich der Arme müde erarbeitet, auf dem Schauplatze des geschäftigen Lebens und in der stillen Kammer, wo der Fromme betet, ist Gott jeder Thräne, jedes heißen Wunsches und der gut gemeinten Thaten, Zeuge, — Zeuge, um einst Vergelter zu seyn.

Auch das Kleinste, was ihr zum großen Zweck der Menschen-Erhaltung, Beglückung und Veredlung, beitragt, ist nicht verloren. Wohl verliert es sich vor euern eigenen Augen, wo so vieler Thaten Folgen und so mancher Umstände Einfluß sich zusammen mischen. Aber rein und ohne Verwirrung unterscheidet und verfolget auch dann noch Gottes Auge, ohne Wanken leitet und segnet seine Hand die fortschreitende Wirkung eurer liebenden That, und läßt euch nahe oder ferne, frühe oder spät das Gedeihen eurer Menschenliebe und Berufstreue zum frohen Gewinne werden.

Froh und stille laßt uns mit diesem Glauben unsre Gewissenhaftigkeit und Thäthigkeit nähren, in den trüben Aussichten des Lebens desto vertrauender und unverwandter zum Himmel aufschauen, nicht verzagen an Rath und Hülfe und Trost für die übrigen Tage des Lebens, aber doch den bessern Theil unsrer Arbeit für die Ewigkeit rechnen. — Kommt doch auch nicht alles in einem Sommer zur Reife, was der Erde anvertraut wird. Einen langen harten Winter hindurch bleibt manches unter Sturm und Frost wie verloren und erstickt in der fest verschlossenen Erde, bis die mildere Frühlingssonne es aufweckt, und zur Freude des Pflanzers erzieht. So eure Thaten und ihr Lohn! Benutzt des Lebens flüchtige Tage für die Ewigkeit. Wirket thätig mit, so lange ihr da seyd, in den schönen Plan der Gottheit, und geht dann, wann euer Abend da ist, ruhig in eure stille Kammer, und überlaßt die Sorge für das, was ihr gethan und nicht vollendet, und nicht genossen habt, der Vorsehung, die noch walten

wird, wenn euer müdes Haupt die Erde deckt. Spät werden dann noch die Folgen eures Lebens über euerm stillen Grabe schatten, und eine reiche selige Erndte wird einst im Morgenschimmer der Ewigkeit euer erwachendes Auge überraschen. Amen.

Predigt

am sechsten Sonntage nach Trinitatis 1796

über Luc. 5, 27 — 39.

Gott, wir versammeln uns wieder vor deinem Thron, deine Kinder vor deinem väterlichen Antlitz, und danken dir für die Liebe, mit der du dich unser aller erbarmest, für die Freuden, die du dem Glücklichen schenkest, und für den Trost, womit du den Kummer der Leidenden stillest, — danken dir für das theure werthe Wort, womit du auch die Verirrten und Gefallenen zu dir zurückrufest, und ihrer Reue Vergebung, ihrer neuen Liebe neue Gnade ankündigest. O daß sie alle zu dir umkehren, und in deiner Erbarmung den Frieden wieder finden möchten, den ihre Seele vermißt! Schenke uns allen deinen guten Geist, der uns leite in deine Wahrheit, uns heilige und erhalte in deiner Liebe, unser Vertrauen zu dir hoch über alle Zweifel von innen und über alle Anfechtungen von aussen erhebe, und uns am Ende

nach einem guten Leben mit dem Trost ans Grab führe, daß wir durch den Tod zum Leben geweiht, ewig dein sind. V. U.

Text: Luc. 5, 27 — 39.

Wenn uns Christus vom Himmel auch dazu gegeben ward, daß wir in ihm Gottes unsichtbares Wesen und seine ewige Kraft und Gottheit in einem menschlichen Bilde menschlich erkennen, und zu ihm, der uns so ähnlich ist, mächtiger hingezogen werden, und mit ihm unsern Geist glücklicher zu einem ewigen unsichtbaren Wesen erheben möchten, dessen Allmacht unser Schicksal auf der Erde, dessen Gnade unsern Trost im Tode, und dessen Richterspruch unsere Hoffnungen in der Ewigkeit entscheidet, laßt es uns dann mit froher Seele, und mit innigem Dankgefühl und mit heiligem Ernst erkennen, was uns Jesu Wort und That und Leben so laut verkündet, und was noch hinter ihm sein Apostel uns zuruft: daß Gott größer ist, denn unser Herz. O es ist oft ein sehr enges Herz, das Herz der Menschen, mit aller seiner Empfindsamkeit, Liebe und Großmuth, und oft ein sehr thörichtes Herz mit aller seiner Weisheit, sinkt oft unbegreiflich tief herab zur Unfreundlichkeit und Härte, und zum verkehrten Sinn, und mißt doch so gerne des Schöpfers Güte nach seinen dürftigen unsichern Gefühlen, und des Schöpfers Heiligkeit nach seinen schwankenden Meinungen. Aber Gott ist größer denn unser Herz.

Sehet in unserm Evangelium neben den Menschen von der Erde den Menschen vom Himmel!

Anmaßungslos, gutmüthig und milde sitzt dieser bei einem Gutmüthigen — wenn schon einem Zöllner. Desto vornehmer und stolzer stehn jene mit richtenden Blicken von ferne; — der verworfenste Pharisäer schätzte sich werther vor Menschen und Gott, als den ehrlichsten Zöllner. Mit tadelsüchtigem Befremden fragen sie: warum ißt und trinkt er mit den Sündern? Aber so beschämend für jeden heiligen Pharisäer, und so tröstend für jeden reuevollen Zöllner rechtfertiget sich Jesus: ich bin gekommen die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Gerechten. Kleinsüchtig und scheinfromm fragen endlich diese: warum fasten deine Jünger nicht? Nach ihren Satzungen stand das Fasten im Range der heiligsten Werke. Aber treffend legt ihnen Jesus in der Gleichnisse Hülle die Zurechtweisung: Bessert ihr euern Sinn, und esset; es ist mehr werth, als pharisäisch gesinnet seyn und fasten. Einzelne, wären es auch gute und gutgemeinte Handlungen, geben einem ungebesserten Herzen keinen Werth, und decken seine Unart nicht. Es sind neue Lappen auf ein altes Gewand, das doch zerschleißt, flüchtiger Geist in morschen durchlöcherten Gefäßen.

Das Herz des Menschen vom Himmel ist größer, denn das Herz der Menschen von der Erde. Laßt uns, um diese Worte zu unsrer Erbauung anzuwenden, sehen

1) auf seine allgemeine partheilose Güte,
2) auf sein entgegen kommendes Erbarmen gegen Fehlende,
3) auf den Umfang seiner Forderungen.

Gutmüthig kehrt Jesus in dem Hause eines Mannes ein, dessen Stand das Vorurtheil und der Haß seiner Zeitgenossen verfolgte; darum fragen die Pharisäer: warum ißt und trinkt er mit den Zöllnern? Um aus diesem bestimmten Fall eine allgemeine Belehrung zu ziehen, laßt uns einen allgemeinen Blick auf die menschlichen Verhältnisse und Gesinnungen werfen.

Wohlthätig hat die Natur das allgemeine, aber durch seine Ausdehnung schlaffe Band, das die Menschheit zusammenhält, in Familienverhältnisse enger zusammengezogen, unfreundlich getrennt, um freundlich zu verbinden. Von ihren Banden gefaßt hört der Mensch fast auf, Vielen Vater und Bruder zu seyn, um es Wenigen ganz zu werden. Sie hat, indem sie jeden mit eigenen, aber den mit diesen, jenen mit andern Kräften des Körpers oder Geistes vorzüglich ausrüstete, von Erziehung und Gewohnheit unterstützt, neue Verbindungen und neue Trennungen vorbereitet. Der Weise sucht den Weisen auf, und schließt sich zu ihm an, weil sein denkender Geist bei ihm mehr Nahrung und Befriedigung findet; der Unweise den Unweisen, denn keiner beschämt den andern; der Sanfte den Sanften, denn einiger und inniger winden sich ihre Gefühle um einander; der Schwache den Schwachen, denn keiner findet sich in der Nähe des andern gefährdet. Je ähnlicher der Mensch dem Menschen an Kräften, Neigungen, Denkungsart und Handlungsweise, desto mehr Berührungspunkte bieten sich ihre Herzen dar; jeder liebt und ehrt in dem andern seine eigenen Vorzüge, und schont

in ihm seine eigenen Schwächen. Im Bunde oder im Krieg mit der Natur befestigt das Schicksal ihre Verbindungen und Trennungen, oder durchkreuzt sie wieder nach eigener Laune. In den Hütten knüpft Armuth und gemeinschaftliche Noth Freundschaften und Bündnisse, wie der Frohsinn in Speisesälen und festlichen Zirkeln, dort dauerhaftere als hier; und ein Zufall, (so dünkt es uns oft,) führt Menschen zusammen, und mischt ihr Wohl und Weh in eins, und fesselt Herzen aneinander, die sich nie gesucht noch gefunden hätten — Wenn endlich Vaterland und bürgerliche Verhältnisse, Religion und Meinungen, nicht so innig wie Natur und Schicksal Menschen mit Menschen vereinigen, so schneiden sie doch schärfer als Natur und Schicksal Menschen von Menschen ab, und befestigen die Kluft durch Namen und Titel und Rang, Stand und Standeszeichen, Cerimonien und Formeln, durch Urtheile, worauf sie gegründet sind, und Vorurtheile, die sie wie ein dornichtes Gehäge umziehen. Und so zerfällt die Menschheit gleichsam in mehrere kleinere und größere Kreise, die sich mannigfaltig hier nähern, dort entfernen, hier berühren, dort scheiden und zurückstoßen, hier umschlingen, dort durchkreuzen. Jeder schafft sich selbst, oder es schafft ihm sein Schicksal eine eigene Welt, und jedem eine andere, und sein Herz, seine Gefühle und seine Liebe, sein Wünschen und sein Wirken, das der ganzen Menschheit gehörte, schränkt sich auf den engen Kreis zusammen, von dem er der Mittelpunkt ist.

Es läge in der Natur der Sache, und wäre kein Vorwurf. Das menschliche Herz ist nicht all-

mächtig. Je weiter es seine Gefühle und Kräfte will wirken lassen, desto gewisser verlieren sie sich in wirkungslose Ohnmacht; je thätiger es wirken will, desto enger muß es seinen Wirkungskreis zusammen ziehen. Aber auch hier hat schon so oft menschliche Kurzsichtigkeit übel verstanden, was göttliche Weisheit gut gemeint hatte. Sie hat, ach aus wie manchem Herzen, alles weggenommen, und alles vertilgt, was noch den Menschen dem Menschen werth und köstlich machen könnte; sie hat — ach in wie manchem Herzen, Menschenliebe und Partheiliebe zum Widerspruch gemacht, auch in diese nur frostige Eigenliebe eingehüllt, und in ihrem Schooße hier Uebermuth dort Mißtrauen, hier Trotz dort Erbitterung groß genährt, die der Menschheit so manche Wunde schlugen. Sie schmerzt diese Wunde in der Brust des Niedrigen und Armen, wenn ihn die Verachtung seines Schicksals verfolgt, des Zurückgestoßenen und Verschmähten, des Hülflosleidenden, des Fremdlings unter seinem Geschlecht, der einsam umherirrt, einen Vater und einen Bruder sucht, und nicht findet. Er bietet das Köstlichste, was Gott dem Menschen, und der Mensch dem Menschen geben kann, Liebe, so gut er sie hat, und mittheilen kann, und sie wird ihm als eine verschmähte Gabe zurückgeworfen. Er will sich auch anschmiegen mit seinen Gefühlen an die Menschheit, zu der er gehört, aber oft umspinnen sie das Herz eines Pharisäers, das kalt und hart wie ein Fels ihnen keine Nahrung und keine Wärme ertheilt.

Andere Gefühle, und andere Gesinnungen lebten und wirkten in dem Herzen des Menschen vom Him-

mel, in welches Gott seine Liebe goß. Mit dem heiligen Beben der Ehrfurcht nannten seinen Namen die Unsterblichen im Himmel, als Gott rief: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! Aber mit der Stimme des Vertrauens und mit dem Sehnen der Erhörung, mit der Freudenthräne des Dankes und mit der Herzlichkeit der Liebe nannten Menschen auf der Erde, vornehme und geringe, arme und reiche, frohe, leidende und getröstete, Fremdlinge und Brüder — Jesum den Sohn Davids. Wie seines Vaters Sonne allen aufgeht, alle mit ihrem Licht erheitert und mit ihrer Wärme erquickt, auf die Furche der Armuth, wie auf die Triften des Reichthums und in die Paradise des Ueberflusses scheint, so ward er Licht und Wärme und Leben aller, die nur ihn nicht verschmähten, den verlorenen Schafen vom Hause Israel ein getreuer Hirte, dem Heiden zu Capernaum ein entgegenkommender Wohlthäter, und ein geduldiger Lehrer der Samariterin am Wege, oft unter den Pharisäern, und gerne bei den Zöllnern, und überall gerne, wo er gute Menschen fand oder zu bilden hoffte, unterthan den Eltern einst im väterlichen Hause, aber unter den Menschen nach seinem eigenen Wort Bruder und Sohn denen, die seines Vaters Willen thun; allen alles, und zuletzt ein freiwilliges Opfer des Todes für alle, und auferweckt und zu Gott erhöhet für alle.

Wird es euch nicht wohl und leicht, arme nieder gebeugte Menschen, daß er auch euer Bruder und Heiland ist, Menschen, die ihr euch umsonst

nach einem Freund auf der weiten Erde sehnt, daß ihr einen Freund im Himmel habt, Menschen, die ihr im Gewande der Dürftigkeit, verloren und vergessen mitten unter euern Brüdern wandelt, daß er euern Namen vor Gott nennt, Menschen, die ihr ihm, wenn er heute bei euch einkehrte, nichts als freundlichen Willen und ein gutes Herz zu bieten hättet, daß sein freundlicher Wille dem eurigen entgegen kommt, und sein Herz, das einst so voll himmlischen Adels und so voll irdischer Demuth, so voll reinen Gottessinns und so voll reger Menschenliebe, so voll himmlischer Seligkeit und so voll theilnehmender Gefühle sich den Menschen dahin gab, daß es noch im Himmel euer ist? Ja, freuet euch seiner, und mischet in eure Sorgen und in eure herben Gefühle das Andenken an seine Liebe. Es wird sie umschmelzen in stille Geduld, in mildes Sehnen und in tröstende Hoffnung. Freuet euch seiner und des Glücks, daß ihr durch ihn Gotteskinder und seines Himmels Erben seyd.

Eines Gottes Kinder, und einer bessern, andern Zukunft aufbewahrt! Laßt uns alle vor diesem Gedanken jeden irdischen Stolz darnieder beugen, und an ihm wie an einer heiligen Flamme unsre Menschenliebe erwärmen. Seyd in eurer Lage denen, die Gott mit euch in nahe Verbindung gesetzt hat, was ihr ihnen seyn könnt; — gute Väter und Angehörige eurer Familien, Freunde den Freunden, treue Bürger dem Vaterlande, belebt für euern Stand, beseelt für Amt und Beruf; aber bewahret in euren Herzen noch etwas für die übrige Menschheit, Gefühle der Theilnehmung den Weinenden und

Fröhlichen, eine willige Gabe dem Flehenden, Trost und Segen und Gebet dem den keine Gabe erquickt, Freundlichkeit dem Schüchternen, Schonung dem Schwachen, Verzeihung dem Flehenden, milde Antwort dem der euch zutrauend fragt, sittigen Dank dem, der euch sittig grüßt.

Die Zöllner, bei denen der heiter freundliche Mensch vom Himmel saß, waren auch Sünder. Es ruhte auf ihnen nicht nur der Haß ihres Standes, sondern auch der Vorwurf einer rohen gewissenlosen Handlungsweise, und einer eben so rohen Denkungsart, einer schrankenlosen Verachtung der gesetzlichen Religion, und einer eben so gleichgültigen Verachtung des gesetzgebenden Gottes. Man dachte sie daher als Gegenstand des Hasses und der Rache der Gottheit; und wie man Menschen durch Feindschaft gegen ihre Feinde schmeicheln kann, so glaubte man die Gottheit zu gewinnen, wenn man laut und unversöhnlich ihre Verächter haßte, und dünkte sich desto heiliger und vollkommener, je sorgfältiger man ihren Umgang mied. Darum fragen die Pharisäer: Warum ißt und trinkt er mit den Sündern.

Der Gedanke an eine zürnende, rächende Gottheit knüpft sich in dem menschlichen Busen an eine natürliche Empfindung an. In ihm werden durch Beleidigungen die Gefühle gekränkter Eigenliebe bald langsam und desto bitterer, bald schnell und desto heftiger aufgeweckt. Unbillig wird durch sie oft ein Gerechter, hart und seiner selbst unwerth oft auch ein guter Mensch. Selbst die schuldlose und selbst die

gute Meinung des Fehlenden, selbst die edle Scham und Reue, und selbst das freiwillige Versöhnungsopfer befriediget sie nicht immer; und je näher zuvor der Gekränkte dem Beleidiger durch Freundschaft und Liebe und Wohlthat, desto niederbeugender und peinigender in dem Busen des Letzten das Bewußtseyn seiner Schuld; je ferner von ihm durch Macht und Ansehen und geheiligte Würde, desto schwerer und schreckender in seiner Seele das Andenken an sein Verbrechen.

Und du Gott, dessen ernstes Gesetz unsre Uebertretungen verdammt, du Wohlthäter ohne Gleichen von unsern Kindesbeinen an, und du Allmächtiger und Herrscher, vor dem die Könige der Erde im Staube knieen, und die Engel des Himmels ihr Angesicht bedecken, wie störend mischt sich in den Gedanken an dich das Andenken an unsre Schuld, wie beschämend in unsern Dank, wie niderwerfend in unser Vertrauen, wie beunruhigend in unsre Hoffnung, wie strafend in unser Gebet am Tage der eigenen und der gemeinen Noth! Wohin wenden wir unser Auge, daß uns nicht die Denkmale deiner Güte beschämen, wohin unsern zagenden Geist daß uns nicht die Zeugen deiner Macht, und die Boten deiner Gerichte erschrecken? Und wer tröstet uns, wenn du beleidiget wirst, wie Menschen beleidiget werden, und zürnest, wie Beleidigte zürnen, und rächest wie Erzürnte rächen? Geheimnißvoll und unerforscht, zurückhaltend in deinen Gerichten, und furchtbar indem du sie zurückhältst, waltest du in den Schicksalen unsres Lebens, wartest schweigend auf den Sterbenden am Grabe, und zeigest ihm

in

in der Ewigkeit die schwebende Wage der Vergeltung. — O Dank sey Dir, und neue Liebe, und neuer ewiger Gehorsam, daß du einmal sprachst, wie ein erbarmender Vater zu seinen Kindern spricht, Dank für das theure werthe Zeugniß, womit du deinen Sohn auf die Erde sandtest: „Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen."

Das bezeugte sein Wort, und so bestätigte es sein Leben und seine Liebe, seine Thaten und sein Tod; so wandelte er, zum Begnadiger, noch nicht zum Richter geweiht, unter der schwachen Tugend, und unterstützte sie durch die Miene des göttlichen Beifalls im menschlichen Antlitz; so unter den Gefallenen und Trauernden, und rief durch den Blick der Erbarmung Vertrauen auf Gott und Muth zur Besserung in ihre Seelen zurück; so unter den Gefallenen und Verstockten, und that durch Wehmuth und Thränen die letzte seiner Erklärungen kund, daß Gott nicht Wohlgefallen hat an dem Tode des Uebertreters.

Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen. Es sey auch uns nicht umsonst gesagt, dies Losungswort der Versöhnung. Es tröste uns dieses Wort, das auch der Zöllner Brust mit Dank erwärmte, und mit bessernder Scham belebte, wenn uns unser Gewissen vor dem Richter in den Staub wirft. Es wecke in unserer Seele das neue Leben des Glaubens und der Liebe, der Tugend und der Hoffnung. Und daß es auch wecken möge den Geist des Friedens und der Liebe in jeder Brust, die noch gegen Menschen zürnt, und

an dem Unglück des Feindes Wohlgefallen findet, die noch auf Rache sinnt gegen Brüder, denen Gott verzieh, und Aussöhnung weigert, die der Himmel der Erde bot! Laßt uns gut seyn, wie Gott es ist, und durch eigenen liebenden, schonlichen, verzeihenden Sinn, unserm Vertrauen auf Gottes Schonung und Verzeihung sein Unterpfand geben. Was ihr, die ihr doch nur Menschen seyd, an euern Brüdern zu thun vermöget, Gottes Geist wird Zeugniß geben eurem Geiste, daß Gott dasselbe an euch überschwenglich thun wird. Aber wie könntet ihr an eine Großmuth ausser euch glauben, für die euer eigenes Herz zu enge wäre, und in der Rechnungsstunde des Gewissens und im Zagen des Todes euch an eine Barmherzigkeit fest halten, die in euern eigenen Gefühlen und Gesinnungen ihren Widerspruch hätte?

Die Pharisäer haben noch eine Frage an Jesum: Warum fasten deine Jünger nicht? — Die Religion und Tugend hatte sich bei diesen Menschen aus dem Innern, wo ihr geheimer Sitz und ihr nährendes Leben seyn sollte, ganz ins Aeussere gezogen. Aus der Einheit und Zusammenstimmung und Vollendung eines edeln Gefühls, eines guten Sinnes und eines frommen Lebens, war sie in wenige abgemessene und ausgezirkelte, künstlich hoch getriebene, von aussen gleißende, von innen werthlose Handlungen zersplittert; und so ward Gebet in langen Formeln ihre Gottesverehrung, Almosengeben ihre Menschenliebe, und Fasten ihre Heiligkeit.

Leicht gewöhnt sich der Mensch an einzelne gut

scheinende, gut gemeinte, und wirklich schöne Handlungen. Die Grundsätze, worin sie ihre Haltung haben, liegen gewöhnlich schon in dem Eigenthümlichen seiner Denkungsart, die Gefühle, die ihnen zur Nahrung und zum Leben dienen, in dem Eigenthümlichen seiner Geistesstimmung. Je leichter und natürlicher sie ihm aus dem Temperament und aus der Seele fließen, desto verdachtloser erscheint ihm selber seine Tugend. Je künstlicher und gezwungener, je mühsamer gelernt und geübt, desto höher schreibt er sie Gott und seinem Gewissen in Rechnung an. Und keine Täuschung überschleicht ihn eher als die gröbste, aber die willkommenste, daß eine gute Eigenschaft viele Fehler umwinde und ausgleiche, und daß man, um auf einer Seite schlimmer zu seyn als Viele, auf der andern nur besser seyn dürfe als Viele, um Gottes Vaterliebe und Erbarmen mit Allen gleich zu theilen. So vereinigen sich oft in einer Seele Weichmuth und Ungerechtigkeit, so Unbestechlichkeit um Geld und feiler Sinn um Gunst, so schwärmerische Sonntagsandacht und geistloses Werktagsleben, so Christusbekenntniß mit dem Munde und Gottesverläugnung mit der That.

Aber hört doch, was der Mensch vom Himmel sagt: Niemand flickt einen Lappen vom neuen Kleide auf ein altes Kleid, Niemand faßt flüchtigen Geist in zerbrochene Gefäße.

Die gute Seite, die noch an einem von Gott entfremdeten Herzen schimmert, ist sie Natur, so

ehrt sie den Schöpfer, der die guten Gefühle so tief und unvertilgbar in den Menschen gelegt hat, nicht den Menschen, der nur geschehen läßt, was sich aus seiner angeborenen verdienstlosen Geistesstimmung von selbst entwickeln und bilden mag. Ist sie erzwungen, so sinkt sie zum Unwerth der verworfensten Gleißnerei herab, und ihre Wirkungen ersterben in kraftloser Ohnmacht. Die gekünstelte Handlungsweise, wenn sie nichts im Herzen hat, das ihr entspräche, keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung, so besteht sie nicht; der Lappen zerreißt, und der Schaden wird größer. Wollt ihr etwas hineinzwingen in das Herz, das ihr entspräche, Meinung ohne Ueberzeugung, Liebe ohne Gefühl, Hoffnung ohne Vertrauen — es hält nicht; der neue Geist flieht aus dem alten Gefäße.

Versteht ihr, was Jesus sagen will, — selig seyd ihr, so ihr es nicht umsonst versteht. Nur ein erneuerter Sinn, in dem Ehrfurcht vor Gott und Liebe zu Gott, und Liebe zum Guten, das aus Gott kommt, einheimisch ist und herrscht, nur der gibt der guten That Werth und Festigkeit, und ist an guten Thaten reich. Den Sinn will Gott; den möchte Jesus durch den Ruf zur Buße in uns anfachen, und durch seine Liebe nähren, und durch seine Erlösung heiligen. Dem Geiste gibt Zeugniß Gottes Geist, daß wir Gottes Kinder sind.

So laßt uns denn diesen Sinn in uns hervorrufen und ausbilden, und dem Herrn gefällig werden, alles zusammennehmen und benutzen, unsers Geistes feste unzerstörbare Anlagen zum Guten, das

Gesetz, das sein Finger in unser Herz geschrieben, und die Gefühle, die sein Hauch in unsrer Brust belebt hat, das Beben vor seiner Majestät und Heiligkeit, und die Erinnerung an seine Wohlthaten, die Liebe und das Erbarmen Jesu, Gebet und Flehen und Thränen, das Mahnen der Religion und das Warnen unsrer Erfahrungen, die Prüfungen unsrer Schicksale, den Gedanken an die Zukunft, an Tod und Grab, Auferstehung und Gericht, an die Freuden und Wehen der Ewigkeit. Laßt uns wachen und ringen, glauben und hoffen, bis sichs geläutert hat in unsrer Seele, bis rein und klar und ruhig Gottesliebe und Tugendsinn unser Herz erfüllt, und aus ihm, wie aus einer immer strömenden Quelle, edle unverfälschte Werke der christlichen Rechtschaffenheit ausgehen. Laßt uns ernstlich wollen, und eifrig üben, und selig vollenden, und erfahret dann in Freude und Leid, am Tage der nahen drohenden Gefahr, am Grabe und einen Schritt weiter in der Ewigkeit, lebendiger und kräftiger als Menschenwort es sagen kann, daß Gott an Macht und Güte größer, und in seinen verborgensten Führungen weiser, und selbst in seinen Züchtigungen und Gerichten erbarmender sey, denn eines Menschen Herz! Amen.

Predigt

am sechsten Sonntage nach Trinitatis 1800

über Luc. 5, 27 — 39.

Um den Geist deines Sohnes beten wir, Vater unsers Herrn Jesu Christi, daß er uns heilige in der Wahrheit, daß er uns belebe mit frommem Eifer recht zu thun vor dir, uns erfreue und tröste.

Ach, wir suchen sie so oft die Wahrheit, und so lange, und die Erde führt uns irre mit ihren Täuschungen. Wir erkennen so oft die Wahrheit, und folgen doch der Täuschung lieber. Der Wunsch gut zu seyn liegt in unserm Herzen oft so weit vom Willen es zu werden, und zum besten Willen fehlet uns der Muth und zum Muth die Kraft.

Wer kann uns lehren die verborgene Weisheit? Wer kann in uns das freudige Wollen wirken und zum freudigen Vollbringen stärken? Wer kann uns in den Freuden und Sorgen und Geschäften der Erde für den Himmel weihen?

Um den Geist deines Sohnes beten wir; — wir beten im stillen V. U.

Text. Luc. 5, 27 — 39.

Wenige Menschen leben so ohne alle Religion, daß nicht das Andenken an Gott, und die Anerkennung ihrer Abhängigkeit von ihm, und die Ansprache seines Ernstes und seiner Liebe an sie, und die Ahndung seiner verborgenen Gerichte einigen Einfluß auf ihre Gesinnungen und Handlungen äußern, ihnen Entschließungen abgewinnen oder abnöthigen sollte, die sonst nicht zu Stande gekommen wären.

Viele Menschen machen sich die Religion, die stille Unterhaltung mit ihr und die laute Bekennung und Ausübung derselben, neben andern Sorgen und Freuden und Geschäften, zu einem eigenen Geschäfte, dem sie bei wiederkehrenden Stunden, Tagen und Veranlassungen pünktlich und gewissenhaft dienen, so pünktlich und gewissenhaft als in andern Stunden ihren andern Geschäften und Sorgen, die kein Andenken an Gott, kein Blick in die Ewigkeit heiliget und tröstet. Und geringer ist die Anzahl derer, denen Religion nicht etwas Eigenes im Leben, sondern das Einzige ist, und denen keine Stunde und keine That ohne ihren stillen Segen oder Trost vorübergeht.

Religion das Einzige? Wiederholt ihr dieses Wort in befremdender Frage? Wie? wir sollten unaufhörlich betrachten und beten, und nach dem Himmel schauen und nicht an unsere Verhältnisse und an die Erde denken? Ja wohl sollt ihr.

Schicket euch in die Zeit, das rathet die Religion. — Oder wie? wir sollten, stets dürstend nach der Seligkeit des Himmels, nicht aus dem Strome der Freuden schöpfen, der allenthalben so nahe an unsern Sinnen vorbeirauscht? Ja wohl sollt ihr mit Mäßigung und Weisheit. Seyd fröhlich mit den Fröhlichen, dazu ermuntert euch die Religion. Oder wir sollten nicht arbeiten in mancherlei irdischem Beruf, um uns und die Unsrigen mit Ehre zu ernähren? Ja wohl sollt ihr. Arbeitet und schafft mit den Händen etwas gutes, und seyd nicht träge was ihr thun sollt, — regsamer Eifer belebe euren Geist; das gebietet die Religion. Und sie verbreite sich gleichsam, erweckend, belebend, stärkend, erfreuend und tröstend durch das ganze Leben und Wirken. Ihr Wirkungskreis ist nicht der enge Tempel von Menschenhänden gebaut. — Allerdings, so sprechen wieder Viele, und Viele sprechens nach, — Rechtthun ist die beste Religion, und freuen sich der entdeckten Weisheit; nicht alle, um recht zu thun, manche, um dem allem auszuweichen, was doch zum Rechtthun lebendigen Antrieb, und ausdauernden Muth und siegende Kraft gewährt, und die gelungene vollendete That belohnt, und für ihre Aufopferungen tröstet.

O daß wir auch hier von Jesu lernen mögen, der fromm war und recht that, und als er auf der Erde lebte, Segen vom Himmel herabbetete, und als er in den Himmel auffuhr, den Segen seiner guten Thaten auf Erden zurückließ.

Aus der Einsamkeit, wo er betete nach dem 16ten Vers unsers Kapitels, tritt Jesus wieder hervor ins rege öffentliche Leben, und auf den Schauplatz unsers Textes, und steht an der Zollstätte, die kein Pharisäer betrat, in dem Beruf, das Werk zu vollenden, das ihm sein Vater gegeben hatte, und sitzt am Mahl der Zöllner und Sünder, und bessert sie, während die Pharisäer bei siebenmal inwendig und auswendig gereinigten Bechern und Schüsseln sitzen, und die Sünder verdammen. Und versteht ihn, wenn er euch zuruft: Man faßt nicht neuen Most in alte zerbrechliche Gefäße. Der lebendige Geist verfliegt, und was zurückbleibt ist todte Buchstabenweisheit. Und Niemand setzt einen neuen Lappen auf ein altes Gewand. Einzelne religiöse Uebungen und Handlungen in ein sündliches Leben verflochten, machen den Schaden nicht gut. Fasten und Beten in geweihter Stunde heiliget die Gesinnungen und Thaten eines unheiligen Lebens nicht.

Religion — sie will sorgfältig im stillen Herzen geweckt, genährt und befestigt werden; — sie muß aber auch lebendig und kräftig im ganzen Leben, im Handeln, Genießen und Dulden wirksam seyn.

Mit diesen Gedanken wollen wir uns nun unter einander beschäftigen.

Religion ist nicht Rechtthun, aber sie wird sichtbar darin, und führt dazu. Sie ist eine Sache

des verborgenen Gemüthes; oder mit den Worten Christi: Siehe das Reich Gottes ist inwendig in euch. Wo im stillen Herzen lebendiger Glaube an einen allwissenden heiligen Gesetzgeber Gott, und Ehrfurcht vor seinem heiligen Willen und seiner beobachtenden Gegenwart herrscht, und über die Versuchung zum Bösen siegt; wo frommer lebendiger Kindesglaube an einen himmlischen Vater und an seine stille Nähe waltet, und die Ahndung seiner Nähe, und das Gefühl der kindlichen Dankbarkeit und Liebe und Freude an ihm herrschend ist, und der Wunsch, ihm ähnlich und seines Beifalls froh zu seyn, zu allem Guten stärkt, da ist Religion. Das Herz, das die Menschen auf jeder Stufe der Verhältnisse und in jedem Gewande, in Gefühlen und Gesinnungen als Kinder des gemeinschaftlichen Vaters anerkennt und ehrt, und sie in ihm, und ihn in ihnen liebt, das hat Religion. Das Herz, das in den Verhältnissen der Erde, in der Verbindung mit Guten und Bösen auf ihr, in der Gelegenheit, die sie bietet, Pflicht zu üben, und in der Versuchung Pflicht zu versäumen, in ihren Leiden und Freuden und Sorgen und Geschäften, die Vorbereitungsschule und den Uebungsplatz und die kurze immer höher ins Lichte steigende Bahn zur Ewigkeit und zum höhern Beruf, zu heiligern gereinigtern Freuden ahndet und anerkennt, und den Glauben seiner Bestimmung und die Bürgschaft dafür in sich hat, und im Freudenwirbel der Erde, und im Gewittersturm, in den der Wirbel sich auflöset, nicht verliert, das hat Religion. Und wo in einer sterblichen Brust das Unsichtbare gegen das Sichtbare, und die Hoffnung des Zu-

künftigen gegen die Erfahrungen des Gegenwärtigen kämpft und siegt, und groß und stark macht, da ist Religion.

Jesus Christus, der im frühen Morgenlichte seines Lebens schon sich und die Seinen tröstete, daß er seyn müsse in dem, das seines Vaters ist, er mit dem Bekenntniß: Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des Vaters, der mich gesandt hat, und daß ich vollende sein Werk, er, der keins von allen verlieren wollte, die ihm sein Vater gegeben hatte, und der aus seinem Herzen voll Liebe, Geduld und Sanftmuth und Mitleiden keines verlor, der das Gefühl seiner freudigsten Lebensstunde in das Gebet ergoß: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du die Wahrheit, die den Klugen verborgen war, den Unmündigen geoffenbaret hast, und das Gefühl seiner bängsten Stunde in den Trost des Gebetes einhüllte: Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch vorüber, aber dein Wille geschehe, und der im brechenden Auge mit dem Blick zum Himmel vollendete, woher er gekommen war, und wohin er gieng, Jesus Christus hatte Religion und that recht. Und wir nennen ihn den Anfänger und Vollender unsers Glaubens; und wer ihn nicht so nennen mag, ehrt ihn doch als einen weisen und tugendhaften Mann, und wünscht, wenn ers auch nicht gesteht, so heilig und gut, und so ruhig zu seyn, wie er war, und verzagt daran.

Religion ist nicht Rechtthun, aber sie führt

dazu, und wird sichtbar in ihm, nicht in einzelnen schönen Handlungen, nicht blos am geweiheten Ort und in der wiederkehrenden geheiligten Stunde, sondern gleichförmig im ganzen Leben und Wirken, in der einsamen Stille, die kein richtendes Menschenauge beobachtet, im häuslichen Kreise, im geschäftigen Berufe, in der Stunde der Freuden und der Klagen. — Ihre Wirkungen gleichen nicht der neuen Verbrämung auf altem dürftigem Gewande, die eine beschämende Armuth verdecken sollte, und nur auffallender verrathet.

Es ist ein großes Gesetz in der menschlichen Natur, fest und unzerstörbar, wie irgend ein Gesetz in der Natur, daß die herrschenden Gesinnungen des Gemüthes, sie heißen wie sie wollen, laut und wirksam werden in Wort und That, und dem mannigfaltigen Thun und Begehren und Versagen des Menschen seinen belebenden Geist, seine Richtung und Einheit geben, und daß jedes schwächere Gefühl dem stärkeren sich anschmiegt und dient, und daß eure Gesinnung, wenn ihr sie gewaltsam im stillen Busen verschließen wolltet, neue Kräfte sammelt, um gewaltsam durchzudringen. Sehet den Habsüchtigen und den Ergötzungsgierigen, wie jener unaufhörlich sammelt, was dieser unaufhörlich zerstreut, wie jener säet um zu erndten, und dieser erndtet um zu verschleudern, wie die Habsucht den Bittenden Gaben spendet, sie hofft zwiefach zu empfangen, — wie die Verschwendung den Bittenden Gaben weigert, sie hält den eigenen dürftigen Rest für neuen Sinnenrausch zusammen, — wie der eine, um reich zu seyn, sich die reizendsten Freuden, und oft die

schreiendsten Bedürfnisse des Lebens ohne alle Ueberwindung versagt, und der andere um sie zu genießen diese Freuden, die Armuth und ihr Gefolge, die Noth in jeder Gestalt verachtet, — wie der Lohnsüchtige überall um Lohn, der Ehrsüchtige überall um Beifall, der Eitle überall um Dank, der Dankbare überall um Zufriedenheit, der Menschenfreund überall um Menschenwohl arbeitet, wie jeder wählt im Gewühl des Lebens, jeder die nämliche Gelegenheit anders benutzt, jeder die nämliche Handlung anders verrichtet, jeder aus einer andern Quelle für die Mühe derselben Muth schöpfet, — wie's verflochten ist, in dem Leben eines jeden, wie es durchblickt, wie es auf Miene und Lippen schwebt, wie es auf sein Kleinstes und Größtes sich ausprägt, welches Geistes Kind er sey. Und Ehrfurcht vor Gott dem Allwissenden und Heiligen, und Liebe zu Gott dem Erbarmenden und Guten, und der Wunsch ihm ähnlich und seines Beifalls froh zu seyn, und Liebe der Menschen durch Gottesliebe geheiliget und genährt, und Glaube und Hoffnung einer höhern Bestimmung hoch über den Leiden und Freuden der Erde: — diese Stimmung des Gemüths sollte allein die herrschende seyn, und doch dienen, — die lebendige seyn und doch todt, und nicht durchblicken, und sich nicht verflechten in's Leben, nicht im Kleinsten und Größten sich ausprägen, und nicht unserm mannigfaltigen irdischen Thun und Genießen und Wünschen, Wollen und Versagen seinen Geist, und im Rechtthun seine Einheit geben? Eine verborgene Perle in einem Acker, der Dornen und taube Aehren trägt. Laßt es uns bekennen: wo Religion nicht wirkt, da ist sie nicht. — Ein

guter Mensch, sagt Jesus, bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens, und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens, und ein Baum gesund an Säften und Wurzeln trägt gesunde Früchte; ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen. Und ihr kennt es wohl das Gute, das hervorgieng aus dem Schatze seines Herzens, jenen unermüdeten Eifer für Menschenwohl, jene Liebe, mit der er die Seinen wandellos bis ans Ende liebte, die Sanftmuth, mit welcher er die Irrenden und Gefallenen besserte, die Herzlichkeit, mit welcher er die Bekümmerten tröstete, die Heiligkeit, mit der er unter Sündern lebte, die Unschuld, mit welcher er sich unter Kindern freute, die Zufriedenheit, mit welcher er ohne Belohnung und oft ohne Dank von einer vollendeten Wohlthat zu einer neuen eilte, die Zartheit der Gefühle, die seine Lippen bewahrte, seine Standhaftigkeit gegen die Reize der Versuchung, seinen Muth gegen die Schrecken der Gefahr, — und daß ich euch so viele Namen nennen muß, und noch viele nennen müßte, die alle eins sind: Religion des innern Menschen, lebendig und wirksam durch alle Verhältnisse des Lebens. Er war fromm und that recht, und wir nennen ihn den Anfänger und Vollender unsers Glaubens. O daß wir denn von seinem Beispiel ermuntert, und von seiner Führung geleitet, anfangen mögen, wo er, um ihm nachzukommen, auf dem Wege der Vollendung!

Religion ist nicht Rechtthun, aber sie begleitet

den Menschen zum Rechtthun auch in die gemeinsten Verhältnisse seines Lebens, und legt oft in seine unscheinbarsten Handlungen großen Segen, und heiliget seine Freuden. — Am Zolle, wo der Pharisäer keinen Heiligen suchte, und am Mahl der Zöllner und Sünder weilete der Heiligste, und was that er hier? Was keinem Pharisäer, weder wenn er an den Ecken der Gassen betete, noch wenn er unter Posaunenschall Almosen vertheilte, noch wenn er den Propheten Grabmale bauete, in den Sinn kam; im Tempel oder auf dem Berg in einsamer nächtlicher Stunde betete er zu dem Vater um reiche Gelegenheit zu guten Thaten an seinem kurzen Tag; und an der Zollstätte und bei dem Mahl der Sünder fand er sie mit aufmerksamem Sinn und erkannte sie mit seinem Gefühl und benutzte sie. Dort weckte und stärkte er im Glauben und Gebet den Muth und die Kraft zu guten Thaten; und an der Zollstätte fühlte und übte er sie. Dort gelobte er dem Vater, der ihn gesendet hatte, und dem eigenen Herzen, mit welchem ihn der Vater gesendet hatte: ich will suchen und selig machen, was verloren ist; und an der Zollstätte erfüllete er etwas daran. Dort betete er um Segen Gottes zur Vollbringung seines großen Gelübdes; und hier erfuhr er ihn, und seine Speise war auch am Mahl der Zöllner und der Sünder, zu thun den Willen des Vaters, der ihn gesendet hat, und zu vollenden sein Werk. — O es ist wahr: wir können nicht immer betrachten und beten, und von der Erde zum fernen Himmel aufschauen, und wir sollens nicht! Auch können wir nicht immer, und bei weitem nicht alle in erhabenerm Beruf ins

große und auffallende wirken für Menschenwohl. Ach unsere Geschäfte sind oft für sehr irdische, sehr eingeschränkte, sehr vorübergehende Zwecke und Bedürfnisse berechnet, für Brod zum Becher kalten Wassers, und sie wollen doch befriedigt seyn. Mancher Edle, eines bessern Looses werth, weilt von Geburt und Schicksal gefesselt unter Zöllnern und Sündern sein Leben lang, und wohnt unter ihrem Dache, und ißt an ihrem Tische, und ist ihnen gleich geachtet. Selig ist der Mann und heilig, und mit dem schönsten Segen der Religion belohnt, den sein Glaube an Gott in seine Wege begleitet. Er erkennt in ihnen seines Vaters unsichtbare leitende Hand, und verehrt sie. Er forscht seinen weisen heiligen Absichten nach, und findet sie. Er erkennt hier im stillen unverdroßenen Fleiße, da in demüthiger ergebener Duldung, dort im edeln hohen Vertrauen seinen Willen und übt ihn. Das ist Religion, und o es ist ein großes heiliges Tagewerk, und es freue sich seiner am müden Abend der, dem es gelungen ist das Werk, das mit stillem unverdrossenem Fleiße, mit demüthiger Geduld, und starkem hohem Vertrauen zu Gott vollendet ward. Ihr schaut nach den Früchten euerer Thaten zurück, und bemerket sie nicht. O seyd unbekümmert, es ist noch ein langer Sommer für euch. Ihr habt ein unbemerktes Samenkorn in die Erde gelegt, und findet selber seine Stätte nicht mehr. Aber Gott hat es bemerkt, und wird es, vielleicht wenn ihr nicht mehr da seyd, zur Blüthe erziehen. Ihr habt ein Sandkorn zum großen Bau des Reiches Gottes beigetragen. Aber auch dieses war unentbehrlich an seinem Orte, und Gott erwartete es von euch.

Aber

Aber nicht nur an der Berufsstätte, sondern auch an dem Mahl einer gering geschätzten Volksklasse weilet Jesus; und eben so unbekannt mit dem heiligen und verdammenden Stolz, als mit dem vornehmen und verachtenden Stolz, freuet er sich mit ihnen, und nimmt die Gaben seines Vaters an von eines Zöllners Hand. Das verdenken ihm die Pharisäer, und schon an einem andern Orte wunderten sie sich in starken Ausdrücken, daß Jesus an sinnlichen Erheiterungen, und auch damals unter den Zöllnern so unbedenklich Antheil nahm. Aber Jesus meint, es sey mehr Religion dabei, unter den Menschen zu leben und sie zu lieben, als sich von ihnen zurückzuziehen und sie zu hassen; mehr Religion, gut gesinnet zu seyn, und zu essen und zu trinken, als zu fasten an der Tafel, und der Wittwen Häuser zu fressen und der Waisen Erbgut zu verschlingen; mehr Religion, mit Gott zufrieden zu seyn, und seine Gabe mit fröhlichem Gemüth und heiterer Miene zu genießen, als in einer Schöpfung, so reich an väterlichen Wohlthaten, zu hungern und zu darben, und ihn mit Seufzern und mit Klagen ehren zu wollen. O wer so wie Jesus hier die sinnliche Erquickung auf dem Wege seiner Pflicht gefunden hat, und Gottes Gabe auch in der Menschenhand, von der sie ihm geboten wird, noch wohl erkennt und dankbar annimmt, und weise zu genießen versteht, wer von guten Thaten müde zu sinnlichen Erquickungen und Freuden, und von der Freude gestärkt zu guten Thaten übergeht, und in der Ausübung seiner Pflicht sich freuen, und im Genuß der Freude selber Pflicht zu üben weiß, der hat Religion und thut recht, und sie heiliget seine Freuden.

Und erleuchte und erheitere der Geist Jesu Christi alle, die seine Religion wie ein trübes Gespenst im schwarzen heiligen Gewand umarmen oder fliehen! O es ist ein heiliger, aber ein froher freundlicher Geist, der Geist Jesu Christi. Er will uns nicht die Erde traurig machen, er möchte uns lieber in den Freuden der Erde die des Himmels verbürgen. Er will uns nicht die Menschen verhaßt machen, damit uns Gott desto lieber werde; er möchte uns gern die Liebe zu dem Vater, den wir nicht sehen, durch die Liebe zu den Brüdern, die um uns sind, leicht und wahr und angenehm machen. Er will nicht die Natur unserer Empfindungen zerstören, uns zum Lachen verschrauben im Sturm des Schicksals, und zum Weinen an seinem milden Sonnenschimmer. O nein, er will die Natur unserer Empfindungen bewahren, und unsere Freuden süß machen, und unsere Klagen trösten. Höret doch, was er zu den grämlichen Pharisäern sagt. Tadelsüchtig fragen sie ihn: Warum sind deine Jünger unter den Jüngern der Pharisäer und selbst des Johannes allein so fröhlich? Abfertigend, wie sie es verdienen, antwortet ihnen der gerade unverkünstelte Menschensohn: „Weil sie keine Ursache haben traurig zu seyn. Wenn einst ihr Himmel sich umwölkt, die Trauer kommt früh genug, und von selber."

O daß wir denn auch alle ihn suchen mögen, wo er zu finden ist, diesen heiligen, frohen, freundlichen Geist, und seinen Segen in unserm Handeln, Genießen und Dulden erfahren. Er kehrt gerne in stillen, offenen und aufrichtigen Gemüthern ein.

Aus der Wüste trat Jesus ins rege geschäftige Leben, als er daselbst gebetet hatte. O laßt auch uns oft aus dem Geräusche des Lebens und aus den Zerstreuungen der Freuden zur Stille zurückkehren, nicht bloß um den Gewinn unserer Arbeit zu überrechnen, oder unsere Freude durch die Nachlese der Erinnerung zu verlängern, sondern an Gott zu denken. Das Andenken an Gott heiliget, segnet, tröstet und gibt Religion. Ihr kehrt nie aus dem öffentlichen Leben in den Kreis eurer Familie, nie aus ihm in eure Einsamkeit zurück, ohne reichen Stoff zum Andenken an Gott mit euch zu nehmen. Wars nicht er, der euch zu euerer That stärkte mit Kraft, nicht er, der zum Gelingen Segen gab oder weigerte, nicht er, der euere Freuden und euere Prüfungen euch ins Leben verflocht, nicht er, dessen Willen ihr erfülltet oder verachtete, und der euch in der Ruhe oder in der Unruhe eures Gewissens seinen Beifall oder sein Mißfallen ankündiget? O denket an Gott, und empfanget Religion. — Ihr findet den Geist Jesu Christi Er ist ausgegossen aus seinem heiligen Herzen in sein Evangelium, in seine Lehren, Verheißungen und Tröstungen, und geht mit ihnen über in euer Herz, und vertraut sich gerne mit ihm, und ist daheim, wenn er wieder in einem stillen, offenen und aufrichtigen Herzen ist. O laßt es euch von seinem Evangelium sagen, daß ihr Kinder eines himmlischen Vaters seyd, — sagen, daß ihr ihn lieben sollt im innern Gemüthe, und thätig lieben in euern Brüdern, die euch zu ihm begleiten, — sagen, daß ihr nach den kurzen Tagen euerer Kindererziehung zu ihm kommen sollt, und daß die Leiden und die Freuden dieser Zeit der Herrlichkeit nicht werth sind,

die euch bei dem Vater erwartet, — sagen, daß himmlisch leben allein zum Himmel führt; und sein Geist versiegle es in eurem Herzen! Betet wie Jesus, und empfindet im Gebet die Nähe des Unsichtbaren, und die heilige Weihe zur Tugend und jeder guten That, und Kraft dazu, und die Bürgschaft ihres Segens. Und laßt euch auch in der Stunde der ernsten Geschäfte und im Zirkel der erheiternden Freude gerne von euerm Herzen an Gott erinnern, und an euere frommen Gelübde, und an die Rechenschaft und das Himmlische über euch, und habt Religion, und sie leite, stärke und vollende euch, sie segne und erfreue euch im Rechthun. Amen.

Predigt

am achten Sonntage nach Trinitatis 1798

über Joh. 15, 1 — 14.

Gott unser Vater, wir erkennen die hohe Bestimmung, die du uns durch Jesum Christum angekündiget hast, auf der Erde uns für den Himmel zu bilden, durch Liebe und Tugend dein, — hier zufrieden und froh, und einst einer ewigen Seligkeit Genossen zu werden. Wir erkennen sie und danken dir, und freuen uns; mit Zittern freuen wir uns, denn unser Herz ist schwach, und an die Erde gewöhnt, und seiner Bestimmung noch nicht werth. Vater, wir fühlen es, eigene Weisheit gibt uns kein Licht auf dem dunkeln Pfade, und keinen Schwung die steile Bahn hinauf, keinen Muth in der Prüfung, und keine Kraft zur Vollendung. O daß dies Gefühl unsrer Schwachheit unser Zutrauen zu Jesu Christo befördern und erhalten möge, der den Ruf zur Tugend und zum Leben an uns gethan hat, und, einst auch Mensch wie wir, stark war durch eine bessere

Weisheit, und in der Prüfung bewährt, und im heißen Kampf das Ziel der Vollendung erreichte. Er durch Liebe und Wohlthat, und Lehre und Beispiel, und Verheißung der unsrige. Gib daß wir, die wir seinen Namen tragen, durch Vertrauen und Dank und Folgsamkeit die Seinen werden, und einst uns bei ihm und bei dir freuen mögen am errungenen Ziele. Laß uns auch in dieser Stunde seines Geistes froh werden. B. U.

Text. Joh. 15, 1 — 14.

Die vorgelesenen Worte unsers Textes gehören zu den letzten Gesprächen, mit welchen Jesus die Nacht vor seiner Gefangennehmung seinen Jüngern wichtig an Trost und Lehre, und das Andenken derselben auch nach seiner Entfernung lieb und heilig machen wollte. Ohne Zweifel waren ihnen an demselben Tage, als sie von Bethanien durch ländliche Gefilde nach Jerusalem wandelten, die Gegenstände, die der Text als Vergleichungen braucht, nahe unter den Augen, grünende, das Auge erquickende Weingärten; und der unverdrossene, hoffnungsvolle Gärtner, und der Blick des aufmerksamen Menschensohns weilte gerne an unschuldigen nützlichen Gegenständen und Beschäftigungen der Natur und des gemeinern Lebens, und fühlte sich überall in dem, das seines Vaters ist, und überall nahe dem Vater. Jetzt am ernsten Abend faßt er sie wieder auf die lieblichen Bilder des Tages, und bringt mit ihnen eine wichtige geistvolle Belehrung, lieblich, lebendig und nachdrücklich in die Seelen seiner Jünger; er der so gerne die Weisheit vom Himmel in den Kreis des gemeinen geschäftigen Lebens herabzog, so gerne und

schön an gemeine Gegenstände und Ereignisse, wie sie ihm die Gelegenheit darbot, seine himmlischen Belehrungen anknüpfte, er in dessen Seele die Gegenwart und die Zukunft, die Zeit und die Ewigkeit, die Erde und der Himmel, so nahe und harmonisch beisammen lagen, der Sohn vom Himmel und der Mensch von der Erde. Ich bin in der That einem Weinstocke zu vergleichen, spricht er jetzt, und mein Vater dem Weingärtner, und ihr den Zweigen am saftreichen fruchttreibenden Stamm. Wenn ihr mir treu bleibet, und mit einem Herzen voll Zutrauen meine Lehre aufnehmet, so wird auch mein Geist und meine Kraft in euch übergehen, wie der Saft der Rebe in den grünenden wachsenden Zweigen. Und mein Geist, so er euer Herz durchströmt und nährt, und eure Gefühle belebt, wird edle Thaten zum Trost und zur Freude der Menschheit, reichliche, köstliche Früchte durch euch zur Reife bringen. Denn mein Geist ist Liebe des Vaters im Himmel, und Liebe der Brüder auf Erden. Aber wer das Zutrauen zu mir verliert, und meinen Sinn nicht mehr aufnimmt, ob er auch meinen Namen tragen möchte, der gehört mir nicht mehr an, er kann keine Früchte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung tragen, die Absicht meines Vaters ist an ihm vereitelt, er gleicht einem Rebenschoß, das dem Fleiße des Pflanzers keine belohnende Frucht ver-

spricht, das abgeschnitten und verbrannt wird. — Laßt uns diese Belehrung und Warnung Christi in dieser Stunde miteinander benutzen, und uns mit der Frage beschäftigen:

Was ist es, das uns zu Christen macht? Es ist:

1) Zutrauen zu dem Stifter des Christenthums;

2) Aehnlichkeit unsers Sinnes mit dem seinigen;

3) treue Ausübung seiner Gebote.

Hat je ein Mensch in der ganzen Fülle seiner Kraft, wie er wollte und konnte, liebend, leitend, bildend, lehrend, heilend oder sonst auf euch gewirkt, wenn euer Sinn und Herz sich ihm nicht mit gutem Zutrauen öffnete? — Konntet ihr je im rechten eigenen Sinne des Wortes von einem Menschen sagen: er ist der Unsrige, wir die Seinen, er gehört uns, wir gehören ihm an, sein Geist und sein Segen ruht auf uns, wie sein Name, — wenn es euch an dieser Gesinnung fehlte, die Geist und Geist zusammenbringt, und bindet und vereint, wie anziehende Kraft Körper und Körper? Oder habt ihr je ernstlich von einem Menschen verlangt, daß er euch als die Seinen anerkenne, der euch alles seyn soll, und dem ihr nichts seyd, der euch alles werden möchte, und nichts werden kann, weil es euch an Zutrauen fehlt?

Der Stifter des Christenthums, mit Weisheit und Kraft, mit dem milden Sinn der Liebe und der Erbarmung vom Himmel erschienen, möchte und

kann dem Menschen so vieles und alles werden, — Lehrer dem Unwissenden, wenn er mit unruhigem, vergeblich forschendem Auge sich umsieht auf der Erde und den Blick erhebt durchs Unermeßliche zu den Sternen, und ihn wieder senkt aufs Grab, wenn er sich fragt: wer bin ich? was ist das alles? von wem erschaffen und genährt und an unsichtbarer starker Hand geleitet, und wozu? was sollen diese Gefühle, diese Kräfte, diese Ahndungen, in mir? dieses Anziehen des Herzens nach einem Unbekannten, nie Gesehenen? diese Anlagen in mir, die für mehr als irdische Zwecke berechnet scheinen? dies Gesetz und Gericht in mir? dies Sehnen nach einem Frieden, den die Erde nicht geben kann, und doch am nahen oder fernen Ziel das Grab?

Er will und kann durch seine Lehre dem Menschen so vieles und alles werden, — Erzieher zu einem Sinn und Leben, das ihm eigenen innern seligen Frieden gewährt, zu einem Sinn, daß er nun ohne Scheu mit kindlichem Blicke aufschauen kann zu Gott dem Vater, mit prüfendem Blick ins eigene Herz, mit überschauendem Blick in die Vergangenheit, mit Hoffnung und Ruhe in die Zukunft, mit der Bürgschaft der Unsterblichkeit im Busen über Grab und Tod in ein besseres Leben.

Er will dem Menschen so vieles und alles werden, — sanfter Tröster des bangen zagenden Gewissens. O es regt sich so oft, und irgend einmal gewiß und desto furchtbarer und trostversagend, je später; — es regt sich in dem Busen des Redlichen, der sich keinen kleinen Fehler verzeiht sowohl, als

in dem Busen des Unredlichen, der große begeht; in dem Kindesgefühl, das den Vater liebt, und seinen Willen ehrt sowohl, als in der Seele dessen, der den Richter fürchtet, und vor seinem Gericht erbebt; in der Prüfung dessen, der nicht ist, was er werden möchte sowohl, als in dem Bewußtseyn dessen, der nicht werden mochte, was er seyn soll; — und hält ein ernstes Gericht, das keine Gnade kennt, bis er der Stifter des Christenthums dem Redlichen Gottes schonende Vaterhuld ankündigt, und dem geschreckten bebenden Sünder mit der Sprache hohen richtenden Ernstes, und mit der Stimme des innigen, Hoffnung weckenden Mitleids zuruft: Gott hat keinen Gefallen an dem Tode des Gottlosen, sondern will, daß er sich bekehre von seinem Leben, und Gnade finde.

So vieles und alles will und kann er dem Menschen durch seine Belehrungen und Verheißungen werden, ihn trösten durch den Glauben an eine weise und gute Regierung seiner Schicksale im Sturm und Drang der Leiden, wenn er einsam steht und kämpfet, und schmerzhaft erinnert wird, daß er der Erde angehört, — wenn seine Freunde, die falschen ihn verlassen, die treuen unvermögend zur Hülfe ihn in der Ferne beweinen. Er will in dem noch gefährlichern Sturm und Drang des Glückes und der Freude ihn aufrecht erhalten und schützen, und seine bessere Bestimmung bewahren; will mit dem milden Strahl der Hoffnung aus einer bessern Welt ihm die schauerliche Dunkelheit, die um die Gräber sich lagert, aufhellen; will den Schritt hinab ins

Grab und jenseits ihn zu Freuden einführen, die kein Auge gesehen hat, und die in keines Menschen Herz gekommen sind.

Das will er uns werden, und sonst nichts. Dieser Wille ruft aus ihm: Kommt zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Dieses Gefühl warnt aus ihm: daß du bedächtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Dieser Wohlthat für die Menscheit widmete er seine Tage, wenn er umhergieng und lehrte, und seine Nächte, wenn er einsam betete, und sich zu neuer Geduld, Liebe und Hoffnung stärkte. Auch Fleisch und Blut und ein Bürger der Erde, die so viele Freuden bietet, kennt er nur die eine Freude, nur diese hohe himmlische Wonne, der Retter seiner Brüder zu werden, sie Gott und der Tugend zu heiligen und den Seligkeiten des Himmels zu weihen. Auch Fleisch und Blut und ein Bürger der Erde, die so viele Leiden bereitet, wägte er keinen Schmerz, den er für seine Liebe zur Menscheit nicht zu leicht fand, den seine Hoffnung ihm nicht versüßte, den sein Muth nicht bestand, und seine ausdauernde Beharrlichkeit nicht besiegte. Er war gerne arm, floh gerne verkannt und verfolgt aus einer Stadt in die andere. Wie Sturmwinde in der Natur die Samenkeime verbreiten, an öder Stätte keimt in wenig Monden eine Heilpflanze auf, so trug er unter Stürmen und Verfolgungen das Senfkorn des Evangeliums an alle Grenzen seines Vaterlandes — legte gern ein müdes Haupt zur Ruhe, gieng willig den Schrecknissen jener Nacht entgegen, an die uns

unser Text erinnert, sah mit festem Blick die blutige Morgenröthe des Tages, und verbürgte den hohen Ernst uns alles zu werden durch bittern Tod, und die Kraft und den Beruf es zu seyn durch Wiederkehr ins Leben, und wars und ists zur Rechten seines Vaters, — von Gott geehrt und von Engeln angebetet und von vielen Tausenden gepriesen, die vom Staub der Erde zu ihm aufschauen, weil sie bei ihm Frieden gefunden haben.

Christus nennt er sich, den einst Verheissenen und Erwarteten, den von Gott zu hohem Beruf Geweihten, den zum Lehrer, Wohlthäter und Retter der Menschheit Gesandten. Diesen Sinn legt er in seinen Namen. Christen nennen wir uns; was können wir hiemit sagen wollen, als: wir erkennen ihn dafür, und suchen, was wir nicht haben und doch bedürfen, bei ihm, Wahrheit in seiner Lehre, Liebe in seinem Herzen, Trost in seinen Verheißungen, Hoffnung in seinem Tode, und ewiges Heil in der Uebernehmung seiner Gebote? Welch ein leerer Schall diese Benennung, welch eine Gleißnerei, wenn er uns nur noch dem Namen nach bekannt bliebe, wenn sein Name wie vieler tausend, die aus der Vorzeit zu uns herüberhallen, nur unser Ohr und nicht mehr unser Herz erreichte, wenn er da stände vor uns gleich als ein anderer Mensch und an Geberden als ein Menschensünder, wenn er nur der nothdürftige Erzieher unserer Kindheit gewesen wäre, und unser mündiger Geist seiner nicht mehr bedürfte, wenn wir weiser wären als er, mit besserm Trost, als er uns geben kann, gegen die Leiden der Zeit und ihr Ende den Tod gestärkt, und

heilig genug, um mit eigener Tugend die Prüfung des Gewissens hier, und dort das Gericht der Ewigkeit zu bestehen.

Es waren seine Jünger, die bei der stillen tiefen Wirkung seiner einfachen schönen, herzergreifenden Lehre, und beim Blick in sein offenes edles, menschenfrohes Antlitz, den Entschluß faßten, alles zu verlassen, und ihm nachzufolgen; — die von da an Aufschluß über ihre Zweifel, und Rath für ihre Verlegenheit und Trost für ihre Leiden bei ihm suchten, und ihm für ihre Freuden dankten; — die ihn ansprachen: lehre uns beten, wie Johannes seine Jünger beten lehrte, — die ihn baten: zeige uns den Vater; — die ihn anflehten: Herr, stärke uns den Glauben. Als er sie prüfend fragte: wollt ihr mich auch verlassen? antworteten sie: Herr, wo sollen wir hingehen, du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. — Die da sprachen: Ist dieser nicht Jesus, deß Vater und Mutter wir kennen, wie spricht er denn ich bin vom Himmel gekommen? waren seine Jünger nicht. Die da sprachen: was kann uns dieser lehren? waren seine Jünger auch nicht. —

So werth hat der Stifter des Christenthums durch Liebe und That und Aufopferung, und segnende Kraft sich unsers Zutrauens gemacht. So sehr dem freien, ungezwungenen, selbstwählenden

Christ geeignet sind seine Verdienste, unmittheilbar, wenn Zutrauen euch nicht zu ihm führt, mittheilbar und eigen in reicher Fülle dem, der sie anzunehmen Willen hat und anzunehmen versteht.

Es ist nicht die Aehnlichkeit des Schalles in den Worten Christus und Christ, die uns zu seinen Jüngern macht. Es ist nicht die Besprengung mit Wasser auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes. Das Wasser ist lange verdünstet und vertrocknet, die weihenden und segnenden Worte sind verhallet, und es ist nichts geschehen, wenn nicht etwas in euerm Herzen geweckt ward, und fortlebet, Glaube an den Vater, und Zutrauen zu dem Sohn, und Gefühl der wirkenden Kraft des Geistes, die den Verstand erleuchtet und das Herz der Tugend gewinnt, und seine Unruhe, Bangigkeit und Schmerz mit stiller Hoffnung besänftiget.

Aber wie hätten wir ihn mißverstanden, welchem Betrug unsers eigenen Herzens uns preisgegeben, wenn uns das nachgebetete Bekenntniß: du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn, genügte! Wir glaubten sein hohes Verdienst um die Menschheit dankbar zu ehren und zu belohnen, und seiner willigen Güte eben so willig entgegen zu kommen, wenn wir uns die Mühe nähmen, seine Lehre uns bekannt zu machen, und sie schön zu finden. Wir priesen ihn den Erleuchter der Menschheit, weil er uns von Vorurtheilen und Irrthümern befreite, die uns an lästige Satzungen fesselten, und mit den Schrecken eines beengten verdüsterten Gewissens zu zwecklosen Cerimonien und Andachten

jagten, und träten nun auch von den Pflichten zurück, zu welchen die Wahrheit laut, und ernst und nie verstummend den Geist des Freien ruft. Wir hielten vorübergehende, in sich selbst kraftlos ersterbende Gefühle, das Wehen eines Geistes der kommt und geht, und du weißt nicht wohin, für seinen Geist, manchen guten Vorsatz und wenige gute Thaten für Blüthe des lebendigen Glaubens, und die verdächtige, schauerliche Ruhe des Gewissens bei oft gebrochenem Gelübde und vieler bösen That, auch für eine Frucht des Glaubens. So dächte ein Mensch und der Sinn der Liebe, dessen die Seele Jesu voll war, der kindliche Sinn voll Ehrfurcht und Freude und Folgsamkeit und Ergebenheit zu Gott, der herrliche Sinn des Wohlwollens, der Güte, des Erbarmens, der Vergebung gegen seine Brüder hätte ihn nicht ergriffen, und verbrüderte sich nicht mit seinem Glauben, und betete und tröstete und segnete nicht in seinen Worten, und lebte nicht in seinen Thaten; er wäre gleich einer rankenden Pflanze die eine Strecke weit an der Erde hinkriecht, dann am Weinstocke sich aufrichtet, Stamm und Zweige umwindet, aber seines Saftes nicht lebt, und seine Früchte nicht nährt, und wieder abgestreift wird, wenn der Gärtner nach dem Segen seiner Mühe und Arbeit schaut.

Gleichwie mich mein Vater liebt, sagt Jesus, so liebe ich euch, bleibet in meiner Liebe. So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und in seiner Liebe bleibe.

Was ist der Innbegriff der Wahrheiten und Gebote, die wir Lehre Jesu nennen, dafür anerkennen und annehmen? Wahrlich nichts von ihm in müssiger Stunde ersonnenes, nichts, das er gelernt hätte, um es wieder zu lehren, empfangen, um es wie das Andenken einer alten Geschichte weiter zu geben; — es ist etwas aus seinem Herzen, treuer Ausdruck seiner reinen menschlichen Gefühle, seines lebendigen frommen frohen Sinnes, seine Ueberzeugung, seine Lebensweisheit und Lebensregel, sein eigenes Thun und Lassen vor Gott und vor den Menschen, in der einsamen Stille und im lauten Gedräng, unter Freunden und Fremden und Feinden, unter Zufriedenen und Weinenden, in eigener Freude und eigenem Leid, im Leben und im Tod, und noch hinter des Todesnacht im Morgenschein der Auferstehung. Und seine Verheißungen, der Theil seiner Lehre, den wir so nennen, was sind sie? Wahrlich nichts, das er auf guten Glauben angenommen hätte, und auf guten Glauben wieder mittheilte. Es ist Ausdruck seiner Ueberzeugung, wie sie mit seiner Gesinnung und mit seiner Tugend verschwistert, und von ihr genährt und von ihr unzertrennbar, diesseits und jenseits des Grabes, auf dem Berge der Verklärung und auf Galgatha, in seiner Seele lag und lebte und wirkte. Solche Gefühle in uns aufzusuchen, und zu wecken, solchen regen lebendigen Sinn der Güte und Liebe in uns hinüber zu strömen, solchen Willen und solche Kraft zur Tugend, und seinen Glauben, seinen Frieden, seine Freude, solche Bürgschaft der Unsterblichkeit in unser Herz zu legen, theilte er uns die Gefühle

und

und die Weisheit des seinigen in seiner Lehre mit; und nun so gesinnet werden, wie er war, heißt seine Lehre annehmen.

Liebe zu Gott dem Vater im Himmel, und Liebe zu den Brüdern auf der Erde in einem Herzen, das die Welt mit Freude und Leid in Anspruch nimmt, und das unter Freude und Leid sich der Ewigkeit weihet und bewahret und veredelt, — ist Geist und Sinn seiner Religion und Lehre.

Liebe und Hoffnung, nichts fremdartiges der menschlichen Natur, nichts hineingetragenes und hinein gezwungenes, sondern was der Säugling, ehe er lallen kann, durch Blick und Lächeln verräth, Liebe, — was der Greis den Trauernden an seinem Sterbebette noch mit dem letzten Händedruck und Segen mittheilt, Liebe, — und was mit unserm Leben aufblüht wie Lebenshauch unsre Brust durchweht, sie zu Freuden öffnet und für Leiden stärkt, Hoffnung, unser heimisches, unser erstes und letztes und einziges, nur für den Himmel geläutert, — ist Sinn und Geist Christi und des Christenthums.

Ihr seid meine Freunde so ihr thut, was ich euch gebiete. Wie Gottes Schöpfer-Geist in der Schöpfung rege und wirksam ist, lebendig in Millionen Keimen und Blüthen, und unerschöpflich reich an Segen in ihren reifenden Früchten, so ist der Geist Jesu Christi in dem Herzen seiner Verehrer lebendig und wirksam, und fruchtbar an edlen Thaten. — Sie denken wie er, sie handeln wie er, und sind was er — Wohlthäter und Menschen-

freunde, treue Menschen in jedem Beruf, in jedem Verhältniß des Lebens. Ihr froher Blick erheitert die Freude der Glücklichen, und ihr Mitleid die Schwermuth der Leidenden. Ihre milde Hand spendet jetzt Wohlthat der schmachtenden Armuth, jetzt richtet sie einen Gefallenen auf, leitet hier einen Irrenden auf die Bahn zurück, und ergreift dort noch einen Leichtsinnigen, der dem Verderben entgegen taumelt. Der Segen ihres stillen Wirkens verbreitet sich, unbemerkt aber sicher, langsam aber dauerhaft. Der Dank ihrer Brüder folgt ihnen in ihr Grab, und jenseits erkennt sie der Richter als die Seinen.

So, christliche Freunde, lebte und handelte und starb der, welcher uns als seinen heiligen Willen und als sein Vermächtniß, da er in den Himmel kehrte, seine Lehre zurückgelassen hat, und ward belohnt durch sein Herz und seine Hoffnung in allen Stürmen des Lebens, und am Ende desselben durch den Frieden Gottes und die Wonne der Ewigkeit.

Laßt uns ihm treu verbleiben, Licht und Leitung unserm Gewissen wenn es irrt, Trost wenn es zagt, Aufmunterung wenn unser Muth erbebt, und Kraft zur Tugend in seinen Belehrungen suchen, ihn bekennen nicht mit kaltem todtem Wort, sondern mit innigem Herzensgefühl und lebendiger That. Es preise dich, Freund der Menschheit, die Gesinnung guter Herzen, es verherrliche dich auf Erden den Segen guter Thaten, es belohne dich im Himmel die Freude der Gerechten, die durch deine Wahrheit geleitet den Weg zu ihrer Bestimmung gefunden haben! Amen.

Predigt

am achten Sonntage nach Trinitatis 1802

über Joh. 15, 1 — 14.

Vater, wenn wir Verlassene wären hier in unserer Pilgrimschaft, die zu jedem guten Willen und Vorsatz eine Versuchung, zu jeder Freude ein Leiden hat, wo nähmen wir Muth und Kraft, dem heiligen Gesetze zu gehorchen, das in unserm Innern gebietet? Wo fände der Unglückliche Trost für das Leben, und der Glückliche Trost für das Grab?

Wir sind nicht verlassen; — Dank sey dir, daß wir in dem Glauben an dich und deinen Sohn so sprechen und fühlen können. Von dir zu unserer Erlösung gesendet, war auch er einst durch Versuchungen geprüft und in die Leiden der Erde blutig eingeweiht; aber er ist in den Himmel gegangen, und hat die Liebe zu uns in die Herrlichkeit mitgenommen, die du ihm gegeben hast, und ist von den Seinen mit dem Trost geschieden: ich will euch

nicht als Waisen verlassen. — Gib allen, die seinen Namen bekennen, den Sinn dieses Wortes zu verstehen, gib uns ihn in theuren Erfahrungen zu verstehen durch Kraft zum Guten, durch Trost im Leiden, durch Hoffnung, wenn die Erde uns nichts mehr zu geben hat. Laß uns auch in dieser Stunde in der Treue zu ihm befestigt werden. B U.

Text Joh. 15, 1 — 14.

In den letzten Tagen seines Lebens, ohne Zweifel auf dem Wege von Bethanien nach Jerusalem, sprach Jesus die Worte aus, die wir in unserm Texte vernommen haben. Wahrscheinlich wandelte er mit seinen Jüngern in der Nähe eines Weingartens, dessen Gewächsen eine fleißige Hand so eben Wartung und Pflege angedeihen ließ. Voll offenen wachen Sinnes für die Natur und das Leben um ihn her, aber mit einem Herzen voll zarten lebendigen Gefühls für das Gute, voll innern Dranges auch noch seine letzten Stunden für erhabene Zwecke zu nützen, und seinen Freunden lehrreich zu machen, hüllet er auch hier wie überall in das Sichtbare und Irdische etwas Unsichtbares und Geistiges ein, und redet seine Jünger an: „Ich bin der wahre Weinstock und ihr seyd die Reben; wie der Gärtner seines Weinberges pflegt, so mein himmlischer Vater!". — Eine Vergleichung schön und treffend an Ort und Stelle, im Augenblick der gegenwärtigen lebendigen Anschauung! An sie knüpft Jesus einen neuen Faden der Unterhaltung mit seinen Jüngern in Verheißungen und Ermahnungen an, die überall trostreich und erweckend wären, aber nirgends mehr als hier, und jetzt

in der offenen Mittheilung mit seinen Vertrautesten ausgesprochen am Rande seines Lebens, mit einem Blick am nahen Grabe vorbei in eine bessere Zukunft. Laßt uns mit diesen Verheißungen und Ermahnungen unsere Andacht in gegenwärtiger Stunde beschäftigen. Ihr Inhalt ist Treue über Tod und Grab!

Es war ein schöner, inniger Verein des Zutrauens und der Liebe, in welchem des Menschen Sohn drei Jahre lang mit seinen Freunden lebte. Sie hatten einst, als er sie mit einem Herzen voll Liebe suchte und fand, alles verlassen und waren ihm nachgefolgt. Immer fester und inniger schloß sich ihr Herz an das seinige, ihre Schüchternheit an seinen Muth, ihre Hoffnung an seine Verheißung, ihr ganzes Schicksal und Leben an das seinige an, und immer seliger priesen sie die Stunde, in der sein Blick sie gefunden und gewählt hatte. „Wollt ihr mich auch verlassen?" fragte er sie einst, als manche, die bei ihm ihre Rechnung nicht fanden, zu ihren alten Irrthümern, Geschäften und Sünden zurückkehrten. — „Herr, wo sollen wir hingehen?" sprach Einer für Alle, und Alle mit dem Einen, „du hast Worte des ewigen Lebens." Wer lehrte so wie er? Wer sprach so rein und wahr an den unverschobenen menschlichen Verstand, so erfassend, belebend und erfreuend an das unverdorbene menschliche Herz? Wer konnte ihm so wie er seine geheimen Ahndungen erklären, und seine Hoffnungen befestigen, sein Sehnen beruhigen und seine Schmerzen trösten? Wer konnte so ihre Schwachheit ertragen, die zarten Keime des Guten in ihnen

entdecken und mit Geduld und Liebe erziehen, ihren guten Willen auch im Mißlingen verstehen und ehren, und sie für alles, was sie aufgeopfert hatten, so mit seiner Liebe belohnen wie er?

Wohl waren sie den zarten schwankenden Zweigen des Weinstocks gleich, die nur in der unverletzten Vereinigung mit ihm ihr fröhliches Gedeihen haben, und von seinen Säften genährt stark werden, Blüthe und Früchte tragen, aber von ihm getrennt erkranken und sterben Verborgen und stille, aber für eine herrliche Entwicklung langsam vorbereitend, gieng, wie der Saft des Weinstocks in die Zweige, so der Geist und das Leben Jesu Christi in seine Jünger über. Es läuterte sich in ihrer Seele von der Finsterniß zum Licht, es milderte und stärkte sich ihr Herz für jedes gute kraftvolle Gefühl. Sie lernten glauben, lehren, lieben, dulden, vertragen, hoffen, beten, wie er; in zarten Knospen ward eine gesunde, erquickende Frucht genährt.

O wie freute sich des Menschensohn nach manchem mühevollen, nach manchem schmerzenvollen Tage abwechselnd im verborgenen Gebet und Umgang mit seinem Vater, oder in der vertraulichen Gesellschaft mit seinen Freunden! Wie tröstete ihn für eine dornenreiche unfruchtbare Gegenwart der Blick in eine bessere Zukunft, die ihm ihr offener Sinn, ihr gutes Herz und ihre zarte Liebe versprach! Und wie wahr ist es, was einer von ihnen dankbar bekennt: „Wie Jesus geliebt hatte, die Seinen, die in der Welt waren, also liebte er sie bis an das Ende."

Ein schöner Verein, der sie drei Jahre lang und bis zu seinem Tode zusammenhielt, aber nie schöner und fester, als in dem Augenblick, wo er zu zerreißen schien, in der Nähe seines Todes: „Bleibt bei mir, ich bleibe bei euch! Bewahret meine Worte und euern Glauben daran und eure Liebe zu mir! Gleich wie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch, bleibet in meiner Liebe! Zeiget, daß ihr meine Freunde seyd, durch die Darstellung meines Lebens in euch! O daß meine Freude an euch bleiben möge und euere Freude vollkommen werde!"

So sprach Jesus mit seinen Jüngern auf dem Wege zu seinem Tode. Er konnte schon als guter Mensch zu solchen, als Freund zu Freunden, als Lehrer zu seinen Zöglingen so sprechen. Welcher gute Mensch, welcher Vater und Freund scheidet nicht mit ähnlichen Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen von denen, die er liebte und durch seinen Hingang betrübt? Sie verlassen uns, aber der letzte Ausdruck ihrer Liebe ist ihr Segen, und ihr schönster Segen das Wort, durch welches sie uns zur Nacheiferung ihres frommen Lebens weihen. Sie scheiden von uns, aber wir erneuern mit ihnen den Bund der Treue, den eines Lebens Stürme nie zerreißen konnten, für eine endlose Dauer; und der Gedanke, daß sie auch dort nicht ganz von uns geschieden vielleicht stille Zeugen unserer Tugenden seyn werden, und die Hoffnung sie einst über den Gewittern der Erde und über Sternen des Himmels wieder zu finden, verbirgt ihnen und uns die weite

Kluft der Trennung. So windet sich in den Glauben an Unsterblichkeit der Glaube an unsterbliche Treue, und in den bittern Kelch des Todes gießt noch die Freundschaft ihren Honig.

Jesus konnte als Mensch so denken und sprechen, denn er war ein guter religiöser Mensch, stark zum Handeln Dulden und Hoffen im Glauben an Gott und die Unsterblichkeit, und nie lebendiger von der hohen Ahndung des Unsichtbaren ergriffen, als wenn ihn das Sichtbare am schmerzhaftesten drückte. Aber wenn er seine Jünger tröstet: Bleibet bei mir, ich bleibe bei euch! so mischt sich auch hier wie überall in das Menschliche seiner Gefühle und seines Wortes das Göttliche seiner Sendung und des hohen Berufs, zu welchem er jetzt abgieng; und in die Liebe des Freundes zu den Freunden verbirgt sich die Liebe und der Segen, den der Erlöser der Menschen den Erstlingen seiner Gemeinde, und in ihnen allen, die durch ihr Wort an ihn glauben, zurückläßt. Wußte er nicht, daß ihm der Vater alles hatte in die Hände gegeben, und daß er von Gott ausgegangen war und zu Gott gieng?

Ja und er sagt es anderwärts noch bestimmter als in unserm Texte, daß er die Erde verlasse, um nun unsichtbar und verborgen wie Gott, aber sicher wie er und in weiten Wirkungskreisen fortzusetzen und zu vollenden, was er auf Erden mit frommer Menschengeduld und Liebe begonnen hatte, und daß er die Seinen nicht als Waisen zurücklassen, sondern mit dem Geiste seines Vaters sie belehren und stärken, erfreuen und trösten und überzeugen wolle, daß er bei ihnen sey alle Tage.

Verschwunden war in wenig Wochen vor den Augen der Jünger wie eine vorüberwandelnde Gestalt der sichtbare Menschensohn mit seinem Antlitz voll Güte, und der Gekreuzigte voll Schmerzen und Wunden, und der Auferstandene in seiner Herrlichkeit. An mancher Stätte, wo er einst ihnen begegnet, oder sie ihm nachgefolgt und Zeugen seines Werkes gewesen waren, erwartete oder begleitete sie jetzt nur noch die Wehmuth seiner Erinnerung. Aber in dem Trost, der ihre Wehmuth stillte, in dem Geist, der sie jetzt zu dem Bekenntnisse seines Namens und zur Darstellung seines Sinnes in Geduld und Liebe weihte, in dem göttlichen Segen, der ihr schwaches menschliches Wirken unterstützte und belohnte, in der Kraft gegen jede Gefahr und Versuchung, in der freudigen Gewißheit, die sie durch das wogende Meer menschlicher Täuschungen, Zweifel und Thorheiten sicher leitete, erkannten sie gerne sein nahes Wirken, und die Wahrheit seiner Verheißung: ich bleibe bei euch! Und auch sie verließen ihn nicht. Er hat nach dem einen Unglücklichen deren keines mehr verloren, die ihm damals der Vater gegeben hatte; und noch oft rief es aus ihrem Innern: Wo sollen wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Wollten nicht auch wir, meine Freunde, uns gern an die anschließen, von welchen und zu welchen der Stifter des Christenthums sagt: „Ohne mich könnt ihr nichts thun!" Nicht auch wir in den Bund der Treue über Tod und Grab eintreten und darin beharren, und in dem Gedanken, daß er unsere Treue in der Versuchung, unsern Muth im

Kampfe, unsere Geduld im Leiden, vom Himmel herab beobachten werde, zu allem Guten Kraft und gegen alles Schlimme Trost empfangen?

Zwar manche, die sich gleichwohl in dem Namen der Bekenner Jesu wohlgefallen, und in der Gemeinschaft der Bekenner Jesu wohl befinden, verschmähen euch diesen Sinn und Glauben, und diese Anhänglichkeit an den längst Entschlafenen, der schon lange aufgehört hat Zeichen und Wunder zu thun, und nennens befangene Sinnlichkeit, nicht mit eigener Weisheit und Kraft tugendhaft seyn, und mit eigenem Muth vor dem Schicksal stehen und fallen zu können, — als ob das die errungene Freiheit und der Adel des göttlichen Geschlechts in uns wäre, keinen Sinn mehr für jenen Zusammenhang der Erde mit dem Himmel, keinen Wunsch dafür in den Bedürfnissen des eigenen Herzens und keine Gewährschaft dafür in der Güte des eigenen Herzens zu finden; — als ob es der köstliche Preis der errungenen Freiheit wäre, mit keinem Wunsch, mit keiner Hoffnung, mit keiner Liebe mehr hingezogen zu werden zu dem vollkommensten und edelsten, und wohlwollendsten der Menschen, der mit dem Blute seines Herzens viele und alle zu beglücken bereit war, die er auch nie gesehen, und doch lieb hatte, wiewohl er sie nicht sah; — als ob ihr Losungswort nicht zugleich das Losungswort des befangensten sinnlichsten Herzens wäre: nichts glauben zu wollen, als was die Augen sehen.

Jede gute und große Seele war noch dem Gedanken und Glauben an irgend eine nahe Verbin-

dung der Erde mit dem Himmel, des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren, des sterblichen Geschlechtes mit dem göttlichen offen. Manche gute Seele suchte ihn auf falschem Wege und verirrte in den bahnlosen Gefilden menschlicher Täuschung. Aber ohne die innere Weihung, die solch ein Glaube gibt, ohne diesen Aufschwung des Herzens ist noch kein Tugenhafter durch sein Leben voll Versuchungen, kein Dulder durch sein Leben voll Leiden zum göttlichen Preise hindurchgedrungen.

Auch wir sehen diesem Preise noch von ferne entgegen; manches Gewitter verhüllt ihn noch vor unsern Augen; mancher farbige Schimmer der Erdenfreude ist uns noch näher. Ohne mich, sagt der Stifter des Christenthums, könnt ihr nichts thun; aber er will gerne durch das Vermächtniß seiner Lehre, durch den Segen seiner Thaten und Schicksale, durch sein verborgenes Wirken, das die Augen nicht sehen, aber der innere Mensch erkennt, auch uns werden, was er seinen ersten Bekennern war, Freund, Lehrer, Leiter, Tröster bis ans Grab, und am Grabe Vollender. Euch bürget dafür sein menschliches Leben; er hat in demselben eine Probe seiner Gesinnungen in vertraulicher Menschengestalt abgelegt, daß wir Glauben und Hoffnung haben möchten. O er hat mit einem großen offenen Sinn und Herzen die ganze Menschheit umfaßt; er hat in wenigen Menschen alle geliebt; er hat keine gute Bitte ohne Erhörung, keine Reue ohne Vergebung, kein nasses Auge ohne Trost, keine gute That und keine gute Meinung ohne den Lohn seines Beifalls gelassen. Aus allen guten Menschen Eine Familie

und alle Menschen gut zu machen, mit einem reinen, freudigen, seligen Sinn alle zu beleben, das heilige Reich Gottes unter den Menschen zu gründen, war, so lange er lebte, sein Gedanke, war sein erhabenes Ziel, und am Vorabend seines Todes sein Gebet.

Euer gutes Herz ruht gerne und öffnet und erwärmt sich im Glauben an die gute Menschheit; es würde sich dem frommen Menschensohn geöffnet haben, wenn ihr so in seinen Tagen und in seiner Nähe gelebt hättet. Ihr traut es euch zu. — Aber könnte er jetzt dieses Zutrauens weniger werth seyn, nach dem er die Wahrheit und den Ernst seiner Liebe mit dem Tod zu eurer Erlösung bestätiget hat? — Weniger werth, nach dem ihn Gott aus dem Grabe zurückgeführt, und seinen trauernden Freunden wiedergegeben, und die Verheißung: Ich bleibe bei euch, zum erstenmal so bald, so unerwartet und freudig, wahr gemacht hat? — Weniger werth, nachdem er zum zweitenmal dahin gegangen ist, nicht wieder in ein Grab, sondern in die Herrlichkeit, die ihm sein Vater gegeben hat? Wenn seine ersten Zeugen freudiger, nachdem sie ihn nicht mehr sahen, als vorher, seinen Namen bekennen, und seinen Kampf gegen die Feinde der Menschheit Irrthum und Sünde fortsetzen, wenn sie vor Könige und Fürsten, in Gefängniß und auf Blutgerüste treten, und sich nirgends für Verlassene und Getäuschte halten, wenn ihr freudiger Geist ihren Freund zur Rechten Gottes preist, auch dort noch ihren Freund, was haben sie zu ihrem Glauben und zu ihrer Hoffnung und zu ihrem Bekenntniß für

ein Unterpfand? Eins, was über alle Zweifel siegt, die innere lebendige Erfahrung, daß das, was er einst mit Menschenwort und Treue verheißen hat, mit göttlicher Kraft erfüllt werde.

Möge es in Glauben, Liebe und Hoffnung auch unsere Erfahrung seyn oder werden! Euern Glauben und eure Ergebenheit an den Erlöser und an seine Lehre bewahret eurem Herzen. Nur der Glaube oder das Zutrauen zu ihm macht euch empfänglich für seinen großen Segen. Kein Mensch kein Engel und kein Gott kann mit der ganzen Fülle seiner Kraft lehrend, liebend, leitend und segnend auf euch wirken, wenn euer Geist sich ihm nicht in Zutrauen aufthut; ihr habt nichts mehr von ihm zu erwarten, ihr könnt in keinem Sinne mehr sagen: „er ist der Unsere und wir die Seinen, sein Geist ruht auf uns wie sein Name," — wenn es euch an diesem einen fehlt."

Bewahret euerem Herzen mit dem Glauben auch die fromme Liebe zu dem Erlöser und zu seinem Wort, die in guten Thaten lebt. O ihr liebet in ihm die ganze Menschheit, die euch so nahe angeht, das Edelste, Vollkommenste und Göttlichste an der Menschheit; ihr liebt in ihm die Wahrheit und den Reiz und Werth jeder Tugend, den göttlichen Sinn, dem keine gute Seele sich verschließen kann. Möget ihr durch diese Liebe des Guten zu allem Guten euch willig fühlen! Möge es euch zur Freude und zum lebendigen Drang, zum einzigen und höchsten werden, ihm ähnlich zu seyn, und in sein großes Werk Menschenbeglückung und Menschen-

Veredlung an euch selbst und andern mitzuwirken. Und wenn stiller Segen und mancher stille Dank euere Bemühung begleitet, wenn euer Geist euch das Zeugniß seines Beifalls gibt, und der Friede sich zu euch wendet, der ihn durch alle Stürme seines Lebens begleitete, möget dann auch ihr in euerer Erfahrung die Wahrheit und Erfüllung seines Wortes erkennen: Ich bleibe bei euch und wirke in euch!

In euerer Erfahrung verkläre sich die Hoffnung: der euch bisher unterstützte, wird euch höher hinauf führen, und bis ans Ende bei euch seyn, und den Bund der Treue über Grab und Tod, den euer Herz bewahrte, nicht verlassen. Amen.

Predigt

am eilften Sonntage nach Trinitatis 1799.

über Luc. 18, 9 — 14.

Gott du erforschest uns und kennest uns. Wenn unser Herz uns so gerne täuscht, wenn wir so leicht mit der süßen Täuschung uns beruhigen lassen, daß wir reiner, besser, dir ähnlicher seyen als wir wirklich sind, wenn wir so gerne unsere gutmüthigen Schwächen für errungene Tugenden, und schwer verschuldete Fehler für verzeihliche Schwächen halten, und wenigstens vor Menschen sorglich verbergen, was wir uns selbst nicht läugnen können, Gott, so erforschest und kennest du uns doch. Unsere guten Thaten und unsere bösen Thaten, unsere Worte und Gedanken, unsere stille entstandenen und stille wieder erloschenen, von uns längst vergessenen Wünsche und Neigungen liegen auf deiner Wage, die für die Ewigkeit sammelt, und für die Ewigkeit entscheidet. Ach sie ist uns allen so nahe — die Stunde der ernsten Entscheidung; er ist so nahe,

und schlummert so leise — der Richter in unserer eigenen Brust. Heiliger, Barmherziger, zu diesen Ueberzeugungen flehen wir um Ernst aufrichtig zu seyn gegen uns selber, um Weisheit uns selber kennen zu lernen, um Muth für jeden lange Verblendeten, das Bewußtseyn seiner Schuld zu ertragen, um Trost für ihn, um Kraft für uns alle, die wir alle bedürfen, mit festem Blick auf unsere Bestimmung und auf ihren Segen von einer schweren Stufe der Vollkommenheit zur andern leichter emporzustreben. Dieser Segen begleite auch heute unsere Andacht. Wir beten darum in einem stillen V U.

Text. Luc. 18, 9 — 14.

Unter allen Gegenständen der Erkenntniß, denen der Mensch unter der Sonne nachforschen kann, ist für ihn nichts so wichtig, als die Erkenntniß seiner selbst, seiner Tugenden, Schwachheiten und Fehler, kein tief verborgenes nahes oder fernes Geheimniß seiner sorgfältigen Untersuchung so werth, als das tiefste und nächste, — sein Herz. Von der Lauterkeit und Güte unserer herrschenden Gesinnungen, von der Güte und dem Werthe unserer Thaten, von der Uebereinstimmung unseres ganzen Lebens mit dem heiligen Gesetze, das vom Himmel herab in unserer Brust anspricht, hängt unsere wahre Zufriedenheit und innere Glückseligkeit schon hier so ganz und unsere Ruhe am Scheidepunkt von der Erde zur Ewigkeit so unvermeidlich, und unser Loos dort, wohin keine Erdenfreude und keine Erdengabe uns nachfolgt, so entscheidend ab; und die Meinung von unserm jetzigen Werth hat auf unsere künftige Denkungsart und Handlungsweise so starken Einfluß,

daß

daß wir nicht sorgfältig und strenge und ehrlich genug auf uns selber achten können, um uns die große Frage zu beantworten, wie gut und fromm wir vor Gottes Augen wandeln, welche Fehler wir noch abzulegen, vor welchen wir am sorgfältigsten uns zu hüten haben; — wenn wir gut sind, ob wir nicht besser seyn könnten; — wenn wir Fortschritte zur Vollkommenheit bei uns bemerken, ob wir nicht freudiger und schneller dem noch immer fernen Ziele uns nähern könnten.

Lasset uns heute mit einer Art von Menschen uns beschäftigen, die gegen diese Fragen nicht gleichgültig und sorglos erscheinen. Aber sie legen sich diese Fragen vor, nicht um besser zu werden, wenn sies noch nicht sind, sondern sich gut zu finden, damit sies nicht werden dürfen. Sie wählen daher zur wahren Selbsterforschung die verkehrtesten, zur Täuschung die zweckmäßigsten Mittel.

Wir wollen uns prüfen, ob wir auch dazu gehören oder nicht, ob wir ganz oder nur zum Theil von diesen Fehlern frei sind, ob es nie unser Herz so beschleicht: ich bin doch besser als noch viele Andere, — ich habe mir doch keine große Vergehungen vorzuwerfen, — ich habe doch auch schon manches Gute gewissenhaft gethan, — und ob diese Beschleichungen nicht nachtheilig in unsere Seele wirken.

Es ist erstens ein verkehrter Weg, wer sich selber kennen und seinen Werth prüfen will, aber ein sicheres Mittel der Täuschung, sich nur mit Andern zu vergleichen, ihren größern Fehlern seine kleinern, ihren

kleinern Tugenden seine größeren, wohl gar seine Tugenden ihren Fehlern gegenüber zu stellen. Welcher Verdrossene zum Guten würde nicht bald einen Andern ausspähen, der ihm noch verdrossener scheint? Wenn seine Tugend noch schwach und zweideutig auf den Wogen der Gefühle schwankt, wird er wohl Keinen finden, dem sie gänzlich fehlt? Weiß er mancher guten Eigenschaft sich nicht zu trösten, so ist er doch wenigstens von den Fehlern frei, die er in dem Betragen Anderer so häufig bemerkt, und glaubt dann gut zu seyn, weil es so Viele noch weniger sind als er, weil er noch einen so großen Abstand zwischen sich und dem Schlimmsten bemerkt. — So erhebt ein Mann in unserm Evangelium die Stimme: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute.

Es ist überhaupt schwer, sehr mißlich, fast unmöglich, immer ein zweckloser Umweg, durch Vergleichung mit irgend einem Menschen, seinen eigenen Werth bestimmen zu wollen. Immer kennen wir doch uns selber noch besser als jeden andern Menschen. — Wer prüft und wägt und bürgt uns ihren Werth oder Unwerth? Und welcher Mensch weiß, was in dem Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist? Geht nicht das Köstlichste und Beste, und Eigentlichste, was die Güte seiner Thaten und die seines Herzens entscheidet, sie vor Gottes Auge entscheidet, dem unserigen fast ganz verloren? Seine heiligste und schönste That, die er im verborgenen Schatten der Bescheidenheit und Demuth verrichtet, sein Herz, seine eigennutzlose menschenfreundlichen

Absichten, selbst bei mißlungener That, seine stille fromme Liebe zu Gott und dem Guten, seine Kämpfe, sein Ringen und Streben besser zu werden, sein andachtvolles Gebet, seine schmerzhafte anhaltende Reue, womit er Vergehungen büßt, und den Himmel versöhnt, während ihn vielleicht die Erde verdammt; — oder denn auch von diesem allem das Gegentheil. Eben so wenig kennen und bemerken wir die unzähligen, innern und äußerlichen, wesentlichen oder zufälligen Hindernisse, die seinen Gang im Guten so oft wider seinen Willen aufhalten, ihn unvermerkt und unwillkührlich an die Gränze einer Vergehung vielleicht hinüberziehen, die, wenn er sie besiegt, seine minder glänzende Tugend sehr werth, wenn er erlag, seinen Fall sehr verzeihlich machen. Und an einem solchen Maßstab, den wir nicht kennen, dessen Zeichen und Ziffern wir nie verstehen, wollten wir unsere Tugend prüfen, unsre beste Habe schon auf Erden, und die einzige die uns nachfolgt? Wollten wir alle jene Umstände an uns selber auch ausser dem Auge lassen, wie einseitig und unzuverlässig müßte unsere Beurtheilung werden! Wollten wir sie in Beurtheilung eines Andern auch in Rechnung und Anschlag nehmen, welche Unmöglichkeit, die nur vor dem Allwissenden verschwinden kann, begönnen wir! — Immer kennen wir noch uns selber zum Voraus besser als jeden Andern. Immer wählt also der, welcher den Werth des Bekanntern aus dem Werthe des Unbekannten berichtigen will, einen seltsamen zwecklosen Umweg. Aber desto sicherer erreicht das Auge, das die Wahrheit flieht, auf seinen Krümmungen im Halblichte der Täuschung seine Absicht.

Es ist mißlich durch Vergleichung mit irgend einem Andern seines Werthes sich versichern zu wollen. Und dann erst stellt der Prüfende gewöhnlich doch sich einem Menschen gegenüber, den er zum Voraus für unvollkommen hält, und sagt sich dann: ich bin fromm genug, denn ich bin besser als Viele. Aber warum nicht lieber: Viele sind besser denn ich, darum bin ich nicht fromm genug? — Oder er spürt auch an dem besten Herzen noch einen Splitter auf, und beruhiget sich nun über den Beschädigungen des eigenen. Aber er zählt und wägt nicht die Tugenden des frommen Menschenfreundes, bemerkt nicht, wie von ihnen ein milder deckender Schimmer sich über seine Fehler verbreitet, achtets nicht, wie es oft eine Tugend selber war, die an einer unsichern Grenzlinie sich in eine Schwachheit verlor, und wie die Schwachheit wieder milde und vergütend sich in den schönen Zug eines edlen Herzens verklärt, und gesteht sichs nicht, daß alles zusammengefaßt sein Bild noch lange nicht das Bild eines sanften guten Menschen sey.

Es ist zweitens ein verkehrter Weg, wer sich selber prüfen will, und ein sicheres Mittel der Täuschung, nur an einzelne sehr in die Augen fallende Fehler zu denken, und sich zu beruhigen, daß man frei von denselben sey. Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder wie dieser Zöllner. Denn wie leicht müßte es selbst dem noch werden, der sich am unglücklichsten von der guten Bahn verirrte, einzelne Fehler zu finden, denen er nie erlag, weil er zu ihnen in seinem Herzen keine

Neigung, oder in seiner Lage keine Veranlassung, oder in seinem Wirkungskreis keine Versuchung fand, oder weil sie neben andern Leidenschaften, die sich seiner früher und gebietender bemächtigt haben, wie Rachsucht neben Feigheit, Ausschweifung neben Geiz, nicht friedlich in einem Herzen hausen können! Oder wenn er am Ende von allen heftigen Ausbrüchen unedler Neigungen frei, und sonst nichts wäre, wie wenig hätte er auch dann noch den heiligen Forderungen seines Schöpfers entsprochen, der das Kleinste wie das Größte bemerkt, in der stillen Neigung schon den Zunder der brennenden Leidenschaft glimmen sieht, und nicht nach der That, sondern nach dem Sinne der Sterblichen richtet! Gewaltsame Ausbrüche wilder Neigungen sind wie die Stürme und Erschütterungen in der Natur seltener, aber die stillen Bewegungen derselben wirken wie dort die stillen Kräfte anhaltender und sicherer, und wägen am Ende doch ein Verbrechen auf. Die Summe fortgesetzter kleiner Ränke und Vervortheilungen, die einzeln so unbedeutend scheinen, und so selten zusammengewogen werden, können bald der gewaltsamsten Ungerechtigkeit, — die Summe leicht und scherzhaft verübter Kränkungen der kaltherzigsten Mißhandlung eines Unschuldigen gleich werden. Darum zeichnet der große Menschenlehrer und Menschenkenner und Menschenfreund das Bild seines ächten Jüngers so genau und scharf und rein: „Wer mit seinem Bruder zürnt, der nähert sich dem Todtschlag; und wer ihm Ja und Nein nicht hält, der ist nur noch dem Grade des Verbrechens nach hinter dem zurück, der Gott seinen Eid nicht hält; und wer seinem Feind die Liebe des Menschen ver-

sagt, den nicht segnen kann, der ihm flucht, den aus seinem Gebete ausschließt, der ihn beleidiget und verfolgt, in dem drückt sich noch nicht treu und kennbar die Liebe seines himmlischen Vaters aus, der auch gegen Undankbare und Boshafte gütig ist.

Es wäre der dritte verkehrte Weg, sich selber zu beurtheilen, und ein sicheres Mittel der Täuschung, wenn wir uns begnügen wollten, nur einzelne gute Neigungen und Thaten, selbst solche vielleicht an uns zu bemerken, die einen falschen Begriff von Frömmigkeit voraussetzen. Denn welches Menschen Leben könnte wiederum so ganz werthlos, welches arme Herz so arm und leer und erstorben seyn, daß ihm nicht einzelne gute Handlungen vielleicht um ihres eigenthümlichen Reizes willen abzugewinnen wären, die er vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht aus versteckten Nebenabsichten, mit stillem Vergnügen, vielleicht aus dunkelm Gefühl oder klarem Bewußtseyn von Pflicht erfüllte? Je sparsamer und vereinzelter alsdann etwas Gutes in dem Leben eines Menschen dasteht, deste bemerkbarer und abstechender wird es ihm selber. Je leichter es ihm ward, desto besser erscheint ihm sein Herz; je schwerer und mühsamer ers vollbrachte, desto geprüfter seine Liebe zum Guten. Er nimmt es in höhern Anschlag, je mehr des Bösen er damit ausgleichen und aufwägen muß, und rafft am Ende alles kümmerlich zusammen, was an sich höchst zweideutig ist, und nur in Verbindung mit wahrer innerer Herzenstugend entweder als Erweckungsmittel oder als

nothwendige Folge eines guten Sinnes und Herzens den Werth einer guten That erhält. So zählts in unserm Evangelium der Betende seinem Schöpfer vor, daß er zweimal in der Woche faste, und von allen seinen Einkünften den Zehnten in den Tempel entrichte; er, der vielleicht fünfmal in der Woche Gottes Segen ohne Dank und ohne Maß verzehrt, und ohne ein Gefühl des Erbarmens für die leidende Armuth um ihn her, die siebenmal in der Woche fastet, und der vielleicht das Unrecht, womit er neun Zehntheile zu seinem Eigenthum machte, nur durch noch ungerechtere Anwendung übertrifft.

Mögen wirs uns bergen, daß solche Täuschungen auch im Kleinen bedeutend seyen, die im Großen den Pharisäer vollenden? Mögen wir zu ängstlich ahnden, wenn es schon nicht gleichgültig ist irgend einen Menschen falsch zu beurtheilen, und wenn aller Irrthum stille zum Nachtheil wuchert, daß sein Keim im fruchtbaren Boden des eigenen Herzens, von Neigungen genährt und von Eigenliebe gepflegt, bald in Dornen schieße, und mit giftigen Früchten lohne.

Gegründeter Glaube an eine eigene Tugend, es wird immer ein bescheidener, wenn schon froher, ein wirksamer, demüthiger Glaube seyn, der uns nie zur Versuchung werden kann, nun am erreichten Ziele stille zu stehen. Es ist im ganzen Gebiete aller körperlichen und geistigen Kräfte keine einzige, die nicht, so weit ihr Wirkungskreis sich strecken kann, unaufhaltsam vorwärts strebte, so bald sie über die entgegenstrebenden Kräfte, oder über die todten

Hindernisse, die sie einschränken, das Uebergewicht errungen hat, die nicht, wie sie die Hindernisse besiegt, wirksamer würde, und, wie sie an Wirksamkeit zugenommen hat, mächtiger durch die Hindernisse durchbricht. Wird nicht der Reichthum reicher, die Stärke stärker, die Klugheit klüger, selbst die Bosheit böser? Wie könnte nur das Lebendigste und Geistigste — siegender Tugendsinn, dessen Kraft und Dauer über die Erde hinaus für die Unendlichkeit berechnet ist, in sich selbst zurückschlummern. Wie sollte allein der Gute nicht besser werden? Oder laßt uns gerechter fragen: wie könnte der schon gut seyn, der besser zu werden so bald ermüdete? —

Umgekehrt wird auch das wahre Gefühl der Unvollkommenheit ein gutes Herz nicht ruhig lassen; es weckt die göttliche Traurigkeit, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; es zieht Zöllner in den Tempel, zieht die Hand auf die bewegte Brust, und schreit aus der Tiefe des beklommenen Herzens: Gott sey mir Sünder gnädig.

Aber erblicket in der traurigen gefahrvollen Mitte den Unglücklichen, der todt ist und meinet er lebe. Wird er gut werden, wenn er sich begnügt, nicht schlimm zu seyn? Wird er sich losstreifen von Fehlern, die er nie an sich bemerkt, und die traurige Leere anbauen und ausfüllen, die der erborgte und erkünstelte Glanz seiner Vollkommenheit ihn nie entdecken läßt? Die Meinung gut zu seyn macht es ihm unmöglich gut zu werden.

Der wahre Freund der Tugend und schon der, der es aufrichtig zu seyn sich wünscht und zu werden strebt, wird wohl nie mit Neid an der höhern Tugend hinauf, nie mit verachtendem und verdammendem Blick auf die tiefere und mühsam kämpfende herab schauen. Er freut sich jedes Guten, ehrt den Menschenfreund in jeder Gestalt, ringt ihm mit erwärmtem Herzen nach, urtheilt sanft und mild, muntert den Schwächern auf, warnt den Leichtsinnigen, weint mit dem Gefallenen, betet für den Verstockten, und ist, indem er mit Wehmuth den Bessern zu erreichen wünscht, ihm schon näher, als er weiß. Wird der es auch vermögen, dem der Sauerteig der Pharisäer im Herzen gährt? Wird er fremde Tugend ehren, die ihn verdammt? O es schäumt und stoßt sich aus ihm nur Neid und giftiger Argwohn, und schleichende Belauschung und stolze Verachtung aus, bis es sich klar geschieden hat: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Menschen. Sein Bedürfniß gut zu scheinen verleitet ihn böse zu seyn. Und doch macht der künstlichste Irrthum nimmermehr die Wahrheit zur Lüge. Die Täuschung sinkt, ein wandelndes Schattenbild des Augenblicks, und die Wahrheit siegt. Irgend einmal dringt diese aus der umhüllenden Finsterniß hervor, dort wie das Morgenlicht aus den Nebeln der Dämmerung, hier wie der Blitz aus einer Gewitterwolke. Armer, Verlorner, wenn sie erst in einer leidensvollen Stunde, erst am Rande des Grabes, das Trost bedarf, und für dich keinen hat, oder erst über dem Grabe zu spät erschiene?

Nicht so, meine Freunde! — Laßt uns der

Bekanntschaft mit unserm Herzen die größte Aufmerksamkeit, die ehrlichste Behutsamkeit, die ruhigsten, ernsthaftesten Stunden widmen.

Vor dem Allsehenden, mit einem Herzen, das durch Gebet zu ihm zu Ernst und Wahrheit und heiligem Gefühl seiner Nähe gestimmt ist, mit dem lebendigen Bewußtseyn unserer Bestimmung und unserer Pflicht und unserer Zukunft, mit männlich ernstem Andenken an Tod und Gericht und Ewigkeit, laßt uns den Blick der Prüfung in unser Inneres werfen und festhalten. — Und stets müssen uns zwei wichtige Wahrheiten gegenwärtig bleiben: die eine, daß nicht die That den Sinn, sondern nur der gute Sinn die That heilige; die andere, daß einst am Tage eines ernstern Gerichts wohl fremde Tugend uns beschämen und richten, aber fremde Schuld uns nimmer ehren und entschuldigen kann.

Wollen wir irgend eines Menschen Werth zum Maßstab des unsrigen machen, so laßt uns aufmerksam stille stehen vor dem Bilde der höchsten Menschentugend, der heiligsten Gottesergebenheit und Menschenliebe in dem Leben Jesu, der uns auch in diesem Sinne von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. In dem Anschauen seines schönen göttlichen Lebens müsse sich unser Sinn fürs Gute immer mehr reinigen und stärken, Liebe zur Wahrheit und Tugend wärmer und inniger in unser Herz strömen, und der Eifer ihm ähnlich zu seyn lebendiger und wirksamer werden.

Das Gefühl, daß wir noch so ferne von ihm abstehen, — (es wird uns bis ans Grab begleiten,) — müsse unsern steten Eifer unterhalten; aber die Freude ihm mit jedem Tage und mit jeder guten That näher zu kommen müsse dies Gefühl versüßen. Seliger und schöner wird dann auch seine Geistesruhe, sein schonender Menschensinn, sein Vertrauen auf Gott und frohe Erwartung der Ewigkeit unsere Seele erfüllen. Am Ende eines fromm durchbrachten Lebens geht dann durch den Glauben an Gottes Erbarmen gerechtfertigt hinab in euer Haus, und vernehmet an der Pforte der Ewigkeit die freundliche Stimme: Ich kenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen, und ich gebe ihnen das ewige Leben. Amen.

Predigt

am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis 1793

über Luc. 7, 11 — 14.

O Gott, wir klagen so oft, wo wir dir danken und uns freuen sollten, sehnen uns nach Ruhe und Frieden; und als ob wir eines harmlosen Lebens überdrüssig wären, schaffen wir uns Sorgen und Leiden ohne Noth, dürsten in unsern Bekümmernissen nach Trost; und als ob kein Bedürfniß unserm Herzen und kein Wunsch unserer Laune fehlte, verschmähen wir den sanften, erquickenden, wirksamen Trost, der uns in den Spuren deiner Vorsehung, deiner nah und ferne wirkenden Weisheit und Güte, so nahe umgiebt, allenthalben entgegen kommt und begleitet, suchen ihm zu entgehen, um Kummer durch Kummer zu nähren und Schmerz mit Schmerzen zu betäuben. O führe unsern Sinn zu dir, du Liebender, du, der durch Trübsale väterlich prüft, zu dir, der die Geprüften mit Trost und Segen erquickt. Laß uns den frohen Gedanken, daß du bist

und waltest, lebhafter fühlen, deine Führungen besser verstehen, und wenn wir ihnen auf der Erde keinen Zweck mehr abrathen können, desto zuversichtlicher auf die Ewigkeit hoffen, geduldiger und freudiger ihr entgegen harren. Laß es jeden Bekümmerten fühlen, (o es grämen sich viele unter deiner Sonne, und freuen sich unter dem Druck der Lebensmühe ihres milden freundlichen Genusses nicht,) — laß jeden Bekümmerten es empfinden, daß du auch Vater seyst, und unter den zahllosen Geschöpfen, die deine Hand so väterlich nährt und pflegt und deckt, nicht ihn allein vergessen, nicht ihn allein einen Weg geführet habest, dem du nicht zuvor einen frohen Ausgang wußtest. Oeffne dem Trostlosen das Auge vor dem reichen Schauplatz der Thaten und Wunder, die deine Größe von jeher verherrlichet haben, und zeige dem Armen, der auf der Erde nichts mehr zu suchen und zu finden hat, desto freundlicher die Aussicht in ein besseres Leben, wo frohe Vollendung seiner Schicksale ihn erwartet. Laß uns alle auch heute durch die Betrachtung deines Wortes, zu neuem frohern und lebhaftern Vertrauen, auf dich erweckt werden, wir rufen dich darum an in einem stillen V. U.

Text: Luc. 7, 11 — 17.

Es reicht zur Ruhe unsers Lebens, zur furchtlosen Freude im Glück und zur stillen ruhigen Ergebung im Unglücke nicht zu, versammelte Zuhörer, daß wir uns mit einem leichten, flüchtigen, nachgebeteten Glauben an Gott und Versehung begnügen, für ein Leben, so mannigfaltig an Verhältnissen, so reich an Veränderungen, so eigen und bedingt

durch seine Schicksale, mit einem so nothdürftigen, allgemeinen Glauben uns begnügen. Je mehr und länger wir in unsern Erfahrungen und an fremden Beispielen Beweise für die Wahrheit sammeln, daß ein guter Gott für alles sorge, je sorgfältiger und anhaltender wir seinen Führungen nachgehen, je richtiger wir gewisse, — Grundsätze möchte ich sagen — Gesetze, die er sich selbst unverbrüchlich gemacht hat, fassen und bemerken, je einfältiger wirs der Blume auf dem Felde ablernen, und von allen Zeugen, nahe und ferne, am Himmel und auf der Erde, es uns zurufen lassen, daß Gottes Weisheit und Erbarmung keine Gränzen, seine Thaten und Regierung keinen Tadel haben, desto einheimischer wird Ruhe und ein froher Muth in unsrer Seele sich befestigen, desto deutlicher werden wir Gottes gute Absichten auch in jedem besondern Schicksal unsers Lebens anerkennen, und durch Geduld und Vertrauen ehren. Aber wir täuschen uns sehr, und machen uns dieses wichtige und angenehme Geschäft ausserordentlich schwer, wenn wir es auf die ungünstigen Tage der Wiederwärtigkeit versparen, und die Ueberzeugungen erst alsdann sammeln wollen, wann sie mit ganzer Stärke in unsrer Seele wirken und ihre Kraft an uns beweisen sollten. Laßt uns, so lange uns eine freundliche Sonne und ein heitrer ruhiger Himmel lacht, die wohlthätige Pflanze pflegen, die uns in der drückenden Lebenshitze mit ihrem Schatten erquicken, und gegen die Stürme des Schicksals durch ihr Obdach schirmen soll. Ich will sagen: wir müssen schon die bessern Tage, die uns die Vorsehung gönnt, dazu anwenden, unsern Verstand von Gottes Liebe und Weisheit zu überzeugen, sie unserm Her-

zen fühlbar machen, den besten und seligsten Glauben stark zu nähren, damit uns frühe oder spät die schmerzhaften Erfahrungen des Lebens nicht zu Furcht und Kleinmuth und Zagen an Gott herabbeugen.

Auch unser heutiges Evangelium bietet uns Gelegenheit, an einem fremden Beispiele über die Wege der göttlichen Weisheit, Güte und Erbarmung nachzudenken, Trost fürs Leben und Hoffnung für die Ewigkeit zu schöpfen. Wir werden unsre Aufmerksamkeit zu dem Ende auf vier besondere Betrachtungen heften:

1) Gott läßt oft für einzelne Menschen Trübsale und Gefahren ihre höchste Stufe erreichen; aber er kennt den rechten Augenblick zur Rettung, und übergeht ihn nicht.

2) Wenn wir lange fruchtlos um Hülfe gefleht, und nun die Hoffnung aufgegeben haben, so kommt er und hilft auch ohne unsre Bitte.

3) Er vergilt das Ungemach überstandener Prüfungen mit Vortheilen und Freuden im gerechten Maß.

4) Eine Ewigkeit vollendets, was sich in den wenigen Tagen eines Erdenlebens oft nur anfangen aber nicht entwickeln kann.

Unser Evangelium stellet uns eine weinende trostlose Wittwe auf, die den Leichnam eines einzigen vielleicht hoffnungsvollen Sohnes, und in ihm ihren letzten und einzigen Trost zum Grabe begleitet. Sie hatte in ihm die einzige Freude ihres einsamen und traurigen Standes, den Freund und Rathgeber und Pfleger

ihres herannahenden Alters geliebt und erzogen, wollte einst in den gedeihlichen Früchten ihrer mütterlichen Erziehung, in der zärtlichen Liebe eines dankbaren Sohnes, in seiner hülfreichen Pflege, wenn sie schwach und kraftlos würde, und in seinen Tröstungen am Tage ihres Todes den Lohn für alle Sorgen und Mühen und Bekümmernisse ihres Mutterherzens erndten, und sie mußte ihn sterben sehen, und auf dem Wege, auf welchem sie vielleicht vor wenigen Monden einen erblaßten Gatten begleitete, nun trostloser noch und gebeugter der Leiche des Sohnes zum Grabe folgen, das sie lieber für sich zur stillen verborgenen Ruhestätte und Erlösung ihres Kummers gewählt hätte. Von welchen bangen Empfindungen mußte diese Unglückliche während einer bedenklichen Krankheit ihres Lieblings gepeiniget werden, — mit welchen unnennbaren Schmerzensgefühlen ein schlimmes Zeichen des herannahenden Todes, nach dem andern bemerken, — wie oft für ein Leben, welches ihr theurer als das ihrige war, zu dem Vater der Waisen und Pfleger der Wittwen tief aus ihrem zerrissenen Herzen, heraufgeseufzt, und mit welchen Umarmungen und Weheklagen es im Wahnsinn des höchsten Schmerzes versucht haben, Lebenswärme in die erstorbene Brust, und den entflohenen Geist in die kalte, blasse todte Hülle zurückzurufen! Denket euch den möglichen Fall, daß das Gerücht, welches von den großen Thaten Jesu Christi, des segnenden Menschenfreundes und Wunderthäters, von einem Ende des jüdischen Landes zum andern erschallte, auch in Nain sich schon verbreitet und Aufmerksamkeit erweckt hatte; mit welchen heißen Wünschen mußte sie dem theuren Gottesmann von

dem

dem ersten Tage ihrer schmerzlichen Leiden an herbeigeseufzt, wie mit bangem klopfendem Herzen in jedem fremden, freundlichen, bescheidenen Angesicht, das ihrem Blick begegnete, ihn vermuthet haben! Aber umsonst! — Der einzige theure Sohn lag krank zum Tode, und der durch leise Berührung des Fingers Kranke heilen konnte, war nicht da. Der Sohn ihres Herzens starb, und der mit allmächtigem Gottesruf Leichname aus dem Schlummer des Todes erwecken konnte, erschien nicht. Schon war er eingehüllt in Todtenlinnen, schon folgte die Arme dem geliebten irdischen Rest ihres Lieblings zu seiner stillen Ruhestätte. — **Und es begab sich darnach, daß Jesus in die Stadt Nain gieng mit seinen Jüngern; und als er nahe an das Stadtthor kam, siehe so trug man den Todten heraus.** —

Gottes Absichten in den Führungen der Menschen sind uns, so sehr wir sie im Allgemeinen als gut erkennen müssen, doch in einzelnen und bestimmten Fällen tief verborgen. Indem hier ein Glücklicher, nur dem Namen nach mit den mannigfaltigen Leiden der Menschheit bekannt, seine frohen Tage verlebt, indem dort einen andern der Schlag eines traurigen Schicksals nur vorübergehend und schonend streift, steht irgendwo ein Unglücklicher, als ob er nur zum Schmerz geschaffen und zum büßenden hingegebenen Sühnopfer für Alle bestimmt wäre, jedem harten Sturm des Lebens ausgesetzt, und muß den Kelch der Schmerzen bis auf den letzten bittern Tropfen schmecken, hinter sich eine freudenleere Ver-

gangenheit, und vor sich eine trostlose Zukunft beweinen.

Süß, und wie ein kühlender, heilender Balsam erquickend, ist dem Leidenden der Gedanke, daß ein guter Gott seine Schicksale geknüpft habe, und das Vertrauen, daß er, der Wunden schlug, sie wieder heilen, er, der einen Augenblick betrübet, wieder trösten und erfreuen werde. Aber je länger der Unglückliche diesen Gedanken und dieses Vertrauen nähren muß, je nöthiger ihm unter anhaltenden steigenden Trübsalen Leben und Kraft des Trostes wird, desto schwächer wird er nicht selten; und die tiefen Schmerzen einer plötzlichen Trostlosigkeit wägen vielfach die Linderung der genährten Hoffnungen auf, wenn ein fürchterlicher Schlag geschehen ist, wenn wir unsere einzige und letzte Hoffnung, die Hoffnung auf Gott getäuscht glauben.

Und doch kennt Gott die rechte Stunde der Hülfe, und übergeht sie nicht, rettet oft noch groß und göttlich, wenn alles scheint verloren zu seyn; und wir haben uns getäuscht, wenn wir glaubten in einen rettungslosen Zustand versunken zu seyn, da es dem, der keinen Sterblichen zum Unglück schuf, nie unmöglich seyn kann, den, welchen er zur Freude ins Leben rief, unter dem Druck der Drangsale, die nur eine wohlthätige Zugabe zu den Freuden seyn sollen, zu erhalten.

Dieses Vertrauen zu ihm müsse in keiner Brust entschlafen. Wenn ihr keinen Weg zur Hülfe mehr vor euch sehet, wenn ihr bei Menschen sie vergeblich

sucht, dann wißt, dann erinnert euch mit allen aufgeforderten Gefühlen eures Herzens, daß ihr ja nicht euch, nicht ohnmächtigen Menschen, sondern Gott vertraut.

Wir gehen zur zweiten Betrachtung über. — So weichmüthig und theilnehmend auch das gute Herz Jesu Christi bei dem Anblicke menschlicher Gebrechen und Leiden schlug, so nahe ers durch sein theilnehmendes Herannähern, durch sein Weilen, durch seinen freundlichen Blick jedem Bekümmerten legte, daß er zum Helfen gekommen sey, und keine vertrauende Bitte verschmähe, so bemerken wir doch durchgehends, daß es seine Regel war, erst die Anrufungen und Bitten der Bekümmerten zu erwarten, und ihre Bedrängnisse sich klagen zu lassen, ohne Zweifel auch darum, weil er die Menschen, denen er zum Arzt nicht minder für den Geist als für den Körper gekommen war, einladen und gewöhnen wollte, zu dem guten Vater im Himmel, dessen Ebenbild an ihm in aller göttlichen Vollkommenheit so herrlich aufstrahlte, mit Vertrauen zu beten, weil er ihnen die beruhigenden Gefühle, die Kraft und den Segen des frommen Gebets, der kindlichen Hoffnung und Offenherzigkeit merkbar machen wollte.

Aber arme Mutter eines erblaßten einzigen Sohnes, wenn Jesus auch vor dem Thore zu Nain nach seiner Regel handelte? — Sie kannte ihn nicht; oder im Gewühl und Getümmel der begleitenden Menge bemerkte sie ihn nicht; oder die starken stürmenden Gefühle in ihrem Innern machten sie gegen alles Aeussere gleichgültig; in dem vollen ge-

preßten Herzen fand kein Senfkorn des Glaubens, kein leiser Gedanke an einen allmächtigen Retter mehr Raum. Aber Jesus, der nicht stumm vor Leidende hinstand, um durch Flehen und demüthige Begrüßungen seinen gefühlten Größe schmeicheln und huldigen zu lassen, der nicht in allen verschiedenen Fällen und Verhältnissen nach einer willkührlichen und eigensinnig gewählten Regel handelte, — als er sie sahe, jammerte ihn derselben und trat zu ihr, und sprach: weine nicht.

Ist nicht die dumpfe Gleichgültigkeit der weinenden Wittwe, mit allen ihren möglichen Veranlassungen, das ähnliche Bild menschlicher Gleichgültigkeit gegen Gott, wo wir sie antreffen? Die betende Lippe verstummt — oft nahe am Ziele der Erhörung; der schwache kümmerlich genährte Funke des Vertrauens verglimmt, entweder weil wir den guten waltenden Vater im Himmel, so kennbar er sich in seinen Werken und Thaten offenbarte, noch nicht genug kennen, die Züge seiner erbarmenden Vatermilde noch nicht genau genug betrachtet und gefühlt haben, oder weil wir im Geräusch und in der Verwicklung mit irdischen Angelegenheiten und Geschäften ihn vergessen, unter den Verhältnissen und Verbindungen mit Menschen seine trostreiche, durch stillen Segen wirkende Nähe nicht ahnden noch bemerken, oder weil uns in den Stunden der Widerwärtigkeit das Gefühl des Himmlischen und Irdischen zu nahe und schmerzhaft drängt, als daß das Herz sich davon losreißen und zum Unsichtbaren und Himmlischen emporschwingen könnte. Dann siehst du Allwaltender mit väterlicher Schonung auf unser

schwaches Herz herab, lässest dich durch unsern irdischen widerstrebenden Sinn, durch unsere Ungeberde nicht irre machen, unsere Prüfungen auf dem gewählten besten Wege mit sorglicher Liebe zu ihrem guten fröhlichen Ende zu führen. Und wenn wir lange genug vergeblich gefleht haben, weil unsere Bitte Unverstand vor dir war, wenn wir, des Wartens auf deine zögernde Hülfe müde, bei Menschen oder nirgends mehr Rettung suchen, so lässest du unvermerkt aus der Dunkelheit, in der wir zagen, die Stunde der Erhörung heraufscheinen, und öffnest die Lippen, die einst zum Beten verstummten, nun freudiger zu Dank und Lobpreisungen.

Laßt uns zur dritten Betrachtung übergehen. Gott vergilt das Ungemach überstandener Prüfungen mit Freuden und Vortheilen im gerechten Maße.

Von tausend glücklichen Eltern mußte die Arme in unserm Evangelium den langsamen steigenden Schmerz der Beraubung ihres Liebsten und Besten erfahren und ausempfinden. Vor tausend und tausend unglücklichen ward ihr der minder lebhafte, aber inniger fühlbare und anhaltende Schmerz der Entbehrung des Liebsten und Besten unerwartet abgekürzt. Eine Wunde, die der Balsam der Zeit nach vielen Jahren nur mit einer blöden Narbe bedecken konnte, heilte das Wort des machtvollen Menschenfreundes: Jüngling ich sage dir, stehe auf. Zweifelt nicht, daß ihre Wonne, als ihn Jesus lebendig und gesund in ihre Arme zurückführte, die ausgestandenen Herzenswehen aufwog, daß sie ihren Sohn mit einer ihr ungewöhnlichen, niebekannten

Herzensinnigkeit nun an die Brust drückte, und an ihre ausgeweinten Leiden nur darum sich mit süßer Wehmuth oft erinnerte, um den Genuß ihres Glücks und Besitzes sich anzufrischen und zu schärfen. War sie weise und lernte ihren Schicksalen auch die Wahrheit ab, daß noch ein besserer als ein menschlicher und sterblicher Freund und Pfleger für die Verlassene lebe, hob sich ihr Geist von dem Vertrauen aufs Sterbliche freier und froher zu dem Glauben an einen unsterblichen Vater und Beschützer empor, fühlte sie sich von nun an ruhiger unter seinem Schutze, seliger in seiner Liebe, williger und stärker in der Erfüllung seiner Gebote, o dann blühten ihr die geweinten Thränen zu schönem der Ewigkeit entgegen reifendem Segen auf.

Nicht immer vergütet die Vorsehung so schnell und merkbar; aber möge das Vertrauen jede Seele beleben: Gott gleicht einmal und auf irgend eine Art Freuden und Leiden zu seiner Führungen Preis und zu unsrer Zufriedenheit aus. Oft mischt er das Bittre wie eine Arznei in den Taumelkelch der Freude, ruft durch sie die Freudetrunkenen zur weisen glücklichen Mäßigung herab, hebt die Gleichgültigen, denen der anhaltende Besitz eines Gutes die Freude des Besitzes raubte, durch sie zur Fähigkeit eines neuen Genusses empor. Es ist die weise Einrichtung der Natur, daß nun einmal jede Freude eine Zuthat von Ungemach hat, das ihr entweder vorgeht oder nachfolgt, oder sie begleitet. Gott konnte nur dadurch dies Gegengewicht entbehrlich machen, wenn er uns des Guten und Angenehmen weniger gegönnt und zugedacht hätte, aber er fand die hö-

hern Vortheile und Freuden dieser kleinern Prüfungen werth.

Alles schön und trostreich, was wir in der Geschichte unsers Evangeliums entdecken, — wenn nur dieser einzelne Fall allgemeine Regel wäre! Aber wie viele entgegengesetzte Erfahrungen bieten unsern Augen sich dar, unter denen wir ängstlicher, als wenn wir das unglücklichste Schicksal gewiß wüßten, zwischen Furcht und bangen Hoffnungen herumgetrieben werden! Es wandelt kein himmlischer Lebensschöpfer mehr zwischen den Gräbern umher, der die Todten erweckte; und wie viele schlummern schon unter diesen Gräbern, und wie viele wallen ihnen entgegen, denen der Augenblick der Erhörung, der unerbetenen nimmer erwarteten Rettung, der reichen frohen Vergütung nie erschien! Wahr! — aber laßt uns die irdischen Aussichten, wo sie trüber und dunkler werden und ganz in Finsternisse übergehen, mit einer vierten himmlischen erhellen, die uns das Evangelium ebenfalls so nahe legt. Eine Ewigkeit vollendets, was sich in den wenigen Tagen eines Erdenlebens wohl anfangen, aber nicht immer entwickeln kann. Allerdings wenn das flüchtige Leben unter der Sonne unser ganzes Daseyn umspannt, so ist alles, was wir von Vorsehung sagen können, ein Nichtiger Traum. Schlimmer noch als Traum. Unsre beste Stunde ist unselige Täuschung, das glücklichste Leben eine grausame Vorbereitung zu einem desto trostlosern Tode; Vernunft ein anhaltender regelmäßiger Wahnsinn; das Gewissen eine unheilbare Krankheit; das große edle, von himmlischen Gefühlen durchströmte Herz mit allen seinen Ahndungen Trieben und Neigungen der betrogenste Betrüger

Die ganze Ordnung der Dinge kehrt sich um, der Mensch ist nicht mehr an der Spitze der Geschöpfe das Meisterstück ihres Urhebers; als das einzige mißlungene Werk, das der Schöpfer zu groß anfieng um es vollenden zu können, sinkt er unter alle herab, unglücklicher als alle, die von keiner Vernunft verwirrt, von keinen Ahndungen betrogen, den einfachsten Gang zum Tode gehen, jeden Augenblick den Zweck des Augenblicks ganz erfüllen, von der Vergangenheit nichts nachzufordern und von der Zukunft nichts zu erwarten haben. Gott selbst sänke von der Stufe der erhabensten Vollkommenheit herab, wäre nicht mehr der Allmächtige, Weise und Gute, — unter den herabgesetzten Menschen herab, denn dem Menschen wäre ein besserer Gott gedenkbar. Doch weg mit diesen empörenden Gedanken! Er ist der Weise, Gute und Erbarmende; alle seine Werke zeugens. Wo hätten wir diesen erhabenen Begriff von ihm geholt, wenn ihn nicht das Anschauen seiner Werke lehrte? Und wir, die wir ihn allein erkennen, die Wahrheit allein verstehen, sollten die einzigen Ausnahmen von ihr seyn? Die Wahrheit sollte in ihrem eigenen Widerspruche eingehüllt liegen, und fortgeerbt werden? Nimmermehr.

Es wartet eine vollendende Ewigkeit auf uns. Dieser Ahndung der Vernunft kam Gottes Eingeborner mit der frohen Bestätigung entgegen, schon dadurch ein willkommener Himmelsbote, den Müden und Bekümmerten ein lieber angebeteter Engel des Trostes. Unsterblichkeit ist in der Lehre Jesu nicht an seinem Ort ein einzelner Artikel, ein Theil des Ganzen. Sie athmet in seiner ganzen Religion,

in seinem ganzen Leben, in seinem ganzen Werk Sie ist der Grund, worauf alles ruht, der Geist, der alles belebt, das Ziel, zu dem alles führt. Der Befestigung des Glaubens an sie widmete er in den Tagen seines Lebens die höchste Anwendung seiner allmächtigen Gotteskraft, weckte auch in unserm Evangelium, nicht in einem verborgenen Winkel, sondern vor einem zahlreichen, ihm begegnenden und ihn begleitenden Volk, einen Todten ins Leben zurück, zum Beleg einer großen Ankündigung: Es werden alle, die in den Gräbern sind, meine Stimme hören, und hervorgehen.

In diesem Lichte lasset uns die Absichten und Wege der Vorsehung betrachten. Das jetzige Leben ist Anfang wie des Daseyns so der Schicksale. Wir gehen über das Grab hinweg in eine fortlaufende Zukunft. Der Punkt, der alles zu trennen scheint und abzuschneiden, ist innige feste Verbindung, macht aus der Zeit und aus der Ewigkeit Zusammenfügung in ein Ganzes. Manches unsrer Schicksale entwickelt sich schon hier; aber der größte und beste und wesentlichste Theil derselben lauft mit uns an mannigfaltigen zarten Fäden in die Ewigkeit hinüber.

Laßt uns dieser Unvollkommenheit des irdischen Glücks, dieses Anfangs ohne Vollendung, dieser Saat ohne Erndte uns freuen. Sie verbürgt uns eine bessere Zukunft mit.

Gebts dem guten waltenden Schöpfer anheim, der jedem Stern der Nacht seinen Aufgang, jeder

verborgenen Pflanze die Zeit ihrer Blüthe bestimmt, ob er nun bald, hier oder dort eure Wünsche erhören oder für das Thörichte, das ihr bittet, etwas besseres geben werde. Unterdessen wird er Kraft zum Dulden, Erquickung dem Müden, Trost dem Betenden wie Thau vom Himmel senden, und Keinen versuchen über sein Vermögen, sondern machen, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihrs möget ertragen. Legt einst ruhig eure Last und eure Freuden neben dem Grabe ab; auch ihr werdet seine Stimme hören: Entschlummerter, ich sage dir: stehe auf! Wie ein fremder Wassertropfen im strömenden Fluß wird dann das Andenken an vollendete Erdenmühen sich verlieren, und übergehen in Freuden und Segen ohne Maß und Ende eine Prüfung eures Lebens nach der andern, — in gepriesene Vollendung übergehen, und Dank und Lobgesang dem Weisen und Erbarmenden der Ausdruck eurer Empfindung seyn. Amen.

J. P. Hebel's

sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Sechster Band.

Predigten.

II.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Wurtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

Inhalt

des sechsten Bandes.

Seite.

Predigt am zweiten Christtage 1796 über Luc. 2, 15 — 20.

Erweckungen aus der Geschichte Jesu zu einem behutsamen frommen Sinn, und zu anhaltend frohen Hoffnungen 1

Predigt am zweiten Christtage 1799 über Luc. 1, 46 — 55.

Gott läßt seine Verehrer oft etwas anderes erfahren, als sie erwarteten, aber allemal etwas besseres. 16

Predigt am zweiten Christtage 1801 über Luc. 1, 46 — 55.

Der Herr hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und deß Name heilig ist. Und seine Barmherzigkeit währt immer für und für bei denen die ihn fürchten. 30

Predigt am zweiten Christtage 1803 über Luc. 1, 46 — 55.

Wie wir von Gott Wohlthaten annehmen, und auch die Leiden und den Schmerz getäuschter Hoffnungen tragen müssen, die so oft im Geleite der göttlichen Wohlthaten sind. 42

Seite.

Predigt am zweiten Christtage 1804 über Luc. 2, 15 — 29.

Warum fand des Menschen Sohn während seines ganzen Lebens gerade damals die freudigste Aufnahme, als die Zeit seines Wirkens und Segens noch am entferntesten war. 58

Predigt am Feste der Erscheinung 1801 über Matth. 2, 1 — 12.

Der Mensch weiß oft gerade das nicht, was ihm zunächst liegt, und was ihn zunächst angeht. Aber wer das, was dem innern Menschen Bedürfniß ist: Weisheit, Hoffnung und Trost, aufrichtig, eifrig, mit Glauben an die Vorsehung sucht, findets. 72

Predigt am Feste der Erscheinung 1803 über Matth. 2, 1 — 12.

Betrachtung der verschiedenen Menschen, die in der Geschichte der Weisen aus Morgenland mittelbar oder unmittelbar in Berührung kommen, und der nächsten Folgen dieser Berührungen. 85

Predigt am grünen Donnerstage 1796 über Matth. 27, 15 — 54.

Betrachtung des Leidens Jesu; Blicke auf das Volk, auf den Richter und auf den Leidenden. 99

Predigt am grünen Donnerstage 1797 über die Leidensgeschichte.

Die schauerlichen Tiefen menschlicher Bosheit; die traurigen Schwächen eines menschlichen Herzens; und die erhabene Größe menschlicher Tugend. 115

Seite.

Predigt am grünen Donnerstage 1801 über Joh. 19, 14 — 16.

Das Bild der nachgiebigen Schwäche gegen eigene Ueberzeugung von Pflicht und Recht. 129

Predigt am grünen Donnerstage 1803 über die Leidensgeschichte.

Was es ist, das gegen Bosheit und Undank und Verkennung die Seelenruhe erhält, und die Geistesgröße nicht sinken läßt. . . 141

Predigt am ersten Osterfeste 1801 über Mark. 16, 1 — 9.

Betrachtung über die frommen Personen, welche das Grab Jesu besuchten. 154

Predigt am zweiten Osterfeste 1788 über Luc. 24, 13 — 35.

Freude der Christen über dem Leben Jesu. 163

Predigt am ersten Pfingstfeste 1792 über Apostelg. 2, 1 — 18.

Die ganze Anstalt, die Gott zu unserer Heiligung und Beglückung traf. 177

Predigt am zweiten Pfingstfeste 1794 über 1. Cor. 2, 6 — 10.

Die Verdienste, welche die Apostel Jesu Christi um die Erleuchtung unseres Geistes haben. 191

Predigt am zweiten Pfingstfeste 1799 über Joh. 3, 16 — 21.

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er

Seite.

seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. 207

Abschiedspredigt am einundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis 1791 über Joh. 4, 47 — 54.

Die Beschaffenheit und der Gang menschlicher Schicksale. 221

Antrittspredigt vor einer Landgemeinde über Psalm 73, 28. 236

Verbesserungen.

Im fünften Band.

Seite 11 Zeile 1 von unten, statt verpflichte lese verpflichtet.

S. 57 Z. 10 v. u., statt gemeine l. allgemeine.

S. 67 Z. 4. v. u., st. deren l. derer Ebenso S. 74 Z. 9 v. o., und S. 92 Z. 13 v. u.

S. 133 Z. 8 v. o., statt betet l. er betet.

S. 157 Z. 6 v. o., statt von ihren schönsten Seiten, lese von ihrer schönsten Seite.

S. 276. Z. 5. v. o., statt seinen lese seiner.

Im sechsten Band.

S. 154 Z. 4 u. o., statt In einer Landgemeinde, lese Vor einer Landgemeinde.

S. 212. Z. 9 v. o., statt sollte lese sollten.

Predigt

am zweiten Christtage 1796.

über Luc. 2, 15 — 20.

Unerkannt in ihren Anfängen und geheimnißvoll in ihren ersten Spuren sind, o Gott, deine Werke und Anstalten, — die, mit welchen du in der irdischen Natur für unsere Bedürfnisse und Freuden sorgest, — die, mit welchen du uns von der Kindheit bis ins Alter und bis ans nahe oder ferne Grab unter Zufriedenheit und Klage fortführest, — und die, mit welchen du unsern bessern Theil, den Geist, der dem Grabe nicht angehört, seiner ewigen Bestimmung entgegenbringst. Unerkannt und geheimnißvoll, und doch wenn Zeit und Erfahrung die Decke weggenommen hat, unter der sie uns verborgen lagen, Gott, so sind sie groß und weise, und wohlthätig, gegründet in den Tiefen deiner Ewigkeit auf Liebe und Ernst, und fortleitend durch die Zeit und durch das Grab bis an die Höhen deiner Ewigkeit zum

Vertrauen und zur Vollendung. Wir erkennen es o Vater! Gib, daß unserer Erkenntniß unsere Gesinnungen entsprechen. Erhalte uns in der Liebe und in der Furcht, auch wenn keine auffallenden Erfahrungen des Lebens uns an dein nahes Wirken erinnern, damit wir, wenn du mit Wohlthaten oder Züchtigungen hervortrittst, uns trösten können, daß du es bist, und wenn einst alles zur unaussprechlichen und herrlichen Vollendung reift, was du ferneher vorbereitet hast, daß auch wir mit unaussprechlicher und herrlicher Freude uns erfreuen, und das Ende unsers Glaubens davon bringen mögen, der Seele Seligkeit. V. U.

Text. Luc. 2, 15 — 20.

Wie laut auch die Wünsche, wie lange und tief genährt die Hoffnungen waren, womit die Israeliten einem verheißenen Retter ihres Volkes entgegen sahen; wie merkwürdig und bedeutungsvoll ihnen auch in den Tagen, in welche unsere vorgelesene Geschichte fällt, die Zeichen der Zeit erscheinen mochten, wenn sie in den Schriften ihrer Väter den Winken nachforschten, woran sich ihre Hoffnungen festhielten; so waren sie doch nicht alle von den nämlichen Wünschen und Erwartungen belebt. Manchem ehrlichen Simeon, dem sein Alter die Ahndung erheiterte, daß seine Augen den Christ des Herrn noch sehen würden, ehe sie im Tode entschlummerten, stand wohl noch ein weltkluger Mann gegenüber, der auf keinen Christ des Herrn wartete,

und zwischen ihnen der Gleichgültigen mancher, die sich nur wenig und selten darum bekümmerten, ob und wann er kommen würde.

Auch waren wohl nicht Aller Erwartungen gleich edel und rein im vernünftigen und biblischen Sinne. Jeder machte sich von seiner Ankunft und von seinem Zwecke seine eigene Vorstellung; Jedem schmückte sie sein Gefühl und seine Einbildungskraft mit den lieblichsten oder feurigsten Farben aus, die sie hatte; — und fast Alle, selbst die am sehnlichsten seiner harrten, übersahen seine Ankunft in der Geburt des Sohns Mariä unter dem bethlehemischen Hirtendache.

Unerwartet für Manche, und unbemerkt selbst denen, die ihn erwarteten, erschien Christus. Mensch unter den Menschen; und noch oft in seinem Leben war er gerade da nicht, wo man ihn suchte, kam er gerade alsdann nicht, wenn man ihn am sehnlichsten herbei wünschte, und stand ungekannt mitten unter ihnen, wenn sie ihn nicht mehr erwarteten.

Laßt uns seine Geschichte in gegenwärtiger Stunde von dieser Seite miteinander ansehen, und aus unserer Betrachtung gute Erweckungen

1) zu einem behutsam frommen Sinne

2) zu anhaltend frohen Hoffnungen schöpfen.

Unerwartet für manchen, und unbemerkt selbst denen, die ihn erwarteten, erschien er unter den Menschen.

Wenn wir, meine Zuhörer, mit den Schriften der Propheten in der Hand, die erste Geschichte Jesu betrachten, so mag es uns nicht schwer scheinen, in allen Umständen die wunderbare Erfüllung alles dessen zu entdecken, was von einem künftigen Beglücker der Menschen aus dem Geschlechte Abrahams ferne und dunkel angekündigt ward; und wir verkennen in langen Reihen von Begebenheiten die unsichtbare Hand nicht, die alle Umstände so zu leiten wußte, daß sie zur rechten Zeit und am rechten Orte zur Erfüllung dessen, was beschlossen war, zusammentrafen. Und wir mit den Schriften unsrer Evangelisten und Apostel in der Hand finden es nicht fremde, in dem Säugling auf hartem dürftigem Lager zu Bethlehem den zu erkennen, von welchem gesagt ist: Es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten; und gerne findet ihr schon in seiner Geburt seine erste Entsagung an alle Hoheit, Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens zu eurem Besten, die Einweihung zu einem armen, mühereichen, gefahrvollen Leben, in der dürftigen Geburt die Einweihung zu einem jammervollen Tode.

Aber so erschien diese Geschichte nicht den Menschen in seiner Vaterstadt, und noch weniger den Menschen in Jerusalem. Er ward in Bethlehem geboren, weil seine Eltern gerade nach Bethlehem gewandert waren, um einem Gebot des Kaisers, daß alle Welt geschätzet würde, auch für ihre Person Folge zu leisten; er ward in eine Krippe gelegt, weil sonst kein Raum für ihn in der fremden Herberge war. So stille und ungeahndet wußte die Vorsehung, das ferne Wetterleuchten einiger Erscheinungen abgerechnet, den Anfang der merkwürdigsten Begebenheiten und Enthüllungen unter die Gestalt des Natürlichen und Alltäglichen zu verbergen, und so gieng er für den größten Theil der Zeitgenossen als eine gemeine Begebenheit unter den übrigen gemeinen Begebenheiten des Lebens verloren, ganz in der eigenthümlichen Weise der Werke und Anstalten Gottes, der in der sichtbaren Natur und in der unsichtbaren Weltregierung an verborgener Stätte oder in übersehenen Augenblicken aus dem Unscheinbarsten das Größte und Wichtigste und Entscheidenste in fruchtbaren Folgen bereitet.

Aber laßt uns unter der Hütte, wo der Säugling großen Thaten und großen Leiden und großen Vollendungen entgegen schlummert, hervortreten, um auf die Menschen ausser ihr noch einige weitere Blicke zu werfen.

Wohl begrüßte da oder dort ein frommer Israe-

lite die Morgenröthe derselben Nacht mit dem Wunsche: Ach daß der Herr aus Zion käme und die Hülfe herein bräche! Und siehe, sie war schon da! Vor dem Gebet war die Erhörung auf dem Wege.

Blinde, gehörlose, kranke Menschen, tief bekümmerte Menschen sahen nach einer traurigen Nacht einem neuen freudenleeren trostlosen Tage entgegen; und doch war er nun einmal da, der kommen sollte, um einst auch ihre Klage und ihr sprachloses Gestöne in Lobgesänge hinauf zu stimmen, und den Armen das Evangelium zu predigen.

Bald acht Jahre lang lag schon der Kranke am Teiche zu Bethesda, und verzagte vielleicht an Hülfe und Genesung in der Nacht, als der geboren wurde, der ihm noch nach dreißig Jahren sagen wird: Nimm dein Bette und gehe heim! So feiert oft der Mensch die Stunde seiner Rettung mit Thränen und mit Klagen, — und oft die Stunde seines Unglücks mit Gesang und Freude.

Menschen sündigten vielleicht, — Trunkene tobten, Beleidigte dachten auf Rache, Diebe stahlen, Menschenfeinde mordeten in der Stunde, da ihr Richter geboren ward.

Als der Messias schon in der Krippe weinte, spotteten noch starke Geister der frommen Einfalt derer, die auf einen Messias hofften.

Die den Säugling weinen sahen, ahndeten sie wohl, zu welchen himmlischen Belehrungen, zu welchen frohen Verheißungen, zu wel hem milden Troste sich die Stimme dieser Lippen noch ergießen, zu welchen Segnungen sich diese Hände noch über sie und ihre Kinder ausbreiten würden? Kein Mensch in Bethlehem bot eine Stätte dem, der gekommen war, um wieder hinzugehen, und uns eine Stätte zu bereiten, wo wir ewig wohnen sollen.

Unbegreifliche Vorsehung, was entwickelst du aus den Begebenheiten eines Augenblicks, und arme kurzsichtige, leichtsinnige Menschheit, die du so oft nicht bemerken kannst, oft bemerken könntest und nicht willst, was in deinem Schooße vorgeht, oft nicht verstehst, was unter deinen Augen geschieht! Welche Empfindungen würden uns vielleicht ergreifen, wenn wir alles wüßten, was in diesem Augenblicke nahe oder ferne um uns her geschieht, und wozu das alles nur so lange wir noch leben, und nur auf uns noch wirken wird? In diesem Augenblicke steigt vielleicht eine Wolke auf, die einen Monat oder ein Jahrhundert lang unbemerkt, schnell den Himmel der Freude überflügeln und verdunkeln, und in tausend Herzen Weh und Klage hinabdonnern wird. Vielleicht fällt auch in diesem Augenblicke das Saatkorn, das nach einem Monat oder Jahrhundert zum fruchtbaren Baume gedeihen, und über ganze Geschlechte Schatten und Labung verbreiten wird.

Wenn wir alles wüßten, was hie und da um uns geschieht, wie ganz anders würden vielleicht viele von uns leben? Aber warum leben wir nicht wirklich anders? Was wir würden vorgehen sehen, wenn wir allwissend wären, das geschieht darum nicht weniger, weil wir es nicht wissen. Was hindert uns jederzeit so zu leben, daß wegen uns geschehen mag, was will? Was hindert uns weise zu seyn, wachsam, gewissenhaft, mit Vertrauen zu Gott erfüllt, gefaßt auf das Schlimmste und auf das Beste?

Der Augenblick in welchem der Mensch geboren ward, der seiner Brüder Erlöser und Richter werden sollte, war nach unsrer Empfindung wichtig genug, daß jeder, der es gewußt hätte, sich hätte freuen und zittern sollen. Der Trunkene hätte von seinem Taumel erwachen, der Mörder hätte den Dolch sollen fallen lassen und ein Engel werden. Aber dünkt euch der Augenblick nicht eben so wichtig, an welchem der Geborne lebt, und vom Himmel herabschaut, und unsre Wege beobachtet, und ist der Augenblick nicht jetzt noch und stets gegenwärtig da?

Sie mögen uns begleiten diese Erinnerungen in unsre Freuden und in unsre Leiden, und leben in unsern Gesinnungen, und fruchtbar werden in unsern Thaten! Lacht euch die Stunde des heitern Glücks und der höchsten Erdenwonne und Seligkeit, begrabt unter der Freude die Nüchternheit des Gei-

stes und das Gewissen nicht! Ihr wißt nicht welche Leiden euch diese Stunde nahe oder ferne zubereitet. Dämmert euch die Stunde des trüben Ungemachs und der tiefsten bangsten Leiden, begrabt unter Leid und Klage euer Vertrauen und eure Hoffnung nicht! Ihr wißt nicht welche Morgenröthe euch aus den Finsternissen dieser Jammernacht aufgeht. — Du willst eine Uebertretung begehen, halte ein! Dein Schöpfer ist mit einer Wohlthat für dich auf dem Wege, sie würde dich beschämen, wenn sie dich in einer Ungerechtigkeit anträfe; oder mit einer Züchtigung, sie würde dich niederwerfen in Schrecken und Trostlosigkeit, wenn sie dich im Taumel des Leichtsinnes ergriffe. Du sinnest auf Kränkung an einem Menschen, dem du gram bist, halte ein! In diesem Augenblicke betet er vielleicht für dich, und dein Richter siehet deine Gedanken, und höret seine Worte. Kämpfet ihr in euch selbst den schweren Kampf um Entsagen oder Ergreifen, um Versöhnung oder Rache, um Liebe oder Haß, um Wirken oder Säumen, um Erde oder Himmel, o blicket auf zu dem, der vom Himmel auf die Erde kam, euer Erlöser zu seyn, und von der Erde zum Himmel zurückkehrte, euer Richter zu werden, und vollendet in dem Gedanken, daß er euch sieht, den schönen Sieg der frommen Liebe und des wachsamen Ernstes. Habt ihr unter Versuchung Leiden, unbemerkt und ungepriesen in Liebe und Vertrauen eine gute That vollbracht, wohl euch! auch sie hat er beobachtet, und wird sie einst in den Kranz eurer

Belohnung flechten, wenn er aufzuwecken, und zu richten, und heimzuführen, und alles zu vollenden, wieder kommen wird.

Wenn er wiederkommen wird? Ja! Und ob auch Menschen noch so kühn seinem Wort und seiner Verheißung widersprechen; und ob auch Menschen noch so freveind seines Lebens und seines Wirkens und seines Gerichtes spotten; und ob auch Menschen noch so klug und glücklich dem sinnlichen bilderreichen Ausdruck seiner Rede einen Sinn neuer Deutung gefunden haben: er wird wiederkommen, wie er gesagt hat.

Oft in seinem Leben, war er da nicht, wo man ihn suchte, und kam nicht, wenn man ihn am sehnlichsten herbei wünschte, und stand mitten unter ihnen, wenn sie ihn nicht mehr erwarteten. Laßt uns an diesem Gedanken noch einen Augenblick unsre anhaltend frohen Hoffnungen beleben.

Nicht allen Menschen kam er so unerwartet und unbemerkt auf die Erde, wie den meisten. Von Engeln eingeladen, giengen die Hirten vom Felde heim und fanden Joseph und Maria, und das Kind in der Krippe liegend; und alle, vor die es kam, verwunderten sich der Rede, die sie von den Hirten gehöret hatten. Von geheimen Andungen getrieben, kam Simeon in den Tempel, und betete, das theure Pfand seiner Hoffnung auf dem Arme: Herr,

nun läſſeſt du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen. Und ſeiner Mutter gieng kein Wort von Engeln und Menſchen verloren, das ſie nicht in ihrem Herzen bewegte, und in ſanfte Muttergefühle und in frohe Hoffnungen einhüllete. Aber wie gar bald verbleichte wieder die Glorie, die ſeine Geburt umſtrahlte, in die Farbe des Gemeinen und Alltäglichen! Dreißig Jahre lang trat kein Engel zu ihm; Jahre lang war er nur Joſephs Sohn, der Zimmermann, wie ſie ihn bei Marcus nannten, und unterthan ſeinen Eltern in einer unbeſuchten Hütte zu Nazareth. Es gehörte viel dazu, wem er unter den Augen wandelte, dreißig Jahre lang den Glauben feſt zu halten, daß dieſer ſey der verheißene Segen Abrahams und der Erbe auf dem Stuhle Davids. Viele hatten alles, was ſie einſt von ihm erwarteten, ſchon längſt in das große Buch getäuſchter Menſchen-Hoffnungen geſchrieben; viele hatten alles, was ſie einſt von ihm hörten, ſchon längſt wieder vergeſſen. Kein Menſch redete mehr von ihm, kein Menſch dachte mehr an ihn. Fand er doch, als er mit Weisheit und Kraft vom Himmel genährt, mit Zeichen oben in den Wolken und unten auf Erden gleichwohl öffentlich hervor trat, fand er doch in ſeiner eigenen Heimath keinen Glauben; mußte doch Johannes bezeugen: er iſt mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennet; hatte doch ſein Petrus und Philippus, und ein rechter Iſraelite ohne falſch

noch nichts von ihm gehört. Und gleichwohl trat er hervor, wie die Sonne, wenn sie hinter einer strahlenden Morgenröthe aufgieng, aber bald in einen dichten Wolkenschleier sich verbarg, und erst am Abend freundlich und segnend wieder hervor scheint, die Erde noch einmal in gedeihliche Wärme hüllt, und dem müden Wanderer in die Heimath leuchtet.

Geliebt von denen die ihn kannten, aber angefeindet von den ersten seines Volkes, und doch kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes durch That und Lehre, wandelte er nun die schönste hoffnungsreichste Bahn. Aber bald weinten an seinem Grabe, die gehoffet hatten, er sollte Israel erlösen, Thränen des Mitleids, der Verwaisung und der gesunkenen Hoffnung. Er ward nicht weggenommen durch den leichten, sanften Tod, dessen sein Leben werth war. Mörder jauchzten an seiner blutigen Todesstätte ihres Sieges. Er war nun weggetilget, wie sie wähnten, aus dem Lande der Lebendigen, der scharfe Beobachter ihres Herzens, der freimüthige Zeuge ihrer Handlungen, der kühne Störer ihrer ehrsüchtigen eigennützigen Plane. Aber er kam wieder, wie die Sonne, die am Abend groß und ruhig in den Schoß einer Gewitterwolke hinabsinkt, und des Morgens mit neuer Herrlichkeit wieder am geheiterten Himmel heraufbricht. Mitten unter den Seinen stand er so, als sie ihn nicht mehr erwarteten, und sein Friede war mit ihm. Vor den Richterstühlen,

worauf seine Mörder saßen, schallte wie Donner am heitern Mittags-Himmel das Zeugniß seiner Boten: er ist auferstanden, und nach weniger als vierzig Jahren brach er unerkannt den Tempel ab.

Er ist aufgenommen von den Menschen zu Gott. Laßt uns in den Glauben an das, was er that, den Glauben an das verflechten, was er verhieß: er wird wieder kommen.

Die Stimme, die bei seiner Geburt, Ehre sey Gott in der Höhe, sang, die Stimme, die aus seinem Grabe rief: er ist auferstanden sie tönet noch einmal hinter seinem triumphierenden, Heimgange her: dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wieder kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.

Schon frühe erwartete man, daß er an der Spitze vieler tausend Heiligen aus den Wolken hervorbrechen, und die zwölf Geschlechter Israels wieder aufrichten würde. Wenn er nichts anders gemeint hätte, als was diese erwarteten, so hätte er sie freilich für seinen Hingang nur mit süßen Hoffnungen getäuscht. Aber laßt es euch nicht irren, auch wenn ihn seine Vertrautesten nur so verstanden hätten! Mehr als einmal in seinem Leben erschien er in der Stunde nicht, in der man sein am gewissesten wartete.

Seit er aufgenommen ist, geht noch alles unter der Sonne in der Christenwelt und ausser ihr, wie es kann und mag. Neben der Weisheit keimt die Thorheit auf; mit dem Glauben kämpfet der Unglaube unversöhnlich um Leben oder Tod; die Liebe erstirbt im frostigen Hauche der Eigensucht. Dem Zerstörer schreitet ein Säemann durch die Bahn, und dem Säemann wieder ein Zerstörer, wie jeden sein Weg führt. Alles begegnet und durchkreuzt und umschlingt sich, wie es der Zufall zusammenbringt, und scheidet sich wieder nach natürlichen Gesetzen. Der billigste Beurtheiler der Menschheit sieht überall nur die alten Thorheiten in neuem Gewande, immer die nämlichen Gebrechen an andern Krücken, und vor den Augen des schärfern oder ängstlichern schwinden Religion und Edelsinn, und Christus-Geist im Wirken, Dulden und Hoffen schnell und furchtbar dahin, sieht es aus, als ob Christus zum zweiten Mal aus dem Lande der Lebendigen sollte weggetilgt werden. Laßt euch auch das nicht befremden! So wird das Schauspiel sich nicht enden; so wird der Mißlaut nicht verhallen. Er wird wieder kommen. Mehr als einmal in seinem Leben stand er unter ihnen, wenn sie ihn nicht mehr erwarteten.

Zwar ganze Geschlechter sind schon hingesunken in den Staub. Auch ihr werdet zu euern Vätern entschlummern, und noch manche weinende Tugend ungetröstet, und noch manchen frevelnden Uebermuth

ungedemüthigt zurücklassen. Und noch lange kann über euern Gräbern die Tugend weinen, und der Frevel triumphieren. Laßt es euch nicht irren! Er wird wieder kommen, und euch aufwecken, als Zeugen seines Tages und seiner Vergeltung.

Aber hört ihr sie wieder die alte freudenleere Stimme von Corinth herüber, die Auferstehung der Todten seye nichts? Auch das müsse euch nicht irre machen. Wenn er einmal da war, — (und war ers nicht?) — wenn er mit Gotteskraft aus Galiläa nach Jerusalem hervorbrach, und aus Jerusalem durch das Grab nach Galiläa zurückkehrte, wenn er vom Himmel auf die Erde trat, und von der Erde in den Himmel aufgenommen ward, so wird er wieder kommen. Wenn er angefangen hat, so wird er auch vollenden. O es liegt noch so manche heiß und fromm geweinte Thräne in dem Sande, die noch zu keiner Freudenerndte aufkeimt; es hat so mancher Kampf schon ausgeblutet, den noch kein Sieg gekrönt hat; es schwebt noch so manches Gebet über den Wolken, das noch auf seine Erhörung wartet, so manche Frage unter den Wolken, die noch keine Antwort hat; es schlummert noch so manche Hoffnung in dem Grabe, die noch zu keiner Erfüllung aufgeweckt ist. Er wird wieder kommen, und auferwecken und richten, und heimführen, und alles vollenden. Amen.

Predigt

am zweiten Christtage 1799.

über Luc. 1, 46 — 55.

Wir preisen dich Vater im Himmel für den unaussprechlichen Segen, den du uns durch die Sendung deines Sohnes bereitet hast, — für das Wort des Lebens, das er uns verkündet, — für die Kraft zur Tugend, die sein Verehrer empfindet, — für den Trost im Leiden, und die Ruhe am Grabe, und für die Hoffnung einer unsterblichen Zukunft. O daß der Dank für deine Wohlthat alle Herzen durchströmen, das Vertrauen zu dir alle bekümmerten Herzen trösten und aufrichten, und die Liebe zu Jesu Christo und seiner Religion alle irdisch Gesinnten bessern und dem Himmel heiligen möge! Laß auch uns durch die Feier dieser Tage, und durch dein Wort in dieser Stunde näher mit deiner Weisheit und Güte bekannt werden, und inniger mit dir vereint, und

edler

edler an Gesinnung und seliger in Hoffnung. Wir beten um den Geist der Andacht. V. U.

Text: Luc. 1, 46 — 55.

Werfet, christliche Zuhörer, einen Blick in das menschliche Leben, und einen Blick in euer Herz, und in euer Leben, und ihr findet überall die menschliche Brust gedehnt von Wünschen und Hoffnungen, und gespannt in Erwartungen, und das Auge weilt forschend und sinnend an der nahen oder fernen Scheidewand, die ihm das Wahrscheinliche der Zukunft von dem Ungewissen trennt, und nimmt die Schatten des Gegenwärtigen, die an ihr sich abwerfen, für durchscheinende Bilder des Zukünftigen, das jenseits liegt, und deutet sie, und irrt sich.

Heftet euern Blick auf den Schauplatz menschlicher Schicksale, und ihr findet wohl der Veränderungen und der mannigfaltigsten Abwechslungen genug, Uebergänge vom Schlimmen zum Guten, vom Guten zum Bessern, und nicht selten scheinbare Rückfälle vom Besten zum Schlimmsten. Jede neue Sonne findet das Thun und Treiben und Freude und Leid der Sterblichen anders, als sie es gestern verließ, und kein Auge schaut und harret vergeblich in die dämmernde Zukunft hinaus. Nah oder ferne hat sie etwas für jeden, nicht selten was er wünschte und hoffte, sehr oft etwas anders, und doch wenn er nur auf den Wegen der Pflicht ihm entgegen geht, allemal etwas besseres.

Etwas besseres; — so tröstet uns der heilige Glaube, daß ein weiser, guter und heiliger Vater über den Wolken für das Wohl seiner Kinder sorge, und über alle Zukunft hinaus, in welche sich unser Blick immer tiefer und tiefer senkt, noch eine Zukunft habe, und eine Ruhe seinem Volk, an welche kein sterbliches Auge reicht. Etwas besseres; — so erkennts das beschämte Herz in schnellen oder langsamen Entwicklungen der Dinge oft hienieden schon, — so wirds das Herz, das unerfreut und ungetröstet die Erde verließ, in der Ewigkeit erfahren.

In einem großen Theil dieser Bemerkungen findet sich die Erfahrung der Person wieder, deren Gebet und Lobgesang wir in unserm Texte vernahmen. Lasset uns bei dem Inhalt desselben an dem Gedanken weilen:

Gott läßt seine Verehrer oft etwas anders erfahren, als sie erwarteten, aber allemal etwas besseres.

Wenn es weiser Plan der Gottheit ist, daß das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch durch stete Thätigkeit und Erfahrungen seiner Reife und Vollkommenheit und seinem Segen entgegen gehen soll, daß es und er wirksam bleiben soll für deutlich erkannte, und leise geahndete, und nie erkannte und nie geahndete Zwecke der Gottheit, daß

es und er oft nur in tiefen jammervollen Leiden sich zu seiner Verbesserung läutern, und die erste frohe Erndte seiner Thränensaat denen, die nachkommen, überlassen muß, — wenn das weiser Plan der Gottheit ist, so ist es auch wohlthätige Fürsorge des Vaters, daß er die Brust seiner Kinder der Hoffnung öffnete, und den nie befriedigten Blick von der Gegenwart in die Zukunft richtete, und in die Gegenwart leise oder laute Winke der Zukunft zerstreut, wenn sie auch nicht verstanden werden, und daß auch der Glücklichste noch immer etwas zu wünschen, und der Unglücklichste noch immer etwas zu hoffen hat, und daß am Grab, wo alle Fäden unserer irdischen Hoffnungen sich unter die Erde verlieren, ein neuer sich anknüpft, der in die Ewigkeit hinüber weiset.

Solche auf eine bessere Zukunft deutende Winke ließ der Ewige lange vor der Erscheinung des Mannes hergehen, der sein Volk Israel für seine Leiden trösten, und die blutenden Wunden der Menschheit heilen, und das Sehnen und Schmachten des menschlichen Herzens einstweilen beruhigen und endlich befriedigen und erfüllen sollte. Solch ein Wink wurde noch nahe vor seiner Geburt dem Weibe gegeben, die seine Mutter werden sollte, und sie knüpfte an ihn zwei Hoffnungen an, von denen ihr keine erfüllt ward.

Aus der Wurzel Jesse und von dem königlichen Stamme Davids, vor dessen Wipfel sich ehrfurchts-

voll die Völker beugten, zog sich noch eine Ranke auf der Erde fort, zu welcher die Mutter Jesu gehörte, und schon vor seiner Geburt war der neue König, auf den Israel hoffte, in seiner herabgesunkenen Familie verachtet und unwerth.

Jetzt ward ihr die Botschaft: Du wirst Mutter eines Sohnes werden, dem wird Gott den Stuhl seines Vaters David geben, und er wird ein König seyn über das Haus Jakobs ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende seyn. Ahndet ihr den kühnen Gedanken, der in der forschenden Seele nach und nach Platz gewann? Versteht ihr den Lobgesang: Meine Seele preiset den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Helfers, denn er hat seine Verehrerin im Staube nicht vergessen. Von nun an preisen mich selig alle Kindes Kinder, denn er stoßet die Gewaltigen vom Thron und erhebet die Niedrigen. — Von nun an preisen mich selig alle Kindes-Kinder! — Aber ihr kennet sie schon die erste Seligpreisung, die ihr aus dem Munde eines erfahrenen und frommen, und mit den Wegen der Vorsehung vertrauten Greisen zu Theil ward: Dein Sohn wird gesetzt zum Fallen und zum Aufstehen für Viele in Israel, aber ein Schwerdt wird in deine Seele dringen. Und wahrlich als der Verheißene und Er-

schienene noch nach langen dreißig Jahren zu den Seinen kam, und keine Aufnahme fand, und arm und von Vielen verachtet und verkannt und verfolgt von einer undankbaren Stadt seines Vaterlandes in die andere zog, da priesen sie noch Wenige selig. Und als er ein Aergerniß seiner Nation mit einem Körper voll offener Wunden, voller Schmerzen und Krankheiten am Kreuze hieng, und mit einem Körper voll ausgebluteter Wunden kalt und todt im Grabe lag, als es das Losungswort seiner Vertrautesten und Glaubigsten war: Wir hofften er sollte Israel erlösen, da pries sie Niemand mehr selig, und eine der Hoffnungen schien dahingeschwunden auf ewig.

Noch mancher Mutter schwellt bei dem Anblick hoffnungsvoller Kinder der ahndende Busen. Noch manches Vater- und Mutterherz findet seine Schmerzen und Sorgen in dem Glücke eines Kindes, und noch mehr in seiner Weisheit und Tugend, in seiner gemeinnützigen Thätigkeit bereits belohnt; sie erblicken in ihm die Ehre ihres Namens, den Trost und die Freude ihres dämmernden Alters, das Denkmal ihrer Rechtschaffenheit und weisen Erziehung, wenn sie nicht mehr da sind. Aber laßt Jahre kommen, und Jahre schwinden, so fallen ihre Thränen auf sein frühes Grab; ihr dämmerndes Alter hat keinen Abendstern, und es preiset sie Niemand mehr selig.

Mancher Edle mit einer Seele voll Kraft, mit

einem Herzen voll warmer Gefühle und heißer drängender Triebe und Gelübde für Menschenwohl, arbeitet ein langes Leben hindurch, und nicht ohne Sorgen, für Wahrheit, Gottesfurcht und Tugend, für Glück und Wohlseyn und Freude und Frieden seiner Brüder. Zürnet ihm nicht, wenn er auch ein Mensch ist. Brechet seiner Tugend und Menschenliebe den Stab nicht, wenn er einst von seiner unverdroßenen Thätigkeit auch Glück und Segen für sich und die Seinen, und Ehre und ein dankbares Andenken erwartete. — Oder brechet den Stab mit einer Hand, wenn ihr die andere in den eigenen Busen legen könnt. Aber Undank der Menschen ist sein Lohn, und Undank des Schicksals sein Theil; er hat reich gemacht, und ist arm; es hat zu Ehren gebracht, und ist verachtet; er hat getröstet, und weint; er hat den Wittwen Häuser gebaut, und läßt den Seinigen keines zurück; und von denen, die den innern Frieden des Gerechten an goldenen Stäben messen, und seine Schwankungen an den Wetterfahnen der Ehre beobachten, preiset ihn Niemand selig. Denn Gott läßt seine Verehrer oft etwas anders erfahren, als sie erwarteten.

Aber unser Text enthält noch eine schönere ausgedehntere und edlere Hoffnung Mit der königlichen Familie Davids war auch sein Volk tief herabgesunken in Knechtschaft und Elend; der Thron und der Pallast waren zerbrochen; kümmerlich und schwankend stand noch der Tempel und Altar. Jerusalem

war von den Heiden zertreten, und von ihnen war auch der neue König, der auch zu ihrem Troste erschien, schon vor der Geburt in seiner unterjochten Nation verachtet und unwerth.»

Und jetzt die verheißende, tröstende Ankündigung: Diesem wird Gott den Thron seines Vaters David geben, und er wird ein König seyn über das Haus Jakob, und seines Königthums wird kein Ende werden. Ahndet ihr, was die fromme, Gott vertrauende Israelitin hoffte? Versteht ihr den Lobgesang: Gott denket seiner Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel wieder auf, wie er geredet hat zu unsern Vätern? Sie erwartete die schnelle Rückkehr glücklicher Zeiten für ihr niedergetretenes Volk. Sie sah schon den anbrechenden Tag, von dem die Lippen der Propheten ertönen: Jehova wird wieder bei seinem Volke wohnen, und das Land wird voll Erkenntniß und Furcht des Herrn seyn; Gerechtigkeit und Friede werden sich küssen, und Heiden werden in deinem Lichte, Jerusalem, wandeln, und Könige in dem Glanze, der über dir aufgeht. Aber noch irret der Diener Gottes Israel, ein geduldeter und verachteter Fremdling, ohne Thron und ohne Altar und ohne Heimath auf der Erde herum, und ruft seinem Gott, und er antwortet ihm nicht, wird von ihm gerufen, und er

kennet die Stimme seines Herrn nicht mehr. So schwand ihr auch die zweite Hoffnung hin, und noch über ihrem Grab ward Jerusalem zerstört.

So freuet sich oft ein edler Bürger seines Vaterlandes über das steigende Wohl desselben, und über den aufkeimenden Segen der Weisheit und Tugend in ihm, wünscht in ferne Jahre hinaus zu leben, um die schöne reife Erndte noch zu erblicken, und muß vielleicht in einer nahen Gegenwart schon sehen, wie eine schöne vielversprechende Blüthe nach der andern sich wieder zuschließt auf lange Zeit, und sieht es mit trauerndem Herzen.

Manches edle menschenfreundliche Herz faßt und hält in seinen Gefühlen Wünsche und Hoffnungen für die ganze Menschheit fest. Es muß zum Bessern gehn, so sagt es sich. Diese Morgenröthe der Aufklärung, diese Milderung der Sitten, diese weisere Erziehungslehre muß Segen bringen, und es muß in den Jahren eines Menschenlebens bemerkbar werden. Aber wenn du ausgelebt und ausgehofft hast, armer traurender Menschenfreund, so stehen vielleicht die Götzen der Eitelkeit, des Geizes, der Wollust, vor denen du einst deine Brüder knieen sahst, alle noch, nur gefälliger geschmückt, und die Fesseln des Irrthums und Aberglaubens sind noch nicht zerbrochen, und wo sie zerbrochen sind, streckt sich vielleicht die freie Hand nach einem Frevel aus.

Tief trauert oft der treue Verehrer Jesu Christi und seiner Religion, daß das Christenthum so langsam sich ausbreite, daß es an manchem Ort, wo es hinkam, wenig Segen brächte, daß man in dem Schooße der christlichen Kirche den lebendigen Glauben an Gott und Jesus, den frommen Dank für seine Wohlthaten, den kindlichen Tugendsinn Jesu Christi, die himmlische Liebe und ihren Himmelsfrieden, die Standhaftigkeit des leidenden Christen, und den siegenden Trost der unsterblichen Erlösung so mühsam suche und so sparsam finde, und noch täglich beten muß: zu uns komme dein Reich! Er hofft und läßt am Grabe seine Hoffnung einer glücklichen Nachwelt zurück, wie er sie von seinen frommen Vätern empfangen hat.

Der Edelste und Würdigste und Treueste wünscht und hoffet nicht bloß; er wirkt durch Rath und durch That, und durch stilles Beispiel für Vaterlandswohl und Menschenveredlung, und Religion und Tugend. Aber es gelingt nicht alles. Denn Gott läßt seine Verehrer oft etwas anders erfahren, als sie erwarteten.

Wir legen die Hand auf die Brust, und schauen tief von der Erde zum Himmel auf, und fühlen: Gott täuscht die Erwartungen nicht, wozu uns seine Verheißung und die Vorbereitung der Zukunft, die in der Gegenwart liegt, berechtigen konnte. Wir erwarteten so bestimmt, so an diesem Ort, und zu

dieser Stunde, und auf diese Weise, was wir so zu erwarten nicht berechtiget waren; wir hofften, was die himmlische Weisheit und Heiligkeit und Güte hier nicht, oder noch nicht, und so nicht, oder gar nicht gewähren kann, und wir täuschten uns selbst. Wir sind mit den heiligen und verborgenen Gesetzen der göttlichen Weltregierung, die im bittern Kelche Heilung reicht, und im Bösen stille das Gute wirkt, und das Gute durch langsames Zunehmen zur schönern Reife bringt, und alles Hoffen tröstet, und alles Warten vergütet, noch nicht vertraut genug, und der Vertrauteste noch nicht bekannt genug. Oder wer hat des Herrn Sinn erkannt, und wer ist sein Rathgeber gewesen? Diese Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes, wer hat sie erschöpft? Diese unbegreiflichen Gerichte und diese unerforschlichen Wege, wer hat sie bis in die Ewigkeit verfolgt, nnd ist zurückgekommen und hat es uns verkündet?

Ach unsere Wünsche streifen fast alle zu nahe an der Erde hin! Unsere Hoffnungen liegen in einem zu engen Kreise beisammen, seyen es eines Menschen Monden oder eines Erdballs Jahre! Wir wünschen und hoffen und warten und meinen; — aber wir meinen, wie dort ein Jünger des Herrn, nicht was göttlich sondern was menschlich ist.

Gott läßt seine Verehrer oft etwas anderes erfah-

ren, als sie hofften; aber er bereitet in dem Traurigen, das sie nicht erwarteten, etwas besseres, das sie noch weniger erwarten. Sehet wieder nach der Geschichte unsers Textes zurück. Noch liegt Davids irdischer Königsthron in seinem Staube, noch irren Jakobs Kinder, geduldete und mißhandelte Fremdlinge in der Verwaisung herum; und doch war er da und ist wieder weg gegangen, von dem die Seinen aus dem Munde eines Engels den Trost nahmen: er wird sein Volk erlösen. Aber in Dürftigkeit geboren, an unbesuchter Stätte fromm und arm erzogen, drei Jahre lang im anmaßungslosen Gewande der niedrigen Menschlichkeit verkannt, vom Schmerz der Wunden getödtet, und bis in den Tod mit Verhöhnung gemartert, ist er seinem Volk und allen, die ihn hören und ihm vertrauen wollen, ein Lehrer der Wahrheit, ein Befreier von der Knechtschaft der Feinde und des Todes geworden, und Gott hat ihn von den Todten erwecket und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel, daher er kann selig machen alle, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar und sorget für sie. — So groß und göttlich hat der Ewige die menschlich verstandene Ankündigung ausgedeutet, und mehr gethan, als ein armes Menschenherz bitten und denken und verstehen konnte.

Laßt auch uns dem Gott vertrauen, der so in menschliche Worte und Zeichen den Sinn himmli-

scher Wohlthaten verbirgt. Und wenn auch unser Blick lange seiner Hoffnung entgegen harren muß, oder frühe in traurige Gegenwart zurückgeschreckt wird, laßt uns in dem heiligen Glauben, daß Gott in dem Schlimmern das Bessere bereite, uns trösten, und in seiner Weisheit unser Zagen, in seiner Güte unsern Kummer, und in seiner Heiligkeit unser sinnliches Sehnen beruhigen.

Wir wollen in seinen Wegen gehen und auf ihn hoffen; er wirds wohl machen!

Laßt uns ihm treu bleiben unser Leben lang, und für Religion und Tugend und Menschenwohl im Vertrauen auf Gott leben, und wirken und dulden, zufrieden mit der Seligpreisung Jesu: Selig sind die Sanftmüthigen, und die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, und die reines Herzens sind, und die Friedfertigen und Barmherzigen. Der Segen der Tugend und Menschenliebe täuscht auf Erden und im Himmel nicht. Erkennet und benutzet die mannichfaltigen Segnungen eures himmlischen Vaters, der sich seinen Kindern auch hienieden nicht verläugnet. Vergleichet die Wohlthaten, die ihr vergeblich erwartetet, mit denen, die euch unerwartet erfreuten. Sie sind vergütend, oder doch tröstend. Und wenn ihr einst auch mit einem Herzen voll unbefriedigter Wünsche die Erde verlassen müßtet, und euer letzter Blick auf sie ein Blick voll Thränen wäre, richtet

alsdann mit dem Bewußtseyn der Unsterblichkeit euer Auge zum nahen Himmel auf, der eure Thränen trockn t, und eure Wunden heilet, und alle trocknen und heilen wird. Auch dort wird euren seligen Geist ein anderes Reich Gottes und des Himmels, und ein anderer Aufschluß der heiligen Führung überraschen, als euer reinster Verstand und euere glücklichste Einbildungskraft es denken und dichten kann. Auch dort etwas anders, aber etwas besseres! Amen.

Predigt

am zweiten Christtage 1801

über Luc. 1, 46 — 55.

Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes. Vater unsers Herrn Jesu Christi, so drückt sich der Dank des frommen Herzens vor dir aus, wenn wir an den Segen gedenken, den dein Sohn uns vom Himmel brachte, und noch mehr, wenn wir ihn erfahren und verstehen, in der Seligkeit des Glaubens an dich, in der Kraft, womit er den guten Willen bis zur Vollendung eines heiligen Lebens unterstützt, in dem steigenden Trost, womit er uns durch jedes Leiden dieser Tage dem großen Ziele näher führt, das nur Freuden und keine Leiden mehr hat. Du aller Menschen Vater und Freund, gib uns allen diesen Glauben und diese Erfahrung. Auf den Wegen, die deiner Weisheit bekannt, und deiner Allmacht offen sind, sende Jedem,

was er bedarf, in der bangen Nacht des Irrens und Zweifelns dein erfreuliches Licht, in den Versuchungen der Sünde einen warnenden Engel, in dem Kampfe der Tugend einen ermunternden, und in den bangen Leiden, die so schwer auf manchem Herzen liegen, einen tröstenden. Laß uns auch heute an der Betrachtung deines Wortes die Erhörung unsers Gebetes finden. Unser Herz weihet sich der Andacht in einem stillen V. U.

Text: Luc. 1, 46 — 55.

So ward nicht nur von Engelserscheinungen und Lobgesängen, sondern auch mit frommer menschlicher Lippen Dank der Besuch des Himmlischen unter den Sterblichen angekündiget und gefeiert, als Gott seinen Sohn zum Erlöser der Menschen sendete; und wie viel werther müssen uns diese menschlichen als alle himmlischen Lobgesänge seyn! Wir verstehen sie, und können sie nachsprechen und mitempfinden, und unsere eigenen nennen. Aus einem Herzen geflossen, das wie das unsrige fühlte, finden sie in dem unsrigen Eingang und Heimath. Sie drücken unsere Erfahrungen und unsere Gefühle aus, und thun uns wohl, weil sie menschliche Erfahrungen und Gefühle ausdrücken. So betet und dankt in unserm Text die Andacht des Weibes, deren mütterlichen Liebe und Pflege die Vorsehung die Kindheit unsers Erlösers anvertraute. Meine Seele erhebet den Herrn; und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. —

Denn er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und deß Name heilig ist. Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für, bei denen die ihn fürchten. — Er hebet die Niedrigen empor, und erquicket die Elenden mit seinen Gütern.

Wie viel Ursache haben auch wir, meine Freunde, in unserm ganzen Leben, und jetzt vorzüglich wo wir das Andenken der Tage feiern, in denen uns Gott mit Christo alles gab, wie viel Ursache haben wir zu sprechen: der Herr hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und deß Name heilig ist! Und wie getröstet darf auch noch der Gedrückteste und Kummervollste unter uns den Lobgesang der Glücklichen mit dem dankbaren Bekenntniß verherrlichen: Seine Barmherzigkeit währet für und für bei denen die ihn fürchten.

Wir weilen in gegenwärtiger Stunde an dieser Stelle unsers Textes. Möge sich daran unser Herz zur dankbaren Liebe Gottes, zur freudigen Erfüllung seiner väterlichen Absichten, und zum Trost in den Leiden unserer Prüfungstage ermuntern.

Der Herr hat großes an mir gethan, so betet Maria in einem eigenen Sinne; aber schwerlich ist Jemand unter uns, der nicht in irgend einem

nem Sinne, auch nur im Andenken an besondere irdische Schicksale, das Nämliche sagen könnte, dem nicht das dankbare Herz die Erinnerung an eine große Wohlthat zuzuführen wüßte, die ihm Gottes Vaterhand auf seine Bitte und ohne sie entgegenbot, oder die Erinnerung an ein großes Leiden, von dem sie ihn, vielleicht früher als ers erwartete, vielleicht noch als ers nimmer erwartete, erlöset hat, oder die Erinnerung an eine bange Gefahr, auf deren langem schmalen Rande sie ihn sicher hinüber führte. Der Herr hat großes an dir gethan. Und wenn wir an die wunderbaren Wege gedenken, auf denen uns oft seine Hülfe erschien, oder an die unscheinbaren Mittel, mit denen er das bewirkte, was uns selbst für die gepriesensten und bewährtesten zu schwer schien, mögen wir alsdann nicht gerne unsere menschliche Kurzsichtigkeit und Ohnmacht anerkennen, und dankbar hinzusetzen: der da allmächtig ist! Doch auch dasjenige Leben, und diejenigen Theile eines jeden Lebens, die der auffallenden Erfahrungen und schnellen Veränderungen, und des Ausgezeichneten überall am wenigsten bieten, sind darum nicht die ärmsten an Proben der göttlichen Güte und Allmacht. Und das Große und Bewunderungswürdige in unsern Schicksalen ist nicht das Seltenste, sondern eben darum das Uebersehene und Verachtete, weil es das Gewöhnlichste ist, weil es mit der Sonne jedes Morgens und mit den Sternen jedes Abends, mit den Blüthen jedes Frühlings und mit den Früchten jedes Sommers wieder-

kehre, und allemal vor dem Bedürfniß und vor dem Wunsche darnach schon da ist, und unerschöpft eines langen vielbedürftigen Lebens Erfordernisse bis zum letzten, dem Leichentuch ins Grab, aushält. Und der große Segen, der aus tausend offenen und verborgenen Quellen von der Sonne herab und aus der Erde herauf und aus Menschen Hand und Mund und Herz, und wo wir gehen und weilen, uns umfließt, ist darum nicht des letzten Dankes werth, weil er uns mit Vielen und auf des Schicksals festgehaltener Wage ungleich getheilt ist, sondern des größten, wenn dein bescheidener Theil, da wo so viele bitten und erwarten, fordern und nehmen, dir doch zureicht, und unter den viel Tausend-tausenden, die Gottes Güte nährt und kleidet, und schützt und erfreut, du nie vergessen warst, und wenn die Frage jedes Morgens: was werden wir essen, was werden wir trinken? mit der Sättigung jedes Abends beantwortet und beschämt ist. Oder an wem thut Gott größers, an den Glücklichen, (so nennen wir sie), denen er der Erde Güter für einen langen Lebensgenuß und darüber hinaus in den Schooß legte, oder an denen, die nicht nur nackt aus Mutterleibe, sondern nackt und arm aus der Eltern Hütte in ein Leben voll Bedürfnisse hinaustraten, und die er doch täglich, und bis beide am Grabe zusammen kommen, und leer hinab steigen, nährte und kleidete? An wem Größeres, an dem, der von seiner Hand geleitet, und geschützt durch Länder und durch den Sturm der Meere einem unbekannten Glücke

entgegen gieng, oder an dem, der nahe an der heimischen Hütte fand, was jenen unter einem fremden Himmel erwartete? An dem, den er aus großen Nöthen rettete, oder an dem, den er vor großen Nöthen bewahrte? An dem, der zu einer schweren Last des Lebens Muth und Kraft in abgemessenen Verhältnissen empfieng, oder an dem, der mit wenig Kraft eine leichte Bürde an das Grab trägt?

Doch wir denken hier nur an irdische Bedürfnisse und Wünsche. Gott hat großes an uns gethan, der allmächtig ist; — er thut noch größeres, deß Name heilig ist. Denn was suchen wir auf dieser Erde? Zu welchem Ziele treiben wir uns, jeder auf seinem eigenen Weg und alle im ewigen Kreis von Freude und Leid, durch Suchen und Finden und Verlieren, durch Genuß und Sättigung und neue Bedürfnisse? Und was haben wir errungen, wenn der König das seidene Gewand und der Bettler das härene vor dem Sterbebette zum letztenmal auszieht? Der Weiseste ist an der großen vollgeschriebenen Tafel der Natur und Erfahrungen ein Leben lang forschend gestanden, und hat am Ende desselben noch keinen Aufschluß. Der Betriebsamste hat an Gold und Silber ein Leben lang glücklich gesammelt, und ist am Ende desselben noch nicht reich. Dem Sinnlichsten schwebte der Becher der Freuden ein Leben lang an der Lippe, und er ward ihm immer fader und bitterer. In uns lebt ein

Geist, der zwischen den Bedürfnissen und Thorheiten, zwischen den Thronen und Leichensteinen dieser Erde sein Heimwesen und sein Erbtheil nicht anerkennt, und es lieber nirgends hat, wenn ers nicht über den Sternen des Himmels suchen darf. Aber auch für ihn hat Gott gesorgt, der Vater der Geister, gütig und heilig in seinen Absichten, tröstend und vergütend für das, was auf der Erde noch drückt und wehe thut.

Gütig und heilig in seinen Absichten. Denn wir sind, so hat er uns durch Christum gelehrt, nicht für diese Erde, ein zweckloses Spiel ihrer Veränderungen ohne Regel da, sondern zur Vorbereitung in Glaube, Liebe und Hoffnung für ein besseres Daseyn, wie die Pflanze, die noch im Spätjahre keimt, nicht für die Stürme des Winters aufgieng, aber von ihnen gestärkt für die Blüthe einer mildern Jahrszeit.

Sollten wir auch die Wohlthat dieser Belehrung und die Seligkeit dieses Glaubens, darum weil wir sie ohne ängstliches Suchen wohlfeilen Preises erhalten, für gering, und weil wir sie nie entbehrten, für entbehrlich halten können? Nein! Wenn wir in den Wohlthaten, die uns an unserm Weg zum Grabe erfreuen, eines liebenden Vaters Nähe erkennen, wenn uns im Glauben an sie und in der Liebe zu ihm diese Fremdlingschaft der Erde freundlicher, und die Zukunft heiterer wird, es ist nicht unsere Weis-

heit, sondern die Anerkennung eines gegebenen Worts. Und wenn unser Geist nach allen Befriedigungen, die ihm die Erde geben kann, doch noch ein unbefriedigtes Sehnen fühlt, in höhere Welten aufschaut, und dort sein Ziel erblickt und nach ihm zu ringen wagt, es ist darum, weil wirs wissen und anerkennen, nicht unsere Weisheit; diese hohe Aussicht hat uns der eröffnet, der von dorther kam, um Leben und unvergängliches Wesen an das Licht zu bringen. — Stark im Glauben an das Unsichtbare den Kampf mit dem Sichtbaren zu bestehen, und auszuführen, an den Leiden und Freuden dieses Lebens einen frommen Sinn zu üben, zu bewahren und für die reinen Freuden des Himmels zu läutern, Gottes Beifall und des eigenen Herzens Frieden höher zu schätzen, als Gold und Würden und Freudenkränze, die bald verwelken: diese Weisheit und den Muth dazu, und die Kraft zum Muth, das Vertrauen wenn die Kraft zu sinken droht, und die Erhörung, die das Vertrauen krönt, wir verdankens alles dem, der uns verbürgt hat, daß wir der Erde nicht angehören, und dem Glauben daran, daß wir ihr nicht angehören. — Und wenn sie uns das Letzte aufthut, was sie für uns übrig hat, ihren Schooß, und der unsterbliche Gast auf ihr thränenlos und ruhig von ihr scheidet, und das einzige Himmlische und Eigene, was er auf ihr zurückläßt, frommer Freunde Herz und Liebe, auf bessern Sternen wieder erwartet, so bietet er sterbend nur seines Erlösers Worte nach: Vater, meinen Geist über-

gebe ich in deine Hände; und seines Apostels Worte: Der Tod ist verschlungen in den Sieg; Tod wo ist dein Stachel, und Hölle wo ist dein Sieg?

So hat Gott Großes an uns gethan, deß Name heilig ist.

Aber laßt uns von der hohen Aussicht die noch ferne ist, den Blick wieder auf die Erde herabziehen, der wir noch nahe sind. Nicht nur gütig und heilig erscheint der Vater der Menschen in dem Aufschluß, den er uns durch Christum für unsere letzte Bestimmung gibt; er begegnet uns in seinem Sohne tröstend und vergütend auch für das, was hier noch drückt und wehe thut. Ach, dicht am Rande des stillen heitern Tages lagern sich oft die Wolken für den nächtlichen Sturm. Nicht nur auf die unweise, oft auch auf die besonnene Freude lauert im nahen Hinterhalte der Schmerz; und zwischen den Glücklichen, die sich unter der Sonne freuen, ist doch auch manches Auge von Thränen roth, und in manchem Herzen blutet eine verborgene Wunde. Aber Gottes Barmherzigkeit hat noch kein Ende bei denen, die ihn fürchten, er hebet die Niedrigen empor und füllt die Schmachtenden mit seinen Gütern. So betet Maria, und ihr Sohn hat nach dreißig Jahren und auf der Himmel Thron das tröstende Amen dazu ausgesprochen. Schon in den Tagen seines ir-

dischen Lebens weilte er mit Hülfe und Trost gerne um die, die mühselig und beladenen Herzens waren, und erschien freundlich und milde in den Hütten des Elendes, an denen die Pharisäer seiner Zeit stolz und betend vorübergiengen, ward selbst in allen Dingen seinen Brüdern gleich, um sie zum Vertrauen auf seine Barmherzigkeit einzuladen, und macht durch sein Evangelium bis auf diese Stunde die Worte des Lobgesangs und seine eigenen wahr: Was erniedrigt ist, wird Gott erhöhen; und: selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Gott ist aller Menschen Freund und Vater, und verkennt in der bestäubten Hütte, und im kümmerlichen Gewande, im Herzen voll Narben und Wunden des Schicksals, sein Kind und seines Himmels Erben nicht. — Er bereitet den Glücklichen durch die Prüfungen der guten Tage, und den Unglücklichen durch die schweren Prüfungen der bösen zu einer Vollendung vor, und fragt die, welche beides erfahren haben, wann sie seine Nähe inniger fühlten, die Spuren seiner Weisheit und Güte deutlicher erkannten, den Segen der Religion lebhafter empfanden, weiser und besser waren, und mit festerm Blick an dem Himmel hiengen. Zwischen den Lobgesängen der Fröhlichen, die ihn preisen, verschmäht Gott das Seufzen der Unglücklichen nicht, die ihn anflehen. Nicht das Gebet, das in den schönsten Worten tönt, sondern das aus dem lautersten Herzen kommt, ist ihm das angenehmste. Aber oft —

(wir wissen nicht, was wir bitten, aber er kann überschwenglich thun, über alles was wir bitten und verstehen) — oft ist Versagen unsers Wunsches die Probe seiner Vatergüte, die wir in der Willfahrung erwarteten, und der Trost, womit das Gebet das kindliche Herz des Dulders stärkt, seliger als die Erhörung. Und es ist noch eine Ruhe zurück dem Volke Gottes, und ein Tag der Vergeltung, wo nicht eure Namen und Würden und Schätze, sondern euer Herz und eure Thaten in des Richters Wage liegen, wo jede fromme Thräne, und jedes fromme Gebet, dessen Erhörung er euch schuldig blieb, vergolten wird, und alle ausgeweinten Leiden dieser Erde nur in süßer getrösteter Erinnerung durch eure Seele gehen werden Auch diese Tröstungen dankt das bekümmerte Herz dem Evangelium, das uns Jesus brachte, und so währet Gottes Barmherzigkeit für und für, bei denen die ihn fürchten. So erhebet er die Niedrigen und sättiget die Schmachtenden mit seinen Gütern.

O es liegt viel Trost in dieser Ausgleichung des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren, und des Zukünftigen mit dem Gegenwärtigen, für die welche das Schicksal arm und leer ließ, und viele Weisheit und Warnung für die, welche die Erde mit ihren Gütern füllte.

Laßt uns alle ringen nach dem Beifall des einen Freundes im Himmel, dem Beifall Gottes,

der aller Menschen verlorene oder entbehrte Gunst vergüten kann. Laßt uns die Ehre der Kindschaft Gottes und eines göttlichen Lebens suchen und bewahren; sie macht auch den Niedrigsten hoher Achtung werth, und erhöhet die Würden noch, die um den Purpur und auf Kronen schweben. Laßt uns sammeln am Reichthum guter Thaten; er allein begleitet euch in die Ewigkeit, wenn der irdische am Grabe zurückbleibt. In jede heiße Wunde, die das Schicksal euerm Herzen schlug, fließe heilend oder lindernd der Balsam der Religion, und sie bewahre euch vor den Wunden des Gewissens, die bis in die Ewigkeit offen bleiben. Unsern Dank für sie und für das Große, was Gott durch Christum an uns gethan hat, und für die Barmherzigkeit, die kein Ende hat an denen die ihn fürchten, mögen ihn nicht nur schöne Worte heucheln, sondern ein frommes Herz und ein christliches Leben bewähren! Im Glauben ohne Wanken, im Eifer guter Thaten, im weisen Gebrauch und in der ruhigen Entbehrung dessen, was vergänglich ist, im ungebeugten Muth, wenn der härteste Sturm der Erde an dir vorübergeht, erhebe deine Seele den Herrn; und wenn über dem Körper das Grab sich schließt, und vor dem Geist die Ewigkeit offen steht, so freue sich dein Geist Gottes deines Heilandes. Amen.

Predigt

am zweiten Christtage 1803

über Luc. 1, 46 — 55.

Gott, wenn wir alle Wohlthaten, mit denen deine väterliche Liebe uns besucht, dankbar erkennen, und würdig genießen wollten, wie viel freudiger könnten wir seyn! Wie viel heiliger, wenn wir deine weisen Absichten dabei verständen! Du willst dem dankbaren Herzen deine Gebote leicht und lieb machen. Wie viel ruhiger, wenn wir dir vertrauten! Du hast die Freuden und die Thränen unsres irdischen Daseyns für eine bessere Zukunft weise gemischt. So glauben wir deinem Sohn, den du uns zum freundlichen Ausleger deiner Rathschlüsse gegeben hast. So finden wirs durch die Erfahrungen seines Lebens bewährt. Unser Dank für seine Sendung verherrliche sich in unsrer Anhänglichkeit an ihn und seine Religion, in unsrem Glauben

an dich, in unsrer Tugend, in unsrer Hoffnung. Möge sie auch heute durch die Betrachtung deines Wortes an uns befestiget werden. V. U.

Text: Luc. 1, 46 — 55.

Es sind schöne, es sind heilige Gefühle und Gesinnungen des Herzens, die in dem Lobgesang einer bescheidenen Verehrerin Gottes in unserm Texte laut werden; und die Pflege und Erziehung des Kindes, das unter ihrer Aufsicht an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott bis zum Wohlthäter und Retter des menschlichen Geschlechtes heranreifen sollte, ward von der Vorsehung treuen Händen und einem guten Herzen anvertraut.

Unverstimmt durch manches Leiden, das sie mit ihrem unglücklichen Volke theilte, und in ihrer Armuth und Niedrigkeit besonders schon mochte erfahren haben, erkennt und schätzt sie die Größe ihres Glücks: „der Herr hat Großes an mir gethan, der allmächtig ist.“ Dankbar und mit den würdigsten Gefühlen erkennt sie in ihm den Geber aller guten Gaben, und preiset ihn in freudigen Bekenntnissen: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes.“ Und eben dieser dankbare Aufblick zum Himmel bewahrt sie bei dem hohen Vorzug, der ihr zu Theil ward, vor dem vermessenen Dün-

kel eigenen Verdienstes: „Gott hat die Niedrigkeit seiner Verehrerin angesehen.“

So betete Maria, so freute sie sich ihrer schönen Zukunft entgegen. Aber

— auch sie war Adams Kind,
froh in der Gegenwart und für die Zukunft blind,
und ihre Freude ward der Anfang langer Schmerzen.

O, wenn sie es geahndet hätte, was für nahe Leiden auf den Liebling warteten, der unter ihrem Herzen lag, wenn ihr Geist in die nächsten dreißig Jahre hinaus geschaut hätte, und in das letzte blutige, das ihm ein Kreuz aufrichtete, und ein Grab bereitete, — hätte sie wohl damals schon beten können: „Von nun an preisen mich selig alle Kindes Kinder?“ — Und wenn sie es verstanden hätte, wie wenig das Reich ihres Sohnes ein Reich von dieser Welt seyn konnte, wenn sie ihn gesehen hätte, in seinem schönen ewigen Reich der Wahrheit, der Tugend und des Himmels, groß und selig in dem Glauben, in der Liebe und in der Seligkeit seiner Verehrer, hätte sie dann nichts besseres zu sagen gewußt, als: „Gott stößt die Mächtigen vom Throne, und erhebt die Niedrigen?“ Und wenn sie es geahndet hätte, daß einst noch der Schutthaufen von Jerusalem ihr Grab bedecken, und ihr Volk noch Jahrtausende lang ohne Thron und Tempel und Messias auf

der weiten Erde ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht im Elende herumirren würde, hätte sie dann wohl ihren Lobgesang in dem patriotischen Aufschwung ihrer Gefühle endigen können: „Gott hilft seinem Diener Israel auf, und rechtfertiget die Erwartungen unserer Väter?" —

So falsch deutet oft menschliche Kurzsichtigkeit auch bei dem besten Herzen die unzweideutige Gegenwart und die unsichern Zeichen der Zukunft aus.

Es lehre uns unser Text, wie wir von Gott Wohlthaten annehmen müssen, und die nämliche Gesinnung der Dankbarkeit und Demuth, mit welcher der religiöse Mensch sie annimmt, lehre uns auch die Leiden und den Schmerz getäuschter Hoffnungen tragen, die so oft im Geleite der göttlichen Wohlthaten sind.

Der weise Mensch und Verehrer Gottes erkennt, daß er, sey es auch unter mancherlei Ungemach, doch Gutes und des Guten viel genieße. So Maria, wenn sie mit einem Blick ihr Leben und ihre Erfahrungen überschaut. „Der Herr hat grosses an mir gethan, der allmächtig ist, und des Name heilig ist." Wie können wir den Frieden und die Freuden genießen, die uns der Himmel gönnt, und den Vater der Freude im

Himmel dafür preisen, wenn wir nicht einmal erkennen, wie viel Segen die Natur uns bietet und jeder scheidende Tag zurückläßt, und jeder kommende uns mitbringt, und die hohe Ewigkeit uns aufbewahrt! Und die sind doch so leicht in Gefahr es zu übersehen und zu vergessen, denen die Sonne des Glücks immer lacht; und auch die sind leicht in Gefahr es zu vergessen, denen sie nicht immer lacht. Jene, o sie gewöhnen sich so leicht an das Gute, das sie immer hatten, und ohne Mühe haben, und nie entbehren, — vergessen so bald, daß alles auch anders seyn könnte, als es ist, — gründen so gerne auf die Freuden des heutigen Tags und auf seine schöne Abendröthe einen Anspruch auf die Freuden des kommenden, und glauben, wenn er ihnen in seiner milden Klarheit aufgeht, es geschehe nur, was sich von selbst versteht, und wissen das Glück ihrer guten Tage nicht zu wägen und zu schätzen, weil sie keine Thränen und keine schlaflosen Nächte und keine vereitelten Hoffnungen in die andere Wagschale zu legen haben. — Und die, denen es nicht immer wohl ist, — hättet ihr noch nie gesehen, noch nicht an euch selber es bemerkt, wie gerne und leicht sich das menschliche Herz von der schönen und erfreulichen Seite seines Schicksals zur traurigen wendet, wie gleichgültig der Mensch gegen das werden kann, was er hat, nur weil ihm noch etwas fehlt; wie kalt gegen das bessere, das ihm bleibt, nur weil ihm etwas entbehrliches entrissen wurde?

Nicht so der besonnene Verehrer Gottes. Er sieht und erkennt das Gute überall, genießt es mit Weisheit und freut sich seiner, trägt geduldig seinen Antheil an dem allgemeinen Loos der Menschheit. Sie kämpft mit Gebrechlichkeit und Unbestand, und er eignet sich das Gute desto inniger an, was ihm zum Trost dafür gegeben ist. Er ist vielleicht arm, desto höher schätzt er den Werth der Gesundheit und Kräfte, die ihn nicht darben lassen; — vielleicht schwächlich und krank, desto dankbarer erkennt er seine Lage, wenn es ihm an den äußern Bequemlichkeiten des Lebens, ihm und den Seinigen am täglichen Brod doch nicht fehlt; — er ist vielleicht von Vielen verkannt, sein Name wird unter den Gepriesenen im Volk nicht genannt, aber er ist glücklich im Besitze der Freunde, die ihn kennen, die sein Herz verstehen, mit ihm weinen und fröhlich sind. Der Tod hat ihm schon theure Gefährten des Lebens, schöne Hoffnungen der Zukunft ins Grab gelegt, milder und ruhiger weint er die Thränen ihres Andenkens in den Schooß derer, die ihm übrig sind, und freut sich ihrer Liebe. Sein Herz hat der Sorgen und Beklemmniße des Lebens viel, die Religion dessen, den Maria gebar, hat für alle Trost. Die Erde hat der Leiden viel, die Ewigkeit bereitet ihm der Freuden mehr. — O es ist viel Schönes und Erfreuliches in das Schicksal unserer Tage verwebt, wer nur Sinn und ein Herz hat es zu fühlen; und noch unter den Dornen harren Blumen, wer sie sehen will; und noch

zwischen den Gewitterwolken schimmern Sterne, wer den Muth hat hinauf zu schauen.

* *

Der dankbare Verehrer Gottes freut sich aber nicht nur des Guten, das ihm zum Loose seines Daseyns in die Zeit und in die Ewigkeit mitgegeben ist; er blickt auch mit den Empfindungen eines gerührten Herzens zu dem freundlichen Geber auf. So die fromme Israelitin in unserm Texte: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilands." Nicht so wie ihr werden uns die göttlichen Wohlthaten durch Engel angekündet, und durch einen Aufwand von himmlischen Wundern ausgeführt. Ewig verborgen erfreuet und segnet, unterstützt und tröstet uns die liebende Vaterhand nur durch Natur und durch Menschen, — durch Sonnenschein und Regen, durch die Blüthen des Frühlings und durch die Früchte des Sommers, durch die nährende Kraft der einen und durch die heilenden Säfte der andern, durch Eltern, Lehrer, Regenten, oft durch Fremde, an die wir keinen Anspruch haben, noch öfter durch Freundes Hand und Wort und Blick. Es ist so wahr, daß der Ewige und Unsichtbare die größten Wohlthaten uns nur durch Menschen unsre Brüder mittheilt, daß selbst der Erlöser unseres Geschlechts und Stifter unserer Seligkeit in menschlicher Gestalt die Erde besuchen mußte, um in diesem vertrauten Gewande uns heimischer und

lieber

lieber zu werden. „Es ist ein Gott," sagt Paulus, „und einer trat zwischen Gott und Menschen in die Mitte, nämlich der Mensch Christus Jesus." Aber eben darum bleibt der kurzsichtige Sohn der Erde so gerne und leicht bei dem Nächsten stehen, nimmt das Gute aus der nächsten Hand oft gegen diese schon mit Undank, und vergißt den Aufblick dorthin, woher alle gute Gabe und alle vollkommene kommt.

So nicht der dankbare Verehrer Gottes. Seinem Herzen ist überall Gott in seinen Wohlthaten nahe. In dem Segen, den ihm die Natur aus tausend Quellen bietet, betet er die ewige Allmacht und Liebe an, die nicht müde wird zu erfreuen und zu erquicken. In der verborgenen Leitung und Verkettung der Schicksale, durch Kräfte der Natur und durch Menschen Wort und That, verehrt er die ordnende Weisheit, die da, wo wir nur Verwirrung sehen, keinen Faden verliert, und Jedem zu seiner Zeit und an seinem Ort und in seinem Maße werden läßt, was zu seinem Frieden dient. Von guten Menschen geliebt und beglückt schaut er zum Himmel auf und spricht: Du Vater bist es, der dem Menschen so viele Kräfte und Mittel zum Wohlthun, der dem Herzen des Freundes diese Liebe, und dem tröstenden Auge diese Thränen gab. Durch die Religion Jesu erleuchtet, für die Tugend gewonnen und gestärkt, zu unsterblichen Hoffnun-

gen erheben, preis't er den Herrn und freuet sich Gottes seines Heilandes.

Schön verklärt sich auch in dem dankbaren Aufsehen zum Himmel die Demuth des Verehrers Gottes. „Gott hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen," so betet Maria. Wir könnten viel gutes genießen, des Gebers gedenken und doch als ein erworbenes Recht es ansehen. So macht der Mensch oft Ansprüche an den Menschen, nimmt mit der einen Hand ohne Dank, und fordert ungenügsammit der andern noch mehr, rechnet selbst mit seinem Schicksal eine vermessene Rechnung, und findet es, wenn es allen seinen Wünschen entgegenkommt, höchstens gerecht. O du, in dessen Hand von Ewigkeit bereitet unser Schicksal liegt, du wärest nicht mehr als gerecht gegen dein Geschöpf von Erde, nicht gütig, nicht erbarmend, wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt? Wer gab mir, so fragt sich der bescheidene Verehrer Gottes, diese Fröhlichkeit des Geistes, oder diese Kräfte des Körpers, oder diese Gelegenheiten und Mittel, mir das zu erwerben, was Verdienst unter Menschen heißt? Wer begleitet mein schwaches Wirken mit seinem sichtbaren Segen? Wer belohnt der Frommen Willen mit der Freude des Gelingens einer guten That? Wer hat mich vor vielen meiner Brüder beglückt, die auch Menschen sind? Habe ich es durch meine Thorheiten und Fehler errungen, die ich kenne und

die ich nicht erkenne? Bedarf er meiner, und meiner Verehrung zu seiner Seligkeit, meines schwachen Arms zum Kleinsten oder Größten, daß am Himmel eine Sonne aufgehe, oder auf der Erde eine Thräne trockne? Mit welcher Tugend habe ich das Erbtheil meiner Unsterblichkeit und ihrer Freuden verdient, und mit welchem Danke vergelte ich sie? So fragt er sich, und betet: „Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan hast," und bekennt sichs mit inniger Rührung, daß jedes Glück und jede Freude seines Lebens rein und frei und unverdient nur Wohlthat seines Vaters im Himmel sey.

So sey unsere Gesinnung, und sie helfe uns auch die unvermeidlichen Leiden tragen und bewahre uns vor dem Schmerz getäuschter Hoffnungen, die so gerne im Geleite der göttlichen Wohlthaten sind.

Laßt uns nicht vergessen, daß wir Menschen sind, und die Erde unsre Wohnstätte, und daß auf ihr Freude und Schmerz sich überall und brüderlich die Hände bieten, — dann am wenigsten es vergessen, wann wir am glücklichsten sind. Maria konnte es im Uebermaß der Freude einen Augenblick übersehen, konnte sich um drei und dreißig Jahre zu frühe eine glückliche Mutter nennen, wenn sie sagte: „Von nun an preisen mich selig alle Kindes Kinder." Sie vergaß es, daß der,

der unter ihrem Herzen lag auch eines Menschen Sohn war, wie er sich selber so oft und so gerne nannte. Als sie nach wenig Wochen sich nicht einmal mit einer freundlichen Aufnahme zur Geburt in Bethlehem erfreut sah, als sie ihn auf dem halben Weg von Nazareth nach Jerusalem einen ängstlichen Tag lang vermißte und vergeblich suchte, als er, ihres nahenden Alters einziger Trost, an einem Kreuze blutete, und sein Haupt in den Tod neigte, ach damals pries sie wohl Niemand selig.

Gottes Wohlthaten, und die guten Stunden, die uns durch sie zu Theil werden, sind oft zugleich Vorbereitungen, Stärkungen für die Leiden, die zur Prüfung unseres Vertrauens, zur Läuterung unserer Tugend, zur Bewahrung unseres Sinnes für höhere Hoffnungen nöthig sind. Und wem viel gegeben ist, der kann viel verlieren; wem etwas Großes gegeben ist, kann etwas Großes verlieren; und was wir werther schätzen und inniger lieben, ängstlicher wird unsere Sorge, tiefer unser Schmerz, wenn wir es mit Gefahr oder Leiden umgeben sehen. Wer kann seinem Schicksal ruhig entgegen sehen, und es aufnehmen ohne Murren und tragen in fester Brust? Wer für die Wohlthaten, die ihm der Himmel gleichwohl noch gönnt, für die Tröstungen, die er ihm neben die Leiden legte, einen offenen Sinn auch behaltet, und die böse Stunde mit dem Andenken an die gute zu versüßen weiß. Wer in seinem Schicksal die weise

Leitung eines Gottes erkennt, der inwendig im Herzen, wie auffen in der Natur, durch Sturm und Sonnenschein Wohlthaten beweiset. Er kennt die rechten Freudenstunden, und weiß wohl was uns nützlich sey. —

Laßt uns auch nicht vergessen, daß Gottes Wohlthaten, selbst die irdischen auf höhere Zwecke als auf Befriedigung eines irdischen Sinnes berechnet sind, der nie kann befriediget werden. Dies übersah einen Augenblick die Betende in unserm Text: „Gott stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen." Das that Gott durch Christum nicht, der in Knechtsgestalt umher gieng, und gehorsam war, und zum Erlöser seiner Brüder von der Sünde geweiht das Urtheil des Todes von einem Menschen annahm. Aber welche schöne Wahrheit tauschte sie bald gegen einen glänzenden Irrthum ein, wenn sie sah, wie der Sohn Davids Mühselige und Beladene um sich versammelte, um sie zu erquicken, wie er Unwissende erleuchtete, Schwankende in der Tugend befestigte, Sünder besserte, Betrübte tröstete, und den Blick der Sterbenden von der Erde zum Himmel richtete! Und wie viel seliger war sie selber in der nahen Theilnehmung an diesen Wohlthaten, als an der Seite eines vergänglichen Thrones zu Jerusalem!

O mögen auch wir die Wohlthaten, die uns Gott durch unser Schicksal ankündigt und mittheilt,

mehr mit einem geistigen als mit einem irdischen Sinn annehmen und benutzen, Gottes weise Absicht in ihnen verstehen, und den dauerhaftesten Segen ihnen abgewinnen. Die Freuden des Lebens rauschen dahin, und das Leben mit ihnen, — das Gold zerrinnt, der Purpur bleicht; — und unbefriediget durch sie, und arm noch mitten in ihrem Ueberfluß, steht er da der unsterbliche Geist des Menschen und schaut in die Ewigkeit. Ihn nähre die Liebe und das Vertrauen zu Gott, wenn er uns mit seinen Gaben besucht; ihn erfreue und heilige das Gefühl der verborgenen Nähe Gottes in seinen Wohlthaten; sein Schatz und Reichthum sey das Bewußtseyn und der Segen vieler guten Thaten, und ein edler tugendhafter Sinn, der sich in jeder veränderlichen Lage des Lebens übt und befestiget, und für eine höhere Bestimmung läutert. Mag alsdann manches eitle Hoffen vergeblich auf seine Erfüllung warten, und manches schöne Traumbild, das uns eine Zeitlang freundlich anlächelte, wieder zerfließen und die Erde mit allen ihren Freuden und Leiden an uns vorübergehen!

Was wir in uns selber tragen,
Was wir gut's verrichtet hatten,
Bleibt uns für die Ewigkeit,
Wenn die Zeit den Schein und Schatten
Jedes andern Glücks zerstreut.

Selbst, wenn in edler, menschenfreundlicher Brust, die Liebe und Freude, und das Vertrauen

zu Gott in schönen Wünschen und nahen Hoffnungen für Vaterland und Menschheit aufstrahlen, — es ist schön und groß, aber laßt uns auch dann nicht vergessen, daß Gottes Gedänken nicht unsere Gedanken, und unsere Zeitmaße nicht die seinigen sind. Die frohe Tochter Davids übersah es einen Augenblick in unserm Texte, wenn sie spricht: „Gott hilft seinem Diener Israel auf, und rechtfertiget die Erwartung unserer Väter." — Aber noch kniet er trostlos und vergeblich harrend von einem Jahrhundert zum andern, an den Ruinen seines Thrones und seines Tempels, der Diener Israel; und noch manche Verheißung seiner Propheten, und noch manche Erwartung seiner Väter steht aus, und auch von ihrem Tag und von ihrer Stunde weiß Niemand.

Gehen nicht oft auch ähnliche Wünsche und Hoffnungen durch unsere Seele, und ähnliche Täuschungen an unsern Augen vorüber? Was erwarten wir oft nicht von günstigen Veränderungen in der Weltgeschichte und von dem merkwürdigen Zusammentreffen der Umstände, von der Rückkehr des Friedens nach einem blutigen Krieg, von großer edler Menschen gemeinschaftlichen Bemühungen für die Aufklärung, für Religion und Tugend, für Menschenveredlung und Beglückung! Wir wandeln schon unter den Blüthen einer schönen Zukunft, und freuen uns auf das nahe Reifen ihrer Früchte.

Wir freuen uns und hoffen, bis wieder ein Augenblick zerstört, was Jahre gebaut haben, bis wieder ein blutiger Krieg die aufsteigenden Paradiese des Friedens verwüstet, bis der Unglaube aus den Ketten des Aberglaubens Pfeile schmiedet, bis Thorheiten und Laster, gefährlicher als vorher, sich in das gefällige Gewand der Tugenden kleiden; und das Reich Gottes, das Gerechtigkeit, Friede und Freude ist, kommt noch lange nicht. Laßt uns nicht muthlos werden an unsern Erfahrungen. Der große Gang der Menschheit zu ihrem erhabenen Ziele ist von einem guten Auge beobachtet, das weiter als das unsrige schaut, und von einer festen Hand geleitet, die mächtiger als die unsrige wirkt. Aber wir leben Monden lang, und er lebt und wirkt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir wünschen, unseres kurzen Tages uns bewußt, heute noch zu sehen, was erst morgen gedeihen kann. Aber um uns einen schönen Anblick noch zu gewähren, ehe unser Abend niedersinkt, übereilt er den ruhigen Gang der Dinge zu ihrer Vollendung und Festigkeit nicht, und greift nicht hemmend und störend in das Streben und Wirken freier Kräfte ein. Laßt uns — (o es ist schöner als müßiges Wünschen und Harren) — laßt uns mit menschenfreundlichem Herzen und mit unverdrossener Hand wirksam seyn für Vaterlands- und Menschenwohl, Thränen trocknen, Gebrechen heilen, Irrende zurecht weisen, der Tugend Freunde gewinnen, dem Frevel in den Weg treten, Verdienste ehren, aufmuntern

durch eigenes Beispiel und That. — Wir legen ein Saatkorn vielleicht für eine späte Zukunft in die Erde und gehen auch in die Erde, und vertrauen uns und die Zukunft dem an, der vor uns war, und ewig ist. Einst wenn uns seine Stimme wieder ruft, werden wir zu einem schönen Erndtetag erwachen, und eine schöne Vollendung dessen erblicken, was wir hier im schwankenden Anfang verließen, und werden keine Fragen und keine Wünsche mehr übrig haben. Amen.

Predigt

am zweiten Christtage 1804.

über Luc. 2, 15 — 20.

Wir danken dir, Vater unsers Herrn Jesu Christi, für die Sendung deines Sohnes und für allen Segen, womit er seine Brüder auf Erden besucht hat, für seine Lehre, für seine Thaten, für seine Verheißungen, für den milden Trost der Unsterblichkeit, mit welchem er uns die Schrecken des Todes umhüllt hat. Ach daß wir so leben könnten wie er, so jede Stunde des kurzen Lebens für den großen Zweck des Lebens benutzen, und mit solchem Glauben an dich unserm Schicksal hier und unserer Bestimmung dort entgegen gehen! Vater wir beten zu dir um seinen Geist, — er leite uns in der Wahrheit, er stärke uns zu guten Gesinnungen und Thaten, und heilige uns zu den Freuden deines Reichs, zu welchem wir berufen sind. Auch die Andacht dieser Stunde erleuchte, bessere, beruhige uns. A. U.

Text. Luc. 2, 15 — 20.

Die Freude, mit welcher die Hirten in unserm Evangelium das Kind zu Bethlehem begrüßten, und die Verwunderung und Hoffnungen, die sie durch die Nachricht dessen, was sie gesehen hatten, verbreiteten, sind ein Beitrag mehr zu einer allgemeinen Erfahrung, welche uns die evangelischen Nachrichten übereinstimmend mittheilen. Der Säugling an dürftiger Stätte fand überall, wo seine Geburt bekannt wurde, Glaube, und die Verheißungen in deren Geleite sich die Kunde von ihm ausbreitete, fanden Zutrauen. Die in der Finsterniß waren, erblickten ein helles Licht, und die da saßen im Ort und Schatten des Todes, denen giengen die Sterne eines schönen Morgens auf. — Selbst Fremdlinge aus unbekannter Ferne wechselten bald mit den Hirten an der Wiege dieses Wunderkindes, und theilten die Freuden eines Volkes, das sein Gott heimgesucht hat. Selbst Herodes glaubte und zitterte auf seinem schwankenden Throne, und waffnete eine ohnmächtige Hand gegen Gott und gegen einen Säugling. Merkwürdige Erscheinung! Es war noch ein schwaches ruhig schlummerndes Menschenkind auf der Mutterschooß, dessen Name solche Hoffnungen und solche Schrecken verbreitete.

Die erste Frage konnte seyn: Wird er leben? — die zweite: Wird er, wenn er lebt, alle diese Erwartungen erfüllen, und

alle offenen und geheimen Wunden unsers Herzens finden und heilen können? — Welche schwere Leiden und Prüfungen können noch über uns gehen, bis er an Geist und Körper zum kraftvollen Manne gereift, die Hand anlegen kann an sein großes Werk? war die dritte, — Und: Werden wir es erleben, die wir jetzt hoffen und uns freuen? war die vierte und wohl für Manchen die bedenklichste. Allen diesen großen und zum Theil wohlverzeihlichen Bedenklichkeiten waren damals die Gemüther verschlossen, und man glaubte.

Aber als er nach dreißig Jahren in einer stillen Hütte zu Nazareth an Geist und Körper gereift hervortrat, ein Mann, und mit einem Herzen voll Liebe, mit einem Geiste voll Kraft, jetzt mit gegenwärtiger Hülfe unter den Seinen stand, und retten und selig machen, und die Hoffnungen erfüllen wollte, da glaubte man ihm nicht mehr. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Selbst in seiner Vaterstadt unter seinen Bekannten und Gefreundten mußte er die oft wiederholte und bestätigte Erfahrung machen, daß ein Prophet in seinem Vaterlande keinen Glauben finde. Bei seiner Taufe am Jordan, bei seinen Wundern am Meere, bei seiner Predigt auf dem Berge, besuchten ihn keine Weisen aus Morgenland mehr. Und als ihn Herodes zum letzten Male sah — (es war, als ob er dem Sohn in

seiner Knechtsgestalt und Demuth noch einmal an den Augen vorbei gehen sollte, um ihn zu überzeugen, wie thöricht die Furcht seines Vaters gewesen sey) — da spottete sein der Vierfürst und Freigeist. Und so starb er wieder eines Todes, den man ihm bei seiner Geburt nicht geweissagt hatte; nicht einmal von allen seines Volks gekannt, von wenigen geschätzt, von den wenigsten mit einem Herzen voll Ergebenheit und Treue geliebt und beweint.

Laßt uns den Gründen dieser merkwürdigen Erscheinung nachdenken! Sie wird uns Gelegenheit geben, nicht unbedeutende Blicke in das menschliche Herz zu thun. Möge die Betrachtung fremder Fehler uns zur Weisheit führen, und ein kindliches Vertrauen zu Gott, und weise Benutzung seiner Führungen und Wohlthaten die Frucht unserer Andacht seyn.

Warum fand des Menschen Sohn während seines ganzen Lebens gerade damals die freudigste Aufnahme, als die Zeit seines Wirkens und Segens noch am entferntesten war?

Wir wollen nicht davon reden, daß die Gemüther der Menschen im Ganzen wie im Einzelnen unter dem Einfluß nicht zu berechnender äußerer Umstände für das Gute und seine Bedingungen, unter denen es zu erhalten ist, für Trost und Freude zu

einer Zeit empfänglicher seyn können, als zu einer andern, und daß die Menschen, die Jesum in Bethlehem besuchten, und die ihn nach dreißig Jahren in Jerusalem wieder fanden, nicht mehr die nämlichen waren. Die Erscheinung, mit welcher wir uns beschäftigen, hat inwendig in dem Herzen des Menschen selbst noch andere Gründe. Unser Geist lebt mit seinen Wünschen, Hoffnungen und Vorsätzen gern, und oft lieber, in der Zukunft als in der Gegenwart. Der Unglücklichste hofft von den kommenden Tagen noch etwas, um was ihn alle vorigen täuschten, und der Glücklichste hat doch auch noch etwas zu wünschen und zu hoffen übrig. Der Thätigste verspart noch ein Geschäft auf den andern Morgen und auf eine bessere Zeit, und der versunkenste Träge will auch noch thätig werden. Der Gewerbsamste sieht einem günstigern Zusammentreffen der Umstände in der Zukunft entgegen, unter welchen er den Wohlstand seines Hauses noch fester zu gründen gedenkt, und der sinnloseste Verschwender will auch noch erwerben. Der Tugendhafteste will noch reiner und edler an Gesinnungen, und reicher an guten Thaten werden, und freut sich seiner künftigen Vollendung entgegen, und der Sünder will sich auch noch bessern.

Rechnet dieses Hinblicken in die Ferne, dieses Sehnen nach dem Unbekannten und Ungewissen, dieses Aufwallen des Herzens im Glauben an eine schönere Zukunft, rechnet es nicht zu den Verkehrt-

heiten unsers Geschlechts. Es ist einer der wohlthätigsten und berechnetsten Triebe, den uns die Vorsehung zu diesem Drang und Druck der Umstände, zu dieser vielfachen Mühe, zu diesen zahllosen Verbindungen des Lebens und zu dieser Nähe des Grabes in unser Wesen und in unsere Gefühle verflocht, und er kann mit der frommen Benutzung der Gegenwart weise gepaart, der wirksamste Antrieb zum Guten und hocherhebend zu dem Gefühl einer edeln Bestimmung und Würde des Menschen seyn.

Was ist dieses Sehnen und Hoffen und Ahnden in dem unruhigen Herzen? An ihm hält die Vorsehung den Sterblichen und seinen Muth aufrecht am Tage der bösen Zeit; es ist der Ersatz zu den mancherlei Entbehrungen, der Trost zu den unvermeidlichen Leiden des Lebens, bis wir würdig sind zu besitzen, und fähig zu genießen, was alle guten Wünsche erfüllt. Es kann besser werden, sagt sich auch der Leichtsinnigste Es muß anders werden, sagt sich auch der Weiseste, der mit forschendem Auge den Gang der menschlichen Schicksale begleitet, und auch er ergreift gern den Halm der Hoffnung. Der Gott, der hinter den Wolken der Erde die Lichter des Himmels führt, und aus dem Schoß der Nacht zu rechter Zeit die Morgenröthe ruft, und in der verschlossenen Erde die Keime des nahen Frühlings bewahrt und vorbereitet, der wird auch, wenn die Stunde kommt, die ängstliche Verwicklung dieser Schicksale lösen, und mir Ruhe und Freude wieder

gewähren, nach dem Kampf und selbst aus meinen Leiden Wohlthat bereiten: so denkt, wer an eine leitende Vorsehung glaubt, und gerne durch einen religiösen Sinn seine Hoffnungen befestigt und veredelt. So blickte jetzt der niedergedrückte Israelite an der Wiege des Sohnes Mariä über die Ruinen seines eingesunkenen Throns, und über seine Altäre voll Blut und ohne Trost, hinweg in die Tage seiner nahen Erlösung. —

Unser Erstes und unser Letztes auf dieser Erde hängt an einem unsichtbaren Faden zusammen. Keine Stunde des Lebens ist ein geschlossenes Ganze. Die Folge der vorigen reichen in sie hinüber, und sie bereitet wieder das Loos der kommenden vor. Alles berühret und umschlingt und setzt sich fort. Jeder Tag ist ein Tag der Erndte und der Aussaat, und überall begleitet unser Schicksal mehr oder minder merklich unsre Thaten. Was ist dieses Sehnen und Ahnden und Hoffen der Zukunft im unruhigen Herzen? Es ist die große immer gespannte Triebfeder zu einer besonnenen Thätigkeit, die im Unglück nicht erlahmen, und im Glück nicht erschlaffen soll. Nur der Gedanke an die Vergangenheit gibt Weisheit, und nur der Glaube an die Zukunft Entschluß und Muth zur Thätigkeit und zum Eingreifen an unserm Ort in das große Streben und Wirken aller Kräfte des Weltalls.

Wir freuen uns so oft, bis an die Nähe des Grabes, (und nie sind wir ferne davon), auf eine

bessere

bessere Zukunft, und fragen uns nicht, ob wir sie auch erreichen werden. Wir hoffen und arbeiten im stillen Vertrauen, der eine als Vater und Freund, der andere als Bürger, der dritte als Gottes Verehrer, der vierte als Mensch für eine Nachwelt, die uns nicht mehr kennt und vielleicht nicht danken wird. Solche Gefühle wallten in der Brust des redlichen Israeliten, als Christus geboren ward. Keiner freute sich für sich. Jeder freute sich für alle, und der Greis an dem einen Rande des Lebens für den Säugling an dem andern. So betete ein betagter Priester: Gelobet sey der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlös't sein Volk, daß wir befreit aus der Hand unsrer Feinde ihm dieneten ohne Furcht unser Leben lang; — und noch näher an seinem Grabe ein Prophet: Herr nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast, ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zur Verherrlichung deines Volkes Israel. Was ist dieses Hoffen auf die Zukunft in der erweiterten offenen Brust? — Es ist, mögen wir ihn verstehen und rechtfertigen, der Ausdruck einer edlen Natur Der Mensch gieng, nicht ein engherziges, selbstsüchtiges Geschöpf, aus der Hand seines Schöpfers. Er gab uns ein Herz, das des Schönen und Guten sich freuen, und dazu mitwirken kann, auch wenn es selbst keinen näheren Gewinn davon hat, — ein

Herz, das im fremden Wohl den Schmerz der eigenen Wunden vergessen, und eine Welt und eine Menschheit mit Liebe und Wohlwollen umfassen kann.

Je mehr sich unsere Kräfte entwickeln, desto weiter in das Unbegränzte geht unser Streben. Je mehr wir an gemeinen Gütern des Lebens und an edlen des Herzens gewonnen haben, desto ärmer und unvollkommener fühlen wir uns. Je rascher wir unser Ziel verfolgen, desto höher entfernt es sich. Die Gegenwart genügt uns nie. An schönen und großen Bildern hängt das Auge des Jünglings, wenn er in das höhere Leben aufsteigt. Andere Aussichten öffnen sich dem Mann, wenn jene Bilder endlich ergriffen, oder längst verschwunden sind; und der Greis der auf der Erde nichts mehr zu suchen und zu erwarten hat, blickt zu den Sternen auf. Was ist dieses Hinblicken und Sehnen nach der Zukunft in dem unruhigen Herzen? Es ist der Ausdruck unserer hohen Bestimmung, das Vorbeuten unserer Unsterblichkeit. Die Erde hat unsere Befriedigung nicht. Ein anderer Ort und eine bessere Heimath bewahrt uns den Frieden und die Freuden und die Vollendung auf, die wir hier ein mühereiches Leben hinaus vergeblich suchen.

Wohl leben wir gerne mit unseren Wünschen, Hoffnungen und Vorsätzen in einer schönern Zukunft. Aber leicht, wenn sie da ist, benutzen wir sie nicht.

Warum fand des Menschen Sohn, als er noch in der Wiege schlummerte, bei seinem Volk eine so freudige, und als er nach dreißig Jahren auftrat, bei den Meisten nur eine kalte und wirkunglose, und bei Vielen gar keine Aufnahme mehr? Jeder fand in dem Säugling seinen Messias, wie er ihn dachte und wünschte. Nach dreißig Jahren mußte man ihn nehmen, wie er war. Mancher sah in ihm nur den künftigen siegreichen Helden, der das heilige Land von dem Joch und den Waffen der Römer befreien würde, und am Ende der glänzendsten Eroberungen den Sohn Davids in purpurnem Königsgewand, auf dem Throne seines Anherrn. — War es Wunder, wenn nach dreißig Jahren ihre Lobgesänge verhallten, und die Klage eines alten Propheten wieder laut wurde: Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt die uns gefallen hatte? Selbst manche, die von ihm mehr die Wiederherstellung und Veredlung des väterlichen Gottesdienstes und Gesetzes erwarteten, dachten doch nicht, daß er gekommen sey, um diesen Tempel abzubrechen und einen andern zu bauen; und mancher vielleicht, der von ihm Ruhe und Frieden des Herzens in einem Tempel erwartete, der nicht mit Menschenhänden gebaut ist, dachte nicht daran, von diesen lächelnden Lippen je den ernsten Zuruf zu hören: Will mir Jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir!

So irrt der Mensch, und täuscht sich selbst, und lähmt seine Kräfte für jetzt und künftig, wenn er eine Zukunft erwartet, zu der er nicht berechtigt ist, die ihm die Gegenwart unwerth macht, und selber nie kommt, — wenn er vermessen der Vorsehung vorgreift, nicht ihrer Leitung und ihren ewigen Gesetzen sich in Demuth unterwirft, und nicht das für das Beste haltet und benutzt, was sie gibt, — wenn er nach dreißig Jahren lieber ein reicher, als ein weiser und tugendhafter Mensch seyn möchte, — wenn er von der Zukunft Wohlstand ohne Fleiß, Achtung ohne Verdienst, Verdienst ohne Anstrengung, Tugend ohne Selbstverläugnung, oder Ruhe des Herzens ohne die Tugend erwartet. Sie kommt nie diese Zeit. In dem Morgenroth einer weiten Ferne sieht er seine goldenen Tage; aber je näher er ihm rückt, desto mehr verengt sich der Gesichtskreis, desto tiefer erblaßt ihr Rosenschimmer in die Farbe der gemeinen und werthlosen Gegenwart. Und so verschwinden unbenutzte Tage und Jahre. — So geht er mit dem Blick in die Ferne unbesorgt an den Ermunterungen und den Gelegenheiten vorüber, sich heute zu verschaffen, was er morgen erwartet; und das Letzte nach Allem kommt gewiß, das Grab.

Endlich, warum ward des Menschen Sohn freudiger bei seinem Eintritt in die Welt, als bei seinem Eintritt in das männliche thätige Leben aufgenommen? — Der Mensch ist ein zweiseitiges Geschöpf. Der Messias, der noch an der Brust der Mutter lag,

konnte gar Manchem viel willkommener seyn, als ein Messias, der sogleich sey es das irdische oder das himmlische Reich Gottes eröffnete. Mancher hatte noch viel mit den Heiden abzuthun, und noch viel an ihnen zu gewinnen; Mancher hatte auch noch viel zu sündigen. Und es ließ sich in dreißig Jahren noch viel verkehren und sündigen. Aber ein Geschäft verwickelte sich in das andere, eine Sünde gab zur andern Reiz und Hang und bösen Willen, während der Jüngling neben ihnen unbemerkt zunahm an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen; und als nach langer Zeit die Stimme am Jordan ausgieng: Thut Buße, das Himmelreich ist da! kam sie doch noch zu frühe.

So ist der Sterbliche. Alles Gute und das Beste hat seine Bedingungen, unter denen es zu erhalten ist; wir erkennen den Werth des ersten, und die Nothwendigkeit der andern. Wir wollen sie bringen die theuren Opfer; — nur jetzt nicht. Der Träge will seine Kräfte anstrengen, der Verschwender will sich einschränken, der Habsüchtige will auch noch Schätze sammeln, die nicht verrosten, der Sünder will auch noch in Geduld und guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; — nur jetzt nicht, nur in diesem Alter, in diesen Verhältnissen, unter diesen gegenwärtigen Umständen nicht. Armer Sterblicher, der du von Zeit und Umständen erwartest, was dann wie jetzt nur dein Muth und der ernste Wille im eigenen Herzen dir geben kann! Dich

loszureißen von den Banden, die dich gefangen halten, dein Herz der Weisheit und Tugend zu heiligen, wenn es dir heute zu mühsam und unangenehm scheint, es wird dir morgen nicht leichter werden; und die Versuchung, gegen welche du heute nicht kämpfest, o sie steht morgen wieder, nur größer und mächtiger, da.

O laßt uns, meine Freunde, bei diesem unaufhörlichen und unmerklichen und doch so wichtigen Hinüberschweben aus der Vergangenheit in die Zukunft, — laßt uns im Glauben an die Vorsehung unsre Erwartungen mäßigen, und im Vertrauen auf die ewige Güte sie beruhigen, nicht mit menschlicher Thorheit fordern, sondern mit Demuth erwarten, und mit Dankbarkeit annehmen, was Gott uns bereitet hat.

Wir warten jeder nach seinen Bedürfnissen oder nach seiner Laune auf eine bessere Zukunft. Vergebens! Die Zukunft wartet auf bessere Menschen. Laßt uns, einverstanden mit Gottes heiligen Absichten, der Gegenwart gebrauchen, daß wir weiser, frömmer, würdiger unsrer hohen Bestimmung und ihres Segens, der Zukunft entgegen gehen mögen. Auch die Gegenwart war einst Zukunft; dieser Tag und diese Stunde ist ein Theil der Zeit, von welcher einst der Jüngling höhere Kräfte und einen erweiterten Wirkungskreis, der Mann höhere Uebung und eine reifere Erfahrung, der Freund des Vater-

landes und der Menschheit den Frieden, und Jeder etwas erwartete, das er jetzt hat, und in welche er irgend einen guten Vorsatz, irgend ein frommes Gelübde verlegte, das noch auf seine Erfüllung wartet.

So laßt uns denn wahrnehmen des göttlichen Zurufs: Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils! und in dem erneuerten Andenken an die Liebe Gottes, die uns mit Christo alles gab, jetzt das irdische Herz durch fromme himmlische Gesinnungen heiligen, jetzt unsere frommen Gesinnungen in guten Thaten bewähren, und dann dieses Herz durch allen unbekannten Wechsel der Zukunft, unentweiht in dem Schooße des Glücks, ungebrochen in den Stürmen des Lebens, werth des Friedens, der nur über den Gräbern wohnt, dem Himmel entgegen tragen. Es wird alsdann kommen jenes bessere, das ihr erwartet. Es wird euch besuchen die Ruhe des Herzens und die Freude des göttlichen Lebens. Ihr werdet schöne Früchte eurer eigenen Thaten hier schon erndten, mit einem friedlichen Blick auf euer Tagwerk in das Grab gehen, und zu der schönsten Zukunft erwachen, wenn das Reich Gottes über euren Gräbern steht. Amen.

Predigt

am Feste der Erscheinung 1801

über Matth. 2, 1 — 12.

Wir leben hier im Lande der Fremdlingschaft, wo unser Geist sein Bestes nicht suchen soll, und nicht finden kann. Wir üben unsern Sinn und unsere Kraft und unsern Glauben an dem Tagewerk und an den Proben, die du uns, Vater, vorbereitend zu unserer höhern Bestimmung aufgegeben hast, und sehnen uns nach ihr und trösten uns ihrer. O bewahre unserer Seele in der Zerstreuung der Eitelkeit den frommen Gedanken an dich, das heilige Bewußtseyn unserer Pflicht, die Liebe zu ihr, und den freudigen Glauben an das, was in einer bessern Welt auf ihre Erfüllung wartet. Schärfe unsern Sinn, daß wir die allverbreiteten Winke für deine wohlthätigen Absichten bemerken und verstehen; und laß uns in der Reli-

gion deines Sohnes ferner unsere Weisheit, unseren Trost und unsere Bewahrung für den Himmel finden. B. U.

Text: Matth. 2, 1 — 12.

Mit vielen Dingen, von der Sonne herab bis in die Tiefen der Erde, und von fernen Meeren herüber bekannt, weiß oft der Mensch gerade das nicht, was ihm zunächst liegt, und was ihn zunächst angeht; ist arm an jener Weisheit, die rathend, fördernd, segnend in Leben und That, und in die edelste That — in Tugend übergeht; arm an Wahrheit und an Vertrauen auf Wahrheit, die allein dem Herzen Festigkeit ertheilt; und da, wo das festeste Herz zusammenschauert, arm an Trost. — Nicht durch des Ewigen Schuld. Er will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Und wer das, was dem innern lebendigen Menschen Bedürfniß ist, Weisheit, Hoffnung und Trost, aufrichtig, eifrig, mit Glauben an die Vorsehung suchet, der findets. — Und wo ers gefunden hat, unter welcher unscheinbaren Hülle, in welcher stillen unbemerkten Stunde, an welcher gemeinen tagtäglichen Erfahrung, er erkennts und ergreifts, und bewahrts, — und es bleibt nicht ohne Segen.

Diese Erfahrungen, sie sind in die evangelische Geschichte verflochten, an welcher heute unser An-

denken und unsere Aufmerksamkeit weilt. Laßt uns dieselbe aus diesem Gesichtspunkte betrachten, und Gottes Segen begleite unsere Andacht.

Als Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande, und sprachen: Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande. Wir wollens nicht ergründen, was es mit dem Wundergestirn für eine Bewandtniß habe, in dessen Erscheinung diese aufmerksamen Weisen einen Wink der Gottheit erkannten, nach Jerusalem zu gehen. Wir wollen nicht erforschen, durch was für ein zweites verschwiegenes Wunder allein sie erfahren konnten, was diese Erscheinung für sie zu bedeuten habe, und die verwischte, verlorene Spur nicht aufsuchen, auf welcher sie irgend Kunde von den Erwartungen und Hoffnungen der Israeliten, und von dem Einen aus ihnen erhalten konnten, in welchem allen Geschlechten der Erde Segen bereitet war.

Genug, sie kommen und fragen: wo ist der neugeborene König der Juden? — Aber eine Erscheinung auf Erden, für uns viel merkwürdiger, als die am Himmel. Im Mittelpunkt einer Nation, die schon Jahrhunderte lang mit gespannter Erwartung einem Erlöser entgegen sah,

— in ganz Jerusalem ists, als ob noch kein Mensch von seiner Geburt im nahen Bethlehem etwas wüßte. Schon hatte eine arme Hirtenfamilie auf dem Felde die Botschaft vernommen: Ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren. Noch tönte in ihrem getrösteten und erfreuten Herzen der Lobgesang nach: Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen Freude. Schon hatte ein ehrwürdiger Greis, der in den Tempel kam, nach mancher frohen Stunde seines Lebens noch die froheste, nach mancher trüben Stunde noch ihren Trost gefunden, und in der tiefen Abenddämmerung seines Lebens noch die ersten Strahlen eines andern schönen Menschenlebens erblickt, und das seinige mit dem Abendgebet beschlossen: Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Aber noch lebt mitten in Jerusalem ein Mann, und wie es scheint, noch viele um ihn, die von allen diesen Begebenheiten noch das erste Wort zu hören haben, und von landesfremden Männern aus einer unbekannten Ferne es erfahren müssen, und was vielen Freude war mit Schrecken erfahren.

So strafte sich an diesem Manne eine unselige Lebensweise, die ein ewiges Haschen und Ergreifen

und Vermissen sinnlicher Freude war. So strafte sich der leichtfertige Dünkel einer falschen schimmernden Weisheit, mit der kein ernster Gedanke sich je befreundet. So strafte sich eine unwürdige Gleichgültigkeit gegen die Ankündigungen und Hoffnungen, welche die Weisesten und Edelsten seines Volkes schon Jahrhunderte lang wie ein heiliges Pfand vom Himmel im frommen Herzen trugen, mit einer tief beschämenden Unwissenheit, mit einer traurigen Unfähigkeit, den trostreichen Sinn der neuen Kunde zu verstehen, in der Folge mit thörichten, vermessenen Planen, mit schiefen verfehlten Maßregeln, und am Ende mit einer Reihe verbrecherischer Thaten. —

Trauriger Zustand eines Menschen, der für das Beste und Edelste, was einen für die Tugend erschaffenen und für die Unsterblichkeit bestimmten Geist nähren und stärken und bewahren kann, Aufmerksamkeit und Sinn verliert. Und doch, wie mancher Mensch rückt diesem Zustande noch, nahe oder fern, langsamer oder geschwinder, auf diesem oder auf jenem Wege entgegen! Im Drängen und Treiben irdischer Plane und Geschäfte, nur für ein kurzes Menschenleben gut, oder im unseligen Haschen und Genießen der sinnlichen Freude, die kaum Minute und Stunde auszufüllen vermag, verliert er eine ernste Wahrheit nach der andern, eine heilige Pflicht, einen lebendigen Beweggrund für sie, eine siegende Hoffnung nach der andern,

aus dem Blicke und aus dem Andenken, wird wie Herodes ein unbekannter Fremdling in seinem eigenen Gebiete, dem Gebiet der Wahrheit und der Tugend, wird unbekannt mit sich selbst, und verliert das edle Gefühl seiner Würde aus der Brust, die Richtung nach seiner großen aufwärts steigenden Bestimmung aus den Augen, und den Stab des Trostes aus der Hand.

Aber laßt uns zu einer schönern und erfreulichern Seite unseres Textes übergehen. Wenn auf der einen Seite dieser König alle Mittel aufbietet, um über den wahren Grund einer lange verachteten Sage zur Gewißheit zu kommen, — wenn er eine Versammlung der angesehensten und schrifterfahrensten Männer in Jerusalem zusammen beruft, und auf die ängstliche Frage, wo Christus sollte geboren werden, die dürftige Antwort erhält: zu Bethlehem, — wenn er, um sich der Wahrheit zu versichern, eben so armselig als tückisch die Fremdlinge zu sich beruft, jeden Umstand ihnen ablockt, sie mit der erhaltenen Auskunft nach Bethlehem verweiset, sich wieder Nachricht von dem Erfolg ihrer Reise ausbittet, — wie ehrwürdig und einfach edel erscheinen gegen ihn diese Männer! Aller dieser Umstände, aller dieser Geschäftigkeit und Schlauheit nicht bedürftig, verlassen sie still und unbemerkt Jerusalem, folgen ruhig dem Wink, der ihnen von der Vorsehung gegeben war, und fanden endlich was sie suchten, und was allen Völkern ein Trost werden sollte, in Bethlehem.

Wir knüpfen an diesen Fortgang der Geschichte unsere zweite Bemerkung an: Wer mit einfachem Sinn und aufrichtigem Herzen, mit Vertrauen auf die Vorsehung, und mit eigenem Auge Wahrheit, Aufschluß, Freude, Trost, und was dem innern lebendigen Menschen Bedürfniß ist, sucht, der findets. Wie der weise und erbarmende Vater der Wesen alles, was zum Gedeihen seiner Kinder für die Tage ihres Daseyns gehört, vorbereitend, allvertheilend, nimmer arm und nimmer müde an den Weg legt, — Luft und Wasser und Licht findet und erreicht jedes an seinem Ort und in seiner Stunde, und jedes öffnet sich seinem Segen, und wird durch ihn erquickt und gestärkt. Noch vielmehr ist der Weise und Heilige eingedenk, daß er den menschlichen Geist zu einer unsterblichen Beglückung durch Tugend ins Dasein rief, und läßt leuchten das Licht der Wahrheit an allen Orten; und es strömt von ihm Wärme und Segen aus zur Reife jeder schönen Gesinnung und That; und wir haben alle einen Sinn für die himmlische Wahrheit, und ein Herz für ihre wohlthätigen Wirkungen, und ein leises, ahndendes und tröstendes Gefühl für das, was noch unter mancher verhüllender täuschender Gestalt für uns verborgen ist, und was uns erst die Ewigkeit in seiner Klarheit entwickeln kann. — Das Wort von Gott, von dem der innere Mensch lebt, wie der äußere von Brod, ist, wie Moses seinem Volke sagt, dir nicht verborgen, noch zu ferne, noch im

Himmel, daß du möchtest sagen: wer will hinauf fahren und es holen, daß wir's hören und thun, noch jenseits des Meeres, sondern es ist das Wort fast nahe bei dir in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thust.

Möge es nur jedem vernünftigen Geiste in ernster, aus dem Strome der verschlingenden Eitelkeit geretteter Stunde zum innig gefühlten Bedürfnisse werden, über sich, sein Daseyn und seine Bestimmung, über seinen Urheber und das Verhältniß zu ihm, — über seine Pflichten und ihren heiligen ungertrennlichen Zusammenhang mit seinen Hoffnungen, zur stillen Beruhigung zu kommen! Möge es nur die Frage eines redlichen unbefangenen Herzens seyn: Was bin ich, und was soll ich und wie kann ichs werden? — nicht die Frage einer unnützen, überall zwecklos herumschweifenden Wißbegierde, oder einer falschen vielseitigen Klugheit, die nicht den Werth ihrer Absichten nach ihrer Uebereinstimmung mit der Wahrheit, sondern die Wahrheit nach ihrer Brauchbarkeit für irdische fremdartige Absichten wägt! So wird Gott der Vater des Lichtes an dem Himmel voll Nacht um dich her schon einen Stern für dich aufgehen lassen, der dich zur Wahrheit und zum Glauben an sie, zur Ruhe und zum Trost führt, und über dem großen Gedanken: Ewige Beseligung in Tugend, leuchtend' stille steht. —

Und mögen wir's nur erkennen, daß die Wahrheit geräuschlos, aber nahe genug unter den Menschen wandelt, und in dem Menschen wohnt, und ihrer allverständlichen Sprache unsere unbefangenen Sinne öffnen!

Aber ach! wie oft suchen wir, was uns rathen und segnen und trösten soll, in Jerusalem, und siehe es ist in Bethlehem! Das heißt, wir suchens im Geräusche der Menschen und unter ihren Künsten; wir fragen Weise und Schriftgelehrte, und lassen uns wägen und wiegen vom veränderlichen Wind menschlicher Lehren, und es wartet auf uns in der Stille an unbesuchter Stätte. Es ist eine göttliche Stimme in uns; sie spricht desto lauter, je stiller und ruhiger es wird um uns her; sie fordert uns mit unwiderstehlichem Drange auf, unserer geistigen Natur getreu, das heißt, gut zu seyn, und giebt dem, der es ist, Hoffnung und Glauben, der hoch und siegend über dem Schauplatz der irdischen Vergänglichkeit schwebt. Es liegt eine lehrreiche Tafel vor uns, sie steht auf der Erde und reicht bis an den sternenvollen Himmel, die Tafel der allverständlichen Natur. Sie ruft's dem Sinn, der an ihr weilt, mit tausend und aber tausend harmonischen Stimmen zu: es ist ein Gott und ein Gesetz der Weisheit, der Ordnung und der Güte; es ist ein stetes reges Fortschreiten zu sichern Zwecken. Auch du, o Mensch, mit deinen großen Anlagen stehest auf einer solchen Linie,

und

und rückest auf ihr durch eine wohl eingerichtete Bildungsstätte weiter. Zwar unter deinen Füßen beleuchtet jede aufgehende Sonne Gräber, aber über deinem Haupte ruft dir der nächtliche Himmel die Worte Jesu nach: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. — Und es reiht sich an den Faden unsres Lebens ein Zusammenhang von Erfahrungen, und alle, alle, wenn wir ihren Sinn ihnen abverstehen wollen, sprechen die tröstende Wahrheit aus: es führt uns eine unsichtbare erziehende Hand durch's Leben, hier ist vorbereitende Anstalt und irgendwo selige Vollendung, und alle wollen uns bilden und läutern für diese selige Vollendung.

Und es ruft zu diesem allen eine heilige bestätigende Stimme aus höhern Welten, die Religion dessen, den uns Gott gesendet hat. — O, daß wir mit dem reinen Sinn und mit dem unverschobenen Gefühl so innig und lebendig sie aufnehmen mögen, wie er sie ausspricht! —

Laßt uns hier wieder einen Augenblick an unserm Texte, und zwar an seiner schönsten Stelle weilen.

Einen neugeborenen König der Juden wollten die Weisen aus Morgenland huldigend mit Geschenken besuchen. Wo anders konnten sie ihn suchen, als in Jerusalem? Wo in Jerusalem anders, als

in des Königs Palast? Wie anders dort, als im königlichem Glanze? So glaubten sie, — aber wie tief unter ihrer Erwartung fanden sie alles im verborgenen dürftigen Bethlehem! Verdient der den Namen eines Weisen, den keine unscheinbare Aussenseite und kein Vorurtheil in der wahren Schätzung der Dinge irre macht, und der erkennt, daß das Große und Edle und das wahrhaft Königliche nicht in Glanz und Aufwand besteht, und in der bescheidensten Hülle am sichersten gefunden wird, so ruhe auf diesen Männern der ehrenvolle Name: die Weisen aus Morgenland! Sie fielen an dem Ziele ihrer Wallfahrt nieder, und beteten an, und boten huldigend ihre Gaben.

Wir erheben uns wieder von dieser sinnlichen Ansicht. So ist die Religion dessen, den die Weisen besuchten, und die Erfahrung derer, die bei ihr Weisheit suchen, sie trägt das Gepräge von Bethlehem, und nicht von Jerusalem.

Sie bietet dem Witz keine spielende Unterhaltung, der Vernunft keinen Stoff tiefer Untersuchungen, dem Ohr keinen Wohlklang erhabener Sprüche. Sie ist weit entfernt von den ärmlichen Empfehlungsmitteln jeder falsch berühmten Kunst. Sie besteht nicht in äußerm Gepräge; sie übt sich nicht hervordrängend an den Ecken der Gasse; sie bewähret ihre Kraft nicht in übermenschlichen Thaten; sie lohnt auch ihre Freunde nicht mit Gold und

mit der Seligkeit irdischer Paradiese; und darum erfaßt der ihren Geist nicht, der nicht mit aufrichtigem Herzen bei ihr die Weisheit sucht. Aber sie ist rein aus der Natur des Menschen und des edelsten menschlichen Herzens geschöpft, und ist belehrend, erfreuend, tröstend, für die Bedürfnisse des menschlichen Herzens, unter welchem Gewande es schlage, berechnet. Sie ist die wohlthätige Religion des innern verborgenen Menschen vom Thron bis an den Pflug und bis an den Bettelstab hinab, die Religion des aufmerksamen Menschensinnes und des vertrauenden Menschengefühls, die Religion der frommen Gott ergebenen Uebung; und darum erkennt und erfaßt ihren Geist der gewiß, der die wahre Weisheit mit aufrichtigem Herzen sucht. Und wo sie einkehrt in ein Herz, da bringt sie mit, was wir alle suchen, Weisheit, guten Willen und Kraft zur Tugend, stillen Gottesfrieden, und das Unterpfand unsterblicher Hoffnungen.

So sey unser Sinn und unser Herz! O meine Freunde, hier auf dem irdischen Schauplatz täuschender Truggestalten, hier an dem dunkeln Weg zum Grabe, — laßt uns oft den zerstreuten Blick von dem Fernen und Fremden, was uns nichts angeht, zurückziehen auf das, was uns nahe, was uns am nächsten ist, — auf uns selbst. Laßt uns nicht die erste Frage, die den vernünftigen Geist beschäftigen kann, zur letzten, und das ernsteste Geschäft zum unbedeutendsten machen. Diese Ver-

kehrtheit straft mit vieler eitler Mühe, mit vielen schiefen Maßregeln, mit vielen verfehlten Zwecken, und am Ende mit einer traurigen Verarmung und Verkümmerung des unsterblichen Geistes. — Weisheit zu suchen, die wahre, die in Gesinnung und Thaten lebt, das sey unsere erste Bemühung, die alles unser übriges Forschen herrschend leite; — wir werden sie finden. Durch sie täglich besser, edler, ruhiger zu werden, sey unser zweites Geschäft, das sich segnend in alle übrigen verbreite. Und der freudige Glaube an unsere unsterbliche Bestimmung, der aus beiden hervorgeht, werde der Segen, der alle unsere Freuden heilige, und alle unsere Leiden tröste. Dazu erleuchte uns die wohlthätige Religion unseres Erlösers, und das fromme Vertrauen auf sie. Sie hat Antwort auf jede redliche Frage, sie hat Kraft für jeden guten Willen, sie hat Segen für jeden guten Kampf, und für jeden Unmuth Trost, und legt uns die Gewährschaft der Unsterblichkeit in's Grab. Heiliger Vater, erhalte uns das fromme Vertrauen zu ihr, und den unverkünstelten Sinn für sie. — Amen.

Predigt

am Feste der Erscheinung 1803.

über Matth. 2, 1 — 12.

Gott, du leitest das Schicksal unserer Tage mit weiser Liebe. Wir wissen nicht, was uns gut ist, aber du verzeihst thörichte Bitten, und beschämst ungeduldige Klagen, und lässest Jeden erfahren, was zu seinem Frieden dienet. Laß uns in guten und in bösen Tagen deinen väterlichen Führungen vertrauen, und deine Absichten verstehen!

Gott du hast uns ein heiliges Gesetz des Rechtthuns ins Herz geschrieben, und dein Sohn hat es durch ein schönes menschliches Beispiel verklärt, und mit theuern göttlichen Verheißungen empfohlen. Möge, wenn die Erde bald mit ihren Lockungen und bald mit ihren Drohungen unser Herz in Anspruch nimmt, dein Gesetz die Richtschnur unsers Lebens bleiben.

In kindlicher Ergebenheit, mit dir im Bunde, begleite uns ein gutes Gewissen durch das Leben, und ein heiterer Rückblick auf unsere Thaten erfreue uns am Ende desselben!

Wir bitten um dieses Gute, und um deinen Segen zu unserer Andacht in einem stillen V. U.

Text: Matth. 2, 1 — 12.

Was könnte uns, meine Freunde, für unser übriges Leben weiser zum Handeln, muthiger zum Dulden, freudiger in Hoffnung machen, als Rückblicke auf das vergangene Leben und auf die Erfahrungen, welche sich an ihm schon angereihet haben. Derselbe Gott, der bisher unsere Leiden und Freuden, unsere Geschäfte und Prüfungen, als Mittel einer weisen Erziehung und Bildung für höhere Zwecke in unser Leben mischte, — er waltet noch! Das nämliche Gesetz der Weisheit und Liebe und der vollendenden Ordnung, das bisher unsere Geschäfte, unsere Freuden und Leiden wog, und mit ihren stillen Folgen leitete, — es gilt noch! Es in unsern Erfahrungen kennen zu lernen, ihm zu gehorchen, und ihm zu vertrauen, das wäre unser großer Gewinn, unsere Weisheit und Ruhe. Oder wäre der Kreis unserer eigenen und vollendeten Erfahrungen noch zu enge und zu arm für diese große Ausbeute, oder wären wir durch die meisten derselben zu unachtsam hindurch geeilt, um sie jetzt noch benutzen zu können, oder wären wir überall in

der eigenen Sache zu befangen, da wo unser eigenes Wohl und Weh so nahe beisammen liegt, im Glauben, Hoffen und Handeln bald zu vermessen und bald zu ängstlich; — wohl so liegt neben dem kleinen noch ein großes Buch vor uns aufgeschlagen, fremde Erfahrungen, weit um uns her, und weit hinter uns zurück. Derselbe Gott, der unsere Freuden und Leiden uns ins Leben mischt, er waltet, (o möge uns dieser Gedanke Bescheidenheit und Ruhe gewähren!) — er waltet überall, wo die Sonne leuchtet, und wo sie in einen erlöschenden Nebelstern zusammenschwindet. Und das nämliche Gesetz der Weisheit und Liebe, das uns in den heutigen Tag leise schon die Freuden und Leiden der kommenden knüpft, und den, der sein achtet, mit jedem Tag zu seiner Bestimmung fortleitend erzieht, es herrschte schon, ehe wir und unsere Namen waren; und schon oft und überall und immer hat göttliche Weisheit wieder gut gemacht, was menschliche Thorheit verdarb, und aus den Leiden, die sich Menschen gaben, Wohlthat bereitet.

Eine solche Begebenheit liegt in unserm heutigen Texte zu unserer Betrachtung vor unsern Augen. Zwar sie liegt noch in der tiefen Dämmerung der Kindesjahre unsers Erlösers, nicht in dem heitern Mittagslichte seiner höhern Lebensjahre. Aber laßt uns, weniger bekümmert um das Räthselhafte und Ungewisse in ihr, was sie uns verschweigt, als um das Lehrreiche, was sie uns sagt, die in ihr ent-

haltenen Winke für das Herz und Leben benutzen. Wir werden auf die verschiedenen Menschen, die in ihr mittelbar oder unmittelbar in Berührung kommen, und auf die nächsten Folgen dieser Berührungen unsere Aufmerksamkeit richten.

Stille und mit dem zarten Blick der Liebe an ihrem Säugling, dem Unterpfande großer Verheißungen weilend, so denken wir uns gerne die Maria, in einer dürftigen, und noch in einer fremden Hütte zu Bethlehem, doch eine beglückte Mutter. Der, auf den die frommen Väter hofften, er, den himmlische Boten verkündeten, der die Wunden seines Volks, und wenn sie es recht und ganz verstand, die Wunden der Menschheit heilen sollte, lag, ihrer mütterlichen Liebe und Pflege von der Vorsehung anvertraut, auf ihrem Schooße und an ihrem Herzen, und sie freute sich seines Daseyns und seines zarten Lebens, und ihr Blick auf ihn, und der betende dankende Blick zum Himmel, und das warme andringende Gefühl an ihr Herz war nur eine Wiederholung ihres Lobgesanges: „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes." Sie wußte nicht, was für eine schöne Ueberraschung jetzt für sie auf dem Wege war; sie ahndete die erste schwere Prüfung nicht, die im nämlichen Augenblick ihrer mütterlichen Liebe und ihrem Vertrauen auf Gott in dem nahen Jerusalem bereitet wurde. Fragen nicht

schon fremde Weise aus unbekannter Ferne in Jerusalem nach dem neugeborenen Könige der Juden? Ist nicht der Schrecken des Königs bei ihrer Ankunft das erste Aufsteigen einer schweren Wetterwolke, die bald zerstörend über dem glücklichem Bethlehem stehen wird? O es ist gut, daß sie es nicht wußte! Jene Augenblicke der stillen innern Zufriedenheit und Freude waren durch diese Unwissenheit noch ihrem Herzen gerettet. Wohlthätig verbirgt uns die freie Vorsehung die Gewißheit der nächsten Zukunft, wie unruhig wir sie auch oft zu erspähen wünschen. Nur der Augenblick der fliehenden Gegenwart, den wir ohne den bittern Nachschmack der Vergangenheit, und ohne Ahndung der frohern oder trübern Zukunft im ruhigen Herzen genießen, ist innig und ganz genossen. Die größere, reinere Freude der Zukunft soll, so will es ein gutes Schicksal, uns die kleinere der Gegenwart nicht fade und unwerth machen, ehe sie genossen ist; und die kleinere, die nachkommt, sie soll wenigstens durch ihre Ueberraschung und als Zugabe erfreuen, und dem bereits Gewöhnten neuen Reiz und Werth verleihen. Und das Leid, o es kommt noch frühe genug dem schwachen Herzen, wann es kommt, und die Wunde, die es einmal schlug, blutet und schmerzt hintennach noch lange genug. — Wohlthätig begränzt die treue Vorsehung die lichte Gegenwart vor uns mit Nacht, und legt die Vergangenheit hinter uns in milden Schatten, und begleitet uns von einer schönen Blume des Lebens zur andern, wir wissen nicht wohin, vielleicht

in einen nahen gähen Abgrund der Leiden Aber mit fester, sicherer Hand hilft sie uns jenseits wieder hinauf an ein schönes Gestade, wer sich ihr nicht kleinmüthig oder trotzig entwindet.

Weise Fremdlinge aus unbekannter Ferne erscheinen unterdessen in Jerusalem, und fragen an dem Hofe des Herodes nach dem neugeborenen Könige der Juden. Was sie schon wußten, war ihnen so viel, sie ahndeten noch mehr; höher schlug ihr Herz mit jedem nähern Schritt zur königlichen Stadt. Sie erwarteten überall eine freudige Begeisterung, ein lautes Entgegenkommen ihren Fragen. Aber durch alle Gassen von Jerusalem war es so stille von der neuen Kunde; und Herodes — erschrack. Der arme Mann wußte von allem noch nichts. Der üppige versunkene Mann hatte für alles lang Vermißte und heiß Ersehnte, was der Neugeborene seinem Vaterland und der Erde bringen sollte, in seinem Herzen kein Bedürfniß, und darum auch für das Freundliche und Freudige seiner Erscheinung keinen Sinn. Der unwissende Mann sieht neben der Wiege des Kindes zu Bethlehem, deß Reich nicht von dieser Welt ist, sieht in dem neuen herrlichen Reiche Gottes auf Erden nur seinen umgestürzten Thron. Arme Hirten kehren in der Nacht vom Felde heim, den theuren Gast und Ankömmling auf der Erde zu begrüßen, Fremdlinge erscheinen von unbekannter Straße her mit der Huldigung ihrer Gaben, Engel lobsingen Ehre dem Gott in der Höhe und Friede

auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen; aber Herodes — erschrickt. Kurzer und treffender Ausdruck einer traurigen Wahrheit! Reißet euch los von dem Glauben an Gott und von dem Vertrauen auf seine Verheißungen, ertödtet im ewigen Wechsel und Rausch der sinnlichen Ergötzungen ein zartes Gefühl des Herzens nach dem andern, und in der Befriedigung der unersättlichen Selbstsucht den feinen Sinn und die reine Freude im allgemeinen Wohl euer eigenes zu erkennen und zu genießen, bauet eure Glückseligkeit auf den einsinkenden Sand der Erde, und lehnet die schwankende an die morschen Stützen, die mit ihr sinken; und — die Erde unter euch, und der schweigende Himmel über euch hat euerm Herzen der Unruhe und des Schreckens viel, aber keine Freude und Hoffnung mehr.

Und möchte sich an diese traurige Wahrheit nicht auch die zweite noch furchtbarere Wahrheit anreihen: das Nämliche, was den guten Menschen besser macht, macht den Bösen schlimmer! Erschrack Herodes vor sich selber? Ahndet er, was er zu thun noch fähig war?

Heilige fallen zur Erde nieder und beten, Sünder richten sich von der Erde auf und hoffen, aber Herodes legt sein Herz in Falten zu einem Betrug, und waffnet ohnmächtig gegen die göttlichen Beschlüsse seine Hand zum Mord. — Von der Unschuld zum Leichtsinn, vom Leichtsinn zur Verhärtung in

Uebelthaten. Es zieht sich zwischen dieser und jenem eine feine unsichtbare Scheidelinie durch das Leben des Menschen, an welcher er das lästige Gefühl seiner täglichen Verschlimmerung von sich abwirft, und von seinem guten Engel Abschied nimmt. Diesseits derselben noch ladet euch alles zur Besinnung und Besserung ein, und führt euch zu Gott zurück, die Natur um euch her, der Freund und der Feind, der Tugendhafte und der Verbrecher, jener durch sein schönes und dieser durch sein schreckendes Beispiel, und mehr als alles euer noch unverlorenes Herz. Jenseits derselben ist alles anders. Ach der Unglückliche hat keinen Sinn mehr für die Spuren der nahen Gottheit in ihren Werken, und hört ihre Stimme nicht mehr im Säuseln noch im Sturm. Begegnet ihm mit dem Blick des Bedauerns und mit der Stimme des warnenden Freundes, er wird euer spotten und euch ausweichen. Ihm lächle ein günstiges Geschick, er wird vermessener. Ihn treffen die strafenden Folgen seiner Vergehungen, er wird durch neue Uebelthaten ihnen zu entgehen suchen. Er fühle noch eine schwache Regung des Gewissens, er wird erschrecken, um sie so bald als möglich in sinnlichem Taumel zu tödten und zu begraben. Es ist eine feine Scheidelinie zwischen Leichtsinn und Verhärtung, und Keiner weiß, wo sie durch seine eigene Bahn sich zieht. Heute, so ihr Gottes Stimme hört, so verschließet euere Herzen nicht! Wer ist sicher und geborgen vor dem Ueberschritt, als wer so weit als möglich von dieser

Scheidelinie entfernt bleibt. Jede Unterdrückung des Gewissens ist ein Schritt näher zu ihr. Armer Verblendeter, der du zu vielen Thorheiten noch eine begehen willst, sie liegt vielleicht vor deinen Füßen.

Es wäre der Mühe werth, neben die Unwissenheit des Königes zu Jerusalem noch die falsche Weisheit der Hohenpriester und Schriftgelehrten zu stellen. Sie wissen wohl, wo Christus sollte geboren werden. Sie sagen: zu Bethlehem im jüdischen Lande, denn also stehts geschrieben im Propheten Micha; und dann gehen sie wieder, der eine in den Tempel und betet, der andere in die Synagoge und lehrt, der dritte in den Wirbel der Geschäfte und Thorheiten des Lebens, und keiner — nach Bethlehem. Kalter Geist der Weisheit, die über dem todten Buchstaben schwebt, führest du dahin, nicht mehr zu erschrecken, und sich nicht mehr zu freuen, alles zu wissen, und vielleicht nichts mehr zu glauben, für jede Frage eine Antwort, und für keine mehr ein Herz und einen Sinn zu haben?

Aber laßt uns lieber jenen Fremdlingen nachgehen, die unbekannt mit dem, was die Schriftgelehrten zu Jerusalem wissen, etwas im Herzen bewahren, was jene nicht kennen. Von ihrem Sterne geleitet, durch den tückischen Rath des furchtsamen Mannes zu Jerusalem selber aus ihrer Verirrung zu ihm zurück geführt, und von dem Inwendigen

in ihnen getrieben, kommen sie nach Bethlehem, und eine arme Hütte zeigt ihnen, was sie in Jerusalem vergeblich gesucht hatten, — den, in welchem allen Geschlechten der Erde Segen bereitet war.

Laßt uns nicht fragen, wer diese Männer waren, oder woher sie kamen! Laßt es gut seyn, was es mit dem leitenden Wunderstern für eine Bewandtniß hatte! Auch dieses gehört zur frostigen Weisheit, die am todten Buchstaben weilt, und nicht bessert noch tröstet. Laßt uns aus dieser Geschichte das eine Wahre und Lebendige auffassen, und in ihm an Gott unsern Glauben stärken. Wer das Eine, was Noth ist, und was kein Gold, kein Weihrauch entbehrlich macht, die Weisheit zum Leben, von oben, Kraft zur Tugend, Ruhe und Trost, mit Vertrauen auf den, der alles leitet, und mit redlichem Willen sucht, der findets. Es gehört ein treuer Sinn dazu, und nicht viel mehr, Gottes Werk und Willen, um den Weg zu ihm zu finden. Die leuchtenden Leitsterne stehen überall. Aber das wunderliche Menschenherz! Wir vermissen oft so schmerzhaft, wir sehnen uns so lange, wir fordern oft so heftig, und suchen nicht. Aber das eitle Herz! Wir ermüden uns oft Tage lang, und Jahre lang, und ein Leben lang, und suchen, was nicht des Findens werth war, ach, und verlieren oft noch, was wir hatten — uns selbst. Aber das thörichte und ungeduldige Herz! Wir suchen so oft, was uns nahe ist, in der Ferne, — was nur in uns seyn und werden

kann; ausser uns; kehren nach wenigen mißlungenen Versuchen muthlos und verdrossen zurück; oder wir kommen bis nach Jerusalem, fragen wohl alle Weisen und Schriftgelehrten umsonst, und es ist uns nicht mehr der Mühe werth, oder wir sind zu stolz dazu, noch in das nahe Bethlehem zu gehen Den die Fremdlinge dort suchen und fanden, ist er nicht auch uns von Gott gegeben zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung? Seine Wahrheit erleuchte uns und veredle unsern Sinn; seine Liebe erwärme, und seine Frömmigkeit verkläre unser Herz; sein Friede in uns lehre uns entbehren, was die Erde für uns nicht hat; und die Treue zu ihm bewahre uns das, was die Erde überall nicht hat.

Wir haben zwischen den Gräbern hier und zwischen den Sternen dort nichts größeres zu suchen, als der uns gewähren kann, dem die Weisen in Bethlehem mit ihren Gaben huldigen. Geehrt in ihrem Vaterlande stehen sie hier im Kreise armer Bewohner eines vernachläßigten jüdischen Dorfes an der Wiege eines Kindes, und legen in einer dürftigen Hütte nie gesehene Gaben nieder, als ob es hier schon bemerkbar werden sollte, daß einst um diesen Menschen-Sohn Einfältige und Weise, zu einem Glauben, Geringe und Vornehme zu einer Liebe, Arme und Reiche zu einer Hoffnung sich vereinigen würden. Sie legen ihre Gaben nieder. Aber arme Mutter! Neben dem köstlichen Golde und neben dem lieblichen Weihrauch liegen auch Myrrhen in deinem Schooß.

Laßt uns doch noch sehen, was aus den bisher berührten Begebenheiten und Zusammentreffungen das Schicksal für Folgen entwickelt. Nicht viel Gutes für den Anfang. Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens und Weinens; und es muß zum zweitenmal wahr werden, was irgendwo in einem andern Sinn gesagt ward: Aus Egypten hab ich meinen Sohn gerufen. Die Mutter flieht mit ihrem Säugling aus der fremden Hütte im Vaterlande in ein fremdes, nie betretenes Land, und hört hinter sich das Winseln sterbender Kinder und das Wehklagen trostloser Mütter. Das entwickelte das Schicksal aus jenen Begebenheiten. Erkennen wir hierin nicht auch etwas von unsern Erfahrungen? In so manchen Ereignissen des Lebens, bei so manchem Wechsel des eigenen und der allgemeinen Schicksale erwartete uns, wo wir auf Freude hoffen konnten, zunächst nur Leid und Klagen; und was wir für Blicke unsrer aufgehenden Sonne hielten, war ein Blitz, dem bald sein schreckender Donner folgt. Woher diese Grausamkeit des Schicksals? Keine Grausamkeit! Unser Schicksal ruht in guten Händen.

Oft ist neben dem Schlimmen, das wir beweinen, das Gute und Bessere, neben dem Verlust sein reicher Ersatz, neben der Klage ihr Trost schon da. Aber freilich das blöde Auge! — durch seine zitternde Thräne sieht es ihn nicht! Aber freilich

das

das verwöhnte Herz! — was wir noch haben, ist nicht das, was wir vermissen.

Oft geht das Traurige voraus, aber sein Ersatz, das Bessere, das wir noch nicht kennen und ahnden, kommt nach, und aus der schwülen Tiefe führt uns die Vorsehung durch Gewitterwolken zu lichten Höhen unter einem reinen Himmel. Es ist gut, wenn ohne Wechsel von Klage und Freude keine Bahn durchs Leben geht, daß das Traurige früher kommt, und bald dem Bessern Platz macht. Es ist dies das Eigenthümliche und der Unterschied der Wege, die Gott uns führt, und derer, die der Mensch vermessen sich selber wählt. Ach wir bahnen uns oft durch Freude den Weg zum Schmerz. Aber die Vorsehung bereitet unvermerkt aus dem Schlimmern das Bessere.

Wars nicht so in unserer Geschichte? Die Mutter hatte neben der Klage ihren Trost. Durch die Flucht mit allen ihren Beschwerden ward ihr Sohn gerettet, und sie war nur unglücklich, wenn sie ihn verlor. Wars nicht so? Der Jüngling wuchs und ward stark im Geist, und hat der Menschheit alles Leiden, was sie um ihn erduldete, und Gott hat ihm alles Leiden, was er um sie erduldete, reichlich ersetzt. Verziehen ward dem Schmerz der Mütter, die einst seine Geburt verwünschten, und seitdem ist durch seine Religion und ihre Verheißungen so manche Mutter, mancher Sohn, mancher Gatte und

mancher Freund für den Verlust ihrer Theuren getröstet worden. Wir tragen sie mit der Hoffnung: sie sind uns nicht verloren, in die Erde, und richten den nassen Blick vom Grabe, das ihre Hülle verbirgt, zum Himmel auf, der ihren Geist zum Bürger aufnahm.

So macht göttliche Weisheit gut, was menschliche Thorheit verderbte, und bereitet Wohlthat aus den Leiden, die sich Menschen gaben.

Der Glaube an sie verlasse uns nicht. Frei von dem Vorwurf eigener, vermessener Schritte durch Thorheiten und Sünden bleibe unser Herz des kindlichen Vertrauens zu ihr fähig und werth. Und wenn dem Pfad unserer Prüfungen lange nicht die Helle des Ausgangs entgegenscheint, und unser Abend herabsinkt, ehe wir sie hier erblicken, so erfreue uns dort der Morgen, der über der Seligkeit einer schönern Zukunft aufgeht. Amen.

Predigt

am grünen Donnerstage 1796

über Matth. 27, 15 — 34.

Es ist noch ein fernes aber ein beglückendes Ziel, das wir in deiner Nachfolge erreichen sollen, du, der du durch den heißesten Kampf das Köstlichste errungen hast, unser Erlöser und Herr! Wir haben sie im Vertrauen zu dir betreten, die Bahn, die uns durch Glaube und Liebe zu deines Sieges Herrlichkeit führt.

Sey uns stets mit deinem Vorbilde nahe; — mit deiner Leitung, wenn uns Gefahr des Irrthums drohet, — mit der Erinnerung an deine Liebe, wenn Liebe zu dem, was die Erde bietet, uns zurückhält; — mit deiner Hülfe, wenn uns Kraft gebricht; — mit deinem Troste, wenn zu den Versuchungen von Innen, auch noch Leiden von Außen unsere Seele bestürmen. O es ist ein süßer Trost, daß du unter

Versuchung und Leiden zuerst das Ziel erreicht hast, und von jenseits der Dunkelheit, die noch über unsrer Zukunft liegt, uns freundlich zurufst und alle nachziehen willst, die dich lieben, und gerne seyn mögen, wo du bist. Laß uns täglich zunehmen, durch Erkenntniß unsrer Schwachheit und durch Vertrauen auf deine Hülfe, durch Eifer dir ähnlich zu seyn, und durch Kraft es zu werden, bis wir endlich auch hindurch sind, und uns freuen mit dir ewiglich. V. U.

Text: Matth. 27, 15 — 34.

Bereits stand also Jesus vor seinem letzten Richter, dem römischen Landpfleger. Bereits hatte Pilatus die Unschuld des Beklagten und die verdeckte Bosheit seiner Kläger geahndet, — und mehr als geahndet. Nach seinem römischen Gefühl war es kein Verbrechen, ob sich auch ein Mensch in irgend einem Sinne einen Sohn des Gottes der Ebräer nannte, und nach seiner Staats- und Menschenkenntniß war dieser Jesus von Nazareth der Mann nicht, der jemals das Reich seines Vaters David aus den Händen des Kaisers zurückfordern würde. Die wenigen, aber nachdrücklichen Worte, die er Jesu auf seine Fragen abgewinnen konnte, sein furchtloser Blick, sein fester Ton, und die Bescheidenheit und Seelenruhe, womit selbst sein Ernst und der edle Trotz der mißkannten Unschuld wieder in die gewohnte Sanftheit und Güte des frommen Menschen-Sohns zurückkehrte: — Dies, und seine Bekanntschaft mit der Denkungsart der jüdischen Priester,

die er nicht erst heute machen durfte, ließen ihn bald in das fürchterliche Geheimniß schauen, daß dieser verdachtlose Mann irgend womit dem Stolz jener bösartigen Menschen müsse wehe gethan haben, und daß er nun als ein Opfer ihrer Bosheit und Rachsucht fallen solle.

Gerne benutzt er also eine Gelegenheit, die ihm ein bisheriges Recht der Ebräer bot, sich von den aufgebrachten Priestern an das gerechtere mitleidige Volk zu wenden: Ihr habt das Recht einen Gefangenen frei zu bitten; welchen wollt ihr, daß ich euch los gebe, den Barrabas oder Jesum den König der Juden, den man Christus nennt? Aber aus dem Munde des Volks sprach schon in tausendfacher Wiederholung die Stimme der erhitzten Kläger. Gnade baten sie für den Mörder, und Tod am Kreuze dem edlen Bekenner der Wahrheit, dem Freund und Wohlthäter seines Geschlechtes. Jeder schwache Versuch, den der Landpfleger noch zu seiner Rettung that, machte, da er durch Unschlüssigkeit seine Schwäche verrieth, das Uebel immer ärger; und ehe er sein Ansehen wirken lassen wollte für einen Menschen, der nichts Uebels gethan, übergab er Jesum ihren Händen, und die Verantwortung seines Blutes ihrem Gewissen; und Geißlung des Unschuldigen, niederträchtige Verhöhnung und gefühllose Mißhandlung des Mannes voll feinen, reinen, edlen Gefühls waren dieser Nachgiebigkeit und Schwäche erste Folgen.

Laßt uns bei dieser Begebenheit verweilen, und sie durch einen aufmerksamen Blick:

1. auf das Volk,
2. auf den Richter,
3. auf den Leidenden

zu unserer Belehrung und Erbauung anwenden.

Wenn ihr die Lebensgeschichte Jesu zum erstenmale vernähmet, und nun bis auf den Augenblick gekommen wäret, wo Pilatus den Blick von den Priestern weg über das Volk erhebt, und mit einem Ton, der ihnen die Antwort in den Mund zu legen schien, sie fragen hört: welchen wollt ihr, daß ich euch los gebe, den Barrabas oder Jesum? und ihr kenntet ihn schon den edelsten und köstlichsten, den ein Weib geboren hat, seine Gottesfurcht, sein Herz, so weich und empfindend für jedes Menschen Wohl und Weh, so offen für jede Klage, so thätig zu jeder Hülfe, und seinen stillen, bescheidenen geschmeidigen Sinn, — ihr hättet gesehen, mit welcher Freundlichkeit und Liebe er ihren Kummer stillte, ihre Kranken heilte, ihre Todten weckte, ihren Geist unterrichtete, und wie sie ihm nachzogen mit allen ihren Bedürfnissen und Wünschen, nah und ferne, und wie sie sich um ihn sammelten, wenn er seinen Mund zur Belehrung und zum Trost öffnete, wie sie sich herandrängten, wenn er seine wohlthätige Hand über ihre Kranken aus-

streckte, und wie sie ihm noch im Anfang der nämlichen Woche auf dem Wege von Bethanien nach Jerusalem mit Palmzweigen und Hosianna entgegen wallten, — mit welcher Aengstlichkeit und Spannung würdet ihr nun auf die Antwort des Volkes warten, mit welchen Wünschen, mit welcher Hoffnung, daß sie doch ihren Wohlthäter jetzt, wo sein Leben in ihrer Hand zu liegen schien, nicht verlassen, doch jetzt ihre Anhänglichkeit an ihn nicht verläugnen, jetzt seine Wohlthaten ihm mit thätigem Danke vergelten würden! — Und sie baten für den Mörder Barrabas, und hatten keine andern sehnlichern Wünsche, als den Tod für den frommen Mann von Nazareth!

Zwar es ist wohl zu glauben, daß mancher Gute unter der zahllosen Menge schwieg mit der Lippe aus Furcht, und mit einer stillen unbemerkten oder verschmähten Thräne bat: Gib uns Jesum los! Er hat unsern Seelen wohl gethan, er hat unsre Kranken geheilt, und mit freundlichem Engelsblick unsre Kinder gesegnet; und wohl zu glauben, daß mancher, der mit gefühllosem Herzen: Kreuzige! schrie nie dabei war, und nie Theil daran hatte, wenn von seinem Finger berührt Blinde sahen, Lahme gingen, Aussätzige rein wurden, und wenn den Armen das Evangelium gepredigt wurde, und in arme verwundete Herzen der Trost und der Balsam des Evangeliums floß. Aber es wäre doch schwer zu

begreifen, wie auch nur der größere Theil selbst solcher Menschen, die ihn auch gar nicht kannten, mit solcher Kaltblütigkeit und mit solcher Beharrlichkeit bitten konnten um die Loslassung eines Mörders, den sie vielleicht eben so wenig kannten, und um den Tod eines Unschuldigen, für den wenigstens auch noch in diesem Augenblick seine Gegenwart und seine sanfte, unschuldsvolle Miene sprach, — schwer zu begreifen, wenn uns nicht der Evangelist selber den Aufschluß gäbe: die Priester aber und Aeltesten überredeten das Volk, den Barrabas loszubitten. So hatte also eine fremde Stimme aus ihnen gesprochen, und nie hatte ein wahres, durch Aufmerksamkeit, Nachdenken und Grundsätze geordnetes und veredeltes Gefühl, sondern hier Neugierde, da Ueberraschung, dort Eigennutz, bald Unverstand, bald Mißverstand, hier die ungeprüfte Meinung Vieler, und dort die verborgene Absicht Weniger, die sich ihrer Schwäche zu bemächtigen wußten, ihre Gesinnungen und Handlungen geleitet. Bei solchen Menschen lagen nur fünf Tage zwischen Hosianna und Kreuzige ihn.

Sehet auch hieran, wie werthlos und nachtheilig die Denkungsart eines Menschen sey, der immer dem gegenwärtigen Eindruck und nur dem gegenwärtigen offen ist, nie seine Triebe geprüften Grundsätzen, weder der Vernunft, noch der Erfahrung, noch der Religion unterwirft, nie aus sich selber handelt, nie aus der entehrenden Vormundschaft jedes Näch-

sten, der seine Schwäche ausgeforscht hat, und ihm zum Guten oder Bösen rathet, heraustritt, und wenn er sich unvermögend fühlt sich selber zu bestimmen und zu beherrschen, nicht einmal mit Wahl und Ueberlegung sich einen Rathgeber und ein Muster sucht. Selbst seine guten Empfindungen und Handlungen sind so werthlos, als seine Bösen, denn sie sind wie diese eine vorübergehende Wirkung des Augenblicks. Ueber einer unwillkührlichen Rührung freut er sich seines guten Herzens, und vergißt sorglos alle seine Schwächen und Vergehungen; und bei der ersten Gelegenheit zu sündigen, vergißt er wieder seine Rührungen und seinen Vorsatz sich zu bessern. Er trauert heute mit dem Frommen über die Verirrungen des Leichtsinns, und spottet morgen mit dem Leichtsinnigen über den Kampf und Eifer, womit der Edle nach Vollkommenheit ringet, beidemal aufrichtig, wenn ihr wollt, aber doch beide mal nur mit einem abgeborgten Gefühl. Beleidigt ihn, und verloren ist der Dank für alle eure Wohlthaten. Aber aus seinem Auge zürnt kein Gefühl gekränkter Würde. Zeit oder Zufall kann ihn wieder für euch gewinnen, aber seine Versöhnung ist keine Wirkung edler, billiger Grundsätze, und der Reue nach Uebereilungen. Er stiftet wenig Gutes, aber vielleicht unnennbar viel Böses, glaubt immer gut zu seyn, wenigstens noch auf dem Scheidepunkt zwischen Gut und Böse zu stehen, und sinkt immer tiefer zum Unwerth tugendloser Gesinnungen herab.

So handelt der Mensch ohne Grundsätze. Unsere Geschichte stellt uns auch einen Mann auf, der Grundsätze zu haben scheint, und sie nicht befolgt.

Ihr habt bemerkt, wie es kämpfte in der Seele des Pilatus, zwischen dem Menschen und zwischen dem Landpfleger, zwischen gutem und bösem Willen, zwischen Muth, die Unschuld zu beschützen, und zwischen staatskluger Bedenklichkeit, um eines einzigen unbekannten Menschen willen, einer ganzen Priester- und Rathsversammlung gegen den Sinn zu handeln. Die Unschuld des Beklagten sprach so laut für ihn, aber der Haß der Priester und die Wuth des Volks noch lauter gegen ihn. Seine Gemahlin hatte ihn so warnend gebeten. habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten, aber die Priester hatten ihm so drohend gesagt: Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht. Lange steht er gleichsam mit sich selbst und diesen Menschen im Handel, lange bis er sich entschließen kann, zu sagen. Nehmet ihr ihn hin, und tödtet ihn.

Es liegt etwas von gutem Gefühl in der Seele des heidnischen Weltmanns, das aus der Seele des jüdischen Priesters lange verbannt war, und in der Seele Manches, der: Kreuzige! schrie, nie schien gewesen zu seyn. Er hatte einige merkwürdige Minuten der Aufmerksamkeit und Unterhaltung mit

Jesu gewidmet. Es war ein Augenblick, aber auch nur ein Augenblick, wo er sehr gerührt, sehr betroffen, fast geneigt schien, sich seiner mit Ernst anzunehmen, und den Mann, wie er noch keinen sah, näher kennen zu lernen. O wenn du gewußt hättest, Pilatus, wer es ist, der mit dir redete, du hättest ihn mit einer andern Absicht und einem andern Ton gefragt: was ist Wahrheit? und hättest deine Unschuld an seinem Blute durch mehr als eine unnütze Ceremonie bewahrt, und hättest durch die Bekanntschaft dieses einzigen, dieses Königs der Wahrheit, mehr gewonnen, als dir der Haß der ganzen Judenschaft, und selbst die Ungnade deines Kaisers nehmen konnte!

Abermal ein warnender Beweis, meine Zuhörer, wie nahe oft die Vorsehung einem Menschen die Gelegenheit zu seinem Heile legt, und wie leicht und wie schnell sie verwahrlos't ist, und wie ungewiß, ob und wann sie wieder kommt, und wie leicht ein Mensch auf der nämlichen Stelle, und an der nämlichen Gelegenheit ein Verbrecher wird, wo er, so meinte es die Vorsehung, Gottes Gnade, der Menschen Dank und seines Gewissens belohnenden Frieden erwerben konnte. Pilatus tritt in der Leidensgeschichte Jesu auf, wie eine vorüberwandelnde Erscheinung; wir wissen kaum etwas von ihm aus frühern oder spätern Augenblicken. Aber haltet ihrs nicht für möglich, daß er noch einmal in seinem Leben, vielleicht in den letzten Augenblicken seines

Lebens, nur mit einer andern Empfindung des Herzens, und mit dem Ausdruck einer andern Stimmung des Geistes, ausrief: was ist Wahrheit? — und kein Mensch konnte ihm antworten. Blutig trat alsdann das Bild des Einzigen, der's ihm einst würde gesagt haben, vor seine Seele, und ohne Schonung und Erbarmen sagte ihm dann sein Gewissen: du hast ihn gemordet, das ist Wahrheit! O bewahret euch vor ähnlichen, wenn schon minder schauerhaften Empfindungen, sie sind gleichwohl die traurigsten des Lebens. Nehmet mit sorglicher Aufmerksamkeit jede Gelegenheit zu eurer Belehrung, Besserung und Heiligung wahr, an der euch die Vorsehung oft so nahe hinführt. Sie sendet euch noch manchen Lehrer der Wahrheit! Die guten Rührungen, die oft so unwillkührlich, wie von Gottes lebendigem Odem eingehaucht, eure Seele durchströmen, unterdrücket sie nicht; sie kommen vielleicht so zur rechten Stunde, so lebendig und innig und kräftig nicht mehr zurück; so leicht macht vielleicht das Herz dem Geiste den Sieg über das Fleisch in euerm Leben nicht wieder. Die leise warnende Ansprache des Gewissens, weiset sie nicht zurück; es hat euch etwas zu sagen, was ihr eine Stunde später vielleicht zu spät erfahrt, und immer spricht es freundlicher vor als nach. Die Belehrungen und Ermahnungen der Religion, die euch in dieser Stimmung eures Geistes, in diesem Alter eures Lebens, in dieser Lage eures Schicksals entgegen kommen, verachtet sie nicht; ihr würdet sie ein andermal nicht

mehr so gut verstehen, sie würden euch nicht mehr so tief und wirksam in die Seele greifen. Auch gibt uns die Vorsehung noch manchen andern Anlaß, die Kostbarkeit und Wichtigkeit des Augenblicks wahrzunehmen. Ihr könnt heute einen Unschuldigen retten, einen Leichtsinnigen warnen, einen Elenden erquicken. Auf was wollt ihr warten? Morgen ist vielleicht die Unschuld verrathen, der Leichtsinnige ein Verbrecher, der Elende verschmachtet. Die Geschichte des Landpflegers kann uns noch von einer andern Seite wichtig werden.

Wenn Pilatus sich und die Juden recht kannte, so mußte er während seines unschlüssigen Schwankens, und trotz seines Widerstandes gegen die Forderungen der letzten, sichs zum Voraus sagen können, daß er am Ende den Unschuldigen doch überantworten wird. Aber so handelt der Mensch, so täuscht er sich mit seinen eigenen Gefühlen. Er ist so gut als entschlossen, das Schlimmere zu thun. Aber noch thut er aus unwiderstehlichem Drang oder zum Schein der Vernunft und dem Gewissen die Ehre an, ihre Meinung auch zu hören. Er handelt noch eine Zeitlang mit sich selbst um Recht und Unrecht; kämpft noch eine Zeitlang, schwach genug um das, was am Ende doch geschehen soll, sich nicht zu sehr zuerschweren. Es ist, als ob er sich noch einmal schmeicheln wollte mit der Ueberzeugung, daß er das Böse nicht aus Mangel an Gefühl für das Gute begehe, als ob er sich durch dieses Wenden

und Drehen, die Beruhigung abtäuschen wollte, daß er das Seinige gethan, und am Ende einer übermenschlichen Versuchung mit menschlicher Schwäche erlegen sey, als ob er Entschuldigungsgründe gegen nachfolgende Rügen des Gewissens sich sammeln wollte. Umsonst! Pilatus that das und jenes und nichts entscheidendes, wählte alle Mittel und nie das rechte; schlüpfte gewandsamer zwischen seinen eigenen Gefühlen und Grundsätzen, als zwischen den Ränken und Forderungen der Juden durch, und glaubte nun — unschuldig zu seyn an dem Blut des Gerechten? O gerade unter diesen Umständen, wenn dies Blut noch einmal auf sein Herz und in sein Gewissen fiel, so fiel es heiß und schwer, und ob er sich siebenmal des Tags gewaschen, und siebenmal bezeugt hätte: ich fand keine Schuld an ihm, so grub es sich doch immer tiefer und brennender bis in seine innerste Empfindung ein.

Ihr habt gesehen, wie das Volk ohne Grundsätze, und Pilatus gegen seine Grundsätze handelte. Ihr würdet bei der ganzen Geschichte die Gegenwart Jesu kaum bemerken, wenn ihr nicht wüßtet, daß es seine Geschichte ist. So stille sieht er der leidenschaftlichen Verhandlung zu, die ihm Leben oder Tod gilt; so ruhig erwartet er sein Schicksal von dem Ausspruch eines gerechten Richters, oder von den Händen seiner zum Tode erbitterten Feinde; so voll war seine Seele der Ueberzeugung, daß kein Mensch Macht hätte über ihn, wenn sie ihm nicht

von oben gegeben worden wäre, und daß er hier noch, wie in seinem ganzen Leben — er hatte es in seinem Leben so oft erfahren — unter der unmittelbaren Leitung seines Vaters stehe, die ihn schon so eigene Wege, und allemal zum Segen, geführt hatte, die ihn nicht, auch im Tode nicht, sinken lassen, auch im Grabe nicht vergessen konnte. Voll hingegebenen Vertrauens, und unbedingten Gehorsams folgte er nun dieser leidenden Hand auch tiefer hinein ins schauerliche Dunkel. Sollte er auch noch durch die bittersten Leiden, die eines Menschen Empfindung zerreißen können, geprüft werden, und sollte auch über seinem Grabe erst die Stimme ertönen: er war der Anfänger und Vollender eures Glaubens, so hatte er ja seinem Vater Gehorsam gelobet bis zum Tode, und bis zum blutigen Tode am Kreuz.

Darum ist er so stille und ruhig. Ihr hört keine Vorwürfe über Mißhandlung und Undank. Der gerechteste Vorwurf, wo er nicht mehr bessern kann, ist Streben ohnmächtiger Rache; er aber stellte es dem heim, der recht richtet. Keine Vertheidigung seiner Unschuld an den Pilatus; — er erkannte sie ja. Keine Beweise seiner göttlichen Sendung an die Juden; — sie wollten sie ja nicht erkennen. Ueber den Augenblick hinaus, wo nach eigener Ueberzeugung alle Vertheidigung nichts mehr helfen kann, spricht nur noch Kleinmuth und Todesfurcht unwillkührlich aus dem Menschen fort. Aber der Mann

voll Seelenstärke, der Gegenwart des Geistes bis ans Grab, und jenseits des Grabes noch eine Hoffnung hat, Jesus von Nazareth blickt zum Himmel und schweigt. So hört ihr auch keine Versuche, das Mitleiden des Volks oder des Richters durch Flehen zu gewinnen. Er hätte durch jede Bitte der Rachsucht seiner Feinde ein neues Opfer gebracht, und seine Würde erniedrigt. Eine Nacht früher hatte er zu Gott gebetet: Ists möglich so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Von Menschen hatte er nichts mehr zu bitten.

So stille und ruhig steht er da, und siegend durch seine Ruhe über die Verlegenheit seines Richters und über die Bosheit seiner Kläger. Wenn ihr ihn, eh' er sein Haupt zum Tode neigt, noch einmal werdet reden hören, so wird er beten zu seinem Vater um Vergebung für seine unwissenden Peiniger; so wird er mitten unter eigenen Schmerzen, mit dem zarten Gefühl eines Sohnes sorgen für das hülflose Alter seiner Mutter, so wird er einen Unglücklichen, der neben ihm leidet, mit dem Troste der Unsterblichkeit vor den Schrecken des Todes bewahren; so wird er noch einmal seufzen aus der Tiefe seines Herzens, aber zu Gott. Es wird noch einmal ein unsichtbarer Engel seine Unschuld und sein Glaube ihm in der Todesstunde den Kelch der Stärkung reichen, und dann wird er mit zurückkehrender Seelenruhe Gott wieder Vater nennen, und den scheidenden müde gequälten Geist seines Vaters Händen befehlen, auf daß sein Tod sey wie

sein

sein Leben, Ausdruck des kindlichsten Vertrauens, und der erhabensten Seelengröße, und der sanftesten Tugend, durch welche Gott einen Menschen zum Herrn und Heiland über seine Brüder adeln konnte.

Vergesset einen Augenblick, daß ihr Christen seyd, und alles, was ihr dem, der so duldete, zu verdanken habt. Stellet ihn in euern Gedanken nur als Menschen, ganz so arm und verlassen wie er war, vor den Richterstuhl des vornehmen Statthalters, und zwischen die Kreise der andächtigen Priester, und des unübersehbaren Volks, und fragt euch selber, und gesteht es euch: wo ist Seelenadel? wo ist Menschenwürde? wo ist Tugend, die eure Liebe, Huldigung und Nachahmung fordert? welchem von allen möchtet ihr gleichen, und wenns Leiden und Tod kostete, an welches Stelle wünschet ihr zu stehen? mit welchem möchtet ihr in der Stunde des Todes seine Empfindungen theilen, und vor den treten, der da recht richtet? Ists nicht also, — mit Jesu von Nazareth?

Erinnert euch wieder, daß ihr Christen seyd, und vor dem Namen deß, der so duldete, die Kniee beugt, und freut euch seiner ausgeprüften Tugend und des Sieges, den seine Unschuld vor Gottes Richterstuhl und auf eurer Wagschale über die Bosheit seiner Feinde errang.

Freuet euch seiner und lernet von ihm, Wahr-

heit und Gerechtigkeit zu euerm Heiligthum machen, durch Glauben an Gott eure Tugend auf die Stunde der Versuchung und euern Muth auf die Tage des Leidens stärken, lieben und beten, wenn ihr Unrecht leidet, daß euch Gott nicht an euern Feinden rächen, aber durch ihre Besserung euch für ihre Kränkungen trösten möge; es ist des Christenthums und der Tugend, es ist selbst der Menschenliebe eures Erlösers höchste bestandene Probe.

Lernet von ihm, durch ein tugendreiches, heiliges Leben, Ruhe des Gewissens im Busen jedem Schicksal, das die Ferne der Zukunft noch vor euch verborgen hält, entgegentragen, im tiefsten Seelenleiden an Gott euch halten, und im Kampfe des Todes den Preis der Unsterblichkeit ergreifen. Amen.

Predigt

am grünen Donnerstage 1797.

über die Leidensgeschichte.

Unsere Andacht, o Gott, begleitet den heiligen Dulder Jesus Christus zu seinem Gerichte und in seinen Tod. Anbetend bewundern wir seine Größe; dankend huldigen wir und ergeben uns seiner Liebe; heiliger Ahndungen voll freuen wir uns seines Sieges, und aus unserm Herzen entsteigt der Wunsch: ach daß wir auch so gut und so stark wären, wie er!

Diesen Geist der Liebe, diesen Sinn des Vertrauens und der Hingebung an dich, Vater! die Erde und ihre Weisheit kann uns ihn nicht einflößen. — Heilige du uns in deiner Wahrheit! Erhalte uns durch sie zwischen den Versuchungen des Lebens

auf der richtigen Bahn, auf der uns Jesus vorangewandelt ist! Bewahre uns durch sie zwischen den Stürmen des Lebens aufgerichtet und unerschüttert, bis wir auch überwunden haben. Und wenn einst das Ende unsers Pilgerweges sich in das Grab verliert, so reiche uns die Hand zum letzten, bangen, frohen Schritt hinüber ins Vaterland, das uns sein Tod eröffnet hat. V. U.

Text: Abschnitt aus der Leidensgeschichte.

Die Stunde war gekommen, die Jesu während seines frommen Lebens so oft vor den Augen schwebte, und alles Leiden, all der Jammer mit ihr, dessen Ahndung einst sein Herz ergriff, wenn er auf seinem stillen Gange nach Jerusalem die Thürme der Stadt erblickte, die ihre Propheten tödtete, und steinigte die zu ihr gesandt waren. Siehe, (so sprach er noch wenige Tage früher zu seinen Jüngern), wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und des Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden, und sie werden ihn verdammen zum Tode, und werden ihn überantworten den Heiden, zu verspotten und zu geißeln und zu kreuzigen. —

Ihr habt einen Theil der traurigen Erfüllung dieser Worte in unserm Texte vernommen, und in schauerliche Tiefen menschlicher Bosheit, und auf traurige Schwächen des menschlichen Herzens, und an einer erhabenen Größe menschlicher Tugend hinauf geblickt.

Frevelhafter ward noch nie der Schein religiöser Gewissenhaftigkeit zur Verläugnung der boshaftesten Tücke und zum Beweggrund der gewissenlosesten Rachsucht mißbraucht, als jetzt, wo die frommen Priester Gottes, [so wollten sie scheinen,] und die treuen Väter des Volkes den als einen Gotteslästerer bei dem Volke verdächtig und verhaßt zu machen suchten und dem Tode widmeten, der mit der sichtbaren Weihe der Gottheit in Wahrheit, Gerechtigkeit und Gnade unter die Menschen getreten war, und gesund machte an Leib und Seele, und suchen und retten wollte, was verloren war, aber ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verfolgung, weil er schärfer, als sie es ertragen konnten, in ihre Seele blickte, und muthiger, als sie von einem Menschen befürchteten, ihren Stolz, ihren Eigennutz, ihren Betrug mit dem rechten Namen nannte, und durch seinen einfachen geraden Sinn und Wandel, durch seine stille unverdächtige Gottesfurcht, durch seine herzliche, offene Liebe, ihre versteckte Denkungsart, und ihre gewundene Handlungsweise furchtbarer als durch die treffendste Schilderung hinter dem künstlichen Schleier hervor an das Licht zog und bestrafte.

Feiler dem Betruge, und verworfener in Undank und Gefühllosigkeit, zeigte sich das menschliche Herz noch nie, als jetzt, wo selbst das nicht beleidigte, aber oft mit Wohlthaten gesegnete Volk von der Rachsucht und Mordlust seiner Verführer mit ergriffen ward. Einst hatte er ihren Bedürfnissen,

Befriedigung, ihren Kranken die Gesundheit, und ihren Todten das Leben geschenkt. Ihr Freund und Retter zu werden, ihrem Verstande Licht, und ihrem Gewissen Ruhe, und ihrem Herzen Kraft zur Tugend und Trost zu den Leiden des Lebens zu verschaffen, war seines Herzens köstlichstes Gefühl, sein Gedanke in der Nacht, und am Tage seine Arbeit. Und sie schienen ihn zu verstehen und seine Liebe, wenn sie jetzt ihm nachzogen mit ihren Wünschen und Bekümmernissen nah und ferne, jetzt mit leiser Aufmerksamkeit seiner Lehre horchten, jetzt mit lauten Geständnissen austriefen: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn! Aber armer Wohlthäter deiner Brüder, empfange nun in der Stunde deines Gerichtes ihren Dank für deine Liebe. Sie haben keinen König denn den Kaiser, und darum haben sie für dich schuldlosen, heiligen, wohlthätigen Menschenfreund keinen Wunsch, als den Tod.

Wie schwach gegen Zumuthungen und Ungestümm, wie unentschlossen zwischen Grundsätzen und Umständen, wie ohnmächtig bei seinem eigenen bessern Gefühl und Willen zeigt sich endlich der römische Landrichter, in dessen Macht es am Ende immer noch stand, den Beklagten zu kreuzigen und loszusprechen! Ob und in welchem Sinne sich irgend ein Mensch den Sohn des Gottes der Ebräer nannte, bekümmerte ihn wenig. Daß dieser Mensch der Herrschaft des Kaisers über das jüdische Volk nicht gefährlich seyn konnte, sah er wohl ein. Es

hatte der Blick der heiligen Unschuld und der erhabenen Seelengröße aus dem Antlitze Jesu nicht umsonst an seine besseren Gefühle gesprochen. Und er kannte die Priester. Darum wünschte er Jesum zu retten. Aber er wollte den Haß der Vornehmsten des Volks und die Verantwortung eines sichtlich angelegten Aufruhrs nicht auf sich laden. Nach mehreren mißlungenen Versuchen hofft er selbst noch durch das letzte grausame Mittel der Geißelung die Rache der Erbitterten zu befriedigen, und das Mitleid der Kühlern für den Unschuldigen zu gewinnen. Aber umsonst! Sie kannten auch ihn. O sie wußten seine Schwächen zu umstricken und zu benutzen; sie wußten seine Staatsgrundsätze ins Spiel zu ziehen, und gegen die Grundsätze der unbefangenen Gerechtigkeit zu gewinnen, sie wußten selbst durch seine Unentschlossenheit die Leiden des Verfolgten zu dehnen und zu vermehren. Sie wußten endlich durch das trotzige Wort: läßest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht! und durch einen Fingerzeig auf die immer bedenklicheren, ungestümeren Bewegungen des Volks die letzten guten Regungen seines Gefühls darnieder zu schlagen, und dem unselbstständigen Manne das Todesurtheil über das Haupt des Schuldlosen abzutrotzen.

Lasset uns wegblicken von diesen Denkmälern der Verworfenheit und Schwäche, auf ein Bild, in welchem sich die Menschheit im tiefsten Leiden, und in ihrer erhabensten Größe zeigt!

Mit blutenden Wunden bedeckt, angegriffen und zerschnitten in seinen innigsten, lebendigsten Gefühlen durch Verspottung und Hohn, durch falsche Anklage, durch die boshafteste Verdrehung seiner heiligsten Worte, und Vereitlung seiner wohlthätigsten Absichten, stand Jesus da, einsam und verlassen im wogenden Sturme, er, den erst noch die Menge mit Hosianna und Palmzweigen umringte, dem einst anbetend die Engel dienten, jezt verlassen von Menschen und von Engeln, nur von sich selber nicht, und von seinem Gewissen und von seinem Glauben nicht, der über Menschengerichte und über Tod und Grab in die Ewigkeit hinausreichte. Ihr seht ihn nicht mehr handeln; denn er erkannte die Stunde, in welcher sein Gehorsam, den er Gott gelebt hatte, sollte bewähret werden durch den blutigen Tod. Ihr höret ihn wenig mehr reden, aber noch eben genug, um beurtheilen zu können, ob es Verzagtheit und bange Todesfurcht war, die seine Lippen schloß, oder ob mit lichter, lebendiger Gegenwart des Geistes ein großes Herz sich schweigend in seine Gefühle und in sein Bewußtseyn und in seine Hoffnungen einhüllete. Er hatte seinen Verräthern und Anklägern nichts mehr zu sagen. Gott, du weißt es! dachte seine Seele. Selbst seinem Richter gibt er auf die Frage: von wannen bist du? die Wahrheit nicht Preis, die er nicht versteht, für die sein schwaches in Staatsbedenklichkeiten verflochtenes Herz keine Gefühle hat. Nur seinem vornehmen Trotze: weissest du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen,

und Macht habe, dich loszulassen? antwortet er mit ruhiger, bescheidener Würde: du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben; und nur von den wenigen Edlen, in deren Auge er noch des Mitleids tröstende Thräne erblickt, scheidet er mit dem Wort der warnenden Liebe: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, mein Kampf naht seinem Ende und seiner Vergeltng, aber weinet über das Unglück, das euch und euern Kindern bevorsteht. — So im Gefühl seiner Unschuld über die niedrige Bosheit seiner Ankläger und Feinde erhaben, so im Glauben an Gott triumphirend über die Menschenfurcht und über den feigen Trotz seines Richters, so im Gedränge eigener zahlloser Leiden noch ergriffen vom Mitgefühl des Jammers, der über Jerusalem bevorstand, wandelt er mit seinem Kreuze hinaus den Weg zum blutigen Tode; — und ihr werdet ihn sterben sehen, noch mit einem Sinn der Liebe, noch mit einem Muth zum Tode, noch mit einem Blick zu Gott im brechenden Auge, der allein seines edeln Lebens werth war, — ihn, den auf diesem Wege nur ein solches Herz bis an den Scheidepunkt zur Ewigkeit begleiten konnte, und der die Wahrheit seiner Bekenntnisse und seines Charakters gegen Anklagen und Richtersprüche, und seine Widerkehr ins Leben gegen Tod und Grab verbürgte.

Glaubet ihr, meine Freunde, daß der feste, ver-

traute Blick, mit welchem Jesus in den Stunden der ruhigsten Gefühle, im innigen, harmlosen Umgang mit seinen Freunden, und mitten unter dem Hosianna seiner Verehrer diesem Schicksale entgegen sah, und die Hoffnungen, welche sich dann in die Wehmuth seiner Empfindungen mischten, und die Ueberzeugungen, in welche seine Hoffnung aufstrahlte, und die Grundsätze, welche durch seine Ueberzeugung genährt wurden, — glaubt ihr, daß ihn diese zum Sieg in der Stunde des gegenwärtigen Kampfes und zum unerschütterten Muthe, als Pilatus die Hände wusch, gestärkt haben?

Laßt uns von ihm lernen, mit welchem Sinne auch wir uns auf jede Zukunft vorbereiten, mit welchem Troste gestärkt wir unser schwaches Herz dem Grabe entgegen tragen mögen.

Weise und wohlthätig liegt zwar unsrer künftigen Tage Leid und Freude hinter den nächsten Bildern der Gegenwart vor uns verborgen, und einen halben Schritt vor unserm Auge verhüllt schon eine dämmernde Zukunft unsern Lebenspfad, und die lieblichen Gefilde, und die steilen Felsenhöhen, über welche er sich fortwindet, und sein fernes oder nahes Ende. Dank sey der Vorsehung, die unsern Blick auf diesen engen Gesichtskreis einschränkte. Nur einer war stark genug, seiner Leiden ganze, gewisse Last am guten Tage in das ruhige Aug zu fassen, sie mit fester Hand zu wägen, und zu sprechen: Ich kann und will sie tragen!

Aber wollten wir darum eine wohlthätige Absicht der Vorsehung nicht verstehen und nicht benutzen, die hier unsere Bekümmernisse durch den Trost der Hoffnung lindern, und dort, wo wir keines Trostes bedürfen, uns vor sicherem, vermessenem Sinn durch Besorgnisse verwahren wollte, — nicht auf das uns bereit halten, was nur kommen kann, eben darum, weil es kommen kann, — nicht an den unbekannten Augenblick unsers gewissen Uebertrittes in die Ewigkeit gedenken, eben darum, weil das Gewisse in dem Unbekannten verborgen liegt? Wenn Leid und Freude in einer undurchschauten Zukunft auf uns warten kann, wollten wir doch hier das Mögliche aus dem Sinne schlagen, weil es noch ungewiß ist, und doch dort auf das Ungewisse rechnen, weil wirs für möglich halten? Laßt uns oft mit Jesu sagen: Siehe wir gehen hinauf nach Jerusalem!

Wenns euch wohl ist im Umgange mit Menschen, die euch lieben, die euern Kummer mit Trost versüßen, und eure Freuden durch herzliche Theilnehmung erhöhen, wenn im Anblick weiser, edler, von Gottesglauben und Tugendliebe entflammter Menschen euer Herz sich erlabt, und euer Glaube an die gute Menschheit sich stärkt, haltet ihn fest diesen Glauben, Gott läßt ihn nicht zu Schanden werden. Aber vergeßt nicht, daß auch andere Menschen sind, die andere Gefühle haben, die vielleicht bei eurer Freude trauern und zu euern Thränen la-

chen können. Wenn euer Glück und eure Ruhe feste steht, wenn Zufriedenheit und Genüge und Ueberfluß euch umgibt, wenn im Schooße eurer Familien liebe, heilige Freuden euer Herz durchströmen, und eure letzten und kühnsten Wünsche erfüllt sind, genießt sie mit Dank die gute Stunde, die Gott euch gönnt, aber vergeßt nicht, daß der Himmel Sturm und Blitze, und die Erde des Ungemachs und der Gefahren viele, und für das, was euch das liebste ist, offene Gräber hat. Auf der lichten, freien, frohen Höhe eurer Wallfahrt, wenn der Balsam der Gesundheit und Kraft euch durchströmt, blickt immerhin hoffend nach denen hinab, die noch in der weitesten Entfernung, nah am äussersten Rande vor euch her wandeln, — aber schaut auch zurück! Es hängt schon manche Todtenkrone hinter euch am schwarzen Kreuze!

Diese weisen Erinnerungen gewähren einen nahen, natürlichen Vortheil. Ununterbrochene Ruhe schläfert ein in Sicherheit, und Sicherheit erschlafft das Herz, und nächst den Widerwärtigkeiten und Prüfungen kann nur das Andenken an Widerwärtigkeiten, und die Erinnerung, daß selbst Freuden nur Prüfungen sind, seine Wachsamkeit und Stärke erhalten. Und nur das Unerwartete überrascht, und nur das Ueberraschende betäubt den Sinn, und wirft den Muth darnieder. Kann aber selbst unter dem Druck der Leiden der, welcher sie duldet, allmählig zur Fassung und Ruhe zurückkehren, wie sollte nicht

das Andenken an sie uns zum gefaßten, ruhigen Empfang derselben vorbereiten?

Aber der Gedanke an das, was kommen kann, und der Blick auf das, was über alles Zweifelhafte hinaus gewiß, und noch am äußersten Ziele bald kommt, lohnt auch mit einem andern höhern Segen.

Er wird die Erinnerung an eure Pflicht und den Eifer ihr treu zu seyn in eurer Seele erhalten, zur Nüchternheit im Genusse euch führen, und gegen die Versuchungen im Gefolge desselben euch schützen. Euer Leben in seinem gehaltvollsten Werth als zugemessene Vorbereitungszeit zur Ewigkeit zu schätzen, Augenblicke zu guten Thaten zu nützen, so lange ihr Augenblicke habt, gut zu seyn und besser zu werden, Gottes Gnade, frommer Menschen Segen und Liebe, und eures Gewissens Ruhe euch zu versichern, und diese unentreißbaren Güter mitzunehmen, wenn alles zurück bleibt, und ferne fleucht, wird dann euer Grundsatz und eure Weisheit seyn. Ein solches Herz nahm Jesus mit sich aus dem Jordan in die Wüste, und durch alle Versuchungen des Lebens bis nach Golgatha, und bezeichnete seine kurze Lebensbahn, je gäher sie sich abwärts senkte mit guten Thaten, und sprach: ich muß wirken, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann, und stellte sich oft in heiligen Mitternächten vor Gottes Gericht, und bebte dann nicht, als er

vor dem Richterstuhle der Menschen stand und sein Todesurtheil anhörte.

Euer weiser frommer Wandel und eures guten Gewissens Ruhe wird dann die Ueberzeugung in eurer Seele befestigen, daß nicht eigene Thorheit und nicht fremde Bosheit es war, sondern Gottes verborgene Weisheit und Vaterliebe, wenn auch in Nacht und Blitze verhüllt, die euch eure Wege führt. Laßt dann den Leichtsinnigen und Vermessenen trostlos zagen, wenn ihn auf bahnloser verlorener Weite ein Sturm ergreift. Laßt den, der an Gott verzagt, am schwachen Stabe menschlicher Hoffnung schwanken, und haltet ihr euch fest an der starken Hand, die euch hinauf an die steilsten, schwindelnden Höhen, und wieder hinab an den glitschenden Rand des Abgrundes führt, und haltet sie fest, — sie wird euch nicht sinken lassen, sie wird euch, ihr ahndet vielleicht nicht wie bald und wie froh, auf ebenem sicherem Weg hinausführen. Jesus kniete in der Nacht vor diesem Morgen auf der Erde und betete: Vater dein Wille geschehe! In diesem Sinne sah er seine Leiden an, und darum wandelte er, noch so ruhig wie einundzwanzig Jahre früher an seiner Mutter Hand, aber auch noch so fromm und gut, jetzt zum letztenmal nach Jerusalem auf das Fest, und von dem Feste in sein Gericht, und aus dem Gericht zum Tode.

Mit dem Glauben an Gottes weise Führungen wird sich dann noch, wenn ihr ihnen auf der

Erde keine Zwecke mehr zu finden wisset, der Glaube an die Fortdauer an einem bessern Orte, und an den verborgenen Zusammenhang des Lebens hier mit der nahen Ewigkeit, und an höhere Zwecke der Gottheit, die sich hier nur vorbereiten und dort nur erreichen lassen, tröstend vereinigen. Es sind dem, der Gott vertraut, und ihn im Gewittersturme wie im Frühlingswehen erkennt, nicht die schlimmsten und nicht die bangsten Stunden, in welchen der unglückliche Zweifler sich von seiner letzten Hoffnung scheidet, und der Spötter aus sicherer Ferne euch zuruft: Wo ist nun euer Gott! Erst alsdann, wenn aller falsche Schimmer verschwunden ist, der noch über irdischen Aussichten lag, wenn das letzte Lämpchen menschlicher Hoffnung vor dem frommen Dulder auch noch verlischt, und Finsterniß, wie im Grabe, ihn deckt, fällt in ganzer, nie empfundener Reinheit und Stärke, der Strahl einer schönern Hoffnung aus der Ewigkeit in seine Seele herab. Dankend, betend faßt er ihn auf und hält aus im guten Kampf bis an das Ende, und sieht im letzten Sturm und geht zu Gott. Also lag es in der großen Seele Jesu beisammen, da er zum letztenmale nach Jerusalem ging: Siehe wir ziehen hinauf gen Jerusalem, und des Menschen Sohn wird den Hohepriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden, und sie werden ihn verdammen zum Tode, und werden ihn überantworten den Heiden, zu verspotten, und zu gei-

feln, und zu kreuzigen; und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Mit solchen Empfindungen der Wehmuth und des Trostes beisammen, kündigte er seinen Lieben die nahe Trennung an: Kindlein, ich bin noch eine kleine Weile bei euch, aber ich gehe zum Vater. — Er gieng, und immer tiefer drang in seinen Busen der Schmerz, und immer fester wand sich um den Schmerz die Hoffnung, bis — er sich auflösete in Todesruhe, und sie in die Wonne der errungenen Vollendung. —

Mitgenossen seiner Leiden
Sind wir; — einst erndten wir auch Freuden
Mit ihm dem Ueberwinder ein.
Laßt uns kämpfen, laßt uns ringen,
Mit unserm Haupt hindurch zu dringen,
Und seiner Freuden werth zu seyn.
Er, unsre Zuversicht,
Verläßt die Seinen nicht.
Wir sind stille.
Die Gott vertraun,
Sie werden schau'n,
Wie herrlich er die Seinen führt. Amen.

Predigt

am grünen Donnerstage 1801

über Joh. 19, 14 — 16.

Vater unsres Lebens, wir glauben es, die Vorbereitung für unsere große Bestimmung sey, was dein allmächtiger Wille uns hier zu leben, und dein heiliger Wille uns hier zu wirken, und was dein weiser Wille uns hier zu tragen bestimmt hat. Wir glauben es, und verkennen die heilige Stimme in unserm Innern nicht, die uns zur ernsten Erfüllung unserer Pflichten ruft, und für sie deinen Segen verbürgt. Und mit dem Blick der Hoffnung schauen wir deinem Sohne nach, der in Freuden und Leiden, und überall in guten Thaten deinem Willen gehorsam in den Himmel gieng; — und daß auch wir unserer Pflicht getreu, wie er, wachsam in der Versuchung, standhaft in der Gefahr, ein gutes Gewissen an das Ziel unsers Lebens retten mögen, ist unser Gebet. Dazu heilige uns die

fromme Liebe zu dir, — dazu stärke uns das Vertrauen auf dich, und dein guter Geist bewahre und vollende uns. V. U.

Text. Joh. 19, 14 — 16.

So war es denn ausgesprochen das Urtheil, das den schuldlosesten und edelsten Mann der fürchterlichen Willkühr boshafter Menschen, und der mordgierigen Rachsucht seiner unversöhnlichen Feinde preisgab. Er war, wenigstens scheinbar, wenigstens für diesen Augenblick, errungen und vollendet der Sieg, um welchen die Bosheit gegen die Unschuld, der Stolz gegen die Demuth, die Selbstsucht gegen den Edelsinn, der verschworene Bund aller Laster gegen die Tugend und der Satan gegen den Himmel kämpfte. Er ward errungen gerade da, wo die verfolgte Unschuld gegen den Uebermuth und die Uebermacht ihrer Feinde die letzte Zuflucht und den sichersten Schutz und siegende Rettung finden sollte, — gerade da, wo ein einziges ernstes Wort des Mannes, der Macht hatte zu kreuzigen und los zu lassen, hinreichend war, ein wohlthätiges Leben sich selbst und der Menschheit, die sein so sehr bedurfte, zu erhalten und zu sichern. Aber Pilatus überantwortete Jesum, daß er gekreuziget wurde!

Wenn ihr auch gerne und mit aller Billigkeit es zugebet, daß dem römischen Landpfleger die stille

Tugend des frommen Menschensohns und selbst die lauten Zeugnisse derselben nicht so bekannt waren, als sie seinen Anklägern seyn mußten, und wenn ihr mit Billigkeit es zugebet, daß ihm Jesus weder als Sohn Gottes, noch als der längst vermißte und erwartete Trost der Menschen, so wichtig und werth seyn konnte, als er seinen Anklägern seyn sollte und uns allen ist, so behält doch euer Menschengefühl und euere Achtung für Unschuld, und Recht und Gesetz noch eine schwere Anklage gegen ihn. Er war von der Unschuld Jesu überzeugt oder konnte es seyn. Er sollte ihn retten und es war in seiner Macht. Ihr habt Recht! Und wie in der kurzen Leidensgeschichte Jesu fast jeder Zug menschlicher Verwilderung und fast jede menschliche Schwäche in einem eigenen Bilde, und jede menschliche Tugend und die höchste Seelenstärke in dem einzigen Bilde Jesu lebendig in Handeln oder Dulden vor uns erscheinen, so geht auch heute Pilatus an unsern Augen vorüber.

Das Bild der nachgiebigen Schwäche gegen eigene Ueberzeugung von Pflicht und Recht. — Laßt uns

1) dasselbe näher betrachten, und alsdann
2) was wir gefunden haben, zu unserer Befestigung im Guten anwenden.

„Da überantwortete er Jesum, daß er gekreuziget wurde.“ Denkt ihr bei dieser

Handlung des Pilatus an einen leichtsinnigen Menschen, der unbekümmert um den Werth und die Folgen einer Handlung thut und geschehen läßt, was mag, der ohne Gefühl und Grundsätze und ohne Ueberlegung unbekümmert geschehen läßt, was geschehen mag, oder an einen Menschen, der selber im Solde des Lasters, ohne Achtung für Recht und Pflicht, zur Begünstigung jedes Frevels feil ist, oder an einen Menschen, der aus eigenem Interesse ein Feind der Unschuld und Tugend zu ihrer Unterdrückung freudig die Hände bietet, so thut ihr ohne Zweifel dem Pilatus unrecht. Pilatus hat eine schwere Stunde. In seinem ganzen Betragen leuchtet sichtbar genug die Verlegenheit, und ein guter Wille die Unschuld zu retten im Kampfe gegen die Bedenklichkeit der Umstände hervor. Er ist bekannt mit der ganzen Denkungsart und Handlungsweise der jüdischen Rathsherren und Priester, und bei dem Anblick Jesu, den er zum erstenmal sah, und während der kurzen Unterredung mit ihm nicht ohne Sinn für die stille Unschuld, die aus seinem Blick und aus seinen Worten und selbst aus seinem Schweigen sprach, und nicht ohne Achtung für sie. Staatsklug und staatsbedenklich windet er sich auf alle Seiten, und versucht alle Mittel, die ihm seine Klugheit bietet, und seine Klugheit erlaubt, entweder das ganze verdrießliche Geschäft von seinem Richterstuhl abzuweisen, oder zu Gunsten der Unschuld zu entscheiden. Erst weiset er sie ab mit dem Bescheid,

nehmet ihr ihn hin und richtet ihn nach eurem Gesetz, wohl bekannt mit den engen Schranken ihres Gesetzes. Dann erklärt er frei und gerecht: Ich finde keine Schuld an ihm. Dann schickt er Jesum an den Herodes, in dessen Gebiet er heimisch war, und legt selbst noch das zweideutige und unwürdige Betragen desselben zu Gunsten des Beklagten aus. Dann wendet er sich von der Hartherzigkeit der Priester an das Mitleiden des Volks und bietet ihnen zur Gewahrung eines alten Rechts die Loslassung des gebundenen Jesus an Und noch in den kurzen Worten unsers Textes weiset er auf den stillen, ruhigen, verdachtlosen, auf den schon eine lange Nacht und einen langen Morgen mißhandelten und müde geplagten Menschensohn, den keine bedenkliche Bewegung des Volks, kein gefährlicher Anhang, den nur das stille Gebet und die Thränen weniger guten Seelen begleiteten, und scheint in den Worten: Sehet das ist euer König, entweder, wo möglich noch ihr Mitleiden, oder das verstummende Geständniß von der Grundlosigkeit ihrer Anklage, und tiefe Beschämung, daß sie einen solchen Menschen mit einer solchen Klage vor seinen Richterstuhl bringen konnten, erregen zu wollen. Und da auch dieser Versuch nichts fruchtete, steigt er durch eine feine Wendung unerwartet zum bittersten, verachtenden Spott in der Frage: So soll ich denn euern König kreuzigen? Das that der römische Landpfleger.

Aber der nämliche Landpfleger wußte denn doch wohl, daß er nun einmal unter diesen Leuten lebe und mit ihnen leben müsse. Der nämliche Landpfleger mochte wohl manche geheime Ursache haben, den Frieden mit diesen Leuten zu erhalten, an die sie einander nicht zu erinnern nöthig hatten. Der nämliche Landpfleger hatte den pochenden Trotz gehört: Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht! Und er fand denn doch, daß das Leben eines armen verlassenen Israeliten, den seine eigene Nation verdammte, kein Preis für die Aufopferung seiner Ruhe in Jerusalem und seiner Gnade in Rom sey. „Da überantwortete er ihnen Jesum, daß er gekreuzigt würde."

Pilatus war nicht boshaft, aber schwach. Jesus war ihm nicht, was dem beleidigten Stolz der Priester, zu groß, zu tugendhaft und gefährlich, aber zu unbedeutend. Pilatus war zu edel, das Nämliche zu wollen, was die Juden, aber unedel genug, das Nämliche zu thun. Und was dachte er wohl, als er zur Bezeugung seiner Unschuld vor den Augen des Volks seine Hände wusch? Ich habe das Meinige gethan.

Haben wir durch diese kurze Zeichnung des Charakters, der Lage, des Betragens des Pilatus und seiner Gründe dazu, ihn vor dem partheilosen Richterstuhl euerer Vernunft und eueres Gefühls

angeklagt oder gerechtfertiget? Haben wir ihn nicht gerechtfertiget, so sey die reine Ausbeute unserer Betrachtung die lebendige Ueberzeugung, daß kein laues, natürliches Geneigtseyn zum Guten, ohne Muth und Beharrlichkeit es zu erfüllen, kein mißliches Verhältniß, wohin die Vorsehung oder eigene Wahl und Unvorsichtigkeit uns versetzte, kein Gut, das wir verscherzen, und kein Ungemach, das wir uns bereiten könnten, und keine Unbekanntschaft mit der Wichtigkeit der Sache, in welcher wir uns entscheiden sollen, die Verletzung einer Pflicht rechtfertige; und das Vorbild Jesu Christi, der seinem Vater gehorsam war bis zum Tod, und der Sieg, den sein Gehorsam im Tode errang, ermuntere und stärke uns zur Erfüllung unserer Pflicht.

Nicht der gute Wille, ohne Ernst und Muth ihn auszuführen, und nicht sein Widerspruch gegen die Verletzung einer Pflicht rechtfertiget die Verletzung der Pflicht. Was ist das, was wir guten Willen nennen, ohne Ernst und Muth? Oft ist es nur eine natürliche, angeborne oder durch Erziehung und zufällige Umstände angeeignete, an sich verdienstlose Neigung. Aber handelt der Mensch mit Entschuldigung, wenn er sogar gegen seine eigene Neigung nicht das Gute, sondern das Böse wählt? Wird er ein andermal die Stärke der sinn-

lichen Natur zum Bösen mildernd in die Rechnung mit seinem Gewissen nehmen können, wenn er diesmal selbst ihre Stärke zum Guten so leicht besiegt? So handelte Pilatus, und überantwortete Jesum, daß er gekreuziget würde.

Was ist das, was wir guten Willen nennen, ohne Ernst und Muth? Es ist oft, da wo der Mensch im Kampf mit der Versuchung liegt, nur das klare unverwirrbare Bewußtseyn von Recht und Gesetz, und die starke unvertilgbare Anerkennung unserer Verpflichtung dazu, und nichts mehr. Und was der Mensch im Gefühl eines langen innern Widerspruchs mit sich selber so gerne für den Kampf seines guten Willens gegen die äussere Versuchung hält, armer Sterblicher, wie täuschest du dich! — es ist der traurige, schon gewonnene Kampf deines eigenen bösen Willens gegen dein besseres Bewußtseyn und Gefühl. Aber ist es Entschuldigung gegen besseres Bewußtseyn, und im Augenblick desselben, und im Gefühl seiner Stärke das Schlimmere zu thun? Und wird es ein andermal dein Trost seyn, daß du in der Uebereilung fehltest, wenn es diesmal dein Trost ist, daß du in der Ueberlegung fehlst? So handelte Pilatus, und überantwortete Jesum, daß er gekreuziget würde.

Aber die Umstände, in denen ich bin und leben

muß, diese häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, diese Obliegenheiten des Berufs, diese Bedürfnisse des Lebens, dieser vielseitige Verkehr mit Menschen, und die große Nothwendigkeit, und die eben so große Kunst alle Rücksichten in der Regel einer Handlung zu vereinigen, wie schwer, wie unmöglich machen sie oft die unverletzte Treue gegen die Pflicht, und wie verzeihlich ihre Verletzung?

Es ist wahr, jeder Mensch steht an seinem Ort und in seiner Stunde, die ihm zum Daseyn gegeben ward, vielfach abhängig von Ort und Zeit und Umständen, durch Schicksal, Bedürfniß oder Wahl in irgend einer, und jeder in seiner eigenen und vielleicht täglich in einer veränderten Verbindung mit Menschen und mit Dingen ausser sich, von der er sich nicht lösen kann und soll. — Und laßt uns gerecht seyn, jedem Menschen macht sein Verhältniß, wie einfach es auch sey, und sein Schicksal, einen Theil seiner Pflichten zur schweren Probe. O die Noth der armen Hütte nie durch unerlaubte Mittel erleichtern, fordert Kraft des Menschen, der sie bewohnt, wie es Kraft fordert, in den Wohnungen des Ueberflusses und im Kreis der winkenden Freude, die Nüchternheit des Geistes und die Besonnenheit zu bewahren. Und dem armen Verkannten, den ein einziger freundlicher Mensch besucht, geht es so nahe ans Herz, dem einzigen aus Gewissenhaftigkeit eine Bitte zu weigern, als dem Vielbefreundeten, mit gutem

Gewissen seinen Freunden allen gefällig zu werden. Und dem armen Verlassenen, der keinem Menschen Dank für eine Wohlthat schuldig wird, mags schwerer seyn, den liebenden Sinn für eine ihm fremde gewordene Menschheit zu behalten, als dem Begünstigten es wird, vielen Wohlthätern dankbar zu bleiben.

Aber was ist dieser Kreis und Zusammenhang von Umständen, wohin jeden Schicksal, Bedürfniß und Wahl gesetzt hat? Es ist die Schule unserer Tugend, der Wirkungskreis für unsere Pflicht, die Vorbereitungsstätte für unsere höhere Bestimmung, von einer heiligen Vorsehung uns bereitet, und für den Reichthum oder die Armuth unserer Kraft mit Weisheit und Güte erweitert, oder begränzt; und die Versuchung hier und das Entgegenstreben da, und dort die Gefahr, und überall die vielfachen Forderungen an das arme Herz, und die großen Forderungen des Herzens an sich selbst sind, weise vertheilt und zugewogen, die Aufgaben der väterlichen Erziehung, an denen unser frommer Sinn sich entwickeln und läutern und bewähren, und unsere Kraft zu einem großen himmlischen Beruf sich üben und stärken, und unser Muth sich prüfen, und unser Vertrauen auf Gott durch die Erfahrung bestätigt werden soll, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig ist. Und hat es nun Entschuldigung, die Gelegenheit zur muthigen Uebung der Pflicht nicht benutzen, weil es die Gele-

genheit ist, und in der Prüfung seiner Kraft für höhere Zwecke nicht bestehen, weil es die Prüfung war, und das Vertrauen wegwerfen, weil es durch Erfahrung sollte gestärkt werden? So Pilatus, als ihm die Gelegenheit zur edelsten und heiligsten und freudigsten That des Menschen und des Richters ward, einen verlassenen Gerechten gegen seine Verfolger zu schützen; — so überantwortete er die Unschuld an die Bosheit, daß sie gekreuzigt wurde.

Aber es ist ja nur ein in sich und in seinen Folgen unbedeutender Fall, (so sagt man sich noch), indem ich mich, einmal nur, gegen die strenge Pflicht für den Vortheil entscheide. Armer Sterblicher, der du ermessen willst, was wichtig sey in einer Welt, wo im großen, verborgenen Zusammenhang der Dinge das Nächste an das Fernste in leisen Berührungen hinüber reicht, und wo das Kleinste nur der Anfang zum Größern ist, und eine noch ungeahndete Zukunft mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Tugenden und Verbrechen, aus der Gegenwart geboren wird. Dein großes Geschäft ist es, nicht die Folgen der Dinge und die Schicksale der Welt zu berechnen und zu leiten, sondern mit Vertrauen auf die ewige Vorsehung das Deinige zu thun, darzureichen in deinem Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit, und in der Bescheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und

in der Geduld brüderliche Liebe. Aber auch so dachte Pilatus: es war ein armer verlassener Israelite, den seine eigene Nation verdammte! Aber um den armen, verlassenen Israeliten blutete das Herz einer tiefgebeugten Mutter. Aber um den armen Verlassenen weinten eilf trostlose Freunde. Aber auf den armen Verlassenen und sein Mitleiden wartete nah und ferne noch so manches blinde Aug', und noch so manches verschlossene Ohr, und so manche gebundene Zunge. Und in dem armen Verlassenen hätte er den Wohlthäter einer großen noch ungeborenen Menschheit, und den Stifter euerer Ruhe, und den Erzieher euerer Tugend, und euern Trost im Sterben getödtet und begraben, wenn Gottes ewig weisen Rath und Willen menschliche Richtersprüche vereiteln könnten. —

Nicht der gute Wille, ohne Ernst und Muth ihn auszuführen, und nicht sein Widerspruch gegen die Verletzung einer Pflicht rechtfertiget die Verletzung der Pflicht. Amen.

Predigt

am grünen Donnerstage 1803

über die Leidensgeschichte.

Es ist eine ernsthafte und durch manche Erfahrung bestätigte Wahrheit, die uns, o Gott, das Schicksal deines Sohnes lehrt: Die Erde hat der frommen Tugend ihre Vergeltung nicht! Es ist eine trostreiche Wahrheit, die uns seine Religion und der Ausgang seines Schicksals verkündet: Ein besserer Ort bewahrt der frommen Tugend ihre Vergeltung auf. O daß uns der freudige Glaube an diese Wahrheit nicht verlassen möge, wenn uns unser Schicksal schmerzhaft an jene erinnert! Dein Geist regiere uns, daß wir im eigenen guten Herzen und in einem ruhigen Gewissen das Unterpfand deines Beifalls und unserer bessern Anwartschaft bewahren und an das Grab bringen mögen. Lehre uns leben, wie Jesus gelebt hat, fromm und gut, daß wir

auch die Stunden der Prüfung ertragen mögen, wie er, und vollenden, wie er vollendet hat.

Dazu heilige uns auch heute dein Wort und unsere Andacht. Wir beten um deinen Segen. V. U.

Text: Abschnitt aus der Leidensgeschichte.

Es war eine lange Reihe schmerzhafter Gefühle und schwerer Erfahrungen, durch welche der Erlöser seinem Tode entgegen gieng, als ob er alle Leiden des Lebens, eh' er das seinige endete, noch empfinden sollte. Die Trennung ohne Abschied von den Freunden seines Herzens war vorüber und lag hinter ihm. Einer hatte ihn noch umarmt, wohl heiß und glühend, aber nicht von Liebe, sein Verräther, und einer begegnete noch einmal seinem Blick, aber nicht um ihm den letzten Dank, und gute Nacht aufs Wiedersehen zum Troste mitzugeben, Petrus, der ihn verläugnete. Doch auch das war vorüber. Die Priester und Rathsherren, wohl bekannt mit der Rechtschaffenheit und dem Adel seiner Gesinnungen und Absichten, hatten bereits die nichtswürdigsten Klagen aus dem Munde falscher erkaufter Zeugen gegen ihn angenommen, und verdammten ihn als einen Gotteslästerer und Frevler am heiligen väterlichen Gesetz. Das war die Huldigung, mit welcher, wie man glauben muß, der aufgeklärteste und gebildetste Theil der Nation, den edelsten

ihrer Bürger, den tugendhaftesten Menschen, den thätigsten Freund und Wohlthäter seines Vaterlandes, den gewissenhaftesten Verehrer und ausgezeichneten Liebling der Gottheit ehrte. Um sie und ihn her wogte auf dem Weg zum römischen Statthalter eine zahllose Menge des Volks, immer größer ward der Zulauf, immer lauter nach jeder gütlichen Vorstellung des Statthalters das Losungswort dieses Tages: Kreuzige, kreuzige ihn! Es war wohl Mancher unter ihnen, der ihn einst gehört hatte, vielleicht gerührt ward, wenn er lehrte und ermahnte, und seine Zuhörer gerne zu guten und frohen Menschen gemacht hätte; Mancher, der ihm einen guten Rath, eine Wohlthat, einen geretteten Freund verdankte; Mancher, auf den er mit einem Wort der guten Ermahnung und mit einer Wohlthat vergeblich gewartet hatte. Aber — Kreuzige ihn! das war der Dank, womit sie seine Wohlthaten und seine Liebe bezahlten. Pilatus erkannte seine Unschuld, und schien geneigt für sie zu handeln. Aber sein Herz kannte er nicht; den Adel seiner Gesinnungen, seine Tugend, seine Großmuth, seine Verdienste und Aufopferungen, und alles was ihn in den Augen eines Römers groß und ehrwürdig machen konnte, das kannte er nicht, und hatte keinen Muth ihn gegen die Rachsucht seiner Feinde in Schutz zu nehmen. Er sah nur einen armen unbedeutenden Menschen vor sich stehen, einen von

den vielen, die an jedem Gerichtstag vor den Schranken erschienen, und verächtlich genug schon, weil er ein Jude war. Der beste von ihnen war in seinen Augen geringer Aufmerksamkeit werth. So wahr wurde es auch in diesem Augenblick und auch in diesem Sinne, was geschrieben steht: Seines Volkes Missethat mußte er tragen. Pilatus zieht die Hand zurück und gibt ihn der Rachsucht seiner Feinde preis. Das war die Gerechtigkeit, die ein Dritter und Unpartheiischer, der nie eine Wohlthat von ihm genossen, und nie eine Kränkung von ihm erlitten hatte, der Unschuld wiederfahren ließ.

In einem viel leichtern Maße, doch immer noch schmerzhaft genug machen wir alle, meine Freunde, ähnliche Erfahrungen, oder sie erwarten uns noch, und manchem redlichen Bekenner Jesu fällt es in den Stunden seiner Prüfung schwer, aber auch wieder tröstend an das Herz, was er selber sagte: Dem Jünger wirds nicht besser, als seinem Meister. Euer unschuldigstes Wort, euere beste That, euere wohlgemeinteste Absicht kann von Menschen mißdeutet werden; oft wird sie es von Fremden, deren Stolz oder Eigennutz ihr zu nahe kamt, nicht selten von denen, welchen ihr Freude und Segen durch euere That bereiten wolltet. — Die Wohlthaten des liebenden Menschenfreundes, o sie finden überall zum Empfangen

pfangen eine offene Hand, aber nicht überall ein offenes dankbares Herz, und leicht verschwindet ihr Andenken mit den letzten Spuren des Schmerzes, den sie heilten. — Endlich die stille, bescheidene Tugend, manche gute That, im Vertrauen auf Gott und mit Liebe ohne Geräusch verrichtet, wird von Menschen nicht bemerkt, oder sie wird es, aber nicht erkannt, sie wird erkannt, aber nicht geehrt, weil auf dem edlen Thäter ein Vorurtheil seiner Familie, seines Volks, seines Standes, vielleicht seines dürftigen Kleides liegt, und das bescheidene Verdienst muß unbescheidenen Ansprüchen weichen.

Möchten wir doch auch diese ähnlichen Erfahrungen und Schicksale so zu ertragen wissen, wie Jesus. Aber welche bittere, unruhige, stürmische Gefühle durchziehen alsdann unsere Brust, und empören das Herz, und zucken in den Mienen! — und er war so ruhig. Wir klagen, wir murren oft gegen Menschen, leicht gegen Gott, machen Vorwürfe, die nur beleidigen, nicht versöhnen, werden in unsern Urtheilen über Menschen unbilliger und härter, als wir sollten; — und er blieb so stille. Wir lassen die Hand säumend ruhen auf dem guten Werk, das kein Dank belohnt, oder ziehen sie unmuthsvoll zurück; — und er, durch ein Leben voll Wohlthaten von Undank bis ins Grab verfolgt, benutzt noch auf dem kurzen Weg zu ihm die fliehende Gelegenheit, und spricht, wo er nicht

mehr handeln kann, hier noch ein Wort der sorglichen Warnung an Jerusalems weinende Töchter, dort ein Wort des Trostes in das bebende Herz eines Unglücklichen, der mit ihm ins Grab schaute, betet für seine Feinde, die keiner Warnung und keines Trostes empfänglich sind, und wartet auf keinen Dank. Und wir, wenn wir uns von Menschen verlassen, zurückgestoßen, verfolgt sehen, auf die wir rechneten, wenn wir keine Hülfe finden, wo wir einst Hülfe leisteten, keinen Trost, wo wir tröfteten, dann werden wir so unruhig und bange um unser Schicksal, wissen nicht mehr, was wir von der Vorsehung glauben sollen; — und er weiß es so gut. An der Hand, die ihn am Tage seines Lebens führte, und zu den Thaten seines Berufes stärkte, geht er jetzt auch zu den Leiden seines Berufs gestärkt, in die Nacht, die vor ihm liegt, und weiß, daß er seinen scheidenden Geist in den Händen seines Vaters an einen guten Ort heimweiset.

O, daß wir von ihm lernen mögen, was es ist, das gegen Bosheit und Undank und Verkennung diese Seelenruhe erhält, und diese Geistesgröße nicht sinken läßt!

Den redlichen Verehrer Gottes und Menschenfreund tröstet gegen die Ungerechtigkeit, die ihm widerfährt, seine Unschuld, das Zeugniß seines guten Gewissens,

das richtiger urtheilt, und lauter spricht, als der Menschen Tadel und Lob, und mit euch geht von ihren Augen weg in eure Einsamkeit, und bis in die letzte und ernsthafteste, wo auch eure Freunde weinend stehen bleiben, und euch nachschauen auf dem dunkeln Pfad, der aus dem Leben führt. Dieser Engel kam vom Himmel und stärkte den Erlöser in dem Kampfe mit seinen Leiden, und verließ ihn nicht mehr. Sie verdammen mich als einen Gotteslästerer zum Tode. Nein, ich habe dich verkläret mein Vater und das Werk vollendet, das du mir gegeben hast. Ich soll das Volk irre geführt haben! Nein, ich habe zu mir gerufen, die mühselig und beladen waren, und habe sie erquickt Kreuzige, rufen sie über mich! Wohl, ich bin umher gegangen, und habe wohlgethan und gesund gemacht. Zum König hätte ich mich aufgeworfen! Ich bins, aber mein Thron ist nicht auf dieser Welt. So fühlte und dachte er, und mitten in dem Sturm, der von allen Seiten ihn umtobte, war in seinem Herzen Ruhe. Denn er war kein Gotteslästerer, und kein — Empörer.

Doch, so denken wir vielleicht, gerade das, was uns trösten soll, das Gefühl, daß wir Unrecht leiden, ist es, was uns so schmerzhaft wehe thut, und wofür wir Trost bedürfen. Wahr! und

doch, wie die nämliche Sonne brennt und erquickt, und das nämliche Gewitter verheert und befruchtet, so hat auch dieser Schmerz seinen Balsam in sich, den, daß der Freund des Guten nicht mit Recht leidet. Oder wünschet ihr, wenn ihr das Schicksal Jesu ertragen müßtet, es mit einem andern Gewissen zu ertragen als er? Wünscht ihr, um jeglichen Vorwurf ruhiger zu ertragen, die böse That begangen zu haben, die die Bosheit euch andichtet, oder zu euerm schönsten Werk der niedrigen Absicht euch bewußt zu seyn, die gekränkter Neid argwöhnt, und der Leichtsinn nachspricht? Reut euch das Werk der frommen Menschenliebe und die Freudenthräne, mit der ihr es gedeihen sahet, weil kein Dank es lohnt? Ist eine gute That ohne Dank nicht noch um einen schönen Lohn, den die Erde nicht geben kann, mehr werth, als keine gute That, und kein Dank, wofür die Erde und der Himmel nichts zu bieten weiß? Euer Herz möge euch antworten.

Doch es ist wahr, es gehört schon eine nicht gemeine Stärke des Geistes, oder eine lange Prüfung im Dulden dazu, gegen alle Stürme von aussen seine Ruhe in der eigenen Brust zu schirmen, und zum Zeugen seiner Tugend sich selber genug zu seyn; aber das gute Gewissen blickt zu Gott auf. Was ist dem Freund des Guten selbst der Menschen Gunst und Beifall ohne Gott? Um diesen Preis weihete er sich der Tugend

nicht. O sie sahen und kennen seine schönsten und edelsten Thaten nicht; sie kennen die Aufopferungen und Thränen nicht, durch welche sie zu Stande kamen; sie sahen nicht im verborgenen Herzen den frommen guten Sinn, die nahe schwere Versuchung, den langen heißen Kampf, den theuer erworbenen Sieg; sie schätzten bald zu hoch, bald zu gering. Ihr Beifall tröstet den stillen Kummer nicht, der in trüben Stunden das Herz durchzieht, und befriediget das verborgene Sehnen nicht, mit welchem wir alsdann von der Erde und ihren Freuden wegschauen, und ihre Meinung entscheidet nicht, wenn wir vor das Grab und vor unser Gericht treten. Gott, den der Fromme liebt, sah seine Tugend und ihren Kampf, maß sein Werk und seine Kraft, sah früher im frommen Herzen den heißen Wunsch, den treuen Willen, den unermüdeten Eifer, als Menschen die gelungene oder mißlungene That. Gott du kennest mich, so denkt der Christ und findet Ruhe. Gott du weist es, so denkt er, und achtet der zischenden Verläumdung nicht. Gott du hast für den frommen Dulder Vergeltung, und für Schwachheit Verzeihung, und für das Herz voll Sehnen und Ahnden Befriedigung. Dieses göttlichen Beifalls nur freute sich Jesus, als ihm Jerusalem mit Hosianna und Palmzweigen entgegen kam. Zu ihm schaute er auf, als nach vier Tagen der Hohepriester das Gewand zerriß und das Volk: Kreuzige! schrie, und Pilatus die Hände wusch. Er hat uns ein Vorbild

gelassen, sagt sein Apostel, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht dräuete, da er litt, er stellte es aber dem heim, der da recht richtet

Doch auch guter Menschen Dank und Liebe erfreuet und tröstet den Redlichen. Sie sind nicht alle ungerecht, und undankbar und gleichgültig, o nein, gewiß nicht alle. Schien nicht das ganze volkreiche Jerusalem in Haupt und Gliedern gegen Jesum verschworen zu seyn, — und doch saß in dem hohen Rath, der ihn zum Tode verurtheilte, noch ein Nikodemus und noch ein Joseph von Arimathia, der auch auf das Reich Gottes wartete, — und doch hat noch ein weicheres römisches Herz ein Wort des guten Zutrauens und der Fürbitte für ihn, das bis an den Richterstuhl des Pilatus dringt, — und doch floß auf dem Weg zu seinem Tode die stille Thräne der Töchter zu Jerusalem ohne Scheu und ohne Furcht, — und seine Freunde, die der Schrecken von ihm weggerissen hatte, sammelten sich nahe und ferne wieder um sein Kreuz. Ihre Liebe hielt bei ihm aus, bis er sein Haupt im Tode neigte, und weinte an seinem Grab, und begegnete ihm wieder mit Dank und Freude im Morgenschimmer seines Auferstehungstages. — Auch ihr, je stiller, bescheidener, verdachtloser euer frommer Wandel war, rechnet darauf, gute Menschen haben ihn bemerkt, und verstehen euer Herz. Auch wenn

sie es euch nicht sagen können noch dürfen, rechnet darauf, es ruht ein gutes Zeugniß und ein frommes Gebet für euch in ihrer Brust. Und wenn es nicht möglich ist, und es ist nicht möglich, aller Menschen Meinung für sich zu haben, freue sich, wer guten Sinnes ist, daß das Auge der Edlern, wenn auch der Wenigern, mit seinem Beifall auf ihm ruht, und ihr Herz mit seiner Liebe und Theilnehmung ihm nahe ist.

Endlich hat auch die Zukunft noch einen Trost für den redlichen Verehrer Gottes und Menschenfreund. Hinter Nacht und Wolken, die nur einzelne Sterne durchschimmern, bricht die Sonne hervor. Aus Irrthum und Lüge strahlt die Wahrheit auf. Ueberall erblicken wir dem Kampf entgegengesetzte Kräfte und Triebe, überall sehen wir das Wahre und Gute, in der Prüfung geläutert, im Kampf gestärkt, schnell oder langsam seinem Siege entgegen gehen; und wo wir es nicht sehen, wir trauen es dem Ewigen zu, der das Wahre und Gute will, und für seine Vollendung alle strebenden Triebe und alle kämpfenden Kräfte gewogen hat, er wird sich nicht verrechnet haben; und wenn wir es nicht erleben, — es steht noch eine heitere Zukunft über unserm Grabe; und wenn die Erde keine Gerechtigkeit und keinen Dank mehr für uns hätte, es steht noch ein Himmel über der Erde. — Das Gute gedeiht, das ihr aus Liebe zu Gott und im Vertrauen auf ihn begannet. Man-

ches schlummernde Weizenkorn, das ihr für verloren achtet, erwacht noch, und eure That wird euch rechtfertigen. Neid und Rachsucht verstummen, der Irrthum erholt, der Leichtsinn sammelt sich, und die Wahrheit und Gerechtigkeit hat Kraft genug und ewiges Leben in sich, es auszuwarten. Ihre Rechtfertigung und Vergeltung entgeht ihr nicht, und kommt nicht zu spät. Mit diesem Glauben gieng Jesus getröstet über Golgatha ins frühe Grab, und sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Er ist aufgenommen zu Gott, und sieht in dem Glauben, in der Liebe, in der Tugend, im Vertrauen, in der Seligkeit, in dem Dank vieler Tausender, die seinen Namen bekennen, seine Liebe belohnt und seine Leiden vergütet.

So laßt uns denn laufen mit Geduld in dem Kampfe der uns verordnet ist, und aufsehen auf den Anfänger und Vollender unsres Glaubens, der wohl hätte mögen Freude haben, und doch das Kreuz erduldete, der Schmähungen nicht achtete, und nun zur Rechten Gottes sitzt.

Seine Ehrfurcht und Liebe zu Gott, dem Vater, heilige unser Herz; durch sie ward er zu allem Guten willig und froh. Seine Menschenliebe erwärme unser Gefühl und belebe unsere Kraft; durch sie ward er unverdrossen im Wirken,

stille im Dulden, groß im Vergeben. Seine Zuversicht auf Gott und auf den Sieg der guten Sache befestige unsern Muth; ihn hielt sie aufgerichtet und stark, bis das Werk, das ihm sein Vater gegeben hatte, vollendet, und der Kelch, den kein Gebet mehr abwendete, getrunken war. Und seine Verheißung erfreue uns einst, Theil zu nehmen an der Herrlichkeit seines Reichs, das nicht von dieser Welt ist. Die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit geht genossen oder ungenossen an uns vorüber. Laßt uns das Eine, was in ihr und aus ihr zu retten ist, ein gutes Gewissen, den freien Blick zum Himmel, frommer Menschen Liebe und unsere Anwartschaft auf eine bessere Zukunft nicht verlieren.

Einst, wenn ihr die Augen schließt, werden eure Freuden und Leiden mit euch entschlummern, — aber euer Gewissen nicht. Einst wenn ihr unter der Erde ruht, werdet ihr die Verläumdungen und den Beifall über eurem Grabe nicht mehr hören; aber die Ewigkeit hat eure Thaten aufbewahrt. Einst wenn ihr wieder aufwachet, und diese Hügel und Berge, und diese Sonnen und Sterne nicht mehr sind, wird Gott noch seyn, der euer Leben beobachtete, und eure Vergeltung ist bei ihm. Amen.

Predigt

am ersten Osterfeste 1801

über Mark. 16, 1 — 9.

(In einer Landgemeinde gehalten.*)

Wir freuen uns, o Gott, und danken dir, daß du Jesum Christum unsern Erlöser nach kurzer Ruhe im Grab lebendig gemacht und ihm die Herrlichkeit gegeben hast. Wir freuen uns deiner, du bist unser Gott, der das Leben aus dem Tode zurückruft, und die Traurigkeit in Freude verwandelt, und den Kampf der Tugend mit dem Siege belohnt. Darum wollen auch wir auf dich vertrauen, du wirst alles wohl machen, und uns die Gnade schenken, in einem heiligen Leben zu beharren. Gib uns auch heute in deinem heiligen Worte deine Wahrheit zu erkennen ꝛc. A. U.

Text: Marc. 16, 1 — 9.

An einem Abend, die evangelische Geschichte sagt, um die neunte Stunde des Tages, neigete

*) Zu Hagsfelden bei Karlsruhe.

Jesus an seinem Kreuze das Haupt und verschied, und eine Finsterniß lag über dem ganzen Lande. Aber an einem Sonntage früh im Schimmer der Morgenröthe war er auferstanden, und die aufgehende Sonne schien auf ein leeres Grab.

Was denken wir hierbei? Die untergehende Sonne, der einbrechende Abend, und die Finsterniß die ihm nachfolgt, soll uns oft eine Erinnerung des Sterbens werden. Die Sterne, die alsdann an dem Himmel hervorgehen, und in der finstersten Nacht am hellsten glänzen, sollen uns das Zeichen der Hoffnung werden, und der anbrechende Tag soll uns mit dem Gedanken an die Auferstehung erfreuen. Aber wozu diese Erinnerungen? Ach nicht zu einem müßigen Gedankenspiel! Es stärke uns das Andenken an Tod und Leben, an den getödteten und auferweckten Jesus zur treuen Erfüllung unserer Pflicht und zum freudigen Vertrauen auf Gott. Eine Anleitung dazu gibt uns unser Text.

Betrachtungen über die frommen Personen, welche das Grab Jesu besuchten.

1) Erweckung zu einem treuen Sinn gegen Jesum.

2) Zum Vertrauen auf seinen Vater, der ihn von den Todten auferweckte.

Unser Evangelium sagt, daß Maria Magdalena und Maria Jakobi und Salome am Ende des Sabbaths Spezereien und Salben einkauften, um den Leichnam Jesu nach der damaligen Sitte, zu salben, und daß sie damit am Sonntag sehr frühe an das Grab gekommen seyen, da die Sonne aufgieng. Das sind die nämlichen Weiber, von denen das Evangelium an einem andern Orte sagt, daß sie Jesu, als er noch in Knechtsgestalt umhergieng, nachgefolgt seyen und ihm gedient haben. Wenn Jesus umhergieng und wohlthat und gesund machte, so sorgten sie unterdessen mit einem liebenden und dankbaren Sinn für seine Bedürfnisse; und wenn er an einem Abend nach vielen guten Thaten müde zu den Seinigen zurückkehrte, so waren sie darauf bedacht, ihn mit Bequemlichkeit und Erholung zu erfreuen. Auch seine vielfachen Leiden und Beschwerden suchten sie ihm zu versüßen. Sie hatten ihn ja nach Jerusalem zu seinem Leiden begleitet; und ob sie ihm gleich von der Last seiner Schmerzen nichts mehr abnehmen konnten, und unter dem Getümmel des Volks und dem Gespött seiner Feinde nicht einmal mehr ein Wort des Trostes zu ihm sprechen konnten, so hielten sie doch bei ihm aus, und trösteten ihn, wenigstens so gut sie konnten, mit ihrer standhaften Treue, und mit der Thräne des Mitleidens im rothgeweinten Auge. — Selbst nach seinem Tode wurden sie noch nicht müde, die Pflicht des Andenkens und der Liebe zu erfüllen. Sie kauften

Spezereien, weil sie seinen Leichnam salben wollten. Diese Mühe war gut gemeint, aber unnöthig, denn Jesus war nicht mehr im Grabe, er lebte. Aber diese unnöthige Mühe war darum nicht vergeblich. Sie hatten das Ihrige gethan. Sie befolgten, was ihr gutes Herz sie ermahnte. Gott sah in ihr Herz, und Jesus dankte ihnen. Sein Dank war das, daß er wieder zu ihnen kam und mit dem Wort: ich lebe! sie für ihre Bekümmernisse tröstete.

Diesem schönen Beispiel wollen wir auch folgen und Jesu dienen, und seine Schmerzen erleichtern! Wie, sagt ihr, können wir Jesu dienen und seine Schmerzen erleichtern? Sitzt er nicht zur Rechten Gottes, über Gute und Böse zu richten? Ja wohl! und doch könnt ihr ihm dienen und seine Bedürfnisse befriedigen; denn er sagt: Alles was ihr gethan habt den geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Laßt uns also aus dankbarer Liebe für seine Wohlthaten Gutes thun an den Menschen, laßt uns die Hungerigen speisen, die Schmachtenden erquicken, die Traurigen trösten, die Schwachen tragen, die Irrenden zurechtweisen. Denn Jesus sagt: Was ihr gethan habt den geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Und wenn auch manchmal unsere gutgemeinte Mühe vergeblich ist, und wenn Gott geholfen hat, ehe wir helfen können, und

besser, als wir helfen können, so wollen wir darum unsere Mühe nicht vergeblich halten, und nicht müde werden, sondern uns trösten, daß wir gethan haben, wozu uns unser gutes Herz ermahnte, und daß Gott hinein sieht in das gute Herz, und Jesus wird uns danken, und durch den Frieden und die Freudigkeit, die er uns schenkt, werden wir erfahren, was er jenen frommen Personen sagte: ich lebe, ich bin bei euch, und ihr sollt auch leben.

Als aber die Personen, von denen unser Text redet, im Licht der Morgensonne nach dem Grabe Jesu giengen, fiel ihnen auf einmal ein bekümmernder Gedanken ein: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Auch diese Sorge war vergeblich. Der Stein war weggewälzt, ehe er ihnen in den Sinn kam. Die guten Seelen dachten nicht daran, daß der Gott, der aus der Finsterniß der Nacht Licht schafft, und der die Sonne, die gestern untergieng, wieder mit neuer Herrlichkeit am geheiterten Himmel herauf führt, daß der Gott auch die Hindernisse wegschaffen kann, wenns nöthig ist, die uns auf dem Wege unserer Pflicht entgegen stehen. Was hätte manches von uns gethan? Wir wären muthlos auf dem halben Wege unserer Pflicht zurückgekehrt, weil wir doch den schweren Stein nicht wegwälzen können, und hätten vergessen, daß Gott überschwenglich thun kann, über alles, was wir bitten und verstehn. Aber wenn

jene Personen auch so gedacht hätten, so hätten sie nicht so bald erfahren, daß der Stein schon weggewälzt war, und daß Jesus lebe, und daß Gottes Hülfe am nächsten sey, wenn die Noth am größten ist, und Menschenhülfe scheint aus zu seyn.

Also sollen wir uns auf dem Weg der Gottseligkeit und unserer Pflicht durch keine Bedenklichkeiten abhalten lassen, sonst erfahren wir Gottes Hülfe nicht, sondern wir sollen das Unsrige thun, und an Gott glauben. Wer glaubt, fleucht nicht, sagt die Bibel. Und wenn uns auch der Stein zu schwer scheint, Gott wird ihn schon wegwälzen von unserm Weg und von unserm Herzen.

Die Sonne gieng auf, als den Weibern der ängstliche Gedanke einfiel: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Ist nicht so? Wenn die Sonne aufgeht, das heißt, wenn ein neuer Tag anbricht, so haben wir oft den meisten Kummer. Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? fragt alsdann das kleinmüthige Herz, und wir beten das alte Lied: Nun wird es wieder Morgen, die Nacht vollendet ihren Lauf; nun wachen alle meine Sorgen auf einmal mit mir wieder auf. O nicht so, meine Freunde. Laßt uns thun, was jene zaghaften Seelen auch hätten thun sollen, zum Himmel schauen und denken: Der Gott, der aus Finsterniß Licht schafft, und die Sonne, die

gestern untergieng, wieder mit neuer Herrlichkeit am geheiterten Himmel heraufführt, kann überschwenglich thun über alles, was wir bitten und verstehn. Die Sonne bleibt nicht aus, wenn die Nacht auch noch so lang und finster war. Denn auf eine finstere Nacht folgt der helle Tag, und auf einen trüben Morgen ein heiterer Abend.

Die Personen, die das Grab Jesu besuchten, fanden, wenn ihr wollt, weniger als sie suchten. Denn sie suchten Jesum, und trafen nur einen — Engel an. Aber eigentlich haben sie denn doch mehr gefunden, als sie erwarteten. Denn sie suchten den todten Jesus, und der Engel sagte ihnen: daß er lebe. So wiederfahrt auch uns in unserm Leben, und oft selbst auf dem Wege unserer Pflicht etwas ganz anderes, als wir wollten. Wir haltens für schlimmer, aber es ist besser, und der Ausgang, das Ende rechtfertigt Gottes weisen Rath und Willen, und beschämt unsere thörichte Meinung. Du wünschest Reichthum, damit du in Müßiggang und Wohlleben deine irdischen Tage verbringen könnest. Aber Gott schenkt dir Gesundheit und Kräfte, Gelegenheit zur nützlichen Arbeit, und zur Arbeit seinen Segen; das ist besser! Oder du wünschest nur Gesundheit und Kräfte, um dir und den Deinigen Nahrung mit Ehren zu erwerben. Aber Gott legt dich in Krankheit nieder, damit deine

Seele

Seele in Geduld und Trübsal bewährt werde, und dich und die Deinigen ernährt er doch. Das ist auch besser. Oder du bist gesund und arbeitsam, aber der Segen Gottes bleibt manchmal aus. Du wünschest mit allen Menschen in Ruhe und Frieden zu leben, aber Gott läßt es zu, daß du beunruhiget, angefochten, verfolgt wirst, damit du in der Demuth, in der Versöhnlichkeit, in der Liebe geübt werdest, und doch befiehlt er seinen Engeln über dir, daß sie dich behüten und bewahren auf allen deinen Wegen, und daß sie dich auf den Händen tragen. Das ist auch besser!

Also wollen wir nicht verzagen, wenn Gottes Wege nicht die unsrigen sind, sondern mit Demuth und Vertrauen annehmen, was er uns bereitet hat. Gott wirds wohl machen.

Endlich sagt unser Text: Die Weiber giengen schnell hinaus und flohen von dem Grabe, denn es war sie Furcht und Entsetzen angekommen. Das ist etwas sonderbares. So lang sie glaubten, Jesus ihr Freund und Erretter sey noch todt, so hatten sie Ursache sich zu fürchten, und da waren sie ruhig. Aber wie sie hörten, daß Jesus lebe, und sie hätten sollen freudig werden, kam sie Furcht und Entsetzen an, und sie flohen. Aber ist das nicht wieder unsere eigene Erfahrung? Oft ist der Leichtsinn des Menschen am sichersten, wo die Gefahr am größten ist, und ein andermal fürchtet das schwache Herz, wo es nichts zu fürchten hat. Denn des

Menschen Herz ist ein trotzig und ein verzagtes Ding, wie die Bibel sagt. Ich will euch ein einziges Beispiel anführen: Was fürchtet der Mensch, selbst mancher fromme mehr, das Leben oder den Tod? Ohne Zweifel den Tod. Aber dem Frommen ist der Tod weniger zu fürchten, als das Leben. Nur das Leben hat Mühe und Sorgen und Ungemach. Nur das Leben hat Krankheit und Schmerz. Nur das Leben hat Versuchung und Sünde. Aber ein seliger Tod befreit den Gerechten von allen diesen Leiden, und bringt ihn zur Ruhe und dahin, wo Jesus ist, und Freude die Fülle und liebliches Leben hat. Darum sagt Paulus: der Herr wird mich erlösen von allem Uebel. Also wollen wir im Leben unter so vielen Versuchungen und Gefahren nicht sicher seyn, sondern unsere Seele in den Händen tragen, und vor dem letzten Ende eines frommen Lebens wollen wir uns nicht fürchten, sondern dem Herrn unsere Seele empfehlen. Was jene Frauen an dem Grabe des Erlösers vor aller Furcht hätte bewahren sollen: Jesus lebt! das soll auch täglich unsere Freude und am letzten Abend unser Trost seyn.

Jesus lebt, mit ihm auch ich!
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Jesus lebt, er wird auch mich
Von den Toden auferwecken.
Er verklärt mich in sein Licht;
Dies ist meine Zuversicht. Amen.

Predigt

am zweiten Osterfeste 1788

über Luc. 24, 13 — 35.

(Vor einer Landgemeinde gehalten.*)

Gott, du bist deinem Wesen nach den Augen sterblicher Menschen verborgen, aber du hast dich den Menschen sichtbar gezeigt in dem Bilde deines Sohnes. Und ob auch dein Sohn verborgen ist vor unserm leiblichen Angesicht, so wissen wir doch, daß du in ihm bei uns bist alle Tage bis an der Welt Ende, und daß wir einst dich in ihm von Angesicht zu Angesicht schauen sollen. Nun so müsse denn der Gedanke an deine Gegenwart uns bewahren, wenn wir in Versuchungen zur Sünde fallen, uns trösten, wenn wir im Kampf und Leiden glauben allein und verlassen zu seyn. Erhalte unsre Herzen rein. Denn nur die reines Herzens sind, werden nach der Lehre deines Sohnes dich, o Gott, schauen. W. U.

*) Zu Grenzach bei Basel.

2) Wie wir uns derselben fähig und würdig machen müssen.

Je mehr uns an einer Sache gelegen ist, deste mehr werden wir uns in unsern Gedanken und Unterredungen damit beschäftigen. Zwei Jünger des Herrn giengen einige Tage nach seinem Tode über Land. Und wovon redeten sie wohl mit einander? Der Evangelist sagt: Von allen diesen Geschichten. — Nämlich von dem Leben, von dem Leiden Jesu, und am meisten von der Erzählung etlicher Weiber, daß ihr todt beweinter Freund sollte auferstanden seyn. Ach sie erinnerten einander, wie er in seinem Leben so sanft war und so gut, wie er sie mit Liebe zu sich gezogen, duldend ihre Schwachheit getragen, schonend ihre Fehler verbessert, mitleidig ihre Thränen abgetrocknet hatte. Dann begleiteten sie ihn in Gedanken wieder in den Oelgarten und an die Schädelstätte, sahen ihn wieder kämpfen, leiden, bluten und sterben. Dann erwägten sie wieder zwischen Zittern und Freude, ob es denn wohl könnte wahr seyn, daß er auferstanden sey und lebe. Jetzt brannten sie vor ungeduldiger Freude, daß er vielleicht ihnen selber bald erscheinen und sie trösten und segnen würde. Plötzlich nagte wieder der Zweifel an ihrem Herzen, ob vielleicht das, was die Weiber wollten gesehen haben, nur ein Traum, eine Einbildung, eine trügende Erscheinung gewesen sey.

Und indem sie das redeten, trat ihnen ein Mann in den Weg, den sie nicht kannten, der sie aber zutraulich und mitleidig um die Ursache ihrer Traurigkeit befragte. Es war Jesus selber. — O Seelen, der Herr weiß immer die rechte Zeit uns zu trösten und zu helfen. Wenn wir glauben am verlassensten zu seyn, so ist er mit seinem Trost am nächsten. Er kennt die rechten Freudenstunden. Sie erzählten ihm nun, wie Jesus von Nazareth, ein Prophet mächtig an That und Worten, getödtet worden sey aus Haß seiner Landsleute, wie sie gehofft hätten, daß er Israel erlösen sollte, wie sie durch etliche Personen erschreckt worden seyen, die ihn im Grabe nicht mehr gefunden haben. Wie sie jetzt nicht wüßten, ob er todt sey oder lebe, und ob er denn nun sie vergessen habe, nur ihnen nicht erscheinen wolle.

Und Jesus nahm das Wort und tröstete sie. Sie hatten gemeinet, er sollte Israel erlösen, nämlich das irdische Königreich erlösen von dem Joch ihrer irdischen Feinde. Sie hatten gemeinet, daß der Messias ein weltlicher König seyn müßt, der von allen Völkern angebetet nicht unter die Uebelthäter gerechnet würde. Deswegen schalt Jesus ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, und fieng an ihnen die Schrift zu erklären, wie Christus solches alles leiden und durch Leiden zu seiner Herrlichkeit eingehen mußte. —

Indem der Unerkannte so mit ihnen redete, so freundlich, so tröstend, da zerschmolz ihr Herz. Das Herz brannte in ihnen, wie sie einander selber sagten, von Wehmuth und Trost und Hoffnung, ohne daß sie wußten, woher das komme. Der Mann schien ihnen so bekannt; es war ihnen, als ob sie ihn kennen müßten; seine Stimme, seine Geberden, seine Reden, alles erinnerte sie an ihren theuren, verlorenen Freund; ihr Herz, ob sie ihn gleich nicht kannten, hieng so fest an ihm, daß sie ihn, als er scheiden wollte, flehentlich baten: Ach nein, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt. Aber noch waren ihre Augen gehalten, daß sie ihn nicht kannten.

Freunde, wie es hier den Jüngern gieng, so geht es uns, so lange wir auf Erden wohnen. Der Herr ist bei uns, aber unsre Augen sind noch gehalten, wir können ihn nicht sehen, wir können nur seine gnadenvolle Gegenwart an unseren Herzen empfinden. Wenn ihr in den Zweifeln Licht findet in Gottes Wort, wenn ihr kämpfet gegen die sündlichen Begierden und den Sieg davon traget, wenn ihr Angst habt wegen eurer Sünden, und getröstet werdet, wenn ihr unter Verfolgung und Hohn doch freudig bleibt in dem Herrn, wenn ihr Kraft empfindet und Muth zu guten Thaten, wenn euch die Welt gleichgültig wird, und euer Herz schmachtet, und ihr keine Ruhe findet, als

in Gott und bei Gott, — das Gute geschieht nicht umsonst und von ungefähr, erkennet daran, daß der Herr bei euch ist, obgleich eure Augen gehalten sind, daß ihr ihn nicht sehet.

Der Mann, der die Jünger begleitete, folgte ihnen in die Herberge, setzte sich mit ihnen zu Tisch, nahm das Brod, dankte, brachs und gabs ihnen, wie er es genommen, gesegnet gebrochen und gegeben hatte in der Nacht, da er verrathen ward; — und da fiel ihnen gleichsam die Binde von den Augen, und sie erkannten ihn an dem, daß er das Brod brach — Setzet euch einen Augenblick an den Platz der Jünger, und stellet euch ihre Freude vor. Ihre Ungewißheit war nun gehoben. Es war kein Traum der Weiber, daß Jesus auferstanden sey; denn sie sahen ihn selbst von Angesicht zu Angesicht. Sie waren nun überzeugt, daß er auch sie liebe und sie nicht vergessen habe, weil er auch ihnen erschienen war. Sie hatten die Freude zu sehen, wie ihr einst unglücklicher Freund, der so viel leiden mußte, jetzt von Gott belohnt, erfreut, gerechtfertigt und verklärt sey. Wo ist ein Mensch, wenn er seinen Freund leiden sah, der sich nicht freue, wenn es ihm nach langen Anfechtungen wieder gut geht? Die Jünger sahen jetzt ferner, daß sie ihre Hoffnung nicht auf einen Betrüger, nicht auf einen elenden, sterblichen Menschen gesetzt hatten, den Gott in der größten Noth am Kreuz verlassen hatte,

sondern daß ihr Freund, auf den sie trauten, wahrhaftig sey Gottes Sohn, der Fürst des Himmels, der Herr des Lebens und des Todes, der Messias, den schon die Väter des alten Testaments geweissaget hatten. Sie, denen es erst noch in der Seele wehe that, wie ihr Freund und Herr gemartert, verspottet und getödtet worden, sahen ihn jetzt mit inniger Wonne wieder lebendig, von Gott belohnt, gerechtfertigt und verklärt. Sie, die auf allen Seiten von den Juden verspottet wurden, wegen ihres gekreuzigten Messias, konnten jetzt ihren Feinden getrost unter die Augen treten und sagen: Sehet, daß er den Tempel Gottes abbrechen und in drei Tagen einen neuen bauen konnte. Sehet, daß er, der Andern geholfen hatte, sich selbst und uns helfen kann. Sehet, daß er Christus, der Sohn des Hochgelobten, und König in Israel ist. Er ist zwar nicht vom Kreuz herabgestiegen, aber er hat noch mehr, noch etwas unbegreiflicheres gethan, er ist aus dem Tod ins Leben zurückgekehrt. Jetzt, wenn ihr wollt, könnet ihr sehen und glauben. Endlich waren die Jünger von aller Besorgniß auf die Zukunft befreit. Sie, die da glaubten Waisen zu seyn, hatten jetzt ihren Stab und ihre Stütze wieder. Jesus hatte ihnen einst wohl gesagt: Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch. Ich gehe hin zu dem,

der mich gesandt hat. Ich will euch den Tröster senden, den heiligen Geist, daß er bei euch bleibe ewiglich. Ich will euch eine Wohnung bereiten in meines Vaters Haus und euch zu mir nehmen, auf daß ihr ewig seyd, wo ich bin.

Aber ihr Glaube war damals noch schwach. Sie konnten das nicht begreifen. Jetzt sahen sie, daß er das Schwerste, die Auferstehung vollendet hatte, und zweifelten nicht mehr, daß der, welcher aus dem Tod ins Leben zurückkehrte, wohl auch gen Himmel fahren, den Tröster, den heiligen Geist senden, unsichtbar bei ihnen bleiben, und sie trösten könne, daß der Geist, welcher Jesus von den Todten auferwecket hat, auch sie dereinst erwecken werde. Da wars erfüllt: Ich will euch wieder sehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll Niemand von euch nehmen.

Gehet denn diese Freude der Jünger auch uns etwas an? Ja, Seelen, wenn ihr den Herrn lieb habt. — Ihr, die ihr Jesum nicht gesehen, und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht sehet, werdet euch freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude. Freunde, denen nichts lieber ist als Jesus, denen das

Herz brennt vor Verlangen bei ihm zu seyn und ihn zu sehen, — auch für euch kommt die Stunde, daß eure Augen nicht mehr werden gehalten seyn. Ihr werdet ihn sehen, wenn er kommt und eure Seelen auflöset von den Banden des Leibs, um sie zu sich in den Himmel zu nehmen. Ihr werdet ihn sehen, wenn ihr in seinem Schooß ausruhet von den Drangsalen des Erdenlebens, und von seiner Hand das Erbtheil empfahet, das er euch erworben hat. Ihr werdet ihn sehen, wenn er kommt in seiner Herrlichkeit und alle heilige Engel mit ihm, wenn er euch zuruft: Kommt ihr gesegnete meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Dann wird er euch in Ewigkeit nimmer verlassen. Auch euer Herz soll sich da freuen, und eure Freude soll Niemand von euch nehmen.

Wir können einen Menschen, um den wir uns nichts bekümmern, den wir nicht lieben, lange sehen, und unser Herz freuet sich doch nicht. Wollet ihr also der Freude an Jesu fähig werden, so müsset ihr euch jetzt um ihn bekümmern und ihn lieb gewinnen. Wie machen wir das? Die Jünger würden wohl auch wenig nach Jesu gefragt haben, wenn sie nicht so viel mit ihm umgegangen, nicht viel Gutes an ihm gefunden, viel Liebe von ihm zuerst erfahren hätten. Aber er war in seinem Leben so liebreich gegen sie, er hatte sie so oft

getröstet, sie so oft in Nöthen und Gefahren errettet, so sanft mit ihnen gesprochen. Sie waren unzertrennlich von ihm, und befanden sich nirgends wohl, als bei ihm. Das verursachte ihren Schmerz, als er von ihnen genommen, und wie ein Missethäter mißhandelt und getödtet ward. Das erweckte ihre Freude, als sie ihn wieder sahen und hatten. Wollet ihr also Jesum auch lieb haben, o so dürft ihr nur seinen Umgang suchen, ihr dürft euch nur mit ihm beschäftigen in seinem Wort, im Gebet, in stillen Betrachtungen der Seele, und ihr werdet so viel Liebe, so viel Gutes, so viel Trost und Freude bei ihm finden, daß ihr ihn lieben müßt. Er hat sein Blut aus Liebe für euch vergossen, sein Leben aus Liebe für euch in den Tod gegeben; sollte das eure Herzen nicht für ihn gewinnen? Wenn der Apostel uns zur Liebe gegen ihn erwecken will, so darf er weiter gar nichts sagen, als das: Laßet uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.

Die Jünger baten den Herrn: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Es ist nicht ganz klar, ob sie es mehr um ihret- oder um seinetwillen sagten. Um ihretwillen konnten sie es sagen, weil es ihnen schwer fiel, von ihm zu scheiden. Sie baten ihn, er solle sie doch nicht verlassen. So müssen auch wir oft zu dem Herrn beten. Es wird oft Abend bei uns, das heißt, es wird oft finster in unserer Seele, wo wir

den Beistand des Herrn vonnöthen haben. Wenn das Licht der Freude und des Vertrauens auf Gott bei euch verschwinden will, dann betet: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden in unserer Seele. Wenn euch eure Sünden kränken, wenn ihr keinen Trost findet, dann betet, — wenn der Tag eures Lebens einst zu Ende gehet, und die Nacht des Todes einbricht, dann, ach dann betet: Herr bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.

Vielleicht sagten aber die Jünger das auch um seinetwillen. Weil sie ihn nicht kannten, so wollten sie für ihn sorgen. Du siehst, daß die Nacht vor der Thüre ist, begib dich in keine Gefahr, komme, bleibe bei uns, iß mit uns, und ruhe bei uns aus. — Freilich können wir so den Herrn Jesus nicht versorgen und beherbergen. Er sagt aber: Was ihr gethan habt dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan. Laßt uns also dem Herrn Gutes thun an seinen Brüdern, den Menschen. Seyd barmherzig an ihnen, auf daß er barmherzig sey an euch. Sorget dafür, daß die Menschen sich freuen können, wenn sie euch sehen, weil ihr ihre Wohlthäter, nicht ihre Peiniger seyd, so werdet ihr euch auch freuen können, wenn ihr einst euren Wohlthäter, den Herrn, sehet. O Freunde, das thut, wenn ihr jetzt einen Leidenden wißt, einen

Trostlosen, Bekümmerten, Verlassenen kennt; gehet hin, tröstet ihn, trocknet seine Thränen, helfet ihm so gut ihr könnt, öffnet ihm euer Herz, sprecht zu ihm: Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.

Doch die christliche Wohlthätigkeit ist nicht das Einzige. Ihr müsset euern ganzen Lebenswandel so führen, wie er es gerne hat, wenn ihr ihn jetzt unsichtbar bei euch haben, und ihn einst mit Freude im Himmel sehen wollt. Wer von euch still und sanftmüthig ist, befindet sich der gern in einer Gesellschaft, wo getobt, gezankt, geflucht wird? Wer von euch arbeitsam und fleißig ist, ist der gerne unter Leuten, die den ganzen Tag nichts thun? Gewiß nicht; jeder Mensch ist am liebsten bei denen, die auch so denken, reden und thun, wie er. Anders gehet es Jesu nicht. Es mochten wohl mehrere Leute auf der Straße nach Emmaus wandeln, aber Jesus gesellt sich zu keinen, als zu den Jüngern. Seyd und wandelt wo ihr wollt; wenn ihr sündliche, unzüchtige Gespräche führet, spottet, eure Nächsten verlästert, fluchet, so ist Christus nicht bei euch. Wenn ihr nachdenket, wie ihr euch an einem Feinde rächen, wie ihr einen Schwachen unterdrücken, einen Unvorsichtigen betrügen wollt; Christus ist nicht bei euch. Wenn ihr, anstatt fleißig zu seyn in eurem Beruf, eure Tage in Müssiggang zubringt, wenn ihr, anstatt

eure Gesundheit, eure Kräfte, eure Güter zu schonen und wohl anzuwenden, euch in sündlichen Lüsten entkräftet; Christus ist gewiß nicht bei euch, und ihr nicht bei ihm. — Alle Menschen werden ihn einst sehen, nicht alle werden sich freuen. Einige werden auch sagen: Ihr Berge fallet über uns, ihr Hügel bedecket uns. Das soll an uns nicht eintreffen, meine Christen. Wir wollen wachen über unser Herz, wollen Gutes thun, damit wir, wenn der Herr Jesus sagt: Ja ich komme bald, antworten können aus der Offenbarung Johannes: Amen! Ja, komm Herr Jesu. Amen.

Predigt

am ersten Pfingstfeste 1792

über Apostelg. 2, 1 — 18.

Auch zum Beten hast du uns den Geist deines Sohnes gegeben, Vater unsers Herrn Jesu Christi! Freudiger und kindlicher steigt in dieser Stunde die Andacht unsrer Herzen zu dir empor, dankt dir für alle deine Wohlthaten, und fleht zu dir, daß du sie segnen wollest uns allen. Preis und Ehre sey deinem heiligen Namen; du hast durch die Religion deines Sohnes unsern Verstand erleuchtet, unser Gewissen beruhiget, unsere Kräfte zur Heiligung gestärket, uns den Blick zum Himmel, unserm Vaterlande geöffnet. Und ach, was sind wir wenige! Noch so vielen unsrer Brüder, die schon in den Gräbern ruhen, und die noch ihrer Vollendung entgegen wallen, hast du durch deine Wahrheit dich als erbarmender Vater gezeigt, und sie sind der seligen Gefühle deiner Kindschaft froh

geworden, und singen deine Ehre im Himmel und stammeln dein Lob auf Erden. — Begleite ferner das Wort deiner himmlischen Wahrheit mit deinem Segen. Noch warten viele auf dein Heil. Erleuchte, beßre, tröste, die in Irrthum und Elend seufzen. Auch uns laß die Kraft deines Geistes stets inniger empfinden. Noch fehlt uns viel zur Heiligkeit und Vollkommenheit. Noch bedürfen wir zu dem guten Wollen, das er in uns angefangen hat, seines Beistandes, daß wir vollenden mögen. Laß uns durch ihn stets weiser, besser, zufriedener werden. V. U.

Text. Apostelg. 2, 1 — 18.

Was wir euch vorgelesen haben, christliche Zuhörer, ist nichts anders als die Geschichte von der Entstehung der christlichen Kirche, das letzte, große, feierliche Wunder, in welchem sich der Zweck aller übrigen, und der verborgene, oft unbegreiflich räthselhafte Gang der Vorsehung aufklärte, die Vollendung aller großen Anstalten, welche der erziehende Vater der Menschen von dem Augenblick ihrer ersten Verirrungen an zu ihrer Besserung und Veredlung gemacht hatte. Selbst was Jesus gelehrt, gethan und gelitten hat, war gewissermaßen nur Vorbereitung auf diesen feierlichen Tag. Er übergab einer kleinen Anzahl glücklicher Zeitgenossen das Geheimniß seiner Lehre, erfüllte im stillen Umgang ihre Herzen mit einem Trost und mit dem

Glauben an Verheissung, die an diesem Tage auf einmal und unerwartet für Lehre, Trost und Verheißung des ganzen menschlichen Geschlechts erklärt wurde. Sie war gegründet in der Tiefe vieler Jahrhunderte, und nun durch Jesu Menschenleben und Heimgang zur Ausführung reif die große Anstalt, durch welche so viele Tausende an allen Enden der Erde bis zu den spätesten Zeiten Licht, Kraft, Trost, Leben und Seligkeit erhalten sollten. Sie mußte nun angekündigt und ausgeführt und verbreitet, er mußte laut in aller Welt geprediget werden, der große Name: Jesus, von dem alle Propheten zeugen, in welchem alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden haben.

Laßt uns von dem Standpunkt aus, wohin uns die Geschichte des heutigen Festes stellt, auf ihre langen Vorbereitungen zurückschauen, und so mit einem Blick die ganze Anstalt, die Gott zu unserer Heiligung und Beglückung traf, zusammen fassen.

Glaube an Gott, seine Gegenwart und Fürsorge, Kenntniß seines Willens an die Menschen, und die Beweggründe ihn zu erfüllen, stiller, demüthiger, froher Umgang mit dem Nirgendssichtbaren, Allenthalbengegenwärtigen, frohe Ahndungen und Aussichten über das Grab in einen bessern Zustand, — mit einem Wort Religion war von jeher Bedürfniß für die Menschheit, wenn ein

Geschlecht der irdischen diesen Namen tragen sollte. Ohne Religion hätte die Vernunft, (so anders Vernunft ohne Religion möglich war), — ohne Religion hätte sie, die den Menschen hoch über das Thier erheben sollte, ihn zuverlässig unter das Thier erniedrigt. Eine Sclavin der stärkeren thierischen Sinnlichkeit hätte sie ihn Ausschweifungen gelehrt, wovor jedes andre Geschöpf seine eingeschränkte Natur wohlthätig bewahrte. Ohne Religion hätte die Vernunft, die den Menschen glücklicher, als jedes andere Geschöpf machen sollte, ihn zuverlässig zum unglücklichsten unter allen gemacht. Sie hätte ihm den gegenwärtigen Genuß, auf den sich die Glückseligkeit der übrigen wohlthätig zusammenzieht, durch trauriges Zurückschauen auf das Vergangene, und durch bange Ahndungen des Künftigen geraubt.

Gott, der dem Menschen sein bestes, was er ihm geben konnte, nicht zur Plage und zum Fluch gegeben hatte, gattete daher auch von Angebinn mit der menschlichen Vernunft die göttliche Religion. Liebreich und väterlich offenbarte er sich und seine Absichten, wog und stimmte die Kräfte der Menschen so, daß sie ihn fühlen und finden und erkennen mußten, daß die schönste und reifste Frucht unsrer Verstandesübung Gottesverehrung und Tugend und unsterbliche Hoffnung werden möchte. Nicht ganz von aussen als eine zufällige fremde Gabe theilte er uns dieses erste Geistesbedürfniß,

diesen besten einzigen Trost des Lebens mit. Heimisch in unsern Geist legte er den lebendigen Funken, der durch würdigen Gebrauch unsrer Kräfte, durch Anschauen und Gefühl dessen, was um und in uns ist, und durch günstige Umstände, mehr oder weniger zur heiligen Flamme angefacht werden, aber auch unter den ungünstigsten Umständen nie ganz verglimmen konnte.

Hätte unser Geschlecht die Winke, die uns der Schöpfer gab, verstehen und benutzen, das Gute, das er uns anbot, wählen und bewahren mögen, das Paradies, das auf einem kleinen Theil der Erde blühte, hätte sich mit den Menschen auf die ganze Erde verbreitet, auch wo sie Dornen und Disteln trüge, und für das Kraut auf dem Felde den Schweiß der Stirne zum Opfer fordert.

Aber traurige Verirrung der Menschheit, und heiliger Rathschluß der Gottheit! Gott wollte den Menschen durch keine, auch durch die sanftesten unfühlbarsten Bande der Religion nicht nöthigen, gut zu seyn. Sinnlichkeit auf der einen und Vernunft auf der andern Seite, Religion neben dieser und Unklugheit bei dem Mangel an Erfahrung neben jener mußten sich in der Brust des Sterblichen so das schwebende Gleichgewicht halten, daß es ihm eben so leicht ward das Böse zu wählen und stets schlimmer zu werden, als das Gute zu ergreifen und ewig fest zu halten; und der erste,

den sein Schöpfer auf den gefährlichen Scheideweg stellte, wählte von Sinnlichkeit geblendet, noch von keiner Erfahrung gewarnt, das Böse. Es war fast der natürliche Weg, den ein Geschöpf von dieser Art gehen konnte. Unser Geschlecht schien bestimmt zu seyn, erst auf dem langen mühsamen Weg der Erfahrungen klug zu werden, das Schlimmere kennen zu müssen, um das Bessere wählen zu können, von Unvollkommenheiten zu Vollkommenheiten überzugehen. — Unterdrücket die Frage, warum uns Gott in keiner andern als in dieser Schule bildete. Wir müßten fragen, warum er in seinem großen Reiche, in dem großen Zusammenhang und Aufsteigen der mannigfaltigsten Geschöpfe und Kräfte nicht da eine ewige Lücke ließ, wo jetzt die Menschen stehen. War es nicht Weisheit und Güte, daß er auch diese besetzte?

Indessen verschlimmerte sich das Menschengeschlecht in schnellen Schritten. Wie geiles, wucherndes Unkraut vervielfältigten sich Irrthümer, Thorheiten und Laster, so daß der Ewige schon nach wenigen Menschenaltern bezeugte, — klagte, wenn wirs menschlich ausdrücken dürfen: Sie wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen. Der göttliche Funken im Herzen des Menschen war ausgebrochen in ein wildes verheerendes Feuer.

Aber wohlthätig und zu rechter Zeit trat durch ernste Gerichte und erbarmende Leitungen der

Schöpfer wieder in das Mittel; und bis für jedes Geschlecht der Erde seine Zeit, die Zeit seiner Vorbereitung würde erfüllt seyn, traf er tief vorbereitete Anstalten, um wenigstens zu einem, wenn auch noch so kleinen und verachteten Volk reine Kenntniß Gottes, seiner Gebote und Absichten zu flüchten, und einst von ihm aus das Licht der Religion wieder über die Erde zu verbreiten, alle aus ihren früher oder später erkannten Verirrungen zurück zu führen, mit dem Troste der Religion für ihre selbsterrungenen Leiden wieder alle zu erquicken, — in einem Geschlecht alle Geschlechter der Erde zu segnen.

Indeß die übrigen ihren Weg giengen und sich halfen, so gut sie konnten, hier des Ewigen Spuren in seinen Werken wieder suchten, und dort selbst erdichtete Götter mit selbst gewählten Ceremonien ehrten, führte Gott die Nachkommen Abrahams sichtbar an der Hand einen Weg, den ihnen eine unergründete Weisheit vorgezeichnet hatte. Er schien allmählig ganz ausschließlich ihr Gott und Vater, und sie sein Volk und seine Familie geworden zu seyn. Was konnte mehr für diesen Glauben sprechen, als der Umstand, daß er ihnen Wahrheiten, Gebote und Verheißungen, die eine Sache der gesammten Menschheit waren, in einer solchen Form in Ceremonien und Satzungen übergab, die genau für sie und ihr gelobtes Land allein berechnet waren, unter denen die Wahrheit fast

jedes andere Volk nichts angieng? Ihnen offenbarte er sich aus der Wolke von dem Berge, aus dem Allerheiligsten des Tempels, durch Wunder und wunderähnliche Verhängnisse, leitete sie so unter mannigfaltigen Schicksalen lange Jahrhunderte hin, und ließ es ihnen nie an Propheten fehlen, die ihnen die Wahrheit von neuem einschärfen, auf ihre jedesmalige Lage anwenden, durch neue Winke die alten verständlicher machen, und durchgehends und immer deutlicher auf eine große Begebenheit hindeuten mußten, die sich im Schooße der abramitischen Nation entwickeln sollte. Sie waren dämmernde Sterne am dunkeln Ort, bis der Tag anbrach und der Morgenstern aufgieng.

Unterdessen nahete immer mehr die Entwickelung. Geräuschlos und bescheiden, wie der Morgenstern nach allen Gestirnen der Mondnacht aufgeht, und einen heitern fröhlichen Morgen bringt, nahm ein Jüngling in Nazareth zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Euer Herz nennt euch seinen Namen. Nach wenig Jahren trat er aus seiner Verborgenheit hervor, reinigte die Religion neuerdings von den Schlacken der Zeit, drang zuerst und ganz in ihren Sinn ein, und stellte die Verhältnisse zwischen Gott und den Menschen selbst den Juden von einer neuen, der schönsten und würdigsten Seite dar. Gott ist ein Geist; die ihn verehren, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit verehren. —

Gott ist ein Erbarmer; also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Was Jesus lehrte und that, war Erklärung und Darstellung dieser zwei Sätze. Sein eigenes Leben war Muster, wie der erste in Ausübung zu bringen, seine Thaten und Leiden und seine Liebe waren Beweise, daß der zweite Wahrheit sey, daß er diesen eingebornen Sohn des Vaters selber, er der längst verheißene und herbei geseufzte, der Samen sey, in dem alle Geschlechter der Erde sollen gesegnet werden. Drei Jahre lang bezeichnete er seine Schritte mit göttlichen Wohlthaten, starb dann eines blutigen, jammervollen Todes, um ganz zu vollenden und alles auszugleichen, was zwischen Gott und Menschen noch auszugleichen war, kam nach drei Tagen zum letzten und völligen Beweis, er sey Gottes Sohn, aus dem Grabe zurück, und beschäftigte sich noch vierzig Tage mit seinen Jüngern, wenigen unscheinbaren Männern, die er nach und nach zu seinem Umgang erwählt hatte, unwissenden, menschenscheuen Fischern, auf deren Bildung er die meiste Zeit verwandt, die er als Zeugen seiner Thaten und Schicksale allenthalben um sich hatte.

Aber noch schien er alles, was er that, nur dem auserwählten jüdischen Volk zum Segen zu

thun, und den schon lange befremdenden Schein, als ob der Schöpfer Aller nur dieser Wenigen Gott seyn wollte, zur unbegreiflichen Wahrheit erheben. Erklärte er sich doch selbst: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Gebot er doch auch bei einer Aussendung seinen Jüngern: Gehet nicht auf der Heiden Straßen und ziehet nicht durch der Samariter Städte, und war selbst nach seinem Tode auch seinen Freunden noch nichts anders, als ein Prophet wie Moses, mächtig in Thaten und Worten vor Gott und allem Volke. Er war schon wieder zum Himmel aufgefahren, und noch lag das nahe Land Nephtalim am Wege des Meeres in Finsterniß, und die heidnische Galiläa im Ort und Schatten des Todes. Und so schien alles, was man von ihm zu erwarten hatte, geleistet, die Absicht seiner Erscheinung mit einem unvollkommenen Versuch, der wenigen Menschen zu gut kam, vollendet, wenn er nicht seinen Jüngern bei seiner Erhöhung einen Wink gegeben hätte, daß er zum Himmel aufsteige, um vom Thron der Gottheit herab mit Kraft und Herrlichkeit zu vollenden, was er als Mensch im Stillen nur vorbereitet hatte. Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfahen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen seyn zu Jerusalem und Samaria, und bis ans Ende der Welt.

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmüthig bei einander, — und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fiengen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist gab, ihnen auszusprechen. Seht hier den großen Aufschluß, der uns alles erklärt, am Ende eines langen Labyrinths den unvermutheſten Ausgang. Die Jünger bis auf diese Stunde von Unwissenheit geblendet, in Vorurtheile verstrickt, fühlten nun ihren Verstand befreit von den Fesseln, die ihn gefangen hielten, und schauten die Geheimnisse Gottes zu unserer Seligkeit, wahr und rein und ganz, wie Jesus Christus sie geschaut hatte. Diese Jünger mit dem unerschrockenen Muth, ein Geheimniß nun vor aller Welt zu verkündigen, das sie sich vor wenigen Tagen zwischen verschlossenen Thüren kaum zuzuflüstern wagten, eine Ueberzeugung nun vor Priestern und Fürsten im Gefängniß und auf dem Blutgerüste zu bekennen, die einst einer, der kühnste von ihnen, einer Magd mit Schwüren läugnete, mit der größten Geistesfreudigkeit giengen sie aus und lehrten Parther und Meder und Elamiter u. s. w., daß der Schöpfer aller Menschen auch aller Menschen Gott und Vater sey, daß Jesus als Mensch ein Jude zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt, aber als Sohn des allgemeinen Gottes der Herr und Heiland der allgemeinen Menschheit sey, daß Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen habe, nun aber allen Men-

schen an allen Enden Buße gebiete, daß die Lehre Jesu an keinen Ort, an kein Volk, an kein Zeitalter gebunden, die Religion aller Kinder eines Vaters sey. Zwar schien sie noch genau mit der vaterländischen Geschichte des jüdischen Volks durchwebt zu seyn. Aber wie eine gediehene Frucht lösete sie sich durch ihre eigene Reife von dem Stamme, an dem sie sich nährte, ab, und lebt nun als ein selbstständiger Stamm kraftvoll in mannigfaltigen Zweigen, lieblich in immer frischen Blüthen, wohlthätig in gesegneten Früchten. — Der edle Geist, dünstete aus der jüdischen Verfassung, in der er sich erzeugen und läutern mußte, weg, und ließ die todte Hülle zurück, um immer neu und wirksam die ganze Erde zu durchdringen und zu erquicken.

Es sind nun mehr als siebzehnhundert Jahre verflossen, seit das erste Pfingstfest so zum Segen der Nachwelt gefeiert wurde. Tief und weit wurzelte unterdessen das Christenthum. Der Geist trug seinen Samen über entfernte Meere, und in die entlegensten Gegenden, und nirgends erstickte er ganz unter dem Unkraut. O es bekennen den Namen Jesu Christi nun erst im großen Sinn gottesfürchtige Menschen aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, und in allen Zungen und Sprachen hört man die großen Thaten Gottes ausreden. Jesus Christus aber sieht von dem Throne seines Vaters herab den großen ununterbrochenen Gottesdienst, der

von allen Gegenden der Erde in dem Gebet und Glauben, im Thun und Dulden seiner Bekenner gefeiert wird, und sieht vom Aufgang und Niedergang vollendete Gerechte zu ihm heimwallen, die ihn auf Erden bekannten, und die er als die Seinigen nun im Himmel bekennt.

Auch uns, versammelte Christen, fand der göttliche Geist und brachte uns seinen Segen, daß wir zum Himmel aufschauen, Gottes und seines Heils uns freuen, allen Kummer, der uns drückt, vor ihm ausweinen, und getröstet ihn unsern Vater nennen, daß wir seinen guten Willen kennen, und in der Erfüllung desselben unsre Glückseligkeit finden, daß wir für unsre Verirrungen Trost, und zur Besserung Kraft durch Christum haben, daß einst am Ende unsres Erdenlebens das Herz des Kindes freudiger und sehnender der Heimath bei dem Vater entgegenwallen kann. — Dank sey aus unser aller innigstem Gefühl ihm, der schon lange, ehe wir waren, für das Heil unsrer Seelen vorbereitend sorgte, wie er schon in den Tagen der Schöpfung alle Bedürfnisse unsers sterblichen Körpers in Rechnung nahm, — Dank dem guten Geist, der uns suchte und fand, und in alle Wahrheit leitete. Ach, daß für keinen unter uns jener große Aufwand und die lange Verbindung und Wirkung jener natürlichen und übernatürlichen Kräfte möge verloren seyn! Jahrtausende hinab wachte und sorgte die Vorsehung für die Bekanntwerdung, Er-

haltung und Verbreitung der Wahrheit, daß auch wir und jeder einzelne in seinen Tagen durch sie geheiliget und für den Himmel gebildet werden möchte, — und in einem Augenblick des Leichtsinnes verscherzt er vielleicht seine Unschuld, seine Ruhe, seinen Himmel auf ewig. O laßt uns seine Wege wandeln! Führe du uns selbst Geist des Herrn. —

Gib allen Weishtit und Verstand,
Den rechten Weg ins Vaterland
Den Weg zu Gott zu wandeln.
Laß Sünd' und Ungerechtigkeit
Uns standhaft fliehn, und jederzeit
Gerecht und christlich handeln.
Jesus Christus
Hilf uns allen,
Die hier wallen,
Schon auf Erden
Bürger deines Himmels werden. Amen.

Predigt

am zweiten Pfingstfeste 1794

über 1. Corinth. 2, 6 – 10.

Wohlthätig, o Gott, und wunderbar sind die Einrichtungen der Schöpfung, durch welche du von Anbeginn für die irdischen und geistigen Bedürfnisse deiner Geschöpfe in ihrer großen unübersehbaren Zahl und in ihrer unaussprechlichen Mannigfaltigkeit so zureichend und väterlich gesorgt hast. Und deine Kinder nährest und sättigst und kleidest du, führest uns mit sorglicher Hand von der Wiege bis ans Grab, hast Ruhe für Müde, Balsam für schmerzende Wunden, und läßt es keinem an Freuden fehlen, wer nur Sinn hat, an deinen Werken und Wohlthaten Freude zu finden. — Und doch konntest du uns noch etwas besseres geben, und hast auch das Beste und Seligste, was du Geist von

unbegränzter Vollkommenheit dem endlichen Geiste im Gewande der Sterblichkeit mittheilen konntest, nicht versagt, hast Wahrheit und Erkenntniß und Hoffnung, die sich nicht wie Speise und Trank aus irdischen Formen erzeugt, durch das Wehen deines Geistes vom Himmel gesendet, unter den Menschen verbreitet, erhalten und gesegnet. Daß wir dich, o Vater, erkennen, die wohlthätigen Absichten, zu denen du uns oft auch unter harten Prüfungen führest, verstehen, daß wir durch Glauben und Liebe uns dir und der Glückseligkeit, die bei dir ist, nahen, und einst, wenn unsre irdische Laufbahn sich in ein Grab verliert, mit dem Trost der Unsterblichkeit an seinem Abgrund stille stehen, und unsrer nahen Verherrlichung uns freuen können, — dankbar, o Vater, erkennen wir in diesem Glück auch die Verheißung deines Sohnes: der Geist der Wahrheit, welchen ich euch senden werde, wird euch in alle Wahrheit leiten. O laß uns seine Nähe und seine lebendige Kraft stets inniger und seliger empfinden in dem Trost des Glaubens, in dem Eifer der Liebe, in der Andacht des Gebetes, in Geduld und Hoffnung. Laß uns auch heute durch sie gerühret zum Dank für deine Liebe, zum Preis deiner wunderbaren Regierung, und zur willigen Befolgung deiner Absichten erwecket werden. Wir flehen darum in einem stillen V. U.

Text:

Text: 1. Cor. 2, 6 — 10.

Es ist oft sehr schwer, christliche Zuhörer, wenn wir durch fremde Anleitung und Unterstützung zu gewissen Fertigkeiten und Vollkommenheiten gelangt sind, jedesmal wahr und billig zu beurtheilen, wie weit wir, uns selbst überlassen, durch Anwendung und Uebung unsrer eigenen Kraft würden gekommen seyn. Aber seltener fehlen wir durch allzubescheidene Schätzung unsrer eigenen Kraft, als durch allzugeringe Meinung von dem Verdienste unsrer Wohlthäter, die uns eigene Kraft kennen und gebrauchen lehrten. Dies ist bei vielen Menschen der Fall, und wird es immer mehr, selbst in der Religion, wenn wir die Wohlthat der Belehrung schätzen, durch welche Gott dem menschlichen Geiste zu Hülfe kam, als er Jesum den Lehrer der Wahrheit vom Himmel sendete, und durch die Weihe seines Geistes die Apostel Jesu Christi zu Lehrern entfernter Zeitgenossen und später Nachkommen heiligte und ausrüstete, und durch allmächtige Kraft und wunderbare Leitung die heilige Wahrheit bis auf unsre Zeit hinab erhielt, verbreitete und verherrlichte. Wir sind so leicht zu dem Anschauen derselben gelangt, sie liegt größtentheils so einfach, natürlich und allverständlich vor uns, der Verstand findet sie so richtig, das Herz fühlt sich dabei so menschlich und wohl, sie harmonirt so ganz mit der Natur und mit unsern geistigen Bedürfnissen, sie wird durch so viele Erfahrungen des Lebens bestätiget, wir sind auch schon so

lange her in ihrem Besitze, der menschliche Verstand hat sie schon so mannigfaltig bearbeitet, angewendet, sich zu eigen gemacht, daß es oft fast scheint, als ob vernünftige Menschen ohne Dazwischenkunft himmlischer Belehrung wissen müßten, wie sie weise, gut und glücklich leben, wie sie aus unglücklichen Verirrungen sich zurück finden, und im Drang der Leiden und im Schauer der Menschlichkeit am Grabe sich trösten müssen. O es giebt Menschen, die es in allem Ernste glauben, die sich ärgern könnten, daß Fischer und Zöllner mit ihrer lauten Predigt von Gott und Tugend und Unsterblichkeit dem menschlichen Forschen so eilig zuvorgekommen sind, und die über uns lächeln, daß wir Wahrheit, die uns von allen Seiten her ungerufen entgegen leuchtet, Wahrheit, deren Gefühl in jeder Seele verborgen liegt, Wahrheit, das selbsterrungene Eigenthum jedes vernünftigen denkenden Geistes als eine Wohlthat von verachteten Israeliten annehmen mögen. Sie haben in dem milde verbreiteten Schimmer einer strahlenden Sonne Wege gefunden, Gegenstände erkannt, Aussichten entdeckt, und wähnen nun, weil sie ihre Augen nie zu der Quelle des wohlthätigen Lichtes selber erhoben, daß sie ihre Entdeckungen durch die Schärfe ihres Blickes in einer finstern sternenlosen Nacht wohl auch hätten machen können. Lasset uns gerecht seyn, meine Freunde, die Dienste unserer Wohlthäter, die uns auf den Weg der Wahrheit leiteten, nicht verkennen, und den treuen sichern Stab, den sie uns

auf einen mühevollen irrlichen Pfad mitgaben, nicht undankbar auf die Seite stellen. Davon wir aber reden, sagt einer der eifrigsten von ihnen, — das ist Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen; sondern wir reden von der heimlichen verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit.

Wir wollen nach Anleitung dieser Stelle von den Verdiensten reden, welche die Apostel Jesu Christi um die Erleuchtung unsres Geistes haben, und von ihnen unsern Blick zu dem ewigen Wohlthäter erheben, von dem alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe herabkommt, dem Vater des Lichts.

Wenn uns, andächtige Zuhörer, die Erkenntniß und der Gedanke an einen allesvermögenden, allesumfassenden, treu und ewig bleibenden Gott mit reichem Troste und seligen Empfindungen erfüllt, wenn uns das Bewußtseyn durch kindlichen Gehorsam seinen Beifall zu besitzen, theurer und heiliger ist, als alles, was die Erde uns geben oder nehmen kann, wenn die Tugend uns innerlich belohnt, und Ruhe und Friede und manche Freude und mancher Segen von aussen in ihrem Gefolge uns umgibt, wenn uns in den Trübsalen des Lebens der Glaube tröstet, daß eines Vaters Hand uns durch gewählte Prüfungen zur Vollendung führet, wenn dem Sterbenden der Schimmer der

Ewigkeit des Todes Schreckensgestalt wohlthätig verschleiert, und wenn endlich alle diese Ueberzeugungen Gefühle und Stimmungen nur Wirkung erkannter, angenommener, in Ausübung gebrachter Religionslehren sind, so ist es das erste Verdienst der Boten Jesu Christi um die Menschheit: sie haben Wahrheiten der Religion, welche der Menschensinn wohl auch einmal finden konnte, auf die er am Ende fast nothwendig verfallen mußte, zur frühern und gewissen Bekanntschaft gebracht. Der größte Theil der Belehrungen Jesu Christi ist allerdings höchst einfach und natürlich, aber nichts desto leichter zu finden. Es gehört ein reiner, frommer, unverderbener Kindersinn dazu, sie zu fassen und zu verstehen, der unter allerlei falschen Richtungen des menschlichen Geistes frühe verloren gieng, und unter den mühsamsten Untersuchungen, und dem tiefsten Forschen und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit sich am seltensten wieder findet. — Gott ist die Liebe, — Gott ist der rechte Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Menschlichkeit, o Mensch, ist dein heiligster Schmuck; sie in dir zu veredeln, ist dein würdigster Beruf; sie zu üben, deine erhabenste Größe. Wie, möchten wir fragen, kann eine Wahrheit, die so einheimisch in dem Menschen selber liegt, ihm unbekannt und unbemerkbar bleiben? Kann die erste geistige Wahrheit, daß Gott die

Liebe sey, sie, die in strahlenden Zügen durch alle Sinnen in die Seele leuchtet, eine heimliche verborgene Weisheit seyn? Nein sollten wir sagen, und doch hatte sie Keiner in ihrem ganzen großen Sinne verstanden. Jahrtausende künstelten die Menschen an dem Begriff von Gott und an dem Lehrgebäude ihrer Pflichten, und entfernten sich immer mehr von dem liebenswürdigen Urbild. Ganze Geschlechter waren schon ausgestorben, und hatten das Vermächtniß ihres Nachdenkens und ihrer Erfahrungen den Nachkommen hinterlassen; und doch, als Christus auftrat, und mit reinen edlen Zügen ein Bild der Gottheit entwarf, den Menschen mit seinem Schöpfer in das liebe trauliche Verhältniß des Kindes zu dem Vater setzte, und Liebe und Menschlichkeit aus der Tiefe des menschlichen Herzens herauf rief, verwunderten sie sich der neuen Lehre, die noch kein Mensch so verkündigt hatte. Und was berufen wir uns auf ferne Zeugnisse? Leben nicht noch ganze Geschlechter, die auch von Vater und Sohn an Adam hinaufreichen, und doch die erste heiligste Wahrheit, die ihnen einmal unglücklich verloren gieng, schon seit Jahrtausenden suchen, und noch nicht wieder gefunden haben. O es gehört nebst vielen andern Mühen und Verirrungen auch das zum Schicksal der Sterblichen, daß sie das Leichteste und Natürlichste am mühsamsten suchen müssen und am spätesten finden. Sie entdecken alles Ferne eher als das Nahe, bringen den künstlichsten, gezwungensten Irrthum eher heraus,

als die einfachste Wahrheit. Ihr Gang geht nun einmal durch mannigfaltige Irrwege zum Ziel, durch Nebel der Täuschung zum Schauen des Lichtes. Dank sey also der ewigen Liebe und Vorsehung, daß sie uns jene Wahrheiten, die uns zu Menschen machen, die uns auf die erste Stufe fortschreitender Erkenntnisse und Veredlung erheben mußten, aus dem sich alle Keime der Tugend, der Lebensfreude und Hoffnung entwickeln, freundlich zuführte, und durch sie viele Tausende begl ückte und die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes wohlthätig beschleunigte, wenn auch schon vielleicht nach vielen traurigen Erfahrungen ein glücklicher Zufall unsre Vorfahren oder Nachkommen den kostbaren Fund hätte machen lassen.

Es ist zweitens das Verdienst der Boten Jesu Christi: sie haben höhere Wahrheiten, die ohne ihren Eifer das Eigenthum einzelner glücklicher Menschen geblieben wären, zur allgemeinen Bekanntschaft gebracht. Wir wären ungerecht, wenn wir nicht gestehen wollten, daß große, edle Menschen aller Zeiten und Völker wie ausgezeichnete Lieblinge der Gottheit in Weisheit und Tugend unter ihren Zeitgenossen wandelten; wenn wir nicht gestehen wollten, daß viele Kraft, Wahrheit zu finden, viel Gefühl für Rechtschaffenheit und Tugend, viele edle Triebe, Entschließungen und Thaten aus der menschlichen Natur sich entwickeln,

und unter sorgfältiger Pflege gedeihen können. Aber es gehört zur Bildung solcher Menschen so vieles, — Erziehung durch Menschen, wie sie nicht jedem zu Theil werden kann, — große Anlagen des Verstandes und feinere Gefühle des Herzens, — Muße zum Denken, Prüfen und Wählen, wie sie nicht jedes arme Menschenkind im Gedränge zeitlicher Bedürfnisse, unter der Last von schweren Geschäften und Sorgen gewinnen kann, — und über alles die Umstände, die keinem Sterblichen zu Gebote stehen, aber über ihn eine unwidersprechliche Herrschaft ausüben durch ihr verborgenes Zusammenwirken oft die unerwartetsten Wunder hervorbringen, oft die gerechtesten Vorsätze und Hoffnungen vernichten. — Es gehört so viel zur Bildung so glücklicher Menschen, daß sie ohne jenes Erbarmen des göttlichen Geistes immer nur als seltene Ausnahmen unter einem allgemeinen traurigen Gesetz sich verloren hätten, und das Gesetz hieße: Die Menschen sollen ihren Schöpfer suchen und nicht finden, leiden ohne Trost, unbekannt bleiben mit ihrer Bestimmung, und am Ende des Lebens erst durch kostbare Erfahrungen lernen, wie sie hätten leben sollen.

Das wollte der ewige Vater der Menschen nicht; zum drückenden Gefühl, daß sie elend seyen, gab er ihnen Vernunft und Besinnung, zum ewigen Schmachten den Durst nach Vollkommen-

heit nicht. Mögen Weise und Schriftgelehrte die verstecktesten Wahrheiten auf ihrer verborgenen Spur verfolgen und erhaschen, mögen sie Länder und Meere und die Sterne am Himmel mit Namen nennen, und durch langes Streben und Forschen zu dem mühsam erworbenen, wohlverdienten Besitz mancher Vortheile gedrungen seyn; — aber was Menschen gut und edel macht, was sie zu frommen Gefühlen erwärmen, ihr Herz dem Schöpfer und der Tugend gewinnen, sie zeitlich froh und ruhig und ewig glücklich machen sollte, an der wohlthätigen Weisheit sollten alle Theil nehmen können, wie sie alle das Recht haben, sich an einer Sonne zu wärmen und aus der immer offenen Hand ihres schaffenden Vaters Speise und Freude zu nehmen.

Darum entläßt Jesus, ehe er in seine göttliche Herrlichkeit zurückkehrte, seine Jünger mit dem menschenfreundlichen Auftrage: Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer glaubt und sich zu meiner Lehre bekennt, der soll selig werden. — Das danke ihr mit gerührter Seele einem wohlthätigen Erlöser, arme Menschen, welche die Natur nicht bestimmt hat mit leichtem unbefangenem Geistesblick ins innere Heiligthum der Wahrheit einzudringen. Die ihr im Drang der Bedürfnisse des Lebens, in der Mitte einer Familie, die um Nahrung und Kleider schreit, andre Dinge zu thun habt, als Meinungen zu prüfen, und das Gold der Wahrheit

von den Schlacken des Irrthums zu scheiden, und durch traurige Umstände, deren ihr euch nicht zu schämen habt, zur Erde niedergebeugt, manches leichte, sanfte, frohe Gefühl nicht kennt, das andern Menschen, Glauben, Vertrauen, Liebe, Tugend, Hoffnung und Muth in vorübergehenden Leiden so leicht und natürlich macht, — ihr fühlt das Bedürfniß der Belehrung und des Trostes vom Himmel, bekennet euch gerne unter die Vormundschaft des Geistes Jesu Christi, und verstehet den heiligen Sinn der Worte: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Es ist drittens das Verdienst der Gesandten Jesu Christi: sie haben uns über höchst wichtige Angelegenheiten der Menschheit, wo alle Vernunft und alles Gefühl nur wünschen, ahnden und hoffen konnte, durch die Predigt des Evangeliums Jesu Christi freudige Gewißheit verschafft. Am Ende ist doch ein sehr großer Theil des eigenen vernünftigen Denkens nur Meinung, Wahrscheinlichkeit in einem niedern oder höhern Grad, — die uns am leichtesten überzeugt, und uns am unwidersprechlichsten scheint, wenn wir ihres Einflusses zu großen Entschließungen und ihres Trostes in zweifelhaften bangen Auftritten des Lebens am wenigsten bedürfen, aber am schüchtersten sich hinter Zweifeln verliert, und am gefällig-

sen nach unsern Neigungen schmiegt, wenn sich in unsrer Brust der große Kampf zwischen bestürmender Sinnlichkeit und männlicher Tugend entscheiden, oder des Geistes freie erhabene Größe in hartnäckigen Schwierigkeiten, unausweichbaren Gefahren, tief empfundenen Leiden und Sorgen, Erwartungen einer trüben undurchschaulichen Zukunft sich zeigen soll. Dann, armer Sterblicher, halte dich am schwankenden Halm, der mit dir zur Erde sich biegt, wann dein zitterndes Knie dich nicht mehr zu halten vermag. Dann suche Heiterkeit und Wärme an dem Flämmchen, das im Sturme der Leidenschaft erlosch. O es ist zweierlei, — gegen eine väterliche Vorsehung im Himmel nichts einzuwenden, wenn das Glück allen unsern Wünschen zuvorkommt, — und sie durch Muth und Vertrauen zu ehren, wenn alle Hoffnungen des glücklichen Erdenkindes auf einmal scheitern, wenn alle Stürme des Unglückes nur ihn zu treffen scheinen, und jede erwünschte Stille nur ein größeres Ungewitter vorbereitet, und kein Schöpfer seine Klage zu hören scheint. Es ist eine andre Lage des Lebens, in welcher wir den Glauben an Unsterblichkeit auffassen, und eine andre, in welcher wir ihn mit aller Stärke der Ueberzeugung aus der Seele herauf rufen und fest halten sollen. Dort war das Grab noch so ferne hinter den Rosen des Lebens versteckt, die Kraft des Lebens noch so stark, der Wunsch zu leben noch so heiß; der Jüngling im mächtigen Gefühl der Stärke und Kraft wäre zu bereden, daß selbst sterben

unmöglich sey, wenn ihm nicht täglich die Leichenglocke das allgemeine Gesetz der Natur verkündigte. Hier ist alles gar anders. Das Gefühl der hinsinkenden Natur widerspricht zu laut dem geistigen Hoffen des Verstandes. Dem müden Pilger am Ende der Laufbahn wäre der Ruf eines einzigen, der vor ihm dahin wandelte, tröstlicher, als Ermunterung derer, die ihm nachfolgen und nicht fühlen was er. — Aber kein Todter antwortet seiner Klage, in den Gräbern ists fürchterlich stumm. Doch du rufest mit freundlicher Stimme, Getödteter und Erstandener: Ich lebe und du sollst auch leben. Aus deinem Munde nehmen wir den Trost der ewigen Fortdauer von dem, der tödtet und lebendig macht, und singen deinen Boten den Triumphgesang der Unsterblichkeit nach: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? —

Es ist viertens das Verdienst der Apostel Jesu Christi: sie haben über eine höchst wichtige Angelegenheit, über die Verhältnisse der gefallenen Menschheit mit ihrem Schöpfer, und über den Rathschluß Gottes zu ihrer Rettung, den die Vernunft nicht kennt, befriedigende und erfreuliche Auskunft ertheilt. Es ist ein Wort, — fraget die ganze Schöpfung, — sie ant-

wortet euch nicht. Fraget den zürnenden Donner, wenn er zwischen dem Feuer des Himmels daherfährt, er sagt es euch nicht. Fragt die allgemeinen Gesetze der Natur, unter denen der Gute mit dem Bösen leidet, und der Böse mit dem Guten erquickt wird, — ihr verstehet sie nicht. Fraget den Unglücklichen, den die Rache seiner längst vergessenen, vielleicht schon beweinten und abgelegten Missethaten auf unbekannten Wegen erhascht, er weiß es auch nicht. Fragt das zagende Gewissen und die angstvollen Mienen des sterbenden Zweiflers, sie verkündens euch nicht. — Und es ist doch je gewißlich wahr, und ein so theures werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Von dieser Art sind die Wahrheiten, christliche Zuhörer, mit welchen die ersten Bekenner Jesu Christi, die Zeugen seiner Niedrigkeit, seines frommen Lebens, seines Todes und seiner Verherrlichung, in eine Welt voll Irrthum ausgiengen, um hier die tiefste Unwissenheit zu erleuchten, und dort den verschrobensten Dünkel der Weisheit zur Kindeseinfalt zurückzuführen; hier das erstorbene Gefühl der Menschlichkeit zu wecken, Barbarei und Laster zu besiegen, und dort die erkünstelte gleissende Heuchelei durch die Predigt der frommen Herzenstugend Jesu Christi zu beschämen; — den Juden, welche Zeichen forderten, und den Griechen, welche nach Weisheit fragten, nur Jesum zu pre-

digen, den Gekreuzigten. — Arme schwache Werkzeuge, einst unerfahrenen Kindern gleich an Fragen, Zweifeln und Träumen. Aber uns hat es Gott offenbaret durch seinen Geist, der alle Dinge erforschet, selbst die Tiefen der Gottheit. — Einst schüchterne Schafe, kaum von dem Schooße ihres guten Hirten zu entwöhnen; jetzt entschlossen in den Versammlungen der Weisen, und vor den Thronen der Könige und vor dem Blutgerichte ihrer Verfolger zu bekennen: daß in keinem andern Heil, und kein andrer Name den Menschen gegeben sey, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Jesu. — Es ist ihnen ein großes Werk gelungen, sie haben fruchtbaren Samen ausgestreuet, und deine Pflege, Geist der Wahrheit, hat seine Keime entfaltet, und edle Frucht, Weisheit, Tugend, Menschlichkeit, milde Sitten, Himmelssinn, Himmelsfreude zum großen bleibenden Segen der Menschen aus ihnen groß gezogen.

O laßt auch uns, Freunde, bei dieses Geistes Lehren für unsre Schwachheit Kraft, für unsre Zweifel Aufschluß, für unsre Trauer Freude suchen. — Und wenn in euern Herzen durch der himmlischen Wahrheit stilles verborgenes Wirken schon reines Gefühl und Ruhe und Friede wohnet, und eures Geistes Kraft zur männlichen Reife gediehen ist, laßt uns dann diese treue mütterliche Erzieherin desto herzlicher lieben und desto dankbarer verehren, unter dem Geräusche

und den Zerstreuungen des Lebens, unter den Weisen und Thoren, für ihre sanften Belehrungen ein offenes Ohr und eine offene Seele behalten, in den Stunden der überraschenden Versuchung an ihre Warnungen, und in der Nacht des Leidens an ihre Verheißungen denken. Sie führe euch durchs Leben, ihr letzter Segen folge euch ans Grab, und froh müsse es euer Geist in der Ewigkeit erfahren, daß Gottes Verheißung Ja und Amen ist. Amen.

Predigt

am zweiten Pfingstfeste 1799.

über Joh. 3, 16 — 21.

Von dem Staube der Erde erhebt sich unsere Andacht zu dir, unser Gott; — aus dem Kreise des Irrthums und des Ungemachs, der Thorheit und des Jammers, der die Erde umwölkt, zu dir in deine seligen Höhen, Vater des Lichts, von dem alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe herab kommt. Auch im Staube hienieden verkennt doch unser Geist seine himmlische Verwandtschaft nicht, in dem Gedränge der Widerwärtigkeiten des Lebens, in der Brust voll unbefriedigter Wünsche doch seine selige Bestimmung nicht. Und möchten wir nie unter den Reizungen der Sünde, nie, wenn der schnelle Sturm der Leidenschaft durch die Seele fährt, den hohen Beruf verkennen und vergessen, zu welchem wir

berufen sind! Zur ewigen Beglückung in Tugend durch unsre Natur geweiht, zum frommen frohen Glauben an eine erbarmende Vatergüte gegen fehlende, aber reumüthige Kinder durch deinen Sohn geweckt, durch ihn von den Banden des Todes zum Leben gelöset, Vater, wir danken dir für unsre Bestimmung, für unsern Trost, für unsre Hoffnung. Vater, wir flehen um Muth, nach unserm fernen erhabenen Ziele zu ringen, — um Weisheit und Kraft, das Unterpfand des Himmels im Glauben an deinen Sohn, und in einem guten Gewissen durch alle Versuchungen und Stürme des Lebens ungefährdet zu retten. Daß uns auch heute, wenn wir uns mit deinem heiligen Worte beschäftigen, etwas davon zu Theil werden möge! Wir flehen dich darum an in einem stillen V. U.

Text: Joh. 3, 16 — 21.

Unser Text enthält einen Theil der merkwürdigen Unterredung, die zwischen Jesu und einem Gesetzlehrer seiner Nation in einer nächtlichen Stunde sich entspann. Dieser unbefangene, wahrheitsforschende Mann, der weder in seinen Jahren und Erfahrungen, noch in seinem Ansehen eine Bürgschaft für die Untrüglichkeit seiner Meinungen zu besitzen glaubte, der im stillen Nachdenken über Wahrheit, über Menschenbestimmung und Menschenpflicht, über die geheimen Wege und verborgenen Ziele der göttlichen Vorsehung vielleicht oft in Unruhe

ruhe und Zweifel versank, und zu manchem lauten Wunsch seines Herzens die Hoffnung, zu mancher stillen Hoffnung seines Geistes die Bürgschaft ihrer Erhörung, zu mancher ernsten Frage die Antwort vergeblich suchte, — dieser Mann hört von den Thaten Jesu, einstweilen, wie es scheint, nur von seinen Thaten, ahndet in ihm einen Geweihten der Gottheit, und benutzt die Dunkelheit und Stille der Nacht, um ohne Aufsehen oder ohne Störung den geheimnißvollen Mann näher kennen zu lernen, und wenn er an ihm fände, was sein Herz ihn hoffen ließ, seine Zweifel und Fragen ihm zu eröffnen, und ihn um Belehrung zu bitten. An der Seite, die an dem Charakter des göttlichen Lehrers am leichtesten und ersten in die Augen fiel, ob sie schon nicht die bedeutendste war, faßt er ihn an, an der Wunderkraft, die aus seinen Thaten hervorleuchtete. „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen; denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sey denn Gott mit ihm." Auch Jesus, dem vielleicht ein geschäftvoller Tag unter Belehrungen, Wohlthaten und großen Entwürfen für Menschenwohl und Menschenfreuden gesunken war, freut sich auch noch am späten Abend der Gelegenheit, ein Saatkorn der Wahrheit mehr in ein Herz zu legen, das ihrer werth schien, und knüpft mit diesem Manne eine Unterredung an. Wer sie lieset und verstehen mag und beherziget, mit welchen Ahndungen und Hoffnungen fühlt er sich durchdrun-

gen! Wie fühlt er sich immer höher und höher aus der bangen drückenden Nacht, die den Geist auf der Erde umhüllt, unter die lichten Sterne des Himmels emporgehoben, über die Stürme des sausenden Windes, über die Schicksale, denen das an der Erde streifende Auge keine Ursache und keine Absicht findet, in eine sturmlose, selige Stille! Wie fühlt er sich zu dem Vorsatz gedrungen mit Muth und Kraft belebt, gut zu seyn und besser zu werden, werth des innern Friedens, den ihm Jesus im eigenen Busen verbürgt, werth der hohen Würde, und der reinen Himmelsfreuden, die er ihm von ferne zeigt, und so, nicht mit leerem Schall von Worten, sondern in der That zu glauben an den Sohn, den Gott der Welt zum Leben gesandt hat. Niemand, spricht Nikodemus, kann die Zeichen thun, die du thust, es sey denn Gott mit ihm.— Ohne Zweifel mit einem andern, wenn schon stillen Geständniß, mit einer andern Huldigung verließ er seinen Lehrer wieder: Wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen, denn Niemand kann mit solchem Lichte aus höhern Welten den Verstand erleuchten, Niemand mit solcher Ueberzeugung den Geist zur Tugend entflammen, Niemand mit solchem milden Wehen aus bessern Welten die Gefühle beruhigen, und so den Himmel in das Herz des Sterblichen auf die Erde herabziehen, wie du thust, es sey denn Gott mit ihm.

Aber laßt uns den Hauptinhalt der Belehrung

Jesu aus unserm Texte zu unsrer eigenen Erbauung anwenden. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn in die Welt gesendet, daß die Welt durch ihn selig werde.

Gott will die Seligkeit der Menschen, Friede und Ruhe hier, wenn schon nicht immer von aussen, doch inwendig Ruhe und Frieden im frommen Herzen, innige hohe Freuden hier, wenn schon mit Schmerz gemischt, (auch Schmerz ist Wohlthat,) Trost und Hoffnung am Grabe, und jenseits — es hats kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört, und noch kein frohes Herz empfunden, was Gott mit vorbereitendem schweigendem Vatersinn für die verborgen hält, die ihn lieben.

Als der Ewige lebendige und vernünftige Wesen in das Daseyn rief, war es seine Absicht, der Schöpfer und Vater froher und glücklicher Kinder zu seyn, nicht glücklicher durch ihren Dienst, nicht größer durch ihre Verehrung zu werden, sondern sich die reine, unerschöpfte, ewige Quelle aller Vollkommenheit und Seligkeit mitzutheilen, in nie gezählten Millionen vernünftiger Wesen seine Selig-

keit in einem Grade, wie jedes derselben fähig wäre, zu vervielfältigen. Er müßte seine Absicht in dem Augenblick, da sie ausgeführt werden sollte, wieder vergessen haben, wenn er nicht alle Umstände, in die er seine Geschöpfe versetzte, alle ihre Verhältnisse, die Fähigkeiten und Kräfte, mit denen er sie ausschmückte, alle Gegenstände und Geschäfte, an denen sie Fähigkeiten und Kräfte entwickeln sollte, für den großen und einzigen Zweck, sie von einer Vollkommenheit und Glückseligkeit zur andern zu erheben, gewählt und abgewogen hätte. Und siehe, er schuf den Menschen, hier sein erstes Geschöpf, für die Zeit, und schuf ihn für die Ewigkeit, wog ihm Sinne, Gefühle und Triebe zu, den unermeßlichen Segen einer reichen, blühenden, irdischen Schöpfung zu empfinden, und in seiner ganzen Fülle zu genießen, gab ihm mit Vernunft und Gewissen das Bewußtseyn eines höhern Adels vor allen Geschöpfen um ihn her, mit dieser Geisteswehe aus einer andern Welt Anwartschaft auf Bestimmung für eine andre Welt, und das heilige Aufgebot, durch Tugend ihr entgegen zu wandeln, erweichte und erwärmte das Herz zu sanftern, edlern, reinern Empfindungen, durch deren Bewahrung und Ausbildung er neue Seligkeiten anderer Art genießen, immer vollkommener und endlich, für die Erde zu köstlich und zu gut, reif werden sollte für höhere Freuden. Endlich gab er dem Menschen seinen Sohn, den Lehrer einer himmlischen Religion. Sie sollte die leisesten Ahndungen des gefühlvollen Herzens

zur frohen Hoffnung erwecken, den Ansprüchen der Vernunft gegen die Stimme der Sinnlichkeit in uns Gewicht verschaffen, und zur Erfüllung ihrer Forderungen neue mächtige Beweggründe und Kraft ertheilen, im Schmerz, der hienieden der Freude zur Seite geht, das weiche Herz in ihren Frieden einhüllen, und dem schüchternen bangen Blick des Erdenpilgers hinter dem Grab den Schimmer der Ewigkeit aufziehen.

Gott will die Seligkeit der Menschen, und hat ihnen seinen Sohn gegeben, daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern Leben, ewiges Leben haben. Arme Wanderer im Staube, ruft ihnen Jesus zu, blicket zum Himmel auf. Euer Daseyn hängt mit dem Willen eines allmächtigen Wesens, das euer Vater ist, und eure Glückseligkeit mit seinem Wohlgefallen zusammen, das auf guten Gesinnungen und Thaten ruht. Euer Vater im Himmel ist selig durch Vollkommenheit; seyd auch ihr vollkommen, um selig zu seyn. Benutzet jeden Augenblick und jede Gelegenheit, Freude am Guten in euch zu wecken und zu erhöhen, tugendhaften Sinn zu nähren, edlere Empfindungen hervorzurufen, zu bewahren und zu bilden, eure Kräfte zu üben, und auf immer höhere Tugenden vorzubereiten. Dankbare, herzliche Liebe zu dem Verborgenen, der euch in unzähligen Wohlthaten nahe ist, fromme Scheu vor seiner Gegenwart, heilige eure Gesinnungen, und leite eure Schritte.

Hoher Muth, euch selber zu besiegen, Gerechtigkeit, Demuth, Wohlthätigkeit herrsche in euern Handlungen. Auf dem niedrigen Standpunkte, wo ihr hier noch weilet, wirket gleichwohl euerm erhabenen Schöpfer von ferne nach, wenn ihr wie er für das Glück und die Freude seiner Kinder sorgt, erquickend wie sein Thau, wenn er die Fluren der Guten und der Bösen befeuchtet, lieblich wie seine Sonne, wenn sie über Böse und über Gute aufgeht. O dann wird Ruhe in eurem Geiste einkehren, und ein reiner Himmel sich in euerm Herzen aufthun, unter welchem Freuden euch aufblühen, die der sinnliche Mensch ausser sich bei Erdenschätzen und Freudenmalen vergeblich sucht, unter welchem die Wolken, die das Schicksal in seiner Seele aufzieht, in Klarheit zerfließen, unter welchem das Grab, das ihn mit allen seinen Schrecken faßt, in tiefem Schatten liegt.

Blicket zum Himmel auf, spricht Jesus den Menschen zu. Euer jetziges Leben hängt in seinen Freuden und in seinen Leiden, in euern Gesinnungen und in euern Thaten mit einem künftigen zusammen, und ist nur tiefer Anfang, erste langsame Entwickelung zu einer großen fernen Vollendung. Um einen hohen Preis, der euch dort erwartet, übet sich hier in Liebe und Hoffnung eure Tugend, sie begleitet euch hinüber, wenn alle Freuden gesunken sind, die die Erde bieten konnte. Während des stillen Kampfs, den die Erde nicht

in euerm Busen bemerkt, während den verborgenen Edelthaten, die sie nicht kennt und nicht belohnen kann, schauen Engel auf euch herab, und weihen euch zu Mitgenossen ihrer Seligkeit; und unter der Geduld und Hoffnung, mit welcher ihr Leiden ertragt, für welche die Erde keinen Trost und vielleicht in allen ihren Gaben keinen Ersatz hat, bereitet sich unerkannt und ungeahndet Freude euerm frommen Sinn, süße Frucht aus einem bittern Kern, die an einer bessern Sonne reif wird.

In einem tugendhaften, Gott geweihten Sinn lehret der Göttliche, der vom Himmel kam, den Menschen seinen Werth und seinen Frieden suchen, zieht in eine nahe bessere Welt das Herz mit seinen Wünschen und Absichten, mit seinem Sehnen und Hoffen hinüber, und wandelt selbst die hohe Bahn der Tugend, den festen Blick zum Himmel gerichtet, voran, geht mit einem Muth, den nur sein Leben und sein Bewußtseyn gewähren konnte, in die Wolke seiner Leiden, sinkt blutig ins Grab, kehrt von Gott zum Bürgen des Lebens im Tode geweiht in den Himmel zurück, segnet den frommen Glauben, der zu ihm sich aufwindet mit verborgener Kraft, und zieht alle, die ihm nachwandeln, wenn auch über ihnen die letzte dunkelste Wolke schattet, in seine Verklärung auf.

O möchten alle, die seinen Namen nennen,

und ihm in seine Herrlichkeit nachschauen, ihn verstehen, und in ihrem Herzen etwas finden, das seinen Belehrungen entspräche! Möchten sie bedenken, daß nicht einige aus der frühen Jugend im treuen Gedächtniß gerettete Bruchstücke seiner Lehre oder Geschichte, und nicht die vollständigste, vertrauteste Bekanntschaft mit allem, was er gelehrt und gethan hat, nicht das huldigende Bekenntniß, sein Evangelium sey wahr und schön und göttlich, sie zu den Seinigen weihe, und keine verborgene Glaubenskraft seines Namens sie ohne eigene Thätigkeit besser, ohne Besserung selig mache, daß nur ein Herz, welches mit dem Glauben an ihn seinen Geist und Sinn in sich aufnimmt, mit ihm liebt und wirkt, und duldet und hofft, sein Eigenthum sey, und seiner Erlösung und seines Himmels sich freuen könne! Möchten alle die wohlthätigen Anstalten, die Gott durch ihn erst zur Belehrung des menschlichen Geistes, und dann zur Heiligung, und mit ihr zum Glauben an Gnade im Himmel für schwache Menschentugend gemacht hat, weise, dankbar, eifrig benutzen, und keiner verloren werden, alle das Leben, ewiges Leben haben!

O es können Menschen seyn, denen es ein ungebetener Dienst scheint, daß das Evangelium Jesu Christi ihnen die Wahrheit so unverkennbar vor die Seele stellt, ein lästiges Gefühl, das sie

jeden Augenblick an Gott, an Pflicht, an Ewigkeit und Vergeltung erinnert, ein Geschenk nicht des Annehmens werth, wenn Vaterliebe Gottes nur um Kindesliebe des Menschen, wenn Vergebung der Sünden nur um Ernst der Besserung, wenn hohe Freude des Himmels nur um Entsagung von niedrigem Tand der Erde geboten wird. Wenn sie, als ob Eigensinn und Beharrlichkeit zuletzt den Irrthum zur Wahrheit machte, doch das Eine ohne das Andere erwarten, als ob dieser Glaube mehr denn Berge versetzen, — den Irrthum zur Wahrheit machen könnte, — wenn sie, um unangenehme Gefühle sich zu ersparen, der Belehrung, die sie weckt, die Seele verschließen — wenn sie das Erwachen des bessern Bewußtseyns, das Regen des göttlichen Geistes im Gewissen in Sinnlichkeit zerstreuen — wenn sie den Zweifel an Wahrheit, oder den Spott über sie, das ätzende zerstörende Gift, wie einen beruhigenden Balsam gegen das Gewissen in sich aufnehmen, so machen sie traurig wahr, was Jesus dem Nikodemus sagt: die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht, Wahn und Irrthum mehr als die Wahrheit, denn wer das Böse liebt, hasset das Licht.

Arme Betrogene! Mag der Zauber der Täuschung auf ihnen ruhen, einst zerfließt er doch; mag die Stimme der Wahrheit eine Zeitlang am

betäubten Ohr vorübergleiten, einst erwacht sie mit richtendem Ernst im eigenen Herzen. Gott hat seinen Sohn nicht gesandt, daß er die Welt richte, nicht, daß durch ihn die innern Vorwürfe und die Verantwortung derer, die seinen Ruf zur Heiligung und zum Himmel verachten, größer und schwerer würden. Aber mit seiner Sendung ist diese Folge unzertrennbar verbunden. Die nämliche Sonne der Wahrheit, die den Geist durch ihre Strahlen erheitert, und in dem Herzen, das ihr sich öffnet, die Keime der Tugend zur schönsten Blüthe entfaltet, die nämliche Sonne zieht auch die furchtbare Wetterwolke des Gemüthes auf.

Gott hat seinen Sohn in die Welt gesendet, nicht daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer diese himmlische Ankündigung zum erstenmal vernähme, nach langem unbefriedigtem eigenem Nachdenken immer tiefer in Unruhe und Zweifel hineingezogen, oder von einer langen Reihe widriger Schicksale oder einem beladenen Gewissen zur Erde gedrückt, sie zum erstenmal vernähme, und über seinem nahen oder fernen Grabe den freundlichen Stern der Hoffnung erblickte, o wie müßte ihm werden im gepreßten verwundeten Herzen! Wie würde er den Boten seines Friedens ins Auge fassen, die Bürgschaft seiner himmlischen Sendung so gerne anerkennen, und freudig zu je-

dem Dank, entschlossen zu jedem Gehorsam, gestärkt zu jeder Hingebung, nur eine Frage kennen: Meister, was muß ich thun, daß ich selig werde?

Uns tönen sie nicht zum erstenmal die Worte des Trostes Wohl euch, wenn die Frage, was muß ich thun, daß ich selig werde? schon lange eure freudigste und eure ernsteste Frage, und euer Leben ihre Antwort ist!

Möge doch keiner unter uns, so lange es heute heißet, sein Herz verstocken, keiner die Wahrheit fürchten, und das Licht, das sie ihm über sich selbst, seinen Werth und seine Bestimmung, über Erde und Himmel verbreitet. Erkennet sie, sie wird euch frei machen; in ihr liegt zu hohen Entschließungen die Quelle hohen Muthes, zu großen Verpflichtungen der Segen großer Kraft, neben theuren Entsagungen theurer Ersatz. Erkennet sie, und ihr werdet sie lieben, — den lieben, der euch ihren Segen von dem Himmel zugeführt und mit Tod und Leben verbürget hat. Euch heilige dann der Eifer, Gott zu gefallen, zu jeder guten That. Euch warne der Gedanke an seine Heiligkeit und an sein Gericht vor jeder Uebertretung. Euch stärke die Verheißung, daß Gottes Gnade in dem Schwachen mächtig ist, zum muthvollen Kampf und zum vollendenden Siege. Ein

gutes Gewissen begleite euch durchs Leben, ein gutes Gewissen aus den Freuden in die Leiden des Lebens. Sein Segen und Trost des Glaubens folge euch ans Grab, und froh müsse euer Geist in der Ewigkeit dem Erlöser der Menschen auch für seine Seligkeit danken. Amen.

Abschieds-Predigt,

gehalten in Lörrach

am ein und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis 1791

über Joh. 4, 47 — 54.

Heiliger guter Gott, der du im Himmel wohnest und auf Erden schaffest, was du willst, laß uns in deinen Führungen stets den Willen eines weisen liebenden Vaters erkennen, stets die heilsamen Anstalten zu unsrer Besserung und Vervollkommnung benutzen. Wir übergeben unsre Schicksale deinen Vaterhänden; — führe uns den Weg, den wir wandeln sollen, leite uns nach deinem Rath, und nimm uns endlich mit Ehren an. Segne auch heute die Betrachtung deines Worts; laß durch sie deinen Namen verherrlichet, unsre Liebe und unser Vertrauen gestärkt werden. V. U.

Text: Joh. 4, 47 — 54.

Ein zärtlicher Vater sah in seinem Sohn den Trost und die Hoffnung seines Alters aufblühen. Jetzt sieht er den, in dessen Gesundheit und Leben alle seine Wünsche sich vereinigten, mit dem Tode ringen, und kann ihm nicht helfen. Vielleicht nach langem Leiden, Kummer und Jammer hört er von Jesu, eilt zu ihm und bittet, daß er hinabkomme in sein Haus und helfe seinem Sohn. Und Jesus eilt nicht so sehr mit den Anstalten zur Hülfe, als der Vater mit seiner Bitte geeilt war. Und doch erscheint die Hülfe früher und herrlicher, als er nur hoffen konnte. Jesus geht nicht mit ihm hinab in sein Haus. Aber er spricht: dein Sohn lebt, — und siehe, er lebte, und war besser und genesete. — Und der Vater, den die fröhliche Botschaft seiner Diener aus der tiefsten Betrübniß und Beklemmung zur höchsten Freude erhob, glaubte mit seinem ganzen Hause.

Laßt uns in dieser Geschichte, wie in einem Spiegel, die Beschaffenheit und den Gang menschlicher Schicksale betrachten, und lehrreiche Folgerungen daraus zu unserer Erbauung herleiten.

Die Schicksale der Menschen sind im Ganzen sehr gut. Wir haben auf einer angenehmen, oder

doch bequemen, wenigstens leidlichen Reise durchs Leben, viel, viel Gutes und manche Freuden zu genießen. Ich kann euch vielleicht keinen unerwartetern, aber doch gewiß auch keinen einleuchtendern Beweis davon darlegen, als den Umstand, daß wir immer so viel zu klagen haben, immer so unglücklich zu seyn glauben. Denn die Einrichtung unserer Schicksale ist so, daß sich die meisten Leiden ohne Freuden nicht denken lassen.

Der Vater in unserm Evangelium hat einen leidenden Sohn; sein Herz blutet beim Anblick seiner Schmerzen. — So war er denn doch wenigstens so glücklich einen Sohn zu haben, der lange Zeit seine Freude und sein Stolz gewesen war. Je mehr sein väterliches Herz jedes Leiden des Sohnes selber empfand, je unerträglicher und schrecklicher ihm der Gedanke war, ihn verlieren zu können, je ängstlicher er sich nach allen Hülfsmitteln zu seiner Rettung umsah, desto mehr Beweise legte er ab, was für ein glücklicher Vater er bisher war, wie viele Freude, wie viele Hoffnung, wie vielen Trost ihm der Besitz seines Sohnes gewährte. Er hätte nur keinen Sohn haben dürfen, um alle jene Leiden nie zu empfinden. Aber konnte er dieses auch nur jemals im Ernst gewünscht haben, der zärtliche Vater, der kein größeres Unglück kennt, als gerade das, diesen Sohn zu verlieren? So setzen die meisten Klagen, mit welchen wir unser Schicksal verwünschen, den

genossenen Besitz eines Glücks voraus. Und wir müssen wohl sehr glücklich seyn, und die Größe unsres Glücks im Grund recht wohl zu schätzen wissen, weil uns die Erhaltung desselben so viele Sorge, Angst und Kummer verursacht; wir müssen sehr viel Gutes genießen, weil wir so viel zu verlieren haben, müssen wohl auch sehr verwöhnt seyn, weil wir so oft mit unsern Klagen abwechseln.

Das Gute aber, das der Mensch auf der Erde zu genießen hat, übertrifft bei weitem das Widerwärtige. Aus dem nämlichem Grunde. Es ist ein Beweis, daß wir sehr an das Gute gewöhnt seyn müssen, weil wir empfindlicher sind bei unangenehmen, als bei angenehmen Vorfällen, empfindlicher in dem Augenblick des Verlustes, als während der langen Zeit des Besitzes, und durch ein Leiden uns hundert Freuden verbittern lassen.

Es ist nicht zu vermuthen, es ist nicht möglich, daß die Freude des Vaters, so oft er seinen gesunden Sohn erblickte, jedesmal in dem nämlichen Grad lebhaft sollte gewesen seyn, als jetzt sein Schmerz lebhaft war, so oft er sein Aechzen hörte, so oft er einen neuen bedenklichen Vorboten seines Todes in seiner zunehmenden Krankheit bemerkte. War etwa jenes Glück für ihn weniger wichtig, als dieses Unglück? Das kann nicht seyn. Der

Schmerz

Schmerz, den Verlust und Entbehrung in uns rege macht, muß jederzeit mit dem Werth, den wir auf das Verlorene legen, in natürlichem richtigen Verhältnisse stehen. Die ungleiche Aeusserung der väterlichen Empfindungen muß also in andern Umständen ihren Grund haben, und in keinem andern als darin: daß sein Auge an den erfreulichen Anblick eines wohlgebildeten, blühenden, hoffnungsvollen Sohnes gewöhnt war, der Anblick des zum Tode dahin welkenden Kindes aber etwas neues, etwas seltenes, etwas ungewöhnliches für ihn war. So war er also in Hinsicht auf diesen Gegenstand des Glücks besser gewohnt, als des Unglücks. So war also nach unserer Behauptung das Maß der Freuden, das ihm in der Geburtsstunde seines Sohns bereitet war, überwiegend über die Leiden, die eine bittere Folge des nämlichen Augenblicks waren. Nehmet nun den möglichen Fall an, daß der Königische ein Vater mehrerer lieben Kinder war. Ist die Freude ein Kind zu haben so groß, als uns sein Kummer bei der Gefahr des Verlustes schließen läßt, was für ein glücklicher Mann war er, wenn er diese Freuden vierfach genoß, in jedem andern Kind andere Liebenswürdigkeiten erblickte, andre Tugenden sich entwickeln sah, andre Hoffnungen nährte! Starb ihm auch dieses Kind vielleicht von vieren, so hatte er doch noch immer für einfaches Leiden dreifache Freuden zu genießen. Wendet diese Gedanken auf andre Umstände, auf eigene Angelegenheiten an, welche ihr wollt. Wir

schätzen einen Menschen, dessen Auge für das erfreuliche Licht des Tages durch Blindheit verschlossen ist, bei allem Ueberfluß von Reichthümern, bei aller übrigen Bequemlichkeit des Lebens, für äußerst elend; so müssen wir denn auch gestehen, daß wir, so lange unser helles Auge den Tag sieht, der uns zu unsern Geschäften und Freuden leuchtet, bei allen unsern übrigen Gebrechen und Leiden, worin sie auch bestehen, doch unermeßlich glücklich sind. Und das Auge ist nur ein Sinn. Was für ein Schatz von Bequemlichkeit, Vortheilen und Freuden quillt uns aus dem vereinigten Gebrauch aller Sinne? Wie viel gutes bleibt auch selbst für den noch übrig, dem nur ein einziger fehlt! Indessen sind doch Leiden da, die uns des Lebens Genuß verbittern.

Laßt uns unsere Betrachtung der Frage widmen: Warum sind so viele Leiden in das Loos unserer Tage gemischt? — Fasset diese Frage nur in einen bestimmten Punkt zusammen, um euch zu überzeugen, daß sie zum Theil thöricht ist. Warum ward es in dem Schicksal des glücklichen Vaters nicht zu einem unmöglichen Fall, daß sein Sohn krank werden und sterben konnte? Weil er ein Mensch war. Sollte der sterbliche Vater einen unsterblichen Sohn haben? Warum muß die Stunde früh oder spät kommen, in welcher wir, wenn wir lang leben wollen, den Tod unserer ältern Freunde sehen müssen? Weil

sie Menschen sind. Warum werden wir alt? Weil wir jung waren. Warum können wir unser Vermögen verlieren? Aus dem nämlichen Grund, weil wirs erwerben konnten, weil es eine wandelbare, unstete, flüchtige Sache ist. Es ist eine genau zusammenhängende Kette; es müßte alles anders seyn, oder es muß alles so seyn, wie es jetzt ist. Doch diese unveränderliche Nothwendigkeit ist keine harte traurige Nothwendigkeit. Auch Leiden sind Wohlthat, sie sind ein eben so wesentlicher Bestandtheil unsers Glücks, als die Freuden. Der stete ungestörte Genuß der letztern würde bald in unsinnigen Taumel, oder in Ueberdruß und Gefühllosigkeit ausarten. Nur jene heilsamen Störungen sichern uns auf der einen Seite eben so wohl vor gefährlicher Ueberspannung, als auf der andern vor gefühlloser Erschlaffung, und setzen unsern Geist auf den Grad von Mäßigung, der zum reinsten, völligsten, dauerhaftesten Genuß des Glücks erforderlich ist. Der Regierer unserer Schicksale müßte uns keine Freuden gegönnt haben, wenn er uns keine Leiden zugedacht hätte.

Die Unvollkommenheiten aber, in denen wir die Quelle unserer Leiden entdecken, sind entweder von kurzem Bestand, oder fortdauernd. Der Sohn des leidenden Vaters stand einen Augenblick auf der Schwelle des Todes, und kehrte wieder ins Leben zurück, um das zärtliche Herz eines Vaters noch länger zu erquicken, um ihm einst als einem

alten und lebensſatten Greiſen die Augen zu ſchließen. — Aber wie nahe war Glück und Unglück in dem gefährlichen Augenblick beiſammen! Wenn Jeſus nicht in die Gegend gekommen wäre? Wenn der Vater nichts von ihm gehört hätte? Wenn der Sohn während ſeines Hingangs zu Jeſu verſchieden wäre? O ſo glaubet wenigſtens nicht, daß der Schmerz in ſeiner Bruſt ſtets mit gleicher Gewalt gewüthet hätte. Es iſt eine dankenswürdige, aber natürliche Einrichtung unſrer Natur: wir gewöhnen uns an die Entbehrung, wie an den Genuß. Die Zeit gießt Balſam in alle Wunden, und überzieht ſie mit einer wohlthätigen Narbe. Der Stachel des Schmerzes ſtumpft ſich allmählig ab, wie der Reiz des Vergnügens. Einzelne und neue, vielleicht gerade ſolche Freuden, die wir nur durch einen Verluſt erkaufen konnten, wirken alsdann im umgekehrten Fall auch deſto lebhafter, je weniger wir an ſie gewöhnt ſind, ſie thun hier, was dort die Leiden thaten. Sie ſetzen den Geiſt in die Mäßigung zurück, in welcher wir des Lebens froh ſeyn können.

Laßt uns jetzt zu Betrachtungen einer andern Art übergehen, welche wir uns noch aufbewahrt haben.

Als der Königiſche nicht nur die Nachricht von der Geneſung ſeines Sohns, ſondern auch die wunderbare Bemerkung von ſeinen Dienern vernahm,

daß gerade in der Stunde, in welcher Jesus sagte: Dein Sohn lebt, ihn das Fieber verlassen hatte, so glaubte er sammt seinem ganzen Hause, das heißt: er erkannte Jesum für das, was er war, für den mit göttlicher Kraft und Güte ausgerüsteten Wohlthäter der Menschen. Der herrliche überzeugende Beweis, den Jesus hier von einer seiner Behauptungen ablegte, weckte bei dem erstaunten Vater den Glauben, daß auch das Uebrige, was für jetzt noch nicht gerade bewiesen war, wahr seyn müsse. Er hielt ihn aber so gewiß für den von Gott erleuchteten Lehrer, für den von Gott bestimmten Erlöser und Seligmacher, als er ihn für den ihm von Gott gesendeten Wohlthäter erkennen mußte. Es mußte alles wahr seyn, was Jesus sagte, oder nichts. Und so war auch die Wirkung, die des Heilands That in seiner Seele gebar, nicht nur Dank für eine Wohlthat, sondern es war freudige Annehmung seiner Religion und Lehre, es war willige Ausübung seiner Gebote, es war getroste Zuneigung seines Verdienstes und Vertrauen auf seine Erlösung. Das heißt: er glaubte. Glaube ist es, was die Einrichtung und der Gang der menschlichen Schicksale auch in uns wirken soll.

Wenn wir den Umfang alles unseres Glücks betrachten, durch was für Wege und Mittel wir in den Besitz desselbigen eintraten, aus wie entfernten Anfängen sich unsere Schicksale bereiteten

durch wie viele zusammentreffende Umstände es diesen Gang nahm, wie vieles wir genossen, was wir uns nicht selber gaben, wie vieles wir dulden mußten, was wir nicht verhüten konnten, wie manche Gefahr ob unserm Haupt vorüberschwebte und nicht losbrach, wie selten wir das, was begegnet, auf unsere Klugheit und Rechnung schreiben dürfen, — wie im Gedräng so vieler guten und bösen, klugen und thörichten, überlegten und unüberlegten, möglichen und widersprechenden Wünsche, Absichten und Unternehmungen so vieler tausend um und neben einander wirkenden Menschen, doch alles seinen natürlichen Gang fortgeht, und jeder seinen abgemessenen Theil von Freuden und Leiden empfängt: Gutes aus dem Traurigen, und Trauriges aus dem Guten; so müsse unser Geist zu dem Gedanken geleitet werden, daß ein höheres mächtiges Wesen, ein Gott und Vater in unser aller Leben und in unsern Schicksalen wirke. —

Wenn wir insbesondere sehen, wie dieser verwickelte Gang der menschlichen Schicksale immer einen guten, oft einen andern, aber allemal einen bessern Ausgang nimmt, als wir vermutheten, wenn in den gefährlichen Kelch der Freuden sich die heilsame Arznei der Leiden von selber mischte, wie aus der bittern Wurzel der Leiden herrliche Freuden von selber aufblühten, wie Böses das Gute beförderte, Gutes das Böse milderte und ein-

schränkte, so müsse der tröstliche Glaube in unsrer Seele gestärkt werden, daß dieses waltende göttliche Wesen ein weises und gutes Wesen sey, und die Güte eines Vaters mit der Weisheit eines unbegreiflichen Gottes vereinige, um uns auf dem sichersten Wege zur Glückseligkeit zu führen.

Werden wir von der lieblichen lachenden Aue des Glücks unvermuthet und von neuem in dunkle Irrwege geführt, deren Gang mit jedem Schritt verschlungener und dunkler wird — laßt uns den Weg, der uns vorgezeichnet ist, mit Muth und Vertrauen wandeln, und glauben, daß der Gott, der uns schon aus sechs Trübsalen erlöset hat, auch in der siebenten uns vom Tode erretten kann. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet. — Er kennt die rechten Freudenstunden, und weiß wohl, was uns nützlich sey. Wenn er uns nur hat treu erfunden, aufrichtig ohne Heucheley; so kommt er, eh' wir's uns versehn, und läßet uns viel Gut's geschehn.

Finden wir denn doch in unsern Schicksalen noch so manches räthselhaft und unbegreiflich, warum uns Gott diese und keine andre Wege führte, warum er uns jetzt erst, so und nicht anders rettete, warum er so harte Prüfungen über uns verhängte, warum er uns ein Glück einen Augenblick schmecken

ließ, um es uns für immer wieder zu entreißen, warum Leiden und Freuden, die einem Jeden seinen Pfad bezeichnen, doch so ungleich ausgetheilt sind, — fragen wir endlich am Rande des Grabes, wo unsre Freudenlieder und Seufzer verstummen, was bei allen diesen Anstalten Gottes Absichten waren, so laßt uns in diesen unerforschlichen Führungen, in diesem Anfang ohne Ende den Beweis erkennen, daß Gottes Rathschlüsse sich nicht auf dieses Leben allein einschränken, daß wir für eine Ewigkeit geschaffen sind, zu einer Ewigkeit an seiner Hand vorbereitet und geführt werden. Bis ans Grab ist alles dunkel; jenseits wird alles Licht seyn. Da werd ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah; das wunderbar und heilig nennen, was unerforschlich hier geschah; da denkt mein Geist mit Preis und Dank die Schickung im Zusammenhang. Und diesen erhabenen Gott laßt uns mit reinem Dank für seine Güte verehren, wandeln vor seinem Angesicht und fromm seyn, uns durchs Glück zur Liebe und willigem Gehorsame, uns durch Leiden zur Geduld, zur Unterwerfung, zur Mäßigkeit und Nüchternheit stärken, mit jedem nähern Schritt zur Ewigkeit würdiger der Ewigkeit zu werden, und einst mit freudigem Blick der Vollendung unsres Schicksals entgegen gehen.

Meine Betrachtungen und Ermahnungen über

den

den Gang menschlicher Schicksale haben ein Ende. — Gönnet mir, daß ich noch einen Augenblick über mein eigen Schicksal mit euch rede.

Unser gnädigster Landesfürst hat mich berufen, von nun an an einer andern Stelle, so viel meine schwachen Kräfte vermögen, zum Wohl meiner Nebenmenschen beizutragen. Ich fühle auch in dieser Veränderung meiner Schicksale das Loos der Menschheit, — Freude mit Traurigkeit gemischt. Freude an dieser Huld und Gnade meines Fürsten, Freude in der Hoffnung, vielleicht in einem weitern Wirkungskreis für das Wohl meiner Brüder mitzuarbeiten; aber Trauigkeit in der Trennung von einer Gemeinde, die meinem Herzen werth und theuer ist. Aber ich erkenne und verehre auch hierin die Wege einer höhern Vorsehung, und folge ihren Führungen. Es sind mehr als acht Jahre mir schnell und unvermerkt verschwunden, seit ich das erstemal an dieser heiligen Stätte das Wort des Evangeliums verkündete, und, wiewohl es mein eigentlicher Beruf war, dem Unterricht eurer Kinder obzuliegen, doch durch öffentliche Vorstellung vor dieser Gemeinde mit euch selbst in nähere Verbindung trat. Meine Empfindung fordert mich auf, es laut und öffentlich zu bekennen und zu rühmen, daß ich meinen Aufenthalt bei euch zu dem bestimmten Maß meiner Freuden und nicht meiner Leiden rechne, daß ich viele Freundschaft

und Liebe, viel Güte und Gefälligkeit, viele Billigkeit und Nachsicht, und einen steten Frieden unter euch genossen habe, daß euer Andenken und eure Liebe mir unvergeßlich seyn werden. Und ach, daß ich hoffen dürfte, daß auch einem oder dem andern unter euch, werthe Seelen! mein Aufenthalt nicht gleichgültig geblieben sey, daß ich durch Kraft des göttlichen Wortes etliche unter euch in der Tugend, im Glauben, im Vertrauen auf Gott gestärkt, einen oder den andern zum Nachdenken über sich selber veranlaßt, einen Niedergebückten, Trauernden, Unglücklichen, einen Kranken, einen am Grabe seiner Freunde Weinenden mit dem Trost des Evangeliums erquickt und aufgeheitert. Rechnet mirs nicht für Stolz an, wenn ich mit diesem Trost heute diese Stätte, und nun bald eure Gegend verlasse. Ich preise Gott, nicht mich. Ich sage nicht, daß ihr ohne mich einer Ermahnung, eines Trostes hättet entbehren müssen. Ihr hattet und habt einsichtsvolle, treue, eifrige Lehrer und Hirten, mit deren Verdiensten um euch ich die meinigen nicht vergleiche. Aber ich freue mich, wenn auch in euren Herzen etwas ist, das euch mein Andenken werth macht, wie euer Andenken in meinem Herzen werth und unvergeßlich ist. — Sollte in einem Herzen das Andenken an eine Beleidigung aufbewahrt bleiben, — ich müßte kein Mensch seyn, wenn ich jederzeit gethan und geredet hätte, was alle wünschten, — so vergesset es so gewiß, als ich euch nicht absichtlich kränkte, so gewiß, als Gott

es weiß, daß ich keinen Groll gegen einen von euch mit mir nehme.

Heiliger Vater! dir danke ich mit gerührtem Herzen für alles Gute, dessen du mich so viele Jahre hindurch gewürdiget, für alle Geduld und Schonung, womit du mich getragen, für die Freudigkeit und Kraft, womit du mich ausgerüstet hast, deinen Namen zu predigen meinen Brüdern, und sie zu unterweisen in deiner Furcht. Du warst unser Gott und Heiland, und wirst es ferner seyn. Ich bezeuge mein Vertrauen zu deiner Huld dadurch, daß ich die Empfindungen und Wünsche, die jetzt mein Herz empfindet, deiner Güte empfehle. Sey du der Vergelter alles Guten an denen, die mir Gutes und Liebe bewiesen. Gieße deinen Segen aus über die Bewohner dieser Stadt. Laß dein Licht unter ihnen leuchten, dein Wort mächtig wirken, fromme, glückliche, selige Menschen bilden. Herr, du weist es, ob und wann ich diese Gegend wieder sehen, und wen ich noch unter den Lebenden antreffen werde. Leite uns alle in den Wegen deiner Gebote, daß wir dort bei dir uns wieder finden mögen. Amen.

Antritts-Predigt

vor einer Landgemeinde,

über Psalm 73, 28. *)

Im Namen Jesu Christi stehe ich zum erstenmal an dieser geheiligten Stätte, von welcher schon so manche Worte des Friedens, der Ermahnung, des Trostes an die Gemüther dieser achtbaren Gemeinde ergangen sind. In deinem Namen stehe ich hier, du Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Weihe du mich ein zum würdigen Beruf deines Evangeliums. Was ich rede, soll nicht meine Weisheit, es soll deine Weisheit, es soll das Wort von deiner seligmachenden Gnade seyn. Was ich Gutes wirke, soll nicht mein Werk und mein Verdienst seyn. Ich will mich meiner Schwachheit, und meine Schwachheit soll sich deiner Gnade rühmen, die an den Schwachen mächtig ist. Laß sie unter uns mächtig werden deine Gnade im Lehren und Hören, im Ermahnen und im Folgen, in der

*) Geschrieben von Hebel in einem der letzten Jahre seines Lebens, aber nicht vollendet.

Verheißung und im Trost, in der Vollendung an jenem Tage. Amen.

Text: Psalm 73, 28.

Wundert euch nicht, meine Freunde, wenn ich zum erstenmal, da ich vor euch auftrete, von mir selbst mit euch rede. Wiewohl ich rede nicht von mir, ich predige nicht mich, sondern den beim Vater im Himmel, der uns offenbar wird in unsern Schicksalen, der uns überall entgegen kommt auf unsern Wegen, der uns überall zuruft: Siehe hier bin ich! Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. Das ist ja meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und auf ihn meine Hoffnung setze, und verkündige all sein Thun. — Ich predige nicht mich, aber ich möchte euch gerne sagen, wer ich bin, auf welchen Wegen mich Gott zu euch führt. Ich wünsche euer Vertrauen zu gewinnen, damit ich den Weg zu euern Herzen finde. Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in den vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt, arm seyn und reich seyn. Wiewohl ich bin nie reich gewesen, ich habe gelernt, nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh seyn und mit den Weinenden traurig. Diese Vorbedeutung von dem Schicksal meiner künftigen Tage hat mir mein Gott in mei-

ner Kindheit gegeben. Schauet zurück in euere vergangenen Tage, ists nicht also, daß Gott manchem schon in seiner Kindheit ein Wahrzeichen seines Lebens gibt? Ist nicht die Kindheit der verborgene Keim, aus welchem nach und nach der reiche Baum des Lebens mit allen seinen Leiden und Freuden sich auseinander schlägt?

Ich habe schon in dem zweiten Jahre meines Lebens meinen Vater, in dem dreizehnten meine Mutter verloren. Aber der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren. — O, meine Freunde, Väter und Mütter! gerne laß ich dies meine erste Ermahnung seyn, die ich an dieser Stätte an euch thue: Laßt das irdische Wohl eurer Kinder eure große Sorge seyn, aber macht ihre Erziehung zur Gottseligkeit zu eurer größten Sorge. Das ist das Erbtheil, das nimmer trügt, nimmer verzehrt wird, das in unsern Herzen wächst, und unser Herz täglich reicher macht, und am Ende noch am reichsten.

Gott hat mir an Elternstatt wohlthätige Berather meiner Jugend und treue Lehrer der weltlicher Weisheit und des geistlichen Berufes gegeben. Sie schlafen im Frieden, aber ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich ihrer gedenke.

Ich erhielt die Weihe des geistlichen Berufs. An einem friedlichen Landorte, unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war alles, was ich wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den heitersten und in den trübsten Augenblicken meines Lebens immer gewünscht habe. Aber, o Gott, auf welchem langen Umweg hast du mich an das Ziel meiner Wünsche geführt! Eilf Jahre lang bis in das ein und dreißigste meines Lebens wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel. Da war es wohl an mir gethan, daß mich Gott gelehrt hatte, arm seyn und nichts haben. — Doch ich wurde unversehens in die Residenz berufen, aber zu keinem Pfarramt. Ich bin von Stufe gestiegen zu Stufe, aber nie zu einem Pfarramt. Ich habe vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wieder sehe. Manche von ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott, es trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne daß ichs weiß. O Freunde, was wir gutes thun, was ihr gutes thut in Wort und That, es ist nicht verloren.

Wir sehen nicht, wohin der Wind das Samenkörnlein wehet, aber Gottes Auge folgt ihm nach, und begleitet es mit seinem Segen. — Ich habe die Liebe und Achtung vieler guten Menschen, ich habe das Vertrauen und die Gnade unserer Fürsten genossen. Ich bin Mitglied der obersten Kirchenbehörde geworden. Ich bin zuletzt mit einer in unserer vaterländischen Kirche noch nie erhörten Würde geehrt worden, und mit Fürsten im Rath gesessen. So bin ich an einer unsichtbaren Hand immer höher hinan, immer weiter von dem Ziel meiner bescheidenen Wünsche hinweg geführet worden; und als ich am weitesten glaubte entfernt zu seyn, war ich am nächsten. Was ich im zwanzigsten Jahre meines Lebens bald zu erlangen hoffte, gab mir Gott im sechzigsten. Machs mit mir, o Herr, mach es mit uns allen, wiewohl wunderlich, durch Christum den Herrn nur seliglich. Ja meine Freunde, die Wege, die uns Gott führt, sind oft wunderbar, und unerforschlich sein. Absichten, aber sie sind gegründet in der Tiefe des Reichthums, beides seiner Weisheit und seiner Erkenntniß.

Meine Freunde, ich habe euch mit wenigen Linien den Weg gezeigt, auf welchem mein Gott mich zu euch geführt hat. Ich bin ein Mensch, nicht ohne Schwachheit und Fehler, sonst wäre ich Adams Kind nicht. Aber ich bemühe mich täglich völliger zu werden, sonst wäre ich Christi Jünger nicht. ꝛc.ꝛc.

J. P. Hebel's

sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Siebenter Band.

Liturgische und andere Beiträge nebst Katechismus.

a. 229 a

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

HALLE
(SAAL)

Gesellschaftswissenschaftliche Bibliothek
Universität
Halle

Ungarn

Gesellschaftswissenschaftliche

Inhalt

des siebenten Bandes.

Seite.

Liturgische Beiträge.

I. Ideen zur Gebetstheorie. 3

II. Gebete nach den Wochenpredigten, oder auch nach den Predigten an Sonntagen Nachmittags 15

III. Für die monatlichen Buß- und Bettage:

1. Für die monatlichen Buß- und Bettage überhaupt 23

2. Besonders für die Monate wechselnder Jahreszeiten 29

IV. Für die Betstunden:

1. Für Betstunden überhaupt . . 34

2. Für die Frühbetstunden im Sommer . 44

2. Für die Abendbetstunden am Samstag . 52

V. Für die Wochen-Kinderlehren mit der Schuljugend 59

VI. Taufformular 66

VII. Für die Beichte:

1. Gebet nach der Vorbereitungspredigt . 71

2. Beichtformular 75

Seite.

VIII. Abendmahls-Formular:
1. Für öffentliche Communionen . . 80
2. Für Privat-Communionen . . 87
IX. Am Reformationsfeste 1817 nach der Kinderlehre 93
X. Litanei 96

Beitrag zur Pastoraltheologie.

Gedanken zu Ja und Nein der Synodalfrage „ob ein Prediger an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen ohne Schaden seines Amtes und ohne ein Aergerniß zu geben Antheil nehmen dürfe" 101

Christlicher Katechismus . 115

Beiträge zur Religions-Philosophie.

I. Weltgesetze 229
II. Engel und Teufel 233
III. Gespenster und Geister . . . 235
IV. Hang zur Abgötterei . . . 247
V. Glaube und Vergeltung . . . 251
VI. Ein Vermuthungsgrund für die Immaterialität der Seele . . . 254
VII. Auferstehung 257
VIII. Haben wir schon einmal gelebt? . 263

Liturgische Beiträge.

I.

Ideen zur Gebetstheorie. *)

1. Wir haben unsere Gebete und Predigten von der alten Dogmatik gereiniget, reinige Gott auch unsern Stil von allem Schlendrian des Ausdrucks, von allem Hinüberdrehen ins Homiletische und Geistliche und Biblisch-Paulinische. Tausche der liebe Gott uns gegen diese fremde Zunftsprache unsere natürliche Sprache wieder ein, die wir verloren haben, damit wir beten können, wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater, nicht wie steife Handwerksgenossen und Alt-Gesellen im geschworenen Gruß.

2. O daß ich um reinen lebendigen Sinn und Trost in die Seele des gemeinen Christen hinein beten zu können, zuerst aus ihr heraus zu beten wüßte! Wie kann ich jenes ohne dieses?

*) Diesen Aufsatz Hebels glauben wir hier gleichsam als Einleitung seinen liturgischen Beiträgen voranstellen zu müssen.

3. Dem gemeinen Christen muß, wenn überall, dann vorzüglich im Gebet, das mehr durch Anempfindung als durch Andacht, Werth und Kraft erhält, das Unsichtbare an das Sichtbare, das Zukünftige an das Gegenwärtige geknüpft, und gleichsam als auf seine Basis aufgetragen werden, und auch dem Gebildeten thuts wohl. Es ist uns allen natürlicher und gedeihlicher auf der Erde zu bleiben und nach dem Himmel hinauf zu schauen, als uns dem Himmel entgegen zu schrauben und ohne ihn zu erreichen, in der leeren kalten, wenn auch noch so reinen Luft zu schweben. Wir sind Pflanzen, die, — wir mögens uns gerne gestehen oder nicht, — mit den Wurzeln aus der Erde steigen müssen, um im Aether blühen und Früchte tragen zu können.

4. Die Form der Fragen im Gebet, z. B. „Wie reich ist die Natur an Freuden für uns?" „Wie viel Gutes empfangen wir von Menschen?" „Wie viel können wir durch Anwendung unserer Kräfte uns selber seyn und geben?" fordern Behutsamkeit. Bloß um der Abwechslung willen in der Construction sollte es wohl nie geschehen, besonders in längern Reihen. An sich ists etwas sonderbares Gott Fragen vorzulegen, wenn wir nicht gestehen wollen, daß wir uns selber fragen, und also statt mit Gott wirklich mit uns selber reden, und also nicht mehr eigentlich beten, d. h. unsere Gedanken ꝛc. an Gott richten, sondern an uns.

Wohl ist diese Form: halb Ausrufung, halb

Frage, die natürliche, um stärkere Gefühle, nicht alle, sondern vornämlich Reue, Klage und freudiges Staunen kurz auszudrücken. Hieraus die Regeln:

a) Es werde kein Stoff in diese Form gedrückt, der nicht hinein taugt, am wenigsten kalte Reflexionen.

b) Sie werde nicht angebracht, auch wenn man den Stoff dazu hat, wenn der Compositeur nicht darauf rechnen kann, daß durch das Vorhergegangene schon die Zuhörer gerührt, und dasjenige schon dunkler oder heller in ihrer Seele vorhanden und gefühlt sey, was durch die fragende Ausrufung laut wird, also nie sogleich im Anfang des Gebets, sonst wird's ein tönendes Erz.

c) Nie viel fragende Ausrufungen hinter einander! Es ist pathologisch richtig, der Mensch, der wahre Empfindung ausdrückt, ist in dieser Form nie wortreich; in Büchern ist's Kunst.

Z. B. es sey vorher in rührender Sprache von der Bestimmung des Menschen die Rede gewesen, und dann aus der freudig-schüchternen Brust die ausrufende Frage: „Aber du Heiliger in deinem hohen Himmel, wie ferne sind wir noch von diesem Ziel? Wie ferne aus eigener Schuld?" — und dann ohne das halbe Dutzend voll zu machen, unmittelbar

wieder Gebet, und Gelübde ihm näher zu kommen und es zu erreichen; — so wird's gut seyn.

5. Eine kahle Hererzählung oder Wiedervorzählung z. B. des Guten, was uns Gott schon gethan hat: — „du hast ꝛc., du hast ꝛc., du hast ꝛc." taugt eben so wenig. Diese Erinnerung gehört in die Anreden des Predigers an die Gemeine. Im Gebet — wozu?

6. Beten heißt eine unsichtbare Person als gegenwärtig denken, und im Vertrauen, daß sie's höre und theilnehmend darauf achte, mit ihr reden. Mehr nicht, aber dies alles gehört zum Gebet und macht also den Begriff davon aus. Gebet an Genien, Heilige, Verstorbene ist daher gedenkbar keine Sünde, aber Thorheit; Gebet an gegenwärtige Menschen ist undenkbar, eben weil sie sichtbar und gegenwärtig sind; Gebet an abwesende Menschen ist ebenfalls keine Sünde, aber Unsinn. Der aufgeklärte Christ kann nur zu Gott beten, denn Gott ist das einzige unsichtbare Wesen, das er gegenwärtig denken und im Vertrauen, daß es ihn höre ꝛc. mit ihm reden kann.

Was darf man also beten? Der Einzelne alles, was er nach seiner Individualität mit einem Freund, Vater, Wohlthäter ꝛc. im Charakter der Gottheit gedacht reden kann. Der Beter für Viele, nur das, woran Alle Theil nehmen können.

Wie soll man zu dem Unsichtbaren beten? Gerade so, und gerade nur so, wie man mit dem Sichtbaren reden würde. Da liegts! Dies ist in so vielen Gebeten vergessen, und dann wird die Rede unvermeidlich Geschwätz. „Du hast ꝛc., du hast ꝛc., du hast" — was du, o Gott, am besten weist, und wir auch wissen und einander nicht zu sagen brauchen. O wem Gott zu der heiligen Stunde des Gebetes wie ein menschlicher Freund sichtbar werden könnte, würde ihm der nichts besseres zu sagen wissen, als: „du hast ꝛc., du hast ꝛc.?" Nicht wenigstens: „ich danke dir und liebe dich, daß du — hast, und freue mich deiner ꝛc.?"

7. Sey die Dauer eines öffentlichen Gebetes auch nur auf ein Vierteljahrhundert und noch kürzer berechnet, so hüte man sich, es nicht den gegenwärtigen Umständen, die in wenig Jahren anders werden können, zu engsüchtig anzupassen, und seine eigenen Gefühle bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge einfließen zu lassen. Z. B. es regiere jetzt ein edler Fürst. Wie gerne ließe man dankbare Gefühle für diesen Segen eines Landes und aufrichtige herzliche Bitten für seine Erhaltung, für das Gedeihen seiner edeln väterlichen Absichten laut werden, und er verdiente es, daß seiner so vor Gott gedacht würde. Aber dies sind Empfindungen und Gesinnungen für ein Individuum, das der Hauch des Todes morgen anweht, und wer kommt nach? Formeln der Fürbitte, die nimmer

passen, können nicht mehr abgeändert werden, wenn sie für einen würdigen Vorfahr gebraucht wurden; und werden sie für Nachfolger gebraucht, die da thun, was dem Herrn übel gefällt, so werden sie grobe Schmeichelei dem Regenten, Aergerniß dem Publicum, und Tortur dem armen Pfarrer von Sinn und Herzen, der sie sprechen muß.

8. Was macht ein Kirchengebet schwer?

1) Daß es für Einfältige gerecht seyn soll. Gelehrten ist nicht nur gut predigen, sondern auch gut beten!

2) Daß es für Gebildete und Aufgeklärte zugleich gerecht seyn muß.

3) Daß es für beide nicht nur einmal, sondern lang und oft gut bleiben soll.

Gibts noch viel schwerere Aufgaben als diese?

9. Laßt uns nicht unaufhörlich mit dem Ketzer Augustinus beten, daß uns Gott geben wolle, was wir in uns selbst, und in der Religion und in unsern äussern Verhältnissen schon haben. Sonst meinen wir, wir habens nicht, und warten drauf und's kommt doch nicht. Lieber laßt uns mit dem heiligen Kirchenvater Pelagius Gott danken, daß er's uns ungebeten gab, und uns zur treuen Anwendung ermahnen, und Gott bitten, daß er's uns erhalten, und unsere treue Anwendung segnen wolle.

10. Die Allgemeinheit der Ausdrücke und Vorstellungen taugt nichts, weil dadurch dem Betenden es schwer gemacht, wenigstens kein Anlaß gegeben wird, an sich und an das Spezielle, was für ihn in der Allgemeinheit liegt, zu denken. Z. B. „Gott du bist sehr gütig." — „Ach wir hören nie auf zu sündigen." — Hingegen: „Gott du hast bisher unsere Gesundheit erhalten, unsere Kraft zur Arbeit gestärkt, unsere Arbeit gesegnet ꝛc." weckt schon mehr individuelle Erinnerungen.

Hingegen muß man doch nur bis auf einen Grad der speziellen Ausführung eines allgemeinen Gedankens gehen; und je öfter das nämliche Gebet mit Wirkung soll vorgelesen werden können, desto allgemeiner und weniger ausgeführt müssen die Gedanken seyn. Die Ideen müssen nämlich so viel unentwickeltes enthalten, und so ausgedrückt seyn, daß der Zuhörer, wenn er das Gebet oft hört, auch oft etwas neues dabei denken oder eine neue Anwendung machen kann. Wenn ich aber eine Idee so völlig ausführe, daß der Zuhörer mit mir jedesmal an alles, was darin enthalten seyn kann, denken muß, und nie Gelegenheit hat wieder etwas neues dazu zu denken, so wird ihm das neue Gebet in kurzem alt und verliert alle Wirkung.

11. Das Gebet muß auf die Empfindung, nicht auf den Verstand wirken, nicht moralisiren. Dazu ist die Predigt da; und weil Verstandesideen

ohne Empfindung kalt, Empfindungen ohne jene verworren und unwirksam bleiben, so wird auch beides, Vortrag und Gebet, in jeder Versammlung verbunden. Dort müssen die Empfindungen in Begriffe und deutliche Vorstellungen aufgelöst, hier die deutlichen Vorstellungen in Empfindungen zusammengeschmelzt werden. Nach einer Predigt wieder ein belehrendes und moralisirendes Gebet, ist das nämliche Gerücht zweimal mit einer andern Sauce.

12. Popularität kann nicht nur, sie muß mit schöner Sinnlichkeit gepaart seyn. Schöne Sinnlichkeit ist ein Theil der Popularität und die einzig mögliche Blüthe der populären Schreibart.

13. Gebete für ein gemischtes Publicum sollen, wenn der Concipient ganz gerecht seyn will, nicht durchgehends in allen Ausdrücken und Wendungen populär bleiben. Wie der Gebildete um des Ungebildeten willen sich manches auf eine gemeinere Art muß versagen lassen, als er ertragen und erwarten könnte, so muß sich umgekehrt dieser auch hie und da etwas gefallen lassen. Nur dürfen die unpopulären Ausdrücke und Wendungen die Klarheit des Sinnes im ganzen nicht stören, und kein plötzliches oder allmähliges Sinken der Empfindung bei dem Ungebildeten veranlassen.

14. Man muß sich in Acht nehmen bei einer Sprache und Darstellung, die sehr lebhafte und starke Empfindungen und Rührungen zu wecken

geeignet ist. Einmal überhaupt, oder einmal alle Jahre, z. B. in Festgebeten mag es angehen; — aber je öfter das Gebet wiederkehrt, desto gewisser verliert es nach und nach seine Kraft stark auf die Gefühle zu wirken, und dann klingt nichts erbärmlicher als Sprache der Rührung, wo keine Rührung mehr ist.

15. Der Verfasser des Gebets darf seinen Ideengang so wenig als möglich bemerkbar machen, oder um Zusammenhang in die Bitten zu bringen, sie durch Uebergänge mit einander verbinden. Z. B. nach einer Bitte um geistliche Gaben: „Und weil wir auch mancherlei Bedürfnisse des Körpers haben, welche du für dieses gegenwärtige Leben mit unserm unsterblichen Geiste verbunden hast, so bitten wir dich, um alles, was zu unserer Erhaltung nöthig ist" rc. Bei solchen Uebergängen, Vorbereitungen und Einleitungen auf neue Gegenstände des Gebetes sinkt allemal die Andacht um etwas herab, und erlahmt oft ganz. Es ist nicht die Sprache der Empfindung, sondern des künstlichen Denkens.

16. Seitenlange Weltbürgers-Bitten für den Frieden unter allen Völkern, allgemeines Menschenwohl, für Ausbreitung der christlichen Religion, oder der Wahrheit und Aufklärung, der Moralität unter der Menschheit, sind nicht nur unnütz, sondern auch zweckwidrig, da Zeit und Raum zu bitten in näherer Anwendung auf uns, und die um uns sind, dadurch eingeengt wird.

Jene allgemeinen Bitten sind durch falsche Anwendung einiger biblischen Gebetsvorschriften, und durch die Meinung, daß sie etwas nützen, d. i. daß sie auf die Determination des göttlichen Willens Einfluß haben, eingeführt worden.

Das bessere Zeitalter muß andere Gründe für sie haben, wenn sie sollen gerechtfertigt werden. Sie können aber fast einzig den Zweck haben, in dem Gemüthe des Betenden Interesse für allgemeines Menschenwohl zu wecken und zu stärken.

Sey nun dieses Interesse für allgemeines Menschenwohl so wichtig als es will, so ist es doch nur ein Zweig unserer vielästigen Moral, und fehlerhaft einen unverhältnißmäßig großen Theil des Gebets demselben zu widmen.

Allein dies Interesse scheint mir nicht einmal sehr wichtig für den gemeinen Christen zu seyn. Liebe deinen Nächsten, als dich selbst. Sey dir und denen, mit welchen du in Verbindung lebst, und welche dir die Vorsehung aus der großen Menschheit entgegenführt, was du dir und ihnen seyn sollst, und bitte Gott, daß er dich zu einem guten Menschen machen, und deinen Angehörigen, Mitbürgern ꝛc. wohl thun, den Unglücklichen helfen möge ꝛc., und fühle im Gebet, daß Gott durch dich selbst deine Bitte erhören will, sobald er dich in den Stand setzt, gutes unter deinen Nebenmenschen zu wirken.

Das Interesse für die übrige große Menschheit kann uns fast zu keiner andern Wirksamkeit bestimmen, als eben wieder für sie zu beten. Dies ist aber ein moralischer Zirkel. Ich bete für sie, um Interesse für sie zu bekommen. Das Interesse für sie determinirt mich für sie zu beten. Ohnehin ist diese ganze christliche Weltbürgerliebe, so sehr sie durch ihre Erhabenheit das Gemüth eines sehr gebildeten und moralischen Menschen afficirt, für den gemeinen Menschen, für den Bauern auf seiner Scholle Ackers, auf der er von der ganzen Menschheit gleichsam abgeschnitten ist, etwas leeres, eben weil sie ihm zu erhaben ist.

Ein anderer moralischer Zweck der allgemeinen Bitten könnte zwar der seyn, dem Betenden den Werth der Güter und Gaben selber im höchsten Grade fühlbar und wichtig zu machen, indem er mit dem Pfarrer beten muß, daß Gott sie allen Menschen wolle zu Theil werden lassen. Allein dies scheint mir etwas winkelzügig und verkehrt. Soll die Behandlung des Zuhörers zweckmäßig und vernünftig, und das Benehmen des Predigers gegen ihn aufrichtig, und das Gebet wahres Gebet, nicht didaktischer Handwerksvortheil seyn, so müßte der Lehrer den Zuhörer zuerst im Vortrag über die Wohlthätigkeit der Religion, über den Werth der Tugend, des Friedens ꝛc. unterrichten und überzeugen, und erst alsdann, wenn er's zweckmäßig und nöthig findet, mit ihm beten, daß Gott diese er-

kannten Wohlthaten allen Menschen wolle zu Theil werden lassen.

Ich halte es daher für zweckmäßiger, mit dem Zuhörer immer in seiner Sphäre, die er selber übersieht, im Kreis seiner Familie, seines Gewerbverkehrs, seiner Gemeine, seines Vaterlandes zu bleiben, und nur seltener Blicke darüber hinaus zu thun. Gewiß mehr Wirkung selbst ins Allgemeine und Große wäre zu erwarten, wenn jede Christengemeine für sich beten, und dadurch den moralischen Segen des Gebets sich zuwenden wollte, als wenn alle für alle beten, und alle in ihrem Kreis unthätiger bleiben, als sie seyn sollten.

II.

Gebete nach den Wochenpredigten, oder auch nach den Predigten an Sonntagen Nachmittags

---

1.

Gott, wir erscheinen vor dir, deine Kinder in deiner väterlichen Nähe, und danken dir für die Liebe, mit der du dich unser aller erbarmest, für die Freuden, die du dem Glücklichen schenkest, für den Trost, womit du den Kummer der Leidenden besänftigest, danken dir für das theure werthe Wort, womit dein Sohn von dir gesendet die Verirrten und Gefallenen zurückruft, und ihrer Reue Vergebung, ihrer neuen Liebe neue Gnade zusichert. Ach, daß sie alle zu dir umkehren und in der Aussöhnung mit dir den Frieden wieder finden mögen, den ihre

Seele vermißt. Sende uns allen deinen guten Geist, daß er uns leite in deiner Wahrheit. Er heilige und erhalte uns in deiner Liebe; er befestige uns in dem Vertrauen auf dich, wenn Zweifel von Innen und Anfechtung von Aussen uns drohen, und wenn unerwartete Schicksale des Lebens unserm Herzen wehe thun. Am Ende begleite er uns mit seinem Trost ans Grab, mit dem siegenden Troste, daß wir durch den Tod ins Leben dringen, und ewig dein sind. Amen. V. U.

2.

Gütiger, erbarmender Vater, unser ganzes Leben ist reich an Beweisen deiner Güte; deine Führungen, auch wo unser kurzer Blick sie nicht mehr zu verfolgen im Stande ist, sind doch allemal väterlich und weise, und das Ziel, zu welchem du uns berufen hast, und leiten willst, ist groß und herrlich, unsers innigsten Dankes, unsers freudigsten Hoffens, eines unermüdeten Ringens werth. O bewahre uns, daß unser Herz nie durch Undank, nie durch Verachtung oder Mißbrauch deiner Güte entweihet werde, sondern ein zufriedener, kindlicher, frommer Sinn dich für deine Wohlthaten ehre. Und wenn wir es gleichwohl oft mit Schmerzen fühlen, daß wir noch ferne von unserm Ziel, Pilger im Lande der Vergänglichkeit sind, wenn unvermeidliche Leiden unsere Stirne trüben, und wenn wir unter Widerwärtigkeiten seufzen, die unserer

eigenen

eigenen Thorheiten Früchte sind, so laß doch stets den tröstenden, erfreuenden Gedanken in unsrer Seele leben, daß du Vater bist und sorgest, und deine guten Zwecke nimmermehr verfehlest. Gib uns einen wachsamen weisen Sinn, daß wir sorgfältig prüfen, stets das Beste wählen, und ein gutes Gewissen bewahren mögen unser Lebenlang. Unsre Arbeit und Mühe wollest du segnen, treuer Vater, und ferner sorgen, du hast es bisher gethan, für uns und die unsrigen, für das Wohl unsers Vaterlandes, und für alle deine Kinder auf Erden. Einst überschauen wir deine Führungen, über welche wir hier unweise klagten, und beten an und danken. Einst erntet dein Verehrer die Frucht seines Glaubens, se[illegible] Tugend und seiner Kämpfe. Preis und Ehre sey dir in Jesu Christo unserm Herrn. Amen.

3.

Abermal durch die Betrachtung deines heiligen Wortes zum Guten gestärkt, danken wir dir, Vater unsers Herrn Jesu Christi, für den wohlthätigen Unterricht, den du uns durch die theure werthe Lehre deines Sohnes mittheilest, für die vielfache Gelegenheit, die du uns gönnest, aus dieser unerschöpflichen Quelle Weisheit, Kraft zur Tugend und Hoffnung zu schöpfen, danken dir für den stillen Segen deines Wortes, den unser Herz empfindet. Auch was wir heute gutes gelernet und wieder ge-

hört haben, es möge an uns allen gesegnet seyn und bleiben. Wir wollen dich unsern Schöpfer und Herrn demuthsvoll verehren, dich unsern Vater herzlich und dankbar lieben, die Geschäfte unsers Berufs mit gewissenhafter Treue und Unverdrossenheit bearbeiten, unsre Kinder in der Furcht und Ermahnung zu dir erziehen, unsern Untergebenen menschenfreundlich als Miterben der Gnade des Lebens begegnen, unsre Väter und Vorgesetzten, die du segnen und erfreuen wollest, ehren und lieben, wollen mit unsern Feinden uns gerne versöhnen, mit den Fröhlichen uns freuen, und mit den Weinenden trauern, unser Gewissen vor Verschuldungen rein erhalten, und wachsen und reif werden in aller Erkenntniß und Tugend. Dies sey der Segen deines Wortes an uns, das die Frucht unsres lebendigen Glaubens an dich. Auch heute erwartet uns reichliche Gelegenheit zur Erfüllung unsrer Pflicht. Laß uns sie achtsam wahrnehmen. Dein guter Geist erinnere uns an unser Gelübde, und unterstütze den frommen Willen mit Muth und Kraft zur Vollendung. Unsre Schicksale empfehlen wir dir. Gib Frieden und Wohlstand unserm Vaterlande, ein dankbares Herz allen Glücklichen, Geduld den Leidenden, Erquickung den Kranken, Ruhe den Müden, sanfte Auflösung den Sterbenden. Erhöre uns um Jesu Christi deines Sohnes willen. Amen!

4.

Den begleitet dein Wohlgefallen, und dein Segen o Gott, der nicht nur ein Hörer, sondern auch ein Thäter deines Wortes ist, und der die Belehrungen desselben schätzt und sucht, damit er durch sie in guten Gesinnungen gestärkt, und mit neuem Muthe zur Ausübung seiner Pflicht belebt werde. Dank sey dir unser Vater, wir haben auch jetzt wieder dich und deinen Willen besser kennen gelernt, und sind an wichtige Beweggründe zur Befolgung desselben erinnert worden. Aber was hätten wir für Gewinn, wenn wir dich jetzt besser kennten, und doch nicht würdiger verehrten und liebten; wenn wir unsere Verpflichtung zum Guten lebhafter fühlten, und es doch nicht williger und eifriger ausübten; wenn uns die Sünde unwürdiger, strafbarer erschiene, und wir wollten sie doch nicht verabscheuen und meiden? So täuschten wir uns selbst, so mehrten wir nur unsre Schuld und Strafwürdigkeit vor dir. Heiliger Vater, diese Ueberzeugungen und Gefühle seyen nicht umsonst in unserer Seele geweckt. Um deinen Beistand zu unserer täglichen Besserung bitten wir, den du Keinem versagst, wenn aufrichtiger Wille dazu, und ernstlicher Vorsatz in seiner Seele ist. Wenn unsere geweckten Rührungen in standhafte Gesinnungen übergehen, wenn unsere Gesinnungen in einem Leben sichtbar werden, wie das fromme Leben Jesu

Christi deines Sohnes war, wenn wir Fehler, die uns lange verborgen waren, endlich einsehen und ablegen, und lang genährte Neigungen zum Bösen muthig besiegen, dann gefallen wir dir! Ja, wenn wir dich nicht nur mit Gefühlen und Worten, sondern mit den Thaten ehren, Geist der Wahrheit, wenn wir gewissenhaft und unverdrossen in unserm Berufe, gerecht, liebend, verträgsam, versöhnlich gegen die Unsrigen und gegen alle Menschen sind, wenn wir ein reines Gewissen höher achten als Freuden, wozu die Begierde reizt, und sorglicher bewahren als Schätze, von denen der Tod uns scheidet, dann gefallen wir dir, und haben im Leben der Freuden viel, und Ruhe im Leiden, und einen heitern Weg ans Grab. Zu diesem einzig ächten Glauben, zu diesem wahren thätigen Christenthum, zu dieser Freude und Ruhe hilf uns guter heiliger Vater, um Jesu Christi deines Sohnes willen. Amen!

5.

Wir freuen uns dein, unser Schöpfer und Vater, der du mit irdischen Wohlthaten ohne Zahl, und mit allerlei geistlichem Segen und himmlischen Gütern durch Christum uns bedacht hast. Dich sieht kein sterbliches Auge, deine Größe ermißt kein endlicher Verstand; aber jedes Herz ahndet und versteht dich den Nahen und Liebenden in deinen

Wohlthaten. Möge doch dem unsrigen das Andenken an dich, und das Gefühl deiner Nähe nie fremde oder lästig werden. Ach es ist unter allen unsern Gefühlen das köstlichste, und das stärkste gegen die Reizung zur Sünde, und gegen die Furcht vor der ungewissen Zukunft.

Wenn froher Genuß unsres Glücks den Geist erheitert, und den Körper erquickt, so müsse das unsre reinste und größte Freude bleiben, daß alles Glück des Lebens deine Wohlthat ist. Wenn jeder andre Trost uns verläßt, so müsse der Glaube an dich in Jesu Christo unsre Ruhe und unsere Hoffnung aufrecht erhalten. Wenn oft unser Geist im Gefühl seiner erhabenen Würde von einem stillen Sehnen ergriffen wird, und sein Bestes auf der Erde vergeblich sucht, so müsse der Gedanke an dich seine Sehnsucht besänftigen, und frohe Erwartung seiner himmlischen Verklärung ihn erfüllen. Und wenn er eben so oft seine erhabene Würde vergißt, dem Schatten auf der Erde nachjagt und in ihre Lüste versinken will, so rufe zur rechten Zeit dem Vermessenen noch zu, daß du ihm nahe seyst und ihn richtest! Vater, laß uns alle wachsam und weise, laß uns dankbar, zufrieden und froh, unsre Gesinnungen sanft und gut, rein unsre Liebe zu dir, heiß unsre Andacht, fest unser Vertrauen, thätig und ausdauernd unsre Menschenliebe, unerschütterlich unsre Hoffnung seyn. Durch Freude

und Leid, wie es uns gut ist, führe uns in Geduld und guten Werken der seligen Bestimmung entgegen, zu der du uns erschaffen, zu welcher uns Jesus Christus erlöset, und sein Geist geheiliget hat. Amen!

III.

Für die monatlichen Buß- und Bettage.

1.

Für die monatlichen Buß- und Bettage überhaupt.

Vor der Predigt:

Geliebte Freunde in dem Herrn! Wir sind wieder an unserm gewöhnlichen Buß- und Bettage zur Verehrung des Höchsten versammelt, der uns auch in dem verflossenen Monat mit vielen väterlichen Wohlthaten erfreuet hat, der ein gegenwärtiger Zeuge unserer Gesinnungen und Worten war, und der uns auch heute sein heiliges Wort verkündigen läßt, damit sein väterlicher Wille uns immer mehr bekannt, und unser Herz zur Erfüllung desselben geweckt und geheiligt werde. Ach, daß doch keiner unter uns aus bloßer Gewohnheit an dieser heiligen Stätte erscheinen, keiner mit trägem oder zerstreutem Sinn diese Stunde des Gebets und der An-

dacht zubringen, keiner ohne heilige Gefühle und Gesinnungen in seine Wohnung und an sein Geschäft zurückkehren möge. Gott sieht in unser Herz. Lasset uns beten:

Mit väterlichen Wohlthaten hast du uns auch in dem verflossenen Monate erfreut, himmlischer Vater! Wenn der Tag erschien, so war auch deine Güte über uns neu, und wenn er untergieng, so ist doch deine Gnade und Barmherzigkeit nicht von uns gewichen. Aus deiner milden Hand haben wir täglich unsre Nahrung empfangen, und gesehen und erfahren, wie freundlich du bist. Du hast uns und das Unsrige vor Gefahren beschützt; hast uns zu den Geschäften unsres Berufs Gesundheit und Kräfte erhalten, und uns für unsre Mühe mit deinem Segen erfreut, oder doch mit Hoffnung getröstet, und gewiß weiß manches Herz, das jetzt an deine Vaterliebe denkt, eine Wohlthat, eine Freude, einen Trost, womit du es besonders und im stillen heimgesucht hast. Wie nahe bist du uns, und wie groß ist eine Güte!

(Die Gemeine:)

(Wad. Gesangbuch Nro. 453. V. 1.)

Wie groß ist des Allmächtgen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt;

Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

O, daß wir deiner nie vergessen hätten! Aber auch unsern Gedanken, Reden und Handlungen warst du ein gegenwärtiger Zeuge, heiliger Gott! Was kein Auge sah, weist du doch, und unsre Thaten liegen auf deiner Wage. Mit welcher Beschämung denken wir jetzt an deine Wohlthaten und an unsre Sünden, und wohl dem, der diese Beschämung fühlt, der vor dir mit reuevollem Herzen sich niederwirft, und um deine Gnade fleht!

Um deine Gnade flehen wir. Handle nicht mit uns nach unsern Sünden, und vergilt uns nicht nach unsern Missethaten. Laß uns erkennen und fühlen, daß nicht nur dein Gericht, sondern auch deine Güte zur Buße leite, und nimm unser Gelübde: wir wollen dem Bösen immer mehr entsagen, dich lieben und in deinen Wegen wandeln, nimm es mit Wohlgefallen an, und befestige in uns diesen guten Vorsatz, daß wir als deine Kinder im Glauben an Jesum Christum deinen Sohn uns der Vergebung unserer Sünden mit Wahrheit erfreuen mögen.

(Die Gemeine:)

(Bad. Gesangbuch Nro. 122. V. 7.)
Herr, leite selbst uns diesen Pfad
Zieh uns zu deinem Sohne,

Daß Glaub' an ihn auch mit der That
In unsern Herzen wohne,
So haben wir an seinem Heil
Zu unsrer Freude vollen Theil,
So preisen wir dich ewig.

Erhöre uns! und weil wir jetzt in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi versammelt sind, uns mit deinem heiligen Worte zu beschäftigen, so hilf, daß wir dasselbe mit wahrer Andacht hören und verstehen, auf uns selber anwenden und in einem feinen und guten Herzen bewahren mögen, damit es viele Früchte bringe, dir zum Preis und uns zum Heil. Amen!

Nach der Predigt.

Allmächtiger Gott, himmlischer Vater! du erhörest gerne die Bitten deiner Kinder, die ihre eigene Schwachheit erkennen und fühlen, und die Erfüllung ihrer Wünsche von deiner allmächtigen und weisen Liebe erwarten. Auch in unserm Herzen liegt mancher Wunsch, den nur du gewähren kannst. Gib vor allem, daß wir dich und den du gesandt hast, Jesum Christum immer mehr erkennen mögen, dich den allmächtigen Herrscher, der im Himmel und auf Erden schaffet, was er will, dich den rechten Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, dich den heiligen Gesetz-

geber, der uns seinen Willen bekannt gemacht hat, daß er auf Erden, wie im Himmel erfüllet werde. Gib uns noch mehr, Heiliger und Erbarmender! — auch ein Herz, das dich mit Demuth und Vertrauen, mit kindlicher Liebe und freudigem Gehorsam in Gesinnungen und Thaten ehrt. Theuer und werth sey uns die Lehre Jesu Christi deines Sohnes, der uns mit erbarmender Liebe zu sich ruft, um uns zu frommen seligen Menschen zu machen. Theuer und werth seyen uns seine Wohlthaten, und die Verheißung, die er mit seinem Tode bekräftiget, daß Gnade im Himmel sey für einen Sünder, der auf Erden Buße thut. Aber auch theuer und werth sey uns sein ']ges Beispiel, und jede Pflicht, die er uns auflegt, ohne deren Befolgung wir nicht die Seinigen heißen können. Ach, daß wir alle seyn möchten, wie er, so heilig und fromm vor dir, so herzlich gut gegen alle Menschen, und so ruhig!

Diesen frommen, liebenden Sinn wollest du in uns wecken und unterhalten, uns durch deinen guten Geist erinnern und warnen, wenn böse Gedanken oder Neigungen in der Seele erwachen, wollest uns gegen alle Anfechtungen von innen und aussen mit Weisheit und Kraft unterstützen und leiten, daß wir deine Gnade und ein gutes Gewissen unser Leben hindurch erhalten, und zu un-

ferm letzten Troste auf das Sterbebett mit uns nehmen mögen,

Was zu unsers Lebens Erhaltung und Nothdurft gehört, das wird deine milde Hand uns ferner bescheren. Gib uns Gesundheit und unverdrossenen Eifer zu den Arbeiten unsers Berufs, und laß uns deine Wohlthaten mit Dankbarkeit und weiser Freude genießen.

Segne o Gott alle christliche Obrigkeiten, insbesondere unsern geliebtesten Landesfürsten, und das ganze fürstliche Haus.

Verbreite deine Huld über alle Stände unsers lieben Vaterlandes. Frieden o Vater, den Frieden und die Ruhe erhalte uns, und nimm dich unser und unserer Kinder, unsrer Wittwen und Waisen, unsrer Armen und Kranken, und des geheimen Anliegens und des stillen Kummers an, der hier oder da in einem traurenden Herzen verschlossen ist. Unser Schicksal steht in deinen Händen. Gott du wirsts wohl machen. V. U.

2.

Besonders für die Monate wechselnder Jahrszeiten.

Vor der Predigt.

Geliebte Freunde in dem Herrn! Wir haben unter Gottes Gnade wieder einen Monat unsers Lebens vollendet, einen zu den vielen, die schon hinter uns zurückgeblieben sind. Wir wußten nicht, ob wir das Ende desselben erreichen würden, und keiner von u[illegible] kann sagen, wie oft ihm in diesem neuen Monate die Sonne noch aufgehen wird. So viele Ursache haben wir, Gott zu danken, der unsre Tage fristet, uns redlich vor seinem Angesicht zu prüfen, ihn demüthig um Vergebung unserer Sünden anzuflehen, und mit Ernst an unsere Heiligung zu denken. Lasset uns beten:

Gott, es fliehet ein Monat unsres Lebens nach dem andern schnell dahin. Immer näher rücken wir der ernsthaften Stunde, die uns deinem Gericht und der Ewigkeit übergeben wird, wie wir sind, gut oder böse. Aber wie viele erkennen und fühlen es nicht! Gott wie manchem rinnen die kostbaren Tage des Lebens unter Trägheit und Leichtsinn,

unter Thorheit und Laster dahin, manchem unter irdischen Sorgen und Geschäften, die kein Andenken an dich, kein Blick in die Ewigkeit heiliget und tröstet! — Wir schauen in unser eigenes Herz. Auch wir haben, so lange wir leben, und in dem verflossenen Monat viel und schwer und auf mannigfaltige Weise gesündiget. Deine Gnade über uns ward alle Morgen neu, nie liessest du es uns an Erweckung zu einem frommen Sinn, nie an Gelegenheit zu guten Thaten, und nicht an ernsten Warnungen fehlen. Haben wir deinen heiligen und guten Willen erkannt und befolgt? Sind wir besser geworden? Können wir heute reiner, kindlicher, freudiger zu dir aufblicken? Können wir ruhiger dem Monat, der unsern Sterbetag bringt, entgegenschauen nnd an die Ewigkeit denken? Gott du weist es!

Bringe du die Zerstreuten zur Besinnung und die Verstockten zur Erweichung. Verzeihe die Fehler denen, die sie bereuen, und laß sie in dem Leiden und Sterben Jesu Christi deines Sohnes Trost und Beruhigung finden. Gib Muth und Stärke denen, die sich vom Dienst der Sünde loswinden und nach Heiligung ringen. Erhalte und befestige im Glauben die, welche dich kennen und lieben, und deinem Willen sich geheiliget haben. Laß uns jeden Tag des Lebens durch Uebung im Guten für die Ewigkeit benutzen, und auch in

diesem Monate verständiger, heiliger, dir wohlgefälliger, unserer himmlischen Berufung würdiger werden.

(Die Gemeine:)

(Bad. Gesangbuch Nro. 383. V. 4.)

Herr, du kannst allein mich stärken.
Von dir kommt Kraft zu guten Werken,
Du, aller guten Gaben Quell.
Leite mich nach deiner Wahrheit:
Sie leuchte mir in voller Klarheit
Beständig, unbefleckt und hell.
Wer sich auf dich verläßt,
Wird in der Tugend vest.
Mein Erbarmer, ich hoff auf dich;
O mache mich
Im G[illegible] unveränderlich.

Erhöre o Gott unser Gebet, und sey auch in dieser Stunde bei uns mit deinem Segen, daß durch die Betrachtung deines Wortes unser Glaube, unsre Liebe zu dir und allem Guten, und unsre Hoffnung gestärket werde. Amen!

Nach der Predigt.

Wir blicken noch einmal zu dir auf, Vater im Himmel, und danken dir mit gerührtem Herzen für den heilsamen Unterricht, für die guten Erweckungen, für den milden Trost, den du uns in deinem heiligen Worte ertheilest. Es möge dasselbe auch

heute gutes Land bei uns gefunden haben, und reichliche Früchte bringen. Wenn Tage und Nächte, aufkeimende Frühlinge und welkende Herbste uns an die schnelle Flucht der Zeit erinnern, wenn wir an unser vergangenes Leben wie an einen Traum der Nacht zurückdenken, und der eine mit Freuden, der andere mit Thränen seinen künftigen Tagen entgegen sieht, so lehrest du uns durch deine Gesandten, daß dieses eilende Leben nur die Morgenstunde unsers Daseyns und für unsern unsterblichen Geist die Vorbereitungsstunde für seine zukünftige Bestimmung sey; lehrest uns, daß wir nur durch eine Gesinnung, welche sich vom Bösen reiniget und mit Freuden dem Guten nachstrebt, deiner Gnade würdig werden, die uns süßern Frieden und höhere Wonne im Himmel aufbewahrt, und daß ein Tag auf uns wartet, an dem wir Rechenschaft von unsern Thaten und von unserm Leben ablegen müssen. O dieses Leben, und diese Thaten! Die Zeit enteilet, aber was aus unsern Thaten folget, reicht bis an das Grab, und ihr Andenken in die Ewigkeit, die uns Schmerzen oder Freuden ohne Ende bringt.

Diese Erinnerung und alles, was wir heute aus deinem Worte gutes gehört und gelernt haben, soll uns begleiten in unsre Freuden und in unsre Leiden, in unsre Versuchungen und zu den Geschäften unsres Berufs, zu welchen wir jetzt zurückkehren.

kehren. Sie soll uns vor Sünden bewahren, und eifrig in guten Gesinnungen und Thaten machen. Gib uns allen zu erkennen, daß auch diese Geschäfte, und diese Lebensmühe von dir, weiser liebender Vater, uns auferlegt sey. Du willst uns durch sie im Gehorsam gegen dich, im kindlichen Vertrauen, in stiller Geduld und Hoffnung üben und erhalten. Segne unsre Arbeit, und laß uns durch sie viel Gutes stiften, und erlangen, was zu unsers Lebens Erhaltung nöthig ist.

Segne und erhalte unsre christliche Landesobrigkeit. Gib Frieden und Ruhe unserm Vaterland und gedeihlichen Wohlstand. Erleichtere die Last, die auf gedrückten, beklommenen Herzen liegt, und laß uns auch in den trüben, angstvollen Stunden des Lebens den Glauben an deine weise Vaterliebe festhalten, die allein uns trösten kann. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi beten wir. V. U.

IV.

Für die Betstunden.

1.

Für Betstunden überhaupt.

Geliebte Freunde! Wir wandeln auf einer Erde, die viele Wohlthaten — Dank sey es der göttlichen Güte! — viele Wohlthaten und Freuden für uns, doch auch manche Mühe und Plage, manche schwere Versuchung und für jeden ein Grab hat. Das Andenken an Gott, den Geber aller guten Gabe, macht seinem Verehrer das Glück des Lebens werth und süß. Nur das Andenken und der Glaube an Gott kann uns in der Versuchung bewahren, im Leiden aufheitern, und im Tode trösten. Wir haben daher auch jetzt unsere irdischen Geschäfte für eine kurze Zeit auf die Seite gelegt, und wollen

(in den Frühstnden: Wir wollen daher auch jetzt, ehe wir an die Geschäfte dieses Tages gehen) unsern Geist mit Gott unserm himmlischen Vater und mit den Belehrungen seines heiligen Wortes unterhalten, und alsdann zum Dank und Vertrauen auf Gott in Freude und Leid gestärkt, und zu einem frommen Leben ermuntert, an unsere Arbeit zurückkehren.

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und sodann das Gebet:)

Gott unser Vater, erhöre unsere Bitte, die wir in dieser Stunde dir vortragen, damit wir zufriedene, gute und selige Menschen werden.

Deine väterliche Aufsicht hat bisher unser Leben, unsere Gesundheit und die Kräfte unsres Leibes zu nützlichen Geschäften erhalten und gestärkt.

Täglich öffnet sich deine milde Hand, daß sie uns Speise gebe zu rechter Zeit, und mit mancher Freude versüßest du unsere Arbeit und Mühe.

Du hast uns gute und rechtschaffene Menschen zu Freunden und Gefährten gegeben, die uns gerne mit Freundlichkeit, mit Rath und Hülfe erfreuen, wenn wir nur selber recht-

schaffen, dankbar, dienstfertig und verträglich seyn wollen.

Und vor so mancher Gefahr und Noth, vor so manchem Schmerz und Jammer hat deine treue Vorsehung viele von uns bewahrt, wenn schon unser Leben auch nicht ohne Sorge und Prüfung bleibt.

Vater, wir beten, daß alle, denen du so viel Gutes erzeigest, zufrieden seyn, und dir danken mögen.

Zwar nach deiner verborgenen Weisheit, die wir nicht erforschen, hast du die Güter des Lebens in ungleichem Maß unter deine Kinder vertheilt.

Manchen hast du vor andern mit Verstand und Einsichten begabt, daß er sich und die Seinigen wohl berathen, und seine Geschäfte mit Klugheit unternehmen und mit gutem Erfolge ausführen kann.

Manchen hast du vor seinen Brüdern hervorgezogen, daß er von vielen Menschen geliebt und geehrt wird, und überall Freunde findet, die ihm Freude machen und zu seinen Geschäften hülfreiche Hände leisten.

Manchen segnest du mit Reichthum und

Ueberfluß, das Werk seiner Hände lässest du wohl gelingen, und sein Herz, das die Sorgen der Nahrung nicht kennet, wird mit deinem Gute gesättiget.

Mancher Glückliche hat noch nicht erfahren, was es heiße, in schlaflosen Nächten von einer Morgenwache bis zur andern harren, oder wie es schmerzt, wenn man sein Bestes und Liebstes schon im Grabe hat, oder wie die Verachtung, das Unrecht und die Verfolgung dem Herzen so wehe thun.

Vater, wir beten, daß die glücklichen Menschen ihre Vorzüge mit Demuth und mit Dank erkennen, ihre Kräfte und Güter zum Wohl der Menschen willig anwenden, und in dem Genuß ihrer Freuden oft an dich, — und auch an ihre armen, nothleidenden Brüder denken mögen!

Ach vor Freude geht der Schmerz zur Seite. Indem die Glücklichen sich freuen, ist manches Auge von Thränen roth, und in manchem Herzen blutet eine verborgene Wunde.

Wir wissen nicht, warum du deine Kinder mit solchen Leiden betrübest, aber dein Wille ist väterlich und gut.

Du bist ein treuer Gott, der keinen über sein Vermögen versucht, hast Trost und Lin-

derung für den, welcher dir vertraut, und wenn wir nur treu erfunden sind, so führest du die, welche mit Thränen säen, einst zu einer reichen Freudenernte.

Ja, du bist der Geringen Stärke, der Armen Stärke in Trübsal, eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten in der Hitze, wenn Menschen wüthen, bist der Bedrängten Retter, der Einsamen Trost, und der Kranken Erlöser.

Barmherziger Vater, wir beten, daß wir im Unglück durch den Glauben an dich Beruhigung finden, unsere Hülfe in Geduld und Hoffnung von dir erwarten, und daß den armen Verlassenen in der heißen Anfechtung ein guter Mensch wie ein Engel des Trostes besuchen und erquicken möge!

Unser ganzes Leben ist nur eine Prüfung durch Freude und Schmerz. Einst schlägt unsere Feierstunde, dann schließt der Glückliche, wie der Unglückliche die müden Augen zu, und die Thräne des Betrübten vertrocknet auch, und seine Klage verstummt.

Alsdann ist ein reines Herz die beste Habe, und ein gutes Gewissen der treueste Freund, und du o Gott bist der Sterbenden einziger und letzter Trost.

Heiliger, barmherziger Vater, wir beten, daß wir im Glück und im Unglück oft an den Tod und an die Ewigkeit denken, unser Gewissen mit keinen Sünden beladen, sondern durch ein frommes Leben uns eine leichte Todesstunde bereiten mögen. Amen!

Ein anderes Formular.

Geliebte Freunde! Wir wollen jetzt nach unserm christlichen Gebrauche ein Kapitel der heiligen Schrift miteinander lesen, die Belehrungen und den Trost, der darin enthalten ist, auf unser Herz anwenden, und alsdann unser andächtiges Gebet zu Gott dem Vater verrichten, damit wir durch dasselbe von neuem zum Kampf gegen die Sünde ermuntert, zur Rechtschaffenheit und Gottseligkeit bewogen, und im Vertrauen auf Gott in guten und bösen Tagen befestiget werden mögen.

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und sodann das Gebet.)

Wie glücklich sind wir o Gott, daß wir dich durch Jesum Christum als unsern Vater erkennen. Du liebest uns, und wenn wir nur treu und gewissenhaft deinen väterlichen Willen befolgen, so

thust du gewiß und gerne alles, was uns nach deiner Weisheit gut ist, an Seele und Leib. Du liebest uns, und wir dürfen unsere Wünsche, alles was uns heiß und schwer im Herzen liegt, dir in unserm Gebete vortragen, und uns freuen, daß du deine Kinder gerne erhörest.

Auch jetzt nahen wir uns zu dir mit dem Wunsche täglich frömmer und zufriedener zu werden, und mit dem Vertrauen, daß wir unterstützt von deiner Gnade durch aufrichtigen Ernst und treuen Gebrauch unserer Kräfte es werden können.

Gib uns die Gefahr der Sünde und die Versuchung dazu, die in unserm eigenen Herzen liegt, immer besser zu erkennen, damit wir uns immer sorgfältiger vor jeder wissentlichen Uebertretung deiner Gebote, und vor jeder Uebereilung bewahren können. Ach wie unglücklich wären wir, wenn die Sünde über uns mächtig würde! In den fröhlichsten Stunden unsers Lebens müßte uns unversehens die Angst eines bösen Gewissens überfallen, wir hätten im Unglück und Leiden keinen Trost mehr übrig, wir könnten nimmer freudig, kindlich zu dir beten, wir könnten nicht ruhig an den Tod und an die Ewigkeit denken. Barmherziger Vater, im Himmel bewahre uns!

Erbarme dich, du Gott der Langmuth und

der Gnade, über alle die Unglücklichen, welche in diesem traurigen Zustande sich befinden, und mit einem verwundeten Gewissen ohne Trost und ohne Freude umhergehen, und bringe die noch Unglücklichern zur Besinnung zurück, welche mit Sicherheit und verstocktem Sinn das Böse verüben, und nicht sehen in welcher Gefahr sie sind. Lehre sie erkennen, was für ein Jammer spät oder frühe auf ein unheiliges Leben folge; und tröste sie wieder zu rechter Zeit mit der Hoffnung, daß für ihre Reue Erbarmen, für ihr Gebet um Besserung und Gnade noch Erhörung im Himmel sey, damit sie Muth und Vertrauen zu sich selbst und zu dir gewinnen, sich immer mehr vom Bösen reinigen, und endlich als gebesserte Menschen im lebendigen Glauben an Jesum Christum die Ruhe des Herzens wieder finden mögen.

Das trostreiche Evangelium deines Sohnes, der unser aller Erlöser ist, wollest du, allmächtiger Vater, uns und unsern Nachkommen erhalten und noch viele Menschen durch dasselbe erleuchten und beglücken. Wir bedürfen alle in den trüben Augenblicken unsers Lebens und in unserer letzten bangen Stunde die Erquickung, die dein Sohn den Müden und Beladenen in seinem Evangelium anbietet. Wir sind alle unwissend und schwach zum Guten, wenn nicht sein Geist uns erleuchtet und heiliget, und wir sehnen uns alle durch die vergänglichen

Freuden und Leiden dieses Lebens hindurch nach dem ewigen Frieden, den wir nur durch den frommen Glauben an ihn, und durch treue Befolgung seiner Lehre finden können.

Den großen theuren Segen seines Wortes, den schon so viele empfunden haben, die noch leben und schon bei dir sind, den laß auch uns erfahren, daß wir freudig nach deinem Willen leben, mit stillem Vertrauen auf deine väterliche Regierung unser Schicksal ertragen, und einst selig sterben mögen.

Segne o Gott alle guten Menschen an allen Orten, die in einem nützlichen Berufe für das Wohl ihrer Nebenmenschen sorgen und arbeiten, und durch ein christliches wohlthätiges Leben Trost und Freude um sich her verbreiten. Regiere die Gesinnungen aller, welche du zu Vätern über die Völker gesetzt hast, daß sie dir in Güte und Wohlthätigkeit ähnlich werden, und durch die Macht, welche in ihren Händen liegt, das Gute in der Welt wirksam befördern, Irrthum, Laster und Elend verhindern und unterdrücken mögen.

Unterstütze mit deiner Kraft und erfreue mit deiner Güte unsern Landesfürsten, und laß unser ganzes Fürstenhaus fortwährend in erfreulichem Segen blühen. Leite mit deiner Weisheit alle fürstlichen Räthe und Beamte, segne den Unterricht un-

serer Lehrer in Kirchen und Schulen, und jeden in seinem Stande und Beruf. Gib Gedeihen dem Ackerbau, bewahre uns vor ansteckenden Seuchen und schweren Krankheiten, erhalte den Frieden in unserm Vaterlande und die Sicherheit in unserm Eingenthume, und nimm dich aller Verfolgten und Unterdrückten, der Kranken und Sterbenden, und aller unglücklichen Menschen an, denen wir nicht helfen, mit denen wir nur weinen und beten können. Die armen Verlassenen, die kein Freund in ihrem Elende besucht, wollest du mit Trost und Linderung erquicken und mit Hülfe erfreuen, und uns alle durch Leid und durch Freude, wie es uns gut ist, und wie wir es ertragen können, zum ewigen Leben führen. Gott du bist allmächtig und weise, ja du bist gut und barmherzig. Deine Kinder beten: V. U.

2.

Für die Frühbetstunden im Sommer.

Geliebte Freunde! Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und lobsingen dem Namen des Allerhöchsten, am Morgen seine Gnade und am Abend seine Treue verkündigen. Auch ist es ein Geschäft, das dem Herzen wohl thut, und großen Segen bringt, wenn wir an den guten Willen Gottes aus seinem heiligen Worte uns oft erinnern, und durch ein andächtiges Gebet uns zur Erfüllung seines Willens und zum Vertrauen auf seine Verheißungen ermuntern und stärken.

Also wollen wir auch jetzt in dieser Morgenstunde unsern Geist mit den Belehrungen des göttlichen Wortes aus einem biblischen Kapitel erbauen; und wenn wir dem Vater unsers Lebens unsern Dank und unsere Wünsche vorgetragen haben, so wollen wir hingehen, und mit gutem Muth und treuem Eifer unsere Geschäfte verrichten, damit Gott nicht nur durch unser Gebet, sondern auch durch unser Leben geehrt werde.

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und sodann das Gebet:)

Barmherziger Gott und Vater, in dieser Morgenstunde, die du uns wieder hast erleben lassen, blicken wir zu dir auf, und bringen dir unsern frommen Dank, und unsere kindlichen Bitten dar.

Als wir schliefen, wachte dein Vaterauge über uns und die Unsrigen, über unser Haus und Habe, daß uns kein Unfall treffen, und keine Plage zu unsrer Hütte sich nahen konnte.

Unterdessen hast du unsere Fluren durch die Kühle der Nacht (durch einen sanften Regen ꝛc.) erquickt, und unsere müden Glieder gestärkt, hast uns zur rechten Zeit, wie ein Vater seine Kinder, wieder geweckt, und mit dem freundlichen Morgenlichte des Tages begrüßt.

Die duftende Blume des Feldes verkündet uns deine Allmacht und Güte, die alle Morgen neu ist. Dich preiset der muntere Morgengesang deiner Geschöpfe. Auch wir, deine Kinder, rühmen deine Güte, und danken dir mit gerührtem Herzen für die treue Obhut, mit welcher du uns beschützt, für die Kraft, mit welcher du uns gestärket hast, für den Segen, den du um uns her verbreitest, für diesen Tag, den wir durch deine Gnade wieder erlebt haben. Ohne dich lägen wir stumm und

kalt im Todesschlummer, und unser Auge hätte sich nimmer geöffnet.

O, daß wir solcher Liebe, die du uns erzeigest, alle würdig wären! Gib uns zu erkennen, daß du auch diesen Tag unserm Leben zugesetzt hast, damit der Leichtsinnige unter uns etwa durch deine Güte gerührt werden, und sich bessern möge, und damit der Tugendhafte sich noch länger in einem frommen Wandel üben, und auf die Ewigkeit, die uns nahe ist, noch besser vorbereiten möge. — So wollen wir denn auch heute verständiger, frömmer, liebreicher gegen unsere Nebenmenschen, zufriedener werden, wollen wieder etwas von unsern Fehlern ablegen, und nicht nur zu unserm zeitlichen Vorrath, sondern auch zu unserm guten Schatz für die Ewigkeit etwas neues sammeln. Wir wissen nicht, wie lange wir noch Zeit haben. Du, o Gott, weist es! Bewahre uns heute und jederzeit durch die Erinnerung an deine Allgegenwart vor unheiligen Gedanken, vor unchristlichen Reden, vor bösen Thaten, vor Verdrossenheit und Untreue in unserm Beruf, vor jeder Sünde, wie sie heißen möge, damit wir diesen Tag und den letzten Tag unsers Lebens mit einem ruhigen Gewissen beschliessen, und einst mit Freuden vor deinem Gericht erscheinen können.

Segne o allmächtiger Vater alles Gute, was an diesem Tag fromme Menschen auf dein Geheiß

und im Vertrauen auf dich zum Wohl ihrer Brüder unternehmen mögen. Unterstütze mit Kraft und Segen alle christlichen Obrigkeiten, insbesondere unsern theuersten Landesherrn, seine Räthe und Diener, daß durch ihre weisen Entschließungen und Anstalten dem Vaterlande viel Gutes wiederfahren möge. Sei uns allen nahe mit deiner Huld und Erbarmung. Bewahre uns vor Unglück, gib Gedeihen zu unserm Geschäfte; stärke die Schwachen; sey die Stütze des kraftlosen Alters; besuche die Krankenbette mit deinem Trost; dein Segen kehre in den Hütten der Armuth ein. Und wenn du gleichwohl beschlossen hättest, daß wir auch heute mit Schmerzen erfahren sollen, daß jeder Tag seine Plage habe, so lehre uns deine weisen Absichten verstehen, damit wir auch durch unsere Leiden folgsamer gegen dich, demüthiger, verträglicher gegen unsere Nebenmenschen, behutsamer in unserm Leben und Wandel werden, und mehr auf dich, als auf zeitliches Gut und Glück unsere Hoffnung setzen, und erscheine uns in der Anfechtung mit deinem Troste, in der Noth, wenn unser Herz verzagen will, mit deiner allmächtigen Hülfe. Herr, wenn ich nur dich habe, so habe ich mehr als Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist doch du, o Gott, meines Herzens Trost und mein Theil. Amen!

Ein anderes Gebet.

Allmächtiger Gott und Vater, wir danken dir, daß du uns in der vergangenen Nacht vor allem Unglück gnädig bewahret, und uns zur Fortsetzung unseres Lebens an diesem Morgen wieder geweckt, und zu den Geschäften unsers Berufes durch einen gesunden Schlaf gestärket hast.

Die Sonne, die gestern von uns weggieng, kommt jetzt wieder so freundlich und so mild am Himmel herauf, und bringt uns und unsern Fluren neuen Segen. Die ganze Natur ist wieder so frisch und erquickt; alle Kreaturen freuen sich, und uns ist's wohl, o Vater, im reinen kühlen Morgenhauche deiner Schöpfung. O, daß wir doch immer dir vertrauen, gute Menschen seyn und bleiben mögen unser Lebenlang, damit wir deiner Freundlichkeit und deiner Nähe uns stets mit reinem Herzen erfreuen können.

Ach, wie mancher bekümmerte Mensch hat vielleicht diese Nacht, wo uns ein sanfter Schlaf erquickte, in schweren Sorgen durchwacht; wie manches Auge hat schlaflos geweint; wie lang hat mancher Kranker im heißen Schmerz gestöhnt: O Hüter ist die Nacht schier hin!

Möge

Möge der neue Tag, der jetzt am Himmel heraufgeht, diese armen lieben Menschen auch mit seinem Lichte erheitern, und ihnen eine gute Stunde bringen. Erscheine ihnen du Vater der Barmherzigkeit mit Linderung und Trost, und verschaffe uns auch heute Gelegenheit, irgend ein trauerndes Herz zu trösten, und einem Nothleidenden zu helfen, damit er das Gebet, welches er in dieser Nacht um Hülfe zu dir geschickt hat, erhöret finden und mit uns dir danken möge.

Vater, wir vertrauen dir und wissen, daß du auch schon für diesen Tag unsere Nahrung und alles, was uns nöthig ist, bereitet hast. Du gibst ja jedem deiner Geschöpfe seine Speise zur rechten Zeit, und sättigest aus deiner milden Hand alles, was da lebet mit Wohlgefallen.

Stärke unsern guten Willen und unsere Kraft zu den Geschäften, welche heute auf uns warten, und laß alles wohlgelingen, was wir im Vertrauen auf dich mit guter Absicht unternehmen. Wenn uns des Tages Last und Hitze drückt und wir an unserer Arbeit in den reinen blauen Himmel hinaufschauen, der über uns ist, oder wenn ein frisches Wehen in der Mittagszeit unsere Stirne kühlt, so wollen wir an dich denken und uns freuen, daß du auf unsern Fleiß mit Wohlgefallen

herabschauest, und daß dein Wohlgefallen Segen für uns ist.

Dann drückt uns nicht der Arbeit Müh,
Du linderst und versüßest sie;
Den Schweiß auf unserm Angesicht
Bestrahlet deines Segens Licht.

Wenn wir die Blumen auf dem Felde ansehen, die du so schön gekleidet hast, oder die frohen Geschöpfe unter dem Himmel, die du auch ernährest, so wollen wir uns trösten, daß wir ja deine Kinder sind, und daß deine Vaterliebe keines unter uns vergessen kann.

Und wenn uns am Abend nach überstandener Arbeit die Ruhe und Kühlung erquickt, so wollen wir mit den Unsrigen wieder an dich denken, uns deiner freuen und dir danken.

Dieses Andenken an dich, und dein guter Geist soll uns auch bewahren, daß wir unser Gewissen mit keiner Sünde beladen. Wir möchten alle gern am schönen Morgen der Auferstehung heiter und froh erwachen. Alles, was uns sonst noch auf dem Herzen liegt, barmherziger Vater, du weist es schon, und wir glauben an deine Weisheit und Güte, daß du uns mit der Erfüllung unserer Wünsche erfreuen wirst, wenn es uns gut ist, und

daß du mehr thun kannst, als wir bitten und verstehen.

So gehen wir denn jetzt an unsere Geschäfte mit dem Vorsatz vor deinem Angesicht zu wandeln und fromm zu seyn. Bewahre uns vor Unglück! Der Segen unseres Gebetes begleite uns. Amen!

3.

Für die Abendbetstunden am Samstag.

Geliebte Freunde! Wir haben durch Gottes Gnade abermal das Ende einer Woche erlebt. Also sollen wir den Herrn preisen, uns zu einem Sinn und Leben, wie es ihm wohlgefällig ist, immer mehr tüchtig machen, auch zur würdigen Sonntagsfeier unsere Herzen vorbereiten. Der allmächtige barmherzige Gott wolle daher die Betrachtung seines Wortes in dieser Stunde an uns segnen, und unser dankbares und glaubiges Gebet in Gnaden erhören. Vernehmet zuerst:

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und sodann das Gebet:)

Gott unser Vater, so ist nun wieder eine Woche unsers Lebens dahin gegangen und wir sind der Stunde, die uns in die Ewigkeit abrufen wird, näher gekommen.

Arbeit von einem Tag zum andern war auch in dieser Woche unser Theil. Doch ist ihr Ende da; und du hast uns mit deinem

stillen Segen belohnet, und lässest nun die Sonne, die uns sechs Tage hindurch zur Arbeit rief, und zur Arbeit leuchtete, untergehn, daß sie uns, wenn sie wiederkehrt, einen Tag der Ruhe und der Freude bringe.

Dir danken wir mit gerührtem Herzen, Vater für deine Güte, und bitten dich, du wollest durch die Ehrfurcht vor dir unser Herz bewahren, daß wir den Sonntag nicht mit sündlichen Ergötzungen entweihen, sondern durch dankbaren Genuß deiner Wohlthaten in christlicher Freude heiligen mögen.

Haben auch einige unter uns diese Woche nicht ohne Trübsal durchlebt, und jedem neuen Tag mit neuem Kummer entgegen gesehen, — doch ist ihr Ende da; und du hast die Armen gespeiset, hast kranke Menschen erquickt, Verfolgte geschützt, Betrübte getröstet (und einem (einigen) von unsern Bekannten die letzte Thräne vom Auge getrocknet, und ihm (ihnen) Ruhe verliehen nach Mühe und Leiden). Das hast du gethan und wirst ferner sorgen, und alles wohl machen, wenn wir nur deinen weisen Absichten nicht selber zuwider leben, und mit kindlicher Geduld das Ende erwarten.

Dir danken wir Vater für deine Barmherzigkeit und bitten dich, du wollest auch den Sonntag

an allen Betrübten und Nothleidenden segnen, daß sie durch Gebet und Andacht in ihrem Leiden getröstet werden, und durch die Trübsal, die zeitlich und leicht ist, einer ewigen und über alles wichtigen Seligkeit entgegen wandeln mögen.

Ach wie wenig könnten wir ein ungestörtes Glück ertragen! Wie leicht vergessen wir im Genuß der Gaben dich, den freundlichen Geber!

Auch bis jetzt haben wir deine Wohlthaten nicht so dankbar angewendet, als wir hätten thun sollen, und haben unsere Zeit und unsere Kraft nicht mit gehörigem Eifer zum Guten benutzt. Wir sind noch nicht so verständig, so fromm, so gemäßigt und liebreich, als wir seyn sollten.

Vergeblich hat vielleicht auch in dieser Woche ein guter Mensch auf unsere Liebe, ein Unglücklicher auf unsere Hülfe, ein Feind auf unsere Versöhnung gewartet.

Doch ist ihr Ende da; und Rechenschaft auch über sie fordert einst von uns dein Gericht.

Dir bekennen wir unsere Fehler mit reuevollem Gemüth, Vater unsers Herrn Jesu Christi, und flehen dich um Vergebung unserer Sünden an. Laß uns auch morgen daheim und in unsern Versammlungen durch dein Wort zur Besserung belehrt,

durch das Andenken an deine Wohlthaten zur herzlichen Liebe geweckt, und durch die Kraft des andächtigen Gebets zur Tugend gestärket werden, damit unser kurzes Leben nicht arm an guten Thaten bleibe.

Wir denken jetzt am letzten Abend einer Woche an unsere Arbeit, an unsere Sorgen und Leiden zurück, und freuen uns, daß sie vorüber sind; wir denken an unsere Thaten, die du o Gott gesehen hast und richtest.

Wohl dem Redlichen, der seine Geschäfte mit gewissenhaftem Fleiße verrichtet hat! Wohl dem Gerechten, der unter Freuden und Trübsalen seinen Weg vor dir unsträflich gegangen ist! Er freut sich jetzt auf den Tag, da wir in unsern Versammlungen dich loben, und die Wonne inniger und seliger genießen sollen, daß wir deine Kinder und deines Himmels Erben sind.

So werden wir einst, und du weist wie bald, am Feierabend unsers Lebens noch einmal auf unsere Thaten und auf ihre Früchte, auf die verschwundenen Freuden und ausgekämpften Leiden zurückschauen und dann mit leichtem oder schwerem Herzen uns niederlegen zur Ruhe, aus der wir für diese Erde nimmer erwachen.

Auf dich hoffen wir, Vater unsers Lebens, und bitten dich, du wollest uns, so lange wir auf der Erde sind, durch deinen heiligen Geist zum Guten regieren, damit wir das letzte mal im Frieden entschlummern können, und nach kurzer Ruhe im Grabe zum großen herrlichen Sonntag, der im Himmel gefeiert wird, mit Freuden erwachen mögen. Amen!

Ein anderes Gebet.

Barmherziger Gott und Vater, wir erkennen an diesem Abend mit demüthigem Dank die Wohlthaten, mit welchem du unser Vertrauen auf dich und unsere Arbeit und Mühe abermal belohnt hast, und freuen uns nun auf den Tag, der zur Ruhe geheiliget ist, daß unser Körper sich wieder erholen, und unser Geist durch dein Wort zur Weisheit unterrichtet, zur Tugend erweckt, mit Trost erquickt und zu unsterblichen Hoffnungen gestärkt werden soll.

Unterstütze die Lehrer deines heiligen Wortes, die mit gewissenhafter Treue ihres Amtes warten, durch deines heiligen Geistes Kraft, damit durch ihren Unterricht viel Gutes gestiftet, und durch ihre Lehre, wie durch ihr Leben, wahre Hochachtung der Religion und mit derselben lebendiger Eifer in der

Tugend und Gottseligkeit bei deinem Volke befestiget werde. Mache unsere Herzen geneigt, ihren Unterricht willig aufzunehmen, und die Frucht desselben, die da ist Glauben, Liebe, Hoffnung, in einem frommen Leben an den Tag zu legen, und laß die Lehrer und die Zuhörer nie vergessen, daß sie einst Rechenschaft ablegen müssen, jene, wie sie gelehrt, diese, wie sie die Lehre angenommen, und beide, wie sie gehandelt haben, damit wir einst ein frohes Bekenntniß ablegen können, und das Ende unseres Glaubens davon bringen, der Seelen Seligkeit.

Dein heiliger Geist sey auch bei uns in unsern Wohnungen, daß wir mit den Unsrigen viel Gutes denken, reden, andächtig beten, und uns unter einander trösten und zur Gottseligkeit ermuntern mögen.

Rühre auch o du Vater, der sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, alle christlichen Eltern, Vorgesetzten und Hausväter, daß sie ihren Kindern und Untergebenen die Ruhe des Sonntags und die Zeit zu Gebet und Andacht nicht erschweren. Sind sie doch auch Menschen, und Erlöste deines Sohnes, die mit uns einen Weg durch Tugend zum Himmel gehen sollen, und du wartest auch auf ihr Gebet und auf ihren Dank, und hörest ihre Klage und das Seufzen jeder Kreatur, wenn sie von menschlicher Grausamkeit mißhandelt wird.

Bewahre uns auch, daß wir den Tag, den du zum Segen und zur Freude eingesetzt hast, nicht durch Unmäßigkeit, Zank, oder sonst ein unordentliches Leben, zu einem Tag des Unsegens für uns und die Unsrigen machen. Dankbarer gegen dich im Genusse deiner Wohlthaten, herzlicher und liebreicher im frohen Umgange mit unsern Nebenmenschen, fester im Guten, auch mitten unter den Versuchungen zum Bösen, das wollen wir werden. Dazu bitten wir um deine Gnade. Erhöre uns um Jesu Christi deines Sohnes willen Amen!

V.

Für die Wochenkinderlehren mit der Schul-Jugend.

Vor der Kinderlehre.

Geliebte Kinder! Ihr seyd nun wieder vor Gott euerm himmlischen Vater hier versammelt und wir mit euch. Ihr sollt in dieser Stunde in den Lehren des Christenthums weiter unterrichtet, und zur Furcht des Herrn ermuntert werden, die der Anfang aller Weisheit ist. Wir aber wollen uns an euern Bekenntnissen, und an den Wahrheiten erbauen, die euch vorgetragen werden, und freuen wollen wir uns, und Gott danken, wenn ihr durch diesen christlichen Unterricht nicht nur verständige, sondern auch folgsame und gute Kinder, und rechtschaffene Menschen werdet. Wir beten für euch:

Allmächtiger, barmherziger Gott, wir empfehlen deiner väterlichen Güte unsere Kinder, die hier mit uns versammelt sind, und bitten dich, du wollest auch den heutigen Unterricht an ihnen segnen, daß sie dich und deinen Sohn Jesum Christum recht erkennen und herzlich lieben mögen. Sende ihnen frühe deinen heiligen Geist. Bewahre sie vor den Unarten und Fehlern der Jugend, die im Alter zu bösen Gewohnheiten und verderblichen Lastern werden, und regiere ihre zarten Herzen, daß sie am Guten Freude finden, zur Ausübung desselben täglich williger und geschickter und einst mit uns selig werden mögen. Amen!

Nach der Kinderlehre.

Nun sollt ihr auch beten, und euerm himmlischen Vater für seine Wohlthaten danken. Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hat sich Gott ein Lob bereitet.

Guter Vater im Himmel, wir danken dir, daß du in dieser Stunde wieder etwas von deinem Willen hast bekannt werden lassen. Wir danken dir, daß du uns Jesum Christum gegeben hast, der ein Freund der Kinder ist und sie selig machen will. Gib, daß wir auch so kindlich an dich glauben mögen, wie er an dich geglaubet hat; hilf uns,

daß wir auch fromm und gut werden, wie er gewesen ist, und daß wir auch in den Himmel kommen. Wir danken dir, daß du uns durch unsere Eltern und durch andere Menschen so viele Wohlthaten erzeigest. Sey du der Vergelter ihrer Liebe gegen uns, und mache uns tüchtig zu allem Guten, damit sie einst viel Freude an uns erleben können. Vater im Himmel, wir wollen deine dankbaren frommen Kinder seyn und bleiben, und ein unschuldiges Herz bewahren. Hilf uns dazu durch deinen heiligen Geist. Amen!

(Hierauf wendet sich der Geistliche an die Erwachsenen.)

Geliebte Freunde! Wir wollen mit dem Gebete unserer Jugend das unsrige vereinigen, und Gott von Herzen anrufen:

Getreuer Gott und Vater, wir blicken auf diese Kinder und gedenken an deine Barmherzigkeit und an deine weise Führung. So waren wir einst auch, noch schwach an Kraft und hülfsbedürftig, und wurden reif und stark durch die Pflege treuer Menschen und durch deinen Segen. Mancher von denen, welche uns zur Rechtschaffenheit angehalten, und Gutes an uns gethan haben, ist schon dahin gegangen und ruhet im Frieden. Aber wir genießen noch die Früchte ihrer Wohlthaten, und ehren jetzt mit dankbarem Herzen ihr Gedächtniß.

Vater der Menschen, was wir von ihnen

Gutes empfangen haben, wollen wir an denen, die du unserer Pflege und Erziehung anvertraut hast, wieder vergelten, wollen die Lehren und den Trost der Gottseligkeit auf sie gewissenhaft fortpflanzen, und ihr Herz zu guten Gesinnungen gewöhnen, damit die Verehrung deines Namens und Tugend und Menschenwohl unter der Nachwelt erhalten werde. Wir sind durch manchen Fehltritt mit den Jahren weiser geworden, wir wollen unsere Erfahrung benutzen, und sie vor Thorheit und Frevel behüten, und vor dem Unglück, das ihm nachfolgt. Bewahre du uns selber, daß wir durch keinen Leichtsinn in Reden und Handlungen diesen Kleinen, die zum ewigen Leben erlöset sind, an ihrer Seligkeit hinderlich werden, und fremder Sünden Schuld auf unser Gewissen laden. Wir haben an eigenen Fehlern zu tragen genug.

Einst gehen wir auch dahin zu unsern Vätern und diese wandeln dann über unsere Gräber, fromm und gut durch unsere Erziehung, oder elend durch unsere Schuld.

Laß uns so leben, daß wir den Trost in die Ewigkeit mit uns nehmen können: „Wir haben Gottesfurcht und Tugend in der Welt erhalten und vermehrt; wir lassen das Andenken und den Segen eines frommen Lebens unsern Nachkommen zum Erbtheil zurück, wir werden sie einst im Himmel

wieder sehen und dir mit ihnen für unsere Seligkeit danken." Amen!

Ein anderes Gebet nach der Kinderlehre.

Nun sollt ihr auch beten, damit ihr fromme Menschen werdet. Gott spricht: Gib mir mein Kind dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.

Allmächtiger und lieber Vater im Himmel höre, was deine Kinder beten, und gib zu unserm Vorhaben deinen Segen.

Wir wollen an die schönen Lehren, welche wir heute empfangen haben, oft denken, und durch [illegible] Gnade darnach leben.

Wir wollen dich herzlich lieb haben, und unserm Herrn Jesu Christo treu bleiben unser Lebenlang, und den heiligen Geist durch keine Sünde betrüben.

Wir wollen unsern Eltern und allen, die uns Gutes erweisen, dankbar seyn, sie lieben und ihren guten Ermahnungen folgen.

Wir wollen keinen Verführungen und schlechten Beispielen folgen, und uns untereinander vom Bösen abhalten und zum Guten ermahnen.

Wir wollen demüthig und sittsam seyn, und friedlich und freundlich untereinander leben.

Wir wollen alte Leute nicht verspotten, sondern sie in Ehren halten, und mit armen unglücklichen Menschen keinen Muthwillen treiben, sondern Mitleiden mit ihnen haben, und ihnen Gutes thun. Wir können auch einmal in der Welt arm und unglücklich werden.

Wir wollen auch keine unschuldigen Thiere martern und tödten, die du erschaffen hast, und nichts beschädigen, was fleißige Menschen gepflanzt und gearbeitet haben, und wozu du dein Gedeihen gibst. Nein, wir wollen deinen Segen nicht verderben.

Wenn uns etwas Böses in den Sinn kommt, wollen wir daran denken, daß du unsere Gedanken weist, überall bei uns bist, und daß wir keine rechte Freude mehr in der Welt haben können, wenn wir keine guten Menschen mehr sind.

Wir wollen alle Tage beten, daß unser Herz gut werde, und daß wir einmal zu dir in den Himmel kommen.

Herr lehre uns thun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist unser Gott; dein guter Geist führe uns auf ebener Bahn. Amen!

Ja

Ja Vater unser aller, so beten auch wir mit diesen Kindern, beten für sie und für uns, daß dein guter Geist uns alle auf die Bahn der Gottesfurcht und Tugend zum ewigen Leben führen möge. Wir fühlen und erkennen es, wie viel an uns liegt, daß die guten Gelübde und Wünsche, die jetzt vor dir abgelegt worden sind, erfüllet werden können, fühlen und erkennen es wohl, daß du diese Kinder durch uns zu treuen Bürgern in dem Reiche deines Sohnes erziehen, durch uns sie segnen willst.

Um Weisheit und Kraft flehen wir dich an, daß wir sie, die Jesus als die Seinigen erkennet und lieb hat, durch Rath und Warnung und durch ein eigenes vorsichtiges und gottseliges Leben vor der Sünde und vor ihrem Verderben bewahren, und sie frühe zur Hochachtung gegen die Religion und zu einem reinen und tugendhaften Sinn und Leben gewöhnen mögen, damit wir einst sammt ihnen mit Freuden vor deinem Gericht erscheinen können. Amen!

VI.

Taufformular.

Es ist uns hier ein Kindlein vorgetragen und für dasselbe begehrt worden, daß es dem Gebet der Kirche empfohlen udd nach der Einsetzung Jesu Christi unsers Herrn getauft werde.

Vernehmet daher zuerst die Worte der Einsetzung der heiligen Taufe:

Als unser Herr und Heiland siegreich von den Todten auferstanden war, ehe er auffuhr zu seinem Gott und zu unserm Gott, zu seinem und zu unserm Vater, sprach er zu seinen Jüngern: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker und taufet sie in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch zu

halten befohlen habe. Wer glaubet und getauft wird, der soll selig werden.

Vernehmet hienächst auch das Evangelium von den Kindern:

Einst, als Jesus noch sichtbar unter den Menschen lebte, brachte man Kinder zu ihm, daß er sie sollte anrühren. Die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen. Als es aber Jesus sahe, sprach er: Lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich. Wahrlich ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen. Hierauf herzte er sie, legte die Hände auf sie, und segnete sie.

Geliebte Freunde! Wir erkennen aus diesen Worten die wohlthätige Absicht unserers Erlösers, daß alle Menschen durch seine Lehre erleuchtet, zu einem gottseligen Leben geheiliget, und des Segens seines Lebens und Todes hier und dort theilhaftig werden möchten, daß aber auch alle, welche von ihm Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erwarten, durch die Taufe in die Gemeinschaft seiner Angehörigen aufgenommen, und zur treuen Beobachtung seiner Gebote in Sinn und Leben sollen verpflichtet werden.

O des großen Segens, den der Himmlische in dieser Handlung allen, welche sich mit treuem

Herzen an ihn hingeben, zugesichert, und vor seinem Weggang von der Erde zum Vermächtniß hinterlassen hat!

Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi will auch ihr Gott und Vater seyn, will mit treuem Vaterauge über ihnen wachen, ihre kindliche Liebe mit Wohlgefallen annehmen, ihre frommen Gebete erhören, und am Ziel eines frommen Lebens sie aufnehmen in sein himmlisches Vaterhaus.

Jesus Christus öffnet ihnen alle Schätze seines Heils. Er zur Rechten Gottes bekennt sich zu ihnen, als seinen Erlösten. — Für sie hat er sein Blut vergossen, daß er sie reinigte von aller Ungerechtigkeit; für sie ist er hingegangen, daß er ihnen eine Stätte bereitete in seinem seligen Reich.

Der Geist des Vaters und des Sohnes will in ihnen wohnen, und sich ihnen zu erkennen geben in der Erleuchtung ihres Geistes, in der Heiligung ihres Gemüthes, in der Kraft zum Sieg über die Sünde, in der Freudigkeit des Gebets, in dem Trost des Gewissens. Er will sie heiligen und erhalten zum ewigen Leben.

Diese unaussprechlichen Gnadengüter hat der große Menschenfreund Jesus Christus auch schon den Kindern zugedacht. Er hat in den wenigen, die er einst herzte und segnete, alle geliebt und gesegnet, und den Eltern die freundliche Einladung

gethan, ihre Kinder durch die Taufe ihm darzubringen, damit sie frühe aller Rechte und Wohlthaten theilhaftig würden, die er seiner Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen in ihr verliehen hat.

Da nun auch gegenwärtiges Kind die heilige Taufe empfangen soll, so lasset uns beten:

Allmächtiger ewiger Gott und Vater, wir danken dir, daß du auch diesem Kind das Leben und mit ihm die Anwartschaft auf eine ewige Seligkeit geschenket hast. In deine treuen Vaterhände legen wir seine zeitliche Schicksale. Laß auch ihm reichlich zu Theil werden alle Verheißungen, die Jesus Christus dein Sohn den Seinigen gethan hat.

Gieb Gnade zu seiner Erziehung. Segne einst seinen Unterricht. Bewahre sein Leben vor der Sünde und vor ihrem Elend. Diese Taufe, die wir ihm auf den Befehl deines Sohnes geben, werde ihm die Weihe zu allen christlichen Tugenden, Hoffnungen und unvergänglichen Freuden, die du den Deinigen durch Jesum Christum bereitet hast. Amen. V. U.

Lasset uns nun noch das christliche Glaubensbekenntniß aussprechen:

Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Ich glaube an Jesum Christum seinen eingebornen Sohn,

unsern Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, der gelitten hat unter Pontius Pilatus; gekreuziget, gestorben, und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzend zu der Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, eine Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches, und ein ewiges Leben. Amen.

(Zu den Taufpathen:)

Verlanget ihr im Namen dieses Kindes, daß es auf dieses Bekenntniß Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft werde; übernehmet ihr auch die Pflicht, nebst den Eltern dieses Kindes, dafür zu sorgen, daß es in diesem christlichen Glauben unterwiesen, und gelehret werde zu halten alles, was uns der Herr zu halten befohlen hat, so antwortet Ja!

(Hierauf die Taufe, und sodann ein Schlußgebet.)

VII.

Für die Beichte.

1.

Gebet nach der Vorbereitungs-Predigt.

Gott zu dir wenden wir uns deine Geschöpfe, die du zur ewigen Beglückung durch Tugend berufen, und durch die wohlthätige Religion deines Sohnes zur Anerkennung unsers Berufs erleuchtet, und zur Ausübung unserer Pflicht gestärket hast. Zu der Ewigkeit geht unser Weg durch dieses Leben, zu deinen Freuden durch Wachsamkeit und Tugend, aber durch Leichtsinn und Frevel zu deinem Gericht. Auf diesem wichtigen Wege stehen wir heute ernsthaft stille, schauen in unser vergangenes Leben zurück und halten Rechnnng mit unserm Gewissen, — Gott vor dir!

Vor dir, du Heiliger und Naher, der unser Herz durchschaut, der unsre Thaten prüft und gegen unsre Kräfte abwiegt, der unsern Werth oder Unwerth, für die Ewigkeit bestimmt.

Dieser Gedanke bleibe uns gegenwärtig, daß wir mit aufrichtigem Ernst uns selber prüfen, die Sünden, die auf unserm Gewissen liegen, nicht geringe achten, nicht mit falschen Entschuldigungen und nichtigem Trost unser Herz in gefährliche Ruhe einschläfern. Laß uns endlich erkennen und innig fühlen: wir sind nicht, was wir seyn sollten, ach noch lange nicht, was wir seyn könnten, sind deiner Wohlthaten und deiner Langmuth nicht werth, alle Tage reif zum Tode, aber des seligen Preises der reinen vollendeten Tugend noch nicht fähig.

Und wenns der Frevler mit Angst und Beben erkennt, wenn es der redliche aber schwache Freund der Tugend mit Wehmuth und Kummer empfindet, wenn unser armes Herz niedersinkt vor dir, und in Beschämung und Reue zerfließet, so tröste uns wieder die Zusage deines Sohnes, daß ein Vater im Himmel sey, der das Gelübde der Besserung, wenn reumüthige Kinder erscheinen, nicht zurückstoßt, und der den neuen, wachsenden Eifer im Guten mit Beifall ermuntert und mit Segen unterstützt. Ja dieser Trost erhebe uns wieder zu dem hohen Muth, durch ernsten Kampf gegen jede Sünde, durch unverdrossene Uebung unserer Kräfte

in guten Thaten nach deinem Wohlgefallen zu ringen.

Unsere Besserung sey der Dank, den wir dir für deine Wohlthaten, für deine Schonung, für dein Erbarmen bringen. Unsere Besserung — sie sey das Siegel der Gerechtigkeit unsers Glaubens, ohne sie ist kein Trost der Vergebung. Unsere Besserung — sie sey die Beschäftigung unsers Lebens, welche wir nie aussetzen wollen, wie wir sie nie enden, unsere Vorbereitung zum Tode, und unsere Einweihung in die Ewigkeit. Amen!

Ein anderes Gebet.

Gott unser Vater, wir danken dir, daß du uns durch Jesum Christum deinen Willen geoffenbaret hast. Durch ihn kennen wir dich und den Weg, darauf wir wandeln sollen, daß wir dir wohlgefallen, und wissen von ihm, daß du auch deiner gefallenen Kinder dich erbarmest, und alle, die ihre Sünden bereuen, und zur Tugend zurückkehren, mit väterlicher Liebe wieder aufnimmst. Wir nahen uns heute zu dir; auch wir bedürfen diesen Trost, diese erbarmende Vaterliebe.

Ach daß jeder unter uns sich redlich vor dir prüfen, und sich selber, seine Schwachheiten, seine stillen Neigungen, seine verborgenen Fehler besser möge kennen lernen. Wecke in uns durch die neue

Erinnerung an unsre Schuld jene göttliche Traurigkeit, die da wirket zur Seligkeit, eine Reue, die Niemand gereuet, und laß uns alle von deiner erbarmenden Vaterhuld gerührt und gewonnen werden, die göttlich groß, durch Vergebung bessern, und durch Besserung beglücken will. Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, wer böse ist, bleibet nicht vor. Ach darum bewahre jedes Herz vor dem traurigen und gefährlichen Irrthum, der Vergebung und Gnade ohne Besserung hofft. Wirke und erhalte in uns den wahren christlichen Glauben, daß die hohe Tugend Jesu Christi und ihr Lohn nur durch fromme Nacheiferung unser eigen werden kann, und daß das Himmelreich, welches er uns eröffnet hat, nicht alle aufnimmt, die ihn ihren Herrn nennen, sondern nur die, die den Willen thun seines Vaters im Himmel, und stärke unsere guten Vorsätze, daß dieser Glaube durch einen heiligen Sinn und durch ein frommes Leben bei uns sichtbar werde. So erforsche uns denn, und erfahre unser Herz! Prüfe uns, ob wir auf gutem Wege sind, und leite uns auf ewigem Wege. Amen!

2.

Beichtformular.

(Der Prediger eröffnet die Handlung mit einer Anrede, die dem Zweck der Handlung überhaupt und den Umständen und Bedürfnissen seiner Zuhörer angemessen ist, und geht dann mit einer schicklichen Wendung zu der Beichtformel über, die in folgenden Ausdrücken könnte vorgesprochen werden:)

Herr du erforschest mich und kennest mich!

Vor dir, mein allwissender und heiliger Gott, bekenne ich mit aufrichtigem Herzen meine Sünden. Sie sind mannigfaltig und schwer. Ich habe deine heiligen Gebote nicht nur äußerlich in Worten und Werken, ich habe sie noch öfter in bösen Gedanken, Neigungen und Begierden übertreten, und deiner Gnade mich unwerth gemacht.

Was Menschen nicht wissen, und was ich selber nicht genug erkennen kann, das weist du, o Gott, und darum ist vor dir meine Seele mit Beschämung und Reue erfüllt.

Um Gnade o Vater flehe ich zu dir, und um Vergebung aller meiner Sünden durch deinen Sohn Jesum Christum meinen Heiland, und lege vor dir mit aufrichtigem Herzen das Gelübde ab: ich will nicht wissentlich mehr gegen dein Gebot und

mein Gewissen handeln, will mein Herz inwendig heiligen, allen bösen Gedanken und Begierden ernstlich widerstreben, und alle Pflichten des Christenthums getreulich erfüllen. Meine Besserung sey der Dank, den ich dir für deine Wohlthaten, für deine Schonung, für dein Erbarmen bringe. Sie sey das Siegel der Gerechtigkeit meines Glaubens, — ohne sie ist kein Trost der Vergebung. Sie sey die Beschäftigung meines Lebens, die ich nie aussetzen will, wie ich sie nie vollenden kann, meine Vorbereitung zum Tode, und meine Einweihung in die Ewigkeit.

Dazu wollest du o Gott mir deine Gnade und deinen guten Geist verleihen. Amen!

(Hierauf fährt der Prediger fort:)

Ist dieses euer aufrichtiges Bekenntniß und die demüthige Bitte eures Herzens an Gott?

Habt ihr den trostreichen Glauben, daß Gott seinen Sohn aus Liebe zu den Menschen gesendet habe, daß sie durch ihn von der Sünde erlöset werden?

Ist es euer ernstlicher Wille, die Reue über euere Sünden und den Glauben an Jesum Christum euern Erlöser durch ein frommes Leben an den Tag zu legen? — Gott sieht in euer Herz — so bestätiget solches mit einem lauten Ja!

(Wenn dieses geschehen ist, spricht der Prediger einen Absolutionsspruch aus der heiligen Schrift und fährt fort:)

Nehmet denn auch ihr den Trost des Evangeliums in euer Herz auf:

Auch euch hat Gott geliebt und seinen Sohn gegeben, daß ihr durch ihn leben sollt, und ich als Diener der christlichen Kirche verkündige euch diesen Trost, und die Vergebung eurer Sünden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

(Hierauf schließt der Prediger die Handlung mit einer Ermahnung oder einem Wunsch, der mit seiner vorangegangenen Rede in Verbindung steht.)

Oder
in kürzerer Form:

Allwissender und heiliger Gott, vor dir bekenne ich mit aufrichtigem Herzen meine Sünden. Ach ich habe deine heiligen Gesetze oft und auf mancherlei Weise übertreten, und deiner Gnade mich unwürdig gemacht, nicht nur in Worten und Thaten, noch öfter in geheimen Gedanken, Neigungen und Begierden zum Bösen.

Was Menschen nicht wissen und was ich selber nicht genug erkenne, das weist du Allsehender,

darum ist vor dir mein Herz mit Beschämung und Reue erfüllt.

Um Gnade o Vater flehe ich, und um Vergebung meiner Sünden durch Jesum Christum deinen lieben Sohn meinen Heiland, und lege dir von neuem das Gelübde ab: ich will allen bösen Gedanken und Begierden ernstlich widerstreben, nicht gegen dein Gebot und gegen mein Gewissen handeln, und die Pflichten des Christenthums getreulich erfüllen. Dazu wollest du mir deine Gnade und deinen guten Geist verleihen. Amen!

(Hierauf fährt der Prediger fort:)

Geliebte Freunde! Ist dies euer aufrichtiges Bekenntniß, und die demüthige Bitte eures Herzens an Gott?

Habt ihr den trostreichen Glauben, daß Gott seinen Sohn aus barmherziger Liebe zu den Menschen gesendet habe, daß sie durch ihn von der Sünde erlöset würden?

Ist es auch euer ernstlicher Wille, die Reue über euere Fehler, und den Glauben an Jesum Christum euern Erlöser durch ein frommes Leben an den Tag zu legen? — Gott sieht in euer Herz — so bestätiget solches mit einem lauten Ja!

(Wenn dieses geschehen ist, spricht der Prediger weiter:)

So nehmet denn den Trost des heiligen Evangeliums in euer Herz auf, alle die mit aufrichtigem Sinn diese Versicherung abgelegt haben:

Auch euch hat er geliebt und seinen Sohn gegeben, daß ihr durch ihn leben sollt, und ich als ein Diener der christlichen Kirche verkündige euch diesen Trost und die Vergebung eurer Sünden kraft des heiligen Evangeliums in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

(Hierauf beschließet der Prediger die Handlung mit einer Ermahnung oder einem Wunsche, der mit seiner vorhergegangenen Anrede in Verbindung steht.)

VIII.

Abendmahls-Formular.

1.

Für öffentliche Communionen.

Ihr Lieben in Jesu Christo! Weil wir jetzt die Absicht haben, das heilige Abendmahl unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi zu begehen, so laßt uns zuerst aus dem Evangelium die Worte der Einsetzung desselbigen vernehmen, und unser Herz durch Andacht und Gebet darauf vorbereiten.

Unser Herr Jesus in der Nacht, da er verrathen war, und mit seinen Jüngern zu Tische saß, nahm er das Brod, dankte und brachs, gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Das thut zu meinem Gedächtniß.

Dessel-

Desselbigen gleichen nahm er auch den Kelch, dankte und sprach: Nehmet hin und trinket alle daraus! das ist der Kelch, das neue Testament in meinem Blute, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.

Es ist also mit dem Genusse des Brods und des Weins im heiligen Abendmahl ein besonderer Trost für die Bekenner Jesu Christi verbunden, wenn ihnen das Gewissen ihre Sünden und ihre Unwürdigkeit vor dem Heiligen, der im Himmel ist, zu erkennen und zu empfinden gibt, und wenn sie nach dem Frieden mit Gott und nach Heiligung sich sehnen. Denn Jesus spricht: das Brod, das ihr esset, ist mein Leib der für euch in den Tod gegeben wird. Ihr trinket aus dem Kelch eines neuen Bundes mit Gott, um den ich mein Blut vergieße. Wenn wir nun in unser Inneres schauen und uns selber prüfen, so werden gewiß auch wir manche, vielleicht schwere Sünde auf unserm Herzen finden, uns vor Gott dem Heiligen und Gerechten anklagen und verdammen müssen, und in uns selber wenig Kraft zur Heiligung, und keine Ruhe wissen.

Darum hat Gott der himmlische Vater, der nicht den Tod des Sünders, sondern seine Besserung und sein Leben will, sich über uns erbarmet, und seinen Sohn Jesum Christum zu den Menschen ge-

sandt, daß er durch seinen Tod unsere Sünden tilgete, uns mit unserm Vater versöhnen, auf den Weg der Tugend und der Seligkeit zurückführen möchte, und also den göttlichen Willen zu unserer Erlösung erfüllte.

Das hat Jesus Christus gethan. Er war seinem Vater gehorsam bis zum Tode, bis zum blutigen Tode am Kreuz, er ist zur Vergebung unserer Sünden gestorben, und Gott hat ihn aus dem Grabe erwecket, und zu einem Herrn und Heilande erhöhet, daß wir durch den Glauben an ihn einen neuen Sinn und den Trost der Kindschaft Gottes erlangen möchten. Damit wir nun alles, was Jesus nach dem Willen seines Vaters den Menschen bekannt gemacht, was er für sie gethan und geduldet hat, mit dankbarem Herzen uns zu eigen machen, in seinem Tode Beruhigung finden, und seines Lebens uns freuen möchten, nahm er das Brod, heiligte es zum Unterpfand seiner Gemeinschaft mit uns, und sprach: Nehmet hin und esset! Es ist mein Leib, der für euch in den Tod geht. Desgleichen nahm er den Kelch, weihete ihn zum Unterpfand des neuen Bundes mit Gott und sprach: Trinket alle daraus! Es ist mein Blut, das für euch und für viele zur Vergebung der Sünden vergossen wird; als ob er zu jedem insbesondere sagte: Mit diesem Brode und mit diesem Wein gebe ich dir die Zusicherung, daß auch du Antheil haben sollst an den Wohlthaten meines Le-

bens und an dem Segen meines Todes, und an den Freuden meiner Herrlichkeit, und daß du nun als mein Erlöster ein kindliches getröstetes Herz zu Gott deinem Vater erheben könnest, wenn du mit Vertrauen, das Gebot der Liebe von mir annehmen, und dich durch ein heiliges Leben als den Meinigen erweisen willst. Wer nun also diesen Worten, die er von Christo höret, festiglich glaubet, das Brod und den Wein dieses heiligen Mahles zur Erinnerung an ihn, und zur Bestätigung seines Glaubens empfähet, auch denselben durch treue Befolgung der Lehre Jesu, durch ein Herz voll Liebe zu dem Vater im Himmel, und zu den Brüdern auf Erden beweiset, der ist mit Gott versöhnet, und Gott mit ihm und wird ewiglich leben.

So wollen wir denn seiner und seines Todes gedenken, nämlich, daß er für unsere Sünden gestorben, und zu unserer Rettung wieder auferstanden sey, und ihm ewig Lob und Dank darum sagen.

Auch wollen wir mit dem Leib und Blute unsers Heilandes seinen Geist und seine Gesinnungen in uns aufnehmen, sanft und gut und heilig werden, wie er es war, unsern Feinden vergeben, und ferne von Stolz und Mißgunst, einer den andern lieben, erfreuen, trösten, tragen, wie er uns gethan hat. Denn gleich wie wir von Einem Brode

essen, und aus Einem Kelch trinken, also vereinigen wir uns alle zu Gliedern Einer heiligen Gemeinde Jesu Christi, die Einen Gott und Vater verehren, nnd für seine Gnade preisen; und ob wir schon nach seinem väterlichen Willen auf ungleicher Bahn durch das Leben wandeln müssen, so gehen wir doch von seiner Hand geleitet, zu Einem Ziel und haben alle Einen Trost, Eine Hoffnung, Ein Haupt im Himmel, Jesum Christum, der für uns bei Gott lebt.

Und so wollen wir denn auch der göttlichen Gnade versichert die Leiden, durch die er unsere Tugend läutern und befestigen will, mit Gelassenheit annehmen, mit Geduld ertragen, und in kindlichem Vertrauen ihr frohes Ende erwarten. Dazu helfe uns der allmächtige, barmherzige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi durch seinen heiligen Geist. Amen.

Lasset uns mit heiliger Andacht unsern Geist zu ihm erheben und also beten:

Gott unser Vater! In andachtsvollem Gebet zu dir heiliget sich jetzt unser Herz dem Andenken an den Tod Jesu Christi unsers Heilandes; es heiliget sich zum gerührten frommen Dank, Vater, für deine Liebe, die uns mit Christo Erkenntniß unsers Heils, Willen und Muth zur Tugend, die Freude deiner Kindschaft, Trost im Leiden, Hoffnung am Grabe und den Himmel gab.

Ja wir heiligen uns zu einem kindlichen, folgsamen Sinn gegen dich, zur Liebe und Barmherzigkeit gegen alle, die mit uns Barmherzigkeit bei dir gefunden haben, zu treuen Bekennern deines Sohnes nicht mit dem Munde nur, nicht nur am Altar, sondern im Leben, mit der That und Wahrheit. Laß uns bei seinem Todesmahl den hohen Beruf, zu welchem er uns geweihet hat, und die Hoffnung, welche er uns mitgibt, lebhafter erkennen und freudiger fühlen, daß er jetzt bei uns ist, und alle Tage, wie er gesagt hat, damit wir ohne Wanken an den nahen Unsichtbaren glauben, heilig vor ihm unserm Herrn und Richter leben, und ohne Zagen, wenns seyn soll, wie er, durch Leiden zu unserer Vollendung gehen mögen.

Jedem verwundeten Gewissen unter uns werde dies Brod zur Heilung, jedem zusammen gepreßten Herzen dieser Kelch zur Erquickung, allen zum Heil, allen Guten und Frommen zur Hoffnung des Lebens im Tode. Amen. V. U.

Unsere Andacht hat dieses Brod und diesen Wein zum Mahl des Gedächtnisses unsers Heilands geweihet, und unser Glaube umfasset darin den Leib Jesu Christi, der für uns in den Tod gegeben, das Blut, das für uns und für viele vergossen ist, zur Vergebung der Sünden.

Also wolle eure christliche Liebe, in rechtem wahrem Glauben, und ernstlichem Vorsatz das Leben zu bessern, herzutreten.

(Hierauf folgt die Austheilung des heiligen Abendmahls und sodann spricht der Prediger:)

Nun laßt uns noch einmal beten und dem Herrn danken:

Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen!

Vater unsers Herrn Jesu Christi, auch unser Gott und unser Vater! Wir bringen dir Lob und Dank für den milden Trost, den du uns auch jetzt in dem heiligen Abendmahl deines Sohnes wieder mitgetheilt hast, für die stillen Rührungen die unser Herz durchdrungen, für den Muth und die Kraft, womit du uns von neuem gegen den mächtigen Kampf des Irdischen mit dem Himmlischen in uns, gegen jeden trostlosen Zweifel, gegen den gefährlichen Reiz der Sünde, und gegen die Furcht des Todes gestärket hast. Heilig sey und unverbrüchlich bleibe nun der Bund, den wir erneuert haben, dich als unsern Vater zu erkennen, und mit kindlichem Vertrauen zu ehren, in tugendhaften Gesinnungen liebend und duldend, als Angehörige Jesu Christi zu leben und zu sterben.

Dazu hilf uns, lieber Vater im Himmel, es helfe uns dazu die Religion Jesu Christi unsers Herrn, es helfe uns die Weihe seines heiligen Geistes. Amen!

2.

Für Privat-Communionen.

Im Namen Gottes, der unser Vater ist, und im Namen Jesu Christi, zu dem im Leben und Tode unsere Hoffnung steht.

Geliebter Freund! Ihr wollet durch aufrichtiges und reuevolles Bekenntniß eurer Sünden vor Gott, und durch den Trost der Vergebung eure Seele beruhigen, und verlanget alsdann das heilige Abendmahl zu empfangen, damit euer Glaube befestiget, und eure Geduld und Hoffnung in euern Trübsalen gestärkt werden möge.

Sammelt euere Kräfte und flehet mit aufrichtigem Geiste Gott um die Vergebung eurer Sünden, und um Beistand zu einem frommen christlichen Sinne an:

Heiliger barmherziger Gott und Vater, ich erkenne und bekenne vor dir, daß ich deine heiligen

Gebote oft und auf mannigfaltige Weise in Gedanken, Worten und Werken übertreten, und deiner väterlichen Liebe mich unwerth gemacht habe, die allein uns trösten kann.

Nimm o Vater meine aufrichtige Reue und mein sehnliches Verlangen nach deiner Gnade mit Erbarmen auf. Verzeihe mir um Jesu Christi deines Sohnes willen alle meine Sünden, und stärke durch deinen heiligen Geist meinen Vorsatz, so lange du meine Tage fristest, immer frömmer und heiliger zu werden, und meine Leiden mit christlicher Geduld und Hoffnung zu ertragen. Amen!

Habt ihr dieses Bekenntniß eurer Sünden und eurer Reue darüber vor Gott mit wahrem Ernste abgelegt, erwartet ihr von Gottes Gnade in Christo die Vergebung eurer Sünden, und wollet ihr gerne jetzt auf eurem Krankenlager, und ferner, so lange Gott euern Odem zum Leben erhaltet, euer Herz vor dem Bösen bewahren, und nach dem Gebot der Liebe leben, das uns Jesus Christus gegeben hat, so bekennet dieses vor dem allwissenden Gott, der in euer Herz siehet mit einem lauten Ja!

(Wenn dieses geschehen ist, so fährt der Geistliche fort:)

Nehmet dann den Trost des heiligen Evangeliums in euer Herz auf: Auch euch hat Gott ge-

liebt, und seinen Sohn für euch gegeben, daß ihr nicht verloren werden, sondern durch den Glauben an ihn in einem frommen Sinn das ewige Leben haben sollt, und ich als ein berufener Diener der christlichen Kirche verkündige euch diesen Trost und dem aufrichtigem Herzen die Vergebung der Sünden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Wie unser Herr und Heiland Jesus Christus die Seinigen geliebt hat, die in der Welt sind, also liebte er sie bis an das Ende. Mit solcher Liebe hat er das heilige Abendmahl eingesetzt, ehe er durch Leiden in seine Herrlichkeit eingieng, und hat es verordnet, daß es von denen, die an ihn glauben, und ihn lieben und auf ihn hoffen, zu seinem Gedächtniß solle genossen werden.

Indem ihr dieses heilige Mahl begehrt, bekennet ihr euch also als einen Angehörigen Jesu Christi und empfanget mit dem Brod, welches ihr esset und mit dem Kelch, den ihr trinket, das Unterpfand, daß auch ihr Antheil haben sollt an den Wohlthaten seines Lebens und an dem Segen seines Todes und an den Freuden seiner Herrlichkeit.

Ihr verpflichtet euch aber auch damit, daß ihr als sein Erlöster im lebendigen Glauben an ihn, in kindlicher Ergebenheit an Gott, und in herzlicher

Liebe gegen die Menschen euer Leben führen und beschließen wollt.

Das ist der Bund des neuen Testaments in seinem Blute, das für euch zur Vergebung der Sünden vergossen ist.

Also sollet ihr mit dem Leib und mit dem Blute eures Heilandes seinen Geist und seine Gesinnungen in euch aufnehmen, sanft und gut und heilig werden, wie er es war, euern Feinden herzlich vergeben und für sie beten (für den Frieden der Eurigen sorgen) und denen, die um euch sind, ein erbauendes Beispiel der wahren christlichen Gottseligkeit geben.

Auch sollet ihr die Leiden, durch welche euer kindlicher Sinn gegen Gott geläutert und befestiget werden muß, mit Gelassenheit von euerm himmlischen Vater annehmen, den Ausgang eurer Krankheit und Leiden von seiner weisen Führung mit stillem Vertrauen erwarten. Gott wirds wohl machen!

Wir wollen nun mit euch beten: Barmherziger Gott und Vater, ich heilige mich jetzt vor dir zum Andenken an den Tod Jesu Christi deines Sohnes, an seine Liebe und an alle seine Wohlthaten. Gib meinem Herzen durch den Genuß seines heiligen Abendmahls lebhafter zu empfinden, daß er auch

für mich gestorben, und mir zur Hoffnung durch Leiden in den Himmel vorangegangen sey, und laß mich durch seine Liebe bis in den Tod getröstet werden. — Erbarmender Heiland, der du alle Mühseligen und Beladenen zu dir rufest, und sie erquicken willst, siehe ich komme mühselig und beladen und sehne mich nach deiner Hülfe. Stärke mich durch dein herrliches Mahl, daß ich in frommen Gesinnungen dir ähnlicher werden, und den guten Kampf des Glaubens, der Geduld und Gottseligkeit christlich vollenden möge. Amen!

Unser Herr Jesus in der Nacht u. s. w.

(Hierauf folgt die Austheilung des heiligen Abendmahls und sodann spricht der Prediger:)

Das tröste, stärke und erhalte euch im Glauben, in der Geduld und Liebe zum ewigen Leben. Amen!

Nun wollen wir beten und dem Herrn danken.

Gelobet sey Gott! er legt uns eine Last auf, aber er hilft auch. Wir haben einen Gott, der da hilft und einen Herrn Jesum Christ, der vom Verderben erlöset. Ich danke dir barmherziger Gott und Vater, daß du mich durch das Abendmahl Jesu Christi meines Heilandes erquicket hast. Ich habe nun in demselben ein Unterpfand erhalten, daß ich dein Kind und Erbe bin. Dieser göttliche Trost

richte mich auf in meinen Schmerzen und Trübsalen, er stärke mich dir treu zu bleiben, so lange ich lebe, er erquicke mich, wenn Leib und Seele verschmachtet und wenn die Erde keinen Trost mehr hat. Erhöre mich um Jesu Christi willen. Amen!

Der Herr segne und behüte euch.
Der Herr tröste und stärke euch durch seine Gnade.
Der Herr befreie euch nach seinem heiligen Willen von euren Leiden und gebe euch Frieden. Amen!

IX.

Am Reformationsfeste 1817, nach der Kinderlehre.

Unsere Väter hofften auf den Herrn. Gott, sie hofften auf dich, und du halfst ihnen aus. Zu dir schrien sie und wurden errettet. Sie haben einen guten Kampf gekämpft, sie haben Glauben gehalten, sie haben den Lauf vollendet. Du aber lässest über ihren Gräbern noch helle scheinen das Licht deines Evangeliums. Du hast den Stürmen geboten an allen Enden, hast Friede und Eintracht gegeben deiner Kirche. Vater aller Menschen, es bringen dir an diesem Tage auf dem ganzen Erdkreis, so weit deine Sonne scheint, freudige Bekenner ihren Dank und ihr Gelübde dar. Himmel und Erde preisen dich in ewigen Lobgesängen. Darum laß

dir auch wohlgefallen unserer Lippen Dank, und erhöre, wir haben noch ein theures in unsern Herzen, erhöre die Gebete für unsere Jugend, für die Kinder, die du uns gegeben hast. Sie sind dein und du hast sie erlöset, Herr, du getreuer Gott. Auch für sie hat dein Sohn sich geheiliget, daß sie heilig seyn mögen in der Wahrheit. Auch für sie hat er gebetet, daß sie eins seyn mögen in dir und in ihm. So erhalte denn ihnen und uns, frei von menschlicher Satzung und frevelnder Neuerung das Wort der Wahrheit und das Geheimniß deiner seligmachenden Gnade. Es weihe frühe ihre Herzen dir und der Liebe zu dir und zu allen Menschen! Frühe hast du ihnen ja erscheinen lassen deine heilsame Gnade, zu verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste. Es bewahre ihre Seelen rein vor dem Irrglauben, der die Erde und den Himmel verfinstert, vor der lockenden Verführung, in welcher Gestalt sie ihnen erscheinen mag, vor allem, was wider die Seele streitet. Es stärke und rette sie in den Trübsalen und Gefahren, die das Leben mit sich führt. Gott wir kennen sie, und wäre nicht dein Wort unser Trost gewesen, schon manche wären vergangen in ihrem Elende.

Vater du willst, was wir bitten, du willst es durch uns.

Heilig und theuer sey uns die Pflicht, die liebe selige Pflicht, sie durch eine fromme Erziehung dir

wieder zu geben, die du uns gegeben hast, leuchtende Vorbilder des Glaubens und jeder Tugend für sie zu seyn, durch kein Beispiel der Lauigkeit, des Leichtsinns, der Verläugnung in bösen Werken ein Aergerniß zu werden denen, die Jesus Christus erlöset hat.

Einst gehen auch wir dahin zu unsern Vätern, und diese wandeln dann über unserer Asche, fromm und gut durch unsere Erziehung oder elend durch unsere Schuld.

O, daß wir einst den Trost in die Ewigkeit mitnehmen mögen: Auch wir haben Glauben an dich, wir haben Gottesfurcht und Tugend in der Welt erhalten und fortgepflanzt. Wir lassen den Segen eines frommen Lebens unsern Nachkommen zum Erbtheil zurück. Sie werden an deinem Thron uns wieder finden und dir mit uns für ihre Seligkeit danken! Amen.

X.

Litanei.

Herr Gott Vater im Himmel,
erhöre uns!
Durch Jesum Christum der Welt Heiland,
erbarme dich über uns!
Durch deinen heiligen Geist
erleuchte, bessere, tröste uns!

Sey uns gnädig,
verschone unser, lieber Herr und Gott!
In unsern Nöthen
hilf uns lieber Herr und Gott!

Vor allen Sünden,
vor allem Irrthum,
vor allem Uebel,
vor des Feindes Trug und List,
vor bösem schnellen Tod,

vor theurer Zeit und Pest,
vor Krieg und Blutvergießen,
vor Aufruhr und Zwietracht,
vor Hagel und Ungewitter,
vor Feuers- und Wassersnoth,
vor dem ewigen Tode
behüt uns lieber Herr und Gott!

Durch deines Sohnes heilige Geburt,
der unser Freund und Bruder ward,
durch seinen blutigen Leidenskampf,
durch seinen Tod am Kreuze,
durch seine fröhliche Auferstehung und Himmelfahrt,
in unserer letzten Noth,
und am jüngsten Gericht
hilf uns unser Vater und unser Gott!

Wir deine Kinder bitten,
du wollest uns erhören, lieber Herr und Gott!
und deine heilige christliche Kirche regieren,
alle Diener der Religion bei der heilsamen Lehre und im heiligen Leben erhalten,
mit deinem Geist und Kraft ihren Unterricht begleiten,
das Werk des Satans unter uns zernichten,
die Irrenden zur Wahrheit,
die Verführten zur Besserung bringen,
allen Betrübten und Blöden helfen und sie erquicken,
erhör uns lieber Herr und Gott!

Allen Königen und Völkern wollest du Friede und Einigkeit geben,
unsern theuren Landesherrn sammt allen Räthen und Amtleuten leiten und schützen,
unser Vaterland,
unsere Stadt (unsern Ort) und Gemeine segnen und behüten;
erhör uns lieber Herr und Gott!

Allen die in Noth und Gefahr sind, wollest du mit Hülfe erscheinen,
den Schwangern und Säugenden fröhliche Frucht und Gedeihen geben,
aller Kinder und Kranken warten und pflegen,
alle unschuldig Gefangenen erlösen,
alle Wittwen und Waisen vertheidigen und versorgen,
aller Menschen dich erbarmen,
unsern Feinden vergeben und sie bekehren,
die Früchte des Landes geben und bewahren;
erhör uns lieber Herr und Gott!

Du Vater unsers Herrn Jesu Christi,
erbarme dich über uns!
Du unser Gott und unser Vater,
erbarme dich über uns!
O du, zu dem unsere Hoffnung steht,
verleihe uns deinen Frieden!
Amen!

Beitrag

zur

Pastoraltheologie.

Gedanken
zum Ja und Nein der Synodalfrage
„ob ein Prediger an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen ohne Schaden seines Amtes und ohne ein Aergerniß zu geben Antheil nehmen dürfe.“

Daß es überall gesellschaftliche Belustigungen und namentlich Spiele gebe, wenigstens im schlimmsten Fall geben könne, an welchen auch der reinste moralische Mensch und der religiöseste Christ, als solcher unbedenklich, und vielleicht gerade diese am unbedenklichsten Antheil nehmen dürfen, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ertheilt ein gewisser Katechismus auf die Frage: „ob einem Christen das Tanzen wohl anstehe?“ die Antwort: am Rande der Ewigkeit, oben auf einem Mastbaum im Meere und auf dem schmalen Weg lasse sich übel springen und

tanzen," woran eigentlich nichts auszusetzen ist. Nur war die Frage nicht so gestellt, „ob man oben auf einem Mastbaum im Meere ꝛc. gut tanzen könne."

Unsere Frage: „ob ein Prediger an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen ohne Schaden seines Amtes und ohne ein Aergerniß zu geben, Antheil nehmen dürfe," kann nun nicht so zu verstehen seyn, ob ein Prediger ohne Schaden seines Amtes und ohne Aergerniß zu geben an solchen gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen Theil nehmen dürfe, die sich überall kein moralischer, religiöser und gesitteter Mensch erlauben dürfe, sondern es muß nothwendig von solchen Belustigungen die Rede seyn, die in jedem andern Stand einem sittlichen und religiösen Menschen von gleicher Cultur erlaubt und anständig sind. Aber auch so möchte sich eben so schwer das Ja oder das Nein zur Frage mit Gründen, für alle Fälle gültig, unterstützen lassen. Denn in jedem Fall kommt viel auf den engern Kreis der Fröhlichen selber an, unter welche sich der Prediger zu mischen gedenkt, noch mehr auf den weitern Kreis der Beobachtenden, und am meisten auf seine eigene Gabe, sich zu benehmen.

Sonst möchte man im Allgemeinen und vorläufig wohl versucht seyn, zu meinen, wenn ein Prediger dasselbe übe, was er seinen Zuhörern zur

Pflicht macht, und mit weiser Mäßigung genieße, was er ihnen mit weiser Mäßigung zu genießen, nicht blos wie Moses die Ehescheidung um des Herzens Härtigkeit willen, sondern von Gott und ihrer eigenen Natur wegen, erlauben und gönnen darf und muß, so lebe er wie er lehre, und schwäche nicht, sondern befestige vielmehr seine Lehre durch sein Beispiel, und es liege also ausschließlich in dem Amt eines Predigers nichts, was gesellschaftliche Spiele und andere Erholungen für ihn verwerflich mache, weil er diese nicht verweheen und nicht einmal mißrathen darf, vielmehr als Mittel zu schönen moralischen Zwecken heiligen kann und soll.

Ja, wenn man zu dieser Behauptung noch eine Autorität von Beispielen zu bedürfen glaubte, so ließen sich in der Geschwindigkeit zwei derselben finden.

Denn obgleich der Größte unter allen, die von Weibern geboren sind, den ausgenommen, der ihn dafür erklärt, nicht aß und nicht trank, so war doch der Größere, der ihn dafür erklärt, und zu dessen Religion wir uns bekennen, gerade in diesem Punkt sein Antipode, zum Beweis, daß man groß und klein seyn kann, ob man's thut oder nicht.

Während der Sohn der Elisabeth seine Heuschrecken speiste, war z. B. der menschenfrohe Sohn Mariä zu Cana bei einer Hochzeit, — und nicht

bloß in der ersten sittsamen halben Stunde um des Wohlstandes willen. Denn noch als ihm seine Mutter, die auch dabei war, mit den Worten: „Sie haben nicht mehr Wein," den Wink zum Aufbruch zu geben schien, war ihm noch so wohl, daß er ihr erwiederte, seine Stunde sey noch nicht gekommen, und daß er einem allgemeinen Aufbruch durch einen neuen reichlichen Vorrath von noch besserm Wein zuvorkam, der ohne Zweifel die Gemüther zum gesellschaftlichen Lustigseyn aufheiterte, wenn sie es nicht schon waren. Das that er, und nahm vor seinen Schülern, die auch dabei waren und mittranken, keinen Anstand, die Ausübung einer Kraft Kranke zu heilen und Todte zu wecken, mit diesem Akt für die gesellige Freude der Gesunden zu beginnen.

Der nämliche Menschensohn nahm sogar an den sinnlichen Freuden des großen und gemischten Volkshaufens so unbedenklich Antheil, daß er sich von Uebelgesinnten oder Uebelbelehrten den Vorwurf „ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner- und der Sünder-Geselle" zu seyn, zuzog, und sich dagegen zu rechtfertigen wußte. Christus kam aus keiner Zelle.

Daraus wäre nun nahe hin zu schließen, daß es mit der Theilnehmung an gesellschaftlichen Spielen und Belustigungen für einen Lehrer der Religion keine Gefahr habe, so lange nicht die Stelle

im Brief an die Hebräer unter die unächten Einschiebsel von späterer Hand gerechnet werden kann, daß Christus sey gewesen ein Hohenpriester, wie wir einen haben sollten, der da wäre „heilig, unschuldig, unbefleckt von den Sünden abgesondert, und höher als der Himmel ist."

Und darum baute auch Luther, zu dessen Reformation wir uns bekennen, und ebenfalls kein kleiner Prophet, auch in diesem Punkt auf den Grund, den Jesus Christus gelegt hat, muthig fort, nicht Heu und Stoppeln menschlicher Satzungen, wie sein Sprüchlein und sein Leben beweisen. Luther kam aus einer Zelle. Aber war er nicht in ihr wie neuer Most in einem alten Schlauch? Der fröhliche Geist zerriß den Schlauch und befreite sich.

Nun ist aber freilich nicht zu läugnen, was das Beispiel Christi betrifft, daß doch uns allen noch etwas fehlt, um unbedenklich und in allen Stücken ihm nachzufolgen, und daß es nicht so sehr darauf ankomme, was er in seinen Verhältnissen that und ließ, als was er mit gleicher Weisheit und Güte in den unsrigen thun würde, was sich wenigstens historisch nicht ausweisen läßt.

Zum Beispiel, in seinen Zeiten war Abgeschiedenheit von den Freuden der Welt, Charakter einer Sekte, zu der er nicht gehörte. In unsern Tagen aber ist es Forderung an einen Stand, zu dem wir gehören.

Denn die Zeit hat bekanntlich den von ihm bekämpften Wahn, der die Weltfreuden verdammt, schon lange wieder befestigt, und zwischen Weltlich und Geistlich eine scharfe Gränzlinie gezogen. Das Sorgen und Arbeiten für blos irdische Zwecke und Bedürfnisse, die Erholung davon durch gesellschaftliche Belustigungen und Spiele, und mit unter auch die Uebung christlicher Tugenden in beiden Kreisen des Wirkens und des Genießens werden ins weltliche Leben gezogen. Beten hingegen und Studieren im schwarzen Kleid, und Enthaltung von den gesellschaftlichen Spielen und Belustigungen der Weltmenschen, macht das geistliche Leben aus, das dem Prediger gezieme. Und obgleich die nämliche Zeit, die, wie das bekannte Symbol der Ewigkeit immer wieder sich selber in den Schweif beißt, schon manches daran wieder geändert hat, so daß der Prediger ohne Schaden seines Amtes und ohne ein Aergerniß zu geben, wenigstens ohne Verantwortung dafür den Zuchtstier und dito Eber halten darf, die doch offenbar zur Welt gehören, so fordert doch noch ein großer und wohl der größte Theil des Volks mehr oder weniger an den Prediger, daß er auch ein Geistlicher nicht nur heiße, sondern sey, und nimmt allerdings ein Aergerniß daran, und meint, er lebe in seinem eigenen Widerspruch, wenn er Vormittag geistlich und Nachmittag weltlich ist, und es ist nun die Frage, ob man solchen Wahn um der guten Sache willen zerstören, oder länger noch und immer erhalten soll.

Es ist viel abgesprochen, aber wenig damit gesagt, wenn man behauptet, daß dieses Vorurtheil zu der Hefe gehöre, die aus dem zerrißenen Schlauch hinter dem lebendigen Geist her mit hinüberfloß. Es verdient nur desto größere Aufmerksamkeit. Seine Begründung gehört alsdann einer Parthie an, die besser, als wir, alle die Bedürfnisse und den Geist des Volks beobachtete und kannte, und seine Bekanntschaft mit ihm wohl zu manchen unedeln, aber auch zu würdigen und wohlthätigen Zwecken zu benutzen wußte, und von der wir noch lange lernen könnten, wenn wir nicht schon in allem glaubten voraus zu seyn.

Hingegen könnte man solchem Vorurtheil gerade zu das Wort der Verdammung sprechen, weil es die Mutter oder Tochter von andern, für die Moralität sehr nachtheiligen Irrthümern ist. Denn so lange das Volk von dem Prediger verlangt, daß er sich der gesellschaftlichen Spiele und anderer Belustigungen entschlagen muß, und ein Aergerniß nimmt, wenn es nicht geschieht, muß es nothwendiger Weise glauben,

entweder, gesellschaftliche Spiele und andere Belustigungen seyen überall etwas unchristliches und Sünde, und es selber genießt sie doch, soll und darf ihrer nicht entbehren. Es wird sie also mit widersprechendem Gewissen, oder ohne Gewissen genießen. Der Aengstliche wird

sich den von Gott erlaubten, und gegönnten Genuß verkümmern, und der Leichtsinnige wird zwischen den erlaubten und wirklich sündhaften Belustigungen keinen Unterschied erkennend, beide auf eine Rechnung nehmen.

Oder man muß glauben, wenn solche Spiele und Belustigungen für jeden tugendhaften und religiösen Menschen als solchen zu lästig seyen, der Prediger sey und müsse seyn ein Heiliger höheren Ranges, dem man in seine Höhe nicht nachfolgen könne, noch nachzustreben nöthig habe. Daran wird aber nicht jeder aufgeklärte und fromme Prediger einen Gefallen haben. Vielmehr wird er mit dem Apostel Paulus wünschen, daß „alle so seyn möchten, wie er," und wird den ersten Schritt zur Erreichung seines Wunsches thun, wenn er so lebt, daß die andern auch seyn können, wie er.

Weiter ließe sich sagen, der Schaden und das Aergerniß, wenn man ein solches Vorurtheil nicht achten wollte, sey zufällig, vorübergehend und kleiner, als man sich vorstelle.

Schon mancher aufgeklärte und gebildete Laye würde den Prediger darum loben und lieben, wenn er sähe, daß derselbe seine unschuldigen Freuden nicht verdamme, sondern sie durch seine freund-

schaftliche Theilnehmung noch vermehren wolle, und die andern würden sich bald daran gewöhnen, wie an die gefärbten Kleider und an die runden Hüte, und schon an manches, und die Zerstörung des Vorurtheils würde viel mehr Gutes zur Folge haben, als die Erhaltung desselben Schlimmeres verhüten könnte. Denn

erstlich, der Prediger kann als Mitgenosse gesellschaftlicher Spiele und anderer Belustigungen in seinem weisen und besonnenen Benehmen dabei ein lehrreiches und wohlthätiges Beispiel geben, wie man sie mit gutem Gewissen und mit Ehre genießen könne, und es ist hier gar nicht die Bedenklichkeit zu berühren, ob er es auch immer thun werde. Denn wenn von dem Schlimmern die Rede seyn soll, das er thun kann, nicht von dem Guten, das er thun soll, so darf man allerdings den Prediger ohne Schaden seines Amtes auch nicht predigen oder heirathen lassen, weil er die Auferstehung der Todten läugnen, und mit seinem Weibe in ärgerlichem Unfrieden leben kann.

Zweitens würde er in dem nämlichen Grad, wie er sich durch Lehre und Leben Achtung erworben hätte, bei gesellschaftlichen Spielen und Belustigungen durch die Scheue von seiner Gegenwart, und schon durch die Möglichkeit,

daß er komme, viele Ausweichungen über die Gränzen der Wohlanständigkeit verhindern können.

Drittens, er würde hier, wo die Menschen am natürlichsten sich zeigen und die Gemüther am offensten sind, eine reiche Gelegenheit finden, sein erstes und nethwendigstes Bedürfniß, Menschenkenntniß überhaupt und Kenntniß seiner Leute zu sammeln, und die schon gesammelte zu benutzen, und ein Wort zu seiner Zeit ist nicht selten so viel werth, als eine ganze Predigt zu der ihrigen.

Viertens, mancher brave Prediger, dem es nicht gegeben ist, so ganz geistlich zu seyn, würde vor dem Kampf gegen die Versuchungen zum heimlichen Spielen und andern Dingen bewahrt bleiben, die dem Segen des Amtes gefährlicher werden könnten, als gesellschaftliche Spiele und Belustigungen. Andere Nebenvortheile nicht zu erwähnen.

Aber freilich steht dem Ausspruch des freudigen Resultats von dem allen noch ein's im Wege, was bisher unberührt geblieben ist, daß wir nicht bloß Prediger einer menschlichen Moral, sondern auch Organe einer für göttlich und positiv gehaltenen Religionslehre seyn sollen.

Denn wenn es einmal mit der Reinigung derselben ein Ende hat, wenn wir Lehrer einer rein

vernünftigen, demonstrativen Religion geworden sind, wird es freilich einerlei seyn, in welchem Rocke und mit welcherlei Knöpfen darauf der Prediger auf die Kanzel tritt, auch wie er den gestrigen Abend zugebracht hat. Die Wahrheit muß überzeugen, nicht des Pfarrherrn Rock und Tagesweise. Und wenn die Sakramente einmal blose Gebräuche ohne Kraft und Segen geworden sind, wird's wieder einerlei seyn, ob der Diener des Altars mit dem uneins größten Propheten fastet, oder mit dem größten, sey es auch unter Zöllnern und Sündern, ißt und trinkt. Ja sogar ein unwürdiges und zweimal hinkendes Simile, das einst in der Polemik bei einer ähnlichen Controvers angebracht wurde, daß doch auch ein Schuhmacher unchristlich leben und gleichwohl ein guter Schuhmacher seyn könne, wird alsdann wenigstens auf Einem Bein gerade stehn.

So lange aber noch die Menschheit einer Religion bedarf oder zu bedürfen glaubt, die als geoffenbart und positiv auf die Gemüther wirkt, so lange die christliche, die wir lehren, als eine solche anerkannt wird, so lange ein großer Theil des Volks dem Prediger glauben muß, den es sieht, wenn es Gott glauben soll, den es nicht sieht, so lange scheint es nothwendig, daß der Prediger, als das Organ der Religion, mit einer gewissen Autorität müsse sprechen und handeln können. Und da er weder sich für einen göttlichen Gesandten ausgeben

darf, noch wie Moses Wasser aus den Felsen schlagen, oder wie Christus in Wein verwandeln kann, so muß er sich mit einer andern, von dem Volke willig anerkannten Autorität und Gewähr seiner Weihung begnügen, und sie zu behaupten wissen. Nämlich er muß wirklich inwendig heiliger, und auswendig ehrwürdiger scheinen, als andere Menschen, und um kein Heuchler zu seyn, muß er sich bemühen, jenes zu werden. Die höhere Heiligkeit aber drückt sich, wenigstens nach der Meinung, in der möglichsten Enthaltung nicht nur von der Sünde selbst, sondern auch von allem demjenigen aus, was von ferneher zu ihr führen kann, obgleich die wahre Heiligkeit sich eigentlich am besten in der Nähe der Sünde bewahrt, wie die Gemahlin des Seneschalls von Aquileia ihren heiligen Schlafgenossen aus dem Walde zu bekehren wußte. Die äußere Ehrwürdigkeit aber besteht in dem, was man in jedem Zeitalter dafür hält, wären es auch nur aufgeschlagene Hüte zum schwarzen Gewand.

Nun ist aber, was die gesellschaftlichen Spiele und andere Belustigungen betrifft, nicht zu läugnen,

erstlich, daß viele derselben, und gerade die unschuldigsten, etwas haben, das nicht ehrwürdig aussieht, und einen tiefern Grad von Vertraulichkeit unter den Theilnehmenden voraussetzt, oder nothwendig nachzieht, als sich mit der Würde des geistlichen Amtes verträgt, z. B. Blindemaus, Plumpsack, u. a.

Zwei-

Zweitens, nur selten in größern Gesellschaften, und in gemischten wohl nie ist der Pfarrer aller Mitglieder derselben so versichert, daß er gewiß seyn kann, daß die sittlich begonnene Belustigung nicht in Uebermaß ausschweifen, oder ein Einzelner wenigstens im frechen Muth sich etwas unschickliches erlauben werde zu sagen oder zu thun, wo alsdann der Pfarrer, wenn er nicht durch Aufbruch beleidigen will, leicht in Verlegenheit kommen kann, entweder durch Stillschweigen die Unsitte scheinbar zu billigen, oder die Ermahnung des Apostels unnöthiger Weise in Anwendung zu bringen: „Predige das Wort, es sey zu rechter Zeit oder zur Unzeit."

Drittens, nicht einmal jeder Prediger ist sein selbst genug versichert, um gewiß zu seyn, daß er nicht bei den besten Vorsätzen, mit denen er in die fröhlichen Kreise tritt, etwas zu viel sagen oder thun werde, und daß nicht aus der anfänglich seltenen Theilnahme Gewohnheit, und endlich ein Hang entstehen werde, der den Segen des Amtes vielfach einschränken könnte. Und gerade wer in diesem Punkt am wenigsten Herr über sich selbst ist, würde die evangelische Freiheit lustig zu seyn, und allerlei Gelegenheit sie in Ausübung zu bringen, am ersten und öftersten benutzen.

Nun sagt der Klosterbruder Bonasides:

— — — wenn an das Gute,
das ich zu thun vermeine, gar zu nah
gar etwas böses gränzt, so thu ich lieber
das Gute nicht.

Und wenn er auch damit den Grundsatz einer zu ängstlichen Casuistik sollte ausgedrückt haben, so erhellt doch unabhängig von ihm aus dem bisher Gesagten, wie sehr die moralische Feigheit des Predigers an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen Theil zu nehmen durch die Klugheit des Pfarrers wieder müsse eingeschränkt werden, und es scheinen mir wenigstens diejenigen Geistlichen große Achtung zu verdienen, die Jedem seine unschuldigen Freuden gönnend und segnend, aber einverstanden mit dem Apostel: „ich habe deß alles Macht, nur frommet nicht alles," aus eigener Achtung für die Heiligkeit ihres Amtes und aus Hingebung für die gute Sache desselben an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen so selten als möglich, und nur mit großer Vorsicht und Besonnenheit Antheil nehmen.

Christlicher

Katechismus.

Einleitung.

1. Was ist ein christlicher Katechismus?

Ein christlicher Katechismus ist ein Unterrichtsbuch über die christliche Religionslehre in Frag und Antwort.

2. Womit macht uns die christliche Religionslehre bekannt?

Die christliche Religionslehre macht uns bekannt mit Gott, mit der Bestimmung des Menschen, mit unsern Pflichten und Hoffnungen nach der Lehre Jesu Christi.

3. Woher empfängt der Christ diesen Unterricht?

Diesen Unterricht empfängt der Christ:

1) zum Theil schon aus seiner eigenen Vernunft. Gott giebt den Menschen sich selbst und seinen Willen schon durch die Vernunft zu erkennen, besonders aber

2) durch die heilige Schrift oder die Bibel.

4. Was heißt das, Gott giebt sich und seinen Willen in der heiligen Schrift zu erkennen?

Gott hat die menschliche Vernunft nicht sich selber überlassen. Er hat von Anbeginn aus väterlicher Liebe zu den Menschen seinen Willen frommen Menschen auf eine ausserordentliche Art und unmittelbar geoffenbart, daß sie denselben den Menschen bekannt machen und ihnen Belehrung mittheilen sollten, welche die Vernunft gar nicht oder nicht richtig erkannt hatte. Diese Belehrungen sind in der heiligen Schrift aufbewahrt, und durch Gottes Gnade bis auf unsere Tage als ein theurer werther Schatz erhalten worden.

5. Wie werden die Bücher der heiligen Schrift eingetheilt?

Die Bücher der heiligen Schrift werden eingetheilt in das alte und in das neue Testament.

6. Welche Bücher sind in dem alten Testament enthalten?

In dem alten Testament sind enthalten die Bücher göttlicher Belehrungen, welche von Anbeginn bis zur Erscheinung Jesu Christi auf der Erde durch die heiligen Propheten mitgetheilt worden sind.

7. Welche Bücher sind in dem neuen Testament enthalten?

In dem neuen Testament sind enthalten die Bücher göttlicher Belehrungen, welche uns die heiligen Evangelisten und Apostel von dem Leben und den Wohlthaten Jesu Christi des Sohnes Gottes und unsers Erlösers hinterlassen haben.

8. Wie verhält sich das alte Testament zu dem neuen?

Das alte Testament ist eine Vorbereitung auf das neue Testament. Gott hat in dem-

selben vornehmlich dem jüdischen Volke, in welchem Jesus Christus geboren wurde und lebte, diejenigen Belehrungen ertheilt, deren sie bedurften, bis Christus selbst unter den Menschen erschien. Das neue Testament enthält mit Berufung auf das alte die vollständige Lehre Jesu Christi, die allen Menschen gegeben ist. Alle Menschen sollen durch dieselbige erleuchtet, heilig und selig werden.

9. Enthält die heilige Schrift nur blose Lehrsprüche?

Ein großer Theil der heiligen Schrift enthält Geschichte des israelitischen Volks, wie auch des Lebens, der Thaten und der Schicksale Jesu Christi und der Apostel. Die wichtigsten Wahrheiten, die kräftigsten Warnungen vor allem Bösen, die freudigsten Verheißungen und Hoffnungen werden uns in den Geschichten der heiligen Schrift dargestellt und gewiß gemacht.

10. Bezeugt auch die heilige Schrift selbst, daß die in ihr enthaltene Lehre von Gott sey?

Die heilige Schrift bezeugt auf eine viel-

fache Weise, daß sie von Gott sey. Die Propheten und Apostel berufen sich darauf, daß sie ihre Lehren von Gott durch Eingebungen des heiligen Geistes erhalten haben.

2. Timoth. 3, 16. 17. Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütz zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß ein Mensch Gottes sey vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.

2. Pet. 1, 21. Es ist noch nie keine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geiste.

1. Cor. 2, 10. Uns aber hat es Gott geoffenbaret durch seinen Geist. Denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.

11. Ist es aber genug, daß ein Buch von sich selber zeuge?

Jeder, der sich mit den Lehren der heiligen Schrift bekannt macht, und sie mit bereitwilligem Gemüth annimmt und befolgt, der wird Erfahrungen an seinem Herzen machen, die ihm keinen Zweifel übrig lassen. Er wird diesen theuren Schatz seinem Herzen nimmer rauben lassen.

Psalm 19, 8. 9. 11. Das Gesetz des Herrn ist

ohne Wandel, und erquicket die Seele. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß, und machet die Albernen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn ist rein, und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Goldes; sie sind süßer denn Honig und Honigseim.

Psalm 119, 9. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.

Luk. 11, 28. Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.

Joh. 7, 16. 17. Jesus antwortete ihnen und sprach: Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede.

12. Wie viel Haupttheile hat der Katechismus der christlichen Kirche?

Es wird in diesem Katechismus abgehandelt:

I. Die Lehre von Gott und göttlichen Dingen.

II. Die Lehre von dem ursprünglichen und sündhaften Zustand des Menschen.

III. Die Lehre von der Erlösung des Menschen.

IV. Die Lehre von der Heiligung und den Pflichten des erlösten Menschen, oder von dem neuen Sinn und Wandel.

V. Die Lehre von der christlichen Kirche.

VI. Die Lehre vom Eid.

VII. Von dem künftigen Schicksale des Menschen nach dem Aufhören des irdischen Lebens.

Erstes Hauptstück.

Die Lehre von Gott und göttlichen Dingen.

---

13. Wie gelangt der Mensch zur Erkenntniß Gottes?

Gott ist unsichtbar dem menschlichen Auge, aber das Gemüth ahnet und sucht ihn. Es kann sich nicht zufrieden geben, bis es seinen Gott gefunden hat. Die Vernunft erkennt ihn aus sich selbst und seinen Werken und Wirkungen. Die heilige Schrift bestätigt diese Erkenntniß auf die erfreulichste und befriedigendste Weise.

1. Timoth. 6, 16. Gott wohnt in einem Lichte, da Niemand zukommen kann.

Ps. 19, 1. 2. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk.

Apost. Gesch. 14, 17. Gott hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes gethan, und vom

Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, und unsre Herzen erfüllt mit Speise und Freude.

Apost. Gesch. 17, 27. 28. Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns.

Joh. 1, 18. Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schooß ist, der hat es uns verkündigt.

14. Was ist Gott?

Gott ist das vollkommenste Wesen, der Schöpfer, Erhalter und Herr des ganzen Weltalls.

15. Was heißt das: Gott ist das vollkommenste Wesen?

Gott ist ein Geist, — Gott vereinigt in sich alle gedenkbaren Vollkommenheiten ohne Begrenzung. Er ist ewig und unveränderlich, allmächtig, allwissend, allweise, allgütig, gerecht, heilig und wahrhaftig, allgegenwärtig und allgenugsam.

Joh. 4, 24. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

16. Was heißt: Gott ist ewig und unveränderlich?

Gottes Seyn ist ohne Anfang und ohne Ende. Mein Gott kann mir nie entrissen werden. Er ist frei von allem Wechsel, der in der Zeit geschieht.

Ps. 90, 1. Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge geworden, und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ps. 102, 28. Du bleibest wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende.

Jak. 1, 17. Alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß.

17. Was heißt: Gott ist allmächtig?

Gott kann ohne Widerstand und Hinderung alles thun und ausführen, was er will. Mein Leben und mein Schicksal steht in den Händen meines Gottes.

Luk. 1, 37. Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Ps. 115, 3. Unser Gott ist im Himmel, er kann schaffen, was er will.

Ps. 33, 8 9. Alle Welt fürchte den Herrn, und vor ihm scheue sich alles, was auf dem Erdboden wohnt. Denn so er spricht, so geschieht es; wenn er gebietet, so steht es da.

1. Mos. 17, 1. Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm.

18. Was heißt: Gott ist allwissend?

Er kennt und erkennt alle Dinge und ihren Zusammenhang; alles, was war und ist, und seyn wird. Er weiß alles, was ich denke und wünsche, was ich rede und thue, was mir begegnet.

Matth. 6, 8. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet.

1. Joh. 3, 20. Gott ist größer, denn unser Herz, und erkennet alle Dinge.

Hebr. 4, 13. Es ist keine Kreatur vor ihm unsichtbar; es ist alles blos und entdeckt vor seinen Augen.

Ps. 139, 1 — 4. Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehest meine Gedanken von fern. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest.

Ps. 38, 10. Herr, vor dir ist alle meine Begierde, und mein Seufzen ist dir nicht verborgen.

19. Was heißt: Gott ist allweise?

Gott hat alles in der Welt aufs verständigste und beste geordnet und eingerichtet. Was in Zukunft geschehen soll, ist schon jetzt bedacht. Was er will, ist immer das Beste. Er führt es aus durch die sichersten und dienlichsten Mittel.

Ps. 104, 24. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte.

Röm. 11, 33. O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!

Jes. 28, 29. Des Herrn Rath ist wunderbar, und er führet es herrlich hinaus.

20. Was heißt: Gott ist allgütig?

Gott liebt seine Geschöpfe. Er läßt jedem Menschen so viel Gutes zu Theil werden, als ihm nach seiner göttlichen Weisheit zuträglich ist. Alles Gute, dessen ich mich zu erfreuen habe, ist eine Wohlthat meines Gottes. Gott ist barmherzig, geduldig und langmüthig.

1. Joh. 4, 16. Gott ist die Liebe.

Ps. 36, 6 Deine Güte reichet so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.

Ps. 145, 9. 10. Der Herr ist allen gütig und erbarmt sich aller seiner Werke. Es sollen dir danken, Herr, alle deine Werke, und deine Heiligen dich loben.

Ps. 34, 9. Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist; wohl dem, der auf ihn trauet.

Ps. 103, 8. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.

21. Wie beweiset sich die Güte Gottes in der Barmherzigkeit?

Gott nimmt sich der nothleidenden und unglücklichen Menschen an, und rettet sie zu der Zeit und auf die Art, die seine göttliche Weisheit als die beste zu wählen weiß.

Ps. 103, 13. Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.

22. Wie beweiset sich die göttliche Liebe in der Geduld und Langmuth?

Gott fährt fort, gütig zu seyn, auch gegen Unwürdige. Er läßt ihnen Zeit, sich zu bessern, und seiner Güte würdiger zu werden.

Röm. 2, 4. Verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weissest du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?

23. Was heißt: Gott ist heilig?

Gott will und thut nur, was gut ist. Deswegen ist er auch ein Gott der Wahrhaftigkeit. Er ist frei von aller Neigung zum Bösen. Er hat Wohlgefallen an den guten Menschen und Mißfallen an den bösen.

Jes. 6, 3. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll!

5. Mos. 32, 4. Alles, was er thut, das ist recht. Treu ist Gott, und kein Böses an ihm, gerecht und fromm ist er.

Ps. 33, 4. Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.

1. Petr. 1, 15. 16. Nach dem, der euch berufen hat, und heilig ist, seyd auch ihr heilig in allem eurem Wandel. Denn es steht geschrieben: Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig.

Ps. 5, 5. Du bist nicht ein Gott, dem gottloses Wesen gefällt; wer böse ist, bleibet nicht vor dir.

24. Was heißt: Gott ist gerecht?

Gott vergilt jedem Menschen nach seinen Werken. Irgend einmal belohnt er alles Gute, und bestraft das beharrliche Böse.

Ps. 145, 17. Der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken.

Ps. 11, 7. Der Herr ist gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb; darum, daß ihre Angesichte schauen auf das, das da recht ist.

Röm. 2, 6. 7. 9. Welcher wird geben einem jeglichen nach seinen Werken, nämlich Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; Trübsal aber und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun.

Röm. 2, 11. Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott.

25. Was meint man, wenn man sagt: Gott ist allgegenwärtig?

Seine unendliche Kraft ist wirksam zu allen Zeiten, an allen Orten, in allen Wesen. Mein Gott ist stets bei mir und ich bei ihm.

Jer. 22, 23. 24. Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sey? Meinest du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? spricht der Herr. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde füllet? spricht der Herr.

Apost. Gesch. 17, 27. 28. Gott ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir.

Ps. 139, 7 — 10. Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.

Ps. 16, 8. Ich habe den Herrn allezeit vor Augen, denn er ist mir zur Rechten; darum werde ich wohl bleiben.

26. Was heißt: Gott ist allgenugsam?

Gott bedarf um Gott zu seyn, keines Wesens ausser ihm, keines Menschen Dienst noch Gabe. Er ist der allerseligste Geist.

Apost. Gesch. 17, 25. Seiner wird nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfte; so er selbst Jedermann Leben und Odem allenthalben gibt.

27. Wie hat sich Gott in der heil. Schrift den Menschen auf eine dreifache Art geoffenbart?

Es ist im Himmel und auf Erden nur Ein Gott. Aber Gott hat sich den Menschen geoffenbart:

erstens, als Vater in der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt;

zweitens, in der Vereinigung mit Jesu Christo seinem Sohn unserm Herrn;

drittens, inwendig in dem Gemüthe des Menschen als heiliger Geist.

Jes. 44, 6. So spricht der Herr, der König Israels, und sein Erlöser, der Herr Zebaoth: Ich bin der Erste, und bin der Letzte, und außer mir ist kein Gott.

Mark. 12, 29. Das vornehmste Gebot vor allen Geboten ist das: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott.

Joh. 17, 3. Das ist das ewige Leben, daß sie dich, Vater, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.

1. Joh. 4, 9. Daran ist erschienen die Liebe Gottes, gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

2. Cor. 5, 19. Gott war in Christo.

Röm. 5, 5. Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist.

1. Cor. 12, 4 — 7. Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist. Und es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket Alles in Allen. In einem Jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen.

2. Cor. 13, 13. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes, sey mit euch allen! Amen.

28. Wie drückt sich darüber das älteste christliche Glaubensbekenntniß aus?

Das älteste christliche Glaubensbekenntniß drückt sich also aus:

Ich glaube an einen Gott, Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Ich glaube an Jesum Christum seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn.

Ich glaube an den heiligen Geist.

29. Wie hat sich später die christliche Kirche darüber ausgedrückt?

Die christliche Kirche drückt sich erklärungsweise also aus: daß in dem einigen göttlichen Wesen drei unterschiedene Personen seyen, der Vater, der Sohn und der heilige Geist.

30. Wie bezeugest du deinen Glauben an diese göttliche Dreieinigkeit auf eine wahrhaftige Weise?

Ich bezeuge diesen Glauben in der That und Wahrheit,

wenn ich Gott, den Vater, mit Ehefurcht und Vertrauen erkenne,

wenn ich Jesum Christum seinen Sohn als meinen Herrn erkenne und glaubig annehme,

wenn ich die Kraft des heiligen Geistes in meinem Gemüthe wirken lasse zu allem Guten.

Von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt.

---

31. Was heißt: Gott ist Schöpfer?

Der Himmel und die Erde, d. h. die ganze Welt, sind geworden durch Gottes

allmächtigen Willen. Sonne, Mond und Sterne, alles, was auf der Erde gedeiht und lebt, ist Gottes Werk. Es ist nichts ohne Gott.

1. Mos. 1, 1. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Ps. 33, 6. 9. Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht und all' sein Heer durch den Geist seines Mundes. Denn so er spricht, so geschieht es; so er gebietet, so steht es da.

Offenb. Joh. 4, 11. Herr, du bist würdig zu nehmen Preis, und Ehre, und Kraft, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen, und sind geschaffen.

32. Was wissen wir insbesondere von der Erschaffung des Menschen?

Gott schuf ursprünglich Ein Menschenpaar, Adam und Eva. Sie sind die Stammeltern des menschlichen Geschlechts.

1. Mos. Kap. 1 und 2.

Apost. Gesch. 17, 26. Gott hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem Erdboden wohnen.

33. Was wissen wir von der natürlichen Beschaffenheit des Menschen?

Der Mensch besteht aus Leib und Seele.

34. Was ist insbesondere von dem Leibe zu sagen?

Der Leib besteht aus Erde. Aus Erde schuf ihn Gott. Er ist wunderbar eingerichtet, und mit Sinnen und Gliedmaßen zu den mannigfaltigsten Zwecken ausgerüstet. Er ist von der Seele belebt. Er ist hinfällig und sterblich.

1. Mos. 2, 7. Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er bließ ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Ps. 139, 14. Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbar sind deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl.

Pred. Sal. 12, 7. Der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

35. Was ist vornehmlich von der Seele zu sagen?

Die Seele ist das Lebendige und Belebende

in dem Menschen. Sie ist unsichtbar, und thut sich nur in ihren Fähigkeiten, Kräften, und Wirkungen kund. Sie ist unsterblich.

36. Welches sind die vornehmsten Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Seele?

Die vornehmsten Fähigkeitien und Kräfte der menschlichen Seele sind:

1) die Vernunft. Sie vermag aus sich selbst zu erkennen, was vor Gott recht und gut, was vor Gott unrecht und böse ist.

2) Das Gewissen. Sie ist sich bewußt eines inwendigen heiligen Gesetzes dasjenige zu wählen und zu thun, was recht und gut ist, und zu verwerfen, was unrecht und böse ist.

Röm. 2, 14. 15. Die Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch von Natur thun des Gesetzes Werk, dieselbigen, dieweil sie das Gesetz nicht haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz, damit beweisen sie, daß des Gesetzes Werk geschrieben sey in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen.

37. Was entsteht vornehmlich aus der Vereinigung der Seele und des Leibes?

Aus der Vereinigung der Seele und des Leibes entsteht das Gefühl des Angenehmen und des Unangenehmen, und es erwachset daraus die Sinnlichkeit, oder die Neigung das zu erwählen und zu thun, was den Sinnen angenehm ist, und dasjenige zu fliehen und zu unterlassen, was den Sinnen unangenehm ist.

38. Wozu ist der Mensch von Gott bestimmt?

Gott will, daß der Mensch stets dasjenige wähle und thue, was vernünftig, recht und gut ist. Er soll durch die Vernunft herrschen und über die sinnlichen Neigungen. Er soll die Neigungen auf das Gute richten, und zu dem Guten anwenden. Er soll den Segen eines frommen Lebens schon auf der Erde erfahren, und durch dasselbe zu einer ewigen Glückseligkeit nach dem Tode eingehen.

Mich. 6, 8. Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten.

1. Cor. 6, 19. 20. Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott und seyd nicht euer selbst? denn ihr seyd theuer erkauft. Darum so preiset Gott an eurem Leibe, und in eurem Geiste, welche sind Gottes.

Röm. 12, 1. Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sey.

B. d. Weish. 2, 23. Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben.

39. Wissen wir auch noch von andern vernünftigen und geistigen Geschöpfen ausser den Menschen?

Die heilige Schrift spricht an vielen Orten und auf mancherlei Weise auch von Engeln, oder von geistigen Wesen, welche nicht zu den Geschöpfen der Erde gehören. Sie nennt gute und böse Engel oder Teufel. Die guten Engel sind bei Gott, und richten mit Freuden seine Befehle aus. Die bösen Engel sind von Gott abgefallen, und widerstreben dem heiligen und guten Willen Gottes. Sie leben im Zustande der Verdammniß.

Ps. 103, 20. Lobet den Herrn, ihr seine Engel, ihr starken Helden, die ihr seine Befehle ausrichtet.

2 Petr. 2, 4. Gott hat der Engel die gesündiget haben nicht verschonet, sondern hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen und übergeben, daß sie zum Gericht behalten werden.

40. Wie wirst du diese Lehre benutzen?

Ich will mich der guten Engel freuen, die bei Gott sind. Ich will mich bemühen, daß ich ihnen durch Weisheit und Heiligkeit ähnlich und immer tüchtiger werde, so wie sie Gottes Willen auszurichten. Gott bewahre mich; daß ich nicht durch Sünde und Widerstreben den bösen Geistern ähnlich werde, und ihr Werk befördere.

Von der Erhaltung und Regierung der Welt.

---

41. Was heißt das: Gott erhält die Welt?

Durch Gottes allmächtigen Willen dauert das Erschaffene fort. Gott gibt allen Wesen

Kraft und Mittel zu ihrer Fortdauer. Jedes einzelne Geschöpf hat seine Zeit. Im unaufhörlichen Wechsel hat das Ganze seinen Bestand.

Ps. 148, 3 — 6. Lobet den Herrn Sonne, Mond, und alle leuchtende Sterne. Lobet ihn, ihr Himmel, allenthalben, und die Wasser die oben am Himmel sind; die sollen loben den Namen des Herrn; denn er gebietet, so wird es geschaffen. Er hält sie immer und ewiglich.

Ps. 119, 90. 91. Du hast die Erde zugerichtet und sie bleibet stehen. Es bleibt täglich nach deinem Wort. Denn es muß dir alles dienen.

Apost. Gesch. 17, 28. In Gott leben, weben und sind wir.

Ps. 104, 13. 14. Du feuchtest die Berge von oben her. Du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zum Nutzen der Menschen, daß du Brod aus der Erde bringest.

Ps. 145, 15. 16. Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen die Speise zu seiner Zeit. Du thust deine Hand auf, und erfüllest alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

Hiob 10, 12. Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Odem.

Ps. 104, 29. 30. Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staube Du lässest

aus deinen Odem, so werden sie geschaffen; und verneuerst die Gestalt der Erde.

42. Was heißt: Gott regiert die Welt?

In der Welt geschehen unaufhörliche Veränderungen, theils durch die Kräfte der Natur und ihre Wirkungen, theils durch die Handlungen der Menschen und ihre Folgen. Gott regiert, das heißt, Gott verursacht und leitet diese Veränderungen so, daß dadurch sein heiliger und guter Wille befördert und erreicht werde.

Ps. 103, 19. Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet und sein Reich herrschet über alles,

Ps. 147, 5. Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regiert.

1. Cor. 12, 6 Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket alles in allem.

Jer. 10, 23. Ich weiß, Herr, daß des Menschen Thun stehet nicht in seiner Gewalt.

Ps. 33, 13. 14. 15. Der Herr schauet vom Himmel, und sieht aller Menschen Kinder. Von seinem festen Thron siehet er auf alle, die auf Erden wohnen. Er lenket ihnen allen das Herz.

Jes. 28, 29. Des Herrn Rath ist wunderbar, und führet es herrlich hinaus.

43. Wenn Gott die Welt regiert, warum geschieht so viel Uebel oder Unglück, das der Mensch nicht hindern kann?

Diese Veränderungen, welche wir Uebel nennen, sind zum Theil nothwendig. Gott hilft und rettet wieder auf andern Wegen. Sie sind vorübergehend, und verwandeln sich wieder in Wohlthat und Segen.

Hiob 5, 19. Aus sechs Trübsalen wird dich der Herr erretten und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren.

Klaglieder Jer. 3, 32. Gott betrübt wohl, und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte.

Ps. 30, 6. Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.

Ps. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen.

Röm. 8, 28. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

44. Wenn Gott die Welt regiert, warum läßt er so viel Böses zu, das durch Menschen geschieht?

Gott will den Menschen das Böse nicht unmöglich machen, weil er will, daß diese

als

als vernünftige Wesen das Gute aus eigener Entschließung wählen. Aber Gott hindert viel Böses, und wenn er es geschehen läßt, so benutzt er es zu guten und erfreulichen Zwecken.

Sir. 15, 14. Gott hat dem Menschen die Wahl gegeben.

Jes 8, 10. Beschließet einen Rath, und es werde nichts daraus.

Hiob. 5, 12. Gott machet zu nichte die Anschläge der Listigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann, — und stürzet der Verkehrten Rath.

1. Mos. 50, 20. Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.

45. Wenn Gott die Welt regiert, warum sind so viele böse Menschen glücklich und so viele gute Menschen sind unglücklich?

Die Erde ist noch nicht der Ort der Vergeltung. Wir sollen nicht um guter Tage willen fromm seyn. Der Gottlose ist in seinem Innern nicht glücklich. Der Fromme ist in seinem Innern nicht unglücklich. Er wird mit dem Gottlosen nie tauschen wollen.

Einst wird Gottes vergeltende Gerechtigkeit an beiden kund werden.

Ps. 32, 10. Der Gottlose hat viel Plage; wer aber auf den Herrn hoffet, den wird die Güte umfahen.

Spr. Sal. 13, 7. Mancher ist arm bei großem Gut, und mancher ist reich bei seiner Armuth.

Hebr. 13, 18. Unser Trost ist der, daß wir ein gutes Gewissen haben.

Röm. 2, 6. Gott wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken.

46. Wie heißt die göttliche Erhaltung und Regierung mit Einem Namen?

Die Erhaltung und Regierung heißt mit Einem Namen die Vorsehung oder die väterliche Fürsorge Gottes.

47. Wie weit erstreckt sich die göttliche Vorsehung?

Die göttliche Vorsehung erstreckt sich über alles. Sie umfaßt das Kleinste in der Welt, wie das Größte. Ueber dem geringsten Menschen, wie über dem vornehmsten wacht Gottes Vaterauge.

Matth 10, 29. 30. 31. Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfenning? Noch fället derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt, darum fürchtet euch nicht.

48. Wie wendest du die Lehre von der Vorsehung auf dich selber an?

Mein Gott ist es, von dem ich Leben und Gesundheit, Nahrung und Kleidung habe. Gott hat mir bisher durch meine Eltern und andere Menschen viel Gutes erwiesen. Mein Schicksal liegt in den Händen meines Gottes. Er gibt uns in Freude und Leid Gelegenheit, immer verständiger und frömmer zu werden. Das ist sein heiliger und guter Wille. O, daß ich ihn nie übertreten hätte!

Zweites Hauptstück.

Von der Sünde.

---

49. Was ist Sünde?

Sünde ist jede Abweichung von dem göttlichen Gesetz, das inwendig in dem Menschen ist. Sie entsteht, wenn der Mensch den Neigungen der Sinnlichkeit folgt gegen das Gesetz.

1. Joh. 3, 4. Wer Sünde thut, der thut auch Unrecht, denn die Sünde ist das Unrecht.

Jak. 1, 14. 15. Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird; darnach wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde.

50. Was lehrt die heilige Schrift von dem Ursprung der Sünde?

Schon die ersten Menschen haben gesündigt, indem sie der Neigung der Sinnlichkeit

folgten. Durch sie hat sich die Sündhaftigkeit auf alle Menschen fortgeerbt. Die geistige Natur des Menschen ist nicht mehr, was sie nach Gottes heiligem und gutem Willen seyn sollte. Daher ist Niemand von der Sünde frei.

1. Mos. 3, 6. Das Weib schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre, und lieblich anzusehen, — und nahm von der Frucht und aß, und gab ihrem Manne auch davon und er aß.

Röm. 5, 12. Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen.

1. Mos. 8, 21. Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.

Gal. 5, 17. Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch. Dieselben sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollet.

51. Auf welcherlei Art kann gesündigt werden?

Der Mensch sündigt:

vorerst, wenn er das Gute unterläßt, welches er thun soll;

und sodann, wenn er das Böse will und ausübt, und zwar:

erstens in Gedanken, wenn er das Böse will, wünscht, Freude daran hat und nur um deßwillen unterläßt, weil er es nicht ausüben kann;

zweitens in Worten;

drittens in Werken.

Dieses geschieht entweder mit Wissen und Vorsatz, oder aus Unwissenheit und unvorsätzlich.

Jak. 4, 17. Wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ists Sünde.

Matth. 15, 19. Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsches Zeugniß, Lästerung.

Matth. 12, 36. Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeden unnützen Wort, das sie geredet haben.

Gal. 5, 19. Offenbar sind die Werke des Fleisches.

Ps. 19, 13. Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler!

52. Welche Sünde ist die schlimmste von allen?

Die schlimmste und gefährlichste von allen Sünden ist diejenige, welche für die unbedeu-

tendste gehalten wird, nämlich die Sünde, welche inwendig in Gedanken geschieht, denn aus ihr entstehen die Sünden in Worten und Werken.

Matth. 15, 19. Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsch Zeugniß, Lästerung.

53. Wozu führt die vorsätzliche Sünde?

Eine Sünde führt zur andern. Wille und Kraft zum Guten wird immer schwächer, die Neigung zum Bösen wird immer stärker. Die Sünde führt den sinnlichen Menschen zur Lasterhaftigkeit, und die Lasterhaftigkeit am Ende zur Verstockung.

2. Tim. 3, 13. Mit den bösen Menschen aber und verführischen wird es je länger, je ärger.

Joh. 8, 34. Jesus sprach: Wahrlich, wahrlich ich sage euch, wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.

54. Welches sind die Folgen der Sünde?

Wer sich der Sünde bewußt ist, der verliert die Zufriedenheit mit sich selbst, ohne welche keine inwendige Ruhe möglich ist. Er

kann nicht mehr mit Ruhe und Freude an Gott denken. Er muß sich schuldig und strafbar vor Gott erkennen. Er erkennt in seinem zeitlichen Ungemach die selbstverschuldete Strafe seiner Sünde, und weiß sich unwürdig und unfähig der Seligkeit, zu welcher ihn Gott bestimmt hat. Er hat die Strafen der Sünde in der Ewigkeit zu erwarten.

Jes. 48, 22. Die Gottlosen, spricht der Herr, haben keinen Frieden.

Jes. 59, 2. Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott von einander.

Jes. 59, 12. Unsere Sünden antworten wider uns. Denn unsere Uebertretungen sind bei uns und wir fühlen unsere Sünden.

1. Cor. 6, 9. Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben.

55. Sind alle Sünden gleich strafbar vor Gott?

Jede Sünde ist Gott mißfällig. Aber der sündigt schwerer, dem Gott mehr Einsicht, Erweckung und Gelegenheit zum Guten gegeben hat, der weniger Versuchung zum Bösen hat, der mit Bewußtseyn und Ueberlegung sündigt, der die Sünde leichtfertig wiederholt.

Luk. 12, 47. 48. Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viel Streiche leiden müssen. — Denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.

56. Kann sich der Mensch aus diesem trostlosen Zustande selbst wieder erlösen?

Kein Mensch kann das Geschehene wieder ungeschehen machen. Der Schuldige vor Gott kann nimmer unschuldig werden.

Matth. 16, 26. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?

Ps. 49, 8. Kann doch ein Bruder Niemand erlösen noch Gott Jemand versöhnen.

57. Wie wendest du diese Lehre auf dich selber an?

Auch ich bin in dem Verderbniß der Sünde. Ich habe vielfach an meinem Gott gesündigt. Ich sündige täglich. Ich kann durch mich selber nicht mehr heilig und selig werden.

Drittes Hauptstück.

Von der Erlösung.

---

58. Welches ist der ewige Rathschluß Gottes von der Erlösung der Menschen?

Gott selbst hat aus ewiger Liebe und Erbarmung dem menschlichen Geschlecht die Erlösung durch Jesum Christum möglich gemacht und angeboten allen, die durch ihn von der Sünde frei und selig werden wollen.

Ezechiel 18, 23. Meinest du, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht der Herr, Herr, und nicht vielmehr, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe.

Joh. 3, 16. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

1. Tim. 2, 4. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

59. Was ist von dem Namen des Erlösers zu merken?

1) Jesus ist sein persönlicher Name, und heißt auf deutsch Seligmacher, Heiland.

2) Christus heißt der Gesalbte oder Geweihte von Gott zur Erlösung des menschlichen Geschlechts, derjenige, auf welchen die Propheten des A. T. vorbereitet, auf und von welchem sie geweissagt haben.

Matth. 1, 21. Du sollst seinen Namen Jesus heissen, denn er wird sein Volk selig machen von seinen Sünden.

Apost. Gesch. 10, 43. Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfahen sollen.

60. Was lehrt uns die heilige Schrift von der Person Jesu?

1) Jesus ward geboren zu Bethlehem im Lande und Volk Juda, zu der von Gott bestimmten Zeit, und war ein

Mensch und unsers Geschlechts, doch ohne Sünde.

Luk. 2, 1 — 14.

Gal. 4, 4. 5. Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan; auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfiengen.

Hebr. 2, 14. Nachdem nun die Kinder Fleisch und Blut haben, ist ers gleichermaßen theilhaftig worden.

1. Tim. 2, 5. Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.

Hebr. 4, 15. Wir haben keinen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenhalben gleich wie wir, doch ohne Sünde.

2) Mit dem Menschen Jesus hat sich die göttliche Natur aufs innigste vereinigt. Gott war in ihm und durch ihn und mit ihm auf eine geheimnißvolle Weise wirksam zur Erlösung der Menschen. Gott ist geoffenbart in ihm.

Col. 2, 9. In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.

2. Cor. 5, 19. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.

Joh. 14, 9. 10. 11. Wer mich siehet, siehet den Vater. — Der Vater aber, der in mir wohnt, derselbige thut die Werke. Glaubet mir, daß ich im Vater und der Vater in mir ist.

61. Mit welchen Benennungen wird daher Jesus Christus in der heil. Schrift bezeichnet?

Er heißt der Abglanz der Gottheit, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborne vor aller Creatur, das ewige Wort, Gottes eingeborner Sohn.

Ebr. 1, 3. Er ist der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens.

Coloss. 1, 15. Welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborne vor allen Creaturen.

Joh. 1, 1. 2. 3. 14. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht. Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

62. Warum heiß Jesus Christus in der heil. Schrift der eingeborne Sohn Gottes.

Gott ist zwar der Vater aller Menschen.

Aber kein Wesen im Himmel und auf Erden ist mit ihm in gleicher Weise vereinigt und eins wie Jesus. Darum nennt ihn die heilige Schrift Gottes eingebornen Sohn.

63. Was lehrt die heilige Schrift von den Gesinnungen und dem Wandel Jesu Christi auf der Erde?

Jesus war in seinem ganzen Leben das vollendete Vorbild und Muster aller Vollkommenheit und Tugend in Demuth, in Liebe und Wohlthun, in Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit gegen die Menschen, in Liebe, Vertrauen und freiwilligem Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater.

Matth. 11, 28 — 30. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd: Ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig, und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Joh 13, 1. Wie Jesus geliebet hatte die Seinen, die in der Welt waren, also liebte er sie bis an das Ende.

Matth. 20, 28. Des Menschen Sohn (Christus) ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene.

1. Petr. 2, 23. Welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte, er stellete es aber dem heim, der da recht richtet.

Joh. 4, 34. Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des Vaters, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.

Joh. 8, 29. Der mich gesandt hat, ist mit mir. Der Vater lässet mich nicht alleine; denn ich thue allezeit, was ihm gefällt.

64. Was ist besonders von den wohlthätigen Handlungen Jesu Christi zu bemerken?

Die meisten wohlthätigen Handlungen Jesu Christi zeugen von einer übernatürlichen, göttlichen Kraft, durch welche er sich als den Sohn Gottes unter seinen Zeitgenossen bewiesen hat.

Matth. 11, 4. 5. Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget.

65. Was lehrt die heilige Schrift von dem freiwilligen Gehorsam Jesu Christi?

Die Art und Weise unserer Erlösung,

welche die beste war, weil sie Gott gewählt hat, erforderte, daß derjenige, welcher unser Erlöser werden sollte, sich allem menschlichen Ungemach und dem schmerzhaftesten Tode freiwillig unterwarf. Dies that Jesus, der Sohn Gottes, aus kindlicher Ergebenheit in den Willen seines Vaters. Das ist sein freiwilliger Gehorsam.

Joh. 10, 17. 18. Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ich es wieder nehme. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber.

Phil. 2, 8. Er erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze.

66. Was erkennen wir in diesem kindlichen Gehorsam zugleich?

Wir erkennen darin zugleich die unaussprechliche göttliche Liebe Jesu Christi zu dem menschlichen Geschlecht, welches das seinige ist, für welches er leben, leiden und sterben wollte.

Joh. 15, 12. 13. Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe. Niemand hat größere Liebe als die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.

67. Wel-

67. Welches war das Geschäft Jesu Christi, durch dessen Ausführung er seinen Gehorsam gegen Gott an den Tag legte?

Das Geschäft Jesu Christi war:

Erstens, daß er eine wahre und lebendige Erkenntniß Gottes, des barmherzigen und versöhnlichen Vaters aller Menschen, zuerst unter dem jüdischen Volk bekannt machte und festgründete.

Zweitens, daß er die Menschen von der erkannten Sünde zu Gott zurückführte, und zur würdigen Verehrung desselben in Dankbarkeit und Liebe, im Vertrauen und Gehorsam wieder brächte.

Drittens, daß er allen, welche zu Gott zurückkehren wollten, Gottes Gnade und die Vergebung ihrer Sünden zusicherte. Diese Lehre heißt das Evangelium von Jesu Christo.

Joh. 17, 4. 6 Ich habe dich (Vater) verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun soll. — Ich habe deinen Namen geoffenbart den Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast.

Ephes. 1, 4. 6. Gott hat uns gesegnet mit allerlei geistlichem Segen durch Christum, — und hat uns verordnet zur Kindschaft gegen ihn selbst durch Jesum Christum.

Mark. 1, 14. Jesus predigte das Evangelium vom Reich Gottes und sprach: die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbei gekommen, thut Buße und glaubet an das Evangelium.

68. Wie hat Jesus Christus für die Bestätigung seines Werkes auf der Erde gesorgt?

Er hat aus der Zahl seiner Anhänger zwölf Jünger gewählt, welche auch Apostel heißen, und hat sie besonders gelehrt und ausgerüstet, daß sie nach seinem Tode seine Zeugen und Boten des Evangeliums in der Welt würden.

69. Was lehrt die heilige Schrift von den Schicksalen Jesu?

Mit dem Wort der Wahrheit, welches er verkündete, und mit der Heiligkeit seines Sinnes und Lebens konnte der Aberglaube und Unglaube, die Scheinheiligkeit und Lasterhaftigkeit der Obersten seines Volks nicht

bestehen. Er wurde von ihnen gehaßt, verfolgt, endlich gefangen genommen, grausam mißhandelt, gekreuzigt und getödtet, hernach aber von seinen Freunden begraben.

Matth. Kap. 26 und 27. — Mark. Kap. 14 und 15. — Luk. Kap. 22 und 23. — Joh. Kap. 18 und 19.

70. Ist Christus im Tode geblieben?

Christus mein Heiland ist am dritten Tage nach seinem Tode auferstanden aus dem Grabe, und mehrfältig seinen Freunden und Jüngern erschienen, zur frohen Ueberzeugung, daß er lebe. Er ist am 40sten Tage nach seiner Auferstehung aufgefahren in den Himmel.

Matth. Kap. 28. — Mark. Kap. 16. — Luk. Kap. 24. — Joh. Kap. 20 und 21, 1 — 14. — Apostg. 1, 1 — 11.

71. Wie gereicht das Leiden und Sterben Jesu Christi zu unserer Erlösung?

Die heilige Schrift versichert uns an unzähligen Orten und auf die mannigfaltigste Weise, daß Christus nach dem unerforschli-

chen Rathschluß Gottes gestorben sey zur Vergebung unserer Sünden, zur Versöhnung der Menschen mit Gott.

1. Tim. 2, 5. 6. Es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.

Col. 1, 14. An welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden.

1. Pet. 3, 18. Christus hat für unsere Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten.

Röm. 5, 10. So wir Gott versöhnet sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, wie viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, nun wir versöhnet sind.

72. Wessen versichert uns die Auferstehung und Himmelfahrt?

Jesus Christus ist durch seine Auferweckung von den Todten und durch seine Himmelfahrt kräftig erwiesen als der Sohn Gottes und als derjenige, den Gott zur Erlösung der Menschen gesendet hat, als der große und heilige Vollender alles dessen, wozu er war gesendet worden.

Röm. 1, 4. Christus ist kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes, seit der Zeit da er auferstanden ist von den Todten.

1. Pet. 1, 21. Gott hat Jesum auferwecket von den Todten und ihm die Herrlichkeit gegeben, auf den ihr Glauben und Hoffnung zu Gott haben möchtet.

73. Was verbinden sich damit für Gesinnungen und Hoffnungen?

Jedes fromme Gemüth, das in Jesu seinen Wohlthäter erkennt, und ihn liebt, wird sich freuen, daß ihm Gott seinen Tod mit dem Leben, seine Leiden mit unaussprechlicher himmlischer Wonne und Seligkeit vergolten hat.

Sein Wiedererwachen aus dem Tode und sein Heimgang zu dem Vater sind mir und allen, die er erlöst hat, frohe Vorbedeutungen unsers Schicksals nach dem Tode.

2. Cor. 4, 14. Wir wissen, daß der so den Herrn Jesum hat auferwecket, wird uns auch auferwecken durch Jesum.

Joh. 17, 24. Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seyn, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.

74. Was wissen wir von dem Zustand Christi im Himmel?

Christus sitzt zur Rechten Gottes seines himmlischen Vaters. Er ist erhoben zum Herrn über alles. Angethan mit göttlicher Kraft, regiert, beschützt und segnet er die Seinigen, die noch auf der Erde sind.

Ephes. 1, 20 — 22. Gott hat Christum auferweckt von den Todten, und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel, über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. Und hat alle Dinge unter seine Füße gethan, und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeine, über alles.

Ebr. 7, 25. Daher er auch selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar, und bittet für sie.

Matth. 28, 18. 20. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. — Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

75. Welchen sichtbaren Beweis hat der erhöhte Jesus hievon gegeben?

Bald nach seiner Himmelfahrt hat er seine Jünger wundersam mit der Kraft des heiligen Geistes unterstützt, den er ihnen zu

senden verheißen hatte. Ausgerüstet mit lebendiger Erkenntniß, durchdrungen von Herzensfreudigkeit und Muth, geschützt und gesegnet von ihm haben sie die christliche Kirche gesammelt, und ihr das Evangelium für die Nachwelt übergeben.

Luk. 24, 49. Ich will auf euch senden die Verheissung meines Vaters. Ihr aber sollt in der Stadt Jerusalem bleiben bis ihr angethan werdet mit Kraft aus der Höhe.

76. Wodurch wirst du theilhaftig aller Wohlthaten der Erlösung Christi?

Aller Wohlthaten der Erlösung Jesu Christi werde ich theilhaftig einzig und allein durch den wahren, lebendigen Glauben, in welchem ich Jesum als meinen größten Wohlthäter aufrichtig und dankbar liebe, und in der Heiligung meines Sinnes und Lebens täglich zunehme und mich befestige. Der Glaube an Jesum und ein unheiliger Sinn und Wandel können nicht neben einander bestehen.

Apostelgesch. 16, 31. Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.

Gal. 2, 20. Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe

im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat, und sich selbst für mich dargegeben.

Gal. 5, 6. In Christo Jesu gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Joh. 15, 9. 10. Gleichwie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch. Bleibet in meiner Liebe. So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe.

Col. 2, 6. 7. Wie ihr nun angenommen habt den Herrn Christum Jesum, so wandelt in ihm, und seyd gewurzelt und erbauet in ihm, und seyd feste im Glauben, wie ihr gelehret seyd, und seyd in demselbigen reichlich dankbar.

Röm. 8, 9. Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Viertes Hauptstück.

Von der Heiligung.

---

77. Wie führt dich die Erlösung zur Heiligung?

Es wird ein tröstliches Zutrauen zu Gott in meinem Herzen erwachen. Mein Herz wird zu einer kindlichen und dankbaren Liebe gegen Gott bewegt werden, der mir in meinem Leben schon so viel Gutes gethan, und seine höchste Vaterliebe in Jesu Christo erzeigt hat. Es wird der seligste Augenblick meines Lebens seyn, in welchem sich die Liebe Gottes meines Herzens bemächtigt hat.

Röm. 8, 32. Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?

1. Joh. 4, 9 und 19. Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. — Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet.

Jes. 61, 10. Ich freue mich in dem Herrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott. Denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet.

78. Was wird diese Liebe Gottes in deinem Innern bewirken?

Ich werde mit Demuth und Scham die Sündhaftigkeit meiner Natur und meine begangenen Sünden erkennen und vor Gott bekennen.

Ich werde herzliche Reue und Leid darüber tragen, denn sie haben mich von meinem Gott entfernt. Ich habe seine Güte mit Undank erwiedert. Ich bin durch sie unwürdig und strafbar vor ihm geworden.

1. Joh. 1, 8. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns.

Ps. 51, 5. 6. Ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir. An dir allein hab ich gesündiget und übel vor dir gethan.

79. Was wird diese Erkenntniß und Reue weiter in deinem Innern bewirken?

Ich werde Gott täglich und flehentlich um die Vergebung meiner Sünden bitten, und mich derselben in Jesu Christo getrösten.

Ich werde, von der Liebe Gottes bewegt, von nun an jede auch die kleinste Sünde scheuen. Auch die kleinste Sünde ist Gott mißfällig.

Ich werde mich bemühen, immer vollkommener im Guten und meinem Gott immer ähnlicher und wohlgefälliger zu werden.

Ps. 51, 1. 2. Gott sey mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit.

Ps. 19, 13. Wer kann merken wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler.

1 Joh. 1, 9. So wir unsere Sünden bekennen, so ist Gott treu und gerecht, also daß er uns die Sünde vergibt, und reinigt uns von aller Untugend.

Röm. 8, 32. 33. Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hie, der da gerecht machet. Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist; welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns.

1. Joh. 3, 9. Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde.

Ephes. 4, 23. 24. Erneuert euch aber im Geiste eures Gemüths, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

80. Wirst du dies alles aus eigener Kraft zu vollbringen vermögen?

Wenn mein Wille zum Guten aufrichtig geneigt, und mein Vorsatz ernstlich ist, so wird mir Gott der heilige Geist seinen Beistand dazu gnädiglich verleihen.

Gott verbirgt sich keinem, der ihn sucht, und er entzieht seine Gnade keinem, der sich nach ihr sehnt, und ihn darum bittet.

Phil. 2, 13. Gott ist's, der in euch wirket, beide das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

Ps. 51, 12. 13. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.

81. In welchen Gesinnungen gegen Gott wird sich diese Aenderung deines ganzen Sinnes und Wesens vornehmlich an den Tag legen?

In der Dankbarkeit, in der Ehrfurcht, im Gehorsam, im Vertrauen, im Gebet.

82. Worin besteht die Dankbarkeit gegen Gott?

Ich erkenne, daß alles Gute, was ich an Leib und Seele genieße, Gottes unverdiente Wohlthat ist. Diese Erinnerung wird meiner Liebe zu ihm täglich neue Nahrung geben. Ich werde seine Wohlthaten nie mißbrauchen, sondern immer nach seinem gnädigen Willen zum Guten anwenden.

1. Mos. 32, 10. Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast.

Ps. 103, 2. Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Ephes. 5, 20. Saget Dank allezeit für alles, Gott und dem Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi.

83. Wie wird sich die Ehrfurcht vor Gott mit der Liebe verbinden?

Ich darf und kann nie vergessen, daß ich in meinem himmlischen Vater den allmächtigen Schöpfer und Herrn aller Dinge, das heiligste und vollkommenste Wesen liebe.

Offenb. Joh. 15, 3 4. Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen! Wer sollte dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preisen? Denn du bist allein heilig.

84. Vor was wird dich diese Erinnerung bewahren?

Sie wird mich bewahren vor allem Leichtsinn, wann ich an Gott denke, unter dessen Augen ich lebe, vor jedem Mißbrauch seines heiligen Namens oder heiliger Dinge. Wer Gottes Namen zum Schwören, Fluchen, Aberglauben mißbrauchen kann, der ist ferne von der Ehrfurcht vor Gott.

2. Mos. 20, 7. Du sollt den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

1. Petr. 3, 15. Heiliget Gott den Herrn in eurem Herzen.

Ps. 86, 11. Erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte.

85. Wie beweist sich die Liebe Gottes im Gehorsam?

Wenn ich Gott aufrichtig liebe und verehre, so wird es meine höchste Freude seyn, seine Gebote zu erfüllen. Sein Wille soll mein Wille seyn. Das Schwerste soll mir leicht werden, weil Gott es will. Gehorsam aus Furcht vor der Strafe ist knechtisch, nicht kindlich. Gehorsam um Vortheils willen ist verwerfliche Eigensucht.

1. Joh. 2, 4. 5. Wer sagt, ich kenne Gott, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in solchem ist keine Wahrheit. Wer aber sein Wort hält, in solchem ist wahrlich die Liebe Gottes vollkommen. Daran erkennen wir, daß wir in ihm sind.

1. Joh. 5, 3. Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer.

Ps. 40, 9. Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne, und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen.

1. Joh. 4, 18. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die

Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.

Matth. 6, 2. Wahrlich, ich sage euch: sie haben ihren Lohn dahin.

86. Wie verbindet sich mit der Liebe zu Gott das Vertrauen?

Ich glaube und zweifle nicht, daß Gott, mein himmlischer Vater, alle meine Schicksale zum Besten leite, und daß er auch im Ungemach, in Gefahr und Noth, ja selbst im Tode mich nie verlassen werde.

Ps. 73, 28. Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn, Herrn, daß ich verkündige alles dein Thun.

Röm. 8, 35. 37. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal? oder Angst? oder Verfolgung? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefährlichkeit? oder Schwerdt? In dem allen überwinden wir weit, um deswillen, der uns geliebet hat.

Ps. 73, 25. 26. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erden. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.

87. Wann

87. Wann ist dein Vertrauen zu Gott rechter Art?

Mein Vertrauen zu Gott ist rechter und ächter Art:

Erstlich, wenn ich zur Beförderung meiner Wohlfahrt die Anweisung selbst befolge, welche mir Gott durch meine Vernunft und durch die heilige Schrift ertheilt.

Zweitens, wenn ich den Erfolg davon, der nicht in meiner Gewalt steht, mit Geduld und Hoffnung von Gott erwarte.

Drittens, wenn ich mit seinen Führungen zufrieden bin, weil Gott es nie böse mit mir meinen kann.

Ps. 37, 3. 4. 5. Hoffe auf den Herrn; und thue Gutes; bleibe im Lande und nähre dich redlich. Habe deine Lust an dem Herrn; der wird dir geben, was dein Herz wünschet. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen.

Klagl. Jerem. 3, 26. Es ist ein köstlich Ding, geduldig zu seyn, und auf die Hülfe des Herrn hoffen.

Röm. 8, 28. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

88. Wie geht aus der Liebe gegen Gott das Gebet hervor?

Ich denke an Gott. Ich sehne mich immer mehr nach der Vereinigung mit ihm. Mein Herz erhebt sich zu ihm in demüthigen Bekenntnissen, in Preis und Dank, in Bitte und Fürbitte. Mein Gott ist bei mir. Er sieht meine Gedanken, vernimmt mit Wohlgefallen die Rede meines Herzens zu ihm.

Jes. 16, 8. 9. Des Herzens Lust stehet zu deinem Namen, und deinem Gedächtniß. Von Herzen begehre ich dein des Nachts, dazu mit meinem Geist in mir wache ich früh zu dir.

1. Tim. 2, 1. 2. So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen.

89. Um was wirst du Gott vorzüglich bitten?

Ich werde Gott vorzüglich bitten um Befestigung und beständiges Wachsthum in allem Guten, um Bewahrung vor aller Sünde,

um seine Hülfe in jedem Anliegen, um seinen Segen zu jedem frommen Unternehmen, um Trost und Befreiung in jedem Leiden — für mich und alle Menschen.

Matth. 6, 33. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

Coloss. 1, 9 — 10. Wir hören nicht auf für euch zu beten und zu bitten, daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntniß seines Willens, in allerlei geistlicher Weisheit und Verstand; daß ihr wandelt würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen, und fruchtbar seyd in allen guten Werken.

90. Darfst du Gott auch um leibliche Güter bitten?

Ich erkenne, daß alles, was ich zu meinem Leben und Wohlseyn bedarf, Gottes väterliche Wohlthat sey, die mir nur von ihm und durch ihn zu Theil werden kann; darum bitte ich ihn auch um leibliche Güter.

Phil. 4, 6. In allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.

91. Wessen getröstet du dich dabei?

Gott wird mir aus väterlicher Güte und Barmherzigkeit alles dasjenige gewähren, was mir für Seele und Leib gut und wahrhaft nützlich ist.

Matth. 7, 7. 8. Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.

Matth. 7, 11. So denn ihr, die ihr doch arg seyd, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.

Ps. 50, 15. Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.

92. Wie wird dein Gebet beschaffen seyn, daß es rechter Art sey?

Ich bete mit Andacht. Das fromme, Gott ergebene Herz soll beten, nicht nur die Lippe. Ich bete mit kindlichem Vertrauen, im Namen Jesu Christi.

Ps. 145, 18. 19. Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen. Er thut,

was die Gottesfürchtigen begehren, und höret ihr Schreien, und hilft ihnen.

1. Joh. 5, 14. Das ist die Freudigkeit, die wir haben zu ihm, daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns.

Joh. 16, 23. So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird ers euch geben.

93. Welches ist das vollkommenste Muster eines gottgefälligen Gebets?

Das vollkommenste Muster eines gottgefälligen Gebetes ist das Gebet Jesu Christi.

Matth. 6, 9 — 13. Unser Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Unser täglich Brod gieb uns heute. Und vergieb uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

94. Wie wird die Liebe zu Gott in deinen übrigen Gesinnungen und Handlungen wirksam seyn?

Ich werde auch meinen Nächsten lieben. Er ist Gottes Geschöpf wie ich, zur Errei-

dung gleicher Zwecke bestimmt, durch Christum erlöset und sein Angehöriger wie ich.

Ich kann die Liebe zu Gott, die in meinem Herzen ist, nicht anders ausüben, als in der Liebe zu seinen Kindern.

Ich kann die Liebe zu meinem Versöhner mit Gott nicht anders ausüben, als in der Liebe zu meinem Mitversöhnten in Gesinnungen, Reden und Handlungen.

Matth. 22, 37 — 39. Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dieß ist das vornehmste und größeste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

Joh. 13, 34 — 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt.

1. Joh. 3, 23. Das ist Gottes Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesu Christi, und lieben uns unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben hat.

Joh. 4, 20. So jemand spricht: ich liebe Gott, und haßt doch seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn

wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?

2. Pet. 1, 5 — 7. Reichet dar in eurem Glauben, Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit, und in der Bescheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe.

Ephes. 4, 4 — 6. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seyd auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe. Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen.

1. Joh. 3, 18. Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.

95. Was faßt die Liebe des Nächsten in sich?

Die Liebe des Nächsten faßt in sich, daß ich ihn als Mensch und meines Gleichen, und noch mehr als denjenigen, der mit mir gleicher Gnade und Barmherzigkeit vor Gott theilhaftig ist, werthschätze, daß ich seines geistigen und leiblichen Wohls mich aufrichtig und von Herzen erfreue, seines Leides mich

betrübe, liebreich und freundlich gegen ihn sey. Verachtung, Neid, Mißgunst über sein Glück, Gleichgültigkeit oder Schadenfreude, wenn er leidet, darf nie mein Herz entweihen.

Phil. 2, 3 — 4. Durch Demuth achtet euch unter einander einer den andern höher, denn sich selbst; und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist.

Röm. 12, 10. Die brüderliche Liebe unter einander sey herzlich. Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor.

Röm. 12, 15. Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden.

Maleachi 2, 10. Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen? Warum verachten wir denn einer den andern?

Matth. 20, 15. Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?

1. Petr. 2, 1. So leget nun ab alle Bosheit, und allen Betrug und Heuchelei und Neid.

Spr. Sal. 17, 5. Wer des Dürftigen spottet, der höhnet desselben Schöpfer; und wer sich seines Unfalls freuet, wird nicht ungestraft bleiben.

96. Was erfordert die Werthachtung?

Die Werthachtung erfordert, daß ich auf-

richtig, wahrhaftig und gerecht gegen den Nächsten sey. Lüge, Trug und jede Verstellung kann nicht mit der Achtung bestehen.

Neben der Aufrichtigkeit bestehe besonnene Verschwiegenheit.

1. Chron. 50, 17. Ich weiß, mein Gott, daß du das prüfest, und Aufrichtigkeit ist dir angenehm.

Ps. 15, 2. 5. Wer ohne Wandel einhergehet, und recht thut, und redet die Wahrheit von Herzen; — wer das thut, der wird wohl bleiben.

1. Kor. 13, 6. Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.

Ephes. 4, 25. Leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit seinem Nächsten, sintemal wir unter einander Glieder sind!

97. Was erfordert die Gerechtigkeit?

Die Gerechtigkeit erfordert, daß ich seine Rechte, und Alles, was er mit Recht besitzt, Leben, Gesundheit, Eigenthum und Ehre nie verletze, daß ich durch keine Kränkung den Frieden seiner Seele störe, daß ich gewissenhaft ihm alles erweise, was ich vernünftiger Weise selbst von ihm verlangen und fordern kann.

Röm. 13, 7. Gebt jedermann, was ihr schuldig seyd.

Röm. 13, 10. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Matth. 7, 12. Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Phropheten.

98. Wie würdest du dich an dem Leben des Nächsten versündigen?

Nicht nur durch vorsätzliche und gewaltthätige Beraubung desselben, sondern auch durch Alles, was seine Gesundheit schwächen und sein Leben verkürzen könnte.

2. Mos. 20, 13. Du sollst nicht tödten.

1. Joh. 3, 15. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger; und ihr wisset, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend.

99. Wie würdest du dich an dem Eigenthum deines Nächsten versündigen?

Nicht nur durch Diebstahl, sondern auch durch jeden Betrug grober oder feiner Art. Mein Gewissen sagt mir wohl, was vor Gott nicht recht ist.

2. Mos. 20, 15. Du sollst nicht stehlen.

1. Petr. 2, 1. So leget nun ab alle Bosheit, und allen Betrug.

1. Thes. 4, 6. Daß Niemand zu weit greife noch vervortheile seinen Bruder im Handel, denn der Herr ist Rächer über das alles.

Habakuk. 2, 6. Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut.

100. Wie würdest du dich an der Ehre deines Nächste versündigen?

Ich würde mich an der Ehre meines Nächsten versündigen, wenn ich ihm Fehler und Vergehungen andichten könnte, von denen er frei ist, wenn ich als Fehler oder Vergehung deuten wollte, was doch vielleicht nicht böse gemeint war, wenn ich seine wirklichen Fehler und Schwachheiten ohne Noth und Pflicht bekannt machen, und ihm dadurch die allgemeine Achtung schmälern oder rauben wollte.

2. Mos. 20, 16. Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Zachar. 7, 10. Denke Keiner wider seinen Bruder etwas Arges in seinem Herzen.

Ps. 15, 3. 5. Wer mit seiner Zunge nicht verläumdet, und seinem Nächsten kein Arges thut, und

seinen Nächsten nicht schmähet, der wird wohl bleiben.

Sir. 5, 17. Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verläumder ist noch viel schändlicher.

Spr. Sal. 25, 9. Handle deine Sache mit deinem Nächsten, und offenbare nicht eines andern Heimlichkeit.

1. Petr. 4, 8. Die Liebe decket auch der Sünden Menge.

101. Wie beweisest du in der That, daß du des geistigen Wohls deines Mitmenschen dich mit wahrhaftiger Liebe erfreust?

Ich werde meinen Nächsten nie und auf keinerlei Art zur Sünde verleiten, die ich selbst verabscheue.

Ich werde mich hüten, daß ich ihn nie und auf keinerlei Weise in seinem Glauben an die göttliche Lehre und in seinen guten Gesinnungen schwankend und irre mache.

Ich werde, so viel an mir ist, durch Belehrung, Rath und Ermahnung, hauptsächlich aber durch mein eigenes Beispiel ihn im Guten erhalten und befestigen.

Matth. 18, 6 — 7. Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. Wehe aber der Welt der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!

1. Thes. 5, 11. Ermahnet euch unter einander, und erbauet einer den andern, wie ihr denn thut.

102. Wie beweisest du in der That, daß du des leiblichen Wohlseyns und Glücks deines Nächsten dich in aufrichtiger Liebe erfreust?

Je aufrichtiger meine Liebe ist, desto freudiger werde ich mich bemühen, auch das zeitliche Wohl meines Nächsten mit Rath und That, und wenn es seyn muß, mit eigener Aufopferung zu befördern. Ich werde gütig gegen ihn seyn.

1. Petr. 4, 10. Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

1. Joh. 3, 18. Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge; sondern mit der That und mit der Wahrheit.

103. Wie beweisest du in der That, daß dich das Leiden und Ungemach deines Nächsten in aufrichtiger Liebe betrübt?

Dies beweise ich in der That mit Wahrheit, wenn ich barmherzig bin, wenn ich den Nothleidenden zur Rettung hülfreiche Hand reiche, wenn ich nach Vermögen die Armuth durch Mildthätigkeit unterstütze, und zu ihrer Versorgung beitrage.

Jes. 58, 7. Brich dem Hungrigen den Brod, und die, so im Elend sind, führe in das Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleisch.

Jak. 2, 15. 16. So aber ein Bruder oder eine Schwester blos wäre, und Mangel hätte der täglichen Nahrung, und jemand unter euch spräche zu ihnen: Gott berathe euch, wärmet euch und sättiget euch! gäbe ihnen aber nicht was des Leibes Nothdurft wäre; was hülfe sie das?

Matth. 5, 7. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Matth. 25, 40. Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

104. Warum wirst du dich der Freundlichkeit gegen deinen Nächsten befleißigen?

Freundlichkeit und Leutseligkeit, Bescheidenheit und gefälliges Wesen sind der Ausdruck meiner innern Gesinnungen. Durch sie erhält das Werk der Liebe seinen höchsten Werth und Reiz.

Spr. Sal. 12, 25. Sorge im Herzen kränket, aber ein freundliches Wort erfreut.

Kol. 3, 12. So ziehet nun an als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld.

Ephes. 4, 31 — 32. Alle Bitterkeit und Grimm, und Zorn, und Geschrei, und Lästerung, sey ferne von euch, sammt aller Bosheit. Seyd aber unter einander freundlich, herzlich, und vergebet einer dem andern.

Matth. 11, 29. Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig.

105. Worin besteht die Friedfertigkeit?

Der friedfertige Mensch vermeidet alle Gelegenheit zur Entzweiung mit seinem Nächsten, welche die Liebe zerstört. Er beleidigt nicht mit Willen und Vorsatz. Das kann die Liebe nicht, in der wir Gott gefallen,

Er sucht die Versöhnung, auch wenn er ohne Willen und Vorsatz wehe gethan, beleidigt, beschädigt hat, und schämt sich dessen nicht. Er kann sich nicht schämen zu thun, was die in Gott geheiligte Liebe fordert.

Matth. 5, 9. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Röm. 12, 18. Ists möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.

2. Kor. 13, 11. Habt einerlei Sinn, seyd friedsam, so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch seyn.

106. Wie bewährt sich die Friedfertigkeit, wenn du von Andern gekränkt, beleidigt, beschädigt bist?

Die Friedfertigkeit, die dem Versöhnten mit Gott geziemt, bewahrt und bewährt sich, wenn ich Beleidigung nicht mit Beleidigung vergelte, wenn ich sie verzeihe, noch ehe der Beleidiger sie erkennt, und den Frieden mit mir wieder sucht, wenn ich ihm durch Zuvorkommen die Erkenntniß seines Fehlers erleichtere, und zur gegenseitigen Wiederversöhnung

nung bereit bin. Zorn und Rachsucht sey ferne von meinem Herzen.

Matth. 6, 14. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben.

Ephes. 4, 26. Zürnet und sündiget nicht; lasset die Sonne nicht über eurem Zorn aufgehen.

Röm. 12, 17. Vergeltet Niemand Böses mit Bösem.

Gal. 6, 1. Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist.

1. Petr. 2, 21 — 23. Christus hat für uns gelitten, und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen, welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden worden, welcher nicht wieder schalt, als er gescholten ward, nicht drohete, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet.

107. Welches ist die höchste Probe der ächten Menschenliebe?

Die höchste Probe der Menschenliebe, die aus der Liebe Gottes fließt, und in sie zurückkehrt, ist die, daß ich auch meine Feinde liebe.

Es wird mich schmerzen, einen Feind zu haben, dem ich nicht mit allen Gefühlen des Wohlwollens begegnen kann. Aber ich kann nie eine Pflicht an ihm verletzen, die ich dem Menschen schuldig bin, dessen sich Gott erbarmt, und für den Christus gestorben ist.

Matth. 5, 44. 45. Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel.

Röm. 12, 20. 21. So deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

108. Was ist von der Liebe des Menschen gegen sich selbst zu sagen?

Die natürliche Liebe des Menschen zu sich selbst geht auf die Befriedigung gewisser Triebe, welche Gott in der menschlichen Natur geweckt hat, als da sind der Trieb zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, der Trieb, Eigenthum zu erwerben und zu mehren, der Trieb nach Achtung, Beifall und

Ehre, nach Vergnügen, Freude und Ergötzlichkeit von mancherlei Art.

Ephes. 5, 29. Niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset, sondern er nähret und pfleget sein.

109. Zu welchen Zwecken sind diese Triebe in dem Menschen?

Gott, der weise und gütige Schöpfer, hat sie in dem Menschen geweckt zum Wohlergehen seiner selbst, der Seinigen und andrer Menschen.

Matth. 22, 39. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

110. Wie befriedigt sie der ungebesserte Mensch?

Der ungebesserte Mensch befriedigt sie — fast wie das Thier — ohne an Gott zu denken, ohne sich um ihre Zwecke zu kümmern. Er befriedigt oft einen stärkern Trieb so, daß dadurch die Zwecke von allen gestört werden.

Mark. 4, 19. Die Sorge dieser Welt und der betrügliche Reichthum und viele andere Lüste gehen hinein, und ersticken das Wort, und bleibt ohne Frucht.

Phil. 3, 18. 19. Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi, welcher Ende ist die Verdammniß, welchen der Bauch ihr Gott ist, und ihre Ehre zu Schanden wird, derer, die irdisch gesinnt sind.

111. Wie liebt der gebesserte Mensch sich selbst?

Mit Gott durch Liebe Eins heiligt er seine natürlichen Triebe ihren Zwecken. Er mäßigt und ordnet sie so, daß dadurch die Liebe gegen den Nächsten und ihre Ausübung nicht gestört, sondern vielmehr gefördert werde.

Röm. 12, 1. Ich ermahne euch, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig, und Gott wohlgefällig sey, welches sey euer vernünftiger Gottesdienst.

Gal. 5, 24. Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden.

1. Petr. 2, 11. Enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten.

112. Wie heiligt der Gebesserte die Liebe zum irdischen Leben?

Er sieht das Leben als ein theures Geschenk seines Gottes an.

Er sorgt für seine Erhaltung, damit er fortdauernd an seiner Besserung und Vervollkommnung in allem Guten arbeiten, und für das Wohl der Menschen wirksam seyn könne. Der Augenblick, in dem er etwas Gutes thun kann, ist ihm ein köstlicher Gewinn.

Aber stark in Gott entzieht er sich nicht der Gefahr des Lebens, wenn es die Noth oder Pflicht gebietet.

Röm. 14, 7. 8. Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum so wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Matth. 10, 28. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.

113. Was ist aber von dem Selbstmord zu halten?

Wer sich an Leib und Seele gesund erhält, wer das Vertrauen auf Gott nie sinken läßt, wer sich vor Sünde und Schande hütet, den wird Gott bewahren, daß er nicht eine mörderische Hand an sich selber lege.

Spr. Sal. 24, 8. Wer sich selbst Schaden thut, den heißet man billig einen Erzbösewicht.

114. Wie heiligt der gebesserte Mensch seine Sorge für zeitliche Güter?

Er findet den rechten Weg dazu in der gewissenhaften Arbeitsamkeit und in der weisen Sparsamkeit ohne Geiz, nie in der Vervortheilung seines Nächsten. Er erkennt in dem Gelingen seiner Bemühungen Gottes Vatersegen. Er verehrt in dem Mißlingen Gottes weise, wenn auch verborgene Absicht.

1. Thess. 4, 11. Ringet darnach, daß ihr stille seyd und das Eurige schaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen.

Spr. Sal. 14, 23. Wo man arbeitet, da ist genug; wo man aber mit Worten umgeht, da ist Mangel.

Joh. 6, 12. Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme.

Luk. 12, 15. Sehet zu, und hütet euch vor dem Geiz, denn Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat.

Ps. 119, 36. Neige mein Herz zu deinen Zeugnissen, und nicht zum Geiz.

1. Tim. 6, 6 — 8. Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet sich genügen; denn wir haben nichts in die Welt gebracht, und werden auch nichts hinaus bringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen.

115. Wie sorgt der Gebesserte für seine Achtung und Ehre?

Er findet den rechten Weg zu ihr in der unbescheltbaren Rechtschaffenheit seines Sinnes und Wandels, in der Tüchtigkeit und nützlichen Thätigkeit in und ausser seinem Beruf, nie in der Heuchelei und in der Verkleinerung des Werthes seiner Mitmenschen. Er bewahrt sein schwaches Herz vor Stolz; denn was er ist, das ist er durch Gott. Gottes Wohlgefallen ist ihm höher als aller Menschen Gunst und Beifall. Gottes Wohlgefallen tröstet ihn für alle unverschuldete Geringschätzung der Menschen.

1. Kor. 9, 15. Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen.

Matth. 5, 16. Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen.

1. Petr. 2, 12. Führet einen guten Wandel, auf daß die, so von euch afterreden als von Uebelthätern, eure guten Werke sehen, und Gott preisen, wenn es nun an den Tag kommen wird.

1. Thess. 5, 21. 22. Prüfet alles, und das Gute behaltet, meidet allen bösen Schein.

Gal. 5, 26. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig seyn, unter einander uns zu entrüsten, und zu hassen.

Spr. Sal. 16, 5. 18. Ein stolzes Herz ist dem Herrn ein Gräuel, und wird nicht ungestraft bleiben, wenn sie sich gleich alle aneinander hängen. Wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall.

2. Kor. 10, 17. 18. Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn, denn darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobt, sondern daß ihn der Herr lobt.

116. Wie heiligt der Gebesserte seine sinnlichen Freuden?

Er heiligt seine sinnlichen Vergnügungen, Freuden und Ergötzungen durch das Andenken an Gott, das ihn nie etwas Böses thun läßt.

Er befleißigt sich vorzüglich der Mäßigkeit im Genuß, der Reinheit seines Herzens, der

Züchtigkeit, der Keuschheit in Gedanken, Worten und Werken.

Er zieht allen irdischen und vergänglichen Freuden, die höhern, innern und geistigen Freuden seines Gemüths vor.

Tob. 4, 6. Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, und thust wider Gottes Gebot.

Luk. 21, 34. Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Fressen und Saufen und Sorgen der Nahrung.

Ephes. 5, 3. 4. Hurerei und alle Unreinigkeit lasset nicht von euch gesagt werden, wie den Heiligen zustehet; auch schandbare Worte oder Scherze, welche euch nicht ziemen.

Hebr. 13, 4. Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.

Matth. 5, 8. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Hebr. 13, 18. Unser Trost ist der, daß wir ein gut Gewissen haben, und befleißigen uns, einen guten Wandel zu führen.

Matth. 16, 26. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?

117. Welches sind die Quellen dieser höhern Freuden?

Diese sind Wachsthum an Erkenntniß und Weisheit besonders durch Betrachtung der Werke Gottes in der Natur, Beschäftigung des inwendigen Gemüths mit Gott, Wachsthum und Vervollkommnung in allem Guten, der Umgang mit verständigen und frommen Menschen in Liebe und Freundschaft, — vor Allem aber das selige Bewußtseyn, durch Jesum Christum versöhnt mit Gott, und Eins mit ihm zu seyn in allem Wollen und Thun. Das ist die Vollendung meiner Heiligung.

Ephes. 5, 17. Werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sey des Herrn Wille.

Sir. 37, 15. Halte dich stets zu gottesfürchtigen Leuten, von denen du weißt, daß sie Gottes Gebote halten.

Kol. 3, 17. Alles was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn.

Fünftes Hauptstück.

Von der christlichen Kirche.

---

118. Was ist die christliche Kirche?

Unter der christlichen Kirche versteht man die heilige und segensvolle Anstalt, in welcher alle Bekenner des Evangeliums auf der Erde unter Jesus Christus, ihrem Oberhaupt im Himmel, vereinigt sind. Sie ist gestiftet von Jesus Christus durch seine Apostel unter kraftvollem Wirken Gottes des heiligen Geistes.

Röm. 12, 4. 5. Gleicherweise, wie wir in Einem Leibe viele Glieder haben, aber alle Glieder nicht einerley Geschäfte haben, also sind wir viele Ein Leib in Christo, aber untereinander ist einer des andern Glied.

Ephes. 2, 19 — 22. So seyd ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen, und Gottes Hausgenossen, erbauet auf den Grund

der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein, auf welchen der ganze Bau in einander gefüget, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchen auch ihr mit erbauet werdet, zu einer Behausung Gottes.

119. Wie unterscheidet sich von andern die evangelisch protestantische Kirche, zu welcher du dich bekennest?

Die evangelisch protestantische Kirche erkennt Jesum Christum, ihren Stifter, der im Himmel ist, einzig und allein als ihr Oberhaupt ohne alle Stellvertretung desselben durch irgend einen Menschen.

Der evangelische Christ erkennt einzig und allein in der Lehre der heiligen Schrift den Grund seines Glaubens, die Richtschnur seines Lebens, das Unterpfand seiner Hoffnungen ohne alle menschlichen Zusätze.

Matth. 23, 8. Einer ist euer Meister Christus; ihr aber seyd alle Brüder.

1. Kor. 3, 11. Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

120. Warum nennest du die christliche Kirche eine heilige und segensvolle Anstalt.

Ich nenne sie so, weil sie Christus gestiftet, und in ihr die himmlischen Gnadenmittel zur Erleuchtung des Verstandes, zur Erweckung des Glaubens, zum Trost des Gewissens, zur Heiligung des Sinnes und Lebens und zur seligen Hoffnung für alle Zeiten niedergelegt und ihr geschenkt hat, nämlich das Wort Gottes und die heiligen Sacramente.

121. Was verstehst du unter dem Wort Gottes?

Unter dem Wort Gottes verstehe ich das Evangelium oder die Lehre, welche Gott in der heiligen Schrift geoffenbaret hat.

Hebr. 1, 1. 2. Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über alles.

1. Thess. 2, 13. Darum auch wir ohne Unterlaß Gott danken, daß ihr, da ihr empfienget von uns das Wort göttlicher Gnade, nahmet es auf, nicht als Men-

schenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort.

1. Petr. 1, 25. Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit, das ist aber das Wort, welches unter euch verkündigt ist.

122. Wie wird dir das Wort Gottes zum Mittel der Gnade?

Wenn ich mit aufrichtiger Sehnsucht nach Erleuchtung, Heiligung und Trost dasselbe in der heiligen Schrift oder in Lehr- und Erbauungsbüchern lese, oder im christlichen Unterricht und Vortrag anhöre, es erwäge, auf meinen Seelenzustand anwende, und Gott, den heiligen Geist, bitte, daß er es an meiner Seele segnen wolle.

Luk. 11, 28. Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren.

Jak. 1, 21. Nehmet an das Wort mit Sanftmuth, das in euch gepflanzt ist, welches kann eure Seelen selig machen.

123. Was ist ein Sacrament?

Eine heilige und kirchliche Handlung, gestiftet von unserm Herrn und Heilande Je-

sus Christus, in welcher uns unter sichtbaren Zeichen unsichtbare Gnaden und Güter dargestellt und gegeben werden.

124. Wie viel Sacramente hat Christus gestiftet?

Christus hat zwei Sacramente gestiftet, die heilige Taufe und das heilige Abendmahl.

125. Was ist die heilige Taufe?

Die heilige Taufe ist die Handlung, in welcher ich durch Besprengung mit Wasser im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in die Gemeinschaft Jesu Christi und seiner Kirche aufgenommen bin.

126. Wie lauten die Worte der Einsetzung der heiligen Taufe?

Sie lauten also:

Matth. 28, 18. 19. 20. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des

Sohnes und des heiligen Geistes. Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.

Marc. 16, 15. 16. Gehet hin in alle Welt, und predigt das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.

127. Wie wird die heilige Taufe zum Mittel der Gnade?

Ich bin durch die Taufe Gott dem Vater und Jesu Christo meinem Heiland übergeben, und von ihm angenommen als sein Eigenthum. Ich habe Antheil an allen Wohlthaten seiner Erlösung, der heilige Geist bewegt und bekräftigt mich zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung, wenn ich ihm nicht widerstrebe.

Tit. 3, 5 — 8. Gott macht uns selig durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum unsern Heiland; auf daß wir durch desselbigen Gnade gerecht und Erben seyen des ewigen Lebens nach der Hoffnung. Das ist gewißlich wahr.

128. Was

128. Was bringt die Kirche mit der Taufe in Verbindung?

Damit bringt die Kirche in Verbindung die Confirmation. Nach empfangenem Unterricht bekennt der Getaufte öffentlich vor der christlichen Gemeinde seinen Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist.

Er gelobt der erkannten Wahrheit und allen Pflichten eines Mitgliedes der Kirche treu zu bleiben bis ans Ende. Er empfängt die wiederholte Zusicherung aller Wohlthaten und Segnungen der Kirche.

Er empfängt hierauf das heilige Abendmahl.

129. Was ist das heilige Abendmahl?

Das Mahl, welches Jesus Christus am Abend vor seinem Leiden und Sterben zum Andenken an seinen Erlösungstod eingesetzt hat.

130. Wie lauten die Worte der Einsetzung?

Sie lauten also:

Matth. 26, 26. 28. Luc. 22, 19. 20. Unser Herr Jesus in der Nacht da er verrathen ward, nahm das Brod, dankte und brachs und gabs den Jüngern, und sprach: Nehmet, esset das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, das thut zu meinem Gedächtnisse. Desselbigen gleichen auch den Kelch nach dem Abendmahle, dankte, gab ihnen den und sprach, trinket alle daraus, das ist der Kelch, das neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden, das thut zu meinem Gedächtniß.

131. Was empfangen wir in dem heiligen Abendmahl?

Mit Brod und Wein empfangen wir den Leib und das Blut Christi zur Vereinigung mit ihm unsern Herrn und Heiland nach 1. Cor. 10, 16. „Das Brod, das wir brechen ist die Gemeinschaft des Leibes Christi.“

132. Welches sind also bei dem Abendmahl des Herrn die sichtbaren Zeichen?

Brod und Wein, welche auch in dem Genusse desselben Brod und Wein bleiben.

133. Welches sind die unsichtbaren Gnaden und Güter im heiligen Abendmahle?

Alles was uns Jesus Christus durch sein Leben, Leiden und Sterben erworben hat, nämlich Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit.

134. Wozu bewegt uns die würdige Theilnahme an dem heiligen Abendmahle?

Bei unserer innigen Gemeinschaft mit Christo dankbar gegen Gott zu seyn, und in der Heiligung zu wachsen.

135. Wie bereiten wir uns zum würdigen Genuß des heiligen Mahles vor?

Dadurch, daß wir uns sorgsam selber prüfen, uns unserer Sünde wegen mißfallen, sie ernstlich bereuen, von Herzen die Gnade

Gottes suchen, seinen Beistand zu unserer Besserung erflehen, und gegen unsern Nächsten versöhnlich sind, wie wir selbst der Versöhnung bedürfen.

1. Kor. 11, 28. 29. Der Mensch aber prüfe sich selbst, und also esse er von diesem Brod, und trinke von diesem Kelch. Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.

136. Welche wohlthätige Einsetzung hat sich in der Kirche sonst noch erhalten?

Die Kirche hat aus den ältesten Zeiten des Christenthums erhalten die Feier des Sonntags und anderer geheiligter Tage durch Enthaltung von aller störenden und öffentlichen Arbeit und durch öffentliche Gottesverehrung.

137. Was bewirkt sie durch die Enthaltung von der Arbeit?

Sie sichert dadurch

1) Dem Körper die nöthige Ruhe und Erholung nach dem Beispiel, das schon im alten Testament gegeben ist.

2) Dem Geist sichert sie die erforderliche Zeit und Ruhe, daß er mit sich selbst, mit Gott und göttlichen Dingen sich beschäftigen möge.

2. Mos. 20, 8. Gedenke des Sabbathtags, daß du ihn heiligest.

5. Mos. 5, 12. 14. Den Sabbathtag sollst du halten, daß du ihn heiligest, wie dir der Herr, dein Gott, geboten hat. Sechs Tage sollst du arbeiten und alles dein Werk thun; aber am siebenten Tag ist der Sabbath des Herrn deines Gottes; da sollst du keine Arbeit thun.

138. Was verbindet die Kirche mit der öffentlichen Verehrung Gottes?

Sie verbindet damit den fortgesetzten Unterricht in dem Wort Gottes mittelst der Predigt und Kinderlehre.

139. Warum sollen wir an der öffentlichen Gottesverehrung Antheil nehmen?

Ich bin es der Kirche schuldig, zu welcher ich mich bekenne, und deren Wohlthaten ich theilhaftig bin. Aber wohl dem Gemüth, das in sich selbst das Bedürfniß und die Erwek-

kung fühlt, Gott den gemeinschaftlichen Vater und Jesum, den Erlöser unser aller gemeinschaftlich anzubeten und zu verehren, und sich durch und miteinander zu erbauen.

Ps. 26, 8. Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, und den Ort, da deine Ehre wohnet.

Hebr. 10, 25. Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung, wie Etliche pflegen, sondern uns unter einander ermahnen.

Kol. 3, 16. Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen, in aller Weisheit; lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen.

140. Was empfiehlt die christliche Kirche ausser der öffentlichen Gottesverehrung?

Sie empfiehlt gar sehr die Hausandacht unter den Hausgenossen besonders an den heiligen Tagen, das tägliche Gebet, die Morgen-, Abend- und Tischgebete.

Ps. 92, 2. 3. Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade, und des Nachts deine Wahrheit verkündigen.

Ps. 63, 7. Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich; wenn ich erwache, so rede ich von dir.

141. Wie beweisest du dich als ein würdiges Mitglied der Kirche, zu der du dich bekennst?

Ich beweise mich als ein würdiges und treues Mitglied der Kirche, wenn ich durch ein reines heiliges Leben an den Tag lege, daß der Glaube, den ich in ihr bekenne, der wahre und lebendige sey.

Matth. 7, 20. 21. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Jak. 1, 22. Seyd Thäter des Worts und nicht Hörer allein, womit ihr euch selbst betrüget.

142. Wie erweisest du dich gegen diejenigen, welche nicht deine Kirchen- und Glaubensgenossen sind?

Ich richte nicht, ich verdamme nicht. Nur Einer kann selig machen und verdammen. Ich hasse und verfolge nicht. Ich spotte nicht über das, was Andern heilig ist. Ich entziehe mich keiner menschlichen Pflicht, die

ich ihnen schuldig bin. Gott bringe zur heilsamen Erkenntniß und Wiederkehr die, welche sich aus Irrthum oder Stolz von der Kirchengemeinschaft absondern und ausschließen. Sie gehen einer großen Gnade verlustig.

Gott lasse das Licht des Evangeliums durchdringen zu allen, welche noch in Unwissenheit und Aberglauben des Trostes ihrer Erlösung entbehren.

Röm. 14, 4. Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn.

Röm. 14, 12. 13. So wird nun ein Jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben. Darum laßt uns nicht mehr Einer den Andern richten; sondern das richtet vielmehr, daß Niemand seinem Bruder einen Anstoß oder Aergerniß darstelle.

Sechstes Hauptstück.

Die Lehre von dem Eid.

143. Was ist der Eid?

Der Eid ist die höchste wichtige Betheurung einer Aussage oder eines Versprechens, welche auf Befehl der Obrigkeit durch Berufung auf Gott geschieht.

Hebr 6, 19. Der Eid machet ein Ende alles Haders, dabei es fest bleibet unter ihnen.

144. Wie beruft sich der Schwörende auf Gott?

Der Schwörende nimmt Gott, den Allwissenden, Heiligen und Gerechten zum Zeugen an, daß er die Wahrheit rede, und daß

er halten wolle, was er verspricht. Er entsagt gerichtlich und feierlich allem Antheil an der Gnade Gottes, wenn er falsch schwöre.

145. Welches sind die Folgen des falschen Eides?

Die Folgen des falschen Eides oder des Meineids sind schwere, zeitliche Strafen, Verlust der Ehre und des Zutrauens, wann der Meineid entdeckt wird — unheilbare Unruhe des Gemüths, wann das Gewissen erwacht. Gott erbarme sich des Reumüthigen in der schweren Stunde des Todes.

2. Mos. 20, 7. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

3. Mos. 19, 12. Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen, und entheiligen den Namen eures Gottes, denn ich bin der Herr.

Gal. 6, 7. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

146. Was ist von dem Eidschwur zu halten, der nicht auf Befehl der Obrigkeit geschieht?

Ein solcher Schwur ist kein wahrer Eid,

sondern eine strafwürdige Nachäffung desselben, und hat keine Gültigkeit. Was vor Gott und Menschen recht und gut ist, soll Jeder ohne Schwur halten. Was unrecht und unerlaubt ist, dazu kann kein Eid verpflichten. Wie kann ich Gott zum Zeugen anrufen, daß ich etwas Böses thun wolle!

Sir. 23, 12. 17. Wer oft schwöret, der sündiget oft, und die Plage wird von seinem Hause nicht bleiben. Gewöhne deinen Mund nicht zu leichtfertigen Schwüren; denn es kommt aus bösem Vornehmen.

Matth. 5, 37. Eure Rede sey: ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel.

Siebentes Hauptstück.

Von den zukünftigen Dingen oder von der Vollendung.

---

147. Warum richtest du deinen Blick auf die zukünftigen Dinge?

Ich kann auf der Erde nie ganz rein von der Sünde werden. Die Erde kann mir nicht geben was mein Herz befriedigt.

Joh. 16, 33. In der Welt habet ihr Angst.

1. Cor. 15, 19. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.

148. Wessen getröstest du dich dabei?

Ich glaube der Versicherung Jesu Christi meines Heilandes, der für mich gestorben und auferstanden ist, daß meine Seele unsterblich sey, und nach dem Tode des Leibes zu ihm kommen werde, wenn ich ihm treu verbleiben werde bis an das Ende. Christus hat mich nicht für die wenigen Tage dieses Lebens erlöst.

Joh. 11, 25. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Joh. 17, 24. Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seyn, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.

Matth. 5, 12. Seyd fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden.

Matth. 10, 28. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.

149. Wird die Seele auf immer von dem Körper getrennt bleiben?

Christus hat seinen Jüngern die Ver-

sicherung gegeben, daß er vom Himmel wieder kehren, daß er die Todten auferwecken, und über alle Menschen Gericht halten werde.

Joh. 5, 28. 29. Verwundert euch deß nicht; denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts.

Apstlgesch. 10, 42. Christus hat uns geboten, zu predigen dem Volk, und zu zeugen, daß er ist verordnet von Gott ein Richter der Lebendigen und der Todten.

2. Cor. 5, 10. Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sey gut oder böse.

150. Wann wird Christus wieder kommen?

Gott hat aus weisen, heiligen Absichten die Zeit verborgen. Sie ausfindig machen wollen, heißt eindringen wollen in die göttlichen Geheimnisse. Wir sollen jeden Tag bereit seyn.

Mark. 13, 32. 33. Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater. Sehet zu, wachet und betet, denn ihr wisset nicht, wann es Zeit ist.

151. Was heißt das: Christus wird die Todten wieder erwecken?

Kraft der göttlichen Macht, die ihm verliehen ist, wird Christus die Seele wieder mit einem Körper vereinigen, welcher als der nämliche erkennbar ist, mit dem sie auf der Erde vereiniget war.

152. Wie werden aber die Körper derjenigen beschaffen seyn, welche für die Seligkeit bestimmt sind?

Wie der irdische Leib für den Aufenthalt des Menschen auf der Erde geschaffen war, so wird der neue Leib für das Leben im Himmel verändert seyn, ähnlich dem verklärten Leibe Jesu Christi.

1. Cor. 15, 42 — 44. Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in

Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib.

Phil. 3, 20. 21. Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten unseres Heilandes Jesu Christi, des Herrn, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe.

153. Was heißt: Christus wird Gericht halten?

Christus wird die gottlosen Menschen und die frommen Menschen auf immer von einander scheiden. Er wird über jene das Urtheil der Verdammniß aussprechen, und diese mit sich in die Seligkeit des Himmels einführen.

Matth. 25, 34. Dann wird der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.

Matth. 25, 41. Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist, dem Teufel und seinen Engeln.

154. Wel-

154. Welches wird das Schicksal der Verdammten seyn?

Die Verdammten werden in einem höchst traurigen und unglücklichen Zustande in der Gemeinschaft und unter der Gewalt der bösen Geister sich befinden. Die heilige Schrift beschreibt uns ihren Zustand zwar in bildlichen aber schrecklichen Ausdrücken.

Luk. 16, 23. 24. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf, und sah Abraham von ferne, und Lazarum in seinem Schooß, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner, und sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche, und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme.

155. Welches wird der Zustand der Frommen in jenem Leben seyn?

Von allen Sünden rein und von allen Gebrechen frei werden sie in der Gemeinschaft Gottes und Jesu Christi mit allen Engeln und Vollendeten eine ewige Seligkeit genießen, von welcher der menschliche Sinn hier auf der Erde noch gar keiner Vorstellung fähig ist.

1. Joh. 3, 2. Wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich seyn werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.

1. Petr. 1, 3 — 6. Gott hat uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel, euch, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit, welche zubereitet ist, daß sie offenbar werde zur letzten Zeit, in welcher ihr euch freuen werdet, ihr die ihr jetzt eine kleine Zeit (wo es seyn soll) traurig seyd in mancherlei Anfechtungen.

2. Cor. 4, 17. 18. Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

156. Welches wird zuletzt das Schicksal aller irdischen Dinge seyn?

Die Erde wird vergehen mit aller ihrer Herrlichkeit und mit allem ihrem Ungemach. Es wird für die Vollendeten in Gott überall nur Seligkeit und Himmel seyn.

Matth. 24, 35. Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen.

2. Petr. 3, 13. Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet.

Offenb. 21, 1. Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde vergieng.

Beiträge

zur

Religionsphilosophie.

I.

Weltgesetze.

1. Es scheint in allem Geschaffenen der Erde nur eine Hauptform zu herrschen, die durch alle Theile fortgeführt, und in dem Menschen vollendet wird. Nehmen wir die Erde im Großen als Eins, so scheint sie nach einer größern Hauptform, in der alle andern Planeten und Sonnen gebildet sind, ebenfalls mitgebildet zu seyn. Wahrscheinlich hängt auch, wie etwa die Naturreiche unsres Erdenballes oder ihre Klassen, eben so die gesammte Schöpfung auf den sämmtlichen Planeten untereinander zusammen, und es ist auch hierin ein Plan, eine Form, die durch Alles fortlauft. In einem Weltkörper fängt sie vielleicht, wenn es möglich ist, auf einer tiefern Stufe, als bei uns, an; in einem andern geht die Kette, die hier in ihrem letzten Glied, dem Menschen scheint abgerissen zu seyn,

weiter; dort in einem andern wird vielleicht eine Seitensprosse, für welche hier nicht Raum war, weiter ausgeführt, oder es sind im ganzen alles eben so viele Sprossen eines und desselbigen Stammes.

2. Wie in der Bildung eine Form, so in den Erscheinungen und Schicksalen der Dinge einerlei Gesetze, in den Gesetzen derselbige Geist. Wie der Körper nur im Gleichgewicht ruhig bleibt und sichern Stand hat, so wie er, wenn das Gleichgewicht gehoben ist, sich durch Schwingungen in dasselbe zurück arbeitet, oder auf immer aus seiner Stelle verrückt bleibt, so ists auch auffallend ähnlich im Reich geistiger Kräfte. — Wie durch die Versetzung und Zusammenmischung von Dingen, die entgegengesetzter Natur sind, entweder eines das andere verschlingt, oder beide zu Grund verdorben werden, oder sich eines von dem andern scheidet, oder eine Gährung entsteht, aus der sich etwas Neues, Besseres läutert, so ists auch mit der Zusammenmischung zweier Völker von verschiedenem Charakter, so mit der Kollision verschiedener Grundsätze und Begierden. Solche Gährungen entstanden und solche Korruptionen, als zur größten Barbarei und Sittenlosigkeit die edelste Sittenlehre Jesu, und wieder zur einfachsten Lehre Jesu die spitzfindige, neuplatonische Philosophie kam.

3. Lange hielt ich es für möglich, daß die

Erde vielleicht nie veralte, sondern ewig fortdauern werde. Nichts, dachte ich, geht doch in ihr verloren. Es ist Alles nur Wechsel, neues Leben aus dem Tod, Abgang hier, Zufluß dort. Jetzt kann ich mir nichts Anderes mehr denken, als daß sie, die einst nicht war, was sie jetzt ist, mit der Zeit auch nicht mehr das Nämliche seyn könne. Sollte das Schicksal aller Geschöpfe, die sie am mütterlichen Busen nährt, nicht zuletzt ihr eigenes seyn? Wie ein Baum dem andern, und ein Mensch dem andern, zwar nicht gerade an der nämlichen Stelle, und nicht dem nämlichen nach Gestalt und Theilen, aber doch einem seiner Art Platz macht, d. h. wie er, wenn sein Mechanismus zerstört ist, in die Erde zurückkehrt, um zu dem Neuen, das irgend einmal und an einem Ort werden soll, seine aufgelösten Theile als Material zu liefern; sollte nicht eben so die Erde ihren Theilen nach, vielleicht aus der Sonne, der Schöpfungsstätte der Planeten, sich losgewunden, ihren Theilen nach in diesem Punkt des Weltalles sich gesammelt haben? — Sie hat in den Fluthen, die sie bedeckten, als Embryo die Periode ihrer ersten Bildung ausgehalten, sie hat in ihren gewaltsamen Erschütterungen, in ihren ehemals so zahlreichen Vulkanen, in ihren Ueberschwemmungen, die Krankheiten ihrer Kinderjahre, der jugendlichen Gichter der gährenden Säfte des noch nicht berichtigten Gleichgewichts ihrer festen und flüssigen Theile überstanden; jetzt scheint sie in ihren besten, blühendsten Jahren zu gedeihen; aber

einst wird sie, wenn es wahr ist, was einige Kosmologen gegen den Widerspruch anderer behaupten, daß sie nach und nach immer eine engere Bahn um die Sonne beschreibe, einst wird sie alt und lebenssatt in den mütterlichen Schooß der Sonne zurückkehren, sich wieder auflösen, sich neu und anderst zusammensetzen, d. h. Theile zu andern Kompositionen hergeben, Theile von andern Destruktionen empfangen; unterdessen wird ein neuer ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weise entstehen, ihren Platz einnehmen, damit überall, wie im Kleinen, so im Großen, wie im Raum, so in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrsche.

II.

Engel und Teufel.

Daß die Planeten Weltkörper und die Firsterne Mittelpunkte eben so vieler Planetensysteme seyen, ist ausgemacht. Daß jeder, wenn er nur für irgend eine Klasse von Wesen bewohnbar ist, auch von denselben bewohnt sey und wenigstens einmal bewohnt gewesen sey, oder noch seyn werde, ist eben so wenig zu bezweifeln. Daß unter diesen viele Vernünftige seyn müssen, läßt sich natürlich erwarten. Daß in allen bewohnten Erdkörpern Mannigfaltigkeit herrsche, vielleicht überall eine vernünftige Klasse, aber nirgends als auf der Erde Menschen seyen, daß einige, an Geisteskräften von uns stufenweise hinab, mehrere hinauf steigen, kann aus der uns bekannten Schöpfung analogisch geschlossen werden. Wollen wir nun unter Engeln vernünftige Wesen verstehen, die uns an Geisteskräften charakteristisch übertreffen, (Anderes können wir ohnehin

nichts darunter verstehen) so ist auch der Vernunft nichts begreiflicher, als daß es Engel geben müsse. Nun aber müssen diejenigen, die ihre höhern Kräfte gut anwenden, in dem nämlichen Verhältniß viel besser seyn als wir; und die, welche einen bösen Gebrauch von den ihrigen machen, viel böser und verworfener, gerade wie unter den Menschen selbst ein mächtiger und verschmitzter Bösewicht viel gefährlicher und schlimmer ist, als ein anderer. Und so hätten wir nicht nur Engel überhaupt, sondern auch gute Engel und Teufel.

Daß aber jene uns beschützen und auf den Händen tragen, diese zum Bösen verführen und fällen können, das zu hoffen und zu fürchten, wäre vorläufig so thöricht, als sich auf eine kräftigere Arzneipflanze, die im sonnennahen Merkur gedeiht, zu verlassen, so hypochondrisch, als von einem giftigern Molch im fern kreisenden Saturn sich bang werden zu lassen.

Wir Erdenkinder sind einer des andern Engel, (der meinige wollest du seyn ehrlicher Bete Winkelmann!) einer des andern Teufel, mancher sein eigener.

III.

Geister und Gespenster.

Geist und Gespenst werden im gemeinen Leben oft verwechselt, müssen aber unterschieden werden. Nicht jeder Geist, selbst auf dem Gebiet des Aberglaubens, ist ein Gespenst. Der Geist ist unsichtbar, das Gespenst ist sichtbar.

Geist, in welcherlei Sinn man das Wort nehmen will, bezeichnet allemal die unsichtbare Ursache zu einer wahrnehmbaren Wirkung, und ursprünglich gar nichts Anderes.

Den ältesten Anspruch auf diese Benennung haben daher Athem, Luft, Wind; hebräisch Ruach, griechisch: πνευμα ανεμος, lateinisch: animus und spiritus.

Geist im Wein, das Unsichtbare, Belebende, Erwärmende, Stärkende, Berauschende im Wein.

Geist im Menschen, das Unsichtbare, Belebende, Thätige, Schaffende im menschlichen Körper.

Geister in Feld und Hain, die unsichtbaren Naturkräfte bei allen Nationen, selbst hie und da in der Bibel, Dryaden, Brunnengeister, Berggeister, Gnomen, Elfen, der Engel an der Tenne Arafna ꝛc.

Der ewige göttliche Geist, die ewige unsichtbare Ursache, durch welche Alles ist, und in seiner Ordnung und Kraft besteht. Röm. 1, 20. Apostgesch. 17, 24. 25. 28.

Eine solche unsichtbare Ursache zu ihrer wahrnehmbaren Wirkung kann nun zugleich eine ganz unbekannte Ursache seyn, oder sie kann durch Zufall, Beobachtung, oder tiefes Nachdenken, dem menschlichen Verstande wenigstens bis auf einen gewissen Grad erkennbar und erklärbar werden. Im letzten Fall wird oft die Benennung Geist, im Sprachgebrauch, wenigstens mit der Länge der Zeit aufgegeben, oder wenn man sie beibehält, so denkt man sich dabei, so viel man von der Sache weiß.

Im ersten Fall kann sich der Mensch nicht begnügen bei der Idee unsichtbare Ursache stille zu stehen. Der Denkende forscht und macht Hy-

pothesen, bis er den Geist ergriffen hat, oder ergriffen zu haben glaubt, und der sinnliche Naturmensch, der träge, der nicht selber denken, nicht einmal Andern nachdenken mag, und der rohe, der Beides nicht einmal kann, personificirt sich die unsichtbaren und unbekannten wirkenden Kräfte, denkt sie sich und seinem Geiste ähnlich als verständig handelnde Wesen, oder er erklärt sich das Unbekannte aus dem analogen Bekannten, oder Bekanntern. Auch das ist eine Hypothese und gar nicht die absurdeste, die in dieser Materie schon zur Sprache gekommen ist.

Aus dieser etymologischen Betrachtung geht hervor, was auch die Erfahrung lehret:

1) daß es Geister geben könne, d. h. unsichtbare und unerkannte Ursachen zu sichtbaren Wirkungen, die sich der menschliche Geist, im nämlichen Grade, wie er die Wirkungen regelmäßig und Zwecke dadurch erreicht findet, nothgedrungen als sich ähnliche, d. h. denkende und handelnde Wesen vorstellt.

2) Daß der Geister immer weniger werden, je mehr man durch Beobachtung und Nachdenken mit der Natur bekannt wird.

3) Daß man nach und nach, je öfter und länger man durch neue Entdeckungen die Erfahrung macht, daß das, was man einst für Geister hielt, keine solche seyen, [illegible] auf den Ge-

danken kommen könne, es gebe gar keine Geister, und daß diese Vermuthung nichts weniger als sicher sey, wenn sie keinen andern Grund hat, als den Schluß aus der Erfahrung: Nicht alles sind Geister, was man bisher oder einst dafür hielt.

4) Daß zur nämlichen Zeit in einer Gegend Geister seyn können, wo in einer andern und nahen keine sind, z. B. auf dem Land mehr als in Städten,

Und so läßt sich denn auf der Studierstube ausmachen, daß auch

5) bei uns auf dem Lande der Geisterglaube noch ganz und gar seyn müsse, weil unsere Landleute, auch die verständigsten, und selbst die Schullehrer und selbst die Pfarrer noch lange nicht im Stande sind, zu allen Erscheinungen des Lebens die unsichtbare Ursache zu erkennen oder zu zeigen.

Dürfte aber der Frage, wie dieser Geisterglaube zu tödten sey, nicht eine andere voraus zu setzen seyn, ob er getödtet werden könne, und wenn er unschädlich und weise geleitet werden kann, ob es rathsam sey, ihn tödten zu wollen.

Jedes Volk und jede Volksreligion auf der Erde hat unter diesem oder einem andern Namen und Typus ihre Geister, — liebliche oder

häßliche und schreckliche Wesen, Gebilde einer feinern oder einer groben sinnlichen Phantasie, und jedes Volk streift sich erst alsdann in seinen einzelnen Individuis und nie in allen, und nie ganz von ihnen los, wenn es zu einer hohen Aufklärung sich emporgeschwungen hat. Bis dahin liegt der Glaube an sie im menschlichen Geist selbst und ist ihm Bedürfniß. Man müßte, wenn man ihn davon befreien wollte, ehe man ihm alles Unerklärbare in der Natur und den Erscheinungen des Lebens erklärt hat, entweder den Zusammenhang zwischen Wirkungen und Ursachen zerreissen, und ihn gewöhnen, Wirkungen zu beobachten, ohne sich um die Ursache dazu zu bekümmern, d. h. nicht mehr zu denken sondern blos zu genießen und zu dulden, was der Zufall bringt, oder man müßte die immer geschäftige, bindende und einkleidende Phantasie in ihm tödten, die überall anblümt, wo für den denkenden Verstand noch keine Ernte steht. Aber, wer vermag das Eine oder das Andere? Wer kann es auch nur wollen?

Es ist wahr, daß unser Geisterglaube ein geschmackloser und häßlicher Geisterglaube sey, und wir haben ihn, oder wenigstens die Keime dazu der christlichen Religion zu verdanken, so wie wir sie empfangen haben, auf daß es wahr bleibe, die Vorsehung gebe uns kein so großes und schätzbares Gut, zu dem wir nicht eine kleine Zugabe von Ungemach mitnehmen müssen, so wie nach dem

alten Sprichwort auch umgekehrt, kein Unglück so groß ist, es sey denn ein kleines Glück dabei.

Jede Nation, die sich frei bildete, schaffte sich ihre eigene Mythologie, oder modificirte sich die entlehnte ihrem Genius gemäs. Sey sie ursprünglich so roh und dürftig sie wolle, sie ist wie das Volk dem sie angehört, ihm, seinem Charakter, seinen Bedürfnissen, seinem Boden und Himmel eigen, oder angeeignet, und kann mit der Zeit sich veredeln und sinnig bereichern, wie das Volk selbst sich veredelt, seinen Boden um sich verschönert und sein Himmel über ihm milder und heiterer wird.

Die Mythologie der Deutschen war, so viel wir von ihr wissen, einer solchen Veredlung und Bereicherung wohl fähig, aber sie mußte der christlichen Religion weichen, die uns einen fremden unnationalen Geisterglauben brachte, den sie zum Theil selber nur von den Juden, so wie diese von den Chaldäern aufgeladen hatte, und der unter unserm nördlichen Himmel, für welchen er nicht geeignet ist, nothwendig verkrüppelte, und die Triebkraft seiner noch unentwickellen Blüthenknospen verlor, wie eine Pflanze, die ihr aus ihrem warmen heimischen Boden in einen andern und schlechtern versetzt. Daher müssen wir selbst, wenn wir das Bedürfniß eines edlen Geisterlebens um uns fühlen, und uns in seine entzauberten Kreise zurück sehnen und gerne

zurück

zurück täuschen wollen, noch einmal zu einer fremden, aber unter ihrem eigenen Himmel frei und unbeschrien ausgebildeten Mythologie, der griechischen, greifen, weil wir unsere eigenthümliche verloren haben und den eingetauschten orientalischen Geisterglauben mit seinen spätern abendländischen Auswüchsen nicht brauchen können. Und dem gemeinen Mann, der von den Göttern Griechenlands nichts weiß, und wegen ihrer Unverträgbarkeit mit dem christlichen Religionsglauben nichts wissen darf, bleibt zur Belebung der Natur um ihn her, und zur Belebung seiner eigenen Wohnung mit unsinnlichen Wesen und personifizirt wirkenden Ursachen zu unerklärbaren Wirkungen nichts übrig, als, ein Paar unschuldige Berggeister abgerechnet, die bösen Geister, die in der Luft herrschen, die Geister alter Ritter, Mönche und Missethäter im Zwinger zerstörter Burgen, umgebauter Klöster und moderner Hochgerichte und Kirchhöfe, höchst selten und immer seltener fast nur noch bei andern da und dort ein Engel, und es wäre, (incidenter es zu erwähnen), eine Frage, die nicht nur in psychologischer, sodann selbst in moralischer und religiöser Hinsicht eine Untersuchung verdiente, warum der Glaube an einen Verkehr der Engel auf der Erde fast ganz verschwunden ist, während der Teufelsglaube noch kräftig sich behauptet, und warum jener sich nie so entwickelt und ausgebildet und mannigfaltig modificirt hat, wie dieser, da doch die Bibel eben so

viele, wo nicht mehr, und sicherere wenigstens ansprechende Data dazu gibt.

Indessen ist es nun mit unserm Volksaberglauben, wie es ist, und die Zeit die ihn uns gegeben hat, läßt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn wo möglich zu verschönern und zu veredeln, und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen

1) Weil er so tief in der Natur des sinnlichen Menschen und in der sinnlichen Natur jedes Menschen überhaupt liegt, und nicht in sie hineingetragen, sondern in ihr geboren und daheim ist.

2) Weil wir alle noch gar nicht gewiß wissen, wenn wir auch um unserer Aufklärung zu schmeicheln und zu wissen meinen, daß es gar keine Geister, keine unsichtbaren Bewohner unseres Planeten und keinen verborgenen Verkehr von ausserirdischen Geistern mit ihm gebe. Oder woher wüßten wirs, die wir noch das Datum angeben können, vor welchem man von den magnetischen, elektrischen, galvanischen und andern physischen Kräften und ihrem Einfluß nichts wußte? Es ist viel leichter von etwas Bekanntem wissen, daß es

sey, als von dem Unbekannten, und doch an sich Möglichen beweisen, daß es nicht sey.

3) Gesetzt, wir wissens und erkennens aus sichern Gründen a priori oder aus einem Wahrheitsgefühl, das oft, und vielleicht in den meisten Fällen, den mangelhaften Beweisen das Complementum zur Ueberzeugung gibt, wie werden wir dem gemeinen Mann unsere Ueberzeugung mitzutheilen im Stande seyn, wenn wir nicht in jedem einzelnen Fall, das, was er für Geisterwirkung halten muß, natürlich zu erklären oder die vorgeblichen Fakta zu widerlegen wissen? Soll er uns gegen seine vermeinten oder wirklichen Erfahrungen und seine befestigten Traditionen aufs Wort glauben? Wird ers? Wollen wirs verlangen, die wir doch selber gegen allen blinden Glauben eifern?

4) Noch einmal gesetzt, wir wissens und erkennens, glauben wenigstens immer, daß verwandte Geister uns umschweben und besuchen können, — wir sind ausgegangen aus dem lieblichen Paradies, wo noch die Elohim in der Abendkühle unter den Bäumen wandeln, und der Cherub der Aufklärung steht an der Pforte und läßt uns nicht mehr hinein, — um was ists besser mit uns geworden? Blicken wir nicht noch oft über die Planken hinein und

sehnen uns zurück? Warum bieten wir so gerne den Dichtern die Hand, die uns durch unbewachte Seitenpförtchen wieder auf einen Augenblick hineinführen? Warum kommen wir so oft mit einer höhern Weihe für das Schöne und Gute wieder heraus?

5) Man kann den Glauben, daß es Geister gebe, wenn er nur veredelt ist, ohne Anstand als eine vorliegende Schanze um den Glauben an Gott, und in einigen Modificationen desselben, um den Glauben an Seelenunsterblichkeit und an Vergeltung nach dem Tode für das Unvergoltene vor dem Tode, also wohl für die drei wichtigsten und heiligsten Glaubenslehren ansehen. Immer gut für die gute Sache, wenn die feindliche Macht des Unglaubens unserer und der künftigen Tage, erst nach und nach lange an solchen Vorwerken niederzureißen hat, ehe sie den Katapult an das Heilige selber ansetzen kann. Warum wollen wir es thun, die wir das Heilige zu bewahren da sind? Laßt uns, wie die Weisen aller Zeiten, Wahrheit in die Mythen legen, falls wir sie dafür halten, und dem gelehrten Zunftgeist entsagen, der da will, daß alle Menschen, fähig dazu oder unfähig, die Wahrheit in der nämlichen reinen Form anschauen und festhalten sollen!

6) Christus selber und seine Apostel, auch damals

noch, als sie den heiligen Geist empfangen hatten, der sie in alle Wahrheit leitete, begünstigen in ihrer Lehre den Glauben an den Einfluß guter und böser Geister mehr, als sie ihm entgegen arbeiten. Glaubten er und sie selber daran, so werden wir wohl auch keine andere Wahl haben. Befolgten sie aber nur die Klugheitsmaxime der vorigen Nummer, so geben sie uns ein beherzigungswerthes Beispiel. Oder wäre der gemeine oder gemeinste Mann en gros jetzt gereifter und empfänglicher für die reine trockene Wahrheit ohne Hülle, als damals die Juden, Griechen und Römer, bereitwilliger seine Vorurtheile abzulegen, und wir sicherer, daß er nicht mit seinen Irrthümern auch die Wahrheit wegwerfen würde, die sich in jene mischt, wie das Licht in die Finsterniß in der milden Dämmerung. Das Fortrücken in der Kalender-Jahrzahl macht wohl den Menschen, aber nicht die Menschheit reifer.

So viel von den Geistern.

Ein Gespenst ist ein sichtbar gewordener Geist, und zwar nach dem Sprachgebrauch böser Art. Das Wort scheint von Spinnen herzukommen und eben das nämliche mit Gespinnst (Luft oder Hirngespinnst) zu seyn. Wenigstens verdient es diese Ableitung, obgleich Adelung das alte

deutsche Wort: Spanen, Ueberredeh für das Stammwort hält, und Gespenst bei den Alten oft Suggestio diabolica bedeutet.

Es steht daher Matth. 14, 26. richtig φαντασμά und Luther übersetzt richtig, Sie sprachen: es ist ein Gespenst, obgleich in andern Stellen z. B. Lucas 24, 37. wieder πνευμα gesetzt wird.

Ein sichtbarer Geist wäre nun freilich nach dem Begriff ein Widerspruch, folglich ein Hirngespinnst. Aber seine Gegenwart darf nach der ächten Gespensterlehre eigentlich nur durch eine scheinbare Hülle dem Auge erkennbar werden. Man muß mit einem Schwerdt mitten durch ihn hinfahren können, ohne ihn zu verwunden. Und er ist demnach ein Luftgespinnst. Christus belehrt daher seine Jünger richtig, wie natürlich: „Tretet näher und betastet mich. Ein Geist (Gespenst) hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß ich habe."

Dem Gespennsterglauben möchte ich nun freilich das Wort nicht reden. Er scheint blos zum Schrecken und Betrügen gut zu seyn. Indessen überlasse ich die Vorschläge, wie er zu vertilgen sey, mit Bescheidenheit denen Menschenkennern unter uns, die in ihrer nähern Berührung mit dem gemeinen Mann, zu den längst bekannten und leicht zu findenden Heilmitteln gegen diesen Aberglauben neue und wirksamere mögen gefunden haben.

IV.

Hang zur Abgötterei.

Hang zur Abgötterei ist in einem gewissen Sinn der Menschheit, so wie sie im Ganzen vor dem Blick des Beobachters sich darstellt, nach dem Maße, Verhältniß und der Richtung ihrer geistigen Kräfte natürlich, unwiderstehlich, durch keine Dämme einzuschränken, durch keine Gewalt auszulöschen. Ich will sagen, es ist dem Gros der Menschheit nicht möglich sich einen reinen würdigen Begriff der Gottheit, ein reines geistiges, umfassendes Bild seiner Vollkommenheiten zu denken. Es wird selbst dem Weisen schwer es zu abstrahiren, von sinnlichem Zusatz rein, und immer fest zu halten. Gelänge es auch jenem, und ist es diesem gelungen, so ist es erst kein Gott nach seinen Bedürfnissen. Nur ein Gott für seinen Verstand, wenn er einen Gegenstand sucht, an dem er seine Denkkraft zur

höchsten möglichen angestrengten Höhe hinauf heben kann, aber kein Gott für das Herz, kein Gott für das Leben; ein Gott, bei dessen Gedanken selbst die feinere, edlere Sinnlichkeit, die doch immer beschäftigt seyn will, und mit ins Interesse des Verstandes gezogen seyn muß, wenn etwas für den Menschen Interesse haben soll, so gar nichts zu sagen und zu thun hat. Kein Wunder also, daß sie sich etwas zu thun macht, und ihre Ranken schießen und an dem intellektuellen Begriff sich anschmiegen und anklammern, oder auch, wenn er sie nicht fassen und festhalten kann, abwärts an der Erde hinkriechen läßt. Alle Nationen, die sich selbst überlassen blieben, haben daher auf dem einen oder andern Weg sich in gröbere oder feinere Abgötterei, oder wenigstens Gottesbildnerei verloren. Entweder haben sie die Gottheit unwürdig zur Menschlichkeit hinabgezogen, oder irdische sinnliche Gegenstände auf den Thron der Gottheit erhöht. Glücklich genug, wenn die Bildung des Gottes oder Götterglaubens nicht dem Zufall oder der rohen Sinnlichkeit des großen Haufens überlassen blieb, sondern da oder dort von einem Weisen und Guten der Nation für den Genius und die Fassungskraft seiner Mitbürger besorgt und festgesetzt war.

Selbst eine Nation, bei der Glaube und Verehrung eines Gottes, ohne Bild, Staatsgrundgesetz war, die jüdische, eine Nation, bei der dieser Gottesglaube so genau und innig in die Ge-

schichte, politische Verfassung und häusliche Lebensart verwebt war, bei der die muthvollsten, feurigsten und aufgeklärtesten Lehrer des wahren Gottesglaubens auftraten, bei der für die Sinnlichkeit durch den prachtvollsten, mannigfaltigsten Ceremoniendienst schien gesorgt zu seyn, bei der die Vorsehung fast durch unmittelbare Anstalten und Einwirkungen den Glauben an die Grundwahrheit aller Religionskenntnisse zu bewahren schien, selbst die jüdische Nation schwankte alle Augenblicke über die schmale, schwer zu haltende Linie hinaus, goß güldene Kälber, buhlte fremden Göttern nach, und opferte auf den Höhen. Selbst diese Nation, als sie von dem Taumel der unvernünftigen Gottesversinnlichung geheilt und genüchtert schien, scheiterte noch mit ihrer Vernunft an dem rein mosaischen Gottesbegriff und sah sich entweder auf die dürre Sandbank pharisäischer Orthodoxie, Casuistik und Ziererei, oder an die harte Klippe des sadducäischen Unglaubens verschlagen. — War eine schönere, würdigere und wohlthätigere Auskunft möglich, als die, welche die Gottheit traf, als sie den erhabensten und reinsten Begriff ihres Wesens und ihrer Vollkommenheiten durch einen guten Menschen lehrte, und das Geistige und Unbegreifliche und Unsichtbare in dem guten Menschen selber verkörperte? Konnte sie dem schwachen Menschenherzen, das nun einmal Bild statt Begriffes und einen menschlichen Gott haben mußte, ein edleres Bild, und einen göttlichern Menschen, oder einen menschlichern Gott zur

Liebe, Verehrung und zum Vertrauen aufstellen, als den, welchen sie aufgestellt hat — Jesum? Und wenn auch der kirchliche Begriff zu weit geht, ist er nicht der unschädlichste und noch immer der würdigste, die Lücke, die Gott dem schwachen Menschenherzen und der lebhaften Sinnlichkeit selber öffnete, weil sie doch irgend wo einen freien Spielraum haben mußte? War es nicht Weisheit, daß er ihr diese Lücke öffnete, damit sie nicht an einem gefährlichern Ort die Schranken der Wahrheit durchbräche?

V.

Glaube und Vergeltung.

Es ist mir nicht genug zu vermuthen, daß Gott in einem Leben überhaupt das Gute belohnen, und das Böse ahnden werde. — Er wird wohl den Guten, d. h. den der mehr Gutes als Böses gethan hat, die Folgen seiner bösen Handlungen gleichwohl auch fühlen lassen, so wie dem Bösen, aus den Folgen seiner guten Handlungen Tropfen der Linderung in den bittern Kelch sich mischen werden. Also keine absolute Seligkeit und keine ganz trostlose Hölle, so wie auf der Erde keine absolute Tugend und kein absolutes Laster.

Aber wenn ich fragen soll: was wird seyn? so muß ich die Frage, was seyn werde? und nicht was mir das liebste wäre? beantworten, sonst bin ich

dem Thoren gleich, der sich einbildet, er müsse diesesmal im Lotto gewinnen, weil er des Gewinstes so gar bedürftig ist, und könnte leicht dem noch größern Thoren gleich werden, der auf den zukünftigen Gewinn hin schon rechnet und zehret.

Der Glaube an einen büßenden Erlöser, er sey gegründet oder nicht, ist allemal tröstlich im Leben und am Rande des Grabes, für den, der glauben kann.

Der nicht an ihn glauben mag oder kann, muß dieses Trostes entbehren; über den Rand aber des Grabs hinaus kann es wohl wenig schaden, nicht geglaubt zu haben, was man nicht glauben konnte. Denn wäre dieser Glaube eitel, so wäre es offenbar besser nicht zu glauben an das, und nicht zu hoffen auf das, was nicht ist. Wäre aber wirklich ein büßender Erlöser da, — nun dann — ich traue Gott schon ohne Erlöser zu, und es ist mir begreiflich, daß er mich um meiner menschlichen Fehler willen aus Liebe nicht ganz und nicht ewig unglücklich machen werde. Hat er aber wirklich seinen eingeborenen Sohn auch noch zum Sühnopfer dahin gegeben, so muß er mich noch mehr lieben, als ich ihm zutraue, mehr als alle Vernunft begreifen kann, so kann er vermöge seiner größern unbegreiflichen Liebe nicht thun, was er schon nach seiner geringeren begreiflichen Liebe nicht hätte thun können, so kann er keinem kapriciösen Wohlthäter

gleichen, der alle seine Wohlthaten an wunderliche Bedingungen knüpft. Und das thäte er doch, wenn er den, welcher das, was die protestantische oder katholische Kirche sagt, (weil er nicht prüfen kann oder mag), geradezu glaubt, selig machte, und den der gern glauben möchte, und gewiß glauben würde, wenn er könnte, verdammen wollte. — Was ist auch Glaube an sich? Wer nicht glaubt, um zu handeln, der erfüllt, um die wichtigste Wohlthat zu erlangen, die einfältigste Bedingung. Wer glaubt und darum gut handelt, weil er glaubt, — den Glücklichen macht sein Glaube selig. Wer aber ohne den Glauben gut handelt, auch dessen wird sich Gott erbarmen, oder es komme keiner und überrede mich, Gott habe die Menschen so lieb, daß er auch seinen Sohn für sie dahin gegeben habe.

VI.

Ein Vermuthungsgrund für die Immaterialität der Seele.

Die Physiker haben erwiesen, daß der Körper des Menschen sich unaufhörlich wandele und in wenig Jahren aller Theilen nach ein ganz veränderter und neuer Körper sey. Also nach zehn Jahren auch andere Nerven, den Bestandtheilen nach — und anderer Nervensaft, natürlich, und doch noch immer die alte Seele; — die Seele muß also nicht aus Materie bestehen.

Mein Körper hat sich nämlich nun schon wenigstens zum drittenmal ganz geändert, und ich habe nichts davon gemerkt, habe immer das nämliche Bewußtseyn gehabt; fühle, daß ich noch immer das nämliche Individuum bin. Was ists für ein

Theil meines Wesens in mir, der dieses fühlt und erkennt? Was ist für ein fixer Punkt meines unveränderlichen Daseyns in mir, vermöge dessen ich trotz alles Abreibens und Wegdünstens der Materie doch immer der Nämliche bin? Muß es nicht selbst etwas Unwandelbares und somit etwas Immaterielles seyn?

Daß die vernarbte Wunde an dem Arm, den ich jetzt habe, noch sticht, wie sie an dem stach, an welchem sie geschlagen und geheilet ward, ist noch begreiflich. Die Narbe selbst belehrt mich, daß hier die Theile auf eine fehlerhafte unnatürliche Art zusammengesetzt sind, und daß hier die organische Wirkung der Natur so lange nicht zurücktreten könne, so lange sich die Narbe nicht verliert. Also auch die neuen Theile setzen sich allemal wieder fehlerhaft an, und so lang muß ich immer neuen Schmerz empfinden. Nicht die Wunde, die ich vor zwanzig Jahren empfangen habe, auch nicht die Narbe, die sich damals überzog, sticht mich jetzt mehr, sondern die, welche ich jetzt habe, aus dem nämlichen Grund, warum mich jene schmerzte. Das wäre also begreiflich.

Daß ich aber eine Rede, ein Gedicht, eine Musik, die ich mit meinem jetzigen Ohr höre, wieder als die nämliche erkennen kann, die ich vor fünfzehn Jahren schon auswendig gelernt, oder auch nur mit besonderem Antheil und Wohlgefallen gehört hatte;

ja, daß diese Finger eine Musik noch auf dem Klavier zu spielen wissen, an die ich vielleicht in so viel Jahren nicht gedacht habe, das ist unbegreiflich, wenn nicht etwas in mir wäre, das seit jener Zeit keinen Wechsel seiner Theile erlitten hat, und also immateriell ist.

VII.

Auferstehung.

Sey der Glaube, daß wir in der Auferstehung den nämlichen Körper wieder bekommen sollen, der uns jetzt kleidet, in der Bibel gegründet oder nicht, so deucht mir doch wenigstens eine physische Wahrheit, die am öftersten als Einwendung gegen ihn gebraucht wird, gerade für ihn zu seyn, wenigstens ihm einen recht erträglichen Sinn zu geben. „Nie, sagt man, ist ja der Körper der nämliche; unaufhörlich gehen ihm alte Theile ab, und setzen sich neue an die Stelle derselben an. Höchstens nach zehn Jahren ist von allen Theilen, die ich jetzt zu meinem Körper rechne, keiner mehr mein. Was abgeht, fällt der Natur heim, und wird in ihrem Schooß zu neuen Formen verarbeitet, so wie zuletzt der ganze Körper der Natur heimfällt und in seine

Theile aufgelöset wird, die in einer neuen Zusammensetzung wieder Theile eines andern Körpers werden. Wollte Jeder in der Auferstehung wieder Anspruch machen nur auf das, was zu einer gewissen Zeit zu seinem Körper gehörte, so würde der Streit der sieben Brüder, die ein Weib hatten, nichts seyn, gegen den unauflöslichen Prozeß derer, die alle jene Theile mit gleichem Recht als die ihrigen ansprechen würden. Wollte gar Jeder wieder in seinem Körper vereinigen, was jemals sein Körper war, — welch ein Widerspruch, welch ein Monstrum müßte der neue Engelskörper seyn!"

Alles wahr, antworte ich, und doch, wenn schon unser Körper unaufhörlich sich wandelt, spricht Jeder, ohne sich durch die Behauptung der Physiker irre machen zu lassen, und der Physiker selbst von seinem Körper, den er noch im sechzigsten Jahre hat, als von dem nämlichen, den er jederzeit hatte. „Vor zwanzig Jahren," sagt er, „hab' ich dieses Bein gebrochen; dieses Muttermahl hab' ich mit auf die Welt gebracht." Wäre dieses auch nur simpler Sprachgebrauch, und die Schrift redete irgendwo von Auferstehung des nämlichen Körpers, oder begünstigte wenigstens die Redensart, so wäre sie schon dadurch vor dem Vorwurf einer behaupteten oder begünstigten Ungereimtheit gesichert, da sie sich vernünftiger Weise nach dem Sprachgebrauch richten mußte, und in der Lehre von der Auferstehung so wenig auf die Gesetze der stets umschaffenden Natur,

als in den Stellen, wo von Bewegung himmlischer Körper die Rede ist, auf das Kopernikanische System Rücksicht nehmen konnte. Sie sagte dem Sprachgebrauch nach nur so viel: Du wirst in der Auferstehung den nämlichen Körper wieder bekommen, den du jetzt hast, wie du jetzt den nämlichen Arm hast, den du vor zwanzig Jahren entzwei brachst. Doch es ist auch nicht einmal blos unschicklich gewählter Sprachgebrauch, den Körper, wenn er auch nicht mehr aus den nämlichen Theilen besteht, doch noch den nämlichen zu nennen. Die Finger, die du jetzt hast, spielen denn doch noch mit der nämlichen Geläufigkeit die Arie, die sie vor zehn Jahren auf dem Klavier spielten; die Nase hat noch dieselbe Beugung, denselben Höcker; die vernarbte Wunde sticht noch, wie sie vor zehn Jahren stach. Kurz, Lage, Verbindung, Mischung der Bestandtheile des Körpers, Gestalt, Fertigkeit und Eigenschaften desselben, leiden unter dem steten Wechsellauf der Theile so wenig, daß sie eine gewisse Identität des Körpers als solches darstellen. So werden wir auch einst den nämlichen Körper wieder empfangen, das hieße, eine Hülle, die aus ähnlichen Bestandtheilen nach dem Plan und Gesetz gebildet ist, wenn auch gleich nicht die nämlichen Erdtheilchen, die die Natur diesen Sommer in der Organisation einer Bohne vereinigte, und die heute, als ich sie aß, in einen pars mei animalisirt wurde, wieder an dem nämlichen Ort werden zu finden seyn, wo-

die Natur sie jetzt zur Erhaltung des Körpers anbringt.

Aber, — sag' ich auch wieder, — und dieser Einwurf deucht mir von ganz anderm Gehalt zu seyn, der künftige Körper soll verklärt seyn, und läßt er sich so verklären, daß er nicht auch an Gestalt, an Lage, Verbindung und Mischung der Bestandtheile, an Fertigkeiten und Eigenschaften ein anderer werde? Freilich, wenn wir unter Verklärung nur eine schönere, blendende Farbe verstehen wollen, so wird es Gott ein Leichtes seyn, so viele, bis jetzt noch gebundene Lichtmaterie aus den Körpern zu entwickeln, als zur Hervorbringung eines solchen Phänomens nöthig seyn wird. Aber traun, die Verklärung ist etwas Anderes.. Jedes Geschöpf der Erde hat, wie es der Weisheit des Schöpfers angemessen ist, gerade die Einrichtung seiner Maschine erhalten, die zu dem Endzwecke, warum es lebt, erforderlich war. Die Eiche, bestimmt Jahrhunderte lang eine Welt von Geschöpfen zu beherbergen und zu nähren, und im großen Umfang, des Stammes und der Aeste dem Sturme zu trotzen, schlägt ihre Wurzeln so stark und so tief und so ausgebreitet, daß sie auch einen solchen Baum zu nähren und festzuhalten im Stande sind. Die Anziehungsgefäße des Nußbaums, der uns mit öligten Früchten versehen soll, sind so beschaffen, daß sie die Theile der allgemeinen Masse nicht anziehen können, welche in den Kirschbaum übergehen, dessen wässerichte Frucht

nur kühlen und erquicken soll. Der Fisch, zum Bewohner des Wassers bestimmt, hat seine Flossen, wie der Vogel seine Fittige, das Eichhorn seine Krallen. So hat auch der Körper des Menschen jetzt gerade die Einrichtung, die zu seinem Zweck erforderlich ist, die er haben muß, damit die Seele in ihm die Fertigkeiten erwerbe, die sie, so lang sie ihn bewohnt, ihrer Bestimmung nach erwerben soll. Da es uns z. B. jetzt so wenig etwas angeht, was für Würmer in den Eingeweiden der Infusionsthierchen sich nähren, als was für Geschöpfe die Berge des Mondes abweiden, so ist auch unser natürliches Sehorgan weder Mikroskop noch Tubus genug, um Eins oder das Andere zu bemerken. Es reicht gerade auf den Grad von Nähe und Ferne, und sieht gerade unter dem Winkel, der zu unserer Bestimmung hier erforderlich ist. So wenig wir aber in der Zukunft ohne Bestimmung und Geschäft vegetiren werden, so wenig wird unser Geschäft und unsere Lage dort wieder die nämliche seyn, die sie hier war, sonst hätte uns der Schöpfer ohne weitere Umstände hier lassen können. Aber wird denn auch der Körper, der uns kleiden soll, noch der nämliche seyn können?

Sey dort unser Geschäft, welches es will, — wenn wir in einen neuen Körper gekleidet werden, so wird er für dasselbe eingerichtet und modificirt seyn. In dem nämlichen Verhältniß, wie dort die Gegenstände, an denen wir höhere Vernunft und

Tugend üben sollen, anders und geistiger seyn werden, in dem nämlichen wird auch der Körper anders und vollkommener, d. h. er wird verklärt, aber eben darum nicht der nämliche seyn.

Es war also der Mühe werth nachzusehen, ob uns denn die Bibel zur Wiederbesitznehmung des alten Körpers Hoffnung mache, und siehe, da sagt uns wenigstens Paulus: — es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib.

VIII.

Haben wir schon einmal gelebt?

Das Leben ist so süß, und doch so beschränkt. Wir hoffen ein zweites. — Haben wir schon vielleicht auch ein früheres gelebt?

1.

Gründe für die Verneinung:

1) Wir haben gar keine Ursache es anzunehmen.
Keine Erinnerungen,
Zeugnisse, oder
Erscheinungen, die so räthselhaft wären, daß sie einzig dadurch erklärbar würden.

2) Wir haben sogar Ursache es zu bezweifeln. Man betrachte das neugeborne Kind und seinen Zustand, sein spät eintretendes Bewußtseyn. Wie neu ihm Alles! Wie mühsam das Lernen! Wie viel Fragen!

2.

Vermuthungsgründe für die Bejahung.

1) Es ist doch möglich. Hier, oder anderswo. — Müssen wir für Alles Erfahrung haben? — Wir hätten aus einer süßen Schale der Lethe getrunken, und es wartete auf uns eine süßere der Mneme.

Wie Vieles vergessen wir aus diesem Leben!

2) Es ließen sich sogar sehr vernünftige Zwecke dabei denken.

a) Wir waren in einem unvollkommenen Zustand. Successives Steigen; — die Leiter ist groß.

b) Oder in einem ähnlichen, — vielleicht höhern. — Vielseitigkeit der Erfahrungen; Weisheit ist die Frucht der Erfahrungen; aber wie wenige bietet ein Leben!

3) Und hätten wir denn sogar keine Erinnerungen oder Erscheinungen? Wir bemerken doch:

a) Leichte Entwickelungen, gewisse Anlagen: Kunstsinn, Musik, Mechanik.

Wie, wenn wir diese Fertigkeiten schon einmal besessen hätten?

Gedächtniß für Manches.

Wie, wenn es Erinnerung wäre? Was ist schwerer zu lernen, als eine Sprache? und das Kind lernt sie.

b) Vorherrschende Neigungen von Kindheit an. Haben wir sie vielleicht mitgebracht?

c) Unerklärbare Sympathie und Antipathie. Vorliebe für die Geschichte einzelner Zeitalter, Männer, Gegenden.

Sind wir vielleicht einmal da gewesen und mit jenen in Verbindung gestanden?

d) Leichtigkeit des Sterbens und schwärmerisches Sehnen des Jünglings nach dem

Tode. Ist es ein Heimweh, das in dem Busen des Mannes die Zeit geheilt hat?

Es ist wahr, dies Alles läßt sich auch anderst erklären. Körperliche Beschaffenheiten; — Blutmischungen; — Gehirnbau; — Erziehungen; — erste dunkle Eindrücke. — Der Mensch ist sich in so vieler Hinsicht ein Geheimniß. Aber

4) der Gedanke ist doch so anziehend, so einladend zu süßen Phantasien.

Zum Beispiel: Ich lebte schon zur Zeit der Mammute, — der Patriarchen, — war arkadischer Hirte, — griechischer Abentheurer, — Genosse der Hermannsschlacht, — half Jerusalem erobern.

Ich habe mit meinen Freunden schon ein Leben, und seine Freuden und Leiden getheilt.

Oder: ich bin ein angesessener Bürger des Sirius auf Reisen, dort wohl bekannt, und sehnlich erwartet.

Wenn ich einst den goldenen Becher der Mneme getrunken habe, wenn ich sie vollendet habe so viele Wanderungen, wenn ich mein Ich gerettet habe aus so vielen Gestalten und Verhältnissen, — mit ihren Freuden und Leiden vertraut, — gereinigt in Beiden, — welche Erinnerungen — welche Genüsse — welcher Gewinn!

J. P. Hebel's

sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Achter Band.

Vermischte Aufsätze.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Wurtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

Inhalt

des achten Bandes.

		Seite
I.	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude	1
II.	Der Comet von 1811	61
III.	Ueber die Verbreitung der Pflanzen	67
IV.	Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität	74
V.	Vom Tabakrauchen	81
VI.	Betrachtungen über verschiedene Thiere	86
VII.	Betrachtungen über ein Vogelnest	113
VIII.	Der Mensch in Kälte und Hitze	119
IX.	Die Juden rc.	125
X.	Standrede über das glückliche Loos des Schneiders rc.	141
XI.	Belehrung über das Wetterglas	147

		Seite
XII.	Mancherlei Regen	153
XIII.	Nützliche Lehren	162
XIV.	Geiz und Verschwendung . . .	175
XV.	Das Glück, die Braut der Jugend	177
XVI.	Gutachten über die Frage, wie dem Gebrauche anstößiger Volkslieder am sichersten vorzubeugen seyn möchte. .	180
XVII.	Verschiedene Rechnungsexempel . .	194
XVIII.	Guter Rath	204
XIX.	Eine Gerechtigkeit	208
XX.	Reden des rheinländischen Hausfreundes an seine Leser	212
XXI.	Wein und Fruchtschlag . . .	230
XXII.	Verschiedenes aus dem rheinländischen Hausfreund	238
XXIII.	Das Glück des Weisen . . .	254
XXIV.	Verschiedene Gedanken . . .	256

I.

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen, oder bei einem Schöplein im Adler, so ist's ihm wohl und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er nicht, wo sie hinzieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn

er in den Himmel voll Sternen hinaufschaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seyen alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viele bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

Also will jetzt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerst über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort

gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht der Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun Alles gut, wenn's Niemand besser wüßte; aber wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am 1sten April vom Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein durch die Muhammedaner und Heiden, vom Land auf's Wasser, und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tobak einfüllt, und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat an's Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüth, es wird nach und nach Alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem

einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reis't um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausgieng.

Es sind schon mehr als 20 solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook in Einem Leben zweimal um die ganze Erde herumgereist, und von der andern Seite her wieder heimgekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owei ein wenig todt geschlagen und gegessen.

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeigen erkennen die Gelehrten Folgendes: Die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiters: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie seines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raum des Weltalls unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und

vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft herabzufallen. Dies ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sey. Alle sind oben, so lang sie die Erde unter den Füßen, und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum erstenmal hören sollte, wie groß diese Kugel sey; denn

der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt: eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen in's Gevierte, und davon sind zwei Drittheil Wasser und ein Drittheil Land.

Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausend sechshundert und zweiundsechzig Millionen Meilen im Klaftermaaß. Das haben die Gelehrten

mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber Niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens: Die Sonne, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine groß scharf geladene Kanone stände, und der Constabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gl

cher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern, wie unser Erdkörper, eine schwebende Kugel sey, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und Alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114mal größer, als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel, als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt seyn, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herumspazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsaamen- oder Mohnsaamenkörnlein in seiner Schaale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich, wie das andere. Der Hausfreund

wenigstens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne oder ein Magsaamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganz unermeßliche Sonnenmasse sey nichts Anderes, als eine glühende Feuerku el durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt, und zuletzt, wie ein Lämplein, verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht Alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer Alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antwörten, wie der Mattheis, der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins" nach dem Sprichwort.

Deswegen will es nun heut zu Tag den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl, wie unsere Erde, ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnbarer Weltkörper seyn. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam

aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einen hohen Berg hinaufsteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundiger, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer seyn soll?

Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester, mit mildem Licht umflossener Weltkörper sey, und daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag, und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feiertag. Schon Doktor Martin Luther hat einmal so etwas verlauten lassen, und der gelehrige Leser begreifts ein wenig, aber doch nicht recht.

Fortsetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für

sich, geredet worden ist, so wollen wir nur noch mit wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Märzveilchen, Erndtekränze, Wein und gefrorne Fensterscheiben entstehen.

Da die unermeßlich große Sonne in einer so unermeßlich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundiger haben sich überzeugt, daß Alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffener Sternseher, Copernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst Alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt oder gar lacht.

Erstlich, sagt Copernikus, die Sonne, ja selbst die Sterne, haben gegen die Erde weiter

keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nämlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkte der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Axe herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will sagen am 21sten März von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr an einen Kirschbaum oder an ein Crucifix auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdkugel diesen Faden in 24 Stunden einmal ganz um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das Nämliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nämlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die fest stehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die nämliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, löst sich

immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meint, sie sey untergegangen, und der Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Copernikus, während die Erde den Morgen und den Abend, und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich sich herum spinnt., bleibt sie nicht an dem nämlichen Ort, im unermeßlichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Taggen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden Alles wieder so wird, und Alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stunden 4 Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausma-

chen; denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verloren gehen lassen. Deßwegen rechnet man je auf das 4te Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deswegen und

Viertens, sagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfährt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen oder lieber in einem Schifflein auf dem Rheine fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schauet eurem Kameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und Allem, was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen; (denn die Erde

ist selbst das große Gefährte, und Alles, was man auf ihr sieht, fahrt selber mit;) sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt, und nicht mitfahrt, und das sind eben nach Nro. 1. die Sonne und die Sterne, z. B. der sogenannte Thierkreis. Denn 12 große Gestirne, welche man die 12 himmlischen Zeichen nennt, stehen am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nämlich die Fische an den Widder. Dies ist der Thierkreis. Er steht aber noch viel höher am Firmamente, als die Sonne, und sie steht von hier aus betrachtet immer zwischen den zwei Linien, die seinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch weit herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befinde sich in dem Zeichen selbst. Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so steht sie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sey. Es kann nicht fehlen. Zu dem Allem sagt

Fünftens und letztens der Copernikus wieder, wenn gleichwohl die Axe der Erdkugel gegen die Sonne waagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich waagrecht in einer vollkommen runden Zirkellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Zirkelkreises stände, so müßte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich seyn. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Faden ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefer die Sonnenstrahlen herabfielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Axe der Erde liegt nicht waagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht sondern schief.

Wenn am 21sten März der geneigte Leser sich vor den rothen Adler stellt, vor das Wirthshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrt, so ist der Kreis, den an selbigen Tag der rothe Faden um die Erde zieht, noch 1470 Stunden Wegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, sein Pol aber, dem er am nächsten ist,

ist 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt steht der geneigte Leser am 21sten März. Aber schon am 22sten legt sich der Faden nicht mehr ganz an das bewußte Cruzifix, und an seinen Anfang an, sondern er lauft etwas herwärts gegen uns daran vorbei, und so windet er sich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21sten Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bei uns, sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden oder 352½ Meile näher gekommen. Aber vom 21sten Juni an kehrt der Faden in den nämlichen Windungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21sten September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Cruzifix vorbeistreift. Von dieser Zeit an wendet er sich jenseits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns weg bis ungefähr zum 21sten December, wo er 1440 Stunden weit, rechts hinaus von uns entfernt ist, kehrt alsdann eben so zurück, und trifft am 21sten März wieder richtig bei dem Cruzifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser figürlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nämlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet,

in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die vier Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21sten Merz, wann der rothe Faden gerade auf das Kruzifix herabreicht. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rothe Faden nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21sten Juni, wenn der Faden am weitesten von dem Kruzifix entfernt, und am nächsten bei uns ist. Alsdann steht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste. So wie sich der Faden wieder hinauswindet, kommt die Sonne immer schiefer gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21sten September. Tag und Nacht sind wieder gleich, weil die Sonne, besage des Fadens wieder über dem Kruzifix steht. Aber je weiter er alsdann jenseits hinauslauft gegen den andern Pol, desto tiefer stellt sich gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20sten December der Faden am weitesten jenseits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Kaminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Endlich, wenn von diesem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern sich auch die Tage wieder. Am 22sten Februar auf Petri Stuhlfeier kommt schon der Storch in seine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20sten Merz trifft der rothe Faden wieder bei dem Kruzifix ein. Dieß hat noch nie fallirt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahrszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenigen zu stehen, welche jenseits des Kruzifixes gegen den andern Pol hinauswohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort Alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche

Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichsten Landschaften noch einen lustigen Frühling, und eine fröhliche Ernte bringen kann.

Soviel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben, und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nämlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schützenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draußen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf- und untergehen sehen. „Sieh dort," würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, „sieh

jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborne so und so." Es müßte ein wundersames Vergnügen seyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zugedacht.

Der Mond.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig seyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirthshaus.

Erstlich: Der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzigmal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wenns nicht seyn muß, und den gutmüthigen Leser im Numeriren zu üben, sondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

Zweitens: Daß der Mond, wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen

scheint, will nicht viel sagen. Gesetzt er stehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Axe, daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nämlichen Erscheinungen, wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herab reichte, und auch an dem Kruzifix im Felde angeknüpft würde, so müßte sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond ist deßwegen nicht um die Erde herumgegangen, sondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Axe hat den Faden selber an sich aufgewunden.

Drittens: Der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell, und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond wie die Erde ebenfalls um sich selber, oder um seine Axe, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn Beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen in 29 und einem halben Tag, weils die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an Einem Ort so lange als ungefähr 2 von unsern Wochen und eben so lang die Nacht, und ein

Nachtwächter muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es anfängt 223 zu schlagen oder 309. — Aber

Viertens, der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern auch ein Paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leser herum führe, so müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat, also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenns noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vorgerückt, aber ohngefähr in oben benannter Zeit, etwas früher kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens: Da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was

es mit dem Mondwechsel für eine Bewandniß hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und der Erde heraus tritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, der immer größer wird bis zum Ersten Viertel.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig besiegt wird.

Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinauf schauen in seinen Tag. Vom Voll-

mond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dies ist der Mondwechsel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie von der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nämlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hinein rückt, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsterniß; die Sonnenfinsterniß kann nur im Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dies ist alsdann die Mondsfinsterniß. Die Dunkelheit, die wir an dem Mond erblicken, ist nichts Anderes als der Schatten von unserer eig-

nen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Voll-Licht statuirt werden. Alle diese Finsterniße nun, die einzig von der Bewegung des Monds und der Erde herrühren, wißen wir Sternseher und Kalendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus vorher zu sagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. „Woher wißt Ihr," fragt der vorsichtige Leser, „daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder so nahe; und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie's euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen?"

Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finsterniß voraussagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute sie anfängt, und wie tief sie in den Mond oder in die Sonne hineinfrißt. Oder sagts auch voraus, wenn Ihr könnt, und warum sucht Ihr es im Kalender, wenn Ihr meint, wir falliren.

Siebentens, und wenn der Mand in seinem vollen Licht am Himmel erscheint, sieht er bei allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht, und mit seinen helleren und blaßern Flecken. Denn

bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit verirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren Theile seyen Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückprellen, und die dunkleren seyen Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem kapablen Perspectiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffener Sternseher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt, als Land und Wasser, nämlich auch Land, aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet, und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam wie ein Exempel aus der Regel de Tri? Die höchsten Berge auf dem Mond sind höher als die höchsten auf der Erde, nämlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumessen, die unser einer (der geneigte Leser ist gemeint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch

Achtens und letztens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat? — Ant-

wort: Was die Erde. Soviel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Wiederschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste General-Nachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechselndem Licht, an die finstere Halbkugel des Monds, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen! Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt? Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Mond.

Zudem ist es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von kuriosen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns Alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und sey blos wegen ihnen da, und wir könntens ihnen auch besser sagen.

Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas Anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltenbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herabflimmert.

Fürs erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne gibt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf

und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur Ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wirds wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahrszeit wieder. Und diese Sterne heißen Firsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irrsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandtniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bei den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehrsten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1) Sie sind unter allen Sternen unsrer Erde am nächsten, viel näher als irgend ein Firstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsre Erde, verschiedene Jahrszeiten, in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sey selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich

selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermeßlichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet sey, weil sie alle Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stände, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werde, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren Manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1) sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuirt.

2) So müßte unsere Erde auch die andern Plane-

ten hinwiederum regieren, und das kann nicht seyn, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.

3) So sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und folglich kann nicht alle sieben Jahre der nämliche regieren. Wie stehts jetzt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich

Der Merkurius, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreis, und steht immer so nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder Abends bald nach ihr untergeht, und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planet nur 88 Tage, denn in so viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahrszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendstern oder Morgenstern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglast ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezünpet werden und die Betglocken in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dies rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen weit entfernt ist.

Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder bläßer, und scheint sogar kleiner zu seyn.

Aber die Sternkundiger haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dies ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet seyn kann, während es auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber was noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hülfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz-glatte Kugel, und hat eben so wie sie seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das Vier- bis Fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

O das muß ein wundersames Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrohre in der finstern Erden-Nacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Thal hinüber schauen können, welches unsere Augen noch nie

gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, lustigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei-längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neuentdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche in der Folge sollen beschrieben werden.

Fortsetzung.

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weißt du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredet worden?

Leser. Ja! von den Planeten ist geredet worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser. Ja! Planeten nennt man eilf Sterne,

so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

Hausfreund. Weißt du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel betrachtet worden?

Leser. Ja! der Merkurius ist betrachtet worden und die Venus, das ist der Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug daüber verwundern, daß der geneigte Leser sowohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat, und fährt nun also fort:

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist unsere Erde selber mit ihrem Beiläufer, dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie lauft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen

Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planetstern Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bei der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit weg steht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er fünfmal kleiner als die Erde und fast zehnmal leichter, und kann also schon flüchtiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhaft, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner

Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen.

Dies brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit von einander hundert Pünktlein vorstellt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Merkurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt drei, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweimal drei ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweimal sechs ist zwölf, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweimal zwölf gibt vier und zwanzig, dort sah man nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweimal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zweimal acht und vierzig ist sechs und neunzig, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Merkurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstehen, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu sehen war, deswegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder ver-

schwunden sey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen, was wir Sternseher und Kalendermacher für respectable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt.

Denn als der berühmte Mann, Namens Herschel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernröhren oder Perspectiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24. richtig entdeckt, und sich etwas Rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht Alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz, zu behaupten, er sey nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu seyn, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch drei Sternlein ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so, daß man jezt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an jener Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zersprungen sey, und muß ein rechtes Betrübniß gewesen seyn, wenn ein Vater oder eine

Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch Niemand grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drei davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabanter Thaler aussieht, so ist er doch 1474mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen vier Monde, welches schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29½ Jahr vonnöthen

hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfent ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90mal schwächer als auf unsrer Erde seyn, und muß einer schon gute Auge haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trüben Tage erfreulich machen, und seine langen Nächte erheitern. Ueberdies hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturm ringsherum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht eben so wie die Monde auf den dunkeln Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sey nun der letzte Planet, an den die Sonne scheinet, und jetzt sey man fertig, bis der berühmte Herschel, von welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geborner Deutscher, am 13ten Mai 1781 zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte, und vielleicht noch nicht der letzte ist. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts

mehr. Dieser neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteste seyn. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nämlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang als bei uns 83 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daselbst 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361mal schwächer als bei uns. Dagegen wird er von sechs, und vielleicht noch mehreren Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehen und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzer Mann seyn, und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetsterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Massen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegliest, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom 2ten Bataillon in diesem Augenblick eine Kanone anbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag in gerader Linie immer fort und fort, so

käme sie doch in dem Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter, nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist; und sie verbreitet doch rings um sich bis zu dem letzten, so viel Licht und Wärme und Segen als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreuet Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

Die Cometen.

Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drei Königen von den Planeten die Rede ist, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er auch ein Wort mitsprechen bei seinem Schöpplein, und ist nicht schuldig zu gestehen, daß ers aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangts nicht.

Jetzt kommen wir zu den Cometsternen.

Von den Cometsternen wäre nun viel zu sagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will sich deßwegen kurz fassen, und Alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eilf Cometsterne gibt, wie man nur von eilf Planeten weiß, sondern schon viel mehr als 400 seit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden sind.

Ein solcher Cometstern ist nun allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal unangemeldet und unbeschieden am Himmel sichtbar wird, und da steht, und sagt kein Wort, zumal ein solcher, wie im Jahr 1680, der 4mal so groß schien als der Abendstern, oder 146 Jahre vor Christi Geburt, der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder im Jahr 1769, dessen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher, ich will sagen, den rheinischen Hausfreund, also anredete: „Meinst du, daß du jetzt fertig seyst, und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst nicht wissen, was du daraus machen sollst.“ Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die

Mutter zeigt es dem Kind und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!"

Solche Cometsterne nun sind einander nicht alle gleich; auch der nämliche, so lang man ihn beobachten kann, verändert oft sein Aussehen. Sie sind bald heller, bald trüber, bald größer, bald kleiner, rund und eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Comet im Jahr 1770 war daheim 13mal größer als der Mond, ob man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür angesehen hat. Einer im Jahr 1680 war 160mal näher bei der Sonne, als die Erde bei ihr ist. Einer im Jahr 1770 war 7mal weiter von der Erde weg als der Mond. Einige sind so weit entfernt, oder so klein, daß nur wir Sternseher und Kalendermacher mit unsern Perspectiven sie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind, oder bei Tag am Himmel stehen.

Die Cometsterne haben viel Aehnliches mit den Planeten und drehen sich eben so wie sie um die Sonne herum. Aber sie sind auch wieder sehr von den Planeten verschieden. Sie werden nur selten sichtbar, — sie haben keine so feste und kernhafte Masse als die Erde oder andere Planeten, — sie sind mit einem schönen leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage erstens, sie erscheinen viel seltener, als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf und untergehen, denn sie sind nicht immer so nahe bei der Sonne oder bei uns, wie die Planeten. Nein, sondern sie sind rechte Nachtläufer und scheuen sich nicht in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind sich scheut. Wenn so ein Stern einmal um die Sonne herum ist, und hat sich an ihr erwärmt, und einen kräftigen Sommer gehabt, so zieht er in einer langen Linie hinweg und in seinen Winter hinaus, weiß Niemand wohin. Wenn er alsdann 30 oder 100 oder viele hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweg gezogen ist, und es fällt ihm ein, so kehrt er wieder um, damit er sich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen kann, und braucht wieder eben so viel Zeit zu seiner Herreise, und selten einer, der ihn zum erstenmal gesehen hat, wartets aus bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen, und bekümmert sich nachher nichts mehr darum. Es ist aufgeschrieben, daß ein Comet im Jahr 1456, einer im Jahr 1531, einer im Jahr 1607, einer im Jahr 1682 gestanden sey. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwischenraum von ungefähr 76 Jahren etwas mehr oder weniger verflossen war, so behauptete ein gelehrter Mann, Namens Halley, es sey allemal der nämliche gewesen, und er müßte längstens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geschehen ist, und so muß er ungefähr im Jahr 1830 ebenfalls wieder erscheinen. Der Haus-

freund wills seinem Nachfolger überlassen, den geneigten Leser bis dorthin wieder daran zu erinnern. Eben so behauptete einst ein anderer Gelehrter, der Cometstern von 1532 und 1661 sey der nämliche, und müsse deßhalb im Jahr 1790 wieder kommen, ist aber doch ausgeblieben.

Sage zweitens, der Cometstern hat keine so feste Masse, wie die Erde, oder ein anderer Planet. Einige sehen aus, wie ein bloser Dunst, also daß man durch sie hindurch die andern Sternlein will sehen können, die hinter ihnen stehen. Andere sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch das Ansehen, als wenn nicht Alles daran recht aneinander hienge, sondern viel leere Zwischenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Comet auf seiner langen Reise, wenn ihm unterwegs kein Unglück begegnet, immer dichter werden, und zuletzt die völlige Natur und Eigenschaft eines Planeten annehmen könne. Unsere Erde könne wohl auch einmal eine blose Dunstkugel von viel tausend Meilen im Umfang gewesen seyn, hernach sey sie immer wässeriger worden, dann habe sich das feste Land angesetzt, das Land und das Wasser habe sich geschieden, und sey zuletzt das daraus worden, was jetzt ist. Aus Respect vor der himmlischen Allmacht mischt sich der Hausfreund nicht in diesen Streit.

Sage drittens, die Cometsterne sind mit einem

schönen leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Einige zum Beispiel haben rings um sich blos einen Strahlenschein, als wenn sie mit leuchtenden Haaren eingefaßt wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangelisten und Apostel aussehen, und Johannes des Täufers. Hat aber ein solcher Stern einen Schweif, so hat er allemal das Ansehen eines Dunstes, der von Strahlen erhellt ist. Man kann hinter ihm immer die Sterne sehen, an denen er vorbei zieht, er ist immer etwas gebogener, wird bald größer bald kleiner, heller und bleicher. Er ist nie auf der Seite des Cometen, die gegen der Sonne steht, sondern allemal auf der entgegengesetzten. Sonst weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandtniß hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sey nur der Schein von Sonnenstrahlen die durch den dunstigen oder wässerigen Cometen hindurch fallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu seyn mit diesem Geheimniß, denn es wissens noch nicht viel Leute.

Sage viertens, der Comet bedeutet ein Unglück. Man darf sicher darauf rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder geschieht sonst etwas, woran Niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Comet das Unglück herbei zöge, oder

deswegen erschiene, um wie ein Postreuter es anzuzeigen. Nein, der Comet weiß nichts von uns. Er kommt, wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten eben so gut sehen, als auf der Erde. Wir aber da unten, mit unsern Leiden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unsern Lustgärten und Kirchhöfen, sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Cometen Schlimmes prophezeihen, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein schlauer Gesell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße stände, und nach den Sternen schaute und sagte: „Ich sehe kuriose Sachen da oben, dieses Jahr stirbt Jemand im Dorfe.“ Der geneigte Leser darf nur an die letzten 20 Jahre zurückdenken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaisers Leopolds, an das Ende des König Ludwigs des Sechszehnten, an die Ermordung des türkischen Kaisers, an die blutigen Kriege in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bei Austerlitz und Eilau, bei Eßlingen und Wagram, an das gelbe Fieber, an die Petechen und Viehseuchen, an die Feuersbrünste in Kopenhagen, Stockholm und Konstantinopel, an die Zucker- und Kaffeetheurung, leider, wenn von 1789 bis 1810

alle Jahre ein anderer Comet, ja sechs auf einmal am Himmel erschienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf bestanden.

So viel von den Cometen. Die Sterne, welche nächstens sollen beschrieben werden, bedeuten insgesammt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

Die Firsterne.

Der Hausfreund sieht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten durchgeht, damit er besser verstehen kann, was nunmehro von den Firsternen will gesagt werden, und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.

Für die Firsterne zu zählen gibts nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Narecki an, der jetzt 120 Jahre alt ist, bis zum Büblein, das in die Schule geht. Denn wenn nur unser einer, (der Hausfreund will sich für diesmal auch dazu zählen), in einer schönen Sommer- oder Winternacht im Freien steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welch eine unzählbare Menge himmlischer Lichter groß und klein strahlen uns freundlich

und fröhlich entgegen, ganz anders, als wenn man ein paar Stunden nach Sonnen-Untergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt, oder hinein reitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug ersehen an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht, welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll, und es ist, als wenn jeder sagte: „Schau mich an!" Unterdessen bewegen sich alle am Himmel fort, einige gehen schon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Morgenluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeschrei durch die Nacht zieht, gehen immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte; denn es ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch eben so wie bei Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tageshelle sehen können. Denn wer bei Nacht unter freiem Himmel ist, ich will sagen ein Nachtwächter, ein Feldschütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig Acht, der wird finden, Abends, wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel, als früh, ehe es aufhörte, dunkel zu seyn. Wo sind diese hingekommen? wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten reinsten Sternennacht

kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nämlichen da, sondern andere. Deswegen heißt es mit Recht: So Jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nämlich die Juden.

Damit nun wir Sternseher, (der Hausfreud gehört jetzt nimmer zu unser einem), damit wir die Anzahl der Sterne besser in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Wolf oder ein Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, z. E. die himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Skorpion, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbilde stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selber kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobsstab, den Heerwagen, die Gluckhenne, oder das Siebengestirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das ist Alles noch nichts, sondern es gibt

noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwei oder dreien dem bloßen Auge Alles öde und leer zu seyn scheint; schaut ihr durch ein rechtschaffenes Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als 20 neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht Alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwindet? Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganz herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum, und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß, wenn ein Sternseher auf den letzten obersten Stern sich hinaufschwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht am Ende seyn, sondern ein neuer Wunderhimmel voll Sternen und Milchstraßen würde sich vor seinen Augen aufthun, bis in's Unendliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie gehen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern

wenn man sich gegen Norden stellt, wo der Winter und die Russen herkommen, und halbwegs am Himmel hinaufschaut, nicht gar weit vom großen Heerwagen, dort steht ein Stern, der sich nicht sonderlich bewegt, und der Angelstern oder Polarstern heißt, der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den 12 Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Zentrum, und drehen sich um ihn herum. Die nähern drehen sich in kleinern Kreisen um ihn herum, also, daß sie auch nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den Heerwagen Sommer und Winter die ganze Nacht sehen, bald über, bald unter dem Angelstern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumgehen, und auf der andern Seite wieder hinauf. Also kann man z. B. das Siebengestirn nicht immer sehen. Wenn es unten ist, kann man es nicht sehen. Stellt man sich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Mohren und die Storken herkommen, dem Angelstern gegenüber, eben so tief unter uns, als dieser über uns, steht wieder so ein Angelstern, der sich gar nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Thierkreises stehen, und bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreisen, je näher sie ihm kommen, ganz so, wie hier zu Land.

Allein das Alles ist im Grunde doch nur Schein. In der That selbst aber ist es, wie der

folgt. Die Erde hängt ringsum zwischen lauter himmlischen Sternen ohne Zahl und ohne Ende, und wie? Es wäre dem Hausfreund lieb, wenn sich der geneigte Leser erinnern wollte an Alles, was über die Axe der Erde, über ihr Umdrehen derselben und über ihre Pole früher gesagt worden ist. Denn der eine Pol der Erde, unserer, dem wir am nächsten sind, schaut gegen den obersten Polarstern am Himmel nicht ganz, aber ungefähr, der andere Pol der Erde schaut gegen den andern Polarstern am Himmel, den wir hier zu Land und auf unsern Bergen nie sehen, gegen den untern, und die Axe oder Spindel, welche gleichsam durch die Erde hindurch geht, es geht keine durch, aber wenn sie durchgienge, und unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, so würde sie sich in die zwei Polarsterne am Himmel hineinbohren, und sich in ihnen sammt der Erde gleichsam als in ihrem Gewinde umdrehen, und so dreht sich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarsterne schauen. Daraus folgt, wie wir meinen, die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, so meinen wir, alle Sterne gehen auch in größern und kleinern Zirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um sich selbst, und kommt so an den Sternen vorbei, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt so viel nicht an. Aber der geneigte Leser glaubts nicht. Ich weiß es schon.

Was bisher über die Fixsterne gesagt worden ist, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr, als das Auge des Leibes.

Erstlich, die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächste Fixstern bei uns ist ohne Zweifel der Sirius oder Hundsstern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen voraussrahlt. Dessen ungeachtet muß er doch zum aller wenigsten 27,664mal weiter von uns entfernt seyn, als die Sonne; denn wenn er näher wäre, so könnte mans wissen, und eine Kanonenkugel, im Sirius abgeschossen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dies soll genug seyn, sonst glaubts der geneigte Leser nicht. Eben so weit, als der Sirius von der Erde entfernt ist, eben so weit ungefähr ist er von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmts hier gar nicht an.

Zweitens, der Sirius, der aus einer so unermeßlichen Weite doch noch so groß aussieht,

und so ein strahlendes Licht zu uns herabwirft, muß in seiner Heimath wenigstens eben so groß, nein, er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich selber eine glorreiche strahlende Sonne seyn. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Ursache für gewiß zu glauben, der Sirius sey daheim eine Sonne, so haben wir Ursache zu glauben, jeder andere Fixstern sey auch eine Sonne. Denn wenn sie uns auch noch so viel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch so viel weiter von uns entfernt. Aber alle strahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten sie's sonst her?

Drittens, die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maßstab, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt sey. Denn wenn zwischen unserer Sonne und der Sirius-Sonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könne, so kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben so weit jede von der nächsten entfernt sey, bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein scheinen, und so nahe bei einander, daß uns ein paar hundert von ihnen zusammen kaum aussehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badischen Sechskreuzerstück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verstand dazu, daß er einem stillstehe.

Wenn man nun

viertens das Alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, nur wegen uns erschaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Lesers Geld etwas darüber schreiben könnte. Wie man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist, und sieht zum erstenmal durch das Fensterlein der Schlafkammer hernus, rechts und links und über 20 Häuser hinaus, sieht man noch viel solche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schimmert. Geneigter Pilger, diese Lichter sind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafstüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabei und lesen die Zeitung, oder den Abendsegen, oder sie spinnen und stricken, oder spielen Trumpf aus, und das Büblein macht ein Rechnungsexempel aus der Regel Detri.

Gleicherweise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander so unzählige prachtvolle Sonnen strahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne, und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen, und ihren Schöpfer ande-

ten, und wenn sie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel herausschauen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unsere Erde sehen sie nicht, und wissen nichts davon, daß in Oestreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht bei Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt, und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schooß, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sey? Meinest du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? Der dritte sagt: Herr, du erforschest mich und kennest

mich, und siehest alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adams Kind, daß du dich sein annimmst? Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen, spricht der Herr.

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geschrieben, unten am Ende: Die Sterne, die zum Beschluß sollen erklärt werden, bedeuten insgesammt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

II.

Der Comet von 1811.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser manchmal auch noch an den Comet-Stern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern sehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen lassen im Kalender.

Hat er nicht alle Nacht ausgesehen wie ein heiliger Abendsegen, oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche herumgeht, und das Weihwasser aussprengt, oder zu sagen, wie ein vornehmer guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen, wie du, voll Schneegestöber und Gewitterwolken, voll Spitäler und rumfordischer Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein jüngster

Tag ist vorüber, und hat mich verklärt in himmlische Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen ginge.

Fragt sich nun, was hat der Comet bedeutet, und was hat er auszuweisen gehabt? Antwort: Nichts, als Gottes Allmacht, des Sternsehers Witz, einen reichen Herbst und einen langen schönen Nachsommer.

Schon am 26ten März hat ihn ein französischer Sternseher in Viviers in Frankreich entdeckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entsetzlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Comet am Himmel. Denn die Franzosen findens gleich, wenn etwas ist. Seit dieser Zeit kam er aus der Ferne heraus, immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr in der Mitte des Septembers gieng er auf seinem Lauf am nächsten bei der Sonne vorüber, ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.

Wäre er aber 20 Wochen früher eingetroffen,

so wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe gekommen, und sein Licht hätte noch um zehnmal heller geschienen. Vom 16ten Oktober aber entfernte er sich wieder, und zwar im November täglich um 360,000 Meilen, im Dezember aber schon um 500,000 Meilen.

Ein geschwindes Gefährt, und wahrscheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht sagen, wie groß die Cometen sind, weil ihr Körper in ihrem Lichtschein eingehüllt und verborgen ist. Nach der Ausrechnung eines Sternsehers in Dorpat wäre dieser 25,000mal größer, als die Erde, 1,448,000 mal größer als der Mond, und nur etwas über 57mal kleiner als die Sonne, und sein schöner strahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieser Größe ist er doch selbst den Sternkundigen im Februar 1812 verloren gegangen, und der ihn erschaffen hat, weiß, wann er wieder kommt. Wenn man demselben Sternseher glauben will, der ihn in Vivieres zuerst gesehen hat, so ist es der nämliche Wunderstern, der im Jahre 1301 gestanden ist, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme also ungefähr nach 510 Jahren wieder. Nach einer andern Berechnung aber braucht er wenigstens 3000 Jahre dazu. Aus diesem Unterschied aber ist zu schliessen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, wann er wieder kommt.

Aber jetzt weiß der geneigte Leser doch noch

nicht, was der Comet ist. Antwort: der Sternseher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an diesem theils nun herausgebracht, theils bestätigt gefunden hat, ist so viel, als folgt:

Erstlich: der Comet wird nicht allermaßen wie die Erde von der Sonne erleuchtet, sondern er hat in sich selber sein eigenes Licht. Dies ist auf folgende Art an den Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, sagten die Sternforscher schon im August vorher, so muß er in der ersten Hälfte des Oktobers schon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er gegen uns näher kommt, weil er sich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber sein eigenes Licht in sich selber hat, so muß er noch in der ersten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er sich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er sich aber im Oktober noch immer schöner und heller gezeigt, und soll am 13ten sein schönstes Licht gehabt haben.

Zweitens, der Stern hatte nie einen reinen durchschnittenen Umriß, etwa wie der Mond, sondern er löste sich an seinem Rande gleichsam in Dunst und Nebel auf. Er hat auch nie glänzend gestrahlt. Ja man will am 18ten Oktober zwei gemeine Sterne durch ihn hindurch gesehen haben, und daraus war zu erkennen, er ist nicht, wie die Erde, ein fester und undurchsichtiger Körper, sondern er

besteht aus einer lockern, wässerigen oder dünstigen und fast durchsichtigen leuchtenden Masse.

Drittens: durch seinen Schweif sah man noch deutlicher als durch ihn selbst andere Sterne hindurch schimmern, so daß er zu vergleichen war einem himmlischen Pfau, der statt der farbigen Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte sich nicht hinten an ihn an, sondern es lag wie ein wallender Schleier um ihn herum, und wehte hinter ihm in die Nacht hinaus, bald heller, bald blasser, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden, aber auch mit drei und mit fünfen, und es ist nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Masse des Cometen selbst war, und in Lichtdunst aufgelöst unaufhörlich von ihm hinwegströmte, und es wollten Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und schreiben dem Cometen den reichen Herbst und den schönen langen Nachsommer zu Wer kann sich noch an so ein Jahr erinnern, wie das vergangene 1811, wo so viel Ungewöhnliches sich ereignet hat?

Mit Blüthen war der Merz geschmückt,
mit Blüthen der Oktober.

Als nach der Weinlese der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbstabend nach Hause giengen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr,

bald eine vierräderige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirthshäusern heraus sang schon der Neue in lustigen Melodien, und der Adjunkt sang auch. Auf einmal ward er still und sagt: „Hausfreund, wißt Ihr, wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?" Der Hausfreund fragte: „wie kommt sie Euch vor?" „Wie ein lustiges Wirthshäuslein, wo Alles voll auf ist. Der Comet ist der ausgestockte Strauß, und unser lieber Herr Gott wirthet." Der Hausfreund meinte, man müsse keinen solchen Spaß machen, aber der Adjunkt sagte: „Ich mache keinen Spaß, es ist mein Ernst."

Item es kamen im Oktober die Frühlings-Blumen wieder. An manchen Orten blühten die Bäume, ja die Reben, und setzten zum zweitenmal Früchte an, so daß der Frühling, der Sommer und der Herbst zu gleicher Zeit und neben einander feil hatten. Fremde Vögel aus warmen Ländern ließen sich sehen. Ja, was will der geneigte Leser weiter? Zu Türkheim im Elsaß, man darf den Ort nennen, ereignete sich den 18ten Oktober ein Wolkenbruch und es regnete Kirschenwasser.*)

---

*) Vergl. Hebels Werke Bd. 3. S. 268 und 269. der Wolkenbruch in Türkheim.

III.

Ueber die Verbreitung der Pflanzen.

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch ein Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden, und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und

achtets nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verrathet sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil Alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirth wohl weiß. Tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede tragts, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 sey, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht Jeder. Denn wenn Ihr ein ganzes Jahr lang vom 1ten Jenner bis zum 31ten Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibet,

so habt Ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26ten September des dritten Jahrs würdet Ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele 1000 Körne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken, oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unsern guten Rath gewartet.

Denn einige Körner, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen, manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen, andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, Alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus, und ist mit einer Wohlthat beschäftiget, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen, dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wirds auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, Etliches unter den Dornen zu Grund geht, Etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, Etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß

von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häcklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere, oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen, und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Körner gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strich-Vögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist, und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Same dazu auf diese Art über das Meer gekommen sey. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz

und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Garten-Gelände und auf den Acker-Furchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele 1000 Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen wollen auch genährt seyn, und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich und wir wissens wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissens nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättiget Alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt, und in der Sommerhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend an-

dere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

IV.

Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität.

Der Ackerbau hat von jeher seine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher vom Landbau, nicht die gepriesene Ode des Horatius — ich will Keinen nennen. Denn wer preist nicht die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieser Beschäftigung aus eigener Ueberzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung, — in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien, — in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden, — in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieser Seite des Gegenstandes, weil sie vielleicht diejenige ist, die man sonst am wenigsten ins Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität, weil diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, mit den mannigfaltigsten und erhabensten Denkmalen des Daseyns und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als Andere umgeben sind, und weil sie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältnisse zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geschäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß und unaufhörlich durch wechselnde Erscheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen, und in sich selbst getheilt, bedarf das menschliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte sagen, Anschauung dessen, was in allen Zerstreuungen ihm nie verloren gehen und allen seinen Gesinnungen und Handlungen Einheit, Würde und Adel ertheilen, was den Geist über sich selbst und über die Erde erheben soll. Man erzählt, daß ein Bischof von Mainz, — er war eines armen Wagners Sohn, — um in seiner höhern geistlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren, hin und wieder in seinem Palast Wagenräder habe malen lassen, die ihn an seine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wissen, daß gewisse Leute, um die Sterblichkeit nie zu vergessen, statt des Blu-

mentopfes, den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufstellten; und selbst an den Wänden der einsamen Klostermauern schien das Memento mori nicht überflüssig.

Wenn aber jene Gesinnung, die wir mit dem Namen der Religiosität bezeichnen, nichts Anderes als ein stetes Andenken an Gott ist, wenn sie wenigstens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt, und ohne dasselbe nicht gedenkbar ist, sie die den Geist in allen Zerstreuungen und Versuchungen sich selbst und seiner Bestimmung bewahrt, sie die alle himmlische Tugenden in sich vereinigt und verklärt, sie die allen Wünschen, Vorsätzen und Grundlagen Einheit, Würde und Adel gibt, dann darf ich kühn die Frage aussprechen: welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch stete Erinnerung im Andenken an das höchste Wesen zu erhalten geeignet sey.

Zwar der Ewige, dessen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat sich keinem seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös seyn, ehe es weiß, daß es soll. Die Vernunft selbst ist eine innere, lebendige und unerschöpfliche Quelle seiner Erkenntniß; und der aufmerksame Beobachter dessen, was ihn umgibt, hat nicht nöthig Landwirth zu seyn und den Pflug zu führen,

um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer, das die Nacht durchschimmert, im Gewittersturm, in der Blume des Feldes, in dem weisen Zusammenhang aller Dinge den zu schauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz so geheimnißvoll ahnet, und die Vernunft so unausweichbar erkennt. Allein es ist doch nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geschäften, in welche sich das bedürfnißreiche Geschlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anschauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere in ihm festgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweisen, Allessegnenden erinnert, und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tagszeiten, in allen Jahrszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen der Gewetter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein

Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welche andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältniße zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu, daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden, und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen, und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der ersten Frage zurückgehen. Wem verdenkt der König wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder sein Daseyn? Aber wen flehen wir alle um Genesung an, wenn Schmerz und Krankheit in unsern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thränenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in seinen Schicksalen eine unzerstörbare Verflechtung in dem großen Zusammenhang aller Dinge, der nur von der guten Vorsehung geboten ist? Wahrlich der Unglückliche stände nicht mehr hoch über dem Gotteläugner, wenn er nicht in seinem Glück und in seinem Mißgeschick, in seinen erfüllten und in seinen verwickelten Hoffnungen das Walten einer höhern Macht erkennte.

Ebenso wenig läßt es auf der anderen Seite sich läugnen, daß oft genug auch das Wünschen, Streben und Hoffen des Landmanns von menschlicher Willkühr und Uebermacht durchkreuzt wird. Auch er ist Mensch wie alle, und Bürger wie alle, und allen Gesetzen und Bedingungen unterworfen, von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das seinige; — der Dieb findet auch zu seiner Thiere den Eingang; — Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; — und der Krieg zerstört seine blühenden Saaten, die Frucht seiner Arbeit, wie er die Werkstätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert, und die Paläste der Fürsten verödet. O, er wäre glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menschlicher Willkühr, über allen Zwang der Umstände erhaben nur mit seinem Gott in unmittelbarer Verbindung stände.

Allein dies Alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besonderen Verhältniß zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes erschmeicheln, er bedarf keiner Laune eines Königes dazu. Sie ist durch das ewige wirksame Wort des Schöpfers ge-

geben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerschöpflich, und wartet nur auf seine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren, blauen Himmel herauf, daß sie die Keime seiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit seine Pflanzung begieße? Oder wer weigert Beides, und bleibt stumm zu seinen Bitten? Oder wer zerstört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelschlag den Tag vor der Ernte? Nennt mir den Menschen, der einen Regentropfen in dem Dunstkreis zusammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder sammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künstlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sämann beten, wenn er seine Saat auf den Acker trägt, — nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche schwere Halme unter der Sichel fallen, nur demuthsvoll und vertrauend sprechen: Dein Wille geschehe, wenn alle seine Hoffnungen er vernichtet sieht. So wahr ist es, wenn wir sagen, daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an seine Verhältnisse zu ihm erinnert werde; und so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere ein Schule der Religiosität.

V.

Vom Tabakrauchen.

Es ist eine eigene Sache um das Tabakrauchen. Tausende rauchen und wissen nicht warum, — müssen rauchen und wissen nicht warum. Der beurtheilts gerade hin als Gewohnheit, ein Anderer sucht das Delikate und Vergnügliche im Geruche des Rauches, was wohl nur eine Nebensache ist. Andere richtig im Geschmacke. Aber auch von diesen weiß sich fast keiner Rechenschaft zu geben, was der Sinn des Geschmackes Angenehmes dabei empfinde, wie ihm der stinkende Rauch dieses Krautes Bedürfniß sey. Es scheint unbegreiflich, wie Jemand hat mögen anfangen Tabak zum Vergnügen zu rauchen. Vielleicht liegt in Folgendem einige Aufklärung. Ein Sinn des Menschen, das Auge, ist, so lange er wacht, unaufhörlich beschäftigt, durch irgend einen Gegenstand, der sich in ihm spiegelt, einigermaßen

gereizt. Sey es nun die gegenüberstehende Wand, oder Mauer, sie soll durchaus nichts haben, das die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Auges auf sich zieht; es ist genug, so lange sie dem offenen Auge gegenübersteht, hält sie diesen Sinn in einer kleinen Spannung, so wenig wir davon denken und dessen auch nur bewußt sind, daß wir etwas sehen. Wie langweilig und lästig ist uns gänzliche Finsterniß, das heißt Zustand, in welchem das Auge durchaus nichts zu sehen hat, wie unnatürlich und selten ist es, daß ein Mensch muthwillig und absichtslos eine halbe Stunde lang bei hellem Tag durch Schließung der Augen sich in diesen Zustand versetzte! Nicht anders ist es mit dem Ohre. Ein unaufhörliches Geräusch gibt ihm den ganzen Tag über Beschäftigung, sey es auch nur unser eigener Fußtritt, unsers Athmens Rauschen, ob wir gleich theils kein positives Vergnügen bei dem Schällen empfinden, uns des Hörens nicht einmal bewußt sind. Unwillkührlich klimpern wir eher mit den Fingern, rauschen mit einem Papierchen, schleppen, wo wir einsam gehen, den Stock auf dem Boden nach, damit er rassele, oder schwingen ihn etwa einmal in der Luft herum, daß er sausse, sprechen ein Paar laute Worte, thun einen einem lauten Seufzer ähnlichen Athemzug, singen oder pfeifen, wecken irgend einen Schall in der Luft und fühlen ein dunkles Wohlbehagen dabei.

So das Gefühl. Am ganzen Körper ausge-

breitet muß es unaufhörlich irgendwo berührt und beschäftigt seyn, ist es auch durch Kleider, Luft und Reibung der körperlichen Theile an einander selbst. Wäre es auch nicht, so kommen wir ihm abermals durch unwillkührliches Reiben oder Streichen der Hand, durch sanften Druck und Kratzen zur Hülfe. Das gilt selbst noch von dem Geruch. Es gibt in der allgemeinen Atmosphäre, und in der besondern, die uns und andere Körper umgibt, immer etwas zu riechen. Sey auch die Empfindung davon so schwach und stumpf als sie will. Es ist immer etwas. Nur der Sinn des Geschmacks macht eine Ausnahme.

Nur für eine eingeschränkte Art von Gegenständen reizbar, nur reizbar durch unmittelbare Berührung derselben, nur auf einen kleinen Raum der empfindsamen Oberfläche des Körpers eingeschränkt, und noch überdies an einer zurückgezogenen, verborgenen, eingeschlossenen Stelle des Körpers angebracht, ist er im Fall oft Stunden und halbe Tage lang allein feiern zu müssen, wenn die andern Sinnen alle etwas zu thun und zu spielen haben. — Aber wie der Mensch dem Ohr durch selbst geweckte Töne, dem Gefühl durch Druck und Reiben, dem Geruch durch Blumen und Lavendelwasser zu Hülfe zu kommen weiß, so fand er auch etwas für den Geschmack. Ob die Natur den Kopf dazu nickte oder schüttelte, ist hier einerlei, kurz er suchte und fand etwas für ihn.

Cajus ißt und trinkt unaufhörlich nur um den Geschmack zu beschäftigen. Der nüchternere Titus kaut wenigstens an einem Baumblatt auf seinem Spaziergange. Es ist nicht süß, ist nicht würzhaft, ist nicht fett, ist nicht angenehm bitter oder süß, gewährt ihm durchaus keine positiv angenehme Empfindung. Aber genug, er hat etwas zu schmecken. Sollte nicht hieher auch das Rauchen des Tabaks gehören? Ich zweifle gar nicht. Und dann wäre die Frage gelöset. Was hat die seltsame Gewohnheit Angenehmes? Worin besteht das Vergnügen davon? Positiv in nichts. Es ist dem Geschmacke das, was dem Auge der Anblick einer Mauer, eines Ziegeldaches, eines Weidenstockes, was dem Ohr das Summen und Rauschen und Klimpern und Pfeifen, womit wir dasselbe unterhalten, was dem Gefühl Kratzen, Reiben und Druck. Wir können, ohne es zu wissen, Stundenlang den Rauch einsaugen und ausblasen, wie wir, ohne es zu wissen, Stundenlang eine Wand, eine Thür, einen Tisch im Auge haben, das ferne Rauschen des Wassers oder der Fußtritte auf der benachbarten Straße ꝛc. hören, den Druck übereinander gelegter Glieder oder sanft gebissener Lippen ꝛc. fühlen. Aber wenn wirs eine Zeitlang entbehren, so wird uns die Leere des Gefühls so lästig, als lange Finsterniß und öde Stille. Hiezu kommt noch, daß bei dieser Beschäftigung eines Sinnes mehrere mit beschäftigt sind; der Geruch durch das,

was von dem Rauch der Nase zu Theil wird; das Auge durch die in tausenderlei Gestalt schwimmenden und wirbelnden und zerfließenden Wölkchen; selbst, wie wohl sehr schwach das Ohr durch jene, wiederholte Aufschnellung der Lippen, und das Gefühl durch das Herumfahren der Pfeife in Hand und Mund.

VI.

Betrachtungen über verschiedene Thiere.

1.

Die Prozessions-Raupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichwäldern hält sich eine Art von graufarbigen haarigen Raupen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenhalten und in ganzen großen Zügen dicht an einander und auf einander von einem Baum auf den andern wandern, deswegen nennt man sie Prozessions-Raupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fortkriechen, oder an den Eichstämmen hinauf ziehen; sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehrere Arme, ziehen eine Strecke weit so fort, vereinigen sich

dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Insel zwischen sich ein. Oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leere Bälge, welche sie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichwälder kommt, wird sich erinnern, dieses schon gesehen zu haben. Daß solche ganze Züge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten, und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu erachten; doch ist das nicht das Schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, sie muthwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Theil des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat schon einige traurige Beispiele an Leuten erlebt, denen solches wiederfahren ist. Sie bekamen bald starke Geschwulst, heftige und schmerzhafte Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo sie diese Raupen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugniß erfahrener Aerzte könnte daraus noch größeres Unheil entstehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvor käme. Aber wie das zugehen mag. Die Raupen lassen augenblicklich ihre kurzen, steifen, stechenden Haare gehen, und drücken und schießen sie gleichsam wie Pfeile ihrem Feind in die zarte Haut des Körpers. Dies ist das Mittel, welches die Natur auch diesen ver-

achteten Thieren zu ihrer Vertheidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haar-Raupen thun es auch. Aber bei den Prozessions-Raupen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine unsichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil stecken, und viel kleine Ursachen zusammen thun eine große Wirkung, was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit diesen Thieren keinen unnöthigen Muthwillen treiben; wenn man Ursache hat, an einem Baum hinauf zu klettern, soll man aufschauen, was daran ist; man soll in der Nähe von Eichbäumen halb nackte Kinder nicht auf den Boden setzen, ohne ihn zuerst zu besichtigen, und sie warnen, daß sie es nicht selber thun. Es ist leichter, Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen.

2.

Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sey es keine Kunst, daß sie die

Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. A' in das machts nicht aus. Denn eine Fliege h.. nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammen gesetzt seyn könne. Das bringen sie so heraus. Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da seyn wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest seyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen, und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn

man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut seyn, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und lauft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seyen? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brod streichen und verschlucken? Wohlbekomms, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stuben-Fliege den Garaus machen. Für diese wär noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren konnte, wenn sie überhand nehmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnen-

gewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte, und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Ort, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört?

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht, und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seyen. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf

die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderlichr Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen

Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beissen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz seyn, die Tarantata genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stuben-Fliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

3.
Fliegende Fische.

Im Meere gibt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sey erdichtet, weil bei uns

so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keinen andern Vogel als Maisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen; und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seyen. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freilich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandtniß. Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erstlich das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. So bald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, und kann ihm nicht mehr anders entrinnen, und darin ist er klüger als mancher Mensch, der schon Hals

und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, so lang man kann, kein Wagstück treiben, wenns nicht seyn muß, nicht oben zum Fenster hinaus springen, wenn die Thüre offen steht

Solche fliegende Fische geben nun den Schiffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lang diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Wasser. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen,

wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Prozeß und Streit miteinander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beide des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Händel haben, ists lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

4.

Die Schlangen.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge stechen. Allein es ist schon lange ausser Zweifel gesetzt, daß sie an der obern Kinnlade zwei Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstoßen können. Diese Zähne sind hohl, und haben an den Spitzen eine feine Oeffnung, hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie ins Wasser gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein solches Thier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift ausser demselben. An jenen Zähnen hätte

man also wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen, so lange sie leben, in den Mund schauen, und wer wirds thun? Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege, oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer, und helfen also uns vor der schädlichen Menge desselben bewahren. Und ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen als tödten, wär es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauch auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, daß dieses Geschöpf ohne Füße nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach, und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genusse ihres Lebens nöthig ist. Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandtheit gleiten sie in den mannigfaltigsten Wendungen ihres schlanken Körpers nach allen Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben! Mit welcher leichten Biegsamkeit wenden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen! Wer hat über den

ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und übereinander gelegt, daß sie bei jeder Bewegung in der größten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich übereinander schieben, und doch den zarten Körper bedecken, und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat sie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, schwarz eingefaßten Flecken, und citronengelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halsschmuck getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

Aber wenn wir nur erst die Gefährlichen unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit, und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund ist, so ist sie's nicht. Ferner, wenn sich das Ende des Körpers fein zuspitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch gibt er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beste an der Sache ist das, daß wir nur sehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und

daß diese nicht muthwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber vertheidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beispiel, die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von 1 bis 2 Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist nach den verschiedenen Häutungen, oben grau olivenbraun, oder schwärzlich, unten hellgrau, auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Punkte im Zickzack, dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun sind.

Die Kupferschlange, auch Kreuzotter hat einen platten, cirunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von 6, 8 bis 12 Zoll und einen zugespitzten Schweif. Oben ist sie rostfarbig, bald stärker bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbzirkel)(. Ueber den Rücken hinab lauft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit weißen Querbinden, auf welchen wieder schwärzliche Punkte stehen, und die Endspitze ist braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deswegen auch die schwarze Otter genannt wird.

Alle halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal schmerzhafte, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen hervor. Auch ist der Biß von der nämlichen Schlangenart nicht immer gleich furchtbar. Er ist gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und schwülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erbost ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen, oder sich auf Segensprechen und Sympathie verlassen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als möglich einen erfahrnen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehen.

Unterdessen soll man zum wenigsten die Wunde unterbinden, wenn es seyn kann, erweitern, mit Salzwasser auswaschen. Man empfiehlt auch ein Loch in die Erde zu graben, und das verwundete Glied hinein zu stecken. Jäger haben schon Schießpulver auf die Wunde gestreut, und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getödteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutsam seyn. Man hat Beispiele, daß unvorsichtige Personen durch die Giftzähne noch am abgeschnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden sind. Aber

verschlucken könnte man solches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich gesund und unverletzt ist, denn es schadet nur, wenn es unmittelbar ins Blut kommt. Auch das Fleisch dieser Thiere ist unschädlich. Schon manche Schlange ist gegessen worden, ja man bereitet von dem Fleische der giftigen Otter für gewisse Kranke eine sehr nahrhafte und heilsame Brühe.

Aber an allen unsern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, ist auch sonst nichts Furchtbares, und ihre Größe macht sie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau sagen kann, wie alt sie werden, so hat man doch Ursache zu glauben, daß sie lange wachsen, und die ungewöhnliche Größe mancher Schlange bewiese also nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelassen hat, sich zu strecken.

Es ließe sich noch viel Merkwürdiges von diesen Thieren, besonders aus fremden Ländern, erzählen, z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika gibt mit mehreren beweglichen Gelenken am Schweif einen zischenden oder rauschenden Laut von sich, ehe sie angreift. Wer es hört, ist gewarnt, und kann sich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut ordentlich herbei gelockt, und liefern sich selber zur Beute, und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörnchen fangen wollen, sind so keck, daß sie sich irgendwo im Gebüsche ver-

bergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken, und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es gibt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Ostindien ꝛc. Die größte soll mehr als Mannsdicke und eine Länge von 40 Fuß, auch darüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubthiere, dem Tiger, gefährlich Sie umwindet ihn, und drückt ihm die Knochen im Leibe entzwei. Sie schlingen Thiere ganz hinab, die dicker als sie selbst sind, weil der Körper nachgibt, und sich über seine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, werden aber alsdann träge und unbehülflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazu kam, als eine große Schlange sein Kind verschluckte. Augenblicklich und glücklich soll er sie getödtet, ihr den Bauch aufgeschnitten, und sein Kind lebendig und unversehrt heraus gezogen haben. Es gehört Glauben dazu, aber als ein äusserst glücklicher Zufall scheint es wenigstens möglich zu seyn.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehen sie dieselbe mit einem Strick an den Ast eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem Messer hinauf, geht auf den Ast hervor, läßt sich an das Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem

Kopf, streift sie ab, und gleitet alsdann sachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden bei den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerspeiende Unthiere denkt, oder an sogenannte Basilisken, der denkt an eine Fabel. Und es ist nur so viel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidexen gibt, die durch sogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Hals, oder an den Seiten zwischen den vordern und hintern Beinen sich in der Luft schwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwei bewegliche Auswüchse wie Hörner hat, und nennt sie deswegen die gehörnte. Sie weiß sich sehr geschickt im Grase zu verbergen, so daß nur diese Auswüchse hervorschauen. Vögel, die dies sehen, haltens für Würmer, fliegen herzu und wollen anbeissen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhascht und gefressen.

So begegnet wohl auch manchem Menschen gerade dasjenige selber, was er aus Eigennuz oder Schadenfreude einem andern zugedacht hat.

5.

Die Eidexen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidexen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euern stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
saußt ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt, und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger

Mann einen Augenblick vor einer Eidexe stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstraus, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über auf dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen

sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch, von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.

Es gibt auch zweierlei Eideren im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waaren auf dem festen Lande verboten sind, weiß nicht, obs noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Element des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen schwarz- und gelbgefleckten warzigen und schmutzig-feuchten Eidere, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch niederigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen

lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidexen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodill ist nichts Andres, als eine 20 bis 30 Fuß lange Eidexe. Davor muß Jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 30 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Egypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Egypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man ausser Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptischen Ratze gefressen. Auch von

Menschen werden sie aufgesucht und, zerstört oder gegessen. Wohl bekomms!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidexen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen, und feuerspeiend durch die Luft schiessen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Zehens über die Haut lauft, wenn man's hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidexen von ein bis anderthalb Fuß Länge gibt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben wie andere Eidexen von Insekten. Andere Basilisken und Drachen gibt es in Asien nicht, ausser unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verläumdungen

und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein will viele gesehen haben.

6.

Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen, denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter?

Wahr ist es, und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum

gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quacken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quacken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quacken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Natur-Beobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, „sondern die Quadten oder die Engerlinge, die un„ter der Erde sind, aus welchen hernach die Mai„käfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maul„wurf aber frißt die Quadten, und reinigt den „Boden von diesen Feinden."

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da

sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat." —

Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle, und eure besten Scheermäuser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn Ihr dem Maulwurf in dem Mund schaut." Denn alle vierfüßigen oder Säugthiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne, und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: es

ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet, und in den Magen schaut." Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Gukuks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

VII.

Betrachtungen über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt, und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubts schwerlich. Ja er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein, und meint jetzt sey er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu seyn glaubst, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein we-

nig auf die linke Seite drücken, und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilts, du Pfuscher hast's selber gemacht!" Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Eben so ist es mit dem Gespinnst, worein sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Carmeliter oder Franciskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies, bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Eben so alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art, eben so jede Franciskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja manches Thierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben, und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte, und denken wollte: Für dieses Jahr ists gut genug, übers Jahr mach ichs besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran, und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplez, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jezt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch, und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichts nutz. —

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein, und so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht Niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort, jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anderst, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfniß recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt daß es recht sey. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Pallast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen, und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. Kannst du den Vers, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott du hast der Freuden Fülle? —

Das Büblein fuhr fort:

Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke
das Gute nur, und deine Werke
sind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir, — —

„Sieh Kind," sagte der Hausfreund, und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, sieh, sagte er, das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Lebenlang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Berufe zu erwerben und zu erhaufen hat. Gesetzt, sagte er, du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder es

kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Thun, das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das Nämliche in seiner Art so gut machen kann, als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ermel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn Jedermann gestehen und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anders seyn als die Vollkommenheit seiner Werke:

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„O, bilde mich nach dir" —

Aus einem solchen Kinde kann etwas werden.

VIII.

Der Mensch in Kälte und Hitze.

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage fast verschmachten will, oder im kalten Jenner sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Theil des ganzen Jahrs Herr und Meister ist, und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den

Seen 10 Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige Schuh tief aufthaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum gibt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich seyn muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüssen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht, und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch Manches anders seyn, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heissen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabei, und die andern verschmachten oder erfrieren, oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Län-

dern in ein niedriges unscheinbares Gesträuch und Gestruppe auf dem ebenen Boden, wie wirs auf unsern hohen kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Wesen fortkommen kann, ist überall daheim, liebt in den heissesten und kältesten Gegenden sein Vaterland und die Heimath, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich seyn. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten, und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach: „Seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet sie euch unterthan."

Ich will jetzt einige Beispiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können.

Zu Jeniseisk in Siberien trat einst im Jenner 1735 eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und Alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

Zu Kraßnaiarsk, ebenfalls in Sieberien, wurde im Jahr 1772 den 7ten December die Kälte so heftig, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freie Luft setzte, in ein festes Metall zusammengefror. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nordamerika an der Hudsonsbay. Da fror ihnen, selbst in den geheizten Stuben, der Brantewein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüßig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettstätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menschennatur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern, zum Beispiel in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmidten, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. In Breitlingen, das ist eine Erzgrube am Tammelsberg in Sachsen, mußte das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da sind nun viele schweflichte Theile und Dünste, die in Entzündung gerathen, und eine so erstaunliche und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Bergleute selbst noch den Tag nach der Löschung

des Feuers nackt arbeiten, und alle Stunden innehalten, und sich wieder abkühlen müssen.

Manche Personen, die in Krankheiten viel aufs Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünstigen Backofen, wenn das Brod herausgenommen ist, lassen nur so viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freilich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie 10 Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eyer in 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8 Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heisser Wind von den Sandwüsten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich versengt werden und abdorren. Menschen, die

alsdann im Freien sind, müssen sich freilich ohne Verzug mit dem Gesicht auf die Erde niederlegen, damit sie nicht ersticken, und haben gleichwohl noch viel dabei auszustehen. Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl übersteht man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden seyn daheim, wenn sonst schon nicht Alles ist, wie man gerne möchte.

IX.

Die Juden.

Sendschreiben an den Sekretär der theologischrn Gesellschaft zu Lörrach, (die wenig bekannt ist).

Wenn du, o Zenoides, es rathsam finden solltest, der theologischen Gesellschaft diese Epistel vorzulegen, so habe ich außer dem Schatten des seligen Ritters Michaelis nicht nur dich, sondern auch sie um Verzeihung zu bitten, wenn ich diesmal mancherlei durch einander sagen, und hie und da ein Waizenkörnlein unter viel Spreu verbergen werde. Der Verzeihung des seligen Ritters aber bedarf ich, weil ich bei allem Respekt vor seiner seltenen Gelehrsamkeit glauben muß, daß er in derselben und durch dieselbe vor Bäumen den Wald nicht recht gesehen habe, als er der arabischen Gesellschaft mancherlei Fragen z. B. über die Gottes-Anbeterin, als da ist, nicht die Priesterin Elisabeth oder die Prophetin Hanna, sondern Mantis religiosa Linnei

(Frage 51); ferner über die fliegenden Katzen (Fr. 30) und die zweibeinige Maus (Fr. 42) mitgab und aufband, keineswegs aber ihr den Rath ertheilte, den auch die Instruktion Artikel 35 enthält, vor der Hand und seinetwegen das liegen zu lassen, und vor allen Dingen den Juden und seinen Blutsvetter, den Araber, auf dem heimischen Boden desto näher zu betrachten, und das charakteristische Gepräge zu studiren, welches das Klima des Landes, wo die Bibel geschrieben wurde, seinen Kindern aufdrückt; da nicht zu leugnen steht, daß man vor allen Dingen diejenigen, an welche geschrieben ist, daß kennen muß, wenn man das, was geschrieben ist, um einen halben Erdgürtel nördlicher, und um ein paar Jahrtausende später ausdeuten, und den heiligen freien Geist, der heimisch unter den orientalischen Palmen hauset, unter den nordischen Eichen bannen will. Ja es hätte sich der selige Katzen- und Bergmausjäger durch einen solchen Wink an die Gesellschaft, wenn sie gelückt wäre, ein desto größeres Verdienst erwerben können, da so manche Reisende im Orient lieber das Todte als das Lebendige zu beobachten scheinen. Sie botanisiren euch von Dan bis nach Berseba, besteigen den Libanon, und unterscheiden beim ersten Blick die berühmten alten Cedern von den jungen an der Größe, obgleich sie über deren Zahl bis auf diese Stunde nicht einig sind. Sie versäumen nicht, mit eigenen Augen zu sehen, ob das Gradlinigte und Zackigte, was man bisweilen unter dem Wasser des todten Mee-

res erblickt, Ruinen von Sodom oder Basalte sind, und wenn je ihr Blick auf das Lebendige fällt, so wollen sie lieber die Natur und Lebensart des Schakals als des Menschen studiren, obgleich der Fuchs dort von dem Fuchs hier in keinem größern Abstande stehen mag, als der Mensch dort von dem Menschen hier, und die Bibel nicht für Füchse geschrieben ist, kaum für akademische, zum Studium der Exegese. Das führt uns nicht weiter, und ich habe mir daher vorgenommen, bis ich mich zu einer Reise nach Palästina, für den Zweck des Menschenstudiums befähiget habe, und der König von Dänemark oder die Hamburger Lotterie, in welcher man 250,000 Mark gewinnen kann, die Gelder dazu liefert, einstweilen die abgeraspelten und ausgeschiedenen Späne und Schlacken des Volks Gottes, wie sie mir im 49sten Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen, näher zu beobachten, und zugleich die theologische Gesellschaft bittweise anzugehen, es wolle mir dieselbe mit ihren jetzigen und künftigen Beobachtungen an diesem Volke Gottes, in wiefern sie zur Aufklärung und Entwickelung des logischen und ästhetischen Sinnes der Bibel etwas beitragen können, gefällig zu Handen gehen.

Ich rechtfertige mein Vorhaben und meinen Wunsch mit der Behauptung, daß das jüdische Volk, wie alle asiatischen und alle unterdrückten Völker, sehr anhänglich an sein Altes sey, und den physischen, psychologischen und moralischen Charakter

seiner Väter in Palästina im Wesentlichen noch nicht verändert habe.

Vorleser dieses lasse sich auf eine weitläuftige Herzählung der Belege hiezu, z. B. die Aehnlichkeit der Gesichtszüge und den Bart nicht bange seyn.

Erstere erklärt man richtig daher, daß die Juden selten fremdes Blut durch Heirath in das ihrige gemischt haben, und ich setze nicht unwahrscheinlich hinzu, daß wenn Jemand alle Judengesichter, die jetzt existiren, kennte, und im Stande wäre, das Gemeinschaftliche und Charakteristische aus allen herauszuheben, und vorerst in ein Gesicht zusammen zu fassen, dann in diesem die männlichen und weiblichen Züge zu scheiden, und in zwei Gesichter zu zerlegen, so würde er mit dieser Operation die Original-Portraite des Abraham und der Sara richtig gefunden und dargestellt haben.

Ich will mich dabei nicht aufhalten, sondern nur einige minder bemerkte Spuren des alten Gepräges an unsern Juden in Anregung bringen.

1) Der Jude ißt, trinkt, betet und grüßt seine Landsleute mit bedecktem Haupt. Warum? Der Hut ist sein Turban. Kein Morgenländer zieht den Turban. Er ist wesentlich zur anständigen Erscheinung vor andern. — Der Jude geht gerne, so lang er kann im Cüre, und wenn er

ihn ablegen muß, besonders am Sabbath im Schlafrock. Letzterer ist bei ihm sogar ein Artikel des Luxus und der Eitelkeit. Warum? Es ist ein morgenländischer Talar. Man kann lächeln, daß ich das behaupte, und sagen, die Weichlichkeit und Nachlässigkeit des Juden zieht diese Kleidung vor. Zugegeben; — das Nämliche ist der Grund, warum sich auch die Morgenländer in lange weite Kleidungen hüllen. Gerne windet alsdann der Jude das weiße, roth gestreifte Schnupftuch über den Schlafrock um die Hüften. Es ist sein morgenländischer Gürtel zum Talar. — Die Pantoffeln, die er den Schuhen vorzieht, und wie den Schlafrock zum Gegenstand des Luxus macht, sind seine Sandalen. Zu beiden, nicht aber zur enggeschnittenen europäischen Kleidung, wählt er am liebsten die gelbe Farbe. Sie war und ist eine Lieblingsfarbe der Morgenländer. So setzt er sich, ohne es zu wissen und zu wollen, mitten in Deutschland aus europäischen Kleidungsstücken das Kostüme des Orients nachäffend zusammen, und gefällt sich darin, und wenn alsdann am heißesten Sabbath des Jahrs noch an einem Fleck die Sonne scheint, so wird er nicht in den Schatten stehen. Denn er ist ein Orientale.

2) Es steht irgendwo in der griechischen Bibel ein Ypsilon, das mir in diesem Augenblick mehr werth ist, als nicht nur der ganze Drache zu Babel, sondern auch das beste Stück in Esther, nämlich in dem Worte „Μωϋσης." Es beweißt nichts

weniger, als daß der Gesetzgeber der Juden nie Moses, sondern immer Mauses geheißen habe, und also das Mauses unserer Juden nicht vernachläßigte Pöbelsprache, sondern reine Haltung des orientalischen Wohlklangs mitten unter allen abendländischen Dissonanzen sey, wie auch das Arabische beweißt. Wenn gleichwohl einige Schriftsteller, z. B. Johannes „Μωσης" schreiben, so rührt es nur daher, daß sie das O mega der Griechen, als korrespondirend ihrem Chaulem zum Voraus als Au aussprachen. Ich werde noch alle Nomina propria im Hebräischen mit ihrer griechischen Orthographie in den LXX und dem N. T. vergleichen, um der alten genuinen Aussprache auf den Grund zu kommen, und man wird sie, wenn es mir gelingt, sie in Regeln zu bringen, mit großem Segen in den hebräischen Lektionen einführen, ja selbst im N. T. die heleniſtische Aussprache wieder in Gang bringen. Δωδεκα μαθηται wird zu lesen seyn: Daudeka Moseite.

3) Nichts fällt den Juden schwerer, als den deutschen Dativ und Accusativ richtig zu unterscheiden. Er geht in der Schul, und steht in die Schule, wie es ihm einfällt. Nehmt es ihm nicht übel. Schon die LXX und die Schriftsteller des N. T. verwechseln unaufhörlich und mehr als die andern — εἰς τόπον und ἐν τόπῳ, wiewohl es uns bisweilen auch nur scheint. Denn wenn der Schächer am Kreuz sagt: Gedenke meiner, wenn

du kommst ἐν τῃ βασιλεια σοῦ, so spricht er richtig „in deiner königlichen Würde," und z B. Luther hat unrichtig übersetzt in dein Reich. Auch bei andern Griechen ist βασιλεια und bei den Römern regnum ursprünglich nicht das Königreich, sondern das königliche Amt.

4) Und weil hier des einen Schächers Erwähnung geschah, so sey auch der andere nicht vergessen. Wir erblicken nämlich auf Golgatha, (es wäre zum Thema einer Charfreitagspredigt gut), dreimal das Höchste und Unerreichbare in der Wirklichkeit. Am mittlern Kreuz das Ideal der höchsten aufopfernden Gotteserqebenheit und Menschenliebe, und auf der einen Seite desselben das höchste Vertrauen dessen, was man nicht sieht. Denn es gehörte viel dazu, in diesem Augenblick an ein Königthum eines Mitgekreuzigten zu glauben, und auf ein Reich Gottes unter seinem Zepter zu warten. Aber das Ideal der tiefsten Verwerflichkeit realisirt auf der andern Seite ein Dritter, der mit Nägeln in den eigenen Händen, und mit dem Tod auf eigener Zunge der nämlichen Leiden eines Unschuldigen neben sich noch spotten kann, und damit einen Charakterzug seiner Nation belegt. Denn betrachtet den Juden, wo ihr wollt, Spottsucht und Schadenfreude hat er mit seines Gleichen unter allen Nationen gemein; aber das hohe Talent, im neckenden Spott über fremde Leiden den Schmerz der eigenen zu kühlen, ist ihm eigen.

Ich könnte hier noch einiges anzeihen, wenn es mein Interesse wäre, die blöden Seiten aufzudecken, womit sich dieses Volk zu seinem Ahnherrn bekennt, der den Bruder um Erstgeburt und Erbtheil zu beschleichen, und den Schwiegervater in Mesopotamia zum armen Manne auszuschälen weiß, und nach seiner Heimkunft die unheilbare Feigheit des schlechten Gewissens auf ewige Zeiten dokumentirt. Achtung für eine anderweitige Heiligkeit dieses Volkes decke darüber den Mantel der Schonung. Lieber will ich sein Sachwalter seyn, und jetzt eine schöne und und beneidenswerthe Seite desselben ausheben.

5) Der Jude weicht dem Ackerbau und jedem Beruf, der anhaltend und mühsam beschäftiget, aus, und nährt sich, sey es auch kümmerlich, von allerlei Handel, treibt Gauckelei, legt Rattengift, oder kultivirt irgend einen Nebenzweig einer nützlichen Kunst im Kleinen, z. B. die Operation der Hühneraugen. Man sagt daher, sie seyen Tagdiebe, und das ist einseitig und ungerecht. Man sollte sagen: Sie sind Morgenländer.

Ich will hier die Frage nur berühren, nicht untersuchen, ob es die Meinung der Natur seyn konnte, daß unter allen Lebendigen, die ihr Daseyn in Ruhe genießen, der Mensch das einzige Zug- und Lastthier der Erde seyn soll, die wenigen eingerechnet, die er dazu gemacht hat. Ich erinnere

nur, daß es große Erdstriche gibt, wo die Natur viel gewährt, und der Mensch wenig bedarf. Zwischen den Wendekreisen, und noch darüber hinaus, wo das Menschengeschlecht zu Hause ist, und wie ein ewig junger Blüthenkranz den Erdkreis in der Mitte umwinden sollte, ohne weiterhin den Bären und Wölfen Wohnort und Nahrung streitig zu machen, dort leben glückliche Nationen, die von unserer nordischen Arbeitsseligkeit keine Begriffe haben. Selbst in Europa der Türke, der Grieche, der Italiener fliehen die Arbeit. Der Spanier steht im ganzen Norden in dem Ruf, daß er träg lebe, da er doch nur klimatisch lebt, wie wir, falls wir klug wären, auch thun würden, wenn wir in einem Lande wohnten, wo der Wirth den Gästen, die noch ihre eigene Speise selber mitbringen, für das geringe Koch- und Schlafgeld den Wein, so viel sie trinken mögen, gratis eingibt, wo man die jungen Esel mit Feigen auffüttert, und wo auf den unfruchtbarsten Aeckern noch ein vermaladeites Unkraut wuchert, das ihr zum Staat in Scherben zieht, und im Keller überwintert, der Rosmarin und Lavendel. Selbst in nördlichen Gegenden, wenn wir wenigstens auf das Beispiel der ältesten und meisten Völker sehen, scheint es, der Mensch soll sich durch die Noth nicht zum Lastthier herabwürdigen lassen, sondern mit dem Wenigen, das die Natur ihm dort geben kann, zufrieden seyn, oder auswandern; und wenn irgendwo Arbeit von einer Betglocke bis zur andern, falls man leben will,

Bedingung ist, so sind daran nur fehlerhafte Staatsverfassungen und Staatsverwaltungen, eine daher rührende verhältnißlose Vertheilung dessen, was die Natur hinreichend für alle gab, und erkünstelte Bedürfnisse Schuld, die die Natur zu befriedigen nicht schuldig ist; und die wunderliche Grille kann nur in den Predigten und Katechismen des kostbaren christlichen Nordens einfließen, daß auch noch in dem ewigen Leben keine Ruhe seyn, vielmehr die Kräfte an höheren Gegenständen in weitern Wirkungskreisen fortgeübt werden sollen. Die Paradiese der Morgenländer haben nichts davon, und Einer, der besser als wir wissen muß, wie es dort aussieht, setzt die Seligen nicht abermal z. B. an einen Weberstuhl, sondern mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische. Gerne erleichtern wir uns, und beschönigen zwar unsere Arbeitseligkeit mit der Gemeinstelle, daß Noth die wohlthätige Weckerin unserer Kräfte sey, und Uebung durch Arbeit sie zur Vollkommenheit ausbilde. Schön gesagt, wenn's nicht am Tag läge, was bei diesem nordischen Unfug heraus kommt. Nur wenige von uns erfahren etwas von der Bildung, der Aufklärung und dem Lebensgenusse, der allen gebührt. Die meisten übrigen leben und sterben etwas besser als das Thier, ohne Charakter, ohne Vaterlandsliebe und Muth, ohne Tugend. Auch die wenigen bringens nicht weit. Wir halten uns für die gelehrteste Nation. Wir sind's auch leider, wenigstens die schreib- und lese-lustigste, wenn's damit gethan wäre. Aber wo

ist der reine lebendige Sinn, der das Wahre und Schöne überall und unmittelbar aus der Natur und dem Leben saugt? Wo das innige rege Gefühl, mit welchem der wahre Mensch das Wahre und Schöne sich vereigenthumt? Wo die hohe göttliche Phantasie, beides an einander zu verherrlichen, und in unsterbliche Ideale zu verschmelzen? Wo die Gabe, rein und klar wieder zu geben, was man so empfangen hat, und so warm, als es im eigenen Herzen lag, in ein fremdes zu legen? Verdampft, schon frühe im Schweiß der Schulen, und später am harten, todten Pult, und unter dem Druck der Folianten und Schatzungsmonate, die auf uns liegen. Wir sind nicht mehr im Stand, den Homer oder Ossian, oder ein einziges Kapitel im Jesaias, z. B. das 60ste bis in sein tiefstes Leben hinein zu verstehen und zu fühlen, noch viel weniger selber so etwas zu machen, und wenn Homer unsere Messiade lesen sollte, so möchte er über Manches den Kopf schütteln, wovon ich nur zwei Präliminar-Schwingungen interpretiren will. Die erste, wie ein Deutscher dazu kam, den angebornen Reim und Jambus zu verlassen, und über seine scharfeckige Sprache den wellenlinigen Hexameter des Joniers zu legen, den schon der attische Dialekt selbst im Griechischen nicht mehr verträgt. Die zweite: wie er dazu kam, zum Gegenstand eines epischen Gedichtes den Messias zu wählen, ohne damit sagen zu wollen, was seinerseits ein frommer Mann und Rektor einst urtheilte, daß das

Leben und die Thaten des Messias keiner Verschönerung durch Dichtung bedürfen, die doch nirgendswo etwas verderbt, noch weniger entheiligt. Denn ist nicht Gott selbst der erste und größte Dichter, ποιητης in beiderlei Sinn des Worts? Die ganze Idee des Weltalls mit allen seinen Theilen und Entwickelungen war in Gott, ehe sie realisirt wurde, ein großes harmoniereiches Gedicht, herausgegeben Anno Mundi I. und bis jetzt noch nicht nachgedruckt, nicht einmal in Reutlingen. Was aber den Jesaias betrifft, so behaupte ich nur so viel, daß wer ihn vom 40sten Kapitel an lesen kann, und nie die Anwandlung des Wunsches fühlt, ein Jude zu seyn, sey es auch mit der Einquartirung alles europäischen Ungeziefers, ein Betteljude, der versteht ihn nicht, und so lange der Mond noch an einen Israeliten scheint, der diese Kapitel liest, so lange stirbt auch der Glaube an der Messias nicht aus.

Ich kehre von dieser nordischen Abschweifung zu den Ländern zurück, in welchen Milch und Honig fleußt. In einem solchen war einst Abraham im Hirtenzelt unter den Terebinthen des Mamre des stillen Lebens froh; in einem solchen lebte einst der Heiligste seiner Nachkommen, und es mag in einem Festprogramm zu seiner Zeit sehr gelehrt untersucht werden seyn, unde Christus vitae alimenta sumserit? aber schon die Frage war seltsam und verräth den 50sten Grad N. Br. In einem solchen Land konnte der Aufruf gesche-

hen: Sorget nicht für den andern Morgen, und ist noch bis nach Italien verständlich, wo ein Lazaroni, der einem Fremden zwei Kisten für acht Soldi wegtragen sollte, eine für vier Soldi wegtrug, und die andere stehen ließ, weil das Bedürfniß des heutigen Tages damit gedeckt ward, und er für eine andere Kiste des folgenden Tages schon sicher seyn konnte. Aus einem solchen Lande kamen die Juden nach Europa, und was wollen wir dazu sagen, daß sie der Weihe ihrer Heimath so getreu bleiben, und mehr Charakter und Kraft haben, als wir? Wollen wir sie verdammen? Das sey ferne. Sie konnten aus ihrer Heimath vertrieben werden, das war Gottes Gewalt. Aber ihre Heimath und die Würde und Freiheit des Volks Gottes an einem Sägbock oder hinter einem Schubkarrn verläugnen, das können sie nicht. Sie können hungern, sie können verschmachten, wenn's seyn soll, aber ihr edles Blut, einst in den Adern der Väter an einer bessern Sonne gebraut, in knechtischer Arbeit verdampfen, das können Abrahams Kinder nicht, und sind und bleiben zu dem Ausspruch: Sorget nicht für den andern Morgen, die lebendige Exegese. Nicht weil der es sagte, der es sagte, sondern weil sie dort daheim sind, wo er's sagte. Sie säen nicht und ärndten nicht, sammeln nicht in die Scheuren, und ihr himmlischer Vater nähret sie doch, selbst in Deutschland, was viel heißt. Sie nähen nicht und spinnen nicht, und er kleidet sie doch, und sorgt noch für das Schutzgeld. Unsere Exegese,

die gerne jeden Spruch, ehe sie ihn erklärt, unter das Zenith schraubt, unter dem sie selbst steht, und nicht so fast aus dem Griechischen ins Deutsche, als vielmehr aus dem 32sten Grad in den 50sten übersetzt, erklärt es so: Ihr sollt nicht ängstlich sorgen! Und hie und da ein Kompendium der christlichen Moral oder eine dergleichen Predigt bekennt sich stillschweigend zu einem Grundsatz, den ich zum erstenmal laut und keck aussprechen will, der so heißt: „Wenn du eine Pflicht nicht erfüllen kannst, wie sie zu verstehen ist, so verstehe sie, wie du sie erfüllen kannst," oder „wenn ein Gesetz sich zu deutlich ausspricht, und du zu ungeschickt bist, die Klarheit seines Sinnes zu verwirren, so stelle dir vor, der Meister habe es nur zu seinen Jüngern gesagt, (und du seyst keiner, scilicet). Wenn er aber seinen Jüngern für Pflichten, die du nicht übst, und für eine Treue, die du nicht kennst, die Seligkeit seines Reiches verheißt, so stelle dir vor, du seyest einer, und freue dich einstweilen darauf (setze ich hinzu) bis sie kommt, so wird deine Freude, wie die Freude der Gerechten im Himmel ebenfalls ohne Ende seyn."

Zum Anhang dieser Nummer und Eintrag in's Ganze gehört übrigens noch die Bemerkung, daß der Jude ein einziges Metier der Europäer con amore treibt, das Fleischerhandwerk. Weil er koscher essen müsse, meint man. Allein da ließe sich helfen, und läßt sich, wo er nicht schlachten

kann. Nein, sondern bis ihm sein Gott wieder einen Altar und einen Tempel baut, treibt er die freie Kunst des Schlachtens, die ihm von dorther angestammt ist, an der Fleischbank fort. Blut muß fließen, am Altar oder in der Metzig!

6. Endlich, und damit ich das halbe Dutzend ausfülle, sey noch bemerkt, daß der Jude von keinem europäischen Laster so frei ist, als von der Trunkenheit.

Man hälts für Sparsamkeit. Aber doch nascht er gerne etwas Gutes, wenn ers haben kann, sey es auch theuer. Wahrscheinlicher könnte man sagen, der europäische Wein sey ihm zu schlecht. Ehe er sein heißes Blut im 1774ger Krenzacher kühlt, geht er an die Quelle, die ihm den Dienst wohlfeil und ganz leistet. Aber ich will's aus dem Fundament erklären. Es ist national. In der großen Musterkarte jüdischer Laster, die uns die Bibel aufbewahrt, nimmt Trunkenheit noch immer das kleinste Feld ein. Saufen ist nur in Norden endemisch. Brandwein sauft der Nordmensch. Wir pokuliren Wein. Wein mit Wasser trank der Grieche. Palmenwein genißt der Südländer, und der Araber läßt sich's von seinem Propheten ganz verbieten. Hätte der unsrige es uns verboten, so würden es pokallustige Exegeten und Leser so ausdeuten: Ihr sollt nicht ängstlich trinken.

Soll ich fortfahren? Nein, ich will deine Geduld, o Zeneides, und die Geduld und Session der theologischen Gesellschaft nicht auseinander sprengen. Grüße mir den Thumringer Juden, und, wenn er noch lebt, den Scheitele in Lörrach, und den Naufel!

X.

Standrede über das glückliche Loos des Schneiders,

gehalten bei Einweihung der neuen Zunftlade von Jakob Oesterlin, Schneidermeister.

Es ist nichts damit gesagt, womit unsere Altfordern sich viel zu gut thaten, daß kein geringeres Wesen, als der Urheber des Weltalls selbst, der Erfinder unserer Kunst gewesen sey, weil er nach dem ältesten Buch, das wir haben, den ersten Menschen die ersten Toile verfertigt hat. Denn für's erste waren es nur Felle, und ich verlange mit meinem Gevatter, dem Säckler, keinen Verdruß. Sprechen ihn nicht fürs zweite alle gelehrten und arbeitenden Kasten und Zünfte mit gleichem Recht als ihren obersten und ersten Zunftherrn an? Ist er ja doch auch der erste Baumeister und der erste Gärtner, der erste Physiker und Astronom, der

erste Theologe auf alle Fälle, und zugleich der heiligste und ehrwürdigste, und der erste Beichtvater des ersten Sünders. Aber um ein Wort des Ernstes in den sittigen Scherz zu mischen, wenn der Schöpfer überall den menschlichen Verstand zum Erfinden nur weckt, wie die Gelehrten sagen, nie ihm zuvereilt, und ihm es überläßt, die gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es gelungen ist, seines Werkes sich zu freuen, wahrlich so muß man den Schneider loben, der den Wink verstanden, und den ersten Rock von Ziegenfell bis zum künstlichen Gallarock veredelt hat, indeß noch kein irdischer Baumeister einen schönern Weltbau aufgeschlagen, als der erste ist, noch kein Astronom einen neuen Fixstern angezündet, noch kein Theologe die Geheimnisse der Gottheit erforscht, und noch kein zweiter Beichtvater so tief in das Herz seines Beichtkindes geschaut, und den Schmerz seiner Wunden so väterlich geheilt hat, als der erste. Doch, wir wollten ja nicht von dem hohen Rang des Schneiders, sondern von seinem glücklichen Leben reden, und ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor welchem der König nur Staub ist, sondern seinen irdischen Brüdern, die wie er im Schweiß ihres Angesichts, oder auch ohne denselben, ihr Brod essen, ihn gegenüber stellen.

Ich will ein Paar Beithaten zu diesem glücklichen Leben, die jedoch nichts weniger als unbedeutend sind, nur flüchtig berühren, z. B. daß der

Geweihte unserer Kunst mit wenig Anstrengung seiner Kräfte, fast ruhend, wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen seine Arbeit verrichten kann, keinen Beinbruch und keinen Leibschaden zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß nach aller Menschen Urtheil der weiseste der ist, der mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel, die größten Zwecke erreichen kann, von welchen nachher. Sprecht mir nichts von den Nachtheilen der sitzenden Lebensart. Fürs erste sitzt die Lebensart nicht, sondern der Schneider. Fürs andere ist er eben dadurch glücklich, daß er sitzen kann, und nicht laufen muß, außer ins Kundenhaus. Ich meines Orts ziehe der sitzenden Lebensart nur noch die liegende vor, an den Feyertagen, und für einen großen Herren die reitende. Die trinkende läßt sich mit der sitzenden vereinigen.

Denn welcher Zunftgenosse kann mehr, als wir seine Tage im lieben wirthlichen und geselligen Zimmer leben, wo doch dem Menschen allein wohl ist? Wahrlich, wenn nach dem Ausspruch aller Weisen nur ein stilles häusliches Leben ein glückseliges Leben heißen kann, so genießt es vor allen andern Zunftgenossen der unsrige in hohem Grade. In dem nämlichen Zimmer ißt und verdient er sein Brod, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünste derselben mit Wohlbehagen, wie man den verklingenden Tö-

nen eines Glockenspiels lauscht, und des entflohenen Sommers sich zum zweitenmal im mildern Nachsommer freut. Im Schoße seiner Familie lebt und genießt sein Dasein der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattin, umgaukelt von den fröhlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlstand er arbeitet, und wird durch ihren beständigen Anblick zum unverdrossenen Fleiß, wie einst die alten Deutschen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbesieglichen Tapferkeit angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergessen, daß aller Lebensgenuß ohne ein gewisses Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein schaler Genuß sey; und wer hätte zu diesem Gefühl ein näheres Recht, als unser Zunftgenosse? Ihm frohnt willig die ganze Natur. Für seine Scheere und Nadel reift die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenstaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen, und von Amerika's Gebirgen das Schaf und die Vicugna ihre Wolle, von Jemen herüber die fromme Kameelzüge ihre Haare; ihm spinnt durch ganz Frankreich und Italien, und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tausend Hände des Landmanns, des Scheerers des Webers, des Färbers in Damaskus, in Genua und Pforzheim. Mit sinnender Miene wirft er die Ballen auseinander, zerschneidet mit kühner Scheere in ei-

nem Nu, was Minervas Söhne mit sorglicher Hand in Tagen verbanden, setzt es mit künstlicher Nadel in neue Verbindungen zusammen, gestaltet das Formlose, näht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weise zu Gecken um, verschönert die Schönheit, verschleiert die Häßlichkeit, macht, über alle Eindrücke des Schicksals erhaben, wie das Schicksal selber, Brautgewande und Todtenkleider mit der nämlichen Nadel, gibt Uniformen und Ordenssterne, ist immer neu und unerschöpflich, und wenn selbst weise und gelehrte Männer, wie man sagt, hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, so schwebt er, fortschreitend, wie ein Gott, auf der Höhe des Zeitalters und der neuesten Mode.

Mit stolzer Zufriedenheit sieht er nun, wohin er sich wendet, die Gestalten, die er schuf, um sich schweben, und mit Bewunderung und Beifall wird in den Palästen, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen, und in den Kirchen sein Name, nur sein Name genannt, — das ist unser Mann im Staate, und diese Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organischen Blüthe der Hautgefäße, gleichsam die perennierenden Monatsröslein des menschlichen Körpers, die bei uns am besten gedeihen, erhalten ihn unaufhörlich in einem regen wohlthätigen Selbstgefühl, dessen Verlust schon so manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt seinen Werth, und die Mächtigen derselben seine Ueberlegenheit. Wer

darf ungestraft die Hand an die geheiligte Person des Königs legen? Der Schneider. Wer darf ihn messen mit kühnem Blicke und Maas? Derselbe. Darum sitzt er auch, seines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Mensch, sondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit übereinander geschlagenen Beinen in officio, noch größer, und in seinem Stande souverainer, als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber; aber wenige Sultane beherrschen sich selber.

XI.

Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug des Lesers hat's noch nicht von Nöthen. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten." Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt, und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie:

„Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.“ Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Tabak, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus, und raucht Ringlein.“

Gleichwohl weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

Merke:

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sey doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, ist keine Luft, sondern Nichts, reines klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dieß könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und Alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen

die Erde hinab, ja sie will vermöge einer inwendigen Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und so zu sagen ausgespannt seyn, bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt, und Alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein, und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach, und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner eigenthümlichen Schwere der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht, treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt du mußt droben bleiben!" Das Quecksilber spricht: „Gelt du bringst mich nimmer höher!"

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird

nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Kölblein also, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Röhre nach gegen das Kölblein, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichen ist, welcher Gestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder wie man sagt das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig, und glaubt nicht Alles auf das Wort. Merke also:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht schlecht hinein, und schmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Grümmlein von dem Brod herab, und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Teig daraus wird, und stopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer ob sich und nimmer unter sich, sen-

dern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte die beste Lust, er gebe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum Zweitenmal geschieht.

Wenn es ihm aber mit seiner Vorsicht gelungen ist, die Oeffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt es auch wieder an lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht, und auf das Quecksilber drückt.

Daß aber die Luft allein es sey, welche im Stand ist mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben, und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, als in dem Kölblein steht, gleich ist, und hat alsdann Alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander, und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freies Spiel bekommt, und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinunter-

sitzt bis auf den Boden, oder auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt, und gleichsam matt wird, man weiß nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zu recht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündiget es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch Niemand verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Ein Andermal will der Hausfreund vortragen, was bei der Beobachtung desselben zu beobachten ist. Merke einstweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nöthig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben: Perometer, sondern Barometer.

XII.
Mancherlei Regen.

Der beste Regen, meint der Adjunkt, sey doch immer der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt, und den Segen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldaten-Hüte regnen?

Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Lachen, die vom stehenden Regenwasser entstanden sind, ein gelbes Pulver, das wie kleingeriebener Schwefel aussieht. Nun meinen ohnehin noch viele Leute, daß die Gewitter

von schweflichten Dünsten entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann ein, es sey mit dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein fürs erste wohnen wir Gottlob nicht in Sodom und Gomorra. Für das andere kann manchmal etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas Anders, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel; auch wenn es sich am Feuer entzündet, nicht, sondern Blüthenstaub von den Bäumen.

In den Tulpen stehen inwendig im Ring herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an einer weißen Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blüthenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er ist unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Samen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse gibt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüthen ab, und dies ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obstjahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viel solcher blühenden Bäume beisammen stehen, da schwemmt auch der

Regen viel solchen Blüthenstaub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Wasser verdünstet, und das ist der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer und Spätjahr, wo doch die Gewitter meistens heftig sind, wird Niemand mehr etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Aepfel, Nüsse, Eicheln rc. von den schweren Aesten der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

Blutregen.

Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hie und da viele rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laub oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas Unglaubliches, als etwas Natürliches glaubt, so faßt man's kurz, und sagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht Alles Schwefel ist, was gelb aussieht, so ist auch nicht Alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Diesmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen Ei, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig

klebte, brütet im Frühjahr die Sonnenwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hintertheil des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Raupenhülle ab, und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Ding nicht an, was es seyn und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut, und es kommt etwas mit kleinen zusammengeschrumpften Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl ansieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib gehen sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Gespinnst überzogen sind, in welchem viele tausend solcher Eier verborgen seyn können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Voll-

kommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beisammen sind, da geben sie auch viele Tropfen von sich, ehe sie davon fliegen. Hundert in einem Garten können schon 6—800 Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blutregen.

Froschregen.

Man spricht auch von einem Froschregen. Aber das wird doch Niemand gesehen haben, daß es Frösche aus der Luft herabregnet. Die Sache verhält sich ganz kurz so. Im Sommer bei anhaltend trockener Hitze zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühlern und feuchtern Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie Niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor, und erquicken sich in dem nassen kühlen Gras. Wer alsdann in einer solchen Gegend ist, und auf einmal so viele Fröschlein sieht, wo doch vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Frösche herkommen; und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigen Dinge gelten, als man sich die Mühe giebt, über die vernünfti-

gen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

Steinregen.

Aber mit dem Steinregen verhält es sich anders. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462. vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, so viel man weiß, 38mal Steine geregnet. Z. B. im Jahr 1492 am 4ten November fiel bei Ensisheim ein Stein, der 260 Pfund schwer war. Im Jahr 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pf. Nun kann man denken, von alten Zeiten sey gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob es wahr sey? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahr 1789 und am 24ten Juli 1790 fielen in Frankreich, und am 16ten Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, d. h. hoch aus der Luft herab. Und den 26ten April 1803 kam bei dem Ort l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein

Steinregen von 2000 bis 3000 Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntags den 22ten Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oesterreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dies ist der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filialleute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltendes Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fieng in einem Umkreis von 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beständigem

Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einen Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von aussen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann Niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen seyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht 2¼ Zentner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so, daß gegen Mittag Alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dies ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

Hutregen.

Am Unbegreiflichsten ist es, daß es einmal Soldatenhüte soll geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg

auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine große schwarze Wolke breitete sich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geschehen war, brachte, zum Beweis davon, so viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerzirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

XIII.

Nützliche Lehren.

1.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Uebung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich seyn kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagts euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es werth seyd, und rathet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2.

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer be-

ster Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft, und euer Lebenlang keine Waitzenerndte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, fein wartet und pfleget, wie sichs gebühret, so steigt im Morgenthau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornrosen und mancherlei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr empor kommen. Die gesunde Aehre schwankt in der Luft, und füllt sich mit kostbaren Körnern. So ist es mit den Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht verdrüßen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Saamen, schöne Tugenden in das weiche zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, so wirds besser werden.

3.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliciren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und

die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es, und meint, es sey nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in dreißig Jahren 10950 Groschen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müssigkang zubringen, und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplicirt sich in einem Jahr zu 730 Stunden, und in dreißig Jahren zu 21900 Stunden. Facit 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 fl. wers bedenkt — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen, oder 10800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahr wieder daheim seyn. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden, und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu

befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zu Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet." Das muß zweimal wahr seyn. Für's erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort." Von dem Doktor Luther verlangte einst Jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hin-

durch gethan habe. Dem erwiederte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwald sey der liebe Gott gesessen, und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten."

6.

„Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden." Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden möge, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

7.

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen." Daraus folgt: „Frisch gewagt, ist auch halb verloren." Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert." Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sey, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände,

und hintennach, wenn man sein muthiges A. gesagt hat, ein besonnenes B., und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders seyn, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren."

8.

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt." Mancher, der nicht an dieses Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öffter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold," und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Dukaten daheim. Als

er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukaten-Maß, sagte er, sey kleiner als das Frucht-Maß.

9.

Es sagt ein altes Sprichwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein Paar dazu setzen: Selber Achtung geben macht verständig. Und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eignen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringts nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

10.

Ein anderes Sprichwort heißt so: Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das sagt Mancher, und verstehts nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken verstellt, oder

lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thuts. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

11.

Einmal ist Keinmal. Dieß ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer Einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse Einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

12.

Nun kommen zwei Sprichwörter und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beissen und zu nagen hat.

13.

Verständige, ja gelehrte Landwirthe machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbau's

oder der Viehzucht. Mancher sieht etwas Neues in andern Ländern und bringts heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vortheil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mitbürgern, so theilt er ihnen seine Entdeckung mit, und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die meisten sagen alsdann: Wir wollen bei der Weise unserer Väter bleiben, und wie sie's getrieben haben, so treiben wirs auch. Das ist sehr verständig gesprochen, geneigter Leser! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden lassen, sondern auch seinen guten Vorsatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben unsere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei versucht, und guten Rath nicht verachtet. Manches ist mißlungen, Manches ist wohlgerathen und besser worden, und so können wir auch noch in Zukunft weiter kommen, und unsern Ackerbau und Wohlstand verbessern, wenn wir nur Wort halten, und dem Beispiel unserer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

14

Ende gut, Alles gut. Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31ten December werde manier-

lich. Sondern es giebt Leute, die manierlich seyn können bis ans Ende, und wenns nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denkens auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sey wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher: — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende: daß Alles gut war.

15.

Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind, oder

altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: Sey willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: Gelobt sey Jesus Christ! Also grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

16.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen. wie ihr. Drittens: Wenn du meinst, es sey nimmer anderst von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und andrer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.

17.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehülfen hat. Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein, als selbander.

18.

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens: berausche ihn. Drittens: theile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht mankirt, so ist er probat.

19.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigenthümer verloren hat. Im andern Fall verliert es der Eigenthümer erst, wenn es der Unehrliche findet. Item der ehrliche giebt es dem Eigenthümer zurück, wenn er kann. Der unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

XIV.

Geiz und Verschwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehret die Sorge; den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

XV.

Das Glück, die Braut der Jugend.

Glück, die Braut der Jugend. Es ist Erfahrung, Das Glück will der Jugend besser als dem Alter. Mit der ganzen Dosis jugendlichen Leichtsinnes unter tausend unüberlegten gewagten Schritten fährt der Jüngling besser als der Mann mit allem gesetzten Ernst und kalter Bedächtlichkeit. Je älter wir werden, desto weniger und seltener vereinigen sich die Umstände und Zufälle zu unserem Vortheil. Woher?

Alle leicht in die Augen fallenden Gründe abgerechnet, daher, daß sich der Spielraum um ihn her, in welchem die Umstände und Zufälle für ihn wirken können, immer mehr verengen muß, je mehr er die Vortheile, die sie ihm entgegen tragen, benutzt. Dem ausgebildeten Jüngling, den alle Fülle der Kraft an Geist und Körper belebt, winkt und ruft und lacht Alles entgegen, die ganze Welt steht ihm

noch offen. Es tönt die Trommete des Krieges, es rauscht der Wimpel des Kaufschiffes; sein Vaterland und das Ausland bedarf Aerzte, Lehrer, Rechtsvertheidiger, spekulirende, thätige, wagende Köpfe. Es wäre Wunder, wenn von allen Feldern und Laufbahnen, in denen er sich zu wagen Kraft und zu üben Geschick hat, nicht eine an der Heerstraße seines Lebens offen stände, daß er nur den Seitensprung thun, und sich in ihr tummeln und vorwärts trabben dürfte. Aber hat er den Sprung einmal gethan, hat die Trommete des Krieges ihn in die Heldenbahn gelockt, — er nennt es selbst Glück, daß sich hier eine so gute glänzende Gelegenheit für ihn anbot, die schönsten hoffnungsvollsten Aussichten, in dem dunkelhellen Wirrwarr, so lichtvoll für ihn aufheitern; aber hat er den Schritt gethan, ist Soldat, und will seine Laufbahn verfolgen, wie erstaunend hat sich auf einmal die Welt für ihn verengt, er kann nun als Krieger glücklich werden. Doch eine Zeitlang noch ist auch diese Laufbahn weit genug und in mancherlei Seitenwege aus einander gespreitet. Die Macht, bei der er seinen ersten Dienst ergriff, hat Ruhe und Frieden. Eine andere rüstet sich zum Krieg. Hui rafft er sich auf, und wechselt den Dienst. Lieutenant da oder dort, 2 Jahre Anciennetät vorwärts oder zurück, eine glückliche Expedition hält ihn für Alles schadlos und zieht ihn vor. Aber starkes Avancement, ausgezeichnete Gnadenbezeugung seines Chefs oder Monarchen, Attachement, eheliche Verbindung — lauter,

lauter Glück, fesselt ihn immer enger nicht nur an diesen Stand, sondern auch an diesen Dienst, dieses Land; nach wenigen Jahren entschlummert der Löwe oder Adler in tiefen Frieden. Ein neuer Regent hat den militärischen Geist nicht wie sein Vater, das ehemals wackere, muthige Heer bekommt einen Anstrich von Philisterei. Aber das Lieblingskind des Glückes ist nun Hauptmann an der Schwelle des höhern Avancements, ist Vater und Gatte, ist angesessen. Was zu thun? Um ihn her donnert Mars in Süd und Osten, aber er ist Hauptmann und Unterthan des friedlichen Königes von Z. Es wehen tausend Wimpel und Flaggen, aber er ist Soldat und zu Lande. Es blühen Töchter, fähig durch Reiz, Familienverbindung und Reichthum glücklich zu machen. Keine verschmähte seine Hand, — aber er ist schon, was er erst werden müßte, Gatte. Es öffnet sich Gelegenheit zu der glücklichsten Spekulation, die fast nicht fehlschlagen kann, die auch ein Soldat, wenn er nur Geld hat, und wagen kann, seiner Ehre und seinem Dienst unbeschadet benutzen darf; er ist reich, aber sein Vermögen liegt in einem angekauften oder erheiratheten Rittergute. Da steht er — Hauptmann in —schen Diensten, und von allen durch einander greifenden, auf einander folgenden, aus einander folgenden Wechseln der Dinge und Zufälle kann nur einer noch für ihn günstig werden, daß Major L... sterbe und ihm seinen Platz zurücklasse.

XVI.

Gutachten über die Frage, wie dem Gebrauche anstößiger Volkslieder am sichersten vorzubeugen seyn möchte.

Nach vielen und vielfachen Bemühungen, womit deutsche Volksfreunde die zum Theil anstößigen, zum Theil wenigstens geschmacklosen Volkslieder durch bessere zu ersetzen und zu verdrängen, bis jetzt fruchtlos versucht haben, scheint mir nach meiner besten Einsicht und Erfahrung nur noch ein Versuch übrig zu seyn, von dem vielleicht etwas zu erwarten wäre.

Es verrathet ein achtungswerthes Zutrauen zu dem Sittlichkeits- und Anständigkeitsgefühl der menschlichen Natur, wenn man annimt, daß selbst in den untersten und verwahrlostesten Klassen des Volks anstößige und sittenwidrige Lieder bloß aus

Mangel an Bekanntschaft mit bessern gesungen, und durch Bekanntmachung von solchen verdrängt werden können.

Einige Zweifel dagegen will ich jedoch nicht unterdrücken.

Nicht Mangel an Bekanntschaft mit bessern Liedern scheint die Ursache zu seyn, daß sittenwidrige Lieder gesungen werden.

Ich will nicht davon reden, daß schon die Mildheimische und vielleicht ähnliche Sammlungen auf verschiedenen Wegen in die Hände des Volks gebracht sind. Der gewöhnlichste Weg, auf welchem die Lieder für die rohesten Volksklassen in ihr Publikum übergehen, sind die bekannten Liedertische auf den Jahrmärkten, wo reiche Sammlungen solcher Produkte gewöhnlich vier zusammen auf einem halben Bogen Löschpapier dem gut gekleideten Käufer für drei, dem lumpigen für einen Kreuzer mit Einschluß des Honorariums für den Unterricht in der Melodie losgeschlagen werden. Es sind aber bei weitem die meisten dieser Quartetten von Zottenhaftigkeit ganz rein, und in den übrigen zeichnet sich doch gewöhnlich nur eins unter vieren durch schmzigpöbelhaften, und noch seltener durch eigentlich unzüchtigen Inhalt aus. Von den andern sind manche vielleicht in hohem Grade sinn- und geschmacklos, aber in sittlicher Hinsicht sind sie rein, und es liegt in dem Verhältniß derselben zu den Unreinen zum

Theil eine feine Spekulation der Verleger. Denn der züchtige Käufer nimmt zu den drei reinen das vierte mit, und für den unzüchtigen macht das eine die drei andern verkäuflich. Theils beweist dasselbe Verhältniß, das von Alters her das nämliche ist, daß die Nachfrage nach züchtigen Liedern doch immer noch die größere ist, und die unzüchtigen noch immer blos als Sporco mit jenen abgesetzt werden können.

Aber bei weitem nicht alle diese Lieder sind neben der sittlichen Unschädlichkeit zugleich von ästhetischem Unwerth. Viele volksmäßige Lieder unserer guten ältern und neuen Dichter, ich nenne Hölty, den Verfasser des Siegwart, Heinrich Stilling, Asmus, Bürger, Schubart finden sich schon alle auf den nämlichen Tischen, in dem nämlichen Format, im nämlichen Preis, bald vier zusammengedruckt, bald einzeln unter andern ebenso wie jene schmutzigen versteckt; ohne Zweifel schon frühere Versuche edler Volksfreunde, durch bessere Lieder die schlechten, und den Geschmack daran in diesem Publikum zu ertödten, und es rührt daher der lächerliche Mißgriff, durch welchen einige dieser Gedichte z. B. Schubarts Kaplied, und Pfeffels Lied von des Graf Walters Pfeifenkopf sich wieder in des Knaben Wunderhorn verlieren, und die Heimweisung der Gasse und des siebenzehnten Jahrhunderts erhalten konnten.

Wenn es aber kein sicheres Mittel gibt, etwas zur Verbreitung unter das Volk zu bringen, als diese Anthologieen, wenn diese Elzevire alle Jahrmärkte besuchen, und von allen Marktgängern besucht werden, so kann schwerlich der Gesang unanständiger Lieder aus dem Mangel an Bekanntschaft mit den anständigen hergeleitet, und durch fernere Vermehrung des bereits unbenutzten Vorraths an diesen verdrängt werden, und es steht keiner andern Vermuthung, als der schlimmsten, aber darum nicht befremdenden oder hoch bedenklichen der Weg offen, daß jene Lieder von denen, die sie singen, aus den übrigen nach Geschmack gesucht und gefunden werden.

Schon diejenigen Stände, welche sich für berechtigt halten, die gebildeten zu heißen, sinken ja in ihren Individuen von der höchsten Stufe, die den Menschen an den Engel reiht, an zwei Linien der ästhetischen und moralischen bis zu einer Gemeinheit herab', in welcher man mitten zwischen den Quellen der feinsten und edelsten Unterhaltung an der fadesten und schlüpfrigsten Romanen-Lectüre sich erlaben, mit den zweideutigsten und unzweideutigsten Scherzen sich Abende lang unterhalten, und ebenfalls, nur nicht auf der Gasse, Lieder singen kann, die auch nicht im Gesangbuch stehen, und man müßte entweder glauben, daß in den Tiefen der gemeinsten Volksstände keine solchen Hefen liegen, oder man müßte diesen Rohen und Versunke-

nen zutrauen können, daß sie allein zur Veredlung ihres Geschmackes etwas Anderes singen könnten, als was ihr Geschmack zur Befriedigung fordert, wenn diese Erscheinung eben so das Befremden, als das Bedauern des Menschenfreundes rege machen könnte.

Der einzig richtige Weg, diesem Uebel von innen heraus abzuhelfen, wenn er sich nur nicht in das Land der frommen Wünsche verlöre, wäre daher, den Charakter und Geschmack des Volks durch Erziehung, Belehrung, und was am wirksamsten seyn würde, und am wenigsten geschieht, durch Behandlung zu erheben und zu veredeln, und unterdessen geschehen zu lassen, was man doch nicht hindern kann, daß Jeder, so lange er die Wahl hat, einstweilen zu seinem Gesang wähle, was einstweilen seinem Geschmack zuschlägt.

Das einzige äußere Palliativmittel aber ist meines Erachtens, diese Wahl zu beschränken, was keineswegs durch eine abermalige Vermehrung der guten und unschädlichen Lieder, sondern durch allmählige Verminderung, und wenn es möglich wäre, Vertilgung der schlechten zu bewirken ist. Wenn ich indeß nicht eine zu gute Meinung von dem badischen Landvolk habe, was doch in Vergleichung mit vielen andern wirklich gut ist, und die schönen Früchte einer wohlthätigen Staatserziehung nicht verläugnet, und wenn meine zufälli-

gen Beobachtungen an ihm nicht zu flüchtig und mangelhaft sind, so scheint es mir, daß bei demselben die Vorliebe für zottenhafte Lieder nicht einmal endemisch sey. In der Regel werden sie eher von fremden Handwerksgenossen und Gesinde gesungen und eingebracht, und finden alsdann freilich Gemüther da und dort, welche für die Ansteckung dieser Krankheitsmaterie, wogegen es keine Vaccinationslieder giebt, große Empfänglichkeit haben.

Ehe ich aber meine Vorschläge zu einer Veranstaltung darlege, nach welcher meines Erachtens am besten jene unschädlichen und guten Lieder in Umlauf gesetzt, und diese ungesitteten entfernt werden könnten, sey es mir vergönnt, diesen Gegenstand noch von einer andern Seite darzustellen und daran zu zeigen, wie schwer es sey, nicht nur an der unzüchtigen, sondern auch an der geschmacklosen Lieder Statt, bessere zur guten Aufnahme bei dem Volk und zur Lebendigkeit des Gesanges zu bringen.

Das Volk singt nicht leicht außer den Stunden des Frohsinnes. Der Frohsinn aber singt nicht gern etwas Fremdes in sich hinein, sondern etwas Eigenes oder Angeeignetes aus sich heraus, und so sehr die Liedertische auf dem Markt besucht werden, so werden doch die neuesten Produkte dieses Buchhandels von den Käufern meistens nur gelesen, höchstens auf kurze Zeit gesungen, oder in Gesang versucht. Je tiefer wir aber zu der rohesten Volks-

masse herab gehen, für die doch eigentlich das Heil zu suchen ist, desto mehr treten uns folgende Erscheinungen entgegen.

1) Die rohesten Menschen kommen, um dem Frohsinn Luft zu machen, mit der geringsten Anzahl von Liedern aus. Andere Gesänge hört die Dreisam, andere der Neckar, aber manche Kameradschaft singt vielleicht nicht mehr als sechs bis acht, manches Thal nicht mehr als zehn bis zwanzig Lieder. Sie verlangen nicht mehr, denn sie bedürfen nicht mehr. Was am ersten Sonntag nach Trinitatis gut war, ist's am zweiten wieder.

2) Es findet hier nicht viel neuester Geschmack und Wechsel der Liebaberei statt. Einige Ephemeren in jeder Zeit abgerechnet, bleiben die wenigen Lieder, die einmal gäng und gäbe geworden, auch meistens die nämlichen, während der ganzen gesangsustigen Periode des Lebens, und reichen oft für mehrere Generationen zu. Das Lied „Kaiser Joseph willst du noch" ꝛc. ist noch nicht vergessen, obgleich Kaiser Joseph schon lang nicht mehr will.

3) Diese Kinder Melpomenens bedürfen für ihre Lieder keinen Sinn. Sie wollen bei dem Gesang nichts denken und nichts fühlen, nur einen Text haben für die Töne.

So singt der Bewohner der Rheinebenen die Alpenlieder der Schweiz, der Handwerksgenosse Jägerlieder, z. B. „Schönstes Hirschlein über die Maßen, — der Deutsche das polnische Vaterlandslied, als ob einige Stellen desselben, wie das Unterpfand einer Weissagung nicht vor dem Jahre 1812 hätten untergehen dürfen. Der Inhalt des viel gesungenen Liedes: „Ein Lämmlein trank von frischem" rc. ist nichts Anderes als des Phädrus Fabel: Ad rivum eundem etc, und hat außer dem Schluß:

„Die Armen gelten wenig,
„Die Frommen leiden Noth,
„Den Weinberg nahm der König,
„Den Naboth schlug man todt."

nichts Volksmäßiges, wenn es nicht die Fabel als solche schon an sich ist.

Ohne Zweifel wird die Wahl außer dem Zufall durch die Melodie entschieden. Auf alle Fälle irrt wer glaubt, daß das Volk aus mehreren Liedern die sinnigsten und passendsten wähle. Wenn es indessen wählt, so liebt es einen wunderlichen Sylbenschlag, z. B. Vivla, Vivla, Vivla la, mehr den Witz als die Gemüthlichkeit, und einen Ton der zu verrathen scheint, daß auch die besten dieser Lieder von solchen Zunft- und Wirthshaussäßigen Genies selber verfertigt seyen, und der sich in der Nachbildung schwer treffen läßt. Göthe hat zwei

Lieder: „Dort oben auf, jenem Berge.“ Aber das ältere Urlied gleichen Anfangs, kann doch selbst für einen gebildeten Leser, der ein Ohr für Volkston hat, das werthere bleiben. Ja es scheint mir, daß die beliebtesten dieser Lieder nicht einmal aus den Flugblättern in die Gegend, wo sie gesungen werden, übergegangen, sondern daselbst entstanden, oder mündlich eingebracht, und erst später in die Flugblätter aufgenommen worden seyen. Des Knaben Wunderhorn hat unter den ersten fünfzig Liedern schon sechszehn, denen die Sammler keine andere Hinweisung geben konnten, als: Mündlich.

Scheint die Richtigkeit dieser bisherigen Angaben zweifelhaft, so darf ich nur an Erscheinungen erinnern, die jeder Beobachtung nahe liegen. Der Schnurrant singt und spielt in jeder Kneippe Jahr aus Jahr ein die nämlichen Lieder.

Der akademische Student, wenn noch so roh, doch hoch gebildet gegen den Mühlarzt und Trainsoldaten, mit den Schätzen der neuesten schönen Literatur bekannt, hat und singt, wenn es gilt, nur wenige, meist rohe Burschenlieder, die der Vater daheim auch noch auswendig weiß. Er liest mit Entzücken Schillers schönste Gesänge, und singt mit Entzücken:

„Lustig sind wir lieben Brüder,
Lila lieben Brüder;“ ꝛc.

hat sogar unstudentische sogar gemein soldatische Lieder. Z. B.

„Der Kaiser hat brave Soldaten
„Wenn sie bezahlet seyn," ꝛc.

in seinem Canon aufgenommen, und sie haben sich darin erhalten.

Selbst im gebildeten Zirkel, ich rede nicht von musikalischen Abendstunden, nicht von den Gesängen ex officio bei Vaterlandsfesten, aber wo beim Becherklang die Gesangslust ungerufen laut wird, kann man auch Jahre lang die nämlichen wenigen Lieder hören, z. B.

„Süße heilige Natur."

Selbst die heilige Andacht, die einfältige und tiefe, die sich nicht in das leere Herz hinein pumpen, sondern aus dem vollen heraus will, singt wenige Lieder und gerne die nämlichen, nicht immer die schönsten, aber die liebsten, und die Lieder des alten Gesangbuchs sind glücklicher und geschwinder aus den Kirchen und Schulen als aus den Häusern und Herzen verbannt worden.

So begegnet der Mensch überall dem Menschen. Aber alles Einseitige und Beschränkte, alles Gewohnheitsmäßige und die unvertilgbare Vorliebe für Alles, dem dunkle Gefühle sich eingemischt oder angehängt haben, multiplizirt sich um mathematisch zu sprechen von der höchsten Stufe, auf welcher

der Mensch noch Mensch ist, bis zur tiefsten hinab in die Quadrate der Entfernungen.

Diese Bemerkungen enthalten einen Hauptgrund, warum alle Versuche, das Volk an reinere und sinniaere Lieder zu gewöhnen bisher gescheitert sind, und die Bürgschaft, daß der nächste neue, wenn er auf dem nämlichen Weg geschieht, wieder scheitern wird. Bürgers schönste Volkslieder und Schubarts getroffenste, dem Volk auf hundert Wegen zugespielt, giengen im Gesang nie auf, oder bald wieder unter, während die alten im Geschmack und Ton folgender Musterverse:

„Zu Amsterdam in Holland
Schöne Farben sind uns allda bekannt
Grün und blau,
Schwarz und grau,
Wie auch die schöne Carmosine.

Zu Moskau in Rußland,
Schöne Ledern sind uns allda bekannt,
Juchten, Korduan.
Zucker Marzipan
Ißt man allda zu Frühstücke.

oder:

Schöns Gretel komm herab
Hab dir ein Weck im Sack
Den Weck will ich dir geben
Das Weinglas ist mein Leben

Schöns Gretel an der Hand
Das ist mein Unterpfand.

im lebendigen Strom aus dem 18ten in das 19te Jahrhundert übergegangen sind, und in allen Schenken und auf allen Gassen fort gesungen werden.

Demnach wäre mein Vorschlag nach allem bisher Vorgetragenem

dem Volke nichts mehr indirecte aufzudringen, noch directe anzubieten, wofür es keinen Geschmack und keine Empfänglichkeit hat, und wogegen seine verschmähende Wahl schon lange standhaft und einstimmig entschieden ist, — dagegegen aber seinem eigenen Geschmack nachzugeben, denselben durch eine Revision des vorhandenen Vorrathes vor Verirrungen zu bewahren, und ihm die Wahl des sittenwidrigen und schlechtesten zu erschweren.

Ich stelle daher höherer Ermessung anheim, ob folgende Vorschläge dazu ausführbar und zweckbefördernd möchten erfunden werden:

1) Daß die Lieder einer neuern Sammlung nicht in neuen noch unbenutzten Quellen aufgesucht, sondern größtentheils aus jenen schon vorhandenen alten, so sehr accreditirten Volksliedern mit Weglassung aller eckelhaften und pöbelhaften und gar zu albernen zusammengetragen werde.

2) Daß eine solche neu zu veranstaltende Sammlung vereinzelt in der beliebten Form: „Vier neue weltliche Lieder ꝛc. gedruckt in diesem Jahr" gefertigt, und zum Verkauf vereinzelt der Wahl des Käufers überlassen werde.

3) Daß zu lieb den sinnigern Gemüthern, die auch für etwas Besseres Empfänglichkeit haben, je zuweilen unter drei gemeine ein oder zwei edlere Lieder ebeso eingeschwärzt werden, wie es bisher mit den unanständigeren geschah.

4) Daß sobald die Sammlung zum Verkauf fertig ist, alle bisherigen Flugblätter dieser Art für die inländischen Märkte verboten und kassirt werden, und nur diese neue Sammlung und Auflage die Zulässigkeit auf die Märkte und zur schnellern Erkennung irgend eine auszeichnende Vignette erhalte, und wenn ausländische Krämer sich nicht dazu verstehen würden, nur Inländer mit dem Recht dieses Verkaufs belehnt würden.

Dies ist nach meiner Einsicht und dem Resultate meiner Erfahrungen, wenn noch etwas versucht werden kann und soll, das einzige Mittel zum Zweck, und ich könnte eine Einwendung dagegen, „daß die ausgestoßenen Lieder gleichwohl noch von Gränzbewohnern auf ausländischen Märkten gekauft, oder von ausländischem Gesinde eingebracht, auch

wohl im Lande selbst verkauft werden können," ganz mit Stillschweigen übergehen, da diese nämlichen Schleichwege auch unter jeder andern und anders eingerichteten Sammlung offen bleiben, und nichts beweisen, als was schon zu viel ist, daß das Uebel, so lange es rohe und unsittliche Gemüther gibt, die diese Waare für ihren Geschmack bedürfen, und mit Geld oder Beifall bezahlen, nicht wird zu heben seyn; und ich will die vierte und schlimmste Elusion auch nicht verschweigen, daß das Volk, wenn auch alle bisher üblichen schandbaren Lieder seinen Händen und Lippen auf einmal durch ein Wunder entzogen werden könnten, Leute genug in seiner eigenen Mitte hat, die ihm wieder so viel neue machen können, als es bedarf. Gleichwohl könnte vielleicht auch diesem Unheil noch ein Versuch mit Hoffnung entgegen gesetzt werden, wenn, was zwar ohne Zweifel auch schon geschehen ist, den Ortsvorgesetzten, Kirchenältesten und Wirthshausvisitatoren in den Umfang ihrer Pflicht gegeben würde, auf den Inhalt der Lieder, welche öffentlich gesungen werden, aufmerksam zu seyn, und sodann die Betretenen vor die Censur gezogen, und zwar nicht mit einer Buße am Körper oder Geld, wohl aber von dem Pfarrer und ersten Vorgesetzten nach Befinden mit väterlicher Ermahnung oder durchgreifender Castigation in Worten angesehen würden, was doch wenigstens bei der heranwachsenden Jugend nicht ohne Eindruck bleiben dürfte.

XVII.

Verschiedene Rechnungsexempel.

Erstes Rechnungs-Exempel.

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Müßiggang durch schlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem bösen Geist gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Wasser, und der Böse versprach ihm, alles baare Geld, das er im Hause habe, zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlange nichts dafür, als daß er ein 24 Kreuzerstück davon ins Wasser werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, seinetwegen so oft er wolle. Der Einfältige schlägt mit Freuden ein, sucht alles baare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe, und diesmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu

seyn, denn er hält Wort, und der andere natürlicherweise auch.

Wie oft und lang mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, so lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in Allem. Denn als er zum Drittenmal mit seiner verdoppelten Baarschaft zurückkehrte, und das Drittemal den ausbedungenen Brückenzoll ins Wasser warf, so hatte der böse Feind sein Geld alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke gieng, als Thränen um seine letzte verlorne Baarschaft. — Wer rechnen kann, wird's bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erstenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß Alles natürlich zugieng. Und Mancher, den die Erfahrung auch schon klug gemacht hat, wird denken: Accurat so gehts! die Auflösung wird bald nachfolgen.

Auflösung des ersten Rechnungs-Exempels und ein zweites.

Wie groß mag denn nun wohl die Baarschaft des betrogenen Mannes anfänglich gewesen seyn, den wir vorhin dreimal über die Brücke gehen

ließen? Jedesmal verdoppelte sich sein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem bösen Feind ein 24 Kreuzerstück zum Opfer bringen. — Antwort: 21 Kreuzer war seine Baarschaft, mit welcher er anfieng. Denn als sie sich das erstemal verdoppelte, hatte er 42 kr. und 24 davon, bleiben 18 kr. Das zweitemal 36 kr. und 24 kr. davon, bleiben 12 kr. Das drittemal 24 kr., und gerade so viel mußte er noch haben, um dem listigen Feind zum letztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu errathen; aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erforden.

Um die Osterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eiern, die sie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohlverstanden!, es darf keins zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweite, diese kauft vom Rest wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal vom Rest die Hälfte, und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt ist die Frage: wie groß war ihr Vorrath von Anfang? —

Auflösung des zweiten Rechnungsexempels.

Das Räthsel von den Eiern wird schon lange errathen seyn. Man muß nämlich auf eine Zahl

denken, die selber ungerade ist, und nach dem Abzug der gekauften Eier allemal eine ungerade Zahl zum Rest zurück läßt. Und das ist hier die Zahl Ein und Dreißig. Denn die Hälfte davon ist fünfzehn und ein halbes, und noch ein halbes Ei dazu sind sechszehn. So viel Eier kauft die erste Nachbarin, und folglich bleiben fünfzehn im Rest. Die Hälfte davon sind sieben und ein halbes und noch ein halbes dazu sind acht. So viel kauft die zweite, und so bleiben noch sieben. Von diesen wieder die Hälfte und ein halbes dazu sind vier, und es bleiben drei, und die Hälfte von drei mit einem halben mehr ist zwei, und so bleiben alle Eier ganz, und die Händlerin behält Eins im Rest.

Drittes Rechnungs-Exempel.

Zwei Schäfer begegnen sich mit Schafen auf der Straße. Hans sagt zu Fritz: „Gib mir eins von deinen Schafen! Alsdann hab ich noch einmal so viel als du;" Fritz sagt zu Hans: „Nein gib du mir eins von deinen! Alsdann hab ich eben so viel als du."

Nun ist zu errathen, wie viel ein Jeder hatte.

Diese Aufgabe ist klein und leicht. Folgende ist auch nicht schwer aber artig. Nur muß man

richtig rechnen, und nicht irre werden, was leicht möglich ist.

Viertes Rechnungs-Exempel.

Ein Mann hatte sieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 fl. Da giengen ihn die jüngern Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit sie in der Theilung nach seinem Absterben mehr bekommen sollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von seinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn sie fleißig und gut gesinnet seyen, nach seinem Tode helfen, wie er den ältern bei seinen Lebzeiten geholfen habe. Weil sie ihm aber keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, so machte er folgende Verordnung:

Der älteste Sohn soll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum Voraus haben, und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite soll alsdann 200 fl. wegnehmen, und von dem übrigen wieder den achten Theil.

Der dritte soll 300 fl. vor dem nachfolgenden voraus empfangen, und auch wieder den achten Theil vom Rest.

Und so soll jeder folgende 100 fl. mehr als der

erste und dann von dem übrigen den Achtel erhalten, und der Letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde sein letzter Wille vollzogen, und es ist nun auszurechnen, wie viel ein Jeder bekommen habe.

Auflösung des dritten und vierten Rechnungs-Exempels.

Ich werde wohl zu spät kommen, und alle, welche sich um das erste Rechnungsexempel bekümmerten, werdens heraus haben, daß Hans 7 Schafe hatte. Fritz aber hatte 5. Wenn nun der letztere dem ersten Eins von seinen gab, so hatte Fritz noch 4, Hans aber hatte 8; folglich noch einmal so viel. Gibt aber der erste dem letzten Eins, so behält Hans noch 6 und Fritz bekommt 6. Und also lautet die Aufgabe.

So ein Schaaf hin und her zu geben, wenn man selber nur 5 oder 7 Stücke hat, ist nun freilich keine Kleinigkeit. Sonst aber und wo es angeht, ist es immer besser, gute Freunde haltens mit einander so, daß die Theile gleich werden, als daß einer viel hat und der andere wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermüthig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünstig; und wo einmal Uebermuth und Mißgunst sich einnisten,

da hat es mit der guten Freundschaft bald ein Ende. Das muß der verständige Vater wohl überlegt haben, der im zweiten Exempel sein Vermögen unter seine 7 Kinder vertheilte. Denn wer es ausgerechnet und keinen Fehler dabei begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder.

Wenn alle Eltern so vernünftig wären, und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewiesen, wie viel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig spazieren gehen und frische Luft schöpfen!

Fünftes Rechnungs-Exempel.

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte fünf kleine Ziegenkäse, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!" Also aßen sie selb dritt fünf und drei, sind acht Käslein, jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann, und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten, und dem andern geben drei.

Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld mit einander geschenkt, also gehörem jedem vier. Was deine fünf Stücke mehr werth sind, will ich dir heraus bezahlen." Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach: welchem von Beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von Beiden, sondern er sagt: „demnach und wie ihr mir Beide die Sache vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von Rechtswegen. Punktum."

Man meint nicht, daß der Urtheilsspruch richtig sey, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käslein in drei gleiche Theile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käslein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich bekam der dritte Mann von den 15 Stücken des ersten sieben. Denn acht von fünfzehn bleibt sieben. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. Sieben und eins thut acht. Also gehörte auch dem ersten sieben Dublonen von Rechtswegen, und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen, erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sey unrecht, weil man

selber nicht weiß, was recht ist, zweitens wie mißlich es sey einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.

Sechstes Rechnungs-Exempel.

Der Hausfreund will den Herrn Provisern der rheinländischen Hausfreundschaft noch ein Rechnungsexempel aufzulösen geben. Item — (ein gutes rheinländisches Rechnungsexempel muß immer mit Item anfangen, und mit Facit schließen.) Item der Nachwächter in Segringen gieng aus und rief die Stunde. Als er an den Adler kam, trat der Adlerwirth aus dem Bett an das Fenster. „Nachtwächter ihr schreit und verführt einen Lärmen, daß das halbe Dorf aus dem Schlaf auffährt, und doch versteht man euch nicht. Auf der Stelle ruft mir die Stunde noch einmal und deutlich!" Der Nachtwächter dachte: „Soll ich jedem Narren die Stunde besonders rufen? Ich setze voraus, daß die Leute schlafen. Wer heißt euch wachen?" Wißt ihr was? Ich will euch zwei Stunden auf einmal rufen, sagte er zum Adlerwirth, damit wir nicht so viel Mühe mit einander haben:

Hört, Adlerwirth, und lasset euch sagen:
Die Glocke hat — sie hat geschlagen.

Wenn ihr die Zahl zur Hälfte brecht,
Den Drittel und den Viertel recht
Dazu addirt, habt ihr Gewinn.
Es steckt das Ganz und so viel drin
Als laut mein unverdroßner Mund
Verkünden wird zur nächsten Stund.

Nämlich das was die Glocke geschlägen hatte, und was demnach der Wächter ausrief, ist eine Zahl die folgende Eigenschaften hat: Wenn man die Hälfte der Zahl, und den dritten Theil und den vierten Theil der Zahl zusammen addirt, so kommt mehr heraus, als die Zahl selber ausweist. Wenn man aber die Zahl selbst, die man zwar noch nicht weiß, von der addirten Summe abzieht, so bleibt gerade so viel übrig, als der Wächter in der Ordnung rufen muß, wenn er zur nächsten Stunde wieder kommt. Diese Zahl wäre nach der Regula Falsi heraus zu rechnen.

Derjenige geneigte rheinländische Leser der innerhalb acht Tagen nach Empfang des Kalenders das Facit zuerst liefern wird, dessen Bildniß solle zur Ehrenauszeichnung bei der nächsten Krönungsfeier oder Feuersbrunst unter den Zuschauern im Kalender abgebildet werden.

XVIII.

Guter Rath.

Was ich jetzt sagen will, wird Manchem, der es liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen; aber es ist nicht lächerlich; und Mancher, der es liest, wird meinen, ich habe ihn leibhaftig gesehen, und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht, und will Niemand besonders meinen. Es gibt Gegenden hin und wieder, wo die Männer und Jünglinge im Ganzen recht gesund und stark aussehen, wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohlproportionirt und tadellos, bis unter die Knie. Da kommts auf einmal so dünn und so schwach bis zu den Füßen hinab, und man meint, die ar-

men Beine müssen zusammen brechen unter der schweren Last, die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: Manchem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu seyn, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße schaut, und deswegen zieht ihr den starken ledernen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an, und setzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich herausheben und etwas gleichsehen soll, und eben daher kommts.

Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen lauft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immermehr in unzählig viele kleine Aederlein vertheilen und vervielfältigen, durch alle Theile des Körpers bis in die äussersten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Aederlein, die wieder zusammen gehen, folglich größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich so fort, so lange der Mensch lebt, und auf diesem Wege gibt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Theilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu, wie bei einer wohleingerichteten Wasser-

leitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus diesen vertheilt es sich immermehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Rausen, und endlich findet es jeden Grashalm auf einer Wiese, Klee- und Habermark, Liebfrauen-Mantelein, und was darauf wächst, und gibt ihm seine Erquickung. Aber wo wenig Wasser hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht, und was kann davor seyn? So ist es mit dem menschlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt oder eingeengt wird, desto freier und reichlicher kann sich auch das Blut durch seine Adern bewegen, desto besser werden auch alle Theile des Körpers mit dem Wachsthum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darin erhalten werden. Wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, so wird auch diesem Glied seine Nahrung entzogen. Das geschieht nun, wenn man von früher Kindheit an die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle so fest bindet. Die feinen und größern Adern werden zusammen gepreßt, es kann nicht so viel Blut ab- und aufsteigen, als nöthig ist, die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke und es setzt sich nicht genug Fleisch und Fett um dieselben an. Da zieht man nun den Riemen immer fester an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur aus Uebel Aerger, wie es immer geht, wenn man

nur auf den Schein sieht, und zur Abhülfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wissen verlangt, und mit den nächsten besten sich begnügt.

Mein guter Rath wäre also der: Ihr sollt's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geschmeidigern Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weise bleiben will; so ziehe man wenigstens die Riemen nicht fester an als nöthig ist, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft anwenden, und mehr thun als nöthig ist, um seinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Besonders müssen die Eltern frühe darauf sehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu fest binden. Alsdann wird das Blut seinen Weg schon finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Dies ist mein guter Rath; und wer keinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müssens auch wissen. Aber folgen muß man alsdann. Denn, wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.

XIX.

Eine Gerechtigkeit.

Im Jahrgang des Kalenders '817, gleich auf der ersten Seite zum Lesen steht unter der Ueberschrift: die folgenreiche Holzkohle, eine Erzählung, wie einst ein muthwilliges Büblein den Schulmeister mit einer Kohle an die Schulstubenthüre abgezeichnet und dafür viel Schläge bekommen habe. Ja, der Schulmeister sey ihm von dieser Stunde an gram geworden, und habe ihm viel Herzeleid angethan. Als nun das Büblein in dieser Schule nimmer gedeihen konnte, sey es von seiner Mutter in eine vornehmere Lehre gethan worden, und sey hernach etwas aus ihm worden.

Derjenige, der dieses schreibt, merkt wohl, daß er es gemeint ist, und mancher Leser des

Kalenders können es auch merken, denn etwas an der Sache ist wahr, aber nicht Alles, und darum will er nicht dazu schweigen.

Merke:

Erstens, daß das Büblein das Bildniß des Schulherrn an die Thüre gezeichnet hat, ist wahr. Die Kohle lag da, die Thüre war noch nagelneu, und nahms an, und der Schulherr war leicht zu treffen.

Zweitens, daß das Büblein dafür Schläge bekommen hat, ist auch wahr. Es waren nicht die ersten, auch nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten, und hat der Schulherr wohl daran gethan.

Daß aber drittens derselbe von dieser Zeit an dem Büblein feind gewesen sey, und es mißhandelt habe, das liegt neben draus, und zwar links, und getraut sich nicht mit der Wahrheit zu bestehen, es müßte denn seyn, daß es durch die Länge der Zeit und durch vielmaliges Wiedererzählen wahr geworden wäre, wie manche wilde und ungeschlachte Pflanzen durch öfteres Ansäen und Versetzen nach und nach zahm wird und gut. Nein dazu war der Schulherr viel zu vernünftig. Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, gebrauchte auch nie solche unchristliche Redensarten, als ihm in dem Kalender in den Mund gelegt werden, und liebte das Büblein nachher wieder, wie vorher, und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dieses schreibt, ein Exempel aus

den Brüchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost oder den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tag wieder einmal zu seinen Jugendfreunden und Schulkameraden kommt, so reden wir von ihm.

Also kann es auch viertens mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen der Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmern Schule auch die vorige mit Freude und Liebe fort besucht. Wie man zum Kaffee Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun, — aber niemals unverdiente, oder aus Feindschaft und Rachsucht des einen, oder des andern Lehrers.

Es ist sonst des rheinländischen Hausfreundes Art und Weise nicht, die Leute zu verunglimpfen, am allerwenigsten die Todten, was man an ihm loben muß; denn die Todten haben auf der Erde nichts mehr anzusprechen, als die Unbescholtenheit und Ehre ihres Namens. Ja sie haben gar nichts mehr anzusprechen, sondern wenn sie die Augen zum letztenmal geschlossen haben, und auf den Kirchhof getragen sind, so haben sie ihr Recht an sich

selber verloren, und gehören nur noch der Zeit und den Hinterbliebenen an, und wir lesen uns diejenigen, welche wir behalten wollen, aus, und eignen sie uns in einem liebevollen und dankbaren Andenken zu, wenns ein Vater war, seine Kinder, wenns sonst ein braver Mann war, seine Mitbürger, wenns ein Fürst war, seine Unterthanen, wenns aber ein Schulherr ist, seine Schüler, und leiden nicht, daß ein Unglimpf über sein Grab gehe. Darum wolle auch der geehrte Leser nicht mißvergnügt dazu seyn, daß derjenige, der dieses schreibt, diesmal laut für sein Recht und Eigenthum streitet.

Alle diejenigen aber, welche die Erzählung von der Holzkohle, und wer darin gemeint ist, verstehen, und darüber ungehalten seyn, oder sich betrüben mögen, ersucht er, ihm auf sein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieser Erzählung nichts wußte, ehe er sie selber in dem Kalender gelesen hat. Fast wäre sie nicht hinein gekommen.

XX.

Reden des rheinländischen Hausfreunds an seine Leser.

1.

1809.

Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr.

Eigentlich aber ist nicht viel daran zu wünschen, denn es kommt wieder, wie allemal, von selbst den 31sten December 1808, Nachts um 12 Uhr, wenn lose Vögel neben dem Durlacher Hofwirthshaus zu Karlsruhe Petarden legen, und fast sehr laut sind, die nicht wissen, daß das neue Jahr kommt wie ein Geist, der nicht gern will beschrieen seyn, wenn er soll viel Gutes bringen. Andere Leute aber schlafen im Schutze Gottes, und merken nicht viel davon, wenn die zwei großen Schildwachen sich ablösen in der Mitternacht, und geben

einander Parole, die Niemand versteht. Dagegen streckt der rheinländische Hausfreund seinen Lesern ins neue Jahr hinein, das selber kommt, die Hand entgegen, und wünscht gesunden Leib, gut Gewissen und Zufriedenheit, und sagt, daß er dies Jahr seinen Lesern einen Tag abbrechen muß, nämlich den 29sten Februar, weil sonst der Zeug für diesen Monat nicht zureicht, oder aber die Tage zu kurz ausfallen könnten, wenn 29 wollten daraus gemacht werden. Dagegen verspricht er, künftig keine fernern Subtractions-Exempel mehr an der Zeit zu statuiren, sondern alle Jahre 365 Tage ungeschmälert zu liefern, und richtig einzuhalten, bis bessere Zeiten kommen, die wieder einen Schalttag ertragen können, und will von Jahr zu Jahr auf allerlei Lehrreiches zu Spaß und Ernst, auch schöne Figuren, ferner bedacht seyn, untereinander, wie es in der Welt auch zugeht. Einer lacht, der Andere weint. Heute Regen, Morgen Sonnenschein; und unaufhörlich läutet hie und da die Glocke, dem Einen zur Hochzeit, dem Andern ins Grab. Und so will der rheinländische Hausfreund thun zur Erkenntlichkeit, weil er gesehen und große Freude gehabt, daß sein Kalender schon zum erstenmal und fast an allen Orten ist fleißig gelesen worden, und hat hie und da Einer gesagt: „Der meinte nicht schlimm mit uns," und hat in einer Erzählung etwas wie ein kleines Goldkörnlein gefunden und nicht verschmäht. Denn der rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu man-

dem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirthshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbatherweg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß ers ist. Zum Exempel, er hats wohl mit angehört und ist dabei gestanden, im letzten Herbst, als die Schwädin, so ohne Beine auf einem Rößlein in der Welt herumreitet, herwärts der Schorenbruck, zwischen Basel und Haltingen an der Straße saß, und prophezeite einer braven Markgräferin, die von Basel kam und bei ihr stand, viel dummes Zeug, was der Comet bedeute. Die Frau hörte zwar aufmerksam zu, was die Hexe sagte, wird aber hoffentlich nichts geglaubt haben. Denn selbiger Wandel-Stern mit seinem silbernen Haar hatte nichts mehr zu bedeuten, sondern sollte in Berlin und Polen das große Kriegs-Unglück und die blutigen Schlachten ankündigen, — kam aber zu spät, wie manchmal ein Feuerreiter, wenn das Häuslein schon verbrannt ist. Denn der Kaiser Napoleon ist so schnell in seinen Unternehmungen, und macht so kurzen Prozeß, daß selbst ein Comet nicht geschwind genug zur Sache thun kann, wenn er noch zu rechter Zeit will da seyn, und ist dem Hausfreund auch so gangen, hat den preußischen Krieg auch erst angekündet, als er schon vorbei war. Doch wäre dies noch zu verschmerzen, wenn er nur nicht beklagen müßte, daß es mit dem andern Krieg, nämlich wo mit Aepfelküchlein geschossen, und kriegsgefangene Kronenthaler eingebracht werden, noch

nicht recht hat wollen in Gang kommen. Doch wirds mit Gottes Hülfe und unserm eigenen Fleiß etwa besser werden von Jahr zu Jahr, und hat schon diesmal nicht überall gefehlt, wo viel guter Wein gewachsen ist Anno Eintausend Achthundert und Sieben, und ein schön Stück Geld daraus gelöst worden. Der rheinländische Hausfreund weiß auch davon zu sagen, und hat je ein Schöpplein gekauft, oder etwas zu Constanz im Adler, zu Waldshut im Rebstock, zu Lörrach im goldenen Ochsen, (hat nichts gekostet), zu Schopfheim im Pflug, zu Utzenfeld in der Mühle, zu Freiburg im Schwerdt, zu Offenburg in der Fortuna, zu Kehl im Lamm, zu Ulm bei Lichtenau im Adler, zu Rastatt im Kreuz, zu Durmersheim beim Herrn Schlick. In dieser Landschaft ist der Verfahrer des Hausfreunds so zu sagen vogelfrei gewesen, und der Rastatter hinkende Bot hat allein das Privilegium gehabt, den Leuten die Wahrheit zu erzählen, der arme Teufel auf seinem hölzernen Bein. Jetzt sind der Hausfreund und er rechte gute Freunde, und halten friedliche Nachbarschaft, hängen in mancher Stube neben einander am nämlichen Nagel, und so sie sich auf der Straße begegnen, oder in einer Herberge, reden sie miteinander. Aber den Reutlinger, wenn er ihnen zwischen Licht auf einem Feldweg begegnet, grüßen sie nicht sehr, sondern sagen: „Bleib du in deinem Land, wenn man nicht nach dir schickt, und komm nicht selber, sonst druckt man dir einen Stempfel auf das Brusttuch, so 12

Kreuzer kostet." — So weit geht der Vorbericht, — und nun setzt der rheinische Hausfreund die Betrachtungen über das Weltgebäude fort, so man aber auch ordentlich lesen muß, wenn man wissen will, was drin steht. Denn der Nürnberger Trichter ist schon vor dem siebenjährigen Krieg zerbrochen.

1811.

Der Hausfreund steht vor dem geneigtem Leser mit aufrechtem Angesicht, und läßt sich beschauen um Alles, was er in den vorjährigen Kalender geschrieben hat, und fürchtet nichts. Denn schon mancher Biedermann hat ihm freundlich die Hand dafür gedrückt und gefragt: Wollt ihr kein Schöpplein trinken? Und in manchem Dorf, wenn er durchgeht, rufen ihm die Kinder nach: Guten Morgen Hausfreund, oder: Guten Abend Bildermann, und wenn ihn hie und da Jemand nicht grüßt oder dankt ihm nicht, so denkt er nur wie ein großer Herr oder ein berühmter Gelehrter: du kennst mich nicht. Hingegen wird der geneigte Leser wohl auch entdeckt haben, daß sonst der Kalender des vorigen Jahres ausgesehen hat fast wie ein Laiblein Brod, das etwas zu früh aus dem Ofen kommt. Der Hausfreund kanns jetzt nimmer länger verhehlen, und will's also lieber aufrichtig gestehen, daß er den Kalender nicht selber druckt, sondern durch

fremde Leute fertigen läßt, und muß ein hübsches Stück Geld ausgeben alle Jahre für Papier, für Schwärze, für Ziegelmehl zu den rothen Feiertagen und Sabbathern, denn es müßten besondere Ziegel dazu gebrannt werden, ferner für die Druckerkosten, für die schönen Abbildungen, und hat blutwenig Profit daran, wenn er die Sohlen dazu rechnet, die er am Rhein auf- und ab wegläuft, und die Wirthshäuser. Also ist auch nicht der Hausfreund Schuld daran, daß der Kalender ein wenig Noth gelitten hat, sondern der Buchdrucker, der auch wieder sich zu verantworten weiß.

Fürs erste sind die rothen Buchstaben ziemlich blaß, und manchmal fast nicht zu lesen. Der Drucker sagt, der Ziegler sey Schuld, er habe die Ziegel nicht genug gebrannt.

Fürs zweite stehen hie und da die rothen und schwarzen Buchstaben so auf einander, daß man die Namen nicht recht lesen kann, und ist manchmal recht betrübt anzusehen, wie so ein vornehmer Feiertag sich mit einem schlechten Werktage gemein machen mag, nicht anderst, als zur Zeit der Sündfluth die Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen. Allein der Buchdrucker sagt, das sey mit Fleiß geschehen, und er nehme die Sache anderst. Denn die rothe Farbe bedeute bei ihm Freude, und die schwarze bedeute Leid, und er habe damit nur so viel sagen wollen, daß das Jahr 1810 dem ge-

neigten Leser Gutes und Schlimmes untereinander, und manchmal auf den nämlichen Tag bringen werde, wie denn auch geschehen ist, und im Jahre 1811 wieder geschehen wird, denn

„Mit der Freude zieht der Schmerz
„traulich durch die Zeiten.

Drittens, so ist der Judenkalender hinter dem Decembermonat ganz falsch ausgefallen, und es ist zum Beispiel nicht wahr, daß im Jahr 1810 der Tempel am 22ten Juli verbrannt worden. Sondern nur in dem Jahr 1809 ist er am 22ten Juli verbrannt worden, aber im Jahr 1810 am 9ten August. Der Buchdrucker sagt, es sey auch nicht Alles ein Evangelium, was der Hausfreud selber in den Kalender stiftet, auch habe er am Ende des Kalenders vornen an den Jahrmärkten den Fehler wieder gut gemacht, und dort den Tempel richtig am 9ten August verbrannt, und am 20sten März den Haman gehenkt. Wenn die Staatsbürger mosaischen Gesetzes dem Hausfreund gute Worte geben, und wieder einmal schwarze baumwollene Strümpfe zum Neujahr schenken, wie Anno 93, so schreibt er ihnen auf das Jahr 5572 ihrer Rechnung einen eigenen Hausfreund, und der julianische und der gregorianische Kalender kommt dann auch nur so eben an, zuerst falsch, hernach recht.

Zum vierten, so ist der Druck in den schönsten Artikeln zum Lesen hie und da auch etwas blaß

und unleserlich ausgefallen. Aber der Buchdrucker sagt, das sey auch mit Fleiß geschehen. Das Papier, sagt er, ist ohnehin ein wenig schwarz, wenn ich nun noch schwärzere Buchstaben darauf gesetzt hätte, so wäre der Kalender zu dunkel ausgefallen für die trüben Wintertage.

Fünftens, so sind in den Jahrgang 1810 viele Druckfehler eingeschlichen. Von denjenigen, die im Kalender stehen, sollen hier nur folgende namhaft gemacht werden.

Der große Comet, der 4mal so groß schien, als der Abendstern, ist nicht im Jahre 1806 erschienen, wie der Drucker meint, sondern im Jahr 1680, das ist zweierlei.

Ferner die Cometen werden nicht unbescheiden am Himmel sichtbar, wie manchmal ein ungezogener Mensch in einer wohlerzogenen Gesellschaft, sondern sie kommen unbeschieden, das ist ungerufen, weil sie selber wissen, wann ihre Zeit da ist, und wie lang sie zu bleiben haben, besser als ein unbescheidener Mensch.

Ferner in des Seilers Antwort soll es nicht heißen: Wer heut zu Tag an den Galgen oder in's Zuchthaus will; sondern; Wer an den Galgen oder heut zu Tag in's Zuchthaus will. Denn heut zu Tag hat ein Spitzbub von Glück zu sagen, wenn er nur noch in's Zuchthaus kommt. Von Hunderten bringts

kaum einer so weit. Deswegen stiehlt einer und der andere ein Rößlein und reitet.

Ferner der Zundelheimer ist nicht ganz betäubt im Wirthshaus gesessen, denn er hat nur ein Schöpplein getrunken, sondern ganz betäubt, weil sein Bruder ein Schelmenstück an ihm begangen hat, und wieder ehrlich worden ist.

Zu dem Allem sagt der Buchdrucker weiter nichts, als der Hausfreund hätt's deutlicher schreiben sollen, so hätt er's richtiger gedruckt.

Sechstens und endlich, so sieht das 1810er Aderlaßmännlein nicht aus wie ein anderes Menschenkind, das wohl auch einmal Herzklopfen oder Seitenstechen oder die Milzsucht bekommt, sondern wie ein leibhaftiger Gnom oder Wechselbalg. Der Buchdrucker sagt, eben deswegen habe er ihm alle Adern öffnen lassen, damit es sich bald verblute. Der Barbier von Segringen habe ihm bereits ein neues versprochen.

Dies ist die Beicht und Rechtfertigung des Buchdruckers, die auf sein Verlangen hier eingerückt wird. In Zukunft hofft der Hausfreund und seine zwei Gehülfen wird es besser gehen, doch kann er nichts für gewiß versprechen, denn es haben andere Leute auch noch dazu zu reden.

Was aber die zwei Gehülfen betrifft, so hat der Hausfreund angenommen, erstlich einen braven

Adjunktus, der schon weit in der Welt herumgereist ist, in Paris, in Amsterdam und in München Der geneigte Leser wird ihn bald kennen, wenn er ihn sieht. Denn er ist hochgewachsen und breit, trägt statt der Schnallen Schnüre an den Beinkleidern, hat eine schwache leise Stimme, versteht alle Sprachen, (der Hausfreund zwar auch), und in seiner Kindheit müssen die Schutzpocken noch nicht sehr im Schwung gewesen seyn.

Sodann hat er angenommen des Adjunkts seine Adjunktin oder Schwiegermutter, die ist schon gewesen in Berlin, in Wien, in Italien und auf dem Rigi-Berg in der Schweiz, hat schöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausspotten, und doch ist sie allen Leuten lieb und werth. Schon manchmal hat der Adjunkt den Hausfreund gefragt, ob es mit natürlichen Dingen zugeht, was sie versteht, und wie sie's treibt, und wie sie's den Leuten anthut, z. B. ihm.

Also wünschen der Hausfreund, der Adjunkt und die Schwiegermutter dem geneigten Leser insgesammt ein friedliches neues Jahr und einen blauen Freudenhimmel auf Erden, und nur so viel Wolken daran, als nöthig sind, das heiße Blut zu dämmen, wenns eben hinaus will vor Freude oder vor Uebermuth.

1813.

Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr.

Es ist artig, daß der Hausfreund immer über das andere Jahr etwas besonders mit dem geneigten Leser zu reden hat, Anno Neun, Anno Eilf und Anno Dreizehn.

Anno Eilf hat er gesagt, in Zukunft hoffe er, solls mit dem Kalender besser werden. Er hat nicht gesagt: „im nächsten Jahr," sondern in Zukunft, nämlich von Anno Dreizehn an.

Denn der rheinländische Hausfreund hat sich jetzt seßhaft niedergelassen in Lahr im Breisgau, eine Stunde von Mietersheim, und hat mit dem Herrn Buchdrucker Geiger allda und mit dem Herrn Buchdrucker Katz in Pforzheim so zu sagen gemeine Sache gemacht von wegen des Kalenders, und hofft nun seiner Sache gewiß zu seyn, und dem Leser etwas versprechen zu können. Denn der Herr Buchdrucker Geiger sagt: er wolle den Hausfreund schon drucken und pressen, daß es eine Art habe, nicht anderst als wie sein eigenes Kind, nämlich den Lahrer hinkenden Boten, und der Herr Buchdrucker Katz will auch nichts ermangeln lassen.

Erstlich versprechen sie bei Verlust des Privilegiums, wieder jeden Bogen besonders zu drucken,

wie es ehemals geschah, und in ihrer Druckerei sey es nie anders üblich gewesen.

Zweitens sagt der Herr Geiger, man bekommt heutzutag kein gutes Ziegelmehl mehr, ich will lieber Zinnober nehmen.

Drittens sieht er's zwar als eine sehr nützliche Uebung der Kinder im Buchstabiren an, wenn man zwei Zeilen in einander hineindruckt, eine mit rothen Buchstaben und eine mit schwarzen, damit die Kinder die rothen Feiertage aus den schwarzen Werktagen buchstabenweis herausklauben können, wie man die Erbsen und die Wicken auseinander liest. Ja er behauptet, wer gut mit der Schrift umgehen könne, habe überdies einen großen Vortheil dabei, daß er zwei Zeilen auf einmal lesen könne. Dessen ungeachtet sagt er, er sey kein Freund von Neuerungen, was auch löblich ist, und wolle lieber die Zeilen wieder eine unter die andere drucken, wenn man auch mehr Zeit dazu brauche, eine nach der andern zu lesen, als beide auf einmal.

Viertens will er die rothen Namen so drucken, daß man deutlich unterscheiden könne, obs Esto mihi oder Trinitatis heißt.

Fünftens will er dem Mond ein ordentliches Gesicht anmalen, daß er nicht im Neulicht aussieht wie ein Mohr, an dem man auf drei Schritte keine Nase und keine Lippe unterscheiden kann, oder wie eine schwarze Mondsfinsterniß, und im Vollicht wie eine rothe.

Sechstens, wenn der Herr Katz an die Abbildungen kommt, will er dem Papier den Model dazu nicht nur von Weitem zeigen, sondern er will ihn wirklich darauf drucken; ja wenn die Zeiten wieder besser werden, ist er im Stand, und läßt sie auch anstreichen.

Kurz dieser schöne nagelneue Jahrgang auf Tausend Achthundert Dreizehn, der jetzt dem Leser in die Hände geliefert wird, soll als ein Muster dienen für die Zukunft, und der Hausfreund will den geneigten Leser treulich ermahnt haben, diesen Kalender auf 1813 wohl zu betrachten, und sorgfältig aufzubewahren, damit er den Herrn Geiger und den Herrn Katz gleich am Ohre nehmen kann, wenn sie über kurz oder lang nicht einhalten wollten, bis 1843. Denn der Accord dauert dreißig Jahre.

Der Hausfreund, wenn er daran denkt, wie mancher geneigte Leser in dreißig Jahren nimmer fragen wird: „den wie vielten haben wir heut, oder wann geht der Mond auf," und wie manches junge Blut im Kalender lesen wird, das noch nicht da ist, so könnte er darob fast ein wenig weichmüthig werden, zumal er selber kein heuriges Häslein mehr ist, und nicht weiß, wer heute oder morgen in seinen Accord mit dem Herrn Geiger und Herrn Katz eintreten wird. Man achtets just nicht groß, wie immer einer geht, und einer kommt, bis man

sich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet, als im Anfang. Nicht anderst als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag ist der Platz voll Menschen, absonderlich vor dem Stand des Zweibatzenkrämers, oder des Bildermanns, oder wo der Kalender verkauft wird, aber Nachmittags sind wieder ganz andere Leute da als Vormittags, und Niemand hat gemerkt, daß die ersten fortgegangen, und die andern gekommen sind. Also auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle Jahre geht etwas, und etwas kommt, und einer, der sich da und da in der Fremde gesetzt hat, wie der Hausfreund in Lahr, wenn er nach dreißig Jahren zum erstenmal wieder in seine Heimath kommt, ein neues Geschlecht wohnt in den alten Häusern, andere Gesichter schauen zu den Fenstern heraus, andere Kinder spielen auf der Gasse. Oder er kommt an einem Sonntag. Andere Knaben läuten in die Kirche, ein anderer Pfarrherr tritt aus der Sakristei heraus auf die Kanzel, ein anderer Herr Schulmeister oder Provisor schlägt den Choral. Aber die Leute im Dorf kennen einander noch alle, und merken nicht sehr, daß sich fast Alles geändert und gewechselt hat.

Wenn man das am 31ten Dezember 1812 oder auch heute schon bedenkt, sollte man sich fast entschließen, den Leuten, mit denen man zu leben hat, im neuen Jahr viel Liebe und Freude zu beweisen, weil man nicht wissen kann, wie lange sie

einem noch Zeit dazu lassen, ja man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinaus rücket an den Rand, weil auf der andern Seite immer neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Der Hausfreund gefällt sich in solchen Betrachtungen bei dem Jahreswechsel, will aber diesmal nicht fortfahren, weil er nur ein Wort von wegen dem Herrn Geiger und Herrn Katz zu reden hatte, und wünscht seinen Lesern zum neuen Jahr insgesammt des Lieben und Guten so viel, als jeder ertragen kann, süße Lebküchlein den artigen Kindern, den unartigen Zucht und geschmeidige Ruthen, Sittsamkeit der Jugend, Freude und Trost dem Alter, allen ein frommes Herz, und denen, die den Schluß des neuen Jahrs nicht auszuwarten gedenken, noch viel warme schöne Tage, und weit hinten im Jahr ein sanftes Ende.

1819.

Der geneigte Leser sieht den rheinländischen Hausfreund um etwas an:

Erstlich hat derselbe am Ende des Jahres 1815 die große Weltuhr gestellt, so daß seit dieser

Zeit kein Sternlein mehr aufgegangen ist, in dem Kalender.

Zweitens hat er ebenfalls versprochen, in Zukunft jedesmal dem Jahrgang seine Ehre anzuthun, und zu melden, in welchen Preisen 200 und 100 Jahre vorher der Wein und das Getraide gegolten haben, und hat's auch nicht gehalten.

Drittens hat er im nämlichen Jahr die Fortsetzung der vaterländischen Geschichte versprochen, und wer's wieder nicht gehalten hat, ist er. Keine Seele hat seitdem erfahren können, was nach der unglücklichen Schlacht bei Zulpich aus den armen Allemannen geworden ist. Manchem jungen Leser, der seitdem aus der Schule herausgewachsen ist, kommen diese Namen bereits vor, wie böhmische Dörfer.

Der Leser wollte sich darüber weniger wundern, wenn nicht der Hausfreund in vorderen Zeiten immer Wort gehalten hätte. Ein solcher Mann, sagt er, der es einmal so weit gebracht hat, daß er mit den Tag- und Nachtgleichen, mit den Mondsbrüchen und Finsternissen auf die Minute einhalten kann, der Witterung nicht zu gedenken, der sollte auch in andern Dingen sein Wort erfüllen, oder lieber nichts versprechen.

Was nun die große Weltuhr betrifft, so kommts dem Hausfreund nicht darauf an. Er will

sie wieder los lassen. Sind wir nicht im Jahr 1815 zwischen den Planeten stecken geblieben, und haben bereits dem Merkurius, und der Venus, oder dem Morgen- und Abendstern ihre Lobrehen gehalten. Folgen also jetzt die übrigen, als Erde, Mars, Pallas, Ceres, Juno, Vesta, Jupiter, Saturnus und Uranus, und sollen auf den nächstfolgenden Blättern einer nach dem andern aufgeben. Der Buchdrucker hat bereits versprochen, solches Papier dazu zu nehmen, welches gewissermaßen die Nacht vorstelle.

Anbelangend nun zweitens die Ehre des Jahrgangs, so hat gegolten: Im Jahr 1619 Wein der Saum 6 Pfund und 9 Schilling. Dinkel, das Viertel 3 Pfund. Roggen der Sack 2 Pfund 10 Schilling. Haber das Viertel 2 Pfund 15 Schilling. Im Jahr 1719 Wein, der Saum nur 3 Pfund 10 Schilling. Dinkel, das Viertel 5 Pf. Roggen, der Sack 4 Pfund 10 Schilling. Haber 4 Pfund. Solches gilt aber hauptsächlich von der Gegend um Basel und den angrenzenden oberländischen Landschaften, und wurde nach Basler Burgermaß gerechnet das Viertel sogenannte rohe Frucht zu zwei Säcken, oder 8 große oder 16 kleine Sester, der große Sester zu 16, der kleine zu 8 Becher.

Im Unterland aber z. B. in der Gegend von Bühl galt im Jahr 1619 Wein, das Fuder 33 fl.

oder der Saum etwas weniger als 5 fl. Korn das Viertel 2 fl. Im Jahr 1719 Wein, das Fuder 19 fl. Korn, das Viertel 2 fl. 24 kr.

Jetzt aber ist der Leser noch begierig zu erfahren, wie sich der Hausfreund drittens ausreden wird wegen der vorenthaltenen vaterländischen Geschichte. Wegen der Weltuhr und Ehre des Jahrgangs hat er sich brav gerechtfertigt. Antwort: Es sind seit mehreren Jahren so viele lebendige Kriege und andere sonderbare Ereignisse in die Welt gekommen, daß zu besorgen war, der rheinländische Leser habe genug daran, und verlange keinen Nachschub aus den verstorbenen Zeiten, und es geschieht nicht umsonst, daß der Hausfreund mit dem Jahr 1819 die alten vaterländischen Begebenheiten wieder wecken, und schöne christliche Kirchlein im Schwarzwalde bauen will, sondern er wünscht dem geneigten Leser eine lange Reihe friedlicher und fruchtbarer Jahre, von welchen das Jahr 1819 nicht das schlechteste seyn soll, und er will etwas darauf wagen.

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländischen Hausfreund aufsätzig. Denn sie sagen, er verwöhne die Leute, und mache sie meisterlos, weil er seinen Lesern über Alles, was er thut und unterläßt, Rechenschaft gibt, und mit ihnen redet.

XXI.

Wein und Fruchtschlag.

Schon oft und gern ist der Hausfreund dabei gestanden oder gesessen, und hat auch mit zugehört, wenn ein achtungswerther Greis von siebenzig Jahren, oder von achtzig, dem jüngern Geschlecht erzählt, was in seinen und seiner Väter Tagen geschehen ist, was die Frucht gegolten hat und der Wein. Ei wie gierig hören ihm die Söhne und die Töchter zu, ob sie es gleich schon oft gehört haben, und die herangewachsenen Enkel! Den Mägdlein am Rad bleibt der Faden in den Händen stehen ohne weiters, und dem Bäbele die Stricknadel, dem Jakob geht das Feuer in der Tabakspfeife aus, oder er dämpft gewaltig, je nachdem. „Ist es möglich," sagt die Margereth, nicht mit dem Mund, — Niemand redet drein, — sondern

mit dem staunenden Gesicht. „In solchen Zeiten möcht ich auch gelebt haben, so wohlfeil und so stille," sagt der Dieter. — „In solchen Zeiten möcht ich nicht gelebt haben, sagt der Heiner, „so arm an Geld und Freude. Aber die Marie sagt noch nicht Ja noch Nein, aber sie hört gerne was der Großvater erzählt, denn sie breitet mit der Gufe den Docht ein wenig auseinander und schaut mit lieblichem Antlitz scharf und sinnend in das Licht. Also will sich der Hausfreund jetzt auch einmal, ja auf einmal um circa fünfhundert Jahre älter machen, als er ist und seinen aufmerksamen Lesern sagen, was seit Anno 1296 bis auf die neuern Zeiten in den höchsten und niedrigsten Preisen die Frucht gegolten hat und der Wein, vornehmlich in der Herrschaft Rötteln und Badenweiler, denn Solches ist gar angenehm und lehrreich zu wissen für jeden Leser, der mit dem Ackerbau und Weinbau das ganze Jahr beschäftiget ist, und davon lebt, für jeden andern aber auch.

Merke: Erstens, der Hausfreund erfindet diese Preise nicht, sondern hat sie mühsam zusammen gesucht in alter Schrift.

Merke: Zweitens, ein Pfund Geld heißt hier so viel als acht und vierzig Kreuzer. Ein Schilling so viel als zwei und zwei Fünftels-Kreuzer. Ein Pfenning aber ist eines Kreuzers fünfter Theil. Mancher Herr Previser kann hier

noch manches Rechnungsexempel holen, und in sein Rechnungsbuch einheimsen, wenn er fertig ist mit der Vergleichung des neuen Maßes und Gewichts, und mit den neuen Dezimalbrüchen, die wieder einer ins Land gebracht hat.

Im Jahr 1296 war ein sehr fruchtbares Jahr. Es galt der Sack Dinkel — wie viel, rathet der geneigte Leser? Antwort: zwei Schillinge, oder nicht ganz fünf Kreuzer. Sechs Maß Wein hingegen galten ein Pfenning.

Im Jahr aber 1317 galt der Sack Kernen fünf Pfund. Solches war eine theure herbe Zeit, daß gar viele Leute vor Hunger verkamen.

Auch im Jahr 1439 ward es für eine große Theuerung erachtet, daß der Sack Kernen sechs Gulden kostete. Im Jahr 1484 aber konnte man Wein haben umsonst. Wer viel hatte, war froh, wer ihm viel abnahm.

Um diese Zeit ist die neue Welt von den Spaniern entdeckt und nach und nach viel Gold und Silber nach Europa gebracht worden. Viel Geld aber macht theure Preise.

Von 1530 an bis 1600 stand der Saum Wein selten geringer mehr als ein Pfund oder acht und vierzig Kreuzer, wie zum Beispiel im Jahr 1540, wo er zum letztenmal für 18 Schilling zu

haben war. Gewöhnlich schwankte der Preis zwischen ein Pfund und fünf. Im Jahr 1589 stieg er auf neun Pfund und 1592 auf zehn. In den nämlichen Zeitläufen stand der Sack Dinkel im Jahr 1541 zum letztenmal auf neun Schilling nach dem Schlag, und stieg jedoch selten höher als zwei Pfund.

Zwischen den Jahren 1600 und 1700 war schon der geringste Weinschlag drei Pfund, und zwei Schilling, der gewöhnliche vier, fünf und sieben, bisweilen schon zehn, und der höchste vierzehn Pfund zehn Schilling im Jahr 1693. Der geringste Fruchtschlag für den Sack Dinkel aber war noch manchmal, selbst noch im Jahr 1696 zwischen ein und zwei Pfund, und der höchste sechs auch sieben Pfund, namentlich als der dreißigjährige Krieg im Land war, der Schwed und der Hungar, wie auch sein Namensvetter der Hunger.

In den Jahren 1720, 1729, 1730 war der Weinschlag noch immer weniger als 3 Pfund. Im Jahr 1753, als der köstliche gekeltert wurde, der drei und fünfziger, sieben Pfund zwei Schilling, sechs Pfenning. Der Hausfreund gäb seinen nimmer drum, er hat noch. Im Jahr 1774 zwölf Pfund fünfzehn Schilling. Der Hausfreund hat auch noch. Aber im Jahr 1781 sank er wieder bis auf fünf Pfund und fünf Schilling, und stieg 1789 auf siebenzehn Pfund zehn Schilling. 1795 auf

dreißig Pfund, 1797 auf drei und dreißig Pfund sechs Schilling acht Pfenning, folglich um das sieben und dreißigfache mehr als 1540.

Der Dinkel aber galt nach dem Schlag in den Jahren 1706, 1718, 1722, 1723, 1730 ein Pfund und zwölf bis siebenzehn Schilling; 1712 und 13 aber fünf Pfund; 1770 aber sechs Pfund zehn Schilling; 1771 sechs Pfund; 1796 zehn Pfund, oder zwei und zwanzigmal mehr als 1541.

Jetzt will der Hausfreund noch der Jahrszahl seine Ehre anthun und in Zukunft immer. Nämlich es war der Schlag:

Vor zweihundert Jahren 1615:
Wein der Saum 6 Pfund 18 Schilling
Dinkel der Sack 2 Pf. 5 Sch.
Roggen der Sack 3 Pf. 15 Sch.
Haber der Sack 1 Pf. 12½ Sch.

Vor hundert Jahren oder 1715:
Wein der Saum 8 Pf. 7½ Sch.
Dinkel der Sack 3 Pf.
Roggen der Sack 6 Pf.
Haber der Sack 2 Pf.

Wie er im Jahr 1815 ausfallen wird, weiß noch Niemand, als der Hauptplanet.

Merke zum Beschluß, erstens: Seit dem Jahr 1206 bis jetzt, also in mehr als sechshundert Jahren

ist der Preis der Lebensmittel, im Ganzen genommen, immer gestiegen.

Merke zweitens: Gar geringe Preise in die Länge sind kein Glück und verrathen nichts Gutes. Entweder ist zu wenig Geld zum Kaufen im Land, und der Batzen muß in der Noth die Dienste des Guldens thun, wie wenn einer mit einem Eselein ins Feld fahrt, er thuts nicht aus Muthwillen oder zum Staat, sondern weil ers noch nicht bis zum Rößlein gebracht hat. Der Batzen ist das Eselein, und es kommt nicht darauf an, wie wenig Batzen gilt das Malter Kernen, sondern wie viel hab ich Batzen. Im Jahr 1362, sagt die Chronik, brachte der fleißigste Arbeiter seinen Taglohn nicht höher als neun Pfennige. Ein Haus mit Hofstatt kostete 35 Gulden. Wer damals 100 Gulden vermochte, war ein reicher Mann, und konnte alle Tage Vogt werden, in so fern. Aber was hilfts? Schon der Mittelmann hatte nichts, noch viel weniger der arme. Gleichermaßen, wie man zum Spott von einer gewissen Gegend sagt, daß dort die reichen Leute Holzschuhe tragen, die Mittelleute aber gehn baarfuß, und die armen haben gar keine Füße.

Oder aber es ist schon eine andere schreckliche Landplage vorhergegangen, und hat viele Leute hinweggerafft, die ägyptische Pest, oder ein langer Krieg, und die Welt sieht einem Jahrmarkt gleich, wo viel Krämer sind, aber kein Käufer. Wo man aus

Mangel an Käufern nicht weiß wohin mit dem Vorrath — „Was gebt Ihr mir für den Sack Kernen?" „Nichts!" — „Nehmt ihn für zehn Groschen." „Ich brauche ihn nicht," — da ist es keine Kunst, wohlfeil zu seyn, aber etwas zu erwerben, daß man kaufen kann, was nicht in der Furche wächst. Schiff und Geschirr, türkisch Garn, Sohlleder, Kalender. Sage nicht: „Es ist doch gut, wenn der arme Mann auch essen und trinken kann nach Genüge, und nicht sorgen und arbeiten muß von einem Stern zum andern. Sage vielmehr: „das thut gut eine kurze Zeit." Wenn der Reiche nimmer bestehen kann, was soll aus dem Armen werden, der von dem Reichen leben muß? Der Bettbat es alsdann gut, aber es gibt viele, und nicht Jedermann ist es gern. Also bedeutet es lauter gute Zeit, wenn die Preise etwas hoch stehen, und unter der Hand immer ein wenig steigen.

Merke drittens und endlich: Also sind die Zeiten seit sechshundert Jahren trotz Pest und Kriegen und Revolutionen und Pariser Kaiser-Regierung im Ganzen immer ein wenig besser worden, weil die Preise aller Lebensmittel und der Lohn aller Arbeiten immer ein wenig gestiegen ist. Liegts nicht offenbar am Tag? Wie schön gerüstet und geschmückt gehn heut zu Tag die Mägdlein in die Kirche? Die Mütter zu ihrer Zeit hättens nicht vermocht. Mancher, den der Hausfreund noch wohl gekannt hat, gieng im Zwilchrecke, und band die Schuhe mit le-

deren Riemen. Nein, der Sohn trägt einen tüchenen Rock und Schnallen, zum wenigsten von Composition. Und in manchem Städtlein oder Flecken, wo einst kaum für einen Kreuzer Prisen zu haben war, stehn jetzt Kaufläden mehr als einer, von den schönen Wirthshäusern an allen Straßen nicht zu reden.

XXII.

Verschiedenes aus dem rheinländischen Hausfreunde.

1.

Warme Winter.

Der warme Winter von dem Jahr 1806 auf das Jahr 1807 hat viel Verwunderung erregt, und den armen Leuten wohl gethan; und der und jener, der jetzt noch fröhlich in den Knabenschuhen herumspringt, wird in sechzig Jahren einmal als alter Mann auf den Ofenbank sitzen, und seinen Enkeln erzählen, daß er auch einmal gewesen sey, wie sie, und daß man Anno 6, als der Franzos in Polen war, zwischen Weinacht und Neujahr Erdbeeren gegessen und Veielein gebrochen habe. Solche Zeiten sind selten, aber nicht unerhört, und man zählt in den alten Chroniken seit 700 Jahren 28 dergleichen Jahrgänge.

Im Jahre 1289, wo man von uns noch nichts wußte, war es so warm, daß die Jungfrauen um Weihnacht und am Dreikönigtag Kränze von Veilchen, Kornblumen und andern trugen.

Im Jahr 1420 war der Winter und das Frühjahr so gelind, daß im März die Bäume schon verblüheten. Im April hatte man schon zeitige Kirschen, und der Weinstock blühte. Im Mai gab es schon ziemliche Trauben-Beerlein. Davon konnten wir im Frühjahr 1807 nichts rühmen.

Im Winter 1538 konnten sich auch die Mädchen und Knaben im Grünen küssen, wenns nur mit Ehren geschehen ist; denn die Wärme war so ausserordentlich, daß um Weihnacht alle Blumen blühten.

Im ersten Monat des Jahr 1572 schlugen die Bäume aus, und im Februar brüteten die Vögel.

Im Jahr 1585 stand am Ostertag das Korn in den Aehren.

Im Jahr 1617 und 1659 waren schon im Jänner die Lerchen und die Trosteln lustig.

Im Jahr 1722 hörte man im Jänner schon wieder auf, die Stuben einzuheizen.

Der letzte, ungewöhnlich warme Winter war im Jahr 1748.

Summa, es ist besser, wenn am St. Stephanstag die Bäume treiben, als wenn am St. Johannistag Eiszapfen daran hängen.

2.

Klein und Groß.

In Asien in dem Gebirge Taurus, und an andern Orten lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was je zuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sey wegen ihnen da, schlupfen hinein und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Süd-Amerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, so nicht größer sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schroten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Thierlein wie Mücken fängt und aussaugt. Doch das weiß der geneigte Leser schon aus einem der vorigen Jahrgänge dieses Kalenders, denn er ist ein belesener Mann.

Andern Respect flößt der Herr Lämmer-Geier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tiroler- und

Schweizer-Gebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Condur, ein Landsmann des Colibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß; seine Flugfedern sind vorne fingersdick, also, daß man schön Fraktur damit schreiben könnte; und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herum schauen, und könnte wie ein guter Freund neben einem Reiter auf seinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerg-Hirschlein genannt, deren Füßlein sind fingerslang, und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabackspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf 4 Beinen

geben und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7,000 Pfund, und ein fleißiger Schüler aus der zweiten Klasse soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann, und seine 1,000 Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch seyen. Der Lügenprophet Mahomed aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sey von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Jagreisen.

3.

Was in einer großen Stadt drauf geht.

Eine große Stadt hat einen großen Magen, und braucht im Winter einen großen Ofen. In Wien aber sind in einem Jahr vom 1sten Novem. 1806 bis dahin 1807 geschlachtet und verspeist worden: 66,795 Ochsen, 2133 Kühe, 75,000 Kälber, 47,000 Saafe, 120,000 Lämmer, 71,800 Schweine.

Viel Fleisch kostet viel Brod. Daher wurden verbraucht: 487,000 Zentner Weißmehl, 408,000 Zentner gemein Mehl.

Zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk. Also ist getrunken worden 522,400 Maas Wein, 674,000 Maas Bier.

Etwas Gutes ißt und trinkt man gern in einer warmen Stube. Sind verbrannt worden 281,000 Klafter Holz und 156,000 Meß Steinkohlen.

So viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hie und da einer hungrig ins Bett gegangen, und an manchem Fenster Eiszäpfelein gehangen seyn.

Und an manchem vollen Tisch ist einer gesessen, und hat nicht essen mögen vor Betrübniß; und in manchen Becher voll köstlichen Ungarweins ist auch eine Thräne gefallen.

4.

Ein Kriegsschiff.

Man kann sich nicht vorstellen, was zu einem großen Kriegsschiff gehört. Zu einem englischen Schiff, das 100 Kanonen führt, gehören 1000 starke Eichen, also, daß man sagen kann, ein ganzer Wald; ferner 200,000 Pfund Eisen. Zu den Segeln sind erforderlich 6500 Ellen Tuch; das Tauwerk oder die Seile haben ein Gewicht von 164,000 Pfund, und wenn sie mit Theer überzo-

gen sind, wie es seyn muß, so wären sie 200,000 Pfund. Das ganze Schiff hat ein Gewicht von 5 Millionen Pfund oder 50,000 Zentnern, ohne die Mannschaft und Lebensmittel, ohne das Pulver und Blei; und schwimmt doch so leicht und sicher auf dem Wasser dahin, und geht, wohin der Mensch es haben will.

Wenn ein einziger Mensch ein solch Kriegsschiff bauen müßte, und verstände alle Handwerker, die dazu gehören, so hätte er daran zu arbeiten 480 Jahre. Wenn er angefangen hätte im Jahr 1333, als noch keine Türken in Europa waren, und man fast noch 200 Jahre lang nichts vom Dokter Luther wußte, und hätte seitdem Tag für Tag daran gearbeitet, und lebte noch, so wäre er noch nicht fertig. Wenn also 480 Menschen daran arbeiten, so werden sie fertig in einem Jahr. Daraus kann man sehen, was es für ein entsetzlicher Verlust seyn muß, wenn in einer Seeschlacht 8, ja 12 solcher Schiffe in die Gewalt des Feindes kommen oder untergehen, wenn sie auch etwas kleiner sind. Wenn aber auch solch einem Schiff kein weiteres Unglück begegnet, so dauert es höchstens doch nur 50 Jahre.

5.

Das Welschkorn.

Jedermann kennt das sogenannte Welschkorn: am besten hier zu Land kennens die Gänse, aber nicht Jedermann weiß, wo es herkommt, und wie

viel man damit anfangen kann. Ein kräuterkundiger Mann, der Hausfreund hat schon manch Schöpplein mit ihm getrunken, und manches Paar Sohlen mit ihm durchgelaufen, der hats herausgebracht. Das Welschkorn ist nicht hier zu Land daheim, etwa wie der Baldrian, oder der gute Heinrich, oder das Tausendguldenkraut, sondern in Amerika, in der neuen Welt. Eh' Amerika entdeckt wurde, hat man in Europa nicht gewußt, daß es Welschkorn gibt, und die Amerikaner haben nicht gewußt, daß es Dinkel und Roggen gibt.

Bisher hat man das Welschkorn fast blos zur Mastung angebaut und benutzt. Aber das ist ein großer Fehler. Denn

Erstlich, so kann man aus dem Welschkorn, wenn mans ins Große anpflanzt, Zucker gewinnen, und hat ihn nicht mehr nöthig, dem Engländer abzukaufen. Die Pflanze, von welcher der Zucker kommt, sieht aus wie die Welschkornstaude. Sie hat ein lockeres saftiges Mark, wie die Welschkornstaude. Aus diesem Mark wird der Saft ausgepreßt, und der Zucker daraus gekocht. Das kann man nun mit dem Welschkorn eben so machen, wenn man die gehörigen Fabricken dazu anlegt, und die ersten Kosten nicht scheut. Gibts auch nicht so viel aus, wie vom Zuckerrohr, so kann der Zucker daraus doch wohlfeiler werden, und das Geld bleibt im Land.

Zweitens, die Körner, wenn man sie nicht

an dem Stock hart werden läßt, sondern halb reif abnimmt, geben auch für die Menschen ein sehr gesundes, angenehmes und nahrhaftes Nahrungsmittel, das man durch Kochen auf allerlei Art zubereiten kann.

Drittens, man kann daraus ein gutes Bier brauen, item einen sehr starken Fruchtessig, item einen guten Brantewein, der ebenfalls demjenigen nahe kommt, welcher aus der Zuckerpflanze gebrannt wird.

Viertens, die trockenen dünnen Häute, welche den Welschkornkolben umgeben, diese geben ein sehr feines Postpapier. Item, wenn man sie gehörig verarbeitet, so können sie anstatt des theuren Roßhaars zu Ausfüllung von Sesseln, Matratzen rc. gebraucht werden.

Die gute Eigenschaft des Welschkorns ist überdieß, daß es keinen guten fetten Boden liebt, sondern einen vermischten sandigen, ferner, daß es in guten Jahren fast tausendfältige Früchte bringt. Denn ein gesunder und großer Kolben hat etliche hundert Körner, und ein gesunder Stock kann seine drei Kolben tragen.

Wie nun das Welschkorn zu obigen Zwecken gepflanzt und behandelt werden muß, siehe das ist beschrieben in einem nagelneuen Buch, betitelt: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesammte Staatswohl, vorzüglich auf Land und Zeit berechnet, von Dr.

C. C. Gmelin von Badenweiler. Karlsruhe bei C. F. Müller 1809.

In dem nämlichen Buch steht noch viel Nützliches und Neues über den Weinbau, über die Baumzucht, wie man die Waldungen behandeln soll, über den Getraidebau, über den Hanf-, Flachs-, Hopfen- und Tabacksbau, über die Bienenzucht, welches die besten Grasarten für Matten sind, über Bergwerke, Gypsgruben, und sonst noch viel.

Merke: Wenn du auf ein paar Batzen nicht zu sehen hast, so mußt du das Büchlein kaufen, und deinen Mitbürgern, die es nicht selber anschaffen können, auch guten Rath daraus ertheilen.

6.

Hexenmehl.

An vielen Orten pflegen die Mütter aus altem zerfressenem Holz das sogenannte Wurmmehl zu sammeln und herauszukratzen, auf daß, wenn die Kindlein in der Wiege sich aufliegen oder sonst wund werden, so bestreut man ihnen damit die wundgewordenen Stellen, und verschafft ihnen Linderung. Das wäre nun freilich gut, aber es gibt noch etwas Besseres.

Denn erstlich, so kann man das Aufliegen und Wundwerden der Kinder gar oft verhüten, daß es gar nicht kommt, wenn man sie fleißig am ganzen Körper wascht, wenn man ihr Bettlein so reinlich hält, als möglich, und sie nicht länger in der

Wiege liegen läßt, als zu ihrer Ruhe und Pflege nöthig ist. Reinlichkeit ist in allen Dingen für die Gesundheit der Meister. Zweitens und wenn sich dieß Wundwerden nicht verhüten läßt, so ist das Wurmmehl noch nicht das zuträglichste Mittel dagegen. Denn das Wurmmehl ist noch nicht fein genug, für den zarten empfindlichen Körper eines solchen Kindes. Ein ungeschickter Wurm kann nicht so fein mahlen. Hiernach ist das Wurmmehl auch nicht reinlich genug, sondern es ist meistens mit Staub, mit kleinen Holzsplitterlein und mit den Unreinigkeiten des ekelhaften Wurms selbst vermischt, und anstatt dem armen Kind zu helfen, verursacht man ihm oft nur größeres Uebel. Leute, die auf eine Kleinigkeit nicht zu sehen haben, gehen daher lieber in eine Apotheke und kaufen für ein paar Kreuzer Streumehl, sonst auch einfältiger Weise Hexenmehl genannt. Dieses allein ist fein, rein und heilsam, denn es hats kein Wurm gemahlen und bereitet, auch nicht des Apothekers Hand, er läßts bleiben, auch keines Menschen Hand, auch keine Hexe, sondern es kommt aus den reinen gütigen Händen der Natur selbst, und der Apotheker verkaufts nur. Nun wäre es keine Sache, wenn man sagte: „Mutter, laß dich ein paar Kreuzer für ein Schächtelein voll Streumehl um deines zarten Kindes willen nicht reuen, wenn du es hast, und spar es lieber an dir selber wieder!" Aber der Hausfreund weiß andern Rath. Er kann vielen von seinen Lesern mit einem beträchtlichen

Vorrath davon unentgeldlich aushelfen, und bietets hiermit an. Der Apotheker hörts nicht gern.

Es kommt nämlich dieses Streumehl von einer Pflanze, die überall in trockenen und bewachsenen Wald- und Heidegegenden vorkommt, und an verschiedenen Orten ungleiche Namen hat, als da sind. Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudenfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil u. s. w. In der Gegend von Hausen zum Exempel auf dem Alzebühl, an dem Plaßberg, im Wagengesperr hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehn und um den Leib herumgegürtet, hernachmals auch in Brassenheim und in Segringen. Sollte aber der Leser dieses Gewächs an keinem von obigen Namen erkennen können, so sieht es eben deßwegen ganz kurios und nicht wie andere Kräuter aus, damit man es desto sicherer beschreiben kann. Es hat nämlich einen gelblich grünen Stengel der sich mit seinen Aesten nicht in die Höhe treibt, sondern unter dem Grüß und Laub links und rechts wie ein dünner Strick oder eine dicke Schnur auf dem Boden liegend fortwindet, immer neue Würzelein in die Erde hineintreibt, und ringsum mit viel tausend kleinen spitzigen anliegenden Blättlein, als wie mit Schuppen umgeben ist. Der geneigte Leser fängt schon an, etwas zu merken. „Nicht wahr," sagt er, „im Sommer steigen aus dem Winkel der Aeste gerade, aufrecht stehende Stiele 3 bis 5 Zoll lang in die Höhe und auf je-

dem sitzen 2 auch 3 kleine runde Aehren oder Würstlein, und man kann oben an ihnen sehen, wo sich das Gewächs unter dem Gras und Laub hinwindet?" — Ganz richtig! — „Und die Würstlein sind anfänglich auch mit fest anliegenden kleinen Blättlein oder Schuppen rings umgeben, aber im Spätjahr gehen die Blättlein oben los, und die Aehre öffnet sich in eben so viel kleine Fächlein?" Ganz richtig! Und nun ist alles klar, und in diesen offenen Fächlein liegt alsdann das reife Streumehl oder sogenannte Hexenmehl, das der Hausfreund anbietet. Wers ihm abnehmen will, thut am besten, man gibt im Sommer Achtung, wo solche Pflanzen zu finden sind, und im September oder October früh Morgens, wenn die Würstlein noch feucht vom Nachtdaft sind, schickt man ein Paar Kinder hinaus, oder geht selber. Einer Mutter wird für ihr Kindlein kein Gang zu sauer. Hernach schneidet man mit einer Scheere die Aehren ab, und trägt sie sorgfältig heim. Daheim legt man sie auf ein Papier, läßt sie dürr und trocken werden, schüttelt alsdann das Mehl heraus, und hebt es zum Gebrauch gut auf.

Der Hausfreund hat allemal eine stille Freude, wenn er bedenkt, wie die Einwohner auf dem Land und in den lustigen Thälern so Manches umsonst haben können, wenn sie wollen, was man in der Stadt bezahlen muß und oft für theures Geld nicht haben kann, als Bohnen, Kirschen, Habermark,

Himbeeren und Heidelbeeren genug, kühles Wasser, item Gesundheit, item Zufriedenheit, item Kurzweil, item Streumehl für die armen Kinder.

7.

Zeitlose.

Eine sonst gesunde Frau von 53 Jahren, wohnhaft in Oberhausen, bekam das Fieber. Am fünften Tag kochte sie ein Tränklein, von drei Wurzelzwiebeln der Zeitlose, und trank das Tränklein.

Merke: den andern Tag darauf, als am fünfzehnten September war die Frau eine Leiche. Denn die Zeitlose ist Gift.

Was ist Zeitlose? Zeitlose ist die Blume, die im Spätjahr ohne Stengel, ohne grüne Blätter einsam auf den Matten aufgeht, wenn das letzte Gras schon abgemäht ist, und die Blumen des Sommers schon verwelkt sind. Die Farbe ist röthlich-blau, oft fast weiß. Sie hat Aehnlichkeit mit einer kleinen Tulpe, hat aber nicht 6 Blätter, sondern nur 6 Einschnitte. Oft erscheint sie auf einer Matte in großer Menge.

An einigen Orten heißt sie auch Herbstblume, Kühdutte, hie und da hat sie auch einen unehrbaren Namen. Selbst dem Vieh ist sie schädlich. Es ist daher kein Fehler, wenn man sie mit den Wurzelzwiebeln aussticht und die Matten davon zu reinigen sucht. Aber Tränklein davon kochen und dran sterben, das ist ein Fehler.

8.

Zwei Spracherinnerungen.

Ein guter Theil der geneigten rheinländischen Leser wird ersucht, zwischen den Wörtern „Lehren" und „Lernen" einen Unterschied zu machen. Lehren heißt Unterricht geben. Lernen, das heißt Unterricht empfangen und annehmen. Man kann nicht sagen: „Der Herr Provisor hat mich die Regel detri gelernt," sondern „der Herr Provisor hat mich die Regel detri gelehr:," oder: „ich habe sie bei ihm gelernt." Nicht so: „Lern' mich das und das, damit ichs auch kann," sondern so: „Lehr' mich das und das." Gewissen geneigten Lesern hat es bei dem Anfang dieser Erinnerung wollen ein wenig Angst werden, die da glaubten, es komme etwas Anderes und sie seyen gemeint. Nein, selbige ficht der Hausfreund nicht an. Er will nur denjenigen ein wenig behülflich seyn, die gern hochteutsch sprechen möchten, und haben es doch nicht recht im Gang. Der Hausfreund kennt einen zum Beispiel, der die ganze Woche spricht nach Landesart, wie es auf selbigen Bergen seit den urgroßväterlichen Zeiten üblich ist. Aber am Sonntag thut ers nicht anderst. Am Sonntag muß Hochteutsch gesprochen seyn. Er sagt: „Es hat mich viel Mühe gekostet, so zu reden daß mans gleich zu Papeir bringen könnte. Aber jez geht es anfangen." An hohen Festtagen thut er auch etwas Französisch dran wie Knoblauch ans Sauerkessen.

Zweite Erinnerung. Auch wolle man gefällig einen Unterschied machen zwischen den zwei Ausdrücken: „Es ist" und „Es war." „Es ist," sagt man von demjenigen, was in der gegenwärtigen Zeit geschieht oder seinen Bestand hat, während dem daß man davon redet. Z. B. Es ist heute Sonntag. „Es war," sagt man von demjenigen, was in der vergangenen Zeit geschah oder seinen Bestand hätte, und sich nimmer so befindet, währenddem man davon spricht. Der Herr Schulmeimeister, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, soll nicht sagen: „Es war Gottlob heut ein schöner Tag," sondern: es ist ein schöner Tag. Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, soll nicht sagen: „sie war ein wohlgesittetes, züchtiges Mägdlein," sondern: „sie ist es," das Andere kommt noch frühe genug wann sie aufgehört hat, es zu seyn. Kurz, wo man in der gemeinen Rede sagt, es ist, da sagt man es auch in der hochteutschen. Es kann nicht fehlen.

XXIII.

Das Glück des Weisen.

Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glücks nicht mehr verlangt als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht. Kann er sich auch nicht in Seide und Purpur hüllen; er will nur sein Blöße decken. Reizen auch Indiens Gewürze und Cyperns Weine seinen Gaumen nicht, er will nur seinen Körper nähren und seine Kräfte unterstützen. Keine Marmorsäulen tragen sein Dach, aber es schützt ihn gegen die Stürme des Himmels. Er wird nicht unter den Reichen, nicht unter den Angesehenen seines Volkes gepriesen, ihm genügt der Name eines guten Menschen, eines friedlichen Bürgers, eines treuen Familienvaters. Er sieht sich nicht von Schmeichlern umlagert, kein Schwarm von Dienern wartet auf seine Befehle, keine Clienten huldigen ihm, keine Fremden dringen sich zu

seiner Bekanntschaft, ihm genügt ein Freund. Um sich sein mäßiges Glück zu gönnen, gönnt er jedem *Andern sein großes.*

Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns; nicht in den Goldkisten, nicht in dem Adelsbriefe, nicht in dem schäumenden Pokal, sondern im ruhigen zur Freude rein gestimmten Herzen. Wer mit einer Brust voll ungeziemter brennender Leidenschaft seine Ruhe im Reichthum oder in dem Stande sucht, findet sie nie. Er hat eine Million gehäuft, und findet sie nicht, er häuft die zweite, und findet sie noch nicht. Er ist aus dem Staube in die Rathsstube, in das Kabinet des Fürsten, an die Spitze einer Armee, auf den Thron gestiegen. Immer höher und nie erreichbar stieg sie vor ihm auf, je höher er selber stieg. Selbst auf dem Thron sitzt sie nur für den, der sie auf den Thron mitbringt. Nur der Zufriedene, der seine Wünsche auf das beschränkt, was Natur und Glück und Fleiß ihm gewährt, und in dem Besitz und Genuß dessen seine Wünsche befriedigt sieht, nur er hat Ruhe und für die Freude des Lebens einen offenen Sinn. Nur ihm lächelt der Frühling und seine Blüthen, ihm schwanken die Gipfel des Blüthenhains in der kraftbewegten Luft, ihm flüstert die vertrauliche Quelle. Sanfter Schlummer besucht seine Lagerstätte, während auf seidenen

Polstern den Reichen die Sorgen, den Ehrsüchtigen der Neid, den Schwächling die Sünden quälen, und der Ausschweifende in lärmenden Sälen sich zum Schwächling entkräftet; und mit leichtem Sinn und leichtem Herzen wacht er am Morgen auf, begrüßt die wiederkehrende Sonne, und hat ein offenes Herz für alle neuen Freuden der Natur.

Um sich sein gemäßigtes Glück zu gönnen, gönnt er jedem Andern sein größeres. Dankbar und mit Vertrauen blickt er zum Himmel auf, der die Waage des Schicksals hält. Ohne Reue schaut er in die Vergangenheit, ohne Furcht in die Zukunft. Untreu ist jeder andere Besitz, unentreißbar nur der, den wir im Herzen tragen.

XXIV.

Verschiedene Gedanken.

1.

Ist's Verständigkeit oder Zufall, oder vom verborgenen Geist gefügt? In den Frühlingswochen, wo Alles blüht, zwischen Ostern und Pfingsten, erscheint auch allemal die Blüthe der Evangelien in den Sonntagstexten, von der Auferstehungsgeschichte an des Erstlings von den Todten, dieser unverwelklichen primula veris, bis am Pfingstfest der befeuchtende Geist hinabsteigt. Lauter sanftes Wehen und Duften des Sonntags in uns und ausser uns. Es ist die Weihungszeit für die religiösen Gefühle wenigstens eines Jahres. Wer sie nicht empfäht oder annimmt, kann ein unfruchtbares Jahr bekommen.

Umgekehrt sind alle Sternenblumen und alle blühenden Apfelbäume schöne Evangelien des Jahrs, aber nach Trinitatis, wenn Alles sich in Früchte bildet und vervielfältigt, kommen die Wunder.

2.

Im nämlichen Sinn, wie auf der ganzen Erde Christen verbreitet sind, wird auch auf der ganzen Erde ein christlicher Feiertag, z. B. Pfingsten gefeiert. Aber er hat in jedem westlichern Grad der Länge einen spätern Anfang als im nächstvorhergehenden östlichen, und wandelt also in 24 Stunden um die Erde herum, mit der Sonne.

Eben so kann rings um die Erde herum in jedem Augenblick das Morgengebet verrichtet, die Betglocke geläutet werden, und in 24 Stunden ist es wieder da.

3.

Die Erde ist eine Gondel, die an der Sonne hängt, und auf der wir aus einer Jahreszeit in die andere fahren.

4.

Auch die große Weltuhr hat irgendwo einen Wecker.

5.

Die Ruinen in Asien, Aegypten, Griechenland, Italien und überall sind die Eselsohren im großen Buch der Geschichte. Ueberall bezeichnen sie die merkwürdigsten Stellen in demselben.

6.

Ewige Güte! Die Tochter dankt und vergilt den Eltern alle Sorgen und Schmerzen und Liebe

der Erziehung oft dadurch, daß sie ihnen wieder ihre eigenen Kinder zu erziehen giebt.

7.

Es gibt für mich keine eingreifendere Versinnlichung der Ewigkeit als das Stillstehen einer Uhr, wo es ewig z. B. Dreiviertel auf Neun bleibt.

8.

Wenn die Handwerksbursche mit einem Lied fertig sind, und nach der Melodie nicht genug haben, pfeifen sie sie in Ermanglung des Textes nach, wie man Brod in die Brühe tunkt, wenn das Fleisch gegessen ist.

9.

Man muß immer wieder von Neuem die Cultur an den Griechen lernen, wie man immer wieder ächte Kartoffeln aus Amerika holt, und wilde Elephanten einfangt.

10.

Die Langeweile wartet auf den Tod.

11.

Es ist kein gutes Compliment, wenn man sagt: „Es hat mich gefreut, Sie wohl zu sehen." Man sollte sagen: „Es freut mich, Sie wohl gesehen zu haben," (und könnte allenfalls, während mans sagt und sich wegdreht, die Augen zuschließen.)

12.

Der Hebräer denkt sich gegen andere Nationen Manches in der umgekehrten Ordnung, aber natürlicher und ansprechender.

Das *νυκτημερον* beginnt ihm, wie die Zusammensetzung des Wortes selbst, mit der Nacht (die früher war) und endet mit dem fröhlichen Tag.

Wir feiern den Ruhe- und Freudentag der Woche im Anfang derselben, haben alsdann das Gute weg, und die sechs Mühetage kommen nach. Er arbeitet zuerst sechs Tage, und hat den belohnenden Freuden- und Ruhetag am Ende zu gut. Was ist vernünftiger?

Die Römer und Griechen hatten ihr goldenes Zeitalter im Rücken. Die Väter habens genessen. Die Prepheten der Juden kündens der Zukunft an. Die Enkel werden sich seiner freuen. Ueberall geht das Traurige voraus, und das Erfreuliche kommt nach.